Die Weltbühne

Der Schaubühne XXVIII. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Begründet von Siegfried Jacobsohn

Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky
geleitet von Carl v. Ossietzky

28. Jahrgang

Zweites Halbjahr

1 9 3 2

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg · Kantstrasse 152

Register der ‚Weltbühne‘

XXVIII. Jahrgang (1932), 2. Band

Autorenregister

Sachregister

Gefesselte Regierung von Hellmut v. Gerlach

Vor ein paar Wochen war es, in einer großen Provinzialstadt Preußens. Nach dem Diner saßen die Herren zusammen im politischen Gespräch, lauter bessere Leute, Deutschnationale oder so ähnlich. Nur ein Jude war unter ihnen, noch vor kurzem sehr reich und darum selbst für diesen exklusiven Kreis gesellschaftsfähig. Die deutschnationalen Herren hatten sämtlich starke Bedenken gegen die Regierung Papen, natürlich nicht gegen ihre Gesinnung, aber gegen ihre Fähigkeiten. Der jüdische Exmillionär war der Einzige, der Papen verteidigte: „Was wollen Sie, meine Herren, der Mann ist doch der letzte Schutzwall gegen den Bolschewismus."

Diesem Papenfreund hätte ich gewünscht, am 29. Juni in dem Zuge der U-Bahn zu sitzen, der um Mitternacht Bahnhof Nollendorfplatz einlief, Wagen für Wagen bis auf den letzten Stehplatz mit jugendlichen Hakenkreuzlern gefüllt, die, offenbar stark alkoholisiert, mit hervorquellenden Augen ununterbrochen brüllten: „Juda verrecke! Juda verrecke!" Ein paar gewöhnliche Sterbliche, die keine Fahrkarte ins Dritte Reich gelöst hatten, saßen mitten zwischen den Horden. Wäre einer dieser Sterblichen Freiherr von Gayl gewesen, wären ihm vielleicht doch Bedenken über die Auswirkungen seiner Nazipolitik gekommen.

Sofort als die Regierung Papen-Schleicher ernannt worden war, wurde sie an dieser Stelle als gleich katastrophal in innen- wie außenpolitischer Beziehung bezeichnet.

Zu den Zeiten des Kaisertums gab es einen Augenblick, wo man von der Reichsverdrossenheit der Süddeutschen sprach.

Für das, was die Regierung Papen-Schleicher in den wenigen Wochen ihrer Existenz in Süddeutschland erzeugt hat, ist der Ausdruck „Reichsverdrossenheit" ganz unangemessen. Gewiß, verdrossen ist man, mehr als das, verärgert, mißtrauisch, beunruhigt gegenüber dem, was aus Berlin von den Herren ohne Volk diktiert wird. Aber zum Reich steht man in unverbrüchlicher Treue. Man sieht nur schwerste Gefahren über das Reich heraufziehen, wenn ihm weiter ein ostelbischer Kurs aufgezwungen werden soll.

Man fügt sich auch der neuesten Notverordnung, obwohl sie den Süddeutschen ihren Ordnungskurs außerordentlich erschwert. Steht es doch so, daß sie, wie das halbamtliche Organ der bayrischen Regierung feststellt, „sich in der Hauptsache gegen die Länder richtet, in denen die blutigen Krawalle nicht vorgekommen sind, unter denen seit langem das ganze norddeutsche Reichsgebiet leidet". Man warnt:

Um im Rahmen des Möglichen wenigstens vom bayerischen Staatsgebiet die Krawallpolitik der Straße einigermaßen fernzuhalten, erwächst nun für die bayerischen verantwortlichen Stellen die selbstverständliche Pflicht, die Bestimmungen dieser Notverordnung, solange sie nicht zu beseitigen ist, so auszuschöpfen, daß die Staatsautorität nicht noch weiteren Schaden leidet als den, der ihr von oben her schon zugefügt worden ist. Das tun, ist keine Bekundung einer Obstruktion, des passiven Widerstandes oder sonst einer Oppo-

sitionsstellung gegen das Reich. Das ist einzig eine aus den kommenden Zuständen ganz von selbst erwachsende Separation der Ordnungliebenden, für die auch das Reichskabinett von Papen Bayern noch Dank wissen wird.

Konflikte von unübersehbarer Konsequenz künden sich an: Die neue Notverordnung verfügt:

I. Allgemeine Demonstrationsverbote treten außer Kraft.

II. Die Landesbehörden können in Einzelfällen Verbote veranlassen.

III. Hat der Reichsinnenminister gegen ein solches Verbot Bedenken, kann er die Landesbehörde um Aufhebung ersuchen.

IV. Entspricht die Landesbehörde diesem Ersuchen nicht, so kann er das Verbot aufheben.

Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Freiherr von Gayl wird in Demonstrationssachen Polizeidiktator über ganz Deutschland.

Freiherr von Gayl ist stockreaktionär, aber immerhin der beste politische Kopf im Kabinett. Wenn ein Mann mit Urteilsvermögen wie er die Dinge in Süddeutschland auf die Spitze treibt, die juristische Verantwortung für die Übertragung der norddeutschen Unordnungszustände auf Süddeutschland übernimmt, das Verbot der führenden Blätter der beiden größten Oppositionsparteien (‚Vorwärts' und ‚Kölnische Volkszeitung') fordert, der SA in einer Weise die Straße freigibt, daß sie heute kein ordentlicher Familienvater mehr zu betreten wagt, wenn er sich nicht im Besitz einer Lebensversicherung befindet, so fragt man sich, was ihn dazu veranlaßte.

Die Antwort hat Ministerpräsident Doktor Bolz, ein sehr weit rechtsstehender Zentrumsmann, im württembergischen Landtag gegeben, als er erklärte, „man habe den Eindruck gehabt, daß die Reichsregierung Bedingungen eingegangen sei, die man der württembergischen Regierung auf schriftliche Anfrage nicht habe mitteilen wollen".

Sehr begreiflich! Man genierte sich, weil man sich zu genieren allen Grund hatte. Die Geheimdiplomatie des Kaiserreichs ist abgelöst worden durch die innere Geheimpolitik der sozusagen republikanischen Regierung Papen-Schleicher.

Die Geheimakten aus der Kriegs- und Vorkriegszeit sind veröffentlicht worden. Wann werden die Geheimakten über den Vertrag veröffentlicht werden, den Hitler oder seine Beauftragten mit den Herren von Papen und von Schleicher oder ihren Vertrauensmännern abgeschlossen haben?

Daß eine Abmachung vorliegt, hat ein Mann von dem amtlichen Gewicht des Ministerpräsidenten Bolz erklärt. Läge sie nicht vor, hätte die Reichsregierung auf die schriftliche Anfrage aus Stuttgart nur zu erwidern brauchen, daß sie keine Bedingungen eingegangen sei.

Die Bedingungen, die Hitler eingegangen ist, sind ungefähr bekannt. In dem vertraulichen Rundschreiben des Reichspropagandaleiters der NSDAP Doktor Goebbels hieß es:

Jede Diskussion über das Kabinett von Papen hat seitens aller Parteistellen in diesem Wahlkampf zu unterbleiben, um jedem derartigen Versuch unsrer Gegner von vornherein die Spitze abzubrechen.

Die Verpflichtungen der Reichsregierung Herrn Hitler gegenüber sind unbekannt. Ausdrücklich hat sie sich geweigert, sie nach Stuttgart mitzuteilen.

Die Auswirkungen der Verpflichtungen sieht man. Sie sprechen dafür, daß die Verpflichtungen sehr schwerer und unerbittlich bindender Natur sind.

Unsre innern Zustände sind katastrophal. Mit jedem Tage, der uns dem Wahltermin näher rückt, werden sie katastrophaler werden. Mit einer gewissen hochmütigen Verachtung sprach man vor dem Kriege bei uns von den „blutigen" Wahlen in Galizien und Ungarn. Die blutigen Opfer, die schon bis jetzt der deutsche Wahlkampf infolge der Freilassung der SA gefordert hat, übersteigen die gesamte Verlustliste irgend eines Wahlkampfes in irgend einem östlichen Lande.

Und wie steht es außenpolitisch? Sind da wenigstens Kompensationen gegenüber den innern Niederlagen erreicht worden? Ich hoffe, daß es gestattet ist, in diesem Zusammenhang wenigstens den Herrn von Papen sonst so unlieb gewordenen Ausdruck „Kompensationen" ohne üble Folgen gebrauchen zu können.

Herr von Papen hatte es unvergleichlich leichter in Lausanne, als es jemals Brüning bei seinen Verhandlungen mit Frankreich gehabt hat. Sein Gegenspieler ist nicht Laval sondern Herriot. Laval war Nationalist und stützte sich auf eine nationalistische Kammermehrheit. Herriot ist Pazifist und hat die bei den letzten Wahlen siegreiche Linksmehrheit hinter sich. Niemals wird ein deutscher Kanzler mit einer bessern französischen Mehrheit und mit einem friedenswilligern Ministerpräsidenten rechnen können.

Erst klangen die Nachrichten aus Lausanne auch gar nicht übel. Was Papen in gewissen Interviews gesagt haben sollte, schien ein bißchen links von Brüning zu liegen, also recht vernünftig zu sein.

Die Presse der Rechten drohte. Papen reiste nach Berlin. Papen dementierte. Natürlich ist sein Dementi lautere Wahrheit. Der Franzose hat ihn mißverstanden. Kein Mensch guten Willens und guten Glaubens darf mehr Herrn von Papen in dem Verdacht haben, daß er zu Stéphane Lauzanne so staatsmännisch gesprochen habe, wie dieser zu melden gewußt hatte.

Mit wem und über was mag Papen während seines Weekends in Berlin gesprochen haben?

Geheimpolitik!

Kaum war er wieder in Lausanne, so gewitterte es. Herr von Papen sprach jetzt bestimmt anders, als Stéphane Lauzanne ihn sprechen zu hören geglaubt hatte. Deutsche Rechtsblätter meldeten beglückt, er habe sich gegen Versailles und für deutsche Rüstungsgleichheit ins Zeug gelegt. Was er wirklich gesagt hat, ist authentisch nicht bekannt geworden. An authentischem Material liegt nur ein deutsches offiziöses Communiqué vor, dessen Verfasser offenbar in direkter Linie von der Pythia abstammt.

Nur ein Erfolg der berliner Papenreise liegt klar zutage: England und Frankreich, die vorher keineswegs besonders einig schienen, hatten mit einem Male wieder engste Tuchfühlung.

Das heißt, noch einen zweiten Erfolg kann Herr von Papen für sich verbuchen: Deutschland wird in Zukunft keine Repara-

tionen mehr bezahlen, sondern nur noch einen „Beitrag zum Wiederaufbau Europas", der allerdings in erster Linie Frankreich zugute kommen soll.

Hurra! Es ist geschafft. Das Kind hat einen andern Namen bekommen. Alle Kinder freuen sich.

Die Steuerzahler freilich werden sich sagen: Unter welchem Namen wir noch etliche Milliarden zur Wiedergutmachung der Schäden des von Wilhelm II. entfesselten Krieges zu zahlen haben, ist für unser Portemonnaie ziemlich belanglos. Lohnte es sich, die Brüningregierung zu stürzen, um eine von den Nazis abhängige Papenregierung zu bekommen, nur damit die deutschen Zukunftszahlungen unter ein andres Rubrum eingereiht würden?

Herr von Papen steht vor einer peinlichen Entscheidung. Entweder schluckt er den Hauptteil der Bedingungen, auf die seine Vertragsgegner sich geeinigt haben. Dann werden ihm zwar die vernünftigen Deutschen zustimmen, aber nicht die Leute, denen er seine Kanzlerschaft verdankt.

Oder er lehnt ab, bringt damit die Konferenz zum Scheitern (in der Diplomatensprache wird man es „vertagen" nennen). Dann streuen ihm Schwarz-weiß-rote und Braune Palmen. Aber die deutsche Wirtschaft ist schlechter dran als vor Lausanne.

Stresemann befand sich wiederholt in ähnlicher Lage. Dann entschied er sich nicht für das leere Prestige, sondern für die realpolitische Notwendigkeit und Nützlichkeit, auch wenn er wußte, daß seine eigne Partei zunächst aufschreien würde.

Allerdings — Stresemann fühlte sich als freier Mann, obwohl er Minister war.

Herr von Papen

Die erste Begegnung mit dem Reichskanzler spielte sich so ab. Papen kam in das Hotel Lausanne-Palace angefahren, wurde von der Hotelleitung empfangen und stattete dem Hause, in dem die französische Delegation wohnt, einen Besuch ab. Es war am Vorabend der Konferenz. Lausanne wußte noch gar nicht, daß der Reichskanzler in der Stadt war. Im Arbeitszimmer der Presse saßen ein paar Dutzend Journalisten und klapperten auf den Maschinen. Sie beachteten nicht die vielen Menschen, die ununterbrochen ein- und ausgehen; sie beachteten auch den kleinen schlanken Herrn nicht im grauen Anzug, der schon zehn Minuten im Pressesaal stand und sich den Betrieb ansah. Es waren offenbar alles ganz neue Sachen für den kleinen schlanken Herrn. Er fällt so wenig auf, er ist so unscheinbar, daß trotz den vielen Photographien, die man von ihm in den letzten Wochen in den Zeitungen gesehen hat, niemand darauf kam, daß es der deutsche Reichskanzler in eigener Person war, der hier stand. Man wurde auf ihn erst aufmerksam, als ein Herr seiner Umgebung an die Journalisten aus allen Ländern herantrat und sie einzeln dem Reichskanzler vorstellte. Herr von Papen spricht ausgezeichnet französisch, ein glänzendes Englisch, rein und mit kaum merkbarem Akzent; seine Formen sind konziliant und liebenswürdig; er ist stets sichtlich bemüht, einen guten Eindruck zu machen. Von einer ganz auffallenden Zuvorkommenheit ist er zu den Franzosen. Als man ihm die französischen Journalisten vorführte, schüttelte er jedem minutenlang die Hand, hatte für jeden ein paar freundliche Worte, fragte nach diesem und nach jenem französischen Freund und

ganz besonders erkundigte er sich nach dem Wohlergehen seines Freundes Graf Wladimir d'Ormesson, des bekannten politischen Publizisten. Das ist ja alles sehr hübsch und nett; aber immer wieder drängt sich einem die Frage auf: was wäre mit dem armen Stresemann und dem gehetzten Brüning in Deutschland geschehen, wenn sie solche „Anbiederungsversuche" unternommen hätten? Ein hervorragender Schweizer gab mir die Antwort: „In kleine Stückchen hätte man sie zerhackt!"

Herr von Papen gehört zu den Menschen, über die man sich schon nach kurzer Bekanntschaft ein Urteil anmaßen darf. Er ist eine Mittelmäßigkeit, Durchschnitt, vielleicht unter Durchschnitt. Stresemann war ein Staatsmann; Brüning war eine Persönlichkeit — er ist ein Militärattaché. Aber er wird es sehr bald heraus haben, wie man sich auf diesem Parkett benimmt; er ist ein Salonmensch, ein Weltmann. Einer, der Konversation machen kann; er hat nicht die Steife des deutschen Aristokraten, ist im Gegenteil sehr natürlich, temperamentvoll; er spricht mit viel Gesten, verneigt sich, wo es gar nicht nötig ist, küßt mit Grandezza den Damen die Hand, kommt den Menschen freundlich entgegen und wird sie ganz gewiß auch gewinnen. Er ist ein smarter Mann, der im Herrenklub sehr beliebt sein muß. Sofort merkt man, daß er viel im Auslande war und viel mit feinen Leuten verkehrt hat. Hitler und Breitscheid müssen sich darin einig sein, daß er nichts für die Proletarier ist. Wenn man ihm Zeit ließe, könnte aus ihm ein kleiner Bülow werden! Kaiser Wilhelm hätte ihn wahrscheinlich auch eines Tages zum Reichskanzler gemacht.

‚Thurgauer Zeitung' (Schweiz), 21. 6. 32

Ein guter Tag für die Justiz von * * *

Am 1. August 1914 brach das große Unglück über Europa herein. Jede erste Augustnummer dieser Zeitschrift ist seitdem der Verunglimpfung des Krieges gewidmet. Denn es soll nicht geleugnet werden — obwohl Leugnen heute nützlich sein könnte —, daß hier Leute schreiben, denen der Sinn für das Frisch-Fröhliche fehlt und die einen Krieg für ein großes Unglück halten.

Im August 1931 veröffentlichte die ‚Weltbühne' ein Dokument, das besonders geeignet war, dem Krieg eins auszuwischen: die Exhortatio des Papstes Benedikt XV. vom 28. Juli 1915. War sie bis dahin unbekannt? Keineswegs. Aber erstens kann man etwas wahrhaft Gutes immer wieder abdrucken, es ist immer neu. Und dann kannten wir Deutschen das päpstliche Rundschreiben nur in der Form, in der es 1915 Deutschland bekanntgemacht worden war, und diese Form war eine Fälschung. Um uns den Geschmack am Krieg nicht zu verderben, hatte man Milderungen vorgenommen, die einen väterlichen Tadel für den Weltkampf enthielten. In Wahrheit aber hatte der katholische Oberhirt in gellenden Worten des Entsetzens über das große Verbrechen mehr geschrieen als geschrieben, es war eine Sprache von schneidender Wucht, die er führte. Durch die ‚Weltbühne' zuerst erfuhren die deutschen Katholiken, daß ihr kirchlicher Oberherr den Krieg „eine entsetzliche Geißel" und „eine grauenvolle Schlächterei" und „ein entehrendes Gemetzel" genannt hatte.

Die Veröffentlichung der Exhortatio war von Kurt Tucholsky veranlaßt worden, und er schrieb dazu eine Glosse,

in der es gleichfalls an schimpflichen Ausdrücken für den Weltverderber Krieg nicht fehlte. Die schärfsten Sätze lauteten so:

„Da gab es vier Jahre lang ganze Quadratmeilen Landes, auf denen war der Mord obligatorisch, während er eine halbe Stunde davon entfernt ebenso streng verboten war. Sagte ich: Mord? Natürlich Mord. Soldaten sind Mörder."

Der Herr Reichswehrminister, damals noch Groener, stellte Strafantrag gegen Carl von Ossietzky als verantwortlichen Redakteur. Der Anklageerhebung soll der Chef der Staatsanwaltschaft beim Landgericht III aus juristischen Gründen widersprochen haben. War es so, so war es vergeblich. Aber das Schöffengericht Charlottenburg lehnte den Antrag der Staatsanwaltschaft auf Eröffnung des Hauptverfahrens ab. Ossietzky sei des Vergehens der öffentlichen Beleidigung beschuldigt, sagte das Gericht, „aber er ist dieser Tat nicht hinreichend verdächtig. Der von ihm veröffentlichte Aufsatz Ignaz Wrobels betrifft die Reichswehr nicht".

Gegen den Beschluß beschwerte sich die Staatsanwaltschaft, die Strafkammer entschied: „Er ist der Tat hinreichend verdächtig", und eröffnete das Hauptverfahren.

Am 1. Juli — bald wieder jährt sich der arge Tag, an dem viele Törichte mit Jubel den blutigen Untergang begrüßten — wurde in Moabit verhandelt. Unsre Freunde wissen, wie es endete: Ossietzky wurde freigesprochen. Und durfte in die Strafanstalt Tegel, von wo er gekommen war, zurückkehren, ohne daß die lange Zeit der Haft, die noch vor ihm liegt, verlängert worden war. Aber es lohnt sich, von dem Tag, der denkwürdig ist gerade durch die Zeit, in die er fällt, zu berichten.

Es begann damit, daß Rechtsanwalt Apfel die Verlesung des Urteils verlangte, in dem der IV. Strafsenat des Reichsgerichts eineinhalb Jahre Gefängnis über den heute wieder Angeklagten verhängt, wegen Landesverrats und Verbrechens gegen das Spionagegesetz, wie es dort heißt.

Dem Staatsanwalt war es unerfindlich, was die Entscheidung des Reichsgerichts mit dem jetzt behandelten Fall zu tun habe.

Dem konnte erwidert werden: Tausend und abertausend Mal ist der Krieg Mord, sind die Soldaten Mörder genannt worden. Es ist nichts davon bekannt, daß irgendwann und irgendwo eine Armee, auch nicht die Reichswehr, sich dadurch beleidigt gefühlt hätte. Warum grade hier, warum grade durch Ossietzky? Hier ist ein politischer Prozeß, ein Politiker wird verfolgt, aus persönlichen Gründen wird er verfolgt. Warum er schon früher und mit welchen, guten oder schlechten, Gründen er verfolgt worden ist, kann für das Gericht nicht gleichgültig sein. Es ist die Frage, ob er vernichtet werden soll und mit welchen Mitteln, ist es so, man das erreichen will.

Das Gericht zog es vor, als wahr zu unterstellen, daß er das, wofür er früher bestraft wurde, aus lauteren Motiven getan habe.

Dann verantwortete sich Ossietzky. Etwas muß man wohl, ehe seine Worte folgen, über die Art sagen, in der er sich verteidigte. So wenig wir Personenkultus treiben wollen, so sei

doch konstatiert, daß die Widerstandskraft, die er zeigt, vorbildlich ist. Bismarck hat beklagt, wir hätten zu wenig Zivilcourage. Was Ossietzky leistet, geht längst darüber hinaus, es ist nicht mehr Zivilcourage, nicht Zivilmut, es ist Ziviltapferkeit. Solange er wegen Landesverrat verfolgt wurde, solange er, verurteilt, die Verwerfung der Gnadengesuche und die Strafvollstreckung erwartete, — er ist nie auch nur um Fingerbreite von der gleich schroffen, gleich maßvollen Vertretung seines Standpunktes abgewichen. Jetzt sitzt er seit acht Wochen in Tegel, eine neue gefährliche Strafdrohung steht ihm bevor, aber er spricht, wie er früher geschrieben hat, ebenso schroff, ebenso maßvoll. Viele, die Grund haben, ihm zu grollen, weil er sie kritisierte, haben nicht genug Verständnis für das Beispiel, das er uns gibt. Der Mann ist nicht niederzuwerfen. Er ist auch, das bedeutet noch mehr, nicht aus seiner Ruhe zu bringen. Es ist, das ist zu bedenken, keiner zurückgeschlagenen Opposition damit gedient, wenn einer der ihren im Unglück anfängt, zu toben, zu exzedieren. Man sagt: begreiflich! Aber der Sache nützt er nicht mehr. Wie es um die andern steht, es sind heute nicht wenige, die vor dem Wind umfallen, nun, sie sind zu gar nichts mehr nütze. Wenn einer so steht, unbewegt, unbesorgt um sich — denkwürdig, daß die Anhänger des Vulgärheroismus gar keine Anerkennung dafür empfinden.

Die Exhortatio des Papstes Benedikt wurde verlesen, die mächtigen, die verzweifelten Worte des christlichen Oberhauptes hallten wider von den Wänden im Sitzungssaal 567, vor Atheisten, Lauen, Lenin-Jüngern, Anbetern Hitlers. Der Vatikan sprach in Moabit. 1915 hat 1932 jede Aktualität.

Dem Staatsanwalt fiel die schwerere Aufgabe zu. Man muß ihm, wenn es nicht gegen den Respekt ist, das Verhältnis umzukehren, mildernde Umstände zubilligen. Ein Beamter, der eine unvertretbare Sache vertreten muß, kann es auf zweierlei Arten tun, — dieser Anklagevertreter wählte die zweite Art. Schließlich ist es eine Temperamentsfrage.

Waren die Soldaten des Weltkriegs nicht beleidigt, von denen es in Deutschland allein zehn Millionen gab, von denen vielleicht eine Million in den Verbänden der Frontkämpfer organisiert ist, so soll die Reichswehr, von deren hunderttausend Mann nur ein Bruchteil im Krieg gewesen sein kann, beleidigt sein? Auch ein kluger Debatter würde sich vergeblich um den Nachweis bemühen.

Wenn seit tausenden Jahren der Krieg dem Mord, die Krieger Mördern gleichgesetzt worden sind, so ginge das, meinte der Staatsanwalt, die Richter so wenig an, wie wenn ihm, verhandelte ein Gericht gegen einen Dieb, bewiesen werde, daß schon andre gestohlen haben.

Weil Ossietzky den Soldatenstand diffamieren wollte, weil die harten Strafen der später, nach der „Tat", ergangenen Notverordnungen „analog" anzuwenden seien, beantragte der Staatsanwalt sechs Monate Gefängnis.

Rechtsanwalt Apfel konnte mitteilen, daß eine Strafkammer, ebenfalls des Landgerichts III, es dem Revolutionär Max Hölz versagt hat, sich beleidigt zu fühlen, als er von einer na-

tionalistischen Zeitung Mörder und Massenmörder genannt wurde. „Im volkstümlichen Sprachgebrauch" werde nur in den seltensten Fällen der so genannt, der sich nach § 211 des Strafgesetzbuchs strafbar gemacht habe, vom „eigentlichsten, formaljuristischen Sinn" sei dabei nicht die Rede.

Aber er konnte vor Allem nicht wenige Urteile des Reichsgerichts benennen, in denen bei Beleidigungen von Kollektiven regelmäßig die Legitimation, sich beleidigt zu fühlen, verweigert wurde, weil nicht ein genau umschriebener Kreis gemeint und gekennzeichnet war. Die Juden erreichen, trotz nicht geringer antisemitischer Hetze, nie eine Verurteilung. Was ihnen recht sein muß, muß, gilt noch Recht, der Wehrmacht billig sein.

Rechtsanwalt Olden trug die Masse der Zitate vor, von Laotse, Erasmus, Friedrich dem Großen, Voltaire, Kant, Goethe, Klopstock, Herder, Schubert, Hoffmann von Fallersleben, Rosegger, Kaiser Friedrich III., Victor Hugo, Raabe, in denen Soldaten Mörder, Henker, Schlächter genannt wurden. Nie hat eine Armee deshalb Strafantrag gestellt, nie ein Staatsanwalt angeklagt, ein Gericht verurteilt.

Er zeigte, daß es hier gar nicht um Pazifismus gehe sondern um das Recht, richtig zu denken und logisch zu sprechen, und daß Zensur, geistige Unfreiheit, ein Volk auch soldatisch entnerven müsse.

Den flüchtigen Veränderungen der Machtverhältnisse im Staat dürfe das Gericht sich nicht anbequemen und müsse darum Ossietzky freisprechen.

Nach Ossietzkys Schlußrede erging Freispruch.

Der Vorsitzende begründete: es sei nicht einzusehen, daß grade Kriegsteilnehmer, die in der Reichswehr dienen, gemeint seien. Erhoben über rechts und links seien die deutschen Gerichte unabhängig, der einzige stetige Faktor im Leben des Staats. Ein Verteidiger habe gesagt, es gehe um die geistige Freiheit. Keineswegs. Aus rein juristischem Grunde sei der Angeklagte freizusprechen. (Wie wahr! Wird das Recht richtig angewendet, so ist die Freiheit nicht bedroht.)

Ossietzky spricht

Nach Notizen von Johannes Bückler

Ich betrachte die in Aussicht stehende Amnestie nicht als eine Hintertür, durch die ich entschlüpfen möchte. Aber es findet in diesen Tagen eine Konferenz in Genf statt, in der die deutsche Regierung sich über die Abrüstung zu entscheiden hat. Es kann dies ein Wendepunkt des deutschen Schicksals sein. Und während die deutschen Vertreter in Genf erklären, daß ihnen der Abrüstungsvorschlag von Hoover nicht weit genug geht, wird in der Heimat ein Prozeß geführt, in dem der Vertreter der Anklage den Soldatenstand nur verherrlichen kann. Ich fürchte von diesem Prozeß schlimme außenpolitische Folgen; ebenso wie sie durch das Urteil des Reichsgerichts im Weltbühnenprozeß eingetreten sind. Der Prozeß kann zu größeren

Schädigungen des deutschen Ansehens führen, als die ganze Sache wert ist.

Seit 1912 habe ich den Krieg bekämpft. Ich gehörte schon vor dem Krieg einer pazifistischen Organisation an. Ich bin kein Novembersozialist oder -pazifist. Was ich im Krieg gesehen, hat meine Meinung über ihn und das Kriegshandwerk durchaus bestätigt. Den Artikel in der ‚Weltbühne', der ja nicht von mir selbst stammt, und wegen dessen ich hier angeklagt bin, vertrete ich vollständig. Ich habe niemals lieber vor dem Gericht gestanden als grade wegen dieses Artikels, der ganz meiner Auffassung entspricht. Doktor Tucholsky, den Verfasser, habe ich 1919 in Berlin in einem Kreise kennen gelernt, aus dem die alljährlich im August stattfindenden „Nie-wieder-Krieg"-Demonstrationen entstanden sind.

1919 erschienen auch in der ‚Weltbühne' die ersten pazifistischen Glossen von Tucholsky. Aus jener Zeit stammt die Abneigung des Reichswehrministeriums gegen die ‚Weltbühne'. Später waren wir geradezu der Gegenpol der Politik des Reichswehrministeriums.

Wir Anhänger des Friedens haben die Pflicht, immer wieder darauf hinzuweisen, daß der Krieg nichts Heroisches bedeutet, sondern daß er nur Schrecken und Verzweiflung über die Menschheit bringt. Grade weil wir wissen, daß die machtpolitische Situation für uns im Augenblick nicht günstig ist, grade deshalb müssen wir eine lapidare Sprache führen. Aber diese lapidare Sprache geht von Laotse über die Bibel und Kant durch die ganze Literatur. Alle haben den Krieg als Mord und das Soldatenhandwerk als Mörderhandwerk gekennzeichnet. Das Wort Mörder wird hier nicht in einem juristischen sondern in einem sittlichen Sinne gebraucht. Seit zweitausend Jahren streitet man sich um diese Dinge herum. Es scheint sich hier um eine Frage der Quantität zu handeln. Das ist der ewige Zwiespalt zwischen der Staatsmoral und dem Individuum. Man kann das auf die Formel bringen: dem kleinen Mörder schlägt man den Kopf ab, dem großen setzt man einen Lorbeerkranz auf.

Wir sind keine Fanatiker und keine Bilderstürmer, aber wir halten es für nötig, daß eine deutliche Sprache geführt wird. Wenn die Anhänger des Kriegs gegen uns aufmarschieren, dann heißt es auch Verräter, Feigling, und der Pazifist gilt als zuchthauswürdig. Wir aber, die wir in einem ständigen Angriff gegen den Krieg stehen, müssen uns der Terminologie bedienen, die dafür seit zweitausend Jahren vorliegt.

Wir vertreten heute keine isolierten Gedanken mehr. Seit einigen Jahren besteht der Kelloggpakt, durch den die Reihe der Mittel, die die Staaten gegeneinander anwenden dürfen, beschränkt worden sind, und der den Krieg out of law stellt.

Ich fasse den Prozeß als ein Kesseltreiben des Reichswehrministeriums gegen Pazifisten auf. Es ist auch kein Zufall, daß keine der großen Frontsoldatenorganisationen mit ihren Hunderttausenden von Mitgliedern sich beleidigt fühlt; jeder Frontsoldat würde den Vorwurf ruhig einstecken. Höchstens die Offiziere können sich beleidigt fühlen, die in den Krieg einen Ehrbegriff hineingetragen haben, der nicht hineingehört.

Ich habe eben einen der merkwürdigsten Augenblicke meines Lebens gehabt, als in das Plaidoyer meines Verteidigers von der Straße die Klänge der Militärmusik hereintönten. Ich weiß nicht, ob man darin ein bedenkliches Symbol sehen soll oder einen belanglosen Zufall. Aber vielleicht ist durch diesen Klang der Staatsanwaltschaft von heute die Stimme ihres Herrn mitgeteilt worden.

Ich bin vielleicht der Einzige hier im Saal gewesen, der über den Strafantrag auf sechs Monate Gefängnis nicht erstaunt gewesen ist. Denn es bleibt für mich bestehen, daß eine bestimmte Denkrichtung verfolgt werden soll. Es ist aber falsch, wenn man annimmt, daß es sich in dem Weltbühnenartikel um die Diffamierung eines Standes handelt, es handelt sich um die Diffamierung des Krieges. Wir greifen aber hier nicht nur an, sondern wir verteidigen das Recht auf Leben. Was nützt den Toten des Weltkriegs die Ehre, die hier angeblich geschützt werden soll? Was nützen Denkmäler des unbekannten Soldaten den Gefallenen? Erst muß der Mensch leben, dann kann seine Ehre geschützt werden!

Der Antrag des Staatsanwalts beweist, wie sehr die Staatsanwaltschaft unter den Einfluß des Nationalismus geraten ist, der sich einbildet, die wahre deutsche Nation zu verkörpern.

Ich wende mich an das Gericht mit der Beteuerung, daß ich durch zwanzig Jahre eine gute und anständige Sache vertreten habe. Eine Gesinnung kann man nicht unter Beweis stellen. Hier muß geglaubt werden. Ganz gleich, wie das Urteil ausfällt, ich werde mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln für die Idee weiter kämpfen, die ich für Recht erkannt habe.

33000 für Carl v. Ossietzky von Walther Karsch

So viele hatten sich in die Petitionslisten eingezeichnet, als diese Zeilen in Druck gingen. Ein Besuch bei der Deutschen Liga für Menschenrechte, die gemeinsam mit der Deutschen Gruppe des PEN-Clubs das Gesuch um Abkürzung oder Umwandlung der Strafe in Festungshaft einreichen wird, verschaffte mir Einblick in die ungezählten Mappen mit ihren Unterschriften. Am 10. Juli soll die Einzeichnung abgeschlossen werden. So wie sie einliefen, sind die Listen aneinandergereiht, nebeneinander stehen da Menschen verschiedenster Herkunft, verschiedenster Berufsschichten, Menschen aus allen Gegenden Deutschlands und Auslandsdeutsche. Der Arbeitslose wechselt sich mit dem Landrat a. D. ab, der Bergmann mit dem Polizeipräsidenten, der Metallarbeiter mit dem Schriftsteller, die Hausfrau mit der Schauspielerin, der Handwerker mit dem Fabrikdirektor, der Bankangestellte mit dem Verkäufer, der Student mit dem Laufjungen, der Redakteur mit dem Setzer, der Gewerbetreibende mit dem Abteilungsleiter: sie alle geben durch ihre Unterschrift kund, daß Carl v. Ossietzky seine Strafe nicht absitzen soll. Aber es sind nicht nur Menschen unsrer Gesinnung, die sich mit ihrer Stimme für den Inhaftierten einsetzen, auch der Gegner meldet sich, um kundzutun, daß ihm die Behandlung Carl v. Ossietzkys ungerecht-

fertigt erscheint. Hier gibt ein Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei seine Stimme für den Verurteilten ab; dort schreibt einer, er sei Mitarbeiter am ‚Vorstoß', dem Wochenableger der ‚DAZ.'; und einer war da, der zählte sich sogar zur Schar Adolf Hitlers. Und so hatte sich denn neben dem Pastor der Freidenker eingetragen, neben den Mitgliedern einer kommunistischen die einer Zentrumsredaktion. Wäre das Wort nicht zu anrüchig, man dürfte sagen, der Appell für Carl v. Ossietzky habe eine Volksgemeinschaft der anständigen Menschen zustandegebracht.

Daneben fällt aber der häufige Widerstand auf, der sich gegen das Gnadengesuch richtet. Manch einer hat zwar unterschrieben, aber er bemerkt ausdrücklich, daß er dies nur aus Sympathie für Carl v. Ossietzky tue, es widerstrebe ihm eigentlich, daß hier „um Gnade gewinselt" werde. Und da diese Ansicht nicht nur in einigen Briefen sondern auch in manchem Organ der Linken geäußert worden ist, scheint es angebracht, einmal den Irrtum aufzuklären, der bei vielen durch die Bezeichnung „Gnadengesuch" entstanden ist.

Es gibt gegen ein vom Reichsgericht gefälltes Urteil nur zwei Rechtsmittel. Das eine ist das Wiederaufnahmeverfahren. Wer einigermaßen über die Verhältnisse unterrichtet ist, wird wissen, daß die Aussicht, ein Wiederaufnahmeverfahren durchzudrücken, ganz minimal ist, und daß auf jeden Fall eine sehr erhebliche Zeit vergeht. Das zweite Mittel ist ein Gesuch an den Reichspräsidenten um Niederschlagung, Verkürzung oder Umwandlung einer Strafe. Das Anrecht, diese Handlungen vorzunehmen und somit gewissermaßen oberster Richter zu sein, ist dem Präsidenten durch die Verfassung gewährleistet. Wenn also in der Petition der Liga und des PEN-Clubs der Reichspräsident um sein Eingreifen gebeten wird, so machen diese Organisationen eben nur von einem Rechtsmittel Gebrauch; davon, daß hier um Gnade gewinselt werde, kann also nicht die Rede sein. Das Wort „Gnadengesuch" ist nun einmal der für eine solche Aktion gebräuchliche Ausdruck; wir wissen selber, daß er nicht angenehm klingt, aber wir wissen auch, daß Carl v. Ossietzky, der noch kurz vor seiner Inhaftierung den Reichspräsidenten in schärfster Form angegriffen hat, niemals um die Gnade des Herrn von Hindenburg winseln würde. Wer hier also glaubt, sich aus Überzeugungsgründen von der Petition fernhalten zu müssen, befindet sich im Irrtum.

Daß dieses Urteil, daß die durch Herrn Joel erfolgte Ablehnung des nicht an ihn sondern an den Reichspräsidenten gerichteten Gnadengesuches, daß die Inhaftierung Carl v. Ossietzkys, daß dies alles nichts mit Recht zu tun hat, davon sind wir natürlich alle fest überzeugt. Und wenn auch dieses neue, von 33 000 unterstützte Gesuch einer Ablehnung verfällt, dann werden wir wiederum bestätigt bekommen, daß hier ein gefürchteter Kämpfer mundtot gemacht werden soll.

Auch der Feind hat nicht vergessen, seine Visitenkarte abzugeben. Trieben es schon einige Zeitungen reichlich toll, allen voran die vor Hysterie überschnappende ‚Börsen-Zeitung',

so dekuvriert sich die nationalistische Geistesverfassung noch offener in einigen anonymen Zuschriften an die Liga. Ein Herr Stein findet die Strafe richtig und findet es wahrscheinlich genau so richtig, daß er seine Adresse nicht angibt. „Ein Freund der ‚Weltbühne' " hält es „für dringend notwendig, daß die Strafe verdoppelt und in Zuchthaus umgewandelt wird". Herr Kramer wiederum, der als nähere Personalien immerhin angibt: „ehemaliger Parteigenosse der SPD", schreibt an die „Deutsche Liga für Menschenrechte, Deserteure und Zuchthäusler": „Die Bestrafung des Schriftstellers Carl v. Ossietzky mit 1½ Jahren Gefängnis erscheint mir viel zu niedrig. Ein pollnischer Nachkomme von solch schlechter Gesinnung hat für eine derartige Handlung lebenslängliche Zuchthausstrafe verdient." „Viel zu wenig für den Hund!" plädiert ein dritter und schreibt darunter „Heil Isidor!", wobei nicht festzustellen ist, ob Isidor der Vorname dieses sympathischen Herrn ist. Nur ein Herr Plaßmann fand den Mut, seine Adresse mitzuteilen, er schrieb: „Es ist allein zu bedauern, daß der Landesverräter Carl v. Ossietzky die geringe Strafe von 1½ Jahren Gefängnis erhalten hat. Zuchthaus war am Platz!"

Genau der gleiche Geisteszustand spiegelt sich in einem Gedicht des nationalsozialistischen ‚Illustrierten Beobachters' wider. Herr Pidder Lüng kommentiert ein Bild vom Strafantritt Carl v. Ossietzkys mit folgenden, sicher sehr tief empfundenen, formal leider nicht ganz einwandfreien Versen:

Schwerer Abschied

Ach, wie war, Sie armer Ossi-
etzky, einst die Welt bequemer!
Nun umsteht ein ganzer Troß Sie
leidgeknickter Abschiednehmer.

Fern der bunten Weltenbühne,
mußt Du nun mit Wehmutschauern
hinter einer Stahlgardine
über Deutschlands Rettung trauern.

Wer verfaßt nun die Artikel,
die für Panjudäa werben — —?
Wai, der Untat Aktfaszikel
muß im Feuerbrand verderben!

Bitter flennt da die Mischpoke
über ihren „Idealiste",
der doch statt im Sträflingsrocke
landverraten gehen müßte.

Aus dem „prominenten" Kreisc
tönt jetzt vor des Kittchens Toren
die vertraute Mauschelweise
einmal noch an deine Ohren.

Einmal noch weht vor dem Fasten
lind um dich das Knoblauchdüftchen — —
wenn du rauskommst aus dem Kasten,
säuselt wohl ein andres Lüftchen!

Eiserne rote Front von K. L. Gerstorff

Von den Nazis können die Sozialdemokraten lernen, wie man zu tolerieren hat. Zuweilen bestreiten die Nazis zwar auf geduldigem Papier, daß die Regierung Papen von ihnen abhängig ist. Der Tatbestand aber liegt so klar, daß es auch der nationalsozialistischen Demagogie nicht gelingt, ihn vor den breiten Massen völlig zu verbergen. Aber wie tolerieren die Nazis die Papenregierung? Sie tolerieren sie, indem sie täglich neue Forderungen erheben. Von der Ausschreibung der neuen Wahlen, über die Aufhebung des Uniformverbotes, bis zur letzten Notverordnung, die den Widerstand der Länder brechen soll, führt eine klare Linie. Und die Nazis werden bald neue Forderungen anzumelden haben. Denn sie müssen den Massen etwas bieten. In ihrer Presse nehmen sie zwar gegen die Notverordnung Stellung, aber der einfache Mann auf der Straße sagt sich: wenn die nationalsozialistische Partei wirklich gegen die Notverordnung ist, warum stürzt sie dann nicht die Papenregierung?

Bisher wußten sich die Nazis frei von jeder Verantwortung für die Zuspitzung der wirtschaftlichen Situation. Denn die kam ja, wie man es hundertmal im ‚Völkischen Beobachter' und im ‚Angriff' lesen konnte, von den alten Systemparteien. Jede Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage, jede neue Notverordnung führte ihnen daher Massen zu. Wenn man diese Massen halten will, so kann man ihnen heute und vielleicht noch einige Wochen lang sagen, daß das vom alten System angerichtete Übel nicht sofort überwunden werden kann sondern erst nach einem gewissen Zeitraum. Das kann man aber nicht auf die Dauer sagen. Wenn die Nazis jetzt die neue Notverordnung und den gewaltigen Lohnabbau tolerieren, den die Schwerindustrie noch im Sommer plant, dann fürchten sie mit Recht, daß ihnen die Millionenmassen weglaufen, die ihnen in der Opposition gefolgt sind.

Jeder Tag weiterer Tolerierung droht daher gefährlich zu werden für den Bestand der NSDAP, für die Nazis als Auffangbecken von Millionen Enttäuschter.

Daher ist die Einlösung der Wechsel, die sie von der Papenregierung verlangen, immer schwerer. Daher wird das terroristische Vorgehen der SA gegen die Arbeiterorganisationen immer brutaler. War bisher vielfach festzustellen, daß das Tempo in der Zuspitzung der wirtschaftlichen Lage weit schneller war als das Tempo in der Zuspitzung der politischen, so haben wir in den letzten Wochen eher das Gegenteil festzustellen. Die politische Lage verschärft sich in gradezu rapidem Tempo.

Es ist sicher, daß im bürgerlichen Lager selber noch beträchtliche Widerstände sind gegenüber einer hundertprozentigen fascistischen Regierung, Widerstände, die nicht etwa allein auf die Zentrumspartei beschränkt sind, sondern die darüber hinaus bis weit in die Kreise des Großgrundbesitzes, der Militärs, der Spitzen der Bureaukratie und einiger Teile der Großbourgeoisie reichen. Man soll diese Widerstände nicht unter-

schätzen, im Gegenteil, man soll sie bei einer nüchternen Kalkulierung der politischen Kräfte in ihrer ganzen Bedeutung würdigen. Aber sie allein reichen natürlich nicht aus. Entscheidend für den Kampf gegen den Fascismus ist letzthin die Arbeiterklasse und ihre Organisationen.

Es ist sicher, daß der Gedanke der Einheitsfront der Arbeiterklasse für die Tagesforderung „Kampf gegen den Fascismus" immer breitere Massen ergreift. Es ist weiter sicher, daß diese Bewegung sich in nächster Zeit noch stark verbreitern wird. Zwei Faktorenreihen, die in enger funktionaler Beziehung stehen, wirken in dieser Richtung. Die eine ist das Ausscheiden der Sozialdemokratie und der Spitzenführung der Gewerkschaften aus der Tolerierungspolitik. Die Folge ist eine gewisse Bewegungsfreiheit für die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften. Aus der Sprache des ‚Vorwärts' gegenüber Papens Notverordnung ist nicht mehr zu ersehen, daß viele Notverordnungen einstmals unter Tolerierung der Sozialdemokratie durchgeführt wurden. Diese immer stärkere Ausschaltung der Sozialdemokratie aus der „Staatsnähe" bringt automatisch einen starken Zug nach links mit sich, der von Hunderttausenden von sozialdemokratischen Arbeitern und Funktionären schon lange erwünscht und ersehnt wurde.

Die zweite Faktorenreihe, die mit der ersten in einem sehr engen Zusammenhang steht, ergibt sich aus folgendem. Der Bruch mit der Sozialdemokratie zwang die Papenregierung zu immer stärkerer Anlehnung an die nationalsozialistische Partei. Mit der Aufhebung des SA-Verbotes geht eine neue Terrorwelle durch Deutschland. Drei Tote und dreißig Schwerverletzte pro Tag melden uns die Zeitungen im Durchschnitt aus allen Teilen Deutschlands. Diese Terrorwelle aber beschränkt sich in keiner Weise mehr auf die Kämpfe der SA mit den Kommunisten, sondern es werden planmäßig Angriffe auf Gewerkschaftshäuser, auf Reichsbannerheime, auf Genossenschaftsläden und auf die sozialdemokratische Presse ausgeübt. Je stärker der direkte Terror wütet, um so fester schmiedet sich die Einheitsfront der Arbeiter von unten. Es gibt kaum mehr eine Stadt in Deutschland, wo nicht bei einem Angriff der Nazis gegen die Kommunisten diese von den Reichsbannerleuten, von der eisernen Front der Gewerkschaften unterstützt würden. Es gibt kaum mehr einen Ort in Deutschland, wo bei einem Angriff der Nazis auf die Sozialdemokraten und die mit ihnen sympathisierenden Organisationen die Kommunisten, die Antifa nicht tatkräftig zur Hilfe eilten. In diesem täglichen Kampf weiß der kommunistische Arbeiter nichts von den Parolen seiner Führung, nach denen die Sozialdemokraten „Sozialfascisten" seien. In diesem täglichen Kampf weiß der sozialdemokratische Arbeiter nichts von den Parolen seiner Führung, nach denen man gegen die Radikalen von links und rechts, gegen Nazis und Kozis Stellung nehmen müsse. So wächst innerhalb der Arbeiterschaft selbst der Drang nach Einheitsfront und so werden die Bureaukraten der großen Arbeiterparteien durch die elementare Wucht der Ereignisse gezwungen, zu diesem Einheitswillen der Arbeitermassen Stellung zu nehmen.

Bisher sind die Ergebnisse noch minimal. Wenn man den ‚Vorwärts' und die ‚Rote Fahne' aus den letzten Wochen zur Hand nimmt, so besteht der größte Teil des Raumes, der der Einheitsfront gewidmet ist, darin, vor der andern Partei zu warnen, die unter der Parole Einheitsfront im Trüben zu fischen suche. Aber so geht es nicht weiter. Die deutsche Arbeiterklasse soll sich durch das italienische Beispiel warnen lassen. Während der Angriff des Fascismus immer massiver, immer konzentrierter erfolgte, kamen die verschiedenen Arbeiterorganisationen nicht über das Diskutieren hinaus und waren somit nicht fähig, die geschlossene antifascistische Front herzustellen. Und auch in Deutschland hielten bisher die Führerschichten der beiden großen Arbeiterparteien nicht Schritt mit dem Tempo der politischen Entwicklung, und ihre Parolen sind daher häufig schon überholt, wenn sie ausgesprochen werden. Der Gedanke einer wirklichen Einheitsfront ergreift auch immer mehr die kommunistischen Arbeiter. Und auch die kommunistische Führung muß ihm daher Rechnung tragen. Aber sie tut dies unter fortwährenden Verrenkungen und Verzerrungen. Bis vor kurzem war die Losung: Einheitsfront, jawohl, aber nicht mit den andern Organisationen sondern nur mit den einzelnen sozialdemokratischen, syndikalistischen, SAP- oder sonstigen Arbeitern. Damit war der Gedanke der Einheitsfront in Wirklichkeit sabotiert, da sie nur möglich ist, wenn sie von den großen Organisationen der Arbeiterklasse in der Praxis durchgeführt wird. Die kommunistische Partei sah sich genötigt, dem Drängen von unten weiter nachzugeben. In einer Versammlung, die vor kurzer Zeit in Trebbin bei Berlin zusammen mit der KPD, der SAP und dem Ortskartell des ADGB stattfand, erklärte der Redner der KPD, der als Reichstagsmitglied sicher nach den Losungen der Zentrale handelte, daß die KPD bereit sei zu einer Einheitsfront mit den untern Organisationen. Ich wies unter großem Beifall auch der anwesenden kommunistischen Arbeiter nach, daß eine solche Einheitsfront eine Unmöglichkeit ist. Denn wenn die KPD nur Einheitsfront mit untern Organisationen will, dann kann man vielleicht zu einer Einheitsfront in Trebbin oder sonst einem kleinen Marktflecken kommen, aber nicht zu einer Einheitsfront in den entscheidenden Orten, in Berlin, in den Großstädten, in den Industrierevieren. Die KPD spürt grade unter dem Druck ihrer Mitglieder, daß sie weiter gehen muß, sie schrieb daher — und das war seit vielen Jahren das erste Mal — an die Spitzenführung der SPD, Berlin-Brandenburg und schlug eine gemeinsame Demonstration gegen den Fascismus vor. Aber während sie so hier ein Einheitsfrontangebot an die Spitzenorganisationen machte, beschimpfte sie in einem Aufsatz, der in der gleichen Nummer der ‚Roten Fahne' erschien, die sozialdemokratische Führerschaft derartig, daß sie es dem ‚Vorwärts' leicht machte, diesen Einheitsfrontschritt abzulehnen, ohne daß die sozialdemokratischen Arbeiter dagegen protestierten.

Eine wirkliche Einheitsfront ist heute nur möglich für bestimmte konkrete Ziele, bei deren Durchsetzung bewußt die tiefen Gegensätze zwischen den alten Arbeiterparteien aus-

geschaltet werden. Das soll nicht etwa heißen, daß Gegensätze verkleistert werden; das soll aber bedeuten, daß sie zeitweilig zurückgestellt werden. Die Geschichte der Arbeiterbewegung kennt genug solche Beispiele. So standen die Bolschewiki in Rußland im schärfsten Gegensatz zur Kerenskiregierung, die den Krieg weiter führte, die keinen Schritt tat auf dem Wege zur Sozialisierung der Betriebe, zur Zerschlagung des Großgrundbesitzes. Als der Kornilow-Aufstand aber kam, legten sich die Bolschewisten unter Führung Lenins nicht auf die Taktik fest: Kornilow ist gleich Kerenski, sondern sie haben im Bund mit Kerenski zunächst einmal Kornilow geschlagen, und grade durch diesen Kampf haben sie ihre Position auch innerhalb der Arbeiterschaft, die bisher Kerenski führte, außerordentlich gestärkt.

Es sind zwei Punkte, bei denen sich der Einheitsfrontgedanke ganz konkret manifestieren kann. Das ist einmal ein kartellmäßiges Verhältnis sämtlicher antifascistischer Organisationen. Eine rote eiserne Front, die unter anderm dazu bestimmt ist, sämtliche Arbeiterversammlungen in der Wahlzeit ungestört durchzuführen.

Der zweite konkrete Vorschlag ist, daß die großen Arbeiterparteien zwar mit eignen Listen in den Wahlkampf gehen, aber zur Verrechnung der Reststimmen eine gemeinsame Reichsliste aufstellen. Bestimmend für diesen Vorschlag ist nicht etwa der Gedanke, daß man dadurch Mandate mehr erhält, sondern bestimmend ist, daß bei allen Gegensätzen zwischen SPD und KPD der Gedanke an den gemeinsamen Feind, an den Fascismus, immer mehr in die Arbeitergehirne eingehämmert wird. Im ‚Dortmunder General-Anzeiger' hatte ich darüber in der Sonntagsnummer vom 26. Juni geschrieben. Es hieß dort:

> Wir hören schon den Einwand: Gemeinsame Reichsliste, Severing auf der einen und Thälmann auf der andern Seite, das ist unmöglich. Aber wenn eine solche gemeinsame Reichsliste unmöglich sein soll, dann wäre in gleicher Weise die Forderung der KPD an die Spitzenführung der SPD und des ADGB nach einer gemeinsamen antifascistischen Demonstration unmöglich, bei der dann doch auch Severing oder Wels neben Thälmann an der Spitze marschieren müßte. Die gemeinsame Reichsliste ist notwendig, und wenn viele kommunistische Arbeiter dagegen Bedenken haben, so soll man ihnen die Frage vorlegen: wenn ihnen gemeldet wird, daß die fascistischen Sturmtruppen den Vorwärts belagern, werden sie dann nicht selbstverständlicherweise die Antifa veranlassen, gemeinsam mit den Reichsbannerkameraden, gemeinsam mit dem Schutzbund der SAP den Vorwärts gegen fascistischen Terror zu verteidigen?

Die Sonntagsnummer des ‚Dortmunder General-Anzeigers' erscheint im Rheinland Sonnabend Nachmittag. Fast um dieselbe Stunde, als sie dort in die Hand der Leser kam, drangen die Nazihorden in das Vorwärtsgebäude ein. Die Antifa erklärte ihre Bereitschaft, den ‚Vorwärts' gegen die SA mitzuverteidigen. Wenn das möglich ist, dann muß bei diesem Wahlkampf auch eine gemeinsame Reichsliste der großen Arbeiterparteien möglich sein.

Es ist nicht zu verkennen, daß durch den immer stärker werdenden fascistischen Terror beträchtliche Teile der Ar-

beiterschaft deprimiert, mutlos, passiv wurden und werden, in dem Glauben: an dem Sieg der Konterrevolution ist nichts mehr zu ändern. SPD und KPD in einer gemeinsamen Front, das würde auf Hunderttausende, auf Millionen wie eine Fanfare wirken, das würde die Strömungen der Mutlosigkeit, der Passivität, der Depression unterbrechen, das würde den Beginn einer Wende bedeuten.

Die Führerschaften in beiden Parteien wehren sich. Das ist die notwendige Folge ihrer traditionellen Haltung. Der Druck von unten ist da. Objektive Faktoren sind es, die diesen Druck erzeugt haben und immer stärker erzeugen. Es gilt, ihn zu verstärken. Die Agitation für eine gemeinsame Reichsliste der großen Arbeiterparteien muß begleitet sein von der Agitation für das Kartell der antifascistischen Organisationen. Die Eiserne Front allein kann den Fascismus nicht schlagen. Die Rote Front ebenso wenig. Die eiserne rote Front muß geschaffen werden.

Der Kaiser ging . . . von Thomas Murner

Theodor Plivier, der starke Chronist der Matrosenrevolte von 1917, macht einen interessanten Versuch, eine Geschichte der deutschen Revolution zu schreiben. Der erste Band liegt vor: „Der Kaiser ging — die Generäle blieben." (Malik-Verlag.) Er beginnt mit der Oktoberwende, mit dem Abschied Ludendorffs, und endet am 9. November mit dem Pakt Ebert-Groener, die Revolution niederzuhalten, in dem das ganze spätere Schicksal der Republik enthalten ist.

Der Verfasser nennt seine Arbeit einen Roman, was keine durchaus zutreffende Bezeichnung ist. Gewiß, es fehlt nicht an novellistischen Zügen, es sind ein paar durchaus wegdenkbare erfundene Figuren eingefügt, und es werden auch die historischen Figuren in ihrer verborgenen seelischen Existenz, in Traum und Selbstgespräch, bloßgelegt. Aber Plivier hat nicht nur gründliche Quellenstudien gemacht, er hat auch Mitspieler von damals eingehend befragt. Gespräche mit Arbeitern, Matrosen, Soldaten, Offizieren, Parteimännern, Ministern, zweiundneunzig an der Zahl, hat er geführt und verwendet. Nein, es ist kein Roman geworden, denn der Roman ist eine ganz andre und viel strengere Kunstform, wohl aber eine hinreißende politisch-historische Reportage, in deren besten Partien sich Exaktheit und Intuition glücklich gefunden haben. So ist das Resultat nicht einheitlich, aber höchst liebenswert. Und es soll Plivier die Anständigkeit hoch angerechnet werden, mit der er das behandelt, was von den Konflikten der sozialistischen Parteien von Achtzehn heute noch unverjährt ist und weiterbrennt. Er sagt manchmal Grobheiten, aber er streut kein Salz in die Wunden.

Es galt niemals als besonders fein, an den 9. November zu erinnern; heute ist es lebensgefährlicher als je. Desto größer ist Pliviers Verdienst, denn er gibt einer totgeschwiegenen oder besudelten Epoche ihre Ehrenrechte wieder. Bei Michelet und Krapotkin oder andern bedeutenden Darstellern der Fran-

zösischen Revolution haben wir die heroische Rolle der kleinen Leute aus den Vorstädten kennengelernt, ihr Elan stößt und treibt die Revolution, neben ihnen wird die Gloriole der berühmten Tribunen und demagogischen Rhetoren blasser und dünner. Plivier hat diese namenlosen deutschen Novembermänner, die vergessen und versunken schienen, für die Geschichte gerettet. Es sind in seinem Werke viele Episoden, die nicht leicht in der Erinnerung verwehen wie der in Fieber phantasierende Reichskanzler Max von Baden, wie die kieler Matrosendemonstration oder Otto Wels in der Alexander-Kaserne die Truppen zum Übertritt auffordernd. Aber nichts ätzt sich dem Gedächtnis so tief ein wie die Gestalten der Revolutionären Obleute, so hieß dieses Gremium, das ohne schriftliches Mandat aus dem schöpferischen Geist des duldenden und schweigenden Volkes gewachsen zu sein schien. Damit kehren auch Namen wieder, die mit der Vorbereitung und Durchführung der Revolution aufs engste verknüpft sind, so wie Laukant oder Richard Müller, der dann später der „Leichen-Müller" wurde und übrigens eine als Material wichtige Darstellung dieser Zeit geschrieben hat. Lebendig wird wieder der Maschinist Sult, der die Turbogeneratoren im Kraftwerk Rummelsburg zum Stillstand bringt und damit den ganzen berliner Osten dunkellegt. Das ist Sult, der später im Polizeigefängnis „auf der Flucht" erschossen wurde, ebenso wie Dorrenbach. Unter diesen proletarischen Verschworenen gab es echtes revolutionäres Spartanertum und eine Unterdrückung natürlicher Gefühle, die in ihrer Wortlosigkeit manchmal antike Größe annahm. So schildert Plivier, wie Emil Barth, der Bürgerschreck mit der roten Revolutionstolle, der von der Polizei verfolgt wurde und tagelang nicht zu Hause war, am Abend des 5. November in die Nähe seiner Wohnung kommt:

Als er von der Straßenbahn abstieg, erblickte er seinen dreijährigen Jungen, der auf ihn zulief, gleich danach sah er seine Frau aus der offenen Tür eines Sarggeschäfts herauskommen.

Barth erriet sofort die Zusammenhänge.

Als er drei Tage vorher von Hause weggegangen war, lag sein ältester Sohn grippekrank und mit Fieber im Bett.

Er folgte seiner Frau in den Hausflur.

„Montag Nacht ist er gestorben, um sechs wird er eingesargt, du kommst grade zurecht..."

Barth blickte auf seine vergrämte Frau und den an ihr Kleid geschmiegten Jungen. Über ihre Schultern weg sah er ein Kind mit rachitischen Beinen über den Hof laufen. „Auch wenn Vater und Mutter, wenn Bruder und Schwester auf dem Totenbett liegen...", hatte er vor kurzem in einer seiner pathetischen Ansprachen vor den Obleuten ausgeführt.

Er machte sich von seiner Frau los:

„Nein, es geht nicht — ich kann nicht mit nach oben. Geh schnell und bring mir den andern Anzug, den braunen — ich muß gleich wieder weg."

Die Republik hat den Menschen dieser Zeit kein Cenotaph gesetzt. Jetzt hat ein Schriftsteller, selber ein oppositioneller Mann und in der Revolutionsära verwurzelt, diese Ehrenpflicht nachgeholt. Wie weit weg liegt das alles, wie prähistorisch wirkt das. Aber auch die Generale werden einmal abreisen.

Künstliche Defloration von Bernhard Stapel

Die Sexualwissenschaft ist einen seltsamen Weg gegangen. Nachdem sie sich von kirchlicher Bevormundung freigemacht hatte, schenkte sie ihre Aufmerksamkeit so ausschließlich dem Studium der Perversionen, daß für ein Studium des normalen Geschlechtslebens keinerlei Interesse übrig blieb. Erst sehr viel später begriff man, daß sexuelle Hygiene ohne genaue Kenntnis auch des normalen geschlechtlichen Lebens nicht möglich ist, und allmählich wandte sich die Wissenschaft auch dem Studium dieser Dinge zu.

Immer noch aber setzen sich auch die fortschrittlichsten Sexualhygieniker über die Fragen der Virginität und Defloration hinweg. Daß hier eine ungelöste hygienische Frage vorliegt, ist nie bezweifelt worden. Im Gegenteil, die Defloration ist in ihrer Bedeutung für die sexuelle Hygiene von Ärzten und Wissenschaftlern nie übersehen oder verkannt worden. Nervenärzte wie Breuer und Freud, Forel, Fürbringer, Hoche und Stekel haben in zahlreichen Krankengeschichten das „Trauma der Brautnacht" als Ursache für Erkrankungen erwähnt. Die Frauenärzte Falk, Neugebauer (in fünfundsiebzig Fällen), Rahm (in zehn Fällen), Schäffer und andre haben die körperlichen Folgen brutaler Entjungferung (also nicht der Vergewaltigung!) geschildert. Aber erst der Sozialhygieniker Alfred Grotjahn hat die psychologischen, hygienischen und eugenischen Folgen der Defloration klar übersehen. Er hat seine Gedanken konsequent zu Ende gedacht: er hat die künstliche Deflorierung durch den Arzt, etwa im Jahre der ersten Menstruation, verlangt. Aber er ist mit seiner Forderung allein geblieben und hat weder in der Fachliteratur noch sonstwo ein Echo gefunden (A. Grotjahn, Soziale Pathologie, 2. Aufl. Hirschwald, Berlin 1915; ferner in ‚Hygiene der menschlichen Fortpflanzung', Urban und Schwarzenberg, Berlin 1926 und zuletzt ausführlich in ‚Eine § 218-Kartothek und ihre Lehren', Metzner-Verlag, Berlin 1932).

Die Defloration trägt wie alle entscheidenden Phasen der weiblichen Geschlechtsentwicklung (Menstruation, Entbindung, Klimakterium) den Charakter einer blutigen und schmerzhaften Verletzung. Das Hymen ist keineswegs ein hauchzartes Gewebe, sondern es ist ein Organ, dessen Verletzung im ersten Geschlechtsakt meist nur mit roher Gewalt möglich ist. Orgasmus ist mit Defloration unvereinbar, so daß das sexuelle Leben der Frau mit einer Enttäuschung beginnt. Diese Enttäuschung trifft sie um so mehr, je größer der Widerstand gewesen ist, je mehr Angst und Hemmungen überwunden werden mußten, je stärker die Liebesbereitschaft gewesen ist, die der Defloration vorausging. Schmerz, Enttäuschung, Kränkung des Selbstgefühls, die Empfindungen eines besiegten, verletzten, vergewaltigten Menschen, die Gefühle der Rache und Feindschaft gegen den ersten Mann, untermischt mit Dankbarkeit, endlich von der Last der Virginität befreit zu sein, schaffen einen Seelenzustand, der viel häufiger zu Vaginismus, Frigidität und lebenslänglicher Hysterie führt, als gemeinhin angenommen wird.

Für den Mann bedeutet die Defloration der Frau nur eine Episode, die eingestandenermaßen in der Regel eine nicht sehr angenehme Erinnerung hinterläßt. Für die Frau hingegen ist sie ein einmaliges, tiefgehendes und aufwühlendes Erlebnis, das ihr die Bedeutung des Weibseins zum Bewußtsein bringt. Es soll nicht verkannt werden, wie weitgehend diese selbstquälerische Rolle dem Wesen der Frau eigentümlich ist. Es gibt viele Frauen, die mit ihrer Jungfernschaft einen Kult treiben und sie dem Manne in der bisher üblichen Form zum Opfer zu bringen wünschen. Grade bei diesen Frauen führt dann der befriedigte Masochismus zu Hörigkeit und willenloser Abhängigkeit. Diese Reaktion ist die typische der bürgerlichen Frau. Sie folgt damit nicht nur dem Wunsche des Mannes sondern erfüllt so vielleicht auch den „Sinn des Hymen". Denn welches ist die biologische Funktion des Hymens? Vielleicht ist es wirklich nur die Materialisation der masochistischen Rolle, die die Frau nach der Defloration dem Manne gegenüber spielen soll. Der heutige europäische Durchschnittsmann begreift unbewußt diese Zusammenhänge sehr gut. Im Gegensatz zu den Primitiven und den Menschen der Antike, die den Folgen und Gefahren der Defloration durch Tabu-Vorschriften und Kulthandlungen auswichen, sieht der Europäer in der Defloration sein geheiligtes Recht, das ihm allein zusteht und das er als Gegengabe für seine lebenslängliche Liebe fordert. Die Defloration ist ihm Besitzergreifung, Unterwerfung, bedeutet ihm Voraussetzung für Ehe und Ehrbarkeit. Die Frau reagiert darauf mit den Formen, die ihr Charakter in der bürgerlichen Ehe annimmt: mit Stumpfsinn, Neurose oder dem Gefühl, unglücklich und unbefriedigt zu sein. Die künstliche Defloration könnte das Frauenleben entbrutalisieren, sie könnte ein weiterer Schritt zur Gleichberechtigung, zur Reinigung und Befreiung des geschlechtlichen Lebens und damit zur Entneurotisierung überhaupt sein.

Die Einwände, die gegen diese Art von Defloration erhoben werden können, liegen zum größten Teil auf Gebieten, die keine Diskussionsbasis bilden. Die Jungfrau gilt nun einmal als Begriff der Reinheit, obwohl nicht einzusehen ist, weshalb sie reiner sein soll als ein andres Mädchen oder weshalb eine deflorierte Jungfrau nicht auch rein bleiben kann. Konfessionelle und politische Argumente („Jüdischer Geist erstrebt Beschneidung deutscher Mädchen") seien rechts liegen gelassen. „Entzauberung und Rationalisierung der Erotik"? Nein, sondern Zerstörung eines falschen Nimbus.

Ein Mädchen, das vor der Defloration Angst hat, fürchtet nicht nur den körperlichen Vorgang sondern nährt ihren Widerstand aus vielen Quellen. Die künstliche Defloration macht nicht alle Neurosen unmöglich — aber eine Kultur, in der es möglich ist, über künstliche Defloration zu sprechen und sie auszuführen, ist auf dem Wege einer freiheitlichen Entwicklung und im guten Sinne so „enthemmt", daß auch viele andre neurosenverursachende Momente von vornherein in Wegfall kommen. Es sei auf den Kranz-Prozeß verwiesen und auf die Rolle, die die Virginität in diesem Milieu spielte.

Außer den psychologischen gibt es noch hygienische und eugenische Gründe, die Grotjahn veranlaßten, für die künstliche Defloration der heranreifenden Mädchen einzutreten. Ein Vorfall, wie er sich in einer westdeutschen Großstadt ereignete, diene zur Veranschaulichung: Es erschien eine vierzehnköpfige Klasse von schulentlassenen Lyceumsschülerinnen geschlossen in der Sprechstunde eines Arztes, um sich zur Feier ihrer Schulentlassung Scheidenocclusiv-Pessare einsetzen zu lassen. Nur zwei von den vierzehn Mädchen erwiesen sich als bereits defloriert. Allen andern konnte also nicht geholfen werden, weil ein intaktes Hymen das Einsetzen eines Pessars unmöglich macht. Da eine Defloration andrerseits niemals im Koitus condomatus ausgeführt werden kann, werden die jungen Mädchen, wenn sie nicht einfach entsagen wollen, die Gefahr der Ansteckung und Schwängerung auf sich nehmen müssen, die erwiesenermaßen grade im ersten Geschlechtsverkehr unverhältnismäßig groß ist. Nichtausführung der künstlichen Defloration verhindert eine planmäßige sexuelle Hygiene, verhindert die Bekämpfung der Ansteckung, die grade für die Frau jahrelanges Siechtum bedeutet, verhindert zweckmäßigen Schutz vor unehelicher Schwangerschaft, treibt die Frauen zum Abort mit allen seinen möglichen Folgen, zwingt zu unvollkommenen und schädlichen Vorbeugungsmitteln, schafft psychische und physische Qualen. Die künstliche Defloration würde alle diese Gefahren beheben und wäre in den Händen des Arztes ein kleiner und harmloser Eingriff.

Der letzte Grund, der Grotjahn zur Forderung der artifiziellen Deflorierung veranlaßt hat, führt über den Rahmen der individuellen Hygiene hinaus in das Gebiet der sozialen Hygiene und der Eugenik. Die Geschlechtskrankheiten sind durch ihre Häufigkeit — rund eine Million behandlungsbedürftiger Fälle jährlich in Deutschland — und durch ihren Einfluß auf Qualität und Quantität der Nachkommenschaft zu einer schweren Gefahr für die Volksgesundheit geworden. Trotzdem ist eine vernünftige Bekämpfung möglich und aussichtsreich, und zwar durch planvollen und der Allgemeinheit zugänglichen Infektionsschutz, der mit der Defloration beginnen muß.

Schnipsel von Peter Panter

Man soll nichts tun, was einem nicht gemäß ist.

*

Von dem ausgestreckten Zeigefinger des Kindes: „Ein Onkel!" bis: „Guck mal den da — wahrscheinlich ein süddeutscher Burschenschafter!" ist es ein langer Weg in der Menschenbeobachtung. Nur haben die Babys meist mehr Instinkt als die Erwachsenen.

*

Ein Film... Was kann das schon sein, wenn es die Zensur erlaubt hat!

*

Schlange vor dem Schalter. Alles geht, wenn auch langsam, so doch regelmäßig; du ruckst voran. Bis der Mann vor dir heran-

kommt. Der Mann vor dir macht stets ungeahnte Schwierigkeiten, er will Herrn Eisenbahn persönlich sprechen und braucht für sich allein so viel Zeit wie alle andern Vormänner zusammen. So ist das Leben.

*

Die meisten Hotels verkaufen etwas, was sie gar nicht haben: Ruhe.

*

Dieser Schriftsteller schreibt einen läufigen Stil.

*

Was herauskommt, wenn ein Kunstvermittler sagt: „Ich hab mir gedacht . . .", ist meist der Erfolg vom vergangenen Jahr, nur etwas plumper.

*

Wenn du liest: „Dem Dichter Potschappel ist der große Bananen-Preis zuerkannt worden", so frage stets: Wer hat ihm den Preis gegeben? Das allein macht nämlich erst seinen Wert aus.

*

Es ist ein Charakteristikum des Maschinenzeitalters, daß die meisten Menschen glauben, etwas Gutes geleistet zu haben, wenn sie etwas geleistet haben. Sind die Regeln erfüllt, so sind alle befriedigt. Der Arzt hat operiert; der Richter hat terminmäßig ein Urteil gefällt; der Beamte hat das Gesuch geprüft — sie haben das Reglementmäßige getan. Was dabei herauskommt, ist ihnen völlig gleichgültig. „Das ist nicht mehr meine Sache . . ." Da keiner die Gesamtwirkung der kleinen Teilarbeiten übersieht und sie auch gar nicht übersehn will, so bleibt die Gesamtwirkung nur auf einem haften: auf dem Erleidenden. Die andern haben ihre Pflicht getan.

*

Das schauerlichste Wort, das uns der marxistische Slang beschert hat, ist das Wort von der „richtigen" Politik. Sie wissen es ganz genau.

*

Den Menschen aus der Seele zu schreiben —: das könnte eine Aufgabe sein.

Aber daß wir den Kunstkaufleuten aus der Seele schreiben —: das kann Gott nicht gewollt haben.

*

Da haben sie uns beigebracht, was ein Werkauftrag ist und was ein Kauf ist und ein Kauf auf Abzahlung . . . Es hat sich ein neues Geschäft herausgebildet.

Die Aufträge, die heute oft herausgehen und bei denen der Bestellende zunächst gar nicht daran denkt zu bezahlen, sind: Zwangsbeteiligungen an Unternehmen, die der Zwangsbeteiligte nicht kontrollieren kann. Gehts gut, kann er vielleicht etwas Geld bekommen — gehts schief, ist er der Lackierte. Überschrift: die Usance.

*

Und gehts gut, so ist der Kapitalist ein tüchtiger Kerl, auch zeigt dies, daß die Wirtschaft nicht auf private Initiative verzichten kann.

Gehts aber schief, so ist das ein elementares Ereignis, für das natürlich nicht der Nutznießer der guten Zeiten, sondern die Allgemeinheit zu haften hat.

Wirf den Bankier, wie du willst: er fällt immer auf dein Geld.

*

Wenn ein Autofahrer einen umgefahren hat und er ergreift dann die Flucht, etwa ein blutendes Kind auf der Landstraße hinter sich lassend —: das nennt die Rechtsprechung Führerflucht. Manche erklären solch ein gemeines Verhalten mit einem plötzlich einsetzenden

Chock. Man sollte Führerflucht stets mit Zuchthaus bestrafen. Verantwortung muß sein — ein Autofahrer ist doch kein Generaldirektor!

*

Vom Nationalstolz. Einem Norweger wurde in Kopenhagen der dicke, runde Turm gezeigt, in dessen Innern man auf einer spiralförmigen Rampe mit Pferd und Wagen hinauffahren kann. „Habt ihr so etwas auch in Norwegen?" wurde er gefragt. „Nein", sagte der Mann aus Oslo beleidigt. „Aber wenn wir so einen Turm hätten, dann wäre er höher und runder!"

Deutsches Theater 1932 von Herbert Ihering

Der deutsche Bühnenverein hielt in diesen Tagen seine Generalversammlung ab. Eine außerordentliche Generalversammlung, die schleunigst einberufen worden war, um sich zu den künstlerischen Grundlagen des Theaters zu bekennen, die durch den Beschluß des preußischen Landtags erschüttert sind? Nein, die reguläre Generalversammlung. Aber der Bühnenverein benutzte gewiß das günstige Zusammentreffen, um diese Anträge in den Mittelpunkt der Verhandlungen zu stellen und eine sorgfältige, nach allen Seiten abgedichtete Aktion einzuleiten? Nein, der Bühnenverein orakelte über Tariffragen. Das Thema wurde an den Verwaltungsrat abgeschoben.

Deutsches Theater 1932: Ausländer, darunter auch Oesterreicher, und Juden sollen nicht mehr engagiert werden, Josef Kainz und Girardi würden heute davongejagt, pazifistische und destruktive Stücke sind aus den Spielplänen zu entfernen (destruktiv waren „Die Räuber" und „Kabale und Liebe", „Wozzek" und „Judith", „Die Stützen der Gesellschaft" und „Die Weber") — aber der Bühnenverein knobelt mit der Bühnengenossenschaft über die „Nebenbeschäftigung" der Schauspieler. Provinzbühnen werden die Subventionen entzogen, die städtischen Regietheater sind gefährdet, Bühnen verkrachen, die berliner Direktionen brechen zusammen, Gagen werden oft nur gestottert, oft überhaupt nicht gezahlt, aber der Bühnenverein will den Schauspielern die einzigen noch halbwegs sichern Erwerbsmöglichkeiten verkürzen: die Nebenbeschäftigung im Rundfunk und Tonfilm. Deutsches Theater 1932: Theaterskandale werden provoziert, wertvollen Künstlern wird die Existenz abgeschnitten, aber die beiden großen Organisationen, die das Theater repräsentieren, der deutsche Bühnenverein und die deutsche Bühnengenossenschaft, können sich nicht zu einer Aktion zusammenschließen. Man faselt vom Kulturtheater, aber man versteht darunter nur die Erhaltung der Betriebsformen, also der städtischen und staatlichen Regietheater. An eine Kritik dieser Betriebsformen wird nicht gedacht. Den wahren Feind sieht man nicht, und wenn man ihn sieht, wagt man ihn nicht zu nennen. Ministerialräte debattieren. Ministerialräte schustern Paragraphen. Inzwischen wird das, was durch diese Paragraphen gehütet werden soll: das Theater selbst, in Stücke geschlagen.

Das große Schweigen. Die panische Angst. Das lähmende Entsetzen. Man sieht etwas nahen, aber man ruft es nicht an. Die alten Methoden sind abgenutzt. Proteste sind stumpf ge-

worden. Taktische Mätzchen haben keinen Sinn. Warum hat niemand den Mut, rückhaltlos auszusprechen, „was ist", und damit eine neue Situation, eine neue Tatsache zu schaffen? Warum hat niemand die innere Freiheit nach allen Seiten, um zu sagen: „Jawohl, es sind oft minderwertige ausländische Stücke eher gespielt worden als riskante deutsche. Aber das geschah doch grade aus Angst vor denen, die jetzt die deutschen Stücke verlangen. Grade sie verhöhnten und traten nieder alles, was irgendwie nach einem modernen deutschen Drama aussah. So haben sie selbst das Theater von der deutschen Produktion abgeschnitten. Jawohl, es hat oft im Theater und Film eine übertriebene Ausländerei geherrscht. Aber doch nur, weil man immer wieder die alten Routiniers bevorzugte und vom deutschen Nachwuchs nichts wissen wollte, aus Furcht, er könnte zu radikal sein. Und jetzt kommen dieselben Leute, die das deutsche Theater zerstört haben, und stellen „Proskriptionslisten" auf. Wir weigern uns, Theater nach schwarzen Listen zu führen."

Können die deutschen Intendanten so nicht sprechen, weil sie von der Mehrheitszusammensetzung ihrer Parlamente abhängig sind? Nur sie können so sprechen. Nur ihr Zusammenschluß schafft eine Macht. Nur ihr Mut sichert ihnen wieder Autorität. Warum ruft Tietjen nicht sofort alle Intendanten zusammen? Warum schweigt er? Es gibt nur zwei Entscheidungen. Die deutschen Theaterführer sagen offen, was sie unter deutschem Theater verstehn und durchzusetzen gedenken, oder sie geben die Unmöglichkeit zu, heute noch Staats- und Stadttheater zu führen. Dann würde die schon durchlöcherte Betriebsform der gemeinnützigen Bühnen ihr endgültiges, aber notwendiges Ende erreicht haben.

Deutsches Theater 1932: Noch nicht einmal diese Entscheidung, noch nicht einmal diese Klarheit wird herbeigeführt. Man schweigt. Man wartet ab. Man verliert die Initiative. Das Handeln überläßt man den andern. Ministerialräte lavieren. Bureaukraten verhandeln. Gespenstersonate.

Ein Hörspiel von Rudolf Arnheim

Sinnloser noch als bei Theater und Film ist beim Hörspiel, das ja nur einmal gesendet wird, die übliche Art der Kritik, die sich begnügt festzustellen, daß Madame X trotz kindhaften Charmes sich nicht ganz der Rolle einzuverleiben vermochte und daß der Regisseur Y mit feinsinniger Hand den Intentionen des Dichters gefolgt sei. Um so notwendiger für den Rundfunk aber und leider noch fast nirgendwo geübt ist eine kritische Beobachtung, die die einzelne Sendung weniger als isoliert zu bewertende Leistung sondern als einen kleinen Baustein in der Entwicklung zur Funk-Form hin sieht. Große Kunstwerke soll man hier noch nicht erwarten, denn die können, wie wir vom Film her wissen, erst entstehen, wenn eine gewisse Handwerkstradition, eine Formengrammatik geschaffen ist. Die gibt es beim Rundfunk erst in Ansätzen. Um so spannender ist es, diese Zeit der Entdeckungen, des Tastens und Versuchens wachsam zu verfolgen.

Die eigentliche Experimentierarbeit wird nicht so auf dem Gebiet des offiziellen „Hörspiels" geleistet, das noch allzusehr Theaterstück mit etwas Windmaschine im Hintergrund ist. Die Avantgarde betätigt sich, wie auch beim Film, in lockeren, von keiner durchgehenden Dramenhandlung gefesselten Formen, etwa in den sogenannten literarischen Querschnitten. Diese Versuche, Literaturwerke als Montagematerial für einstündige Funkspiele zu verwenden, sind als Mittel literarischer Erziehung nicht ungefährlich. Auch ist die Möglichkeit zu freier Erfindung und Gestaltung stark beengt, ähnlich wie wenn man einen Film nicht aus selbstgedrehtem sondern bereits fertig vorliegendem Material zusammenschneiden soll. Andrerseits verlangt der literarische Querschnitt ganz besondre Beweglichkeit und Wandelbarkeit der Form: dauernden Szenenwechsel, Ineinander von Rezitation und Bühnenhandlung, von leibhaftigem Schauplatz und abstrakter Diskussion, von irdischen Figuren und bloßen „Stimmen". Er liefert also die reinsten Beispiele für die Eigenarten des Funkmaterials. Deshalb sei hier die „Verhexte Stunde", eine „akustische Montage" von Ernst Bringolf, besprochen; nicht weil es sich um ein heraushebenswertes Spitzenwerk handelt sondern als ziemlich beliebig gewähltes Beispiel für eine werdende, von den meisten Menschen ignorierte Kunst.

Bringolf verflicht drei Schauergeschichten, Meyrinks „Violetten Tod" und „Heißen Soldaten" und Maupassants „Horla" zu einem Zopf. Wie drei durcheinander geratene Fortsetzungsromane — ein Verfahren, das den Hörer je nach Temperament gespannt oder rasend machen wird, zum mindesten aber neu und sehr amüsant ist. Die Möglichkeit zu blitzartigem Szenenwechsel teilt der Rundfunk einerseits mit dem Film, andrerseits mit der Literatur. Keinerlei Umbau ist nötig, der Sprecher kann vorm Mikrophon stehen bleiben und behaupten, er sei jetzt in Chicago, im nächsten Augenblick in Paris. Nur besteht die Schwierigkeit darin, dies den Hörer glauben und verstehen zu machen. Beim Film setzt auch der plötzlichste Wechsel des optischen Schauplatzes den Zuschauer sofort ins Bild, im Roman läßt sich mit vier, fünf Worten viel Orientierungsarbeit leisten. Der Rundfunk aber als ein Klingen spärlicher, zunächst anonymer Stimmen und Geräusche vor einem blindschwarzen Hintergrund muß dem Hörer erst klar machen, daß überhaupt ein Schauplatzwechsel vollzogen sein soll. Daher ist eine geschickte Überblendungstechnik notwendig. Bringolf bedient sich da, wie üblich, der Musik; genauer gesagt: musikalischer Geräusche — einer Zwischenform, die für den Rundfunk sehr charakteristisch ist. Die Naturgeräusche werden stilisiert, indem sie auf Instrumenten nachgeahmt werden: das Saxophon lacht, die Posaune stöhnt, Triangel und Geige klingeln. Dadurch wird der Hörschauplatz ganz im Sinne der parodistisch-spielerischen Spukgeschichten entwirklicht. Die Geräusche sind einerseits konkret schauplatzbezeichnend, andrerseits nur symbolisch-abstrakte Begleitmusik, so daß sie beispielsweise, wie die Praxis zeigt, ohne weiteres in einen Praetereritumsbericht eingefügt werden können, ohne daß ein Stilbruch, ein Widerspruch

in der Vorstellung, entsteht. Klangsymbolisch wie in den Micky-Maus-Filmen wird die Geräuschmusik etwa in der folgenden sehr lustigen Szene verwendet:

Weibliche Stimme: Patient machte vor zehn Jahren einen Typhus durch. (Musikalischer Schnörkel.) Vor zwölf Jahren eine leichte Diphtheritis. (Musikalischer Schnörkel.) Vater an Schädelbruch gestorben. (Pauke leise: bumm!) Mutter an Gehirnerschütterung. (Etwas stärker: Bumm!) Großvater an Schädelbruch. (Bumm!) Großmutter an Gehirnerschütterung. (Bumm!) Der Patient und seine Familie stammen nämlich aus Böhmen. (Saxophon: Huahuahuahuahua!) Befund — Temperatur ausgenommen — normal. (Saxophon lacht.)

Nun ein Beispiel für die Überblendungstechnik:

Stimme: ... ich will dir mitteilen, was ich von dem Tibetaner erfahren habe: etwa zwanzig Tagereisen von hier befindet sich, am Himavat, ein ganz seltsames Stück Erde. Es soll dort ein Tal geben, dessen einziger Zugang durch giftige Gase abgesperrt ist, Gase, die ununterbrochen aus der Erde dringen und jedes Lebewesen, das passieren will, augenblicklich töten. In der Schlucht selbst soll ein kleiner Volksstamm leben, mitten unter üppigster Vegetation, der rote spitze Mützen trägt und ein bösartiges satanisches Wesen in Gestalt eines Pfaues anbetet. (Glucksende, gurgelnde Geräusche.) Lache nicht, Jaburek! Sondern höre: dieses teuflische Wesen also soll die Bewohner im Laufe der Jahrhunderte die schwarze Magie gelehrt und ihnen Geheimnisse geoffenbart haben, die einst den ganzen Erdball umgestalten werden... Das hat ihnen angeblich auch eine Art Melodie beigebracht, die den stärksten Mann augenblicklich vernichten kann. (Amälän-Motiv, übergehend in exotische Musik, die anhält.) Ich gedenke nun, mit Hilfe von Taucherhelmen und Taucherglocken die giftigen Stellen zu passieren, um ins Innere der geheimnisvollen Schlucht einzudringen. Wenn du mich begleiten willst, so komm! (Musik näher und stärker, hält etwas an.) Ah — der Tibetaner hat nicht gelogen: sieh — da unten liegt das seltsame Tal!

Dieser Bericht, zugleich ein Beispiel für die charakteristischen Monologformen des Rundfunks, springt also über eine Zeit- und Raumspanne von zwanzig Tagereisen. Die exotische Musik, nicht so sehr aus einem wirklichen Theater-Tibet schallend als vielmehr bloße abstrakte Begleitung zum Novellentext, macht dennoch durch ihr plötzliches Anschwellen und Sich-Annähern die Verschiebung des Schauplatzes, ähnlich wie bei der fahrenden Filmkamera, hinreichend deutlich. Das geräuschbegleitete Erzählen, eine Mittelform zwischen reportagehaftem Bericht eines „Augenzeugen" und einem rezitierten Stück Literatur, gibt eine gute Probe des reizvoll Schwebenden, Unbestimmten, das so sehr zur Eigenart des Rundfunks gehört und das man bewußt hervorheben soll, statt dem blinden Hörer mit Gewalt eine solid gezimmerte Erdenwelt vors Ohr zaubern zu wollen.

Das Amälän-Geschrei, ebenso wie der Horla-Ruf, wird durch Instrumente imitiert. Hinzukommt das Trompetensignal des heißen Soldaten. So hat jede Geschichte ihr akustisches Leitmotiv, das einerseits die Zugehörigkeit jeder Szene signalmäßig bezeichnen hilft und also das Verständnis erleichtert, andrerseits den Sprechtext zu einem farbigen Klanggebilde erweitert.

Schließlich sei als ein Beispiel für die Auflösung der Prosaerzählung in ein Stimmen- und Geräuschgebilde der An-

fang des Hörspiels wiedergegeben. Die Stimmen sind nur als männliche oder weibliche und durch ihren Gefühlston charakterisiert, sonst gänzlich abstrakt. Das Tacken des Telegraphen untermalt nur. Das Durcheinander der Rundfunknachrichten dann hat konkreteren Charakter und wirkt trotzdem nicht als Stilbruch gegenüber der Einleitungsszene: das Rundfunkmaterial ist eben wundervoll biegsam. Dies Ineinanderschwimmen von Hilferufen aus allen Kontinenten, anschauliche Gestaltung eines Welt-Schicksals, wäre niemals auf dem Theater und kaum im Film möglich. Bei der berliner Sendung (Regie: Edlef Koeppen) wurde, um es zu erzielen, mit Schallplatten gearbeitet.

(Als Auftakt eine Art „Ouvertüre", in der die einzelnen Hauptmotive des ganzen Ablaufs vorhanden sind. Übergehend in eine leise, flimmernde, exotische Musik, aus der Tacken und Tuten von Telegraphenapparaten hervordringt. Dieses ununterbrochen über die ganze Szene, wie es gebraucht wird.)

Stimme (erregt): Die ‚Indian Gazette', die die Veröffentlichung des Falles „Sir Roger Thornton" brachte, erschien heute um volle drei Stunden später als sonst ...

Stimme: Ja. — Ein seltsamer und schreckenerregender — Zwischenfall trägt Schuld an der Verzögerung: Mr. Birandranath, der Redakteur des Blattes, und zwei Unterbeamte sind aus dem Arbeitszimmer spurlos verschwunden. (Tacken.)

Stimme: Ja. — Drei bläuliche, gallertartige Zylinder standen an ihrer Stelle auf dem Boden und mitten zwischen ihnen — lag das frischgedruckte Zeitungsblatt. — Außerdem — (starkes Tacken)

Stimme: Außerdem verschwanden zu Dutzenden die zeitungslesenden und gestikulierenden Menschen vor den Augen der entsetzten Menge, die aufgeregt die Straßen durchzieht. — Zahllose violette Pyramiden stehen umher ... wohin das Auge blickt ...

Stimme: ... und am Abend — ist Bombay halb entvölkert ...! (Das vielfache Tacken der Telegraphen wird stark. Musik geht leise zischelnd mit. Die folgenden Stimmen kommen von verschiedenen Mikrophonen, erst eine nach der andern, allmählich durcheinander fließend.)

Stimmen: Hier Bombay! ... hallo! ... hier Bombay! ... Sir Roger Thornton! — Es ist rätselhaft. — Der violette Tod ... Hallo! ...

Hallohallo! ... Der violette Tod ...! Die Indian Gazette tot! ...
Alloallo! ... alloallo! Radio Budapest! ... Rätselhafter Fall Thornton! ... Tod! Achtung! Achtung! Berlin! ... Achtung Berlin! ... was ist mit Thornton ...? allo! ... Radio Paris! ... Der violette Tod! ... allo ... allo!
Halloooo! ... Radio Moskau! ... Halloooo! ... (Musik zum nächsten:) Sir Thornton! Der violette Tod in Bombay ... Furchtbare Katastrophe ...

Hallo ... Radio Rom ... Eine neue Sintflut ... Hallo ... Sir Thornton ...! Hallo! ... hallohallo! hallohallo! hallo! ... hallohallo! ... hallo! (Musik wächst allmählich zum chaotischen Furioso, verliert sich auf dem Höhepunkt in einem klagenden Winseln. — Tiefe Stille!)

Stimme (zaghaft einsetzend): Aus allen Ländern verkünden Schreckensbotschaften, daß der violette Tod fast überall gleichzeitig ausgebrochen ist und die Erde zu entvölkern droht. Alles hat den Kopf verloren und die zivilisierte Welt gleicht einem Ameisenhaufen. ... (Das Tacken und die Hallo-Rufe noch einmal leise, wie unterdrückte Hilfeschreie.)

Das Herz im Spiegel von Erich Kästner

Der Arzt notierte eine Zahl.
Er war ein gründlicher Mann.
Dann sprach er streng: „Ich durchleuchte Sie mal"
und schleppte mich nebenan.

Hier wurde ich zwischen kaltem Metall
zum Foltern aufgestellt.
Der Raum war finster wie ein Stall
und außerhalb der Welt.

Dann knisterte das Röntgenlicht.
Der Leuchtschirm wurde hell.
Und der Doktor sah mit ernstem Gesicht
mir quer durchs Rippenfell.

Der Leuchtschirm war seine Staffelei.
Ich stand vor Ergriffenheit stramm.
Er zeichnete eifrig und sagte, das sei
mein Orthodiagramm.

Dann brachte er ganz feierlich
einen Spiegel und zeigte mir den
und sprach: „In dem Spiegel können Sie sich
Ihr Wurzelwerk ansehn."

Ich sah, wobei er mir alles beschrieb,
meine Anatomie bei Gebrauch.
Ich sah mein Zwerchfell im Betrieb
und die atmenden Rippen auch.

Und zwischen den Rippen schlug sonderbar
ein schattenhaftes Gewächs.
Das war mein Herz! Es glich aufs Haar
einem zuckenden Tintenklecks.

Ich muß gestehn, ich war verstört.
Ich stand zu Stein erstarrt.
Das war mein Herz, das dir gehört,
geliebte Hildegard?

Laß uns vergessen, was geschah,
und mich ins Kloster gehn.
Wer nie sein Herz im Spiegel sah,
der kann das nicht verstehn.

Kind, das Vernünftigste wird sein,
daß du mich rasch vergißt.
Weil so ein Herz wie meines kein
Geschenkartikel ist.

Bankensanierung II von Bernhard Citron

Nach Angaben, die der frühere Reichsfinanzminister Dietrich im Haushaltsausschuß des Reichstages gemacht hat, betrug der Gesamtaufwand für die Bankensanierung elfhundert Millionen Mark, zu dem noch vierhundert Millionen Mark Reichsgarantie für die Auslandsschulden der Danatbank traten. Die Reichsverluste bezifferte Dietrich mit dreihundertdreißig Millionen Mark, die aus der Zusammenlegung der Dresdner-Bank-Aktien und der Hergabe von Schatzanweisungen resultieren. Ferner meinte er, daß das Reich durch Bürgschaften in Höhe von fünfzehn Millionen Mark in Anspruch genommen werden könnte. Wenige Monate später hat sich bereits gezeigt, daß diese Verlustschätzung viel zu niedrig gegriffen ist. Erstens können auch jene Ankurbelungskredite kaum jemals zurückgezahlt werden, zweitens hat das Reich, das Aktien der Großbanken in Höhe von einhundertsiebzig Millionen übernahm, effektive Kursverluste zu verzeichnen. Der Kurs der Dresdner-Bank-Aktien beläuft sich nach erfolgter Zusammenlegung auf sechzig Prozent, der der Commerzbank-Aktien auf dreiundfünfzig Prozent. Man kann in diesem Falle auch nicht sagen, daß bei einer dauernden Beteiligung des Reiches der Marktpreis keinen objektiven Wertmesser darstellt. Das Reich hat nämlich erklärt, daß es sich von seinem Besitz, wenn irgend möglich, später wieder trennen will, was naturgemäß auf der Basis des Börsenkurses geschehen muß. Außerdem zeigt der Kurs deutlich an, daß nach Ansicht der am Wertpapiergeschäft interessierten Bankkreise die Aktien auch nach der Sanierung nur einen Wert von sechzig und dreiundfünfzig Prozent repräsentieren. Diese Kreise dürften sich in ihren Schätzungen kaum derartig täuschen, daß diese Kurse als zu pessimistisch angesehen werden könnten.

Den wesentlichen Bestandteil der Bankensanierung bildete aber die Abschreibung auf Debitorenkonten. Bekanntlich haben einige Institute — besonders die Darmstädter und Nationalbank — Kredite an die Industrie in viel zu großzügiger Weise gewährt. Darunter befanden sich solche Schuldner, die wie die Norddeutsche Wollkämmerei in der Zwischenzeit gänzlich zahlungsunfähig geworden sind, aber auch andre, deren Betriebe weitergeführt werden und die dennoch nicht in der Lage sind, ihre Konten abzudecken. Auch solche Gesellschaften und führende Persönlichkeiten der deutschen Wirtschaft, die heute noch in der Industrie eine Rolle spielen, vermögen nicht, ihren Verpflichtungen restlos nachzukommen. In zwei bekannten Fällen — Hapag-Lloyd-Union und Flick-Konzern — hat das Reich selbst die Schuldner gestützt. Die Hilfe ist also nicht den Banken direkt sondern mittelbar auf die Weise gewährt worden, daß sich die Debitoren gebessert haben. Hiermit soll durchaus nicht gesagt werden, daß ein Verlust, der aus der Illiquidität der beiden genannten Schuldner entstanden wäre, die betroffenen Banken ruiniert hätte. Ein großer Teil der stillen Reserven wäre aber zweifellos aufgebraucht worden, und noch einige derartige Fälle würden ge-

nügen, um neue Schwierigkeiten auch bei den Banken herbeizuführen.

Von einer Reihe von Schuldnern, die sich eines guten Rufes erfreuen und dennoch nicht zahlen können, haben die Banken Aktien übernommen, die zum Teil als Deckungsunterlage für die Bankkredite gedient hatten, zum Teil aber auch zur Vermeidung von akuten Schwierigkeiten bei diesen Schuldnerfirmen den Banken zur Verfügung gestellt worden sind. Eine börsenmäßige Verwertung solcher Aktien ist heute und in absehbarer Zeit weder im In- noch im Auslande denkbar. Um aber die Liquidität der Banken zu erhalten, will man jetzt dazu übergehen, diese Wertpapiere in ein gemeinsames Unternehmen einzubringen, das den Instituten die Möglichkeit gibt, sich durch ihre Beteiligung zu finanzieren. Die zu andern Zwecken gegründete Bank für Industriewerte wird ihr Kapital auf fünfzig Millionen Mark erhöhen und Aktien bis zum Höchstbetrage von zweihundertfünfzig Millionen Mark aus den Beständen der Banken übernehmen. Gewiß gewährt diese Gründung einige technische Vorteile. So können die Banken ihre Außenstände und Beteiligungen besser kontrollieren, wenn ein Überblick über die Gesamtengagements möglich ist. Ferner besteht die Aussicht, durch das Zusammentragen größerer Aktienposten geschlossene Pakete im Portefeuille der Bank für Industriewerte zu schaffen, die einen stärkern Einfluß auf die Gesellschaften ausüben als die Einzelbestände der Institute. Schließlich aber verfolgt die neue Bank für Industriewerte, die neben den Großbanken auch die größern Privatbankfirmen umfassen soll, den Zweck, eingefrorene Debitoren in liquide Mittel zu verwandeln. Dies ist aber nur dann möglich, wenn die Bank für Industriewerte in der Lage ist, entsprechend den Beteiligungen der einzelnen Institute Kredite zu gewähren. Diese Kreditgewährung auf Grund der eingebrachten Aktien kann nicht aus der Luft geschöpft werden sondern wird selbstverständlich mit Hilfe des Reiches oder der Reichsbank geschehen. Man sieht also, daß die Banken auch heute noch nicht in der Lage sind, ohne staatliche Eingriffe ihren Betrieb zu führen. Selbst wenn man unterstellen wollte, daß die wirklich faulen Debitoren bereits restlos abgeschrieben und neue Verluste nicht zu erwarten sind, so fehlt es doch an flüssigen Mitteln, die jene neuerworbenen Beteiligungen auf natürlichem Wege nicht hergeben. Man hat geglaubt, daß die Banken nach der Sanierung in einem aufs Neue hergerichteten und gut fundamentierten Hause leben, und dennoch muß jetzt ein weiterer Stein in das Gebäude der deutschen Finanzinstitute eingefügt werden. Hoffentlich ist es der Schlußstein.

Zu dieser Reaktion von Ludwig Börne

Wenn, wie es in Deutschland oft geschieht, Gesetze in der Sprache von Befehlen abgefaßt werden, gewöhnt man die Bürger daran, Gesetze als bloße Befehle anzusehen, denen man folgt, nicht weil man sie ehrt, sondern sie fürchtet.

*

Sie wollen keine Preßfreiheit, weil sie glauben, der Wind drehe sich nach der Wetterfahne.

Wochenschau des Rückschritts

— In Berlin wurde infolge der letzten Notverordnung der Papen-Regierung 180 000 Berlinern die Invaliden-, Witwen- oder Waisenrente gekürzt.

— Der sechsundvierzigste Adelstag in Münster hat dem Kabinett Papen in einer Entschließung seinen Beifall bezeugt.

— Die Bilanz der ersten Woche nach der Aufhebung des SA-Verbotes zählt 12 Tote und 38 Schwerverletzte.

— Die nationalsozialistische Regierung Anhalts hat zur Vorbereitung des Arbeitsdienstes Freiwillige im Alter von neunzehn bis zweiunddreißig Jahren angefordert. „Militärische und technische Vorkenntnisse sind erwünscht."

— Hakenkreuzler überfielen den wiener Golfklub im lainzer Tiergarten. Unter andern dort golfspielenden ausländischen Diplomaten wurde auch der italienische Militärattaché mißhandelt.

— Zwei Nationalsozialisten, die den Chefredakteur der wiener ‚Sonn- und Montagszeitung' wegen der Behauptung, der Vater Hitlers habe ursprünglich Schücklgruber geheißen, mit der Hundepeitsche angegriffen hatten, wurden zu 20 Schilling Geldstrafe verurteilt. Ein dritter Nationalsozialist wurde freigesprochen.

— Die verantwortlichen Redakteure der ‚Berliner Volkszeitung', der ‚Leipziger Volkszeitung', der ‚Breslauer Volkswacht für Schlesien' und der ‚Berliner 12 Uhr Mittagszeitung' wurden zu je drei Monaten Gefängnis verurteilt wegen ihrer Behauptungen über die Tätigkeit des nationalsozialistischen Abgeordneten Rosenberg während des Krieges in Paris. Die betreffenden Blätter hatten im wesentlichen nur die Angaben einer pariser Zeitschrift wiedergegeben.

— An einer vom Arbeitsausschuß Deutscher Verbände abgehaltenen Versailles-Kundgebung, in der Professor Draeger gegen die sogenannte Kriegsschuldlüge sprach, nahm der Reichsinnenminister Freiherr von Gayl teil. Die auf Schallplatten aufgenommene Rede Professor Draegers wurde am Abend von allen deutschen Rundfunksendern wiedergegeben. Am selben Tage, dem Tage der Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrages, sprach der Stahlhelmführer Seldte im Rundfunk. Die Sender von Bayern und Württemberg schlossen sich von der Übertragung dieser Rede aus.

— In der Technischen Hochschule wurde unter Mitwirkung der Polizei, der Feuerwehr, des Rettungsamtes, der Berliner Verkehrsgesellschaft und der technischen Nothilfe eine Luftschutzübung veranstaltet.

— Im Preußischen Landtag wurde ein von der nationalsozialistischen Partei eingereichter Antrag angenommen, wonach an den Staatstheatern Verträge mit nichtreichsdeutschen oder nichtdeutschstämmigen Bühnenkünstlern zu kündigen und nicht zu erneuern sind, Verträge mit solchen Bühnenkünstlern künftig nicht abzuschließen sind und Bühnenstücke antinationaler, pazifistischer oder sittlich destruktiver Tendenz nicht mehr zur Aufführung gebracht werden sollen. Bereits vorher hatten die berliner Staatstheater alle Verträge mit jüdischen Schauspielern, mit der einzigen Ausnahme von Frau Eleonore von Mendelssohn, gekündigt.

— Der nationalsozialistische Film „Horridoh Lützow" geht seiner Vollendung entgegen. Der Chinesenfilm „Der Rächer des Tong" wurde von der Filmprüfstelle Berlin verboten, da er eine entsittlichende und verrohende Wirkung ausübe. Der deutsche Film „Der Mörder Karamasow" wurde in London verboten. Es wurde unter anderm beanstandet, daß Vater und Sohn sich in dieselbe Frau verlieben. In Amerika wurde der Film „Mädchen in Uniform" verboten, weil er die Moral untergrabe, verrohend wirke und zu Verbrechen anreize.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Das verwirklichte Dritte Reich

In der letzten Zeit steigert der italienische Fascismus seinen grausamen Terror. Mehrere Male in der Woche tritt nun das „Sondergericht zum Schutze des Staates" zusammen, um Strafen von ungeheuerlichem Ausmaß gegen „Feinde des Regimes" zu verkünden. So brachte der Prozeß gegen den Attentäter Bovone allein ein Todesurteil und zweihundert Jahre Kerker. Strafen von fünfzehn bis dreißig Jahren Zuchthaus sind die Regel. Dabei handelt es sich in der Mehrzahl nicht um Bestrafung irgendwelcher Delikte sondern um Urteile gegen Überzeugungs„verbrecher". Antifascistische Propaganda wird mit Freiheitsstrafen geahndet, die einem hinausgeschobenen Todesurteil gleichkommen.

Die Ursache für diese Verschärfung des Terrors liegt in der Wirtschaftskrise, die auch die „fascistische Ordnungszelle Italien" in immer stärkerem Maße erfaßt. Wenn irgendwo, so zeigt sich hier das vollständige Versagen des Fascismus. Das italienische Volk hat sich seine Freiheit rauben lassen in der stillen Hoffnung, für seinen Verrat an sich selbst wenigstens sein Linsengericht zu erhalten. Diese Spekulation der Feigheit hat sich als falsch erwiesen. Der italienische Arbeiter hungert. Das mag das Bürgertum nicht beunruhigen. Denn die Herabdrückung des Niveaus der Arbeiterschaft, ihre vollständige Versklavung ist ja das eigentliche Ziel des Fascismus, mag es auch noch so sehr mit vaterländischen Phrasen verbrämt sein. Doch auch der italienische Mittelstand geht zugrunde. Im März 1932 gab es 1668 Bankrotte, im April bereits 1793. Das Wirtschaftsleben versandet. Und nur einige Großfinanziers, Großgrundbesitzer und der Klerus sind die Nutznießer des Regimes. Selbstverständlich im Verein mit der Kohorte der führenden Männer des Regimes und mit der Meute der kleinen Mitläufer; Milizsoldaten, Ovra (politische Geheimpolizei), Spitzel, die inmitten der allgemeinen Not ein bevorzugtes Leben führen.

Die Wirtschaftskrise rüttelt an den Grundlagen des Regimes. Die Staatsschuld ist seit dem Tage, da Mussolini die Macht an sich riß, von 78 auf 92 Milliarden gestiegen, ein Beispiel für die „sparsame Wirtschaft", die der Fascismus überall verspricht. Das offiziell zugestandene Budgetdefizit für das laufende Jahr beträgt 1750 Millionen Lire, dürfte aber in Wirklichkeit noch höher liegen. Das gesamte Wirtschaftsleben ist in unaufhaltsamem Verfall. Hier einige Ziffern nach dem Bericht des Direktors der Nationalen Versicherungskassen Medolaghi, der gewiß nicht zu ungunsten des Regimes gefärbt ist. Im März 1932 betrug die Zahl der Erwerbslosen 1 053 016. Davon erhielten nur 248 000 eine Unterstützung. Die übrigen mögen sehen, wie sie sich durchhungern. Gegenüber dem Vorjahr weisen alle Wirtschaftszweige ein Anschwellen der Arbeitslosigkeit auf, verbunden mit einem Rückgang der Produktion. Auf den Eisenbahnen in den ersten vier Monaten des Jahres 1932 ein Rückgang der Menge der beförderten Güter um zwei Millionen Tonnen gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres. In den Häfen ein wachsendes Sinken des Umschlags. Mit Ausnahme der Bleiproduktion weist die gesamte Industrieproduktion eine starke Abnahme auf. Der Außenhandel schrumpft zusammen und wenn das Passivum nicht wesentlich wächst, so geht dies darauf zurück, daß das immer kapitalärmer werdende Land einfach nicht in der Lage ist, neue Güter zu beziehen. Die ersten vier Monate des heurigen Jahres zeigen eine Schrumpfung der Einfuhr von 4,169 Millionen Lire (in der gleichen Zeit des Vorjahres) auf 2,991 Millionen Lire. Auch die Ausfuhr sank um fast genau eine Milliarde von 3204 Millionen auf 2226 Millionen Lire.

Eines der Hauptargumente Mussolinis für den „Platz Italiens an der Sonne" war der Hinweis auf den wachsenden Bevölkerungsüberschuß. „Gebt uns Raum oder wir müssen explodieren", rief Mussolini aus. Die Tatsachen zeigen, wie sich unter dem „aufgeklärten Absolutismus" der fascistischen Diktatur die Bevölkerung vermehrt. In den ersten vier Monaten des laufenden Jahres wurden 92 729 Ehen geschlossen gegenüber 102 656 in der gleichen Periode des Vorjahres. Die Geburtenziffern weisen einen ständigen Rückgang auf: 351 257 gegenüber 373 763 in der gleichen Periode des Vorjahres und 393 733 im Jahre 1930. Wohlgemerkt in einem Lande, das Prämien für die Vermehrung seines Menschenmaterials aussetzt. Umgekehrt ist eine Steigerung der Todesfälle zu konstatieren: Von 194 344 im Jahre 1930 auf 229 778 im Jahre 1931. Das ist die fascistische Bevölkerungspolitik in der Praxis.

K. L. Reiner

Geistesfreiheit in Polen

Ein derartiges Paradoxon kann eigentlich nur Bernard Shaw unterlaufen: Sein neuestes, pazifistisches Theaterstück, dessen Inhalt viel zu schön ist, um Wirklichkeit zu werden, fand ausgerechnet in einem Lande, dessen „pazifistische" Gesinnung allen wohlbekannt ist, begeisterte Aufnahme. Die neueste Komödie des großen Iren, betitelt „Zu schön, um wahr zu sein", geißelt mit unbarmherziger Satire die Politik der imperialistischen Staaten. Zur Premiere erschienen die polnische Regierung, die Mitglieder des diplomatischen Korps, die mit frenetischem Beifall den Schauspielern dankten. Aber am Tage darauf war die Begeisterung der Regierungsmitglieder bereits verflogen, die ausländischen Diplomaten erhoben „höhern Ortes" Vorstellungen, man möge einzelne Stellen des Stückes verbieten. Nach zwei Tagen erschien das Stück vom Zensor grausam verstümmelt und der witzigsten Pointen beraubt. Der Eingriff des Zensors hatte noch andre Folgen: Alle künstlerischen Darbietungen, die der Ideologie des gegenwärtigen Regimes nicht genehm waren, wurden verboten. Das erzreaktionäre Organ ‚Illustrowany Kurjer Codzienny' hetzte zum Angriff gegen alle namhaften Schriftsteller, die nicht die Kriegspropaganda mitmachen wollen.

Einer der tüchtigsten Theaterregisseure Polens, Leon Schiller, Intendant des Stadttheaters in Lemberg, wagte es, Tretjakows „Brülle China" zu inszenieren. Das Stück hatte einen unerhörten Erfolg, aber nur beim Publikum. Die lemberger Polizeibehörden ließ der Ruhm ihrer warschauer Kollegen nicht ruhen. Was dem Shaw recht war, mußte auch dem Tretjakow billig sein. Man verbot nicht nur das Stück sondern verhaftete auch noch den Regisseur.

Romain Rolland und Henri Barbusse haben einen Aufruf gegen den imperialistischen Krieg verfaßt. Achtundsiebzig Intellektuelle, Schriftsteller, Maler, Schauspieler und Journalisten kamen auf die unglückselige Idee,

diesen Aufruf zu unterzeichnen. Alle achtundsiebzig wurden verhaftet und sitzen bereits im Gefängnis.

Diese achtundsiebzig Verhafteten repräsentieren die Blüte der polnischen Intellektuellen. Die nationalistische Presse tituliert sie als Hochverräter und vaterlandslose Gesellen und bearbeitet die öffentliche Meinung, um für ein besonders hartes Urteil gegen diese Männer Stimmung zu machen. Die Intellektuellen der ganzen Welt, die vor dem Militärstiefel nicht zu Kreuze kriechen wollen, haben die Pflicht, auch für die Geistesfreiheit in Polen einzutreten.

T. N. Hudes

Neue Beleidigung der Reichswehr

In einer vor wenigen Jahren veröffentlichten Schrift lesen wir: „Der Krieg ist ein kläglich, erbärmlich Schauspiel; der Krieger Stand und Wesen ist Räuberei und Mörderei." Geschrieben sind diese Worte freilich vor fast 400 Jahren, von Sebastian Franck, dem freiesten und vorurteilslosesten aller deutschen Reformatoren, in seinem „Kriegsbüchlein des Friedens", erschienen 1539. Aber eine neue, stark verkürzte (übrigens sehr lesenswerte) Bearbeitung von Doktor Klink (im Verlag von Hermann Aupperle in Schw.-Gmünd) gibt der Schrift aktuelle Bedeutung und wendet ihre Ausführungen auf die Gegenwart an. Nach der Logik, die Herrn Groener veranlaßt hat, in der Äußerung Tucholskys „Krieg ist Mord, Soldaten sind Mörder" eine Beleidigung der Reichswehr zu sehen und Beleidigungsklage zu stellen, müßte auch in diesem Fall geklagt werden.

Ludwig Quidde

Es muß doch etwas dran sein

Wenn irgendeine Sache einen Massenerfolg hat und durch die Zugkraft, die sie ausübt, Leerräume erzeugt (auch in der Seele und im Gehirn), stehen immer ein paar isolierte Leute nachdenklich herum und sagen: Es muß doch etwas dran sein.

Als der Rattenfänger durch Hameln zog und die Minderjährigen aller Altersklassen jubelnd hinter ihm herliefen, sagte ein Zurückgebliebener und wiegte anerkennend das Köpfchen: Etwas muß doch dran sein...

Als der Weltkrieg ausbrach und einen riesigen jubelnden Premierenerfolg hatte, standen etliche Leute mit gelblichen Gefühlen an die Mauer gedrückt und flüsterten: Es läßt sich nicht in Abrede stellen, die große Zeit hat allerhand für sich.

Eine Film-Literatur (ganz gleich ob auf Zelluloid oder Papier) mit süßen Harfentönen gaukelnder Wunschbilder, mit dem Luchsblick der Wirkung, mit einer knorken Mache und einer geübten Disziplin, die nichts produziert, als was jeder ihrer Millionen Konsumenten, wenn er es könnte, ebenso machen würde, geht wie eine Walze über den Geschmack und den Geist —: eine Walze, bitte, immerhin, es muß doch etwas dran sein, daß sie so viele Millionen platt macht... (Nicht umsonst sagt man: Da bist du platt!)

Und wenn eine Bewegung, auf die das bisher Gesagte sinngemäß anzuwenden ist, alles zusammentrommelt, was da dumpf und rachegeladen, vermiekert, machtgierig und wundergläubig ist, fährt vielen Leuten die Angst in den Kopf, und sie sagen mit einer Stimme, die vor Respekt strammsteht: Man mag darüber denken, wie man will, es muß doch etwas dran sein.

Ja, es ist etwas dran: schlimmer als die blinden Anhänger sind die Abgehängten. Angesteckt sein ist schließlich keine Schande. Aber die „Objektivität", die vor dem Erfolg achselzuckend resigniert, mit einem scheuen, schiefen Blick auf die Macht der Zahl, das ist wohl das Widerlichste eines geistigen Lasters, das lediglich durch seine Impotenz ausgezeichnet ist.

Diese gegen jeden Wert gerichtete miese Skepsis: „Es muß

doch etwas dran sein" verrät mit einem feigen Achselzucken alles, alles, was zu adelig ist, um massenhaft zu wirken; alles: in der Politik wie in der Kunst. Jeden, der einsam dasteht; jeden, der sich nicht nach dem niedersten Plattkopf richtet; jeden, der in der Stille das Kreuz seiner Aufgabe trägt; jeden, der sich nicht unter die Walze wirft oder sie dirigiert. Jeden, der dem flachmachenden Erfolgdemokratismus widersteht.

Die Walze kommt. Es muß doch etwas dran sein, murmelten zögernd die Objektiven, und da lagen sie schon bäuchlings unter ihr.

N. O. Kent

Das Bild

Die französische Sektion der Heilsarmee wollte in ihrer Zeitung ‚En Avant' ein Bild ihrer barmherzigen Tätigkeit geben. Also veröffentlichte sie die Originalphotos eines ihrer Schlafsäle, wo Arbeitslosen von Soldaten der Heilsarmee ein Lager zugewiesen wird. Und setzte, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, darunter:

„Ce ne sont pas des bières, mais des couchettes!"

Keine Särge, sondern Schlafstätten!

Walter Mehring

Ein Weltschlagerhonorar!

Nachfolgend, im Originaltext, eine Entgegnung auf Paul Elbogens „Lex Cohn" in Nummer 25.

Nachdem vor 30½ Jahren der größte, bisher unerreichte Schlagerprominent aller Zeiten, „Der kleine Cohn" seine Gastspiele auf der großen Weltbühne, dem gesammten Erdball begann und sich, weder um Grenzen, Rassen, Klassen etc. kümmernd, die große Internationale gemeinsamer Fröhlichkeit schaffend, sich wenn auch jetzt mit längeren Pausen bis heute darauf haltend und nunmehr eine neue Generation durch Nekrologberichtigung wiederum erfuhr, daß ich der Dichter dieses weltberühmten Couplets bin, hat der „kleine Cohn" jetzt durch den Elbogenschen Artikel: „Lex Cohn" seinen Einzug in diese „Weltbühne" gehalten.

Der mir gegenüber in seinem „Lex Cohn" durch eine herablassende Geringschätzung meiner Leistung von einer besonderen Produktivität sprudelnde, aber sonst wohl niemals produktiv hervorgetretene Herr E., welcher leider den Punkt über welchen er sich erlaubt so geringschätzig zu schreiben, nicht einmal beherrscht, denn er weiß, was sonst wohl allbekannt ist, nicht einmal, daß Einödshofer der Vertoner des „Cohn" ist, kann sich in Schadenfreude nicht genug tun, daß „drei Zeilen beinahe meinen Ruhm und einzigen Stolz vernichtet hätten, mich einmal durch Verwertung der Idee eines Anderen. dichterisch betätigt zu haben", da ihm nämlich unbekannt ist, daß ich als blutjunger Mensch nicht nur jahrelang der Brutstätte der damaligen großen Schlagererfolge, dem jetzt leerstehenden Thalia Theater für die angeblich „selbstdichtenden" Direktoren Kren und Schönfeld gegen Fixum u. Einzelhonorierung, sondern auch für die damaligen berühmtesten Humoristen die zugkräftigsten Texte dichtete und mir Millionen Menschen heitere Stunden verdankten. —

Allerdings kann ich ihm nicht verdenken, wenn er neidisch schreibt, daß, wenn es mir vergönnt war, die „Früchte des großen Wurfs" (des „kleinen Cohn") jahrelang „genießen zu können", ich dann ruhig gestatten könne, den Ruhm nunmehr einem Anderen zuzuschreiben.

Die von Elbogen so beneideten goldenen „Früchte des großen Wurfs", das Honorar für den in der ganzen Welt gesungenen, in alle Sprachen übersetzten Couplets: „Hab'n Sie nicht den kleinen Cohn gesehn?" welches nicht nur den Theatern volle Häuser, dem Vertoner und Verleger Unsummen, dann in vielen Variationen den Ansichtskarten- und Gipsfigurenhändlern, den Spielwarenfabrikanten, den Humoristen und Vereinskomikern etc. jahrelang Gelegenheit zum Verdienst des gesamten Lebensunterhalts gab, dieses Honorar war allerdings beneidenswert u. riesenhaft, es betrug nach Abtretung aller Rechte für alle Länder und alle Zeiten baare — zwanzig Mark, welcher Betrag allerdings dann nach einem gerichtlichen Vergleich deshalb erhöht wurde, weil die „dichtenden" Direktoren sich obendrein gern selbst mit dem Ruhm des „Dichters" schmücken wollten und nur den Vortragenden und den Vertoner benannten, nicht aber mich, den Dichter, für die Riesenhonorierung v. Mk: 20.—, und welche ich denn nach und nach für Berichtigungen ausgab, einfach nicht auf den Druckexemplaren zu nennen für gut befanden. —

Aus diesem Grunde wird es wohl, der in seinen sämtlichen Voraussetzungen sich irrende Herr Elbogen, welchen sein Artikel aber trotzdem mehr einbrachte, als mir den Dichter des größten Weltschlager aller Zeiten, mir wenigstens gütigst gestatten, wenn ich bei Falschmeldung richtig stelle, daß ich der Verfasser des Couplets: „Hab'n Sie nicht den kleinen Cohn geseh'n?" bin. —

Emil Rosendorff

Die Mutter der Kompagnie

In der kölner Stadtverordnetensitzung vom 27. Juni kam es zwischen den Rechtsparteien und dem Zentrum zu einem Streit darüber, welche Parteien eigentlich für das Kabinett Papen verantwortlich seien. Der Redner der Deutschnationalen, Doktor Heimsoeth, beendete die unfruchtbare Aussprache unter heiterer Zustimmung des Spanischen Baus schließlich mit einer Feststellung, die trotz ihrer Paradoxie den Nagel auf den Kopf traf. Er sagte:

> Ich stelle hiermit ausdrücklich fest, daß das jetzige Kabinett Papen einzig und allein aus dem Schoße des Herrn Reichspräsidenten geboren wurde.

So, da wüßten wir also, wer die Mutter des Kabinetts ist. Und der Vater?

Hinweise der Redaktion

Berlin

Arbeitsgemeinschaft marxistischer Sozialarbeiter. Freitag 20.00. Sophiensäle, Sophienstraße: Die Theorie von der Erhaltung und die Praxis von der Zerstörung der Familie. Es sprechen Alice Rühle-Gerstel und Felix Halle.

Bücher

Ernst Glaeser: Das Gut im Elsass. Gustav Kiepenheuer, Berlin.
Lili Körber: Eine Frau erlebt den roten Alltag. Ernst Rowohlt, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 16.05: Das Dramatische im Film, Herbert Ihering. — **Donnerstag.** Berlin 16.05: Menschenkenner, Stefan Großmann. — 18.25: Heinrich Mann liest. — 20.45: Anabasis, Ernst Glaeser und Wolfgang Weyrauch. — **Freitag.** Breslau 18.00: So erwacht eine Millionenstadt, Georg W. Pijet. — Berlin 18.10: Von der bildenden Kunst, Adolf Behne. — München 18.25: Kleines Wirtschaftslexikon, Wolfgang Petzet.

Antworten

Preußisches Finanzministerium. Die Staatsanwaltschaft hat Revision gegen den Freispruch Ossietzkys eingelegt. Kannst du eine derartige unverantwortliche Verschleuderung von Steuergeldern dulden?

Oberbürgermeister Külz, Dresden. Immer noch der Alte! Seitdem Sie durch Ihr Schund- und Schmutzgesetz einen sehr beachtlichen Nagel zum Sarg der Demokratischen Partei geliefert haben, scheinen Sie nichts hinzugelernt zu haben, im Gegenteil. Locken Sie die Sporen Ihres Kollegen Bührer? Am 13. Juni haben Sie im dresdner Stadtverordnetenkollegium eine feurige Verteidigungsrede für die Zurückziehung von Pliviers „Des Kaisers Kulis" aus der städtischen Bibliothek gehalten und sich damit die Ihnen gespendeten Bravorufe der Nationalsozialisten redlich verdient. Sie behaupten, die Gefühle Andersgesinnter seien durch das Buch verletzt worden. Wer zwingt denn die „Andersgesinnten", sich grade dies Buch auszuleihen? Ihre Stadtbibliothek muß ja allmählich ein nettes Niveau bekommen, wenn nur noch Bücher ausgeliehen werden dürfen, die bei keinem „Andersgesinnten" Anstoß erregen. Da wäre es am einfachsten, Ihr Stadtrat dekretierte: Ausgeliehen werden nur Bücher ohne Gesinnung! Allerdings wäre dann nicht einmal Karl May mehr ganz sicher vor dem Interdikt.

Adolf Hitler. Sie haben erklärt: „Im Dritten Reich wird jede Frau einen Mann haben." Da es laut Statistik erheblich mehr Frauen als Männer gibt, werden Sie einen Schritt weiter gehen und ein paar Millionen Männern je zwei Frauen zuweisen müssen. Die Schwierigkeit wird nur darin bestehen, ob diese doppelte Beglückung als Belohnung oder als Strafe verhängt werden soll.

Königsberger Allgemeine Zeitung. Du bist eine Fälscherin. In seinem Artikel über „Die bedrohte Provinz" schrieb unser Mitarbeiter Rudolf Olden: „Aber der dickste Nervenstrick muß ins Zittern kommen, wenn Dinge gesagt und getan werden, die Herrn Goerdelers Meinung entsprechen, daß es ‚hart auf hart' kommen werde, weil so seine ostpreußischen Landsleute seien. Es gibt, dazu brauchen wir keine Erklärung des Reichskabinetts, kein ostpreußisches, kein badisches, kein sächsisches Volk, — es gibt nur ein deutsches Volk. Und wollen oder sollen wir uns in eine Kriegspsychose stürzen, so muß Ostpreußen nicht grade darin allein stehen. Kein polnisches Kind ist kindisch genug, zu glauben, daß es einen Krieg Polens gegen Ostpreußen geben könne. Nur den ostpreußischen Kindern wird das eingeredet." Das „zitierst" Du auf Deine Weise. Du machst einen Punkt, wo ein Komma steht, und läßt den Nebensatz „weil so seine ostpreußischen Landsleute seien" weg. Du bist eine Fälscherin. Du läßt das Bekenntnis Oldens zur Einheit Deutschlands weg und „zitierst" weiter: „Kein polnisches Kind ist kindisch genug, zu glauben, daß es einen Krieg Polens gegen Deutschland geben könne". Wo Olden „Ostpreußen" schrieb, schreibst Du „Deutschland". Du bist eine Fälscherin. Warum fälschst Du? Weil man Dir dafür auf die Finger geklopft hat, daß Du durch Deine schamlose Reklame ein Geschäft aus der Kriegshetze gemacht hast. Du bist eine Fälscherin.

Deutsche Liga für Menschenrechte. Euer Vorstand hat sich mit einer Eingabe an den Reichsinnenminister gewandt, in der die Freigabe des Rundfunks während des Wahlkampfes an alle Parteien, daher auch an die KPD, gefordert wird. Die Eingabe bezieht sich auf den Standpunkt des Kabinetts Marx, das im Jahre 1924 der damals verbotenen Kommunistischen Partei das Recht auf Wahlpropaganda zugestand.

Roter Aufbau. Eure neuste Nummer beschäftigt sich auf Grund sehr fundierten Materials mit der Finanzierung der Hitlerbewegung.

Die Lektüre des Heftes sei allen Interessenten angelegentlichst empfohlen.

Schriftsteller. Die am 29. Juni 1932 in den Kammersälen tagende ordentliche Mitgliederversammlung der berliner Ortsgruppe des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller faßte nach Anhörung der Referate von Otto Corbach, Erich Franzen, Arnold Zweig, Peter Flamm und K. A. Wittfogel über das Thema „Der Krieg und der Schriftsteller" folgende Entschließung: „Kriegshetzer bedrohen in allen kapitalistischen Ländern Kultur und Frieden. In Verbindung damit überschwemmt eine Welle schwärzester Reaktion die Welt. Jede Opposition soll mit blutigen fascistischen Mitteln niedergeschlagen werden. Den Schriftstellern, die sich Freiheitsgefühl und Kämpfermut bewahrt haben, obliegt unter den gegebenen Zuständen die Pflicht: Kampf mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln gegen die Kulturkatastrophe eines neuen Weltkrieges; Zusammenschluß mit allen Schichten der Bevölkerung, die wahrhaft gegen den Krieg und gegen die Bedrohung des Aufbaus in der Sowjetunion zu kämpfen bereit sind. Für Freiheit und Frieden! Gegen Krieg und Fascismus!"

Rudolf Schmeer, M. d. R. Sie haben bei der Trauerfeier für den von Kommunisten erschossenen SA-Führer Hambückers gesagt: „In Wilhelm Hambückers verliert die deutsche Freiheitsbewegung einen ihrer besten Kämpfer". Wie die ‚Kölnische Volkszeitung' feststellt, war Hambückers dreizehnmal vorbestraft, wegen schwerer Körperverletzung, Hausfriedensbruch, Bedrohung, Widerstand, Hehlerei, Schmuggel, schließlich wegen Ausgabe falscher Banknoten zu drei Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust. Sie nennen ihn trotzdem „einen der Besten". Das Strafregister der minder guten Ihrer Parteigenossen muß reizvoll sein.

Allgemeine Marburger Studentenschaft. Ihr habt in Eurer letzten Kammersitzung beschlossen, neben andern „marxistisch-pazifistischen" Zeitschriften auch die ‚Weltbühne' aus der Akademischen Lesehalle zu entfernen, weil sie „staats- und kulturzersetzend" sei. Wacker, ihr teutschen Jünglinge! Das Goethejahr scheint uns vorbestimmt dazu, für alle akademischen Lesehallen das Monopol der Hitlerliteratur wie einen rocher de bronze zu stabilieren. Im Interesse der deutschen „Kultur", die eure Kollegen den Andersgesinnten mit den schlagendsten Argumenten beizubringen gewohnt sind.

Weltjugendliga. In Gemeinschaft mit mehreren andern Gruppen wollt ihr in diesem Sommer zum ersten Mal seit dem Kriege gemeinsame Wanderungen der belgischen und deutschen Jugend veranstalten. Wer sich dafür interessiert, erfährt Näheres gegen Einsendung des doppelten Briefportos bei Karl Obermann, Köln-Bickendorf, Akazienweg 33. In eurem Zentralsekretariat Berlin-Schöneberg, Möllendorfstraße 84—85, ist gegen Einsendung von 0,15 Mark in Briefmarken ein Kalender zu beziehen, der über alle Tagungen, Treffen und Wanderungen unterrichtet, die der Völkerverständigung dienen.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das III. Vierteljahr 1932

einzuzahlen, da am 10. Juli 1932 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Papens Wahlpolitik in Lausanne

von Hellmut v. Gerlach

„Auch neutrale Kreise hier haben die politischen Forderungen Deutschlands gewissermaßen als willkürliche Störungen der Verhandlungen empfunden und ihren Sinn und ihre Berechtigung nicht erfaßt."

So läßt sich ein relativ einsichtsvolles Blatt der Rechten, die ‚Deutsche Tageszeitung', am 7. Juli von seinem Vertreter aus Lausanne melden.

Natürlich ist der Text der Meldung in eine Form gegossen, die dem Wohlwollen des hochagrarischen Blattes für das hochagrarische Kabinett Papen entspricht. Immerhin, die fundamentale Wahrheit leuchtet daraus hervor, daß das Vorgehen Papens sogar von neutralen Kreisen als willkürliche Störung der Konferenz empfunden wurde. Andern Kreisen, namentlich den französischen, konnte es gradezu als gewollte Provokation erscheinen — gewollt um innerpolitischer deutscher Zwecke willen, um im deutschen Wahlkampf den starken Mann der Linken und Brüning gegenüber markieren zu können.

Herr v. Papen, der ein ganz umgänglich-harmloser Herr ist, wird sich bestimmt nicht mit Bismarck vergleichen wollen. Aber nachdenken könnte er einmal über den Grundsatz Bismarcks, daß man nicht zwei Hasen auf einmal jagen sollte, weil der Jäger dann keinen zur Strecke zu bringen pflegt.

Die Konferenz von Lausanne war einberufen, um die Reparationsfrage zur endgültigen Erledigung zu bringen. Ein Thema, ausreichend, um den Rahmen einer Konferenz zu füllen.

Solange sich Herr v. Papen auf den Reparationshasen beschränkte, schien er Aussicht zu haben, wenn nicht als Jagdkönig, so wenigstens als Kronprinz heimzukehren. Man diskutierte noch über Zahlen und Zahlungsmodalitäten. Aber eine Einheitsfront war da, die deutsche Verpflichtung aus dem Youngplan in einem fast traumhaften Maß herabzusetzen.

Das finanzielle Entgegenkommen Herriots war um so anerkennenswerter, als Frankreich sich keineswegs mehr in einer finanziell sorgenfreien Lage befindet. Die Steuern sind auch dort sehr hoch und die Beamtengehälter viel niedriger als bei uns, selbst nach unsrer Kürzung dieser Gehälter. Trotzdem weist jede Woche nach dem 1. Januar 1932 einen Fehlbetrag von zweihundert Millionen Franken auf. Herriot muß die Steuern erhöhen und die Beamtengehälter weiter herabsetzen, um das Defizit aus der Welt zu schaffen, was ihm ernste Schwierigkeiten in der Kammer bereitete, ja, einen Augenblick seine Stellung gradezu bedroht erscheinen ließ.

Aber Herriot dachte viel zu international, war viel zu sehr durchdrungen von der Notwendigkeit einer deutsch-französischen Verständigung, als daß er nicht zu weitgehenden Opfern Frankreichs entschlossen gewesen wäre, um damit Deutschlands wirtschaftliche Lebensfähigkeit zu erhalten.

Natürlich murrten die französischen Nationalisten. Wie, bei uns verzögert man den Bau des einzigen Panzerschiffes, der im Jahre 1932 begonnen werden sollte, die Deutschen aber, die angeblich nicht einen Pfennig mehr zahlen können, fahren ruhig mit dem Bau ihrer Panzerkreuzer fort?

Herriot ließ sich nicht irre machen. Sicher wäre ihm seine Position sehr erleichtert worden durch eine deutsche Geste des vorläufigen Verzichts auf Panzerkreuzerbau. Aber auch ohne sie war Herriot von großem Entgegenkommen, nicht bloß in der Sache selbst, sondern auch in der Form. Wenn aus innerpolitischen Gründen Herr v. Papen Wert darauf legte, das Wort Reparation durch „deutschen Beitrag zum Wiederaufbau Europas" zu ersetzen: Habeat sibi! Alles schien in Ordnung.

Da kam Herr v. Papen aus Berlin zurück und meldete politische Ansprüche an. Die Reparationskonferenz verwandelte sich in einen politischen Kriegsschauplatz. Kriegsschuldfrage und Rüstungsgleichheit traten in den Vordergrund.

Man hielt Herrn v. Papen entgegen, daß Artikel 231 des Friedensvertrages nicht aufgehoben werden könne, weil den Friedensvertrag viele Mächte unterzeichnet hätten, die in Lausanne nicht vertreten seien, und daß für die Abrüstungsfrage die Konferenz in Genf zuständig sei. Es nutzte nichts. Herr v. Papen bestand auf den Schein, den man ihn anscheinend in Berlin zu unterzeichnen genötigt hatte. Für ihn wurde der Konferenzsaal zum Wahlversammlungssaal.

In Lausanne fragten sich grade die ehrlichsten Freunde Deutschlands: Ist wirklich die wirtschaftliche Not Deutschlands nicht so groß, daß es sich den Luxus gestatten kann, durch Aufwerfen von Prestigefragen die Finanzreglung zu gefährden?

Artikel 231 des Friedensvertrages hat längst jede praktisch-politische Bedeutung verloren.

Die Deutschen, die am meisten gegen ihn toben, pflegen seinen Inhalt am wenigsten zu kennen. Einer schwätzt dem andern nach, daß er die Alleinschuld Deutschlands am Kriege statuiere. Dabei ist davon nicht mit einem Wort die Rede. Er leitet nur die deutsche Verpflichtung zur Wiedergutmachung aus der Tatsache des deutschen Angriffs her. Daß aber die Regierung Wilhelms II. Belgien, Frankreich und Rußland angegriffen hat, müßten eigentlich selbst die Nationalsozialisten wissen, soweit sie bei Kriegsausbruch schon erwachsen waren. Die Kriegserklärungen des deutschen Kaisers an Rußland und Frankreich sind doch Dokumente, die nicht aus der Welt zu schaffen sind, die an Frankreich übrigens ein für uns besonders blamables Dokument, weil es mit allerlei Schwindel wie dem von dem angeblichen französischen Bombenabwurf auf Nürnberg begründet war.

Was an dem Artikel 231 des Friedensvertrages jedermann zum Protest herausfordern muß, ist lediglich, daß er ein erzwungenes Anerkenntnis der Deutschen enthält. Gezwungener Eid tut Gott leid! In diesem Sinne ist er unmoralisch. Das sehen auch fast alle Franzosen ein. Deshalb erstreben die Männer von der französischen Liga für Menschenrechte schon

lange einen Akt der moralischen Wiedergutmachung seitens Frankreichs. Natürlich wird dazu nur eine Linksregierung bereit sein. Aber grade ein Mann wie Herriot wäre berufen, freiwillig bei geeigneten Gelegenheiten in feierlicher Form an dem Artikel 231 preiszugeben, was billigerweise nie hätte Deutschland aufgezwungen werden dürfen.

Die Kriegsschuldfrage ist schon seit Jahren nur noch eine historische Frage. Darum ist es ein Widersinn, sie zum Gegenstand eines politischen Handelsgeschäfts zu machen. Laßt sie den Gelehrten!

Von eminent praktisch-politischer Bedeutung dagegen ist die Abrüstungsfrage. Nur daß sie an dem dafür bestimmten Ort, nämlich in Genf, von den dazu berufenen Personen erledigt werden muß, nicht aber so nebenher in Lausanne. Vor allem ist bei einer solchen Materie mit dem demagogischen Schlagwort „Rüstungsgleichheit" gar nichts anzufangen. Soll das etwa heißen, daß Frankreich nur genau so viel Soldaten haben darf wie Deutschland? Dann wäre bei vierzig Millionen Franzosen und fünfundsechzig Millionen Deutschen in Wahrheit eine Sicherheitsungleichheit von phantastischem Ausmaße gegeben, selbst wenn man von Hitlers Privatarmee ganz absieht.

Alle diese Erwägungen sind so simpel, daß sie vielleicht sogar Herr v. Papen angestellt hat. Nur verwerten durfte er sie nicht. Hitler und Hugenberg sind ja die Tragpfeiler seiner vorübergehenden Macht. Und die erheischten von ihm ein Maximum von Forderungen und eine Null an Entgegenkommen.

Nun kommt Herr v. Papen als Erfüllungspolitiker nach Berlin zurück. In der Reparationsfrage hat er die geöffnete Hand für eine bessere Geste gehalten als die geballte Faust. Er hat im Sinne der guten Tradition Stresemanns ein Kompromiß geschlossen. Das war nicht im Sinne seiner Regierungsparteien. Das war vernünftig. Grade wir von der Linken als grundsätzliche Gegner Papens erkennen das bereitwillig an.

Leider muß diese unsre Anerkennung von sehr bittern Gefühlen begleitet werden. Herr von Papen hat den Reparationserfolg, der ihm übrigens durch den guten Willen Herriots sehr erleichtert wurde, mit einer bösen und ganz unnötigen politischen Niederlage erkauft. Mit seinen politischen Forderungen ist er restlos abgeblitzt. Das ist eine Niederlage, die um so peinlicher ist, weil sie vermieden werden konnte, wenn Papen in Lausanne nur als praktischer Staatsmann und nicht zugleich als Vertrauensmann von Hugenberg und Hitler hätte aufzutreten brauchen.

Er sucht seine Niederlage zu verhüllen, indem er im Stil eines Wahlredners im Rundfunk verkündet:

> Im Namen Deutschlands melde ich schon heute erneut den Anspruch vor der ganzen Welt an, als Volk mit gleichen Rechten und mit gleichen Pflichten in der ganzen Welt behandelt zu werden.
>
> Diese Fragen, besonders die der Kriegsschuld und der Wehrfreiheit, sind zwischen den Staatsmännern eingehend erörtert worden. Wenn heute auch noch nicht alle Nationen zu einer Anerkennung unserer Rechte bereit sind, so sind diese, die deutsche Ehre betreffenden Fragen nun vor dem Weltforum aufgeworfen.

Die bloße Anmeldung von Forderungen ist eine leere Geste, wenn man nicht die Macht hat, die Forderungen zu verwirklichen.

Die Forderung auf Wehrfreiheit (statt auf Abrüstung der andern) ist verhängnisvoll, weil sie bei ihrer Erfüllung das sicher zum Kriege führende Wettrüsten vor 1914 wieder herbeiführen müßte.

Die Behauptung, daß die Frage der Kriegsschuld mit der deutschen Ehre irgend etwas zu tun habe, muß aufs schärfste zurückgewiesen werden. Die Ehre des deutschen Volkes hat nicht den geringsten Kausalzusammenhang mit dem Maß von Verantwortung, das Wilhelm II. und seine Ratgeber an der Entfesslung des Weltkrieges tragen.

In der Reparationsfrage hat Herr v. Papen nicht dem Verlangen seiner Regierungsparteien, sondern der Vernunft Rechnung getragen. Darum wurde sie zu einem Erfolg.

In allen andern Fragen ist ein durch die allgemeinen Redensarten der Lausanner Erklärung nur notdürftig verhüllter Mißerfolg zu verzeichnen.

Mußte das sein?

Ja, es mußte sein, wenn man eine Regierung auf Hitler und Hugenberg aufbaut.

Flöten und Trommeln von Jan Bargenhusen

Die große Frage, wie Deutschland am ersten August, nach der Reichstagswahl, aussehen wird, läßt sich ohne prophetische Gaben heute noch nicht beantworten. Anders steht es mit der Frage, wie sich die Herren von Schleicher und von Papen den weitern Gang der Dinge nach der Wahl gedacht haben. Daß sie nicht als Platzhalter Hitlers fungieren wollen, wissen wir aus dem Gespräch zwischen von Schleicher und Hermann Dietrich, in dem der General erklärte: Das Kabinett von Papen sei kein Übergangskabinett sondern werde jedenfalls vier Jahre am Ruder bleiben. Diese Äußerung ist tatsächlich so gefallen — wenn auch der Ex-Finanzminister Dietrich keinen besondern Wert darauf legt, den ganzen Gang jenes interessanten Gesprächs mit Schleicher publik zu machen.

Wie will sich das Adels-Kabinett nach der Wahl behaupten — wie will es sich mit der Hitler-Partei auseinandersetzen? Es gibt hierüber zwei Versionen. Die eine ist in dem Brief des Herrn von Gleichen an seine Freunde vom Herrenklub enthalten, den der „Demokratische Pressedienst" ausgegraben hat. In diesem witzigen Dokument heißt es, das neue Kabinett habe die ausdrückliche Zustimmung Hitlers; es sei kein Übergangskabinett, sondern es werde vom neuen Reichstag, das heißt zum mindesten von dessen NSDAP-Fraktion, „so wie es ist" bestätigt werden. Als Gegenleistung für die Tolerierung würden Schleicher und von Papen „den Nazis die Länder überlassen". Speziell über Preußen bestünde eine Abmachung, wonach die Einsetzung eines „bewährten Mannes" als Ministerpräsident oder Reichskommissar vorgesehen sei; ferner solle die innere Verwaltung Preußens „unter starker Mitwirkung der nationalsozialistischen Kräfte" umorganisiert werden.

Selbstverständlich hat die Reichspressestelle ein Dementi gegen den Gleichen-Brief herausgegeben: Es handele sich bei der Darstellung über die Vorgeschichte der Kabinettsbildung um zum Teil törichte Legenden. Da kann sich jeder denken, was er will. Auch Legenden pflegen einen gewissen Wahrheitsgehalt zu haben, selbst dann, wenn sie zu einem Teil töricht sind. Überdies: was hat die Darstellung des Herrn von Gleichen mit der Vorgeschichte der Kabinettsbildung zu tun? Der Matador des ‚Rings' und des berliner Herrenklubs, der von seinem Mitglied, dem Herrn Reichskanzler, als „unserm Freund Papen" sprechen kann, hat sich in seinem Brief lediglich über das nach der Reichstagswahl zu effektuierende Abkommen zwischen Hitler und Papen geäußert. Wann dies Abkommen abgeschlossen worden sein mag, ist gleichgültig; jedenfalls gehört es nicht zur „Vorgeschichte der Kabinettsbildung". Über diese bemerkt der Papen-Brief lediglich, daß „die entscheidenden Stellen" (lies: von Schleicher) Herrn Doktor Brüning als Außenminister des neuen Kabinetts hätten halten wollen, was aber dann an Brünings Erregung in der kritischen Stunde der Demission bei Hindenburg gescheitert sei.

Ob Herr von Schleicher aber tatsächlich mit Brüning als Außenminister nach Lausanne gehen wollte, oder ob dies eine „törichte Legende" ist — das ist heute nicht mehr so interessant. Es wäre höchstens im Zusammenhang mit der Frage wichtig, ob General von Schleicher bei der Nominierung seines Kanzler-Kandidaten von Papen das Zentrum an den neuen Kurs fesseln wollte, oder ob diese Absicht nicht bestand. Ich glaube, im Gegensatz zu Hellmut von Gerlach und andern, daß die Ablehnung von Papens durch das Zentrum für die neuen Herren keine Enttäuschung gewesen ist — eher das Gegenteil.

Die Benennung des Mehrheits-Aktionärs der ‚Germania' als Kanzler durch von Schleicher und die Cliquen des Adels, des Kösener S. C. und der Großindustrie ist meiner Meinung nach nicht mit der Absicht erfolgt, das Zentrum für eine Tolerierungspolitik zu gewinnen, sondern in der Absicht, die Partei-Organisation des Zentrums in Schwierigkeiten zu bringen. Man kann auch sagen: um die Partei-Organisation des deutschen Zentrums in einen Gegensatz zur Kurie zu bringen — oder wenigstens: zu gewissen Cliquen, die erheblichen Einfluß auf den Heiligen Vater haben.

Man sagt, daß Herr von Papen, ehe er in die Wilhelmstraße einzog, den apostolischen Segen für sein Haupt erfleht (und erhalten) habe. Das mag stimmen, oder auch nicht. Tatsache ist jedenfalls, daß der Schwiegersohn des Herrn von Boch-Galhau mindestens ebenso gute Beziehungen zu Orsenigo und Pacelli hat, wie der Prälat Kaas. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß der hohe Klerus die allzustarke Abhängigkeit der Partei-Organisation von Gewerkschaftlern mit einiger Sorge betrachtet. Selbstverständlich kann man den Gewerkschaftsflügel der Partei nicht brüskieren. Im Gegenteil, man braucht die Stimmen dieser Leute. Deshalb ist es gradezu ein Segen für das Zentrum, daß es den Wahlkampf als Oppositionspartei führen kann. So bleiben die Gewerkschaftswähler hübsch bei der Stange. Wenn es sich nach den Wahlen dann herausstellt,

daß man, um Schlimmeres — eine Minderheits-Regierung der NSDAP, gleichbedeutend mit Diktatur — zu verhüten, mit jener Partei und zugleich mit dem geschmähten Papen-Kabinett paktieren muß: nun, die Wähler werden schon Verständnis dafür haben! Sie müssen wohl, denn sie werden, wenn überhaupt, dann erst in vier Jahren wieder gefragt.

Übrigens sind sich wohl alle führenden Zentrumsleute — ein paar Gewerkschaftler, denen man den Impetus des guten Glaubens im Wahlkampf gegen Herrn von Papen nicht nehmen will, vielleicht ausgeschlossen — über die Notwendigkeit im Klaren, daß nach den Wahlen das Steuer scharf nach Rechts herumgelegt werden muß. Daß also der Streit mit Herrn von Papen, der die Würze des Wahlkampfes bildet, dann schnell begraben und vergessen sein wird, daß die Trommeln des Wahlkampfes schnell in die Ecke gestellt und die Schalmeien der Koalitionspolitik hervorgeholt werden — vorausgesetzt, daß Herr von Papen dann noch vorhanden ist, um gemeinsam mit Herrn von Schleicher und seinen übrigen Freunden den Damm gegen die Alleinherrschafts-Gelüste der Hitler-Partei bilden zu können.

Auf welche Weise die Auseinandersetzung der beiden Rivalen erfolgen wird, darüber gibt es, neben der Darstellung des Herrn von Gleichen, noch eine zweite Version. Sie findet sich in der Korrespondenz ‚Osthilfe', deren Herausgeber, Baron G. Wrangel, über gute Beziehungen zum ostelbischen Junkertum und zur westdeutschen Schwerindustrie (Silverberg) verfügt, und der deshalb über interne Vorgänge auf der Rechten mitunter ausgezeichnet informiert ist:

Es spricht übrigens manches dafür, daß die neue Regierung durchaus nicht nur ein Übergangskabinett sein wird... denn nach unsern Informationen hat Hitler bei ihrer Entstehung Zusagen in dieser Richtung gemacht, die erkennen lassen, daß seine Partei nach seiner Auffassung die Aufgabe habe, sich zu einer großen, die Mehrheit des deutschen Volkes umfassenden Erneuerungsbewegung zu entwickeln, und nicht die alleinige Mission, die führende und unumschränkt herrschende Partei einer parlamentarischen Mehrheitsregierung zu sein. — Die Übernahme der Regierung in Preußen, womit also auch die entsprechende Reichsexekutive in nationalsozialistischer Hand sein würde, Ausbau und Konsolidierung der gewaltigen Parteiorganisation der NSDAP unter dem Schutze der SA. und SS. sowie eventuell einige personelle Änderungen im Reichskabinett nach den Wahlen würden demnach das Maß der Wünsche des Nationalsozialismus unter Umständen erschöpfen. Diese Einstellung des nationalsozialistischen Führers beweist viel staats- und nationalpolitische Weitsicht...

Sanfter Flötenton! Man kann sich ungefähr vorstellen, mit welchem Grimm ein Mann wie Gregor Straßer auf diese Rattenfänger-Weise reagieren wird. Aber der Osaf —?

Hitler mag diese Zusage gegeben haben, oder nicht — sicher ist soviel, daß die Argumentation der Wrangels und andrer Barone auf ihn wirken wird; mag sie in Einzelheiten (Preußen als Träger der Reichsexekution! — wo bleibt da die Reichswehr?) noch so falsch sein. Wie, Hitler — Du hast gegen den Parlamentarismus, gegen die Herrschaft der blöden Zahl, gegen die politische Arithmetik gekämpft — und Du wolltest nun selber die Zahl der Ministersitze nach der Mandatsziffer aushandeln? Höre, Hitler — bleibe Du der Volks-

mann, halte Deine Partei unter den alten Führern zusammen, als große geistige Bewegung der deutschen Erneuerung — setze sie nicht aufs Spiel, indem Du die Verantwortung für die mühselige Kleinarbeit des Regierens direkt übernimmst, indem Du Deine Paladine, auf Ministersesseln thronend, Dir und Deiner Partei entfremdest! Hitler, spare Dich für ein besseres Amt auf, laß uns die Aufräumungsarbeiten für Dich machen — Du riskierst zu viel als führender Teil einer Koalitionsregierung, Deine Partei ist noch konsolidierungsbedürftig, sie hält die große Belastungsprobe nicht aus! So blasen die Flöten, und in ihren sanft überredenden Ton mischt sich leise der dumpfe Klang andrer Instrumente: Die Drohung, daß die Partei, wenn sie mehr will als das, was man ihr freiwillig zugesteht, zerbrechen muß, zerbrechen wird. Vielleicht auch: daß sie zerbrochen wird. Die Reichswehr marschiert wieder einmal auf; erst hört man die hellen Pfeifen und dann den harten Trommelwirbel...

Wie sich Hitler auch entscheiden mag — soviel ist jedenfalls sicher: Gregor Straßer wird eine Tolerierungspolitik zugunsten der Schleicher und Papen, bei der er und seine Leute von der Machtergreifung im Reiche abgehalten werden, nicht mitmachen. Straßer, der nach wie vor die engsten Beziehungen zu seinem Bruder und dessen Cliquen unterhält, hat vom Osaf den Auftrag erhalten, im Wahlkampf eine straff gewerkschaftlich-proletarische Linie zu verfolgen. Diese soll von ihm und einer kleinen Gruppe seiner Helfer durchgesetzt werden; abweichend von der allgemeinen Wahlkampf-Taktik der Partei, die mittelständlerisch und gemäßigt kapitalistisch (auch agrar-kapitalistisch) angesetzt ist. (Daneben besteht noch ein Sonderauftrag für eine andre Gruppe: Bearbeitung der katholischen Wähler, um sie dem Zentrum zu entfremden.) Nach der Wahl, so kalkuliert das Braune Haus, werden die Arbeiter-Wähler, die mit Straßers Parolen eingefangen sind, nicht mehr gefragt. Nach der Wahl, so kalkuliert Straßer, bin ich mit meinen Proleten und den Pgs. im braunen Rock stark genug, um den Kurs der Partei entschieden herumzuwerfen: gegen die Reichswehr und die I. G. Farben, deren Kabinett dann zum Rücktritt gezwungen wird, gegen die Röhm, Funk und Rosenberg im eignen Lager, gegen Barone, Großindustrie, Herrenklub, Ring und Reichsbankpräsidenten, gegen die französische Orientierung, die Freunde André Germains und den Crédit Lyonnais.

Wenn es einmal so weit kommt, daß die heute noch im Geheimen schwelenden Gegensätze in offener Flamme herausschlagen, dann wird man wohl auch das interessante Schauspiel erleben, daß die politischen Reste des Bürgertums, — und mit ihnen die SPD — erschreckt vor so viel proletarisch-„revolutionärem" Überschwang, unter die Fittiche des Kabinetts Schleicher-Papen flüchten; daß das Kabinett der Barone, das den „letzten Damm" vor dem nationalbolschewistischen Chaos bildet, genau so als das kleinere Übel toleriert wird, wie vor ihm Schleichers erstes Werk, das Kabinett der Frontsoldaten.

Nun, das kann noch heiter werden. Wer weiß, wer dann die Zeche zahlt, und wer den Profit einsteckt. Darum ist jeder glücklich zu preisen, der heute schon seinen Lohn für die Wie-

derwahl Hindenburgs und für die Tolerierung des Experiments Papen-Schleicher in bar ausgezahlt erhält: die ostdeutsche Landwirtschaft — die Schwerindustrie — und vor allem: die I. G. Farben. Sie hat, gemeinsam mit dem Benzol-Verband, eine artige Abschlagszahlung auf das vorerst noch zurückgestellte Benzin- (oder Treibstoff-)Monopol erhalten, in Form einer erneuten und diesmal vollständigen Niederschlagung der — als Ausgleich für den Einfuhrzoll geschaffenen — Steuer auf inländische Benzinproduktion. Nach einer mir verläßlich erscheinenden Schätzung bedeutet das, nach der bisherigen Produktion berechnet, ein Geschenk von 4,5 Millionen Mark für die I. G., von 9,6 Millionen für den Benzolverband, 3,7 Millionen für sonstige Treibstofferzeuger. Dabei ist der Nutzen noch nicht mit eingerechnet, den vor allem oder fast allein die I. G. dank ihrer stark ausbaufähigen Produktion davon haben wird, daß die ausländische Konkurrenz, die nach wie vor mit dem hohen Zoll — Brünings Freundschaftsgabe an seinen Wirtschaftsberater Schmitz von der I. G. — belastet ist, allmählich aus dem Markt verdrängt werden kann. Vielleicht nur ein Teil der ausländischen Konkurrenz: denn mit der Standard Oil und mit dem Shell-Konzern ist die I. G. ja durch Patentabkommen und andre Bindungen verheiratet. Aber deren Konkurrenten, beispielsweise die Russen, werden jetzt einen schweren Stand auf dem deutschen Markt haben.

Der penetrante Duft nach Erdöl und Benzin, der sich um das Kabinett Schleicher-Papen verbreitet, berührt die feinern Nasen im Herren-Klub recht peinlich. Man findet, daß Graf Schwerin-Krosigk und Herr Warmbold sich noch etwas Zeit mit der Auszahlung an die I. G. Farben hätten nehmen dürfen. Herr von Gleichen spricht von „Improvisationen"; Warmbold ist „eine Belastung" und auch der Ersatz eines politischen Fachministers (was ist das?) durch Schwerin-Krosigk „befriedigt nicht". Warum so empfindsam? Schon der nächste Satz gibt die Aufklärung: „. . . man hat keinen Mann, der wie Luther die Konzeption eines umfassenden Plans besitzt, und auch die Kraft, ihn durchzusetzen. Aber ich nehme an, daß sich Luther diesem Kabinett gegenüber inhaltlich durchsetzen wird, und er hat sich ja bereits durchgesetzt gegenüber dem von Schleicher und den Nationalsozialisten geäußerten Wunsch, ihn durch Schacht ersetzt zu sehen."

Allen Respekt also vor Luther, der deshalb, weil er dem Herrenklub, dem ‚Ring' und Herrn von Gleichen so gut gefällt, während er bei den Agrariern als Zinswucherer verschrieen ist, ja weiß Gott noch kein schlechterer Reichsbankpräsident ist. Der Respekt müßte eigentlich noch größer sein, wenn man erfährt, daß nicht nur Schacht ins Reichsbankpräsidium zurück will, sondern daß auch ein gewisser Herr Wagemann, dessen Revenuen aus seinem chilenischen Besitz jetzt spärlicher fließen, jenen Posten erstrebt: Präsident Wagemann vom Statistischen Reichsamt, der Vater eines Währungs-Reformplans, und der Schwager des Ministers Warmbold, also sozusagen der Schwipp-Schwager der I. G.

Mitunter ist es wirklich recht merkwürdig, das politische Leben.

Der 13. Juli von Georg Bernhard

Nahezu eine Milliarde Mark haben die Banken nach dem Zusammenbruch, dessen einjähriges Jubiläum wir am 13. Juli feiern, als Verlust abgeschrieben. Größer noch ist die Aufwendung, die die so viel geschmähte öffentliche Hand zur Sanierung der Banken machen mußte. Wenn man Bürgschaft und Geldleistung zusammenrechnet, so werden allein vom Reich alles in allem rund anderthalb Milliarden aufgewendet worden sein. Sind nun wenigstens die Banken endgültig saniert? Niemand kann das unter seinem Eid behaupten. Es hängt in hohem Maße davon ab, wie sich endgültig die Frage der Reparationen und der privaten Devisenverschuldung erledigt. Daß nicht einmal alle voraussehbaren Risiken bei den Abschreibungen berücksichtigt worden sind, darf man leider aus dem Flickgeschäft schließen. Denn daß der Finanzminister Dietrich für ein Aktienpaket Gelsenkirchen, das selbst unter feindlichen Brüdern mit dreißig Prozent zu haben gewesen wäre, neunzig Prozent zahlte, läßt sich nur aus dem Bestreben erklären, der Dresdner Bank aus der verhängnisvollen Danaterbschaft noch weitere Verluste zu ersparen. Ob aus diesem Grunde gleichzeitig Flick einen so großen Vorteil einheimsen mußte, ist gewiß der Untersuchung wert, steht aber hier nicht zur Debatte. An dieser Stelle ist nur wichtig, festzustellen, daß trotz einer Milliarde Abschreibung noch weitere Verlustmöglichkeiten offen bleiben. Erst die Entwicklung der nächsten Jahre kann daher die Frage beantworten, ob die Bankensanierung, vom privatwirtschaftlichen Standpunkt aus beurteilt, als geglückt bezeichnet werden kann.

Dagegen läßt sich eins bereits jetzt feststellen: die vielfach vorausgesagte, vor allem aber von weiten Volkskreisen geforderte Änderung der Bankenwirtschaft ist bisher nicht eingetreten und vor der Hand sieht es auch nicht so aus, als ob aus den weitgehenden Besitzrechten des Reiches an den Bankanteilen grundsätzliche Folgerungen gezogen werden sollen. Formell besteht ja eine Bankenkontrolle. Sie wird auch sicher so sorgfältig ausgeübt, wie der Apparat der deutschen Bureaukratie eben gewissenhaft arbeitet. Aber die Kontrolle beschränkt sich doch wohl höchstens auf die Liquidität und vielleicht noch auf die Sicherheit der Anlagen, soweit wie sie überhaupt im voraus zu beurteilen sind. Dagegen ist an irgend eine Planwirtschaft auf dem Umweg über die Bankdirektionen doch kaum zu denken. Nicht einmal von Plänen kleinern Umfanges hört man, wie sie früher erwogen wurden: Abzweigung von Instituten für Kleinkredite oder regionale Aufteilung der noch immer völlig konzentrierten Bankdispositionen. Am wenigsten ist man der großen Frage nähergetreten, die ja eigentlich schon seit Jahrzehnten immer wieder auftaucht, wenn es irgend etwas an der deutschen Bankwirtschaft zu monieren gibt: die Trennung zwischen der Gründungs- und Emissionstätigkeit und den Depositengeschäften. Seit nahezu vierzig Jahren versuchen einzelne Theoretiker, ermutigt durch politische Agitationsströmungen unter Hinweis auf das englische Vorbild, um Depositeneinlagen und Spargelder zu sichern, für

diese Trennung Stimmung zu machen. Noch heute trifft keiner der Gründe zu, mit denen sie ihre Reformpläne stützen. Denn die Sicherheit der Einlagen ist aus dem Geschäftsprinzip der deutschen Banken heraus nie ernstlich bedroht gewesen. Und wo sie bedroht war, da lag die Schuld nicht am System, sondern entweder an persönlicher Leichtfertigkeit, die ja schließlich in jeder Form der Bankwirtschaft ernstliche Gefährdung der Bankensicherheit bedeutet, oder es herrschte eine so bedrohliche Krisenwindstärke, daß schließlich jede Bank gefährdet war. Denn es trifft nicht nur für das deutsche Banksystem sondern überhaupt für jede erdenkbare Bankenform zu, was Georg von Siemens auf die Frage antwortete, was er denn tun wolle, wenn alle seine Einleger von ihm ihr Geld zurückverlangten: dann stelle ich mich auf den Balkon und pfeife ihnen eines! Daß diesmal die deutschen Bankleiter nicht erkannt hatten, wie sehr anders die Gefahr der Barabhebung bei Auslandsguthaben als bei einheimischen Depositeneinlagen ist, bewies gewiß einen Mangel an wirtschaftlicher Überlegung, aber spricht noch keineswegs gegen das System und für die Möglichkeit unbedingter Depositensicherung auf andern Wegen.

*

Das viel angefochtene deutsche Bankensystem hat bis in die letzte Zeit hinein für Deutschlands Wirtschaftsentwicklung zweifellos viel mehr Gutes als Schlechtes geleistet. Es ist doch nicht von bösen Volksverderbern ersonnen, und andrerseits sind diejenigen, die in England nach anderm System wirtschafteten, nicht etwa in irgendeiner Weise moralischer als deutsche Bankmänner. Es ist eben hier wie immer gewesen: andre wirtschaftliche Voraussetzungen schufen verschiedene wirtschaftliche Institutionen. Die Voraussetzung der Bankenentwicklung in England war das Vorhandensein einer aus langer kolonialwirtschaftlicher Tradition gespeisten Kapitalwirtschaft. Die englischen Banken waren daher Kapitalistenbanken für Aufbewahrung und Verwertung vieler überreicher Kapitalien mit all den Sicherheitsventilen, die Kapitalisten beanspruchen, die ihr Geld den Banken anvertrauten. Die deutschen Banken entstanden aus der Sehnsucht, den englischen Entwicklungsvorsprung einigermaßen wett zu machen und einer kapitalarmen Wirtschaft die Möglichkeit zu geben, wenigstens in bescheidenem Maße industriekapitalistisch zu wirtschaften. Der romantisch verbrämte, sozialistisch gefärbte Ausdruck solcher Sehnsucht war die Saint-Simonistische Propaganda in Frankreich, der der Plan des Crédit mobilier entsprang: einer Gründungsbank, die die Kapitalsplitter aus dem Lande aufsaugen und mit Aktiengründungen gewissermaßen künstlich eine Industriewirtschaft hervorzaubern sollte. Nach dem Vorbilde des Crédit mobilier sind die deutschen Banken entstanden. Von seinen Fehlern haben sie gelernt und mit echt deutscher Gründlichkeit sind sie so ausgebaut worden, daß vor dem Weltkriege die deutsche Wirtschaft die englische überholt hatte Eine grandiose Leistung, für die man dankbar sein und an der man nicht unnötig mäkeln sollte. Aus der

Entstehungsursache der deutschen Banken ergibt sich alles weitere. Sie waren nicht wie die englischen Institute Kapitalistenbanken sondern Kapitalisierungsbanken. Das reiche Depositenwesen, das sich in Deutschland in den Jahrzehnten von 1890 bis 1914 entwickelte, war eine Folge dieses Banksystems. Und man konnte in diesem System die Verwendung der Depositen für die eigentlichen Bankzwecke des Systems nicht entbehren.

Mit Recht hat man sich deshalb zunächst gegen die Nachahmung des englischen Beispiels aus Gründen, die nur für die anglo-amerikanische Wirtschaft zutrafen, gewendet. Aber inzwischen sind andre Erwägungen von weitertragender Art aufgetaucht. Bis vor dem Kriege war es nur mit der Aktienwirtschaft möglich, die Fülle der Kapitalien zu beschaffen, die für eine großzügige Industriewirtschaft nötig war. Um dieser Notwendigkeit willen mußte man auch Übergründungen, selbst gelegentlich schwere Systemfehler in Kauf nehmen. Denn die Bankwirtschaft stand auch mit ihren Fehlern im Dienst dessen, was Technik und internationale kaufmännische Konkurrenznotwendigkeit verlangten. Nach dem Kriege ist vielfach die kapitalistische Seite bei solchen Transaktionen Selbstzweck geworden. Nicht mehr die innere Entwicklungsnotwendigkeit der Unternehmungen sondern die Lust an rein kapitalistischen Kombinationen und Agiospielereien hat Umformung und Ausweitung der Unternehmungen bestimmt. Deshalb muß man sich jetzt sehr ernst fragen, ob nicht tatsächlich das System eine Änderung erheischt.

Diese Änderungen hängen mit dem zusammen, was man große Börsenreform nennt. Es handelt sich dabei durchaus nicht etwa, wie manche Privatbankierkreise meinen, um das Erfordernis, den Privatbankiers wieder eine Existenznotwendigkeit gegenüber den Banken zu schaffen, die heute noch mehr als schon vor dem Kriege drohen, die Börse zu einem Abrechnungsinstitut für die Spitzen der Bankenengagements zu machen. Nein, es dreht sich um wichtigeres: soll nicht wieder ein unabhängiges Urteil des Kapitalmarktes und seines Funktionärs, des Bankiers, darüber eingeschaltet werden, inwieweit Neugründungen und Kapitalerhöhungen notwendig sind? Genügt wie bisher das Urteil der Bankdirektionen und allenfalls der Gesellschaftsverwaltungen, die durch Selbstfinanzierung aus überhöhten Preisen und Dividendenbeschneidungen oder aus direkten oder indirekten Bankkrediten (Paketbeleihung) das Kapital beschaffen, ohne an den Willen des Aktionärs bei der Ausführung ihrer Pläne gebunden zu sein? Verneint man diese Fragen, dann muß man die Gründungsakte wieder aus den Banken herausverlegen und sie zur Domäne von Privatbankiers machen, die sich vorher die Kapitalien durch Beteiligung oder Kauflust des Publikums sichern müssen, bevor sie an die Gründung gehen. Das bedeutet dann große Börsenreform unter Ausschluß der Banken. Die hat dann aber wieder zur Voraussetzung Änderung des Bankensystems. Es scheint, als ob wieder einmal die Zeit für eine Banken-Enquête reif ist.

Schiefer Revisionismus von Kurt Hiller

Ein Linksmann von Verantwortung hat heute auf zwei Klavieren zu spielen: dem der Konzentration und dem der Revision.

Konzentration aller linken Kräfte; Revision aller linken Riten. (Revision nicht zwecks Anpassung etwa an die rechten; sondern zwecks wirksameren Vorstoßes gegen die rechten.)

Nahe liegt, zu befürchten, daß die eine Musik die andre erschlagen, daß Revisions-Aktivität nicht Konzentration bringen werde, sondern neue Spaltungen; ein tiefrer Blick lehrt das Gegenteil. Die einzige Methode, die bestimmt nicht zur ersehnten Einheit der sozialistischen Aktion führt, ja die für absehbare Zeit die Nichtverwirklichung des Sozialismus gradezu garantiert, ist: die Fortsetzung des Zuckeltrabs in den ausgefahrenen historisch-materialistischen Gleisen.

Darum muß jeder Versuch, diese Gleise zu zerstören, grundsätzlich begrüßt werden. Der jüngste rührt von einem schriftstellerisch ungewöhnlich begabten Zweiundzwanzigjährigen her, aus dem Nachwuchs der ‚Entschiedenen Schulreformer': Waldemar Zeltner. Seine Studie ‚Die Entwicklung des Sozialismus von der Wissenschaft zur Utopie' — ein Titel, der nicht spotten sondern fordern will — ward von Paul Oestreich mit einem barocken Furioso bevorwortet. Sie ist erschienen bei Karl Zwing in Jena.

Diese Schrift, mehr Schneegestöber von Aphorismen als gedankliche Architektur, enthält einige sehr geistreiche und zutreffende Bemerkungen über die Marxische Grundlehre. Die materialistische Geschichtsauffassung sei „nicht imstande, die Existenz des Oberbaus zu erklären, sondern nur seine Veränderung". Sie habe dazu geführt, „daß gewaltige Triebkräfte der Gegenwart unterschätzt wurden, weil man sie nicht zu verstehen vermochte". „Hierher gehört in erster Linie das Nationalgefühl." „Seit ab 1914 das Nationalbewußtsein aller Völker aufgeflammt ist und stets neue Nahrung gefunden hat, geht es nicht mehr an, mit der Karte ‚materialistische Geschichtsauffassung' durch die Welt zu laufen und zu erklären, die Gegend sei falsch, wenn offensichtlich die Karte nicht stimmt." Hübsch variiert er ein berühmtes Wort: „Man kann die Welt nicht sofort verändern, erst muß man sie richtig interpretieren!" Gelangen in Auslegung des gleichen Tatbestandes zwei historische Materialisten zu verschiedenen Ergebnissen (was täglich passiert), dann gleiche die Frage, welcher von beiden recht habe, jenem durch Demonax, den Kyniker, beschriebenen „Anblick, daß von zwei Männern der eine einen Bock melkt und der andre ein Sieb darunterhält". Für einen Witz mit solchem Gehalt an Ernst gebe ich gern siebenhundertsiebenundsiebzig materialistische Leitartikel hin, und den ganzen Hegel dazu.

Daß Zeltners Kritik sich stark an Hendrik de Man anlehnt, bedeutet keinen Einwand, zumal er de Man zwar verpflichtet, aber nicht verfallen ist.

Einzuwenden gegen die Schrift wäre: ihre durchaus bodenlose Attacke gegen die Ratio. Zeltner weiß gar nicht, was Ratio ist; aufs trivialste verwechselt er des Menschen allerhöchste Kraft mit dem Intellekte; Geist mit Verstand; finales Erwägen mit kausalem; den prophetischen Typus mit dem wissenschaftlichen. Wie oft soll mans wiederholen: Verstand erklärt, Ratio wertet; Verstand sucht im Vorhandenen zu orientieren, Ratio das Vorhandene zu regulieren; Verstand erzeugt nur Begriffe, Ratio obendrein Ideen. Die Feder hat man sich fusselig geschrieben — vor zehn Jahren schon und früher; umsonst. Immer wieder dieselben Dummheiten entkriechen dem Mus-Topf und entfalten ihre bekleckerten Flügel. Zeltner diederichst, kaßnert, blühert, schelert, moellert, flakt, spenglert, jüngert, schauweckert, straßert. (Ohne zu ahnen, daß ers tut.)

Er schwirrt an gegen das „rationale Denken", als ob es auch ein andres gäbe. Mit gleichem Recht könnte einer gegen das emotio-

nale Fühlen sein oder gegen das aktive Wollen. Der Marxismus habe „die rationalistische Methode übernommen"; das Gegenteil ist doch wahr! Er ist ja positivistisch, empiristisch, intellektualistisch. Wie? Zu verwerfen sei er „wegen seiner vorwiegend rationalistischen, auf ethische Motive scheinbar verzichtenden Begründung"? Er begründet ja eben grade nicht mit Gründen (im Gegensatz zu allem Rationalismus), er erklärt aus Ursachen. Kant rotiert im Grabe! Etwas in geringerm Maße Rationalistisches als den Verzicht auf ethische Motivation von Forderungen gibts doch gar nicht. Er ende, der Marxismus, „mit der Ausmalung des Paradieses" (klassenlose Gesellschaft), obwohl man „erkannt" habe, „daß es nichts Fürchterlicheres geben kann als ein derartiges Paradies"; es bedeute Behaglichkeit, Spießerdasein; „wir aber lehnen heute die Schwierigkeiten des Lebens nicht ab". Wozu dann Sozialismus? „Wir wollen sie"; „weil wir sie überwinden wollen". Aha. Ein Arzt spricht: „Wir wollen Syphilis, Tuberkulose, Krebs — weil wir sie überwinden wollen." Zeltner: „Unser Dasein soll kein paradiesisches sein, sondern ein heroisches." Aber der Heroismus, Verehrtester, falls er geistig fundiert und keine bloß körperliche Angelegenheit ist, besteht ja grade in der permanenten, zähen Aktion für ein unendlich fernes Menschheits-Ziel: welches nur unter dem Symbol des Paradieses vorstellbar bleibt. Verzicht auf dieses Symbol entzieht aller sozialen Aktivität den Boden. Die ganze Mystik der Ratio leuchtet in der Idee des verlorenen, wiederzugewinnenden Paradieses auf. Predigen Sie etwa substanzlosen, ziellosen Heroismus? Heroismus l'art pour l'art? Deutsch sein heißt heroisch um des Heroischen selbst willen handeln? Sexuell läge da vielleicht ein Wert vor; geistig: eine taube Nuß. Die Verhöhnung der uralten, ewigen, heiligen Paradies-Idee, weil, wie Sie sagen, „der Mensch keine Mastgans ist", setzt irrigerweise Unendliches Endlichem gleich und würde übrigens jedem lodengrünen Fronvogt mit Hakenkreuz Ehre machen. Unendlicher Kampf für die Befreiung Aller, das Glück Aller ist keineswegs diskreditierbar als „das bürgerliche Sekuritätsbedürfnis" — außer durch Leute, die sich mit Erfolg bemüht haben, nicht zu Ende zu denken.

Solche aber entraten des Rechts, über Nietzsche zu äußern, er sei „ein funkelnde Aphorismen produzierender Kleinbürger"; und am wenigsten befugt zu Ehrfurchtslosigkeiten dieserart ist, wessen eigne kulturpolitische Pointe, wessen philosophischer Endtip lautet: „Normlosigkeit". Die Behauptung, „bürgerliches Normendenken" könne „nicht durch Normendenken mit umgekehrtem Vorzeichen", nämlich durch sozialistisches, „überwunden werden", „sondern nur durch die Befreiung von der Norm an sich" — teurer Freund, das ist einfacher Unsinn.

Erkannte Paul Oestreich das nicht? Zeltner fordert „das normlose Handeln", also Animalität; freilich dürfe es „nicht zur Anarchie führen", es müsse „gerichtet sein". Normlos, aber gerichtet! Heiliger Strohsack, gegen diesen sich selbst setzenden Widerspruch ist die „Dialektik" der Materialisten ja ein Waisenmädchen! Wie kann man von „Ungerechtigkeit", „Unsittlichkeit", „Unterdrückung" sprechen (Zeltner tut das), wenn man „Normlosigkeit" für das Richtige hält! Welch seltsamer Gegner des Normendenkens, der da versichert, die Lösung aller Krisen werde „nicht unmittelbar von der Ökonomie her kommen", „sondern von der Ethik"! Gibt es normlose Ethik?

Nur Altershochmut würde, weil solche Unbesonnenheit einem Jüngling unterlief, sie pardonieren. Achtung gebietet Strenge. Zeltner verdient Achtung. Ebendeshalb muß ihm vor der Hand das Recht abgesprochen werden, in die neu-sozialistische, auf Revision der Marxschen Ideologie abzielende Bewegung seinerseits einzugreifen. Einstweilen schädigt er damit diese Bewegung nur. Er sollte beginnen, sie gründlicher zu studieren.

Der Chief von Johannes Bückler

„Mein lieber Tom Clarke, schmeißen Sie... hinaus". Unterschrift: Chief. Dieser erfrischend kurze Brief ist datiert vom 29. November 1920 und geschrieben auf einen Bogen der ‚Daily Mail'. Das Faksimile schmückt die erste Seite des „Northcliffe-Tagebuchs" des damaligen ‚Daily Mail'-Redakteurs und heutigen Herausgebers von ‚News Chronicle', Tom Clarke. Clarkes „Northcliffe Diary" ist 1931 erschienen und umfaßt die Jahre von 1912 bis 1922, also bis zum Tod des großen Zeitungsmannes. Der „Chief", wie er bei allen seinen Blättern nur hieß, ist noch heute, zehn Jahre nach seinem Tod, so maßgebend für die englische Presse — und auch für einen Teil der andern europäischen —, daß es sich wohl lohnt, seine Ansichten und Methoden, die so erfolgreich waren, kennen zu lernen.

Tom Clarke betonte ausdrücklich, daß die Veröffentlichung keinerlei politische Bedeutung habe, und daß er sein Tagebuch einzig als Journalist und Reporter zusammengestellt und kommentiert habe.

Journalist und Reporter. Es ist das ganze Geheimnis von Lord Northcliffes beispiellosen Erfolgen, daß er immer in diesen beiden Eigenschaften dachte und handelte und nie als Verleger. Er kam nach Fleet Street, um Macht und Einfluß zu gewinnen, nicht um Geld zu verdienen. Und weil seine Macht und sein Einfluß so groß wurden, darum floß ihm das Geld automatisch zu. Seine hervorstechendsten Eigenschaften waren sein todsicherer Instinkt, den er seinen sechsten Sinn nannte, und seine Intoleranz gegenüber Unfähigkeit, sei es in seinem eignen Geschäft oder bei andern. Seine Macht und sein Einfluß waren so groß, daß sich schon zu seinen Lebzeiten und auch nach seinem Tod viele Legenden um ihn bildeten. Es gibt eine gewisse Klasse von Leuten, die jeden erfolgreichen Menschen in der Welt für sich reklamieren wollen, und so wird immer wieder behauptet, Alfred Charles William Harmsworth stamme eigentlich aus Frankfurt am Main und heiße Stern. Einigen alten Weibern in Hosen und Röcken ist er nach seinem Tode erschienen und hat ihnen zweifelhafte Wahrheiten verkündet. Was das erstere betrifft, so ist er in Chapelizod bei Dublin in Irland am 15. Juli 1865 geboren, und zu dem zweiten ist zu sagen, daß er am 14. August 1922 in London gestorben ist und später also nichts mehr sagen konnte. Wir sind auch gar nicht auf seine Botschaften aus dem Jenseits angewiesen, nachdem er zu seinen Lebzeiten so viel Kluges und Bemerkenswertes gesagt hat. Die Veröffentlichungen Tom Clarkes sind eine Fundgrube für jeden Journalisten und sollten vor allen Dingen von Verlegern gelesen und auch in deutscher Sprache herausgebracht werden.

Northcliffe bestand darauf, für Spezialberichte nur Fachleute heranzuziehen: einen Katholiken, um über Lourdes zu schreiben, einen Juden, um über eine jüdische Hochzeit zu berichten, einen Ingenieur, um Telephone zu kritisieren, einen Amerikaner für einen Baseballspielbericht, einen Gewerkschaftler, um über eine Arbeitertagung, einen Seemann, um über Segelregatten, einen Juristen, um über einen Mordprozeß zu

schreiben. Aber sie mußten alle in einer klar verständlichen Sprache schreiben und durften sich nicht hinter gelehrttuende Fachausdrücke verstecken. Jeder Artikel mußte Antwort auf die Fragen geben Warum? Wann? Wie? Wo? Einmal telegraphierte er von der Riviera, was das Wort „Ectoplasma" in dem heutigen Leitartikel heiße. „Niemand im Hotel kennt das Wort". Er erlaubte nie, daß Inserate wichtiger genommen wurden als redaktionelle Nachrichten. „Die Leute kaufen die Zeitung wegen der Neuigkeiten, und wenn Sie die Nachrichten durch Inserate kaputt machen, machen Sie die Zeitung kaputt." Er hielt es auch im Interesse der Inserenten für richtig, daß der redaktionelle Teil der Zeitung der wichtigste sei. Der Chief führte eine beträchtliche Erhöhung der Gehälter von Redakteuren und Reportern ein, verlangte aber selbstverständlich entsprechende Leistungen. In seinem Testament vermachte er seinen sämtlichen sechstausend Angestellten, kleinen und großen, ein Dreimonatsgehalt, insgesamt 533 000 Pfund. Beim Verkauf der Grundstücke, die diesen Betrag aufbringen sollten, kamen hunderttausend Pfund weniger heraus. Lord Rothermere, Northcliffes Bruder, bezahlte aus seiner Tasche die restliche Kleinigkeit von zwei Millionen Mark.

Northcliffe wird mit Recht nachgesagt, daß er für die erbarmungslose Fortführung des Krieges bis zum Sieg gekämpft hat. Aber er ließ sich seine Taktik nicht von einem „Kriegspresseamt" vorschreiben. Er weigerte sich, auf Ersuchen der Admiralität seinen Kampf gegen Jellicoe einzustellen. Der Chefredakteur der ‚Daily Mail', Tom Marlowe, war in dieser Sache zu Sir Auckland Geddes bestellt. „Ihre Zeitung führt einen Kampf gegen Jellicoe. Ich habe Sie hergebeten, um Ihnen zu sagen, daß das aufhören soll." „Das lehne ich ab", sagte Marlowe. Sir Auckland sah ihn ruhig an und sagte: „Sie scheinen ein starker Bursche zu sein. Guten Morgen." Dann ging er zum Staatsanwalt und verlangte, daß Marlowe verhaftet würde. Es passierte nichts, aber zwei Tage später war Jellicoe abgesetzt.

Am 11. März 1914 teilt ‚Daily Mail' mit, daß die ‚Times', ebenfalls ein Northcliffeblatt, von jetzt an nur noch einen Penny kosten sollten. Am 9. Mai ist die Auflage von 53 000 auf 170 000 gestiegen. Später, im Jahre 1922, als die ‚Times' wie alle andern Blätter wieder teurer geworden war und zwei Penny kostete, erhielt der Chief eines Tages in Pau ein Telegramm, daß der ‚Daily Telegraph', das Blatt der Konkurrenz, sechs Wochen später auf eineinhalb Penny herabgesetzt werden sollte. Er erhielt das Telegramm an einem Sonnabend. Am Montag darauf kosteten die ‚Times' nur noch eineinhalb Penny.

Tom Clarke schreibt als Einleitung zu den Kriegsseiten seines Tagebuchs, es habe ihn immer gewundert, daß später alle Leute von dem Attentat von Serajewo als dem Flammenzeichen des europäischen Brandes gesprochen hätten. Damals habe das niemand in seinem Vaterland gesehen. Auch Northcliffe nicht. Die Vorgänge in Ulster füllten noch am 20. Juli die sämtlichen Blätter. Am 26. notiert Clarke in seinem Tagebuch, daß ein Telegramm des wiener Korrespondenten die

Kriegserklärung Oesterreichs an Serbien meldet, und weitere Nachrichten melden die Zusammenziehung der deutschen Flotte. „Was hat das zu bedeuten?" fragt er. Nach Rücksprache mit dem Chefredakteur wird ein Telegramm an Winston Churchill, den ersten Lord der Admiralität, der sich in seinem Weekendhaus befand, geschickt: „Krieg Oesterreichs an Serbien erklärt. Deutsche Flotte zieht sich zusammen. Gestatten uns anzufragen, ob es wahr ist, daß englische Flotte demobilisiert. ‚Daily Mail'." Churchill hat das Telegramm nie beantwortet, aber Tatsache ist, daß er nachher mit dem Prinzen Ludwig Battenberg, dem ersten Seelord, telephonierte, noch am gleichen Nachmittag nach London zurückfuhr, und daß die Demobilisierung der Flotte gestoppt wurde.

Northcliffe war entgegen der amtlichen und einem großen Teil der öffentlichen englischen Meinung nicht für Entsendung eines Expeditionsheeres auf den europäischen Kontinent. Er hielt die Flotte ausreichend zum Schutz Englands. „Nicht ein einziger Soldat geht mit meiner Einwilligung. Sagen Sie das morgen im Leitartikel." Es gab einen schweren Kampf zwischen dem Chief und seinem Chefredakteur Marlowe, den Marlowe gewann. Die Setzer mußten die ganze Nacht zwei verschiedene Titelseiten vorbereiten, und bis zum letzten Augenblick wußte niemand, welche Seite herauskommen würde. Das Blatt erschien am Morgen des 5. August mit einer Verspätung von dreiviertel Stunden und dem Leitartikel in Marlowes Sinn, also für Entsendung von Truppen auf den Kontinent.

Wie stark auch während des Kriegs eine demokratische Kritik an der Politik des eignen Landes in England im Gegensatz zu andern Ländern geübt werden durfte und geübt wurde, geht aus zwei Bemerkungen des Tagebuchs hervor. Am 1. Dezember 1914 schrieb der ‚Star', eine liberale Zeitung: „Nächst dem Kaiser hat Lord Northcliffe mehr als irgend jemand anders zur Herbeiführung des Krieges getan." Und am 1. Februar 1915 ist der Chief wütend über den „pestilenzartigen Optimismus" seines eignen Blattes in der Beurteilung der Kriegslage. Er verlangt, daß die amtlichen Lügen, die zu diesem falschen Optimismus in der britischen Öffentlichkeit geführt haben, aufgedeckt werden.

Solange man in England vom Krieg sprechen wird, so lange wird man sich an Northcliffes Kampf gegen den „Munitionsskandal" und Lord Kitchener und an sein Eintreten für Lloyd George und dessen Einsetzung zum Munitionsminister erinnern. Er hielt diesen Kampf gegen die gesamte englische Presse durch, ließ sich auch nicht dadurch beirren, daß seine Blätter ‚Times' und ‚Daily Mail' an der Börse zum Zeichen des Protestes verbrannt und zu zehntausenden abbestellt wurden, während gleichzeitig die Auflage der Konkurrenz, des ‚Daily Expreß', um fünfzigtausend stieg. Northcliffe sagte zu all diesen Ereignissen nur: „Das ist nur ein Beweis dafür, daß sie die Wahrheit nicht kennen." Er steckte den letzten Pfennig seines privaten Vermögens in diesen Kampf und gewann ihn. Die Regierung stürzte, Kitcheners Ruhm schwand dahin, und Lloyd George wurde Munitionsminister. Und trotz alledem war

Northcliffe in der Hauptsache kein Politiker sondern immer wieder Journalist. Er konnte es zum Beispiel nicht vertragen, wenn seine Blätter von den Kämpfen am Isonzo berichteten, ohne dem Leser zu erklären, was der Isonzo ist. „Sie könnten ja glauben, es sei ein italienischer Tenor oder ein Musikinstrument."

Auch bei der Behandlung der irischen Ereignisse, die von der Regierung aus politischen Gründen geheim gehalten wurden, durchbrach er aus journalistischen Gründen diese Politik. Er wußte sich Spezialberichte zu verschaffen, und nach einem sechstägigen Schweigen der gesamten Presse auf Regierungsgeheiß brachte er ausführliche Nachrichten und beschwerte sich über die den Zeitungen zugemutete Kontrolle durch die Regierung. Er führte auch das Geschrei über den „Sieg am Skagerrak" auf das richtige Maß zurück und behauptete, daß mit diesen breitausgesponnenen Berichten nur die Aufmerksamkeit von Ypern und Verdun abgelenkt werde, zwei sehr gefährlichen Punkten. Später kam sein Kampf gegen Asquith, der ihm viel zu wenig Energie hatte: „Bringen Sie heute nebeneinander die Bilder von Lloyd George und Asquith. Nehmen Sie das liebenswürdigste Photo von Lloyd George und setzen Sie darunter ‚Sofort handeln' (Do it now), und nehmen Sie das schlechteste Bild von Asquith mit der Unterschrift ‚Abwarten' (Wait and See)."

1917 lehnte er ein Angebot, als Luftfahrtminister ins Kabinett einzutreten, ab, weil er sich nicht der Freiheit der Kritik an der Regierung berauben wollte. Später lehnte er aus den gleichen Gründen den Posten des Kriegsministers ab. Aber er übernahm im Mai 1918 im Kriegskabinett die Leitung der Propaganda gegen den Feind. Der Furor, mit dem er diese „Papieroffensive" gegen Deutschland eröffnete und durchführte, ist Geschichte geworden.

Es kam zum Krach zwischen ihm und Lloyd George, als dieser sich weigerte, ihn in die Delegation zur Friedenskonferenz aufzunehmen, weil er es nicht zulassen wollte, „daß dieser große Mann den Premierminister beherrsche".

Interessant ist des Chiefs Stellung zu jungen Leuten und zu Frauen, und zwar sowohl als Mitarbeitern wie auch als Lesern. Er moniert eines Tages, daß die ‚Times' viel frischer und lebendiger seien als ‚Daily Mail', und zwar komme das daher, daß die Redakteure der ‚Times' im Durchschnitt sechs Jahre jünger seien als die der ‚Daily Mail'. Ebenso sei die Generation, die die Zeitung beeinflussen wolle und müsse, die junge, und man müsse daher Dinge bringen, die diese Menschen interessiere und weniger die Mitglieder des londoner Presseklubs. Für viele Gebiete hätten Frauen weit mehr Verständnis als Männer, diese sollten daher auch von Frauen bearbeitet werden. Das sei um so wichtiger, als auch das Leserpublikum zu einem sehr großen Teil aus Frauen bestehe. Das ganze Blatt mußte sich einmal für den Kampf um den kurzen Rock zur Verfügung stellen. Die ganze Welt mußte zu dieser Frage interviewt werden, und von der ersten bis zur letzten Seite mußten Bilder von Frauen mit hübschen Beinen gebracht werden.

Überragenden Wert legte Northcliffe darauf, daß seine Mitarbeiter fremde Länder, möglichst die ganze Welt, kennen lernten. Er stellte Riesensummen für Reisen zur Verfügung. Die Redakteure brauchten von diesen Reisen keine Berichte zu geben, sie sollten nur Eindrücke in sich aufnehmen, damit sie später die Dinge richtig beurteilen konnten.

Als der Chief schon sehr krank war, telephonierte er eines Tages ins Bureau: „Ich höre eben, daß man sich erzählt, ich sei verrückt geworden. Schicken Sie Ihren besten Reporter, damit er mich interviewt."

Maienklang und die soziologische Situation

von Peter Panter

Der gebildete Mittelstand des neunzehnten Jahrhunderts sonderte, wenn entsprechend gereizt, lyrische Gedichte ab sowie auch Dramen — keine Biedermeier-Schublade ohne solches. Das hat man denn zum Schluß gar nicht mehr ernst genommen; die immer gleiche Wiederholung dieser Produktion machte sie lächerlich. Nicht Lyrik und Drama wurden lächerlich, sondern die kleinen Leute, die sich dieser Formen bedienten, um ihre Sechsergefühle auszudrücken. Sie fühlten sich durch die Klassiker angekratzt, nun rann ihre Bildungsdrüse aus, leer klapperten die Jamben, es stelzten die Trochäen, und was Hebbel konnte, das vermeinte Herr Schuldirektor Gottschalk vom Realgymnasium in Pasewalk noch alle Tage zu können. Die Sekundaner dichteten beinah so schön wie Heine. Und wenn einer sagt: „Oberlehrerdrama" oder „Pubertätslyrik", dann wissen wir Bescheid, die Sache ist richtig einrangiert und damit erledigt. Irgend ein Wert kommt diesem Zeug in den allerseltensten Fällen zu. Kitsch ist das Echo der Kunst.

Das hat sich geändert.

Der gebildete, sanft abgerutschte Mittelstand sondert keine Dramen mehr ab, nur noch wenig Gedichte — er produziert in unendlichen Massen gebildeten Schmus. Man kann das nicht anders nennen.

Die Zeitschriften sind voll davon. Der Kram häuft sich zu Büchern. Viele Leute reden sogar in diesem vertrackten Stil, und er hat ein untrügliches Kennzeichen: das sind seine überflüssigen, ja, zu diesem Zweck erst erfundenen Fachwörter. Die Kerle glauben, sie hätten eine Leistung vollbracht, wenn sie irgend eine Selbstverständlichkeit oder einen kleinen Gedanken mit dem Zusatz „religionspsychologisch" versehen; wenn sie „verkehrstechnisch" sagen oder wenn sie eine Überschrift „Zur soziologischen Situation des..." formen. Es ist ganz und gar sinnlos, was da geschieht.

Jeder kann sich den Spaß machen, diese aufgequollenen Sätze links von einem Strich zu setzen und rechts die Übersetzung ins Deutsche hinzuzufügen; er wird eine verblüffende Entdeckung machen. Nämlich die: die eine Hälfte dieses Geschwafels bedeutet überhaupt nichts, und die andre läßt sich

sehr einfach ausdrücken. Dann bleibt allerdings nicht viel. Die aufgelösten Knäule ergeben etwa: „Man kann nicht alles durch die Glaubenssätze des Katholizismus erklären" oder: „Viele Bauernsöhne sind in den letzten Jahrzehnten in die Städte gezogen" oder: „Die jungen Leute gehn lieber ins Kino als ins Theater" oder so etwas. Aber ausgedrückt ist das geschwollen, gequollen, gebläht und aufgeblasen, daß einem himmelangst wird. Arm —? Arm heißt das nicht. „Die ökonomische Existenznot der Bourgeoisie", so heißt das. Und worum geht es —? „Es geht um das Wissen um ..."

Lacht doch das Zeug aus —!

Glaubt ihnen das doch nicht. Es ist ja nicht wahr, daß man das nicht alles genau so gut, ja, viel besser, klar und einfach ausdrücken kann. Ich spreche nicht von Facharbeitern; will sich einer mit den Nachfolgern Kants auseinandersetzen, dann muß er die überkommenen Fachausdrücke anwenden. Die eitle Dummheit aber, über jedem Gebiet des Lebens eine Wissenschaft zu errichten, und die dumme Eitelkeit, so zu tun, als sei man in allen diesen falschen Wissenschaften zuhause, das ist grauslich. Es besteht auch nicht der leiseste Grund, jede Untersuchung mit schmatzenden Fachausdrücken aller nur möglichen Gebiete zu beladen. Hier wird wiedergekäut, was Zeitungen, Zeitschriften und Vorträge in das widerstandslose Gehirn hineingestopft haben; wieder scheidet die Bildungsdrüse etwas aus, und wieder taugt es nichts. Sehr gern getragen wird der marxistische Slang. „Ein Experiment organisieren" schreibt Bruder Brecht, aber das ist nichts als schlechtes Deutsch. Man kann etwas organisieren, zum Beispiel den Versand von Kali nach Amerika, und man kann ein Experiment machen — aber ein Experiment organisieren: das kann man nicht. Dergleichen ist hingesudelt. Gemeint ist: versuchen.

Jede Betätigung auf dieser Kugel hat sich eine Wissenschaft als Dach gebaut, darunter ist gut munkeln. Und die Pfaffen aller dieser Wissenschäftchen sind munter am Werke, die deutsche Sprache zu einem Monstrum zu machen; dies Deutsch mit seinen vielen Fremdwörtern klingt, wie wenn einer die Stiefel aus dem Morast zieht: quatsch, quatsch, platsch, quatsch ...

Lüge, Lüge und Wichtigtuerei. Dieser unerträgliche Stil mit den Fachadverbien, mit dem pseudowissenschaftlichen Geklöhn, das jeder halbwegs gebildete Primaner beherrscht —: das ist gar nichts. Zwischen:

> Wonnige Stunden im Lenze!
> Sonniger, duftiger Mai!
> Tage der blühenden Kränze,
> Seid ihr für ewig vorbei?

und:

„Die Seinsverbundenheit des Wissens hält einer Analyse im anthropologischen Sinne schon deshalb nicht stand, weil die Frage Utopie oder Ideologie in der gedanklichen und gesellschaftlichen Auflösung ..."

zwischen diesen beiden Äußerungen ist kein Unterschied. Leer und sinnlos sind beide, Äffereien von Formen, die bei andern

einmal einen Sinn gehabt haben: die Bildung hat in die Menschenschlucht gerufen, und nun hallen die Wände wider. Diese gesamte Schmus-Literatur hat genau den gleichen Wert wie das Oberlehrerdrama und die Maienklang-Lyrik: nämlich gar keinen. Anno fünfundachtzig kamen Drama und Lyrik auf die Oberlehrer herunter; jetzt sind Geschichte und Philosophie auf die Klugredner heruntergekommen.

Wir auf der Redaktion lesen solche Aufsätze schon lange nicht mehr. Ich kann euch nur das gleiche empfehlen.

Chartres von Walter Mehring

Es wohnen in Berlin und Indien
Ganz wie in Chartres Menschen auch —
Sie räkelt sich auf einer windgen
Anhöhe und bläst dünnen Rauch.
Sie wäscht ihr 14. Jahrhundert
Sich eitel in dem schmutzgen Bach.
Wenn sie ein Reisender bewundert,
Dann lacht sie übers ganze Dach.
Träge sickert durch schmale
Gassen das Gestern ins Heut —
Und überall die Kathedrale
Und einen Himmel voll Geläut!

Es fallen ihr die alten Bauten
Wie Zähne aus den Mauern aus —
Es ädert sich in dürren Rauten
Die Gotik um ein jedes Haus.
Die Fenster schaun sich in die Stuben
Mitwisser ungesühnter Schuld —
Und Bilder treiben in den Schuben
Unzüchtig greisen Ahnenkult.
Tief im Schlund der Portale
Wird Historie zerkäut —
Und überall die Kathedrale
Und einen Himmel voll Geläut!

Als Sühne längst vergossnem Blute
Trägt sie ein schweres Monument —
So hockt sie an der Autoroute,
Die sich nach Tours zu Tode rennt.
Doch streift im Flug der Fledermäuse
Ein Fremdes an der Türme Stein,
Dann krampft sie sich in ihr Gehäuse
Der starr gewundnen Bräuche ein.
Weit über Berg und im Tale
Schnarcht ihre Brut verstreut —
Und überall die Kathedrale
Und einen Himmel voll Geläut!

Kritik von Eduard Lunz

In einer sehr klaren und klugen, ihre Erkenntnisse ausgezeichnet formulierenden Broschüre über das deutsche Theaterelend: „Ungeschminkt" (bei Jahoda und Siegel, Wien) spricht Heinrich Fischer, seinerzeit, unter der Direktion Aufricht, Dramaturg am Schiffbauerdammtheater, auch über die Kritik. Er sieht in ihr den unheimlichsten der unheimlichen Faktoren, „die das künstlerische Theater der Zeit in seiner Arbeit bedrücken":

Aber wie reell, wie menschlich und handgreiflich wirkt solche Bedrängnis (die wirtschaftliche) neben jenem unfaßbaren kritischen Diktat, das in Berlin wie in keiner anderen Stadt der Welt dem Direktor, dem Regisseur, dem Schauspieler jeden seiner Schritte beklemmend vorschreibt. Ich habe einen Angsttraum gehabt, aber es war ein wahres Erlebnis: unmittelbar vor der Premiere von Wedekinds „Liebestrank" an unserem Theater, in jenem letzten unheimlichen Moment, bevor der Vorhang zum ersten Mal aufgeht, wenn auf der Bühne nur noch hier und dort geflüstert wird, der Inspizient sein „Bühne frei!" ruft und schon den Arm hebt, um den ersten Gongschlag zu geben, in diesem herzbeklemmenden Augenblick stürzt mit einem Mal der Darsteller des Fürsten Rogoschin, ein Riesenkerl von einem Menschen, ein Schauspieler von Namen und Rang ans Guckloch des Vorhangs, starrt eine Sekunde in den Zuschauerraum, ruft plötzlich mit kaum hörbarer Stimme aus: „Kerr!" — „Ihering!", fällt, indem er sich unter der Schminke verfärbt, in einen Sessel und erbricht sich, von unmenschlicher Aufregung geschüttelt, mitten auf der Bühne. Er hat Minos und Rhadamanthys ins Auge gesehen. Ich weiß, daß jene zarte Schauspielerin, die viele als den Inbegriff dekadenter Zerbrechlichkeit lieben, als den Ausbund jener Wesensart Frau, die vor dem leisesten Hauch des Unheils behütet werden müßte, daß diese Schauspielerin am Tag nach ihrem Mißerfolg in einer großen Rolle bei der Lektüre der Kritiken einen Nervenanfall von solchen Ausmaßen erlitt, daß sie das Mobiliar ihrer Wohnung besinnungslos in Stücke schlug und nur mühsam von dem rasch herbeigeholten Arzt beruhigt werden konnte. Könnten Sie einmal miterleben, wie die unnennbare Angst vor der Kritik die Atmosphäre des modernen Theaters mit einer immerwährenden, immer wechselnden Unsicherheit erfüllt hat, die sich drei Tage vor der Première bei allen Beteiligten zu einer klinischen Hysterie steigert! Eine fiebernde Nervenangst gibt schon im voraus die Schläge weiter, deren sie von dem Richtschwert der ungreifbaren, geltung- und gagebestimmenden Macht immer gewärtig ist.

Nach der Premiere eines lustigen Stücks im Deutschen Künstlertheater (die Geschichte steht nicht in der Fischerschen Broschüre, aber sie gehörte hinein) war auf der Bühne alles in Siegerlaune, denn die Zuhörer hatten sich großartig unterhalten, Autor und Darsteller immer wieder hervorgerufen. Der Erfolg des Abends schien zweifellos. Nur der Direktor sah gequält und sorgenvoll drein. „Haben Sie denn den riesigen Applaus nicht gehört und wie die Leute geschrien haben vor Lachen?" Da schüttelte der Direktor traurig das Haupt und sprach die geflügelten Worte, epea pteroenta: „Kerr hat nicht gelacht!" Zum Glück war er im Irrtum, Kerr hatte doch gelacht; anderenfalls freilich hätten die an Stück und Theater Interessierten nichts zu lachen gehabt.

„Niemals", schreibt Fischer, den Kritiker Ihering zitierend,

„niemals war die Unzufriedenheit mit der Kritik größer als heute, die Verbitterung bei allen Betroffenen, bei Direktoren, Schauspielern, Regisseuren, Malern, Bildhauern, Musikern." Aber niemals, fügt er hinzu, war auch die Angst größer als heute. Und er stellt fest, daß die kritische Tyrannei dort am unerträglichsten ist, wo sie von einer kleinen Persönlichkeit, der die geistige Legitimation fehlt, ausgeübt wird:

Die Institution stellt sich schützend vor den Mann, die große Zeitung gibt dem Einzelnen von ihrer ephemeren Autorität ab und macht ihn durch die äußere Einfluß-Position gegen jeden Angriff gefeit. So ging die Entwicklung der berliner Theaterkritik; je geringer der geistige und dramaturgische Einfluß des Kritikers auf die Theater wurde, desto gewichtiger seine Bedeutung für die Feststellung des äußeren Erfolgs, die er von der Machtstellung des Blattes bezog. So werden Theaterkritiken in Berlin heute von Direktoren, Regisseuren, Schauspielern und Publikum fast nur noch als Kurszettel des Erfolgs gelesen; aber als solche sind sie von entscheidender Wichtigkeit.

Wahre Worte, die den Nagel, der einer zum Sarg des Theaters ist, auf den Kopf treffen. Auch damit hat Fischer recht, wenn er sagt: „Es ist das stärkste Argument gegen die Theaterkritik, daß keiner ein Argument gegen sie wagt." In der Tat, die Kritik ist tabu. Keiner getraut sich, aus guten Gründen, ein Wort gegen sie, nicht einmal eines gegen die Präimpotenz der Kleinen von den ihren.

Kritik: Das sind, res pro persona, die Kritiker. Es sitzen bei einer Premiere im Zuschauerraum, nehmen wir an: viele Menschen. Alle sind Kritiker. Sie beurteilen, was ihnen geboten wird, es gefällt oder mißfällt ihnen, sie haben Lob für dieses, Tadel für jenes, sie sind begeistert, empört, spottlustig, gelangweilt, je nachdem. Einige von den Vielen aber haben das Vorrecht, daß ihre Meinung durch Zeitungsdruck sich in Kritik verwandeln, daß ihr Loben und Tadeln sich in großer Streuung ausgießen darf über die gläubige zeitunglesende Welt. Sie entscheiden inappellabel: dies ist gut, dies schlecht. Wer hat sie eingesetzt in ihr Richteramt? Der liebe Gott, beziehungsweise der Verleger. Wie wird man Theaterkritiker? Indem man Theaterkritiker wird. „Herr Müller", sagte der Chef, „Sie haben zehn Jahre brav im lokalen Teil gearbeitet, eine Gageerhöhung kann ich Ihnen natürlich nicht geben, aber ich gebe Ihnen das Referat über das soundso Theater." Und von nun ab ist die Meinung des Herrn Müller ein Teil jener geheimnisvollen, Kritik gerufenen, Macht, welche über Leben und Tod im Theaterbezirk entscheidet. In vergangener Zeit, als die Schauspieler noch ihre langfristigen Verträge in der Tasche hatten, konnte die Kritik sie nur in ihrer künstlerischen Geltung herabsetzen. Heute nimmt ihnen der abfällige Spruch des Beurteilers die Existenzmöglichkeit. Heute sind Theaterkritiken, wie Heinrich Fischer sagt, „Kurszettel", die den Marktwert des Schauspielers bestimmen. Und in der verzweifelten Bangigkeit, mit der er dem Votum seiner Richter entgegenzittert, spricht sich weniger die Sorge eines empfindlichen Ehrgeizes aus, gekränkt zu werden (das ließe sich zur Not ertragen), als vielmehr die Sorge ums Brot für morgen. Die Kulturwelt kennt wohl keine zweite, über Menschenschicksale bestimmende Macht, die, so wie die Theaterkritik, ohne

jede Verantwortung als die fragwürdige vor sich selbst gebraucht wird und niemals ihre Entscheidungen vor einer übergeordneten Instanz rechtfertigen muß, kein Amt, zu dessen Ausübung einer schon und nur dadurch legitimiert erscheint, daß er es eben ausübt.

Der Mensch ohne Namen von Rudolf Arnheim

Was die Jungen im Sturm und Drang wagehalsig erfinden, das tragen zwanzig Jahre später die Großmütter als würdigen Sonntagsstaat. Dinge, mit denen umstürzlerische Filmkünstler uns den Atem raubten, kehren ein wenig später, stubenrein und hoffähig, in der gepflegten Spitzenproduktion der Filmindustrie wieder. Wer den Ufa-Film „Mensch ohne Namen" sieht, wird ein packendes Thema behandelt finden, prächtig klare Bilder, wagehalsige Bildausschnitte, ein geschickt raffendes Manuskript, eine kluge Schauspielkunst voll gedämpfter Zwischentöne, einige gut pointierte Ausfälle gegen die Bureaukratie, die einen Menschen tot nennt, auch wenn er lebt, und ihm schließlich nur deshalb einen neuen Namen gibt, um für die Ordnungsstrafe wegen Beamtenbeleidigung einen einwandfreien Adressaten zu haben. Auch gibt es zum Besten der notleidenden berliner Filmkritik eine Kameraeinstellung von russischer Schönheit, wenn tief unten im Schacht der Kartothekschränke — von Herlth und Röhrig vorbildlich gebaut — wie auf dem Meeresgrunde winzig der Namenlose steht.

Aber siehe, der bureaukratische Staat wird durch einen gütig abwägenden Amtsrichter vertreten; das schreiende Unrecht braucht nicht repariert zu werden, weil der Enterbte durch Gottes und der Produktionsleitung weise Fügung einen neuen Namen, eine neue Frau, neue Millionen und neue Arbeit findet; dem Fabrikbesitzersehepaar wird geschickt der dramatische Konflikt erspart, der ja erst ausbräche, wenn die Beiden den Wiedergekehrten erkennten — so zerfließt der Stoff wie Butter an der lieben Sonne, noch ehe er recht in Angriff genommen ist. Raum ist in der kleinsten Hütte, der Stempelbruder hat Gaslicht in der Küche und einen guten Kern unterm Sporthemd, und die abgebaute Stenotypistin trägt noch zu nachtschlafender Zeit ein Brokatkleid mit Rückenausschnitt. Liebe Menschen, ordentliche Leute, und es ist alles halb so schlimm mit den Schicksalen und mit dieser bösen Welt.

Bewundernswert die Geschicklichkeit, mit der in diesen Filmen alle geistigen Ansprüche zugleich erfüllt und enttäuscht, Zeitfragen angeschnitten und dann rechtzeitig abgebogen, Anspruchsvolle und Dienstmädchen durch die gleichen Bilder gefesselt werden. Im Atelier wird alles einschlägige Elend der Seele und des Portemonnaies aufgebaut, aber daneben steht eine Art Rauchverzehrer, der Übelriechendes wegschluckt und seinerseits Ozon verbreitet. Alles ist wie aus dem Ei gepellt, das der Chefdichter Robert Liebmann mit schöner Regelmäßigkeit jedes Quartal legt.

Der irre Blick des Schauspielers Werner Krauß schweift in die Ferne, auch wenn das Gute so nah liegt. Er ist — wie bei einem Photoapparat, dessen Entfernungseinstellung verbo-

gen ist — stets auf unendlich eingestellt und eignet sich deshalb für Besessene und Heroen, für Leute mit großen Gesichtspunkten. Wie schwarze Knöpfe sitzen die hypnotisierenden Augen in dem semmelblonden Gesicht. Virtuos wechselt der Schauspieler die Tonfälle, springt vom sanften Gurren in schneidendes Gezeter, von plump-ehrlicher Offenheit in hinterhältiges Lauern, vom einfältig lächelnden Fabrikarbeiter zum geistvoll-energischen Fabrikanten. Seine Leistung gleicht einer Paganini-Etüde. Nur, den Paganini begleitete stets, wie wir von Heine wissen, ein spiritus familiaris. Den Werner Krauß begleitet nichts. Kalte Luft ist um ihn. Der Zuschauer friert vor Bewunderung.

Kalte Pracht auch Helene Thimig. Eine marmorne Madonna, die ganz außen mit ein paar beweglichen Gesichtsmuskeln ein stets zu Diensten stehendes Lächeln und Augenaufschlagen produziert. Und Maria Bard, auf Theaterdistanz glaubhaft, ist im intimen Raum des Filmbildes nur eine fleißig hantierende Schauspielschülerin. Schlaksig wirft sie die Glieder, wie das, einem on dit zufolge, im niederen Volke üblich ist. So sinken Mädchen aus guter Familie ins Angestelltenfach. In prächtigem Saft hingegen die zweite Garnitur: Falken- und Winterstein, Grünbaum, Wieman und Gülstorff.

Und der Geheimrat Hugenberg könnte mit väterlichem Stolz auf diesen Film blicken, wenn der nicht — ach! — ein undeutsches Werk wäre. Denn der Regisseur Ucicky soll Oesterreicher sein, und nach dem jüngst notverordneten Kontingentgesetz gilt jeder Film als ausländisch, der nicht von einer deutschen Gesellschaft in Deutschland, von einem deutschen Regisseur, Autor und Musiker angefertigt ist. Was bedeutet solche Aberkennung der Ehrenrechte praktisch? Nach § 7 der Verordnung wird alljährlich festgesetzt, wieviel „ausländische" Tonfilme in Deutschland verliehen werden dürfen. Vier Siebentel dieser Menge werden auf die Verleiher verteilt, und zwar im Verhältnis zu der Zahl der „deutschen" Filme, die sie im Vorjahr herausgebracht haben. Dreht also die Ufa einen Film mit einem „ausländischen" Regisseur, so muß sie für ihn das ihr zustehende Kontingent in Anspruch nehmen und erzielt außerdem im nächsten Jahr eine entsprechend geringere Kontingentquote. Nun weiß aber jeder Kenner, daß bei uns grade die vaterländischen Filme mit Hilfe ausländisch-fremdstämmiger, ja in krassen Fällen aus Wien stammender Hilfskräfte entstehen. Künftig also werden die Fridericusse aller Art zwar von deutschen Staatsbürgern angefertigt werden, aber den Blutgeruch der angestammten Scholle wird das nicht mehr haben. Der wird in den wiener und budapester Künstlercafés, gewissermaßen in fremder Heimaterde, leise verduften.

Ach, was nützt nun der kecke Militärmarsch, eine Trompetenpièce wie frisch vom Vergnügungsdampfer gelockt, die, eigentlich ohne Grund, den Kinoabend im Ufa-Palast einleitete! Was nützen die von englischen Panzerkreuzern reichlich ausgesendeten U-Boot-Bomben und das Land und Leute vernebelnde Luftschutzgas in der Wochenschau! Was nützt es — nachfolgt, als Hauptfilm, ein undeutsches Werk! Germania steht an der Kasse und trauert.

Großer Filmprospekt von Karl Schnog

Pressechef:

Es ist der Mammuth-Monstre-Film-AG. gelungen,
Das schönste Werk der Gegenwart zu drehn.
Nach sehr viel Arbeit, noch mehr Änderungen:
Welch prächtger Ausschnitt aus dem Zeitgeschehn!
Nicht nur das schönste aller Manuskripte
Auch die Idee half mit zum hohen Zweck.

Bureauchef:

Ich weiß noch gut, wie es das Fräulein tippte
Und der Direktor meinte „Großer Dreck!"

Pressechef:

Sechshundert Tiger, tausend wilde Pferde,
Vier Negerdörfer und ein Urwald-Kral
Nebst einer wilden Elefantenherde
Sind nur ein Teil von unserm Material.
Zwölftausend Menschen, uns ein Jahr verbunden,
Hat dieses Werk erfordert und beglückt.

Statist:

Nur wurde meistens in den Überstunden,
So sehr man konnte, Honorar gedrückt!

Pressechef:

Was nützen Bauten, helfen Film-Montagen,
Was fremder Länder hehre Zauberpracht,
Wenn wir nicht durch die höchste aller Gagen
Die große Diva bei uns festgemacht!
Wie sie durch teure Schicksalsstürme wandelt,
Und siegreich feindlichen Gewalten trotzt...

Diva:

Wie sie gefeilscht, geschachert und gehandelt,
Hat mich beim Abschluß damals angekotzt.

Pressechef:

Acht Lustspielfilme und neun Riesendramen
Sind das Programm der nächsten Produktion.
Aufführung nur im allergrößten Rahmen
Mit Bühnenschau und Ausschank-Konzession.
Wir bauen fünfzig neue Filmpaläste
Mit Tonfilm-Orgel, Plüsch und Marmorpracht...

Vorführer:

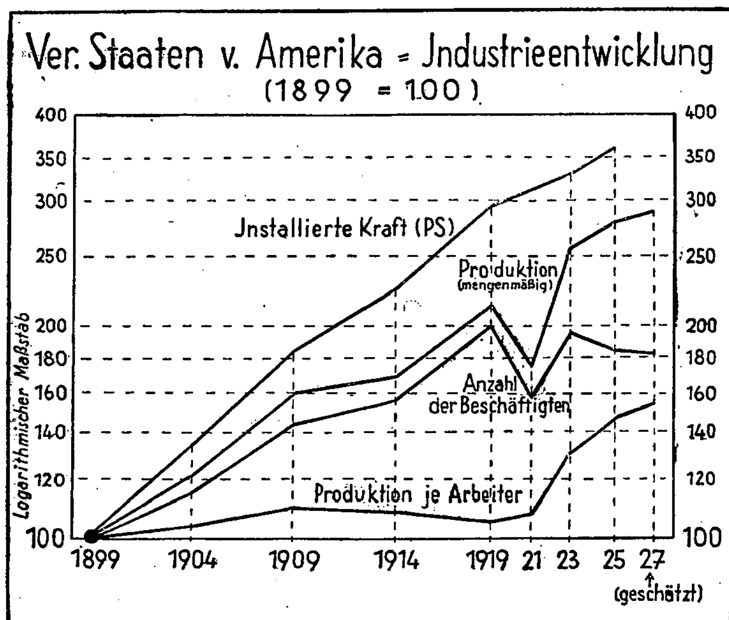
Und ich kann klagen um die Gagenreste,
Wenn meine Firma nächstes Jahr verkracht!

Der Niedergang des Weltkapitalismus

von Fritz Sternberg

In seinem Buch „Der Niedergang des deutschen Kapitalismus", das dieser Tage im Ernst Rowohlt Verlag, Berlin, erscheint, führt Fritz Sternberg den Nachweis, daß nicht nur die heutige Krise strukturell verschieden ist von den Krisen im aufsteigenden Kapitalismus, sondern daß die Konjunktur vor dieser Krise eine Konjunktur im niedergehenden Kapitalismus war. Wir bringen hier einen Abschnitt aus dem Kapitel „Der Niedergang des Weltkapitalismus".

Man kann die entscheidende Differenz gegenüber dem aufsteigenden Vorkriegskapitalismus nicht plastischer veranschaulichen als durch nachfolgendes Schaubild, das dem vom Statistischen Reichsamt herausgegebenen Buche „Die Wirtschaft des Auslandes" entnommen ist:



Wenn wir auf dem Schaubild die Entwicklung bis zum Jahre 1914 betrachten, so finden wir einmal eine ziemlich gleichlaufende Kurve der Entwicklung der Produktion und der Anzahl der beschäftigten Arbeiter. Die Produktivität der Arbeit nimmt langsam zu.

Betrachten wir aber die Entwicklung seit 1921, so ist sie alles andre eher als gleichlaufend. Die Ziffern der Produktion wachsen stark weiter, die beschäftigten Arbeiter nehmen dagegen nicht mehr zu und die Steigerung der Produktion ohne Steigerung der Zahl der beschäftigten Arbeiter wird dadurch möglich gemacht, daß die Produktivität der Arbeit in ungleich schnellerem Tempo wächst als in der Vorkriegszeit. Die außerordentlich große Steigerung der Produktivität gilt nicht nur für

die Industrie der Vereinigten Staaten, sie gilt in gleicher Weise für die Landwirtschaft.

Was war die Konsequenz des Rückgangs der Zahl der Beschäftigten in Industrie und Landwirtschaft bereits in der Konjunktur? Die Konsequenz war einmal, daß die Einwanderung gestoppt wurde, daß die Vereinigten Staaten also für die europäischen Länder in immer geringerem Umfange als Auswanderungsland in Frage kamen. Die weitere Konsequenz war, daß die jungen Arbeiter, die jährlich neu in den Produktionsprozeß eintraten, nicht mehr voll beschäftigt werden konnten, das heißt also, daß die Zahl der Arbeitslosen bereits in der Konjunktur außerordentlich wuchs. Eine exakte Arbeitslosenstatistik haben wir bekanntlich in den Vereinigten Staaten nicht. Man macht dort viele Statistiken, man macht auch Enquêten, man schickt Zehntausende von Fragebogen heraus: Wie denkt der Schüler in der Pubertät über Gott? Aber eine genaue Statistik der Arbeitslosigkeit gibt es in den Vereinigten Staaten nicht. Wir sind daher auf Schätzungen angewiesen. In dem bereits zitierten Buch „Die Wirtschaft des Auslandes" heißt es (Seite 546):

Die starke Freisetzung menschlicher Arbeitskraft, wie sie besonders seit 1923 als Folge der Rationalisierung eingetreten ist, dürfte neben der Landflucht die Hauptursache der seit Herbst 1927 stark anwachsenden Arbeitslosigkeit (Schätzungen 2 bis 4 Millionen Erwerbslose) sein.

Wenn man einen Beweis dafür haben will, daß der gesamte Weltkapitalismus im Niedergang ist, so sind es die Zahlen der amerikanischen Arbeitslosigkeit in der Konjunktur. In der Konjunktur sind die amerikanischen Arbeitslosenzahlen bereits größer gewesen, als sie jemals in der Vorkriegszeit in der Krise waren. Niemals hatte der amerikanische Kapitalismus in der Vorkriegszeit auch in den schlimmsten Jahren eine Arbeitslosigkeit von vier Millionen. In der Niedergangsepoche des Kapitalismus hat sie der amerikanische Kapitalismus in der Konjunktur, in dem Zeitraum also, als die deutschen Professoren für Vulgärökonomie nach Amerika fuhren und dort das Wunderland entdeckten, dessen Methoden man übernehmen müsse, damit auch in Deutschland alles wieder gut würde. Aber die amerikanischen Zahlen sind auch darum noch so besonders wertvoll, weil sie die Entwicklung klar, plastisch zeigen, ohne daß Faktoren hier eine wesentliche Rolle spielen, von denen unsre Vulgärökonomen behaupten, daß sie nur einen vorübergehenden Charakter trügen, daß sie im Rahmen des kapitalistischen Systems bald beseitigt werden könnten.

Die Vereinigten Staaten sind durch den Krieg und die Kriegsfolgen weit weniger betroffen worden als die europäischen Länder.

In Europa sind durch den Krieg eine Reihe neuer Staaten entstanden und daher Tausende von Kilometern neuer Zollgrenzen.

Die Vereinigten Staaten kennen in ihrem Gebiet ebensowenig Zollgrenzen wie in der Vorkriegszeit.

In Europa war zunächst durch den Krieg der Außenhandel stark rückläufig.

Die Vereinigten Staaten haben im Gegensatz dazu ihren Anteil am Außenhandel der Welt verstärken können.

In Europa hatte in einer Reihe von Ländern eine starke Inflation eingesetzt und damit eine Vermögensberaubung der Mittelschichten, von denen viele, die bisher ein Rentnereinkommen hatten, wieder in den Produktionsprozeß eintreten mußten.

Die Vereinigten Staaten hatten keine Inflation.

In Europa hat die Beseitigung des stehenden Heeres in Deutschland, die starke Verringerung der Friedensheere gegenüber dem Kriegsheer zunächst einmal starke Reibungswiderstände geschaffen, die erst hinweggeräumt werden mußten.

Die Vereinigten Staaten haben es auch in diesem Punkt leichter gehabt. Sie hatten in der Vorkriegszeit ein kleines stehendes Heer.

Krieg und Kriegsfolgen haben also den Kapitalismus der Vereinigten Staaten weit geringer negativ beeinflußt als die europäischen Kapitalismen. Sie haben dagegen den amerikanischen Kapitalismus sehr stark bereichert, denn er konnte einmal im entwerteten Kriegsgeld seine frühern Schulden abtragen und konnte weiter an Kriegslieferungen riesenhaft gewinnen, so daß er in außerordentlich schnellem Tempo den englischen Kapitalismus aus seiner Stellung als Weltbankier verdrängte und immer mehr zum entscheidenden Gläubigerstaat wurde. Im Kapitalismus der Vereinigten Staaten gibt es daher keine Kapital„knappheit". Die jährlichen Investitionen erreichen für europäische Verhältnisse gradezu phantastische Ziffern. Allein die jährlichen Kapitalemissionen betrugen:

Kapitalemissionen	
Jahr	Vereinigte Staaten (in Mill. Dollars)
1924	5 593
1925	6 220
1926	6 344
1927	7 776
1928	8 114
1929	10 195

Wozu aber hat der amerikanische Kapitalismus diese riesenhaften Kapitalien benutzt? Diese neuinvestierten Kapitalien haben sich nicht nur darin ausgewirkt, daß die Neuanlagen modernisiert wurden, daß hier die lebendige Arbeit durch die tote immer mehr verdrängt wurde, daß hier der Arbeiter immer mehr Maschinerie kommandierte, sie haben sich daher nicht darin ausgewirkt, daß, wenn auch in langsamem Tempo, mehr Arbeiter beschäftigt wurden, sondern sie haben sich weiterhin darin ausgewirkt, daß auch die alten Anlagen völlig umgestellt wurden, daß auch hier die Maschine die Menschen verdrängte. Und so haben wir im Kapitalismus der Vereinigten Staaten, das heißt in dem Kapitalismus, in dem der

Krieg und die Kriegsfolgen kaum eine negative Rolle spielten, bei riesenhaften neuen Kapitalanlagen ein solches Tempo der Rationalisierung festzustellen, daß in der Konjunktur die Reservearmeen wuchsen, daß in der Konjunktur die Zahl der Beschäftigten nicht zunahm, nicht stabil blieb sondern direkt abnahm.

Die amerikanischen Zahlen sind darum so besonders wesentlich, weil sie kristallklar die entscheidenden Ursachen erkennen lassen, auf die wir bereits hingewiesen haben: die imperialistischen Expansionsmöglichkeiten sind beschnitten, daher verschärfter Konkurrenzkampf, daher verschärfte Rationalisierung, die dieses Mal mit verstärkter Rationalisierung des Arbeitsprozesses selbst verbunden ist, daher bei außerordentlicher Steigerung der Produktivität Abbau der Arbeiterschaft in der Konjunktur.

Wochenschau des Rückschritts

— Der Etat für das neue Jahr enthält einen Betrag von vierzig Millionen Mark für die Zwecke des freiwilligen Arbeitsdienstes.

— Bei den Luftschutzübungen in der berliner Technischen Hochschule hatte die SA einen regelrechten Absperrungsdienst eingerichtet, der von dem anwesenden Polizeioffizier geduldet wurde.

— Nachdem der Vierte Strafsenat des Reichsgerichts dem preußischen Innenministerium das von der Reichsregierung verlangte und von diesem verweigerte Verbot des ‚Vorwärts' aufgezwungen hatte, mußte der Minister nunmehr auf Grund einer zweiten Entscheidung des Senats auch das Verbot der ‚Kölnischen Volkszeitung' aussprechen.

— In Bremen erklärte der Naziführer Feder, es sei gleichgültig, ob die NSDAP am 31. Juli die erforderlichen 51 Prozent bekomme oder nicht. Vielleicht komme es gar nicht zur Reichstagswahl. Die Nazipartei erwäge, „das deutsche Notrecht zu proklamieren". Bald würden bewaffnete SA-Leute nicht mehr aus der Bewegung ausgeschlossen, sondern umgekehrt, es würden bald diejenigen aus der NSDAP gestrichen werden, die ihre Waffen nicht anzuwenden verständen.

— Der Abgeordnete Rosenberg von der NSDAP sprach im Rundfunk über Außenpolitik.

— Die medizinische Fachschaft der berliner Universität hat beschlossen, daß Anschläge linksgerichteter Organisationen an den schwarzen Brettern der anatomischen Anstalten und Kliniken nicht mehr zu genehmigen sind und daß Juden bei der Demonstration interessanter Fälle nicht mehr ganz vorn sitzen dürfen.

— Wilhelm II. hat das ihm angebotene Protektorat über den Nationalen Deutschen Automobilklub angenommen.

— In Zürich ist ein „Bund nationalsozialistischer Eidgenossen" gegründet worden.

— Mit dem Grafen Moltke als militärischem Beirat dreht Ben Fett einen Film „Die fünf Schillschen Offiziere".

— Freiherr v. Gayl hat in einem Schreiben an die Kunstverwaltungen der Länder die „dringende Bitte" ausgesprochen, „öffentliche oder öffentlich verwaltete Mittel nicht zum Ankauf ausländischer Kunstwerke verwenden zu wollen".

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Im Hintergrunde: Flick

Die Staatspartei hat ihren bisherigen Spitzenkandidaten für den Wahlkreis Potsdam I, den frühern Staatssekretär Oscar Meyer, Syndikus des Berliner Börsenvorstandes, Mitglied der Berliner Handelskammer undsoweiter für die kommenden Reichstagswahlen nicht wieder aufgestellt. Statt seiner ist Hartmann Freiherr von Richthofen — früher in Rothenburg in Hannover, jetzt in Berlin wohnhaft — als Spitzenkandidat benannt worden. Er ist einer von den wenigen Staatsparteilern, die überhaupt Aussicht haben, in den neuen Reichstag zu kommen, wo die Staatspartei — nach der Rechnung der ‚Vossischen' — günstigstenfalls acht Sitze erhalten kann, nämlich vier in den Wahlkreisverbänden (Berlin, Hamburg, Sachsen, Süddeutschland) und nochmals vier auf der Reichsliste.

Warum hat die Partei Herrn von Richthofen jetzt so stark herausgestellt? Als er früher dem Reichstag angehörte, noch in der Zeit der Demo-Partei, hat er nie eine besondere Rolle gespielt (ebensowenig wie sein deutschnationaler Vetter gleichen Namens, der schlesische Landbündler). Gerüchtweise verlautete, daß er, mehr als sonst üblich, parlamentarische und finanzielle Interessen zu verbinden wisse, und darauf wurde es auch zurückgeführt, daß ihn die Partei in der Versenkung verschwinden ließ. Holt man ihn, den Freiherrn, etwa jetzt wieder hervor, statt des „Juden" Oscar Meyer, um in der Wahlagitation dem Antisemitismus den Wind aus den Segeln zu nehmen, oder um dem Kabinett der Barone einen ebenbürtigen Fraktionschef entgegenstellen zu können?

Möglicherweise war das die Absicht der Partei. Schade — man wird sie nicht durchsetzen können. Herr Dietrich, der allmächtige Parteiführer, wird seinen Kandidaten von Richthofen zurückziehen müssen. Die Gefahr ist viel zu groß, daß sonst ein innerer Zusammenhang zwischen dem Gelsenkirchen-Geschäft des Reichsfinanzministers Dietrich, bei dem Herr Friedrich Flick so gut abgeschnitten hat, und der Wiederkehr des Freiherrn von Richthofen in die politische Arena konstruiert wird. Weil nämlich Herr von Richthofen einer der Vielen war oder noch ist, die sich für die Interessen Flicks betätigen. Nicht immer sehr geschickt — mitunter sogar recht plump: unter Anwendung der Formel, daß es „auf ein paar Mark" nicht ankomme, wenn man Herrn Flick die Peinlichkeit sachlich nicht oder nur mangelhaft begründeter Presseangriffe ersparen könne.

Die politischen Gegner der Staatspartei würden sich natürlich voller Freude im Wahlkampf auf diese Angelegenheit stürzen und mit den üblichen juristisch nicht faßbaren halben Andeutungen Herrn Dietrich unterstellen, daß er beim Kauf der Gelsenkirchen-Aktien nicht nur das Interesse des Reichs sondern auch das seiner Partei und seines Parteifreundes von Richthofen berücksichtigt habe, weshalb denn auch dessen Brotherr Flick so gut habe abschneiden können. Andeutungen dieser Art kann kein Dementi aus der Welt schaffen sondern nur ein Prozeß — für den aber im Wahlkampf die Zeit fehlt — oder ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß. In einem Wahlkampf, der gegen Dietrich und von Richthofen als die „Freunde" des Generaldirektors Flick geführt wird („... man kann sich ja denken, wer den Wahlkampffonds aufgefüllt hat ..."), würde die Staatspartei auch ihre letzte geringe Chance noch verspielen und endgültig der innern Auflösung verfallen.

Dietrich kann dieses Risiko nicht eingehen. Deshalb muß er die Kandidatur von Richthofens aufgeben.

M. Mayer

O. B. Server

Glauben Sie mir, die Politiker sind durchweg nicht so interessant wie ihr Beruf. Vor Jahren hat sich Johannes Fischart in der ‚Weltbühne' bemüht, ihnen pittoreske Seiten abzugewinnen. Ihm folgt ein neuer Mann, der sich O. B. Server nennt. Er hat in einem Buch „Matadore der Politik" (Universitas-Verlag, Berlin) zwei Dutzend Porträts gesammelt, und Erich Goltz hat die Herrschaften sehr lustig karikiert. Politiker sind heute mehr denn je „Exponenten von Machtgruppen", in ihrem unpolitischen Wesensteil indifferent. Aber damit gibt sich das liebe Publikum nicht zufrieden. O. B. Server weiß, daß Heinz Neumann mit einer Nichte von Stalin verheiratet gewesen sein soll, daß bei Lambachs noch immer vor Tisch gebetet wird, daß über den Prälaten Schreiber ein Schlüsselroman umgeht, der keinen Verleger findet. Der Verfasser hat fleißig herumgehört, viele Kleinigkeiten aufgelesen. Aber alles hat er sicher und geschmackvoll zusammengestellt.

Am besten sind ihm die Leute der zweiten Garnitur geraten oder die mit den wirklich bewegten Lebensläufen, wie Abel oder Goering, am wenigsten die Großkopfeten. Hier kommt man wohl doch mit der Anekdote nicht aus, hier muß Stellung genommen werden. Der Versuch mit Groener scheint mir ganz danebengegangen zu sein. Möglich, daß wir ungerecht sind, aber hier kann man von uns keine Objektivität verlangen. Auch der alte Oldenburg-Januschau, ein feistes Gespenst aus der Feudalzeit, läßt sich nicht mit den Mitteln des burgfriedlichen Feuilletons abhandeln. Da heißt es hauen — für ihn oder auf ihn, jedenfalls hauen! Der Autor nimmt ihn als einen urwüchsigen alten Herrn, einen schrulligen Royalisten von achtenswerter Konsequenz. Ich würde gern zustimmen, wenn dieser unerbittliche Royalist im November Achtzehn die Plempe für seine Dynastie gezogen und für sie „Feuer auf den Frack" gekriegt hätte, um ein beliebtes Bild von ihm zu gebrauchen. Der Januschauer hat damals nicht gemuckst. Er ist ein Komödiant und Poltron; man kann nicht, ohne zu posieren, mit fünfundsiebzig Jahren den jungen Bismarck spielen.

Herr O. B. S., der sich in diesem Buche nicht grade hinter einer eisernen Maske verbirgt, sollte sein nicht sehr klangvolles Pseudonym ganz abtun. Es steckt eine gute und launige Feder dahinter, die sich mit diesen Skizzen für größere Aufgaben freigeschrieben hat.

Thomas Murner

Prager Liebesparade

Nationalhymnen sind eine feierliche Sache, bei der es nicht ohne Heroismus zugehn darf. Meines Wissens gibt es nur ein einziges Land, dessen vaterländische Gefühle sich im Dreivierteltakt bewegen: Mexiko. Seine Nationalhymne ist anderwärts als der wunderschöne Walzer „La Paloma" bekannt. Darüber soll man nicht spotten — die Gefühlsrhythmen der Völker sind so verschiedenartig wie ihre Küche.

Hingegen Militärmärsche. Die sind wohl alle gleich. Marschrhythmus, Schnetterendeng, Vernebelung durch Gleichschritt, Blasinstrumente; wir jubeln und sind festlich gestimmt, aber immerhin auch feierlich. In unsres Herzens Grunde wohnt der Tod. Berauscht von Blechmusik zum großen Sterben. Uns ist nicht zu helfen...

Aber da hat es jetzt in Prag eine Parade der Kleinen Entente gegeben, den Neunten Allslawischen Sokolkongreß, mit festlichem Einzug jugoslawischer und rumänischer (ich dachte, ihr betrachtet euch als Römer?) Militärabteilungen. Die tschechoslowakische Generalität und der südslawische Generalstabschef nahmen die Festparade ab. Die Jugoslawen spielten dabei als feine Huldigung den Marsch des prager Hausregiments, jenes berühmten, im österreichischen Sinn berüchtigten K. und K. Infanterieregiments Nr. 28; die Rumänen aber — ja, was spielten die Rumänen, grenadiers, steady and strong, coming along...?

Eben dies spielten sie. Nämlich den Marsch aus der „Liebesparade", Maurice Chevaliers weltbekanntem Tonfilm, und eine der reizendsten Sachen, die das vielgeschundene Genre der Tonfilmoperette bislang hervorgebracht hat. Neben „Eyes of Suzette" ist der Grenadiermarsch sein beliebtester Schlager geworden. Die Rumänen haben ihn ernst genommen oder aber...

Jetzt sollen sie, bitte, nicht kommen und behaupten, der Komponist habe sich an alte soldatische Motive gehalten; bitte nicht. Schließlich war ja auch „Giovinezza" mal ein schweizer Hirtenliedchen. Darauf kommt es nicht an. Wir wollen im Gegenteil den Rumänen unterstellen, sie hätten nicht den Marsch aus der „Liebesparade" ernst sondern die prager Parade als Operette genommen. (Wir wissen, dem ist nicht so. Aber es wäre doch sehr schön.)

Das Militär, aus rauher Wirklichkeit auch bei sogenannten feierlichen Anlässen verwandelt in kindliches Spiel — die Parade, aus drohender Geste endgültig zurückversetzt in die heitere Welt der Tonfilmoperette — kurzum, alles da, wo es hingehören sollte — wie ruhig könnten wir schlafen, wenn dergleichen nicht nur auf allslawischen Kongressen geschähe.

Hans Glenk

Von oben

Mittwoch abends landeten die beiden amerikanischen Weltflieger Griffin und Mattern in Berlin. Sie blieben, da sie raschestens weiter wollten, nur ganz kurze Zeit hier, während dieser, nachdem sie sich gesäubert und Kaffee getrunken hatten, vor allem mit Öl und Benzin beschäftigt. Dennoch fand Mr. Mattern Gelegenheit — ein Zeitungsmann verschaffte sie ihm —, etwas von seinen Eindrücken über Berlin zu erzählen. Das „über" ist hier auch und vorwiegend lokal zu verstehen.

Mr. Mattern also äußerte sich kurz, aber durchaus günstig. Er gab an, Berlin hätte ihm von oben sehr gut gefallen.

Da kann man, bei aller Genugtuung über solches Lob, nur sagen: Kunst! Das glauben wir gern, daß die Stadt von oben Einem gefallen kann. Es ist sozusagen die Ideal-Einstellung für den Betrachter. Von seinem höheren Standpunkt, beziehungsweise Flugpunkt aus, sieht er sofort, daß alles in weiter und umfassender Totalität vorhanden ist, was zu einer schönen großen Stadt gehört, und daß diese liegt: sowohl hingebreitet wie auch eingebettet. Häuser ohne Zahl stehen nebeneinander und einander gegenüber, wodurch sie Straßen bilden, welche kreuz und quer ziehen und sich oft zu Plätzen ausweiten. Tausende von Dächern ergeben langgestreckte hügelige Formationen, in denen Rundes und Kantiges reizvoll wechselt, Türme weisen spitzfingrig zum Himmel, aus den Schornsteinen weht Rauch, der sich kräuselt, viel Metallisches blitzt in der Sonne, und ein Fluß ist auch da, nach altem Brauch wie ein Band

durch die Stadt geflochten, welches Band der Fern-Beschauer mit einigem guten Willen als silbern perzipieren kann. Viele Wägelchen rollen durch die Einschnitte zwischen den Häuserlinien, manchmal krachen sie zusammen, aber von oben sieht man das kaum, Figürchen wimmeln in Menge, daß viele von ihnen nur wimmeln, weil sie nichts andres zu tun haben, stört den ästhetischen Eindruck des Gewimmels nicht, und daß die Figürchen gelegentlich aufeinander schießen, ist aus so verklärender Distanz nicht zu merken. Übrigens gehört das nicht eigentlich zum Stadtbild. Dieses stellt sich von oben durchaus angenehm dar. Strafanstalten stehen, aus ein paar hundert Meter Höhe betrachtet, so herzig da wie sonstwelche Menschen-Nester, Friedhöfe bilden pittoreske grün-weiße Kleckse, und der Rauch aus dem Krematorium flicht nicht minder als der aus herrschaftlicher Küche feine Fäden ins Gewebe, das als Dunstschleier der Stadt Berlin wie jeder großen Stadt so kokett zu Gesichte steht.

Kurz, Berlin hat Mr. Mattern beim Hinunterblicken gefallen, und demgemäß war sein Urteil über die Stadt, wenn auch von oben herab, sehr freundlich. Zu bewundern ist jedenfalls die Geistesgegenwart, mit der der ermüdete Mann, der eben in neunundzwanzig Stunden von New York nach Berlin geflogen war (wobei er so viele Orte und Gegenden von oben zu sehen Gelegenheit hatte!), doch, obschon nur den Rekord im Herzen und im Sinn, daß er also doch imstande war, Eindrücke von Berlin zu empfangen und diese Eindrücke in einem lapidaren Satz zu formulieren. Ein wenig kränkend bleibt, daß er dem Interviewer kein Wörtchen der Anerkennung über die schicke Berlinerin gesagt und auch Max Reinhardt gar nicht erwähnt hat. Aber bei solcher Hetzjagd um die Welt herum sind derlei kleine Unterlassungen verzeihlich.

Alfred Polgar

Fußangeln

Willy Haas, ein Schriftsteller aus dem linken Lager, schreibt für den ‚Film-Kurier' einen Aufsatz über das Filmkontingent. Und darin: „Diese Regelung ist völlig unhaltbar und für alle reichsdeutschen Schriftsteller — auch ich bin einer, und übrigens, was hier zur besseren publizistischen Wirkung hinzugefügt werden mag, Frontkämpfer mit zweiunddreißig Felddienstmonaten — tief verletzend." Und dann: „Sie sind Kameraden — und Kameraden nimmt man nicht das Brot weg. So hat mans wenigstens im Schützengraben gelernt."

Der publizistischen Wirkung mag solche feldmarschmäßige Sprache ja dienen, fragt sich nur, in welchem Sinne sie wirkt. Auf einen Nazi beispielsweise wird man am heftigsten wirken, wenn man im Ton des ‚Angriffs' zu ihm spricht. Gefährliche Dinge! Wir sind Zivilisten, und unsre Ethik hat aus dem Zivil zu stammen. Um keinen Preis dürfen wir den

Seldte- und Straßer-Zauber mitmachen, als gebe es die sozialistischen und allgemeinmenschlichen Tugenden der Solidarität, der Pflichterfüllung und der Tapferkeit nur bei den Uniformierten. Der Schützengraben ist ein sehr geeignetes Beispiel für Solidarität und ist trotzdem heute ein sehr ungeeignetes. Weil dies Beispiel schädliche Politik macht.

Dieser Tage wurde die „Anabasis", das — in Einzelnem ausgezeichnete — Hörspiel von der Solidarität der zehntausend griechischen Soldaten erneut gesendet. Verfaßt von zwei linken Leuten, Glaeser und Weyrauch, im berliner Rundfunk sehr sinnvollerweise von einem Nationalsozialisten inszeniert. Denn was hier geschieht, ist, in der Wirkung zumindest, nicht: Propaganda für sozialistische Solidarität an Hand eines zufällig militärischen Beispiels. Sondern: Propaganda fürs Militär. Das Heer als Monopolinhaber aller Männertugenden.

Erschreckende Proben für die sprichwörtliche Instinktlosigkeit der linken Leute. Wenn mans nicht anders nennen will. Achtung, Freunde, hier liegen Fußangeln.

Tim Bowie

Der Wurzelschlager

Tausende und Abertausende, darunter viele unsrer Landsleute aus Niedersachsen, umsäumten die Straßen, — Rathaus und Bürgerhäuser prangten im Fahnenschmuck, und mancher Blumengruß von lieber und schöner Hand bezeugte uns, daß wir Schützen, ob jung, ob alt, auch in den Herzen unsrer Mitbürgerinnen Wurzel geschlagen haben.

‚Hannoverscher Kurier', 5. 7. 32
Aus einer Rede des Schützendeputierten Haberkorn

Ein Heldenschicksal

Wissen Sie vielleicht, wo der eiserne Hindenburg geblieben ist?

Ach, aus dem haben sie schon längst eine Meißner Porzellanfigur gemacht.

Pietät

Einem amerikanischen Journalisten wurde ein Interview von sieben Minuten (exakt einzuhalten) mit Herrn Fritz von K. . ., Führer eines bayrischen Sturmtrupps, gewährt.

Ein kriegerisches Vorzimmer, dekoriert mit trophäenartigen Waffenaufbauten und Standarten, mit einer ständigen Wache. Ein schmuckloser Arbeitstisch, ohne überflüssige Ornamente, wie es sich für Soldaten gebührt, die unter einem Zelt zu schlafen gewöhnt sind . . . An der Wand eine Photographie Hitlers mit eigenhändiger Widmung; auf dem Tisch, geschützt durch eine Glasglocke, ein Stein und eine vertrocknete Rose.

Während sechs Minuten bewegt sich die Unterhaltung auf dem Gebiete der hohen Politik. Immer wieder wird der Blick des Amerikaners von den sonderbaren Reliquien angezogen, die so demonstrativ auf dem Tische liegen.

„Darf ich Sie fragen, was dieser Stein bedeutet?"

Der Sturmführer zeigt auf eine Narbe an der Stirn:

„Den Stein hat ein Kommunist bei einer Demonstration in München nach mir geworfen."

In diesem Moment sind sieben Minuten abgelaufen, und mit der Genauigkeit eines Weckers erscheint ein Nazi, um den Gast hinauszubegleiten.

„Noch eine letzte Frage," beeilt sich der Journalist, „und die Blume?"

„Die Blume . . . die pflückte ich einige Zeit später auf seinem Grabe," antwortete sanftmütig der Wegbereiter des Dritten Reichs.

Liebe Weltbühne!

Was treiben die Nationalsozialisten gegenüber der Regierung der Barone?

Tolerierungspolitik.

Und wie müßte man deshalb logischerweise von jetzt an das Braune Haus nennen?

Maison de tolérance.

Antworten

Wißbegieriger. Carl von Ossietzky darf in seiner Haft keine Artikel schreiben. Bei der Sichtung des in seinem Schreibtisch liegenden Materials haben wir jedoch noch einige nicht für den Tag geschriebene Beiträge gefunden, die wir bald bringen werden.

Reichstagsabgeordneter a. D. Rupp. Nach einer Meldung der ‚Welt am Montag' haben Sie auf einer heidelberger Studentenversammlung gegen Professor Gumbel gesagt: „Sorgen Sie dafür, daß am 31. Juli der Grundstein gelegt wird für den deutschen Staat, in dem Gumbel und Konsorten unmöglich sind. Geschieht das, dann kann Gumbel am 1. oder 2. August beerdigt werden." Will Ihre Partei „legal" zwischen dem 31. Juli und dem 2. August die Todesstrafe für Pazifisten wie Gumbel einführen? Denn daß Ihre Partei nur „legal" vorgehen wolle, hat Hitler ja beschworen. Und Hitler ist ein Ehrenmann.

Bernhard Stapel. Rudolf Arnheim schreibt Ihnen: „Ich fürchte, daß die Einführung der ‚künstlichen Defloration', für die Sie sich in Nummer 27 einsetzen, die Traumen der prima nox nicht vermindern und weder die Frauengemüter noch die Nervenärzte entlasten wird. Denn es ist doch zumeist nicht der — wohl unbeträchtliche — körperliche Schmerz und das Blutvergießen, was Schocks hervorruft, sondern der entsetzliche Schreck, den ein unvorbereitetes Mädchen erfährt, wenn der eben in Kleidern noch so gesittete Mann plötzlich als ein nacktes Raubtier auf sie losstürzt. Sollte es sich bei der Defloration vielleicht mehr um eine Männerfrage als um eine Frauenfrage handeln? Vielleicht wäre es wichtiger, die Männer zu erziehen als Quartanerinnen in der Sprechstunde keimfrei zu perforieren. Ist der Deflorationsakt an sich wirklich schädlich? Ich erinnere daran, daß vernünftige Ärzte gebärende Frauen nicht gern betäuben und daß vernünftige Frauen sich ungern grade in derjenigen Stunde das Bewußtsein rauben lassen, die zu den wenigen großen Erlebnissen des weiblichen Lebens zählen dürfte. Sollte es bei der Defloration nicht ähnlich sein? Das bloße Streben nach Unlustverhütung entspringt einer etwas kümmerlichen Weltanschauung. Soll man das große Premierenerlebnis des Frau-Werdens wirklich um diesen von der Natur vorgesehenen Initiationsritus vermindern — (die Primitiven feiern auch den Eintritt in die Mannbarkeit mit blutigen Verletzungen) —, soll man die starke und schöne Bindung, die sich unter liebevollen Menschen daraus ergibt, operativ verhindern, nur weil viele Männer mangels Sexualkultur aus der Hochzeitsstube eine Schreckenskammer machen? Nein, durch dies Verfahren werden nur äußere, nicht innere Verletzungen vermieden. Durch dies Verfahren wird das Geschlechtsleben verärmlicht, aus der Natur in ein weißgekacheltes Fortpflanzungslaboratorium versetzt und — wenn schon auch im positiven — so doch auch im negativen Sinne sterilisiert. Man vervollkommne lieber die Männer!"

Ausschuß der Karlsruher Studentenschaft. Wir haben davon Notiz genommen, daß Ihr in Zukunft die ‚Weltbühne' nicht mehr in Eurem Lesezimmer auflegen werdet. Offenbar habt Ihr Angst davor, daß der eine oder andre Eurer Kommilitonen unsern Argumenten zugänglich werden und am Dritten Reich zu zweifeln beginnen könnte.

Reichsverweser Horthy, Budapest. Bei Ihnen ist Anna Knurr, Sekretärin des Landeskomitees der Sozialdemokratischen Partei Ungarns, verhaftet worden, weil sie bei einer Versammlung ausgerufen hat: „Nie wieder Krieg!" Daß die Machthaber Ungarns den Krieg wollen, ist allgemein bekannt. Halten Sie es aber für klug, das so offen zum Ausdruck zu bringen? Ungarn braucht doch manchmal sehr dringend Anleihen von den Westmächten.

Hauptmann a. D. Seydel. Sie schreiben im ‚Völkischen Beobachter' vom 25. Juni: „Für uns Nationalsozialisten ist der Luftschutzgedanke untrennbar verbunden mit dem Wehrgedanken." Ihre Offenherzigkeit wird den Regierungsstellen peinlich sein, die dem Publikum einzureden versuchen, bei der Propaganda für den Luftschutz handle es sich nur um Defensive.

Die Volksbühne. In eurem Heft 3 antwortet ihr auf die Vorwürfe, die A. M. Frey, Oskar Maria Graf, Oedön Horvath und Arthur Ernst Rutra in ihrer auch bei uns (Heft 13) veröffentlichten Resolution gegen die münchner Volksbühne erhoben haben. Das ist euer gutes Recht, nur hättet ihr es euch nicht so leicht machen sollen; es genügt nicht, Behauptung gegen Behauptung zu stellen, man muß sie auch beweisen, was ihr nicht tut. Wir wollen es uns darum versagen, noch einmal den ganzen Fragenkomplex aufzurollen. Erschreckend ist aber die Art, wie ihr auf die Resolution reagiert. Daß sozialdemokratische Bildungsbureaukraten jeden nicht zu ihrer Partei gehörigen Schriftsteller als „Literaten" abtun, sind wir gewöhnt; aber findet ihr nicht auch, daß der Ausdruck, die münchner Volksbühne ginge die vier Herren einen „Dreck" an, ein bißchen zu starker Tobak ist? Wobei das Argument, sie hätten ja vorher kaum etwas mit der Volksbühne zu tun gehabt, schlecht verfängt. Daß ihr die offenkundig ironisch gemeinte Bemerkung, für München genüge eigentlich der „Bühnenvolksbund" (nämlich weil er „beinahe auch das Programm" für die Volksbühne „entwirft"), so auslegt, als machten die „Resolutionäre" Kotau vor dem Bühnenvolksbund, spricht entweder für mangelnde Intelligenz oder für polemische Unsauberkeit. Es fällt uns schwer, die Wahl zu treffen, zumal ihr gleich hinterher Horvath und Rutra persönliche Motive für ihr Vorgehen gegen die münchner Volksbühne unterschiebt; und zwar sei der eine einmal mit dem Wunsch, gefördert zu werden, abgewiesen, dem andern ein Stück abgelehnt worden. Nicht sehr hübsch, was ihr euch da leistet. Wenn ihr damals Rutras Stück abgelehnt habt, weil es „mehr gut gemeint als gut geschrieben" war, dann dürfen wir wohl annehmen, daß ihr nur deshalb den „Friedrich Friesen" des ehemaligen Theaterkritikers vom ‚Völkischen Beobachter' in euer Programm aufgenommen habt, weil es ein mehr gut geschriebenes als gut gemeintes Stück ist. Die ‚Weltbühne' fehle niemals, „wenn Unrat aufgewirbelt wird"? Was versteht ihr denn unter Unrat? Diesen Friesen, für den ihr seid, oder das Bemühen der vier Herren um ein anständiges Theaterprogramm?

Nationalsozialistische Symphoniker. Ihr sucht durch Inserat im ‚Völkischen Beobachter' Stellung, da ihr „von jüdischen Häusern boykottiert" würdet. Was würde Hitler sagen, wenn eine jüdische Kapelle dem Braunen Hause ihre Dienste anböte? Aber soviel Charakterlosigkeit traut ihr wohl euren jüdischen Kollegen nicht zu.

E. Jolowicz. Wir berichtigen gern, daß nicht in Ihrem Buch über den Rundfunk sondern in dem von Richard Kolb ein „scharfer Trennungsstrich zwischen dem Unterhaltungshörspiel und dem Hörspiel als Kunstform" gefordert wird. Die Forderung wird dadurch nicht weniger unvernünftig.

Weltjugendliga. Durch ein Versehen wurde im vorigen Heft die Adresse Ihres Zentralsekretariats falsch angegeben, sie muß lauten: Berlin-Lichtenberg, Möllendorfstraße 84/85.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Brünings Zukunftspolitik von Hellmut v. Gerlach

Klugheit ist wahrhaftig nicht immer identisch mit Güte. Für meine Person habe ich es trotzdem lieber mit einem intelligenten Gegner als einem begriffsstutzigen Gesinnungsgenossen zu tun.

Das Zentrum ist immer die am klügsten geleitete Partei gewesen.

Seit Bismarck den größten negativen Erfolg seines Lebens erzielte, indem er durch den Kulturkampf zwar nicht die katholische Kirche schwächte, dafür aber das katholische Drittel des deutschen Volkes zu einer einheitlichen Partei zusammenschweißte, seit den denkwürdigen Tagen der Maigesetze steht das Zentrum da als der ausschlaggebende Faktor der deutschen Politik. Ob es mit der Rechten oder Linken zusammenging, ob es in der Regierung oder in der Opposition war, immer blieb es bestimmend. Und, was noch wichtiger war, es blieb einig. Splitter lösten sich. Der Stamm stand. Katholische Magnaten und katholische Landarbeiter, katholische Industrieherren und katholische Industrieproletarier, katholische Intellektuelle und katholische Handwerker — wer ein guter Katholik war, stand 1875 zum Zentrum und steht heute noch zu ihm. Keine Partei geht mit so ruhiger Sicherheit dem Wahltag entgegen wie das Zentrum.

Das ist eine politische Leistung allerersten Ranges.

Dabei hat das Zentrum nie ein Parteiprogramm gehabt. Wie hätte das auch aussehen sollen, wenn es allen wirtschaftlichen Interessengegensätzen innerhalb des Mikrokosmos eines ganzen Volkes hätte gerecht werden sollen? Seine Klugheit bestand grade in dem Verzicht auf ein Programm. Das Programm wurde durch die Führung ersetzt. Nie redete man, wie das in andern Bewegungen so üblich ist, vom Führergedanken als dem großen Geheimnis des politischen Erfolges, nie vergottete man einen Duce. Aber man hatte Führung, man hatte Führer.

Von Windthorst bis Brüning, gewiß, es hat Nuancen gegeben, es gibt Nuancen. Es gab Zentrumsführer, die Konservative gewesen wären, wenn sie nicht zufällig im katholischen Glauben gestanden hätten. Es gab andere, die nur ihre katholische Erziehung vom Anschluß an die bürgerliche Demokratie abhielt. Ein paar Wochen vor seiner Ermordung sagte mir Erzberger mit blitzenden Augen: „Ich brauche jetzt etwas Ruhe. Dann aber, im September, beginne ich einen Feldzug durch die katholischen Teile Deutschlands hindurch, um das katholische Volk aufzurufen zu einem planmäßigen Zusammengehen mit der Sozialdemokratie gegen die Reaktion."

Heute haben wir statt Erzberger Brüning. Wirth, der zeitweise ganz in den Gedankengängen Erzbergers wirkte, ist so ziemlich kaltgestellt. Auch die christlichen Gewerkschaften stehen zu Brüning. Was an latenter Opposition gegen ihn

etwa noch vorhanden war, ist ausgelöscht worden durch die Art und Weise, wie er sozusagen ohne Kündigungsfrist vor die Tür gesetzt worden ist. Das wird als schwere Unbill gegenüber dem katholischen Volksteil empfunden, gegen die das politisch organisierte katholische Volk sich einmütig zur Wehr setzen müsse. Er ist Märtyrer. Den Märtyrer verehrt man.

Noch immer gehen die Meinungen darüber auseinander, was Herr v. Schleicher mit der Berufung des Katholiken Papen eigentlich bezweckt habe. Die einen meinen, er habe damit das Zentrum für seine feudale Regierung gewinnen, die anderen, er habe es spalten wollen. Nur Herr v. Schleicher selbst könnte die authentische Interpretation liefern. Er wird kaum dazu Neigung haben.

Jedenfalls, was immer er gewollt hat, er hat das Gegenteil seiner Absicht erreicht — was er übrigens hätte voraussehen müssen, wenn er nicht General, sondern Staatsmann wäre.

Daß er das Zentrum nicht gewinnen konnte, wenn er ohne Zustimmung der Zentrumsführung einem katholischen Außenseiter das höchste Amt antrug, hätte ihm jeder politische Elementarschüler sagen können.

Und Spaltung? Da hätte er sich erst einmal die Geschichte der Zentrumspartei ansehen sollen.

Gewiß, es liefen in Berlin seit einiger Zeit Gerüchte um, im Vatikan billige eine mächtige Richtung nicht das Zusammenregieren Brünings mit der Sozialdemokratie. Man wünsche einen Ruck nach rechts, eine Annäherung an die konservativen Protestanten von der Farbe Hugenbergs, einen modus vivendi mit den immer stärker werdenden Nationalsozialisten. Besonders der frühere berliner Nuntius Pacelli wurde in dem Zusammenhang genannt. Die konservative Richtung im Vatikan werde, so flüsterte man, mit Genugtuung die Ablösung Brünings durch einen katholischen Vertrauensmann der Rechten begrüßen und dann auch den deutschen Episkopat von seiner Einheitsfront gegen den Nationalsozialismus abbringen.

Sollten solche Spekulationen auf den Vatikan bei Herrn v. Schleicher eine Rolle gespielt haben, so wären sie nicht besser fundiert gewesen als die Spekulationen der Herren Flick und Lahusen.

Männer, die in den letzten Monaten in Rom mit dem Vatikan zu tun hatten, teilen mir mit, daß grade dort die Verurteilung des Vorgehens gegen Brüning völlig einmütig gewesen sei. Auch Pacelli, wie auch sonst seine politische Stellung sei, teile die allgemeine Stellungnahme gegen die Absägung Brünings. Niemand an der Zentralstelle der katholischen Kirche ergreife bei der heutigen Lage für Papen gegen Brüning Partei. Und es sei wilde Phantasie, sich einzubilden, daß etwa von Rom aus eine Einwirkung auf den deutschen Klerus im Sinne einer Revision seiner Ablehnung gegen die Hitlerbewegung versucht werden würde.

So weit, so gut. Aber wie wird Brüning selbst nach dem 31. Juli stehen?

Brüning ist ein durchaus loyaler Mensch. Das ist das, was man als sein schärfster Gegner anerkennen muß. Er hat zwei

Jahre hindurch nur deshalb regieren können, weil er von der Sozialdemokratie toleriert wurde. In diesen zwei Jahren hat er die größte Hochachtung vor dem Staatsbewußtsein nicht bloß der sozialdemokratischen Führer, sondern auch der sozialdemokratischen Massen bekommen. Er hat gesehen, zu welcher fast bis zur Selbstaufopferung gehenden Selbstverleugnung diese Massen im Interesse des Staatsgedankens zu bringen waren, während er auf der Rechten nur wüste Demagogie und staatsgefährdenden Parteiegoismus erblickte. Auf Grund dieser Erfahrungen hat er immer erklärt, daß er persönlich nie an einem Kabinett mit Nationalsozialisten teilnehmen werde.

An sich aber wünscht er ein solches Kabinett.

Wäre er nicht Katholik, so wäre er bestimmt deutschnational. Seine politische Seele ist konservativ und militaristisch. Als ich mich einmal über eine besonders reaktionäre Äußerung von ihm wunderte, sagte mir lächelnd einer seiner Parteigenossen: „Aber wissen Sie denn nicht, daß er immer einen unsichtbaren Offiziersdegen an der Seite trägt?"

Brüning führt den Wahlkampf als der Führer der katholischen Opposition gegen das Kabinett Papen-Schleicher. Aber er macht auch in dieser Situation aus seinem Herzen keine Mördergrube.

In seiner großen Programmrede in Köln hat er offen ausgesprochen, daß er nach den Wahlen vom 24. April für Preußen ein Kabinett mit der Rechten angestrebt und die Meinung vertreten habe, daß auch im Reich ein paar Monate später eine Umbildung nach rechts hin erfolgen solle. Nach wie vor sei sein Ideal, „mit einer Gruppe von evangelischen Menschen zusammenzuarbeiten, die auf konservativem Boden stehen." Für die Zeit nach der Wahl behielt er dem Zentrum freie Hand vor und erklärte, daß es für das Zentrum keine Politik der Verbitterung geben dürfe.

In ganz klares Deutsch übersetzt kann dies nur heißen, daß Brüning nach dem 31. Juli versuchen wird, eine Koalition seiner Partei mit der dann weitaus stärksten Partei der Rechten, den Nationalsozialisten, zustande zu bringen. Nicht zugunsten seiner Person. Eben hatte er in Glatz wieder betont, daß er einem Kabinett mit Hitleranhängern nicht angehören würde. Aber er hat sich doch für den Versuch einer „Umbildung nach der nationalen Seite hin" ausgesprochen.

Wir werden uns also für den August auf sehr intensive Bemühungen Brünings gefaßt machen müssen, ein schwarzbraunes Koalitionskabinett zu kreieren. Offenbar erhofft er sich davon eine erzieherische Einwirkung auf die Nazis, wie das seiner theologischen Denkweise entspricht. Ihn fasziniert das Schlagwort „national". Sein höchster Wunsch wäre, die von demagogischen Schlacken gereinigten Braunhemden einzugliedern in ein Regime konservativ-militärfroher Staatsbejahung.

Brüning ist sehr ehrlich, aber sehr weltfremd und vor allem ein sehr schlechter Psychologe. Sein Versuch ist einer am untauglichen Objekt. Heißt es nicht schon in der Bibel: „Willst du Feigen von den Disteln ernten?" Brüning verkennt,

daß die Demagogie nicht bloß ein Annex des Hitlerismus ist, das man wie ein gebräuntes Hemd bei Gelegenheit ablegen kann, sondern sein wahres Wesen, dem allein er seine Erfolge verdankt.

Brüning hat viel studiert. Aber die Geschichte des Gerbers Kleon hat er offenbar nicht studiert.

Rückblick auf Lausanne

von Hanns-Erich Kaminski

Die Reichsregierung ging nach Lausanne mit der feierlichen Erklärung, Deutschland könne und werde unter keinen Umständen mehr Reparationen zahlen. Als das geeignete Mittel zur Durchsetzung dieser Politik erschien ihr die Isolierung Frankreichs. Die Reichsregierung glaubte sich ihres Erfolges dabei um so sicherer, als sie auf die unbedingte Unterstützung Englands, Italiens und Amerikas vertraute.

Das doppelte Ziel, nichts mehr zu zahlen und obendrein den Erbfeind einzukreisen, ist nicht erreicht worden. Eher das Gegenteil.

> Die deutsche Delegation... beharrt in ihrer Intransigenz und wartet im übrigen ab. Manche Leute halten das für eine sehr kluge Taktik. In Wirklichkeit erzwingt Deutschland dadurch etwas, worüber sich unsre Nationalen jahrelang beklagt haben: nämlich, daß die andern sich zunächst untereinander verständigen und dann Deutschland geschlossen gegenübertreten, so daß ihm schließlich nur übrig bleibt, nein zu sagen und als Störenfried zu gelten oder sich mit einem neuen „Diktat" abzufinden.

So schrieb ich in Nummer 26 der ‚Weltbühne', kurz nach Beginn der Konferenz. Und genau so ist es gekommen.

Die Engländer gaben ihren Wunsch, die Reparationen endgültig zu streichen, sehr bald auf. Die Italiener, die sich seit einiger Zeit darin gefallen, die Schrittmacher des Weltfriedens zu spielen, erklärten sich zwar noch im letzten Augenblick für den „coup d'éponge", fanden sich aber im übrigen so gut mit der Endlösung ab, daß ihr Delegierter Scialoja schließlich die Kompromißformel redigierte. Und die Amerikaner traten nach außen überhaupt nicht hervor; nach sehr ernsthaften französischen Behauptungen sprachen sie sich jedoch hinter den Kulissen gegen die völlige Streichung aus.

Eines Tages waren die Gläubigerstaaten, die sich in Lausanne höflich „die einladenden Mächte" nannten, dann einig. Deutschland sollte ein Moratorium von drei Jahren erhalten und eine Schlußzahlung von vier Milliarden leisten. Jetzt erst merkte die deutsche Delegation, daß nicht Frankreich isoliert war sondern Deutschland. Die immer herzlicher werdende Zusammenarbeit zwischen Herriot und MacDonald war mittlerweile sogar so sichtbar geworden, daß die Franzosen darin eine Entschädigung für die von ihnen gebrachten Opfer erblicken durften.

Wieder einmal fand sich so Deutschland einer Einheitsfront gegenüber. Die deutsche Delegation hatte es versäumt, rechtzeitig selber Vorschläge zu machen. Jetzt wußte sie sich

nicht anders zu helfen als durch den Versuch, von dem Kompromiß möglichst viel abzuhandeln. Wie sie das tat, war ganz dazu angetan, sie um jede Sympathie zu bringen.

Zunächst erklärte sie, Deutschland könne zwar etwas zahlen, aber es müsse dafür Gleichheit in der Rüstungsfrage erhalten. Dann bot sie statt der geforderten Globalzahlung Annuitäten an und kehrte so, entgegen dem Urteil der eignen Sachverständigen, selbst zum System des Youngplans zurück. Dann erhöhte sie ihre erste Offerte, die zwei Milliarden betragen hatte, um sechshundert Millionen und verlangte dafür nun außer der Rüstungsgleichheit auch noch die Streichung der Kriegsschuldklausel. Am Ende blieb es bei dem Plan der Gläubiger, nur die Endsumme wurde auf drei Milliarden Mark festgesetzt. Die Sonderkorrespondenten der deutschen Zeitungen, die all diesen Peripetien des deutschen Widerstandes getreulich Beifall zollen mußten, waren nicht zu beneiden.

Die Reichsregierung hat lediglich erreicht, daß die Gläubigerstaaten auf die Verbindung der deutschen Restzahlung mit den Forderungen Amerikas verzichteten. Doch auch das ist nur ein Scheinerfolg. Denn die einladenden Mächte haben sich durch ein Gentleman-Agreement verpflichtet, den Vertrag von Lausanne erst zu ratifizieren, nachdem die Vereinigten Staaten ihre Forderungen entsprechend reduziert haben.

Wenn man will, kann man also von einem neuen „Diktat von Lausanne" sprechen. Zum Glück ist es ein Diktat nur durch die Art, wie es, dank dem Ungeschick der deutschen Delegation, zustande kam. In der Sache selbst ist es ein Kompromiß, und zwar ein anständiges Kompromiß. Drei Milliarden, verteilt auf fünfzehn Jahre und zahlbar erst nach einem dreijährigen Moratorium, das bedeutet eine Reduktion der Reparationen, mit der jeder vernünftige Mensch in Deutschland zufrieden sein kann. Verhandlungen zwischen Staaten können eben immer nur mit Opfern und Verzichten für alle Beteiligten enden. Das hat schließlich sogar Herr von Papen einsehen müssen. Dabei kann sich der Betrag von drei Milliarden noch weiter verringern: einmal, wenn es der BIZ nicht gelingt, die Bonds ganz unterzubringen; zum andern, wenn MacDonald auf der bevorstehenden Weltwirtschaftskonferenz durchsetzt, daß die Zinsen aller Staatsanleihen gesenkt werden.

Wenn die Parteien, die hinter der Regierung Papen-Schleicher stehen, trotz alledem gegen das Ergebnis von Lausanne Sturm laufen und womöglich im Reichstag dagegen stimmen werden, so ist das nicht unsre Sache. Die Regierung muß schon zusehen, wie sie mit ihren Freunden und Vorgesetzten fertig wird. Keinesfalls kann es die Aufgabe der Linken sein, ihr aus der Patsche zu helfen. Die „nationale Opposition" hat jahrelang die deutsche Außenpolitik bekämpft. In Lausanne hatte sie zum ersten Mal Gelegenheit, ihre eigne Außenpolitik zu machen. Sie mag sie nun auch selbst verteidigen. Wenn sie dabei findet, daß sich ihre neue Politik von der alten der republikanischen Regierungen in nichts unterscheide, so sind wir diesmal ausnahmsweise der gleichen Meinung. Aber um so schlimmer für sie.

Antifascistische Agitation auf dem Holzweg

von Wilhelm Stefan

Was tut die antifascistische Publizistik bei uns in Wien? Sie enthüllt.

Drei typische Beispiele:

Ein liberales Blatt veranstaltet eine Extra-Ausgabe, deren sensationeller Inhalt die Enthüllung ist, Hitler heiße eigentlich Schükelgruber.

Eine sozialistische Tageszeitung enthüllt, daß der wiener Nazi-Gausaf ein halbpornographischer (und ganz talentloser) Schriftsteller ist.

Eine kommunistische Zeitung enthüllt, daß die Nationalsozialisten den Unternehmern Streikbrechergarden bereitstellen.

Analysieren wir diese drei Beispiele auf ihre Wirkungsmöglichkeiten.

Daß Hitler eigentlich Schükelgruber heiße, ist kein Beweis gegen ihn. Hätte er mit seinen Absichten historisch Recht, so auch dann, wenn er wirklich Schükelgruber hieße. Hieße der Osaf tatsächlich Schükelgruber, so würde das an dem verwirrten Weltbild irgendeines arbeitslosen Franz Huber auch nicht den allerkleinsten Schnörkel gradebiegen. Auf wen konnte die fragwürdige Namensensation überhaupt wirken? Ausschließlich auf einen bewußten Gegner des Nationalsozialismus, dem es stillen Spaß bereiten mag, daß der Führer einer Bewegung, die den assimilierten Juden die Rückannahme ihres einst für gutes Geld geänderten allzu blumigen Namens diktieren will, ihnen darin voranzugehen hätte. Dem Nationalsozialisten aber ermöglicht die Pseudosensation nur eine billige Genugtuung, das verjudete „System" wisse kein ernsteres Argument gegen das Dritte Reich.

Daß der wiener Naziführer ein unbegabter Pornograph ist, besagt freilich schon erheblich mehr über seine Bewegung. Wir überschätzen keineswegs die Möglichkeit, aus Stil und Stoffgebiet eines Schriftstellers auf seinen Persönlichkeitswert, seine Charakterqualitäten, auf den ganzen Menschen zu schließen; aber innerhalb gewisser Vorsichtsgrenzen ist das fraglos zulässig. Ganz bestimmt im Falle eines bezahlten Antisemiten, der „den Erstling seiner Kunst" „ehrfurchtsvoll" seinem damaligen Chef, dem jüdischen Bankmagnaten Sieghart gewidmet und — als er bereits zum Gausaf von Wien aufgeblasen war — im Feuilleton des parteiamtlichen Organs eine unappetitliche Geschichte von fingierten Schlangen und ausgesaugten Mädchenpopos veröffentlicht hat. Nur: Wieviele Menschen sind denn an Literatur auf einer so kritischen Ebene interessiert? Wieviele noch dazu unter den Nachläufern des Nationalsozialismus, denen ja — sonst wären sie es nicht — Nerven und Kritikvermögen durchgegangen sind? Zu befürchten ist vielmehr, daß die erotische und literarische Kultur seiner Durchschnittsanhänger dem Niveau dieses pornographischen Gausaf genau entspricht. Jene, die solches Niveau erschrek-

ken kann, werden nach seiner Enthüllung noch ein gutes Stück mehr gegen die fascistische Vergiftung immunisiert sein, — und das ist freilich auch ein Erfolg. Aber die enthüllende Absicht wandte sich ja nicht an die Gegner sondern an die Gefolgsleute des Nationalsozialismus. Und in diese Richtung abgeschossen, bleibt die Enthüllung notwendig ein Blindgänger.

Daß die Nazis Streikbrechergarden organisieren, ist in den Augen des sozialistischen Arbeiters ein Nachweis ärgster Lumperei. Aber eben nur in den Augen des Arbeiters! Man fälsche nicht die Wirklichkeit: dem durchschnittlichen Nazi-Mann sind diese Ehrbegriffe, auch wenn er sie seiner Klassenlage nach teilen müßte, verlorengegangen. Leute, denen zugemutet werden darf, daß ihr wiener Parteiorgan leidenschaftlich die rascheste Hinrichtung der unschuldigen Negerkinder in USA fordert, solche Leute finden es ganz in Ordnung, daß man Streikenden den zu lang entbehrten Arbeitsplatz wegnimmt. Sind sie zu allem andern auch noch belesen, so werden sie die Lumperei mit Zitaten aus Nietzsche oder gar Jünger verschärfen, mit Sprüchlein über den Kriegszustand in der Natur, über das Recht des Stärkeren und mit ähnlichen jüdischen Drehs. Welchen Sinn soll es haben, einer Bewegung, die Bestialität zum Programm erhoben hat, eben diese Bestialität vorzuwerfen in der Hoffnung, damit ihre Anhänger, die ja eben diese Haltung angelockt hat, zu gewinnen? Unausgesetzt das arbeiterfeindliche Wesen dieser Partei nachzuweisen, ist selbstverständliche Pflicht sozialistischer Publizistik; aber sie sei sich klar, zu welchem Zweck: nur um den sozialistischen Arbeiter gegen die fascistische Lüge widerstandsfähig zu machen; den Hakenkreuzler, für den Klassensolidarität eine Erfindung der Weisen von Zion ist, erschüttert der Vorwurf des Streikbruchs wahrscheinlich nicht erheblicher, als den Kannibalen der des Kannibalismus erschüttern könnte.

Unserm Pessimismus könnte entgegengehalten werden, daß die formulierten Programme des Nationalsozialismus eine sozialistische Haltung fingieren, daß also der Nachweis, es handle sich eben nur um eine Fiktion, Erfolgaussichten haben müßte. Dieses Argument ist nichts als Selbsttäuschung, genau wie der unaufrichtige Trost, die Expansion des Hitlerismus bedeute „letzten Endes" die Abwanderung der Mittelschichten zum Sozialismus, „wenn auch vorerst auf Umwegen". Auf dem „Umweg" zum „letzten Ende" wird die Barbarei, hat sie einmal die Macht an sich gerissen, den Sozialismus „vorerst" für eine Epoche totschlagen. Daß ihm dafür die nächste gehört, wird, fürchte ich, für den Toten eine magere Nahrung sein.

Damit Enthüllungen wirksam werden, muß zweierlei gegeben sein. Die Anhänger der Bewegung, der die Attacke gilt, müßten zu ihr aus bewußter Bejahung ihres Programms gestoßen sein. Denn nur dann könnten sie, hat man ihnen erst die aktive Verleugnung des Programms durch seine berufenen Hüter nachgewiesen, ernüchtert und einem andern Programm gewonnen werden. Und zweitens müßten die Werturteile, die doch allen Enthüllungen zugrunde liegen, von den Adressaten der Enthüllung geteilt werden.

Warum wurde der Franz Huber aber Nationalsozialist? Der Programme Feders wegen? Oder weil er den Sozialismus will? Nein. Sondern weil ihm in der furchtbarsten Wirtschaftskrise jede Hoffnung auf private Lebenssicherheit verlorenging (und nur solange man sich ein Bild von der privaten Zukunft machen kann, ist man ruhiger, logischer Überlegung fähig). Weil alle Parteien, Theorien, Männer, die seit 1918 offiziös wurden und ihre impotente Haltung mit bravster Vernunft begründen konnten, ihm den Sturz in diese Aussichtslosigkeit nicht ersparen (und darum hält der Franz Huber gar nichts mehr von der Vernunft). Weil, nicht nur in Deutschland, jene Partei, die seit Jahrzehnten den Sozialismus zum Programm erhoben hatte, sobald sie zur Regierung kam, den rabiatesten Kapitalismus stützte (und wer kann dem Franz Huber, der ja kein Privatgelehrter ist, die Berechtigung absprechen, für die daraus resultierende Pleite das kompromittierte Programm genau so gut verantwortlich zu machen, wie wir unsrerseits die kompromittierende Partei damit belasten?). Kurz, Franz Huber wurde enttäuscht, hoffnungslos und wild. Und wenn man dazu auch noch hungrig ist, pfeift man auf die Besonnenheit des logischen Arguments und hängt sein Herz an eine Bewegung, die Impulse, Aktivität, Elan zu Selbstzwecken gemacht hat: man wird Nationalsozialist.

Mit den Mitteln der Argumentation kann für oder gegen ein Programm geworben werden, das an die ratio appelliert. Also etwa für oder gegen den marxistischen Sozialismus. Denn sozialistische Überzeugung gründet sich viel mehr auf Einsicht in das Nützliche und Notwendige der gesellschaftlichen Entwicklung als auf Triebhaftes und auf Sentiments. (Die gegebene Triebsituation des heutigen Durchschnittsdeutschen dürfte sozialistischer Einsicht eher entgegenwirken.) Grade deshalb ist die Position eines rational Überzeugten um so gefährdeter. Weil unterhalb der logisch gewonnenen Überzeugung noch immer eine Menge von Einwänden dunkel opponiert, wird er — und das ist nur ganz in Ordnung — zur logischen Kontrolle seiner Ansicht bereit sein. Der sozialistische Arbeiter wird etwa, mit vollem Recht, verlangen, daß seines Führers Lebensweise in Einklang mit dem sozialistischen Programm steht. Würde ihm bewiesen, daß seine Partei oder deren Führer ihr Programm verleugnen, so könnte ihn das stutzig und in manchen Fällen auch abtrünnig machen. Wer dem Hakenkreuz nachläuft, hat dem Appell an seine unsozialen Triebe nachgegeben; daß Führer einer Bewegung, in die er eben deshalb geriet, das gleiche tun und profitabel realisieren können, bedeutet für ihn also keine Erschütterung. So erklärt sich die manchem braven Sozialdemokraten völlig rätselhafte Tatsache, daß nationalsozialistische Enthüllungen über SPD-Führer sehr fühlbaren, sozialdemokratische Revanchen an nationalsozialistischen Führern hingegen nicht den geringsten Erfolg haben; hier tun zwei das gleiche, aber die beiden sind anders.

Wird hier also gegen die Enthüllungsagitation plädiert? Ein sehr erheblicher Teil solcher Enthüllerei ist sinnlos, mehr noch, ist Unfug. Dazu gehören die Pikanterien à la Schükelgruber und Röhm; dazu gehört auch die Berichterstattungs-

geschäftigkeit mancher „linken" Boulevardblätter. Ich hoffe, niemand wird diesen Zeilen entnehmen können, daß ich für eine publizistische Totschweigetaktik gegenüber dem Fascismus eintrete; Verwahrung eingelegt wird hier nur gegen eine verhatschte Sensationsjournalistik, die — um paar Exemplare des dürftigen Blattes mehr anzubringen — dem Feind genau jene Reklame verschafft (und gratis dazu), mit der er sich aufbläht.

Ernsthafte Enthüllung der fascistischen Verlogenheit und Unvernunft ist hingegen sicher nötig; aber — und darum ging es mir — sie ist nicht antifascistische Agitation im aktiven Sinne. Sie dient ausschließlich der Immunisierung; auf gutem Niveau besorgt, würde sie jene, die noch nicht erkrankt sind, gegen das Hitlergift impfen; die ihm schon erlegen sind, erreicht solche Agitation überhaupt nicht mehr.

Wie also muß antifascistische Agitation beschaffen sein, soll sie den Nazimann erreichen? Positiv. Dem verwirrten, hoffnungs- und postenlosen Franz Huber muß ein gradliniger übersichtlicher Weg zu einer wirklichen Veränderung des Bestehenden gezeigt werden. Den muß man sich gar nicht erst ausknobeln, er ist gefunden: der Weg zur sozialistischen Änderung. Diesen Weg — er hat überdies den Vorzug, ein moralisch und verstandesgemäß zulängliches Ziel anzustreben — offensiv, unbekümmert um impotente Staatsmännerei, mit klugem Appell an den Aktivitätsdrang aufzuzeigen, das allein ist antifascistische Agitation. Alles andre ist, bestenfalls, Vorbeugung in der Defensive.

Und nicht nur ihrem Inhalt nach hat diese Agitation offensiv zu sein. Wir sind gewiß nicht für die Knüppelparole „Schlagt die Fascisten, wo ihr sie trefft!" Aber machen wir uns, so schmerzlich das den Kultivierten auch berühren mag, vom Vorurteil frei, daß Schläge nie ein Argument seien. Gegenüber Sozialerkrankungen von der Art des Hitlerismus, sind sie manchmal eine taugliche Medizin. Wo sie nicht im vorhinein aussichtslos ist, wird eine energische Probe aufs Exempel, ob die „Nordischen" auch wirklich die unbesiegbaren Kämpen sind, manchmal recht nützlich sein. Eine ernüchternde Tracht Prügel ist in bestimmten Fällen wirksamere Widerlegung der Legende von der Unwiderstehlichkeit, der faszinierenden Unwiderstehlichkeit des Hakenkreuzes als die sachlichste Analyse ihres Programms. Als unlängst Hitlerstudenten in die wiener Judengasse eindrangen, um die dort vegetierenden jüdischen Trödler anzustänkern, wurden sie von den degenerierten Untermenschen entsetzlich verhauen; das hat Hitler in Wien erheblich mehr geschadet als die Enthüllungen über die Pornographien des Gausafs.

Aber nicht vom materiellen Kampf gegen den Fascismus sollte hier die Rede sein; die Tracht Prügel ist gewiß seine allerprimitivste Form — auf höherer politischer Ebene, entwickelt bis zum Generalstreik, wird natürlich er das entscheidende sein. Nur soll eben nicht die Bedeutung der ideologischen Agitation unterschätzt werden; und da schien es mir wichtig, auf einige Mißverständnisse aufmerksam zu machen, die der antifascistischen Publizistik immer wieder unterlaufen.

Mißverständnisse? Gedankenlosigkeit? Ach nein! Die Haltung dieser Publizistik spiegelt nur die ganze sture Ohnmacht der antifascistischen Linken wieder. Ich weiß nicht, ob der Vogel Strauß eine Presse hat. Hat er aber eine, dann sieht sie ganz bestimmt genau so aus.

Gargantua in Hagen von Rudolf Olden

Die Stadt Hagen liegt nicht weit vom Land der Flamen. Und in Flandern ist es der Legende nach von alters her Gebrauch und Sitte, in wahrhaft pantagruelischer Art zu fressen und zu saufen. Empfindsame Ästheten wenden sich mit Schaudern von Szenen der Üppigkeit und Schlemmerei, wie sie de Coster im Tyl Ulenspiegel erzählt. Ach, das Wühlen in Fischen und Fleisch, in Bier und Kuttelfleck! In Hagen ist jetzt ein Prozeß zu Ende geführt worden gegen den Straßenbahndirektor Pforte, der zwar ein legitimes Einkommen bezog, vor dem die Gehälter hoher Staatsfunktionäre beschämt erblassen, der aber trotzdem hunderttausend oder zweihunderttausend mehr ausgegeben hat, als ihm zustand. Es wäre daran nichts Bemerkenswertes, fraudulose Beamte waren immer an der Tagesordnung, der Mensch ist nicht gut. Sondern auffallend ist nur die Art, wie das Geld oder doch ein beträchtlicher Teil des Geldes unter die Leute gebracht wurde. Mit wie viel naiver Freude sich Oberbürgermeister, Stadträte, Magistratsräte, Aufsichtsräte an der Verzehrung beteiligten:

Allein im Jahre 1924/25 seien von elf Sitzungen zehn mit anschließendem Essen gewesen, wofür dreitausend Mark ausgegeben wurden. Der Sachverständige fragte, ob es denn stimmen könne, daß ein einziger derartiger Schmaus dreihundert Mark gekostet habe...

Getrost, es kann stimmen.

Die Verhandlung ging dann auf Einzelheiten der berliner Reisen ein. Der Zeuge schätzt den Verzehr in einem berliner Nachtlokal auf etwa zweihundert Mark. Vorher aß man bei Kempinski zu Abend zu zweit.

Oberbürgermeister Finke: Ich nehme an, daß das Essen etwa 50 Mark gekostet hat.

Bei anderen Gelegenheiten ist man in Berlin auch mit den Damen ausgegangen. Man hat den Damen „douceurs" in Gestalt von Pralinen und Teddybären gekauft. Alles auf Rechnung der Straßenbahn.

Im berliner Admiralspalast hat, wie Finke zugab, Pforte abends ebenfalls bezahlt. Er, der damalige amtierende Oberbürgermeister, habe das als eine persönliche Einladung des Generaldirektors aufgefaßt.

Vors.: Ist da auch Kaviar und Hummer gegessen worden?

Finke: Ja, gelegentlich.

Fast grotesk wird dieses Trauerspiel um die Steuergroschen der Bevölkerung, als man auf das bekannte üppige Essen auf der Hohensyburg zu sprechen kommt.

Finke: Das war ein sehr gutes Essen und dabei ist auch viel getrunken worden. Es handelte sich nämlich darum, die an der Vorortbahn Beteiligten zu neuen Zuschüssen zu bewegen.

Die Vertreter der Gemeinden Vörde und Breckerfeld werden jetzt wohl wissen, warum man sie damals bewirtet hat.

Der Besuch der juristischen Fakultät Münster beziehungsweise das abschließende opulente Souper in Hagen und die erstaunliche

Tatsache, daß dessen Kosten zur einen Hälfte vom Kommunalen Elt-Werk Mark, zur andern Hälfte von der Straßenbahn getragen wurden, erklärte man damit, daß in erster Linie diese beiden wirtschaftlichen Unternehmen besichtigt worden seien. Der Spaß kostete für 25 Personen 1177,90 Reichsmark!

Was die „gemütlichen Zusammenkünfte" des Straßenbahnaufsichtsrates nach den Sitzungen anbetrifft, hat der damalige Oberbürgermeister Finke die Höhe der dadurch verursachten Kosten nie erfahren. Augenscheinlich hat er auch nicht danach gefragt.

Ein andermal geht es so:

Ob man dort auch Kaviar gegessen habe, fragte der Vorsitzende. Der Oberbürgermeister erklärt, daß in Paris einer der Anleihevermittler erklärt habe: „In Paris ist Kaviar das billigste, was man essen kann!" Man hat dann natürlich auch Kaviar gegessen. Auch ist abends Sekt getrunken worden. Entgegen der Schilderung des Angeklagten erklärt der Oberbürgermeister, daß er auf der Hinreise bereits gesagt habe, die Reise geht im ganzen auf Reisekonto.

Oder so:

Der Vorsitzende fragte noch, ob man im „Lido" in Paris auch Sekt getrunken habe und ob er sehr teuer gewesen sei. Der Zeuge weiß davon nichts; man hat aber Sekt getrunken. Bei einer andern Reise habe Pforte seinen, des Oberbürgermeisters, Schwiegervater kennen lernen wollen. Man habe sich abends verabredet. Wieder hat man Hummer gegessen.

Oder aber so:

Vors.: Wieviel hat das Essen denn gekostet (sechs Personen)?

Zeuge: Etwa 15 holländische Gulden für die Person. Abends hat man dann, wie sich weiter ergibt, wieder erheblich gebechert.

Vors.: Wieviel hat denn so ein ganzer Tag in Holland gekostet?

Zeuge: Der Abend hat immerhin einige hundert Gulden gekostet.

Dem Ochsen, der da drischt, sollst du nicht das Maul verbinden. Für einen Angestellten, der dem Herrn Generaldirektor als Chauffeur diente und der als Beamter ein Monatsgehalt von vierhundert Mark bekam, soll daneben in sechs Jahren fünfzehntausenddreihundert Mark für Verpflegung verbraucht worden sein, und sein Dienstanzug, der jährlich erneuert wurde, kostete zweihundert Mark.

Bei dem Bau der generaldirektorialen Villa wurde der Kostenanschlag erheblich überschritten. Unter anderm wegen eines Lichtbads.

Vors.: Würde der Aufsichtsrat das Lichtbad genehmigt haben, wenn Pforte das mit der Begründung vorgetragen hätte, es geschehe, um seine Gesundheit im Dienst zu erhalten?

Zeuge: Wenn mir persönlich das mit der Begründung gesagt worden wäre, glaube ich, daß ich das bewilligt hätte.

Womit erklärt der Herr Architekt die Überschreitung des Anschlags? Mit der „falschen politischen Einstellung", die „dauernd Lohnerhöhungen" gebracht habe. „Besondere Wünsche Pfortes konnte ich natürlich nicht abschlagen". Übrigens aber lag alles zumeist an den „damaligen Verhältnissen".

Einmal hieß der Oberbürgermeister Raabe und einmal Finke, aber wenn er auch Cuno gerufen wurde, es war der gleiche Vogel. Es wurde gefressen und gesoffen, ein richtiger Pfuhl, in dem man sich sielte, ein ungeheurer Gugelhupf voll von Steuerrosinen, Schlaraffenland.

Ist es das „System"? Aber abgesehen davon, daß „Marxisten", wie es scheint, nicht beteiligt waren, sondern daß die unersättlichen Bäuche streng antimarxistisch gewählt wurden, abgesehen davon, sind es ja die gleichen Leute, die 1919 links und heute rechts schillern. Sklareks und Pfortes läßt man tränenlos ins Kittchen wandern und wird sich nationalsozialistisch den Leib vollschlagen. Im Gegenteil, es kann schon deshalb nicht billiger werden, weil morgen die Männer oder Männchen drankommen, die bis heute mit dem Wasser im Mund zugeschaut haben, wie ihre Vorgänger Kaviar und Hummer mit Sekt herunterschwemmten und die Fettsucht mit privaten Lichtbädern kurierten. Ihr Appetit wird so groß sein, wie bisher ihr Neid und ihre Entrüstung war. Die Wohlfahrtsunterstützungen müssen heruntergesetzt werden!

Das Schicksal des Bauhauses

von Ernst Blumenthal

Anhalter nationalsozialistische Amtspersonen haben dieser Tage, begleitet von dem blutgebundenen Kunstfachmann Schultze-Naumburg, dem Bauhaus einen Besuch abgestattet, der nicht als Freundschaftsakt gedacht war. Da zu erwarten steht, daß die Stadt den Etat des Bauhauses ablehnen und damit eine Schule vernichten wird, die das moderne Kunsthandwerk entscheidend beeinflußt hat, soll hier ein ehemaliger Bauhäusler über die Vorgeschichte des Falls zu Worte kommen.

Die Leitung des Bauhauses in Dessau, das unter Gropius und Hannes Meyer Weltbedeutung erlangt hatte, ging nach der Maßregelung von Hannes Meyer im Oktober 1930 in die Hände des Architekten Mies van der Rohe über. Hannes Meyer war geflogen, weil „seine Einstellung zum Bauhausunterricht nicht mit den Anschauungen der Stadtverwaltung übereinstimmte" und weil sie den persönlichen Interessen der Meister Kandinsky und Albers zuwiderlief, die durch eine Erweiterung der exaktwissenschaftlichen Lehrfächer ihre Stellung bedroht sahen. Nachdem der rote Direktor entfernt, rote Studierende ausgewiesen worden waren und der neue Direktor Mies van der Rohe das Amt eines Kommunistenreinigers übernommen hatte, setzte eine folgerichtige Entwicklung zum Fascismus ein, erkennbar an:

Neuen Satzungen

Schulgelderhöhung

Abschaffung der Produktivarbeit in den Werkstätten

Annullierung aller Rechte der Studierenden und ihrer verantwortlichen Mitarbeit an der Gestaltung des Bauhauses

Aufhebung der Koalitionsfreiheit

Scharwenzeln vor den spießbürgerlichen Elementen der Stadt; aus einer Ausstellung des Malers Werner Scholz wird das Bild „§ 218" entfernt

Herauswurf von weiteren sechzehn Studierenden und Einsetzen von Polizeigewalt gegen die beim Mittagessen in der Kantine beratenden Bauhäusler. Diese letzten Ereignisse haben sich folgendermaßen abgespielt:

Am 18. März, einen Tag vor der an jedem Semesterende stattfindenden Ausstellung der Schülerarbeiten, wurden die beiden Studentenvertreter von der Direktion abgesetzt. Die Beiden beriefen daraufhin eine Versammlung ein, die von Mies, obwohl sie satzungsgemäß rechtzeitig vierundzwanzig Stunden vorher angemeldet worden war, verboten wurde. Die Versammlung wurde nicht durchgeführt. Als aber die Studenten während des Essens in der Kantine beratschlagten, wie den diktatorischen Maßnahmen der Direktion zu be-

gegnen sei, erschien der Hauswart als Abgesandter des Direktors mit den Worten: „Hier wird nicht gesprochen, hier wird nur gegessen." Die Art, wie hier achtzig Studenten der Mund verboten wurde, löste große Empörung aus. Der Direktor wußte sich nicht anders zu helfen, als, statt selbst zu den Studierenden zu gehen, telephonisch das Überfallkommando herbeizurufen, das die Kantine räumte und die Personalien eines vom Direktor denunzierten Studenten feststellte.

Die Studenten, die aus aller Welt nach Dessau gekommen waren, weil das Bauhaus als das freiheitlichste und modernste Lehrinstitut bekannt geworden war, mußten erleben, wie ihr eigner Direktor Mies van der Rohe, Erbauer des Liebknecht-Luxemburg-Denkmals, Mitglied der Akademie, sie durch die Polizei aus den Räumen des Bauhauses treiben ließ. Ein Teil der Studierenden trat daraufhin in den Ausstellungsstreik.

Das Bauhaus in Weimar wurde, als in Thüringen eine Rechtsregierung ans Ruder kam, von der anhaltischen Stadt Dessau übernommen. Durch das Anwachsen der nationalsozialistischen Bewegung wurde auch hier seine Existenz bedroht. Die Macht der republikanischen Parteien reichte nach den Gemeinderatswahlen vom Oktober 1931 nicht mehr aus, um das Haus gegen die Stimmen der Rechten zu halten.

Im Januar des Jahres brachten die Nationalsozialisten im Stadtparlament einen Antrag auf sofortige Schließung und Abbruch des Bauhauses ein. Die vier kommunistischen Gemeindevertreter waren ausschlaggebend. In ihrer Hand lag bei der Abstimmung das Geschick des Bauhauses.

Die kommunistische Gemeindefraktion stellte sich hinter die Forderungen der Studenten, die die Bereitstellung ausreichender Stipendien, Staffelung der Schulgebühren, Abbau der Meistergehälter etcetera verlangten, und machte ihre Stimmabgabe für den Fortbestand des Bauhauses von der Erfüllung dieser Punkte abhängig. Man versprach, die Forderungen der Studentenschaft zu berücksichtigen, und die Abgeordneten der KPD stimmten gegen den Antrag.

Der Bestand des Hauses war also einstweilen gesichert. Jetzt ging die Politik der Mies und Hesse darauf hinaus, sich bei den Rechtsbürgerlichen anzubiedern und sich von den ausschlaggebenden kommunistischen Stimmen unabhängig zu machen. Man hoffte, daß Gruppen, wie etwa die Wirtschaftspartei, für die Erhaltung des Hauses zu bewegen sein würden, wenn es mit eisernem Besen von allem gesäubert würde, was im Verdacht stand, kommunistisch zu sein. Man zog, weil man die wirklichen Gründe nicht offen bekanntgeben konnte, alle mögliche Anschuldigungen an den Haaren herbei, um gegen die als revolutionär bekannten Studierenden vorzugehen.

Als der Naziantrag auf Schließung des Hauses in der Stadt bekannt wurde, rief einer der Studierendenvertreter Mies van der Rohe, der sich in Berlin aufhielt, telephonisch an, um ihn über die Situation zu unterrichten und ihn auf die Wichtigkeit seiner Anwesenheit in Dessau aufmerksam zu machen. Er fügte hinzu, daß sich die Kommunisten hinter die Forderungen der Studierenden gestellt hätten. Darin erblickte man eine „Drohung", die man benutzte, um sogleich mit der Säuberungsaktion zu beginnen.

Der Meister Albers hatte in einer Meisterratssitzung erklärt, „wenn die Gehälter nicht gezahlt würden, könne das Bauhaus nicht bestehen; wenn aber die Stipendien nicht gezahlt würden, könne es weiter bestehen".

Diese Erklärung von Albers wurde in der Bauhauszeitung wiedergegeben. Man verlangte von der Studentenvertretung, daß sie die Redaktion veranlasse, einen Begleitsatz von Albers hinzuzufügen, in dem er sich für ausreichende Stipendien erklärte. Die Bauhauszeitung stellte sich auf den Standpunkt, daß schöne Phrasen keinem Unbemittelten das Studium ermöglichen könnten und „daß ein Bau-

haus ohne Stipendien, ohne proletarische und revolutionäre Studenten abzulehnen sei".

Gegen die beiden Studentenvertreter und den Studenten, der sich bei der Polizeiaktion in der Kantine für das, was dort gesprochen worden war, verantwortlich erklärt hatte, wurde ein Disziplinarverfahren eingeleitet. Im Disziplinarausschuß saßen Mies van der Rohe, Kandinsky und Hilberseimer, Dozent an der marxistischen Arbeiterschule zu Berlin. Das Verfahren ging in mittelalterlicher Manier vor sich und endete mit der Entlassung der drei Studenten.

Dreizehn Bauhäusler, die sich am Ausstellungsstreik beteiligt hatten, wurden, angeblich „wegen ungenügender Leistungen", von der Anstalt verwiesen. Im Ganzen sind also sechzehn Studenten entlassen worden.

Keiner der beteiligten Meister, weder Mies, noch Kandinsky, noch Albers, ist offener Fascist. Indem sie aber dem fascistischen Druck weichen und das Haus den Erfordernissen des Dritten Reiches anpassen, unterstützen sie in Wirklichkeit den Fascismus.

Antisemiten von Carl v. Ossietzky

Zu den Dingen, von denen die republikanische Linke kaum mehr zu sprechen pflegt, gehört auch der Antisemitismus. Die Presse begnügt sich damit, seine Existenz zuzugestehen, ohne sich über seine Erscheinungsformen näher auszulassen; gelegentlich nur werden einige allzu knotige Exzesse niedriger gehängt. Im ganzen ist man bereit, wie so vieles andre, auch Israel still zu opfern. Die Menschen- und Bürgerrechte des Juden sind, wenn nicht angefochten, so doch wieder Gegenstand lebhafter Diskussion. Wieder ist es der Konterrevolution gelungen, das Thema aufzunötigen; sie hatte die Initiative, und die Demokratie sucht nur dadurch, daß sie nicht mitmacht, den Eindruck zu erwecken, als gäbe es die ganze Diskussion nicht.

Der Antisemitismus ist dem Nationalismus blutsverwandt und dessen bester Alliierter. Die beiden gehören zusammen. Denn ein Volk, das sich ohne Territorium und ohne materielle Autorität zweitausend Jahre in der Weltgeschichte herumtreibt, ist eine lebendige Widerlegung aller nationalistischen Ideologie, die den Begriff der Nation ausschließlich von machtpolitischen Voraussetzungen abhängig macht. Niemals hat der Antisemitismus in der Arbeiterschaft Wurzel gefaßt, er war von je Sache des Mittelstandes und des kleinen Bauerntums; heute, wo sich diese Schichten in ihrer größten Krise befinden, ist er ihnen zu einer Art von Religion geworden, mindestens zu einem Religionsersatz. Nationalismus und Antisemitismus bestimmen das innere politische Bild Deutschlands. Sie sind die großen revolutionär kreischenden Jahrmarktsorgeln des Fascismus, welche das viel leisere Tremolo der sozialen Reaktion übertönen.

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren war die antisemitische Welle der Stöckerzeit schon abgeebbt. Im Reichstag saß eine antisemitische Fraktion, die an Stärke und parlamentarischer Haltung etwa der heutigen Wirtschaftspartei entsprach. Der Radauantisemitismus lag bei dem berüchtigten Grafen Pückler-

Tschirne, dem sogenannten „Dreschgrafen", der indessen keine Bewegung repräsentierte sondern nur den eignen wirren Kopf, und in allgemeinem Gelächter unterging, als er in einer Hotelhalle mit einem jüdischen Geschäftsreisenden in Tätlichkeiten geriet und dabei fürchterlich verhauen wurde. Der intellektuelle Antisemitismus lag dagegen bei Houston Stewart Chamberlain, der in den „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" die nach Bayreuth gedrungenen Phantasien Gobineaus aktualisierte und aus der Sprache eines harmlosen Snobismus in die eines modernen zugkräftigen Mystagogentums übersetzte. Ein Ausläufer dieses Kreises war der Kunstschriftsteller Artur Moeller van den Bruck, der mit einem noch heute lesenswerten Werke „Die Deutschen" eine Typologie des deutschen Wesens versuchte, und dessen Buch „Das Dritte Reich" einer Bewegung das Schlagwort gegeben hat, obgleich es sich hier um keine dröhnende Agitationsschrift handelt sondern um ein politikfremdes Lamento von monotoner Melancholie.

Der literarische Antisemitismus von heute hat sich insofern besser gedeckt, als er nicht mehr mit längst als brüchig erkannten Rassetheorien aufwartet und auch mit dem „Ariertum" und dem „nordischen Menschen" nicht mehr viel hermacht. Gobineau wollte von Hakon Jarl abstammen, und das bayreuther Parvenutum der Jahrhundertwende suchte seinen Stammbaum möglichst bis in die Wikingerzeit zu verfolgen; mit alledem wagen heute nur noch subalterne Broschürenschreiber zu kommen. Die antisemitische Literatur dieser Jahre, soweit sie sich nicht ausschließlich auf die rohe Hetze stellt sondern Anspruch auf geistige Wertung erhebt, begnügt sich im ganzen damit, ein feierliches Deutschtum zu postulieren, das sich jedoch bei kritischer Betrachtung wie einer der schönen Götter Epikurs in schimmernden Dunst auflöst. In dieser Phraseologie spielt das „Blut" eine große Rolle; das „Blut", die unveränderliche Substanz bestimmt das Schicksal der Völker und Menschen. Aus den Geheimgesetzen des „Blutes" werden sich Germanen und Judäer entgegenstehen bis ans Ende der Tage, werden sie sich niemals mischen können, werden sie sich ewig innerlich fremd bleiben müssen. Das ist mehr balladenhaft als tief, und eine reale Völkerbetrachtung läßt sich nicht so schwach fundamentieren. Denn „deutsch" und „jüdisch" etcetera sind keine in mythischer Vorzeit festgemauerten Kategorien sondern durchaus fließende Begriffe, die mit den der allgemeinen historischen Dynamik unterliegenden geistigen und ökonomischen Voraussetzungen auch die Inhalte wechseln. Was hat der Dürerdeutsche etwa mit dem Rokokodeutschen zu tun? Was der amerikanisierte Stalinrusse der Pjatiletka mit dem trägen Oblomowrussen der sechziger Jahre? Alles was der literarische Antisemitismus aufbietet, bleibt wolkig und flockig. Er unterscheidet sich in dieser Unbestimmtheit nicht von dem Neokonservativismus oder der heute beliebten nationalen Romantik. Wir wollen uns im folgenden mit einigen Dokumenten eines literarisch aufgemachten Antisemitismus beschäftigen, nicht weil wir diese für besondere Leistungen halten, wohl aber weil sie wie das berühmte Lazarettpferd alle Krankheiten der Gattung vereinen und weil

einzelne der dort versuchten Formulierungen rapide umlaufen und Unfug anrichten.

Wenn ich meinem Krawattenmacher an den wucherischen Hals will, so genügt, wenn die eigne Empörung nicht auslangt, ein Flugzettel aus irgend einem Braunen Haus. Wenn ich dagegen nach einem Grunde zur Abrechnung mit meinem Nachbarn, dem alten jüdischen Augenarzt, suche, der ein Wohltäter der Menschen ist, so muß ich, um zu erfahren, warum er trotzdem mein und aller Feind ist, schon zu einem Buche von Hans Blüher greifen.

Was ist aus dem Propheten des „Wandervogels" geworden? Was aus dem Entdecker der geschichtsbildenden Kraft der Männerbünde, einem Schriftsteller von wirklich produktiven Einfällen also —? Es erfordert Mühe, mit der „Erhebung Israels gegen die christlichen Güter" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) zu Ende zu kommen. Wiederholt ist gesagt worden, daß in Herrn Charles Maurras, dem eisenklirrenden Bayard der ‚Action Française', ein heimlicher Spaßvogel steckt. Auch bei Blüher fragt man sich immer wieder, ob hier nicht die satirische Laune eines Mystifikators der klugen Welt eine Nase gedreht hat. Wenn Blüher wie ein royalistischer Ultra, wie ein intellektueller Januschauer herumfuchtelt, wenn er wie ein schottischer Jakobit, wie ein evangelischer Ulstermann, wie ein Kavalier aus der Vendée für den sakralen Charakter des Königtums die Klinge hebt, dann ist wirklich ein kleiner Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Attitüde berechtigt. Da liest man es so:

„Die einzige für einen Christen wirklich annehmbare Verfassung ist das Gottesgnadentum des Königs."

„... so wie die deutsche Seele nicht ohne Kaiser und Reich zu leben vermag."

„... es gibt keine republikanische Geschichtsauffassung. Diese führt nur, gestützt durch die korruptiven Gedankengänge des Judentums, ein vorübergehendes Dasein in den amtlichen Publikationen und der hörigen Presse."

Gut gebrüllt, Herr Elard von Blüher!

„Jeder Jude, ganz gleichgültig, welchen Willens er ist oder zu sein glaubt, untersteht diesem Sendungsauftrag des messianischen Reiches, vertreten durch den jeweilig regierenden Fürsten der Verbannung."

„Dieser Fall liegt auch vor bei den sogenannten ‚Protokollen der Weisen von Zion'. Auch hier besagt die Echtheit oder Unechtheit gar nichts sondern nur ihr intelligibler Inhalt. Dieser aber ist wie bei jenem Erlaß des Fürsten der Verbannung unbedingt wahr. Denn das Judentum hat danach gehandelt."

„Henry Fords hochwichtiges Buch über den ‚Internationalen Juden' ist überwiegend richtig, aber es steht kein wahres Wort drin..."

Das ist wirklich ungewollte Travestie. Wir werden durch Astrologie, Magie und Mantik und die ganzen furchtbaren Geheimnisse des Freimaurertums geschleift, das alles wirkt etwas komisch und auch etwas blamabel — einen Kopf, der vielen etwas bedeutet hat und noch bedeutet, auf der Tour von Mathilde Ludendorff zu sehen. Doch dann zeigt sich plötzlich ein zergrübeltes und zerquältes Intellektuellengesicht, an der innern Ehrlichkeit ist kein Zweifel erlaubt. Blüher hält auf

Abstand gegen den politischen Antisemitismus, es fallen ein paar klatschende Hiebe auf Hitler, aber so sehr er sich auch bemüht, die Würde des geistigen Menschen zu wahren, er rettet sie nur in der schriftstellerischen Form, nicht in den Mitteln der Argumentation. So geht es oft ebenso platt und wüst zu wie in einer beliebigen Sechserbroschüre:

„Soll man hier sagen: eine deutsche Frau, der es möglich ist, ihr Geheimnis den Blicken eines jüdischen Arztes preiszugeben und seine Eingriffe willenlos zu dulden, hat soviel an Instinkt verloren, daß man auf sie verzichten muß? Oder soll man lieber hier doch noch warnen...? Die Unerträglichkeit dieser Vorstellung: der Jude am Lebenstor der deutschen Rasse ist kaum zu überbieten."

Was hat Blüher nun dem Judentum vorzuwerfen? Versuchen wir zusammenzufassen: Das Judentum zehrt die germanische Substanz auf. Das Judentum kann die Figur eines andern Volkes annehmen. Es gibt eine „organisch-plastische Begabung der jüdischen Substanz zur Mimikry. Das Judentum hat etwas Entscheidendes zu verbergen." Blüher will weder mit politischem noch mit wirtschaftlichem Antisemitismus etwas zu tun haben. Der „jüdische Sendungsauftrag", von dem er fabelt und wobei er sich auf mittelalterliche Pergamente stützt, ist ausschließlich religiös. Deshalb gibt es auch keine wirkliche Verständigung:

„Wie das Dasein der primären Rasse im Judentum auf die Spitze nach oben getrieben worden ist, so das der sekundären nach unten. Der wissende Jude gibt es ohne weiteres zu, daß die Tiefengrade, die sein Volk erreichen kann, erheblich unter denen der andern Völker liegen und daß gewissermaßen der Mittelstand fehlt. Zehn verfluchte Stämme und zwei heilige! Mit den verfluchten haben wir es im täglichen Leben zu tun, und die zwei heiligen leiten die Politik des Reiches Jehuda gegen uns. Nur mit diesen also kann man sich ernsthaft auseinandersetzen, nur sie sind unser eigentlicher Feind. Wie töricht der Antisemitismus ist, wenn er etwa meint: es gäbe auch anständige Juden, und die seien selbstverständlich ausgenommen — erhellt wohl zur Genüge aus diesem Sachverhalt."

Damit wären wir also wieder bei der Weisheit des Großinquisitors angelangt: „Tötet sie alle, Gott kennt die Seinen!" Damit holt sich der Gläubige das gute Gewissen, selbst gegen den besten Juden die Hand zu erheben. Deshalb wirkt es nicht konsequent und nicht einmal mutig, wenn Blüher selbst, nachdem er jeglichen Gedanken der Versöhnung unbarmherzig in die Wüste getrieben hat, etwas verlegen stehen bleibt und keine Antwort darauf gibt, was nun in der Praxis geschehen soll. Wir erfahren es auch nicht bei dem Schriftsteller, den Blüher einen der „wenigen echten Antisemiten" nennt, die es in Deutschland gebe, bei Herrn Doktor Wilhelm Stapel, der einige frühere Artikel aus seiner Zeitschrift in einer Broschüre „Antisemitismus und Antigermanismus" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) gesammelt hat. Bleibt Blüher bei aller seiner Verranntheit doch immer ein seltsames und oft ergreifendes Bild des in Zeitstürmen verwehten geistigen Menschen, ein Diener der Finsternis zwar, aber doch mit einem paracelsischen Kern, so ist der Herr Doktor Stapel einfach der wildgewordene Pauker, der Oberlehrer, der sich als Prophet aufgetan hat. Herr Stapel wird von Bewunderern für die beste

Feder der Rechten gehalten, und ich gebe zu, Herr Doktor Stapel verfügt über reiche Ausdrucksformen, er wäre indessen ein viel besserer Schriftsteller, wenn er nicht so rhetorisch bewegt schriebe und seine Bildung nicht so prätentiös auftischte. Er legt wie ein von seinem Publikum verwöhnter Redner Pausen ein, wo er auf Beifall wartet. Ein seltenes Zitat trägt er so zeremoniös auf wie der Ober eine besonders teure Platte, mit zwei neuen blütenweißen Servietten, und vor seinen eignen Pointen tanzt er mit wehenden Rockschößen her wie David vor der Bundeslade Der Schriftsteller soll sich ernst nehmen, ja wohl — aber nicht so furchtbar wichtig.

Auch Stapel lehnt einen Antisemitismus aus wirtschaftlichen Gründen ab. Er will auch die Juden nicht ausbürgern. Nur soll auf Distanz gehalten werden, zum Beispiel sollen sich die Juden nicht um Politik kümmern, und im übrigen regelt auf beiden Seiten guter Takt die Grenzverhältnisse. Nur ist manchmal der Kampf unausweichlich:

„Den Kampf der ‚rohen Gewalt' nennt der Jude das handfeste ‚Rittertum' der Antisemiten. Wir werten den Geist höher als den Leib. Aber nicht immer ist der Geist bei den ‚Geistigen', sondern oft auch bei dem wackern und ehrlichen Mann, der die gottgesegnete Kraft seiner Arme für sein braves Gefühl, über dessen Berechtigung er nicht erst einen Philosophen fragen muß, gebraucht. Ich bin nicht unter allen Umständen geneigt, einem begabten Tintenspritzer, bloß weil er vom sichern Ort aus mit ‚Geist' arbeitet, den moralischen Vorzug zu geben vor einem wackern Kämpfer, der immerhin sein Leib und Leben der Gefahr aussetzt."

Es hat sich bisher noch nirgends gezeigt, daß bei Pogromen — so nennt man nämlich gewisse mit jüdischen Mitbürgern gesuchte Auseinandersetzungen — die Angreifer ihr Leib und Leben der Gefahr ausgesetzt hätten. Diese wackern und ehrlichen Hansen haben die gottgesegnete Kraft ihrer Arme gewöhnlich nur in Gesellschaft angewandt, wenn sie fünfzig gegen fünf standen. Herr Doktor Stapel predigt die Distanz, aber er selbst hat eine merkwürdige Neigung, immer wieder Tuchfühlung mit dem Reiche Jehuda zu suchen. Sein Takt hindert ihn nicht an einem so bizarren Versuch:

„Ich machte einmal in einer überwiegend von Juden besuchten Versammlung das Experiment, am Schluß meiner Debatterede in einem zugespitzt formulierten, aber nichts als die bloße Tatsache enthaltenden Satze auf die Tötung Jesu durch die Juden hinzuweisen. Der Satz wirkte explosiv. Es gab einen plötzlichen und heftigen Aufruhr der Gefühle durch den ganzen Saal hin, eine heiße, kochende unbeschreibliche Empörung, die völlig verschieden war von den Empörungen, die man etwa in deutschen Arbeiterversammlungen erleben kann. Während ich dann beobachtend durch den Saal auf meinen Platz ging, umwehte mich diese heiße, brennende, haßvolle Empörung auf das heftigste. Aus Gesprächen, die ich nachher mit einzelnen mir auf die Straße folgenden Juden führte, wurde es mir ganz deutlich, daß durch das Anschlagen dieses Komplexes Angst- und Wutgefühle sowie schreckhafte Vorstellungen aus der Zeit der mittelalterlichen Judenverfolgungen wach geworden waren."

Was sollte mit diesem Experiment bewiesen werden? Gar nichts wird damit gegen die jüdischen Versammlungsbesucher bewiesen, die mit Recht empört waren. Wohl aber wird sehr viel gegen Herrn Stapel selbst bewiesen, nämlich, daß er, der

in einer modernen großstädtischen Versammlung, in einem Saal mit Dampfheizung und elektrischer Beleuchtung, ein Argument aus der Begriffs- und Empfindungswelt der mittelalterlichen Hexen- und Juden- und Ketzerrichter gebraucht, damit selbst in diese Kategorie gehört. Er ist zu selbstgefällig, um den entstandenen Krach anders als in einem für ihn triumphalen Sinne zu deuten. Er bildet sich ein, ein paar hundert Judäer demaskiert zu haben, und hat sich doch nur dadurch kompromittiert, indem er öffentlich zeigte, was bei ihm unter der Schwelle des Bewußtseins ruht. Wer hat es nicht schon erlebt, daß einmal ein Ahnungsloser in einem psychologisch geschulten Kreise seine Träume erzählte, aus denen der Erfahrene schnell seine Schlüsse ziehen konnte? Herr Stapel glaubt, auf einige hundert jüdische Gesichter mitten im nüchternen Alltag den Flackerschein lange verglommener Scheiterhaufen gezaubert zu haben. Aber er hat nur den Scheiterhaufen im eignen Hirn peinlich offenbart.

Diese um des Vaterlandes Wohl besorgten Antisemiten erinnern alle an die Prinzessin auf der Erbse. Warum machen ihnen die paar Juden so viel Unruhe? Auf hundert Deutsche kommt ein Jude, das betont auch Stapel; dennoch:

„Ein Stückchen Saccharin von der Größe eines Stecknadelknopfes genügt, um ein Glas Wasser zu versüßen. Es kommt nicht nur auf die Masse sondern auf die chemischen Eigenschaften an. Ist auf unsern Hochschulen auch nur ein Jude unter hundert, oder bei unsern Theatern, im Kunsthandel, in den Zeitungen?"

Ich habe von Deutschland keine so geringe Vorstellung wie der heiße Patriot. So dünn und farblos ist Deutschland nicht, um durch eine fremde chemische Eigenschaft gleich in seiner Natur bedroht zu werden. Wenn Juden in akademischen Berufen prozentual stark vertreten sind und auch einige kulturelle Schlüsselstellungen innehaben, so frage ich den, der sich darüber beschwert: was hat Deutschland denn in der Zeit seiner höchsten Prosperität, in der Kaiserzeit nämlich, für eine Auslese seiner begabten armen Jungen getan? Das Judentum hat auch in schlechten Zeiten für seine fördernswerten Kinder immer Mittel übrig gehabt. Aber die deutschen Jungen aus dem Proletariat, die mußten früh aufs Feld oder in die Fabrik; Kraft, die nicht hochkam. Das einzige Sprungbrett, das der Klassenstaat bot, war die Unteroffiziersschule. Übrigens wird in vielen Ländern der kulturelle Wettbewerb mit Menschen andern Stammes als anfeuernd, mindestens nicht als lästig empfunden. In der englischen Presse und Literatur dominieren zum Beispiel die beweglichen Keltenköpfe. Und in der Schule haben wir die Weisheit des Großen Kurfürsten bewundern gelernt, weil er die französischen Refugiés in Preußen aufnahm. Dieser energische Hohenzoller hat gewiß nicht unter dem Minderwertigkeitskomplex des heutigen deutschen Nationalismus gelitten.

Immer wieder kehren bei Stapel die Worte „Volkstum" und „Volk" wieder. Sie ersparen ihm, mit etwas Mystik verbrämt, viele Beweise. Wie Blüher verzichtet Stapel darauf, mit dem Begriff „Rasse" zu operieren. Er weiß, daß es damit keine Lorbeeren zu holen gibt. Aber es ist nicht weniger nebel-

haft, wenn er ständig jüdisches gegen deutsches „Volkstum" stellt. Auch hier spielt die leidige Ökonomie eine Rolle. Das „Volkstum" eines kleinen jüdischen Angestellten ist nicht das gleiche wie das seines jüdischen Chefs, der drei Autos hat. Das „Volkstum" des jüdischen Proleten wird sicher erwachen, wenn ein paar Hakenkreuzlümmel die gottgesegnete Kraft ihrer Arme an ihm erproben wollen. Ob dies gleiche Bewußtsein jedoch in ihm rege wird, wenn man seinen Chef so mitnimmt — wir können es nicht untersuchen. Es ist auch ein Irrtum der nationalistischen Theorie, daß wir den ganzen Tag „als Deutscher", „als Jude" etcetera herumlaufen. Der heutige Berufsmensch ist ganz anders fixiert. Überhaupt ist „Volkstum" kein Begriff, mit dem sich viel anfangen läßt. Staat und Wirtschaft bestimmen das Schicksal des Einzelnen im weitesten Sinne und geben die Stichworte für die Trennung in Parteien, während der soziale Alltag die allgemein gültigen Denk- und Lebensformen prägt. „Volkstum" läßt sich nicht auf eine Nation von mehreren Dutzend Millionen anwenden, „Volkstum" ist ein vorwiegend landschaftlich begrenzter Begriff, durchsetzt von bäuerlichen Erinnerungen. Es gibt kein „deutsches Volkstum", wohl aber eines der deutschen Stämme, wohl ein thüringisches, rheinisches oder bayrisches. Es gibt kein britisches, französisches oder spanisches „Volkstum", wohl aber eines von Schottland, von der Normandie oder von Viscaya. Es gibt nicht einmal einen genormten deutschen Judentyp. Der schwäbische Jude ist anders als der aus Hamburg oder Lübeck, und das nicht, weil das Judentum so besonders anpassungsfähig ist, sondern weil der Prägestock der engern Umwelt sich immer noch stärker erweist als eine mitgebrachte Tradition.

„Die Menschheit ist nicht die Summe der Menschen sondern der Völker . . . Das eigentümliche Gebilde ‚Volk' ist nicht ein wesenloser Begriff, ist auch nicht wie Verein oder Staat nur ein Werk des menschlichen Willens; sondern es ist eine naturhafte, gewachsene oder zusammengewachsene Einheit, wie der Baum, das Korallenriff, der Bienenschwarm."

Falsch, falsch und nochmals falsch. Nur der Einzelne ist naturgewachsen, nicht das Volk. Das Volk ist ein menschlicher Organisationsbegriff. Die Natur hat die Bäume wachsen lassen, aber nicht die Grenzpfähle. Die Natur hat die Tiere in ihrem Plan, aber nicht den Käfig, in den der Mensch sie einsperrt. Es macht der Natur nichts aus, ob der Mensch au pair auf dem Kokosbaum haust oder in einer von Professor Taut entworfenen Siedlung. Die Natur ist indifferent.

Selbstverständlich wäre Stapels scharfsinnige Untersuchung nicht vollständig ohne ein kräftig Wörtlein zur Verjudung der Literatur.

„Wie Lessing sich einst gegen das Franzosentum wehrte, so wehren wir uns heute mit Recht gegen das Judentum."

Halt. Selbst wenn die Gleichstellung Franzosentum — Judentum widerspruchslos hinzunehmen wäre: Lessing hatte das historische Recht auf seiner Seite, denn er verhalf der jungen deutschen Literatur zum Durchbruch. Lessing hat aber nicht nur gegen Voltaire gekämpft sondern außerdem noch

für einen andern Ausländer, nämlich Shakespeare. Seit hundert Jahren observieren mißtrauische Literaten die angebliche jüdische Überfremdung unsrer Literatur. Seit hundert Jahren muß sich jeder Autor von Belang die physische Kontrolle durch dummdreiste Präputial-Inspizienten gefallen lassen. Und was ist nun dabei herausgekommen? Da ist der alte Judenriecher Adolf Bartels, der sich jetzt schon zwei Menschenalter das Plastron vollsabbert — was hat er denn mit seinen Denunziationen bewirkt? Seit Jahrzehnten sind alle anerkannten Dichter als Juden oder Halbjuden verstänkert worden, aber hat denn dieser ganze Aufwand auch nur einem einzigen wertvollen, unverfälscht deutschblütigen Dichter den Weg geebnet? Haben die Herren auch nur einen einzigen entdeckt? Wen denn —? Artur Dinter läßt schön grüßen.

„Sehr deutlich" spürt Stapel jüdischen Tonfall in den Schriften von Karl Marx. Es ist mir noch nie aufgefallen, daß das Kommunistische Manifest gemauschelt wäre. Aber auch der Ökonomist Ferdinand Fried wittert ähnliches. Nach Fried ist der eigentliche Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus der „wuppertaler Patriziersohn" Friedrich Engels, der sich dann leider von dem Juden Marx „überschatten" ließ. Was Stapel mit Heinrich Heine aufstellt, ist ein Zirkus für sich. Um an Heines Lyrik die jüdischen Bestandteile zu demonstrieren, wendet er ein Verfahren an, das nichts Philologisches mehr an sich hat sondern ganz der wissenschaftlichen Kriminalistik entnommen scheint. Stapel knöpft sich die arme „Loreley" vor, indem er sie einer höchst detektivischen Sprachanalyse unterwirft, die natürlich seine These erhärtet. Zwar läßt er bestehen, daß Heine ein großer Wortkünstler war, aber als Intellektueller doch unfähig, ein deutsches Volkslied zu dichten. Diese Resultate präsentiert er mit der moralischen Genugtuung eines übelgelaunten Polizeiarztes, der bei einer mißliebigen Frauensperson, nachdem man ihr keinen Taschendiebstahl nachweisen konnte, wenigstens Gonokokken gefunden hat. Stapel konfrontiert die raffinierte jüdische Loreley Heines mit einer viel keuschern Loreley-Edition Eichendorffs. Dann beginnt er zu vergleichen und zu messen und fährt in der Hitze des Gefechtes den beiden Mädchen dabei unter die Kleider, daß es eine Freude ist, das zu sehen.

„Während die Reime Eichendorffs etwas Verhaltenes, Geheimnisvolles, Weites haben, haben die Reime Heines etwas Spitzes, Scharfes, ja fast etwas Heiseres. Bezeichnend ist für den Juden die Häufung von K- und G-Lauten, also von Gutturalen an dieser Stelle —"

Ein Gedicht, mag man es sympathisch finden oder nicht, ist jedenfalls kein Kriminalvergehen, das vergißt dieser beflissene Forscher. Es kann deshalb auch nicht analysiert werden wie ein am Tatort zurückgelassenes blutiges Taschentuch. Übrigens will ich mich verpflichten, nach diesem Rezept mühelos festzustellen, daß ein frommer Choralsänger, nach der für ihn charakteristischen Häufung von Ä- und Ü-Lauten zu schließen, von Hühneraugen geplagt war, daß ein feuriger Liebesdichter sich mit Hämorrhoiden quälen mußte, und daß Stapel, bei dem die offenen Laute überwiegen, sich danach Gottsei-

dank einer heitern und unbeschwerten Verdauung erfreut. Und nun kommt ein Humoristikum ganz großen Ranges:

„Man gebe sich der Innervation des Satzes: ‚Ich weiß nicht, was soll es bedeuten' hin, sofort fahren uns die Worte in die Arme und zwingen uns zu einem Zucken der Achseln, während die Handflächen auseinandergehen: eine typisch jüdische Geste. Und der Schluß mit dem ‚Ich glaube...' und dem ‚und das hat mit ihrem Singen die Loreley getan' ist ein Musterbeispiel der jüdischen Sentimentalität, der Sentimentalität des schräg gehaltenen (ein wenig nach hinten geneigten) Kopfes mit dem verlorenen Blick, aus welcher Stellung der Jude sofort mit einem Sprung, mit einem Witzwort heraushupfen kann; denn diese Sentimentalität ist der Ironie benachbart, sie hat nicht das Schwerblütige der deutschen Sentimentalität."

Ein lebhafter Leser, in der Tat, so wie ihn sich der Dichter wünschen mag. Jeder Eindruck setzt sich sofort in Gestik um, und man wagt gar nicht an die körperlichen Verrenkungen zu denken, zu denen ihn die Lektüre des „Götz von Berlichingen" verleiten könnte.

Es ist viel Finsternis, viel Wirrwarr und noch mehr unfreiwillige Komik bei dieser Art von geistigem Antisemitismus. Ich versichere dem hochgelahrten Herrn Doktor: so unheimlich ich auch über die ihm geglückte kühne Synthese von Literaturkritik und Kriminalistik habe lachen müssen, so reicht doch das Vergnügen dieser Stunden bei weitem nicht an das Bedauern heran, daß es heute notwendig geworden ist, sich mit solchem Mumpitz abgeben zu müssen. Herr Stapel ist gewiß nur ein larmoyanter Schönredner, das, was man im Kirchenwesen einen Damenprediger nennt. Aber auch einem härtern Intellekt würde es nicht gelingen, einen geistigen Antisemitismus zu statuieren. Denn der Geist ist gewiß kein sanftes Lämmerschwänzchen und kann sich sehr wohl mit der Gewalt vertragen. Aber niemals ist der Geist mit der Vergewaltigung einer Minderheit, der sich nichts andres vorwerfen läßt als ein mit mehr oder weniger Recht vermutetes Anderssein. Niemals wird der Antisemitismus ein andres Symbol finden als den Knüppel.

Hans Blüher und Wilhelm Stapel beschwören beide emphatisch, weder die physische noch geistige Mißhandlung der Juden zu versuchen, auch nicht deren bürgerliche Entrechtung. Die Herren vergessen den Zeithintergrund und welche Resonanz sie finden können. Heute braucht sich kein schwachnerviger Skribler selbst zu bemühen. Ein gutgezieltes Wort genügt, um Hände in Bewegung zu bringen. In dieser Zeit liegt viel Blutgeruch in der Luft. Der literarische Antisemitismus liefert nur die immateriellen Waffen zum Totschlag. Das Weitere mögen dann die wackern und ehrlichen Hansen mit ihrer gottgesegneten Kraft besorgen. Kommt es aber einmal wirklich zum Pogrom, so hat sich Blüher die folgende etwas primitive Sicherung geschaffen:

„Und es ist überhaupt einer der größten politischen Aktivposten, die das Reich Jehuda mit seiner Blutsverfluchung für sich buchen kann, daß es fast jederzeit in der Lage ist, die Gastvölker in das Fluchbereich zu verstricken.

Und das geschieht dadurch, daß sie sie zum Pogrom reizen und damit schuldig machen."

Totgeschlagenwerden ein Aktivposten? Jedenfalls ist der Jude schuldig, auch wenn er mit zerbrochenem Schädel auf dem Pflaster liegt, von zehnfacher Übermacht zur Strecke gebracht. Nun behauptet Stapel zwar: „Taktvolle Juden und taktvolle Deutsche stören einander nicht." Das hört sich ganz annehmbar an, aber wie es mit Stapels Takt beschaffen ist, davon hat uns seine Erzählung, was er in einer Versammlung an Provokation der jüdischen Besucher geleistet hat, eine immerhin bedenkliche Probe gegeben. Sollte es also wirklich einmal zu Peinlichkeiten kommen, so hat Hans Blüher für diesen Fall ja schlüssig dargelegt, daß der Jude sowieso verdammt ist. Ihm ein Leid antun, bedeutet also nur, einen von Gott vorgesehenen Tatbestand erfüllen.

Diese literarischen Antisemiten müssen in einem argen Dilemma herumlaufen. Sie bewegen sich immer am Rande des Pogroms, sie naschen gleichsam davon, aber sie scheuen sich, so aktiv zu werden wie weniger intellektuell beschwerte Zeitgenossen. Warum so schüchtern, meine Herren? Geben Sie sich doch einen Ruck, entbinden Sie das Stück Pöbel in sich, das in jedem Antisemiten steckt! Nehmen Sie doch den Pferdeapfel auf, werfen Sie ihn dem jüdischen Mitbürger ins Gesicht und rufen Sie „Saujud" hinter ihm her! Sie werden Erleichterung fühlen und, da wir in Deutschland leben, auch ein Gericht finden, das Ihrer bedrängten Seelenlage Verständnis entgegenbringt. Diese kleine Anstrengung befreit Sie von einem häßlichen, kotigen Stück Atavismus und enthebt Sie der unangenehmen Verpflichtung, Bücher zu schreiben, deren subjektive Redlichkeit nicht bezweifelt werden soll, die jedoch durch ihre verquollene Art durchaus geeignet sind, die allgemeine Verlogenheit in diesem Lande noch zu vergrößern. Statt dessen findet Stapel Herzenstöne, die an die berühmte Proklamation des neuhebräischen Klassikers Erich Ludendorff „An die Jiden in Paulen!" erinnern. „Jüdische Mitbürger!", ruft Stapel mit seiner unleidlichen Prädikantensalbung aus, „vergesset doch nie, wo Gott die Grenze gezogen hat!" Was soll das? Laß doch den Herrgott aus dem Spiel, Pharisäer —!

An der Straße vorm „Grünen Baum"

von Joachim Ringelnatz

Wie Gold auf der Straße liegt
Vor mir ein Kuhfladen.
Dahinter baden
Tausend Käfer im Gras, das der Wind biegt.

Da gehen unter hunderten
Vielleicht drei Mädchen vorbei,
Die, wenn sie mein Gelüsten wüßten,
Sich baff darüber wunderten.
Mich gelüstet: daß jede die meinige sei.

Doch auf einmal sind meine Gedanken fort,
Weitweg und um eine Woche voraus.
Sind in Berlin. — Dort
Wohnt M. Dort bin ich zu Haus.

Schnipsel von Peter Panter

Wie man in den Souffleurkasten hineinschreibt, schallt es noch lange nicht aus den Schauspielern heraus.

*

Wenn sich in Rußland auch nur ein Achtel der Entführungen, Erpressergeschichten, Bandenüberfälle und Gewalttaten ereignete wie in Amerika —: das Geschrei der sittlich entrüsteten Amerikaner möchte ich mal hören! Sie sollten wirklich bei sich selber Ordnung machen, sich auf Reisen anständiger benehmen und im übrigen den Schnabel halten.

*

Ich persönlich freue mich immer, wenn ich auf das Wort „persönlich" stoße — ein zu dummes Wort. Manchmal wird es aus Bescheidenheit gebraucht; „ich persönlich" bedeutet dann: ‚ich für mein Teil, im Gegensatz zu andern, die vielleicht anders denken', und manchmal wird es aus Wichtigtuerei gebraucht: ‚der Herr Präsident persönlich'.

Aber eine gradezu morgensternsche Anwendung dieses Wortes habe ich neulich in einer Anzeige gefunden. Die Besitzerin eines Schönheitssalons konnte nicht erscheinen, und daher sandte sie etwas. Nämlich ihre „persönliche Stellvertreterin". Darüber kann man ganze Nächte nachdenken.

*

Humor ruht oft in der Veranlagung von Menschen, die kalt bleiben, wo die Masse tobt, und die dort erregt sind, wo die meisten „nichts dabei finden".

*

Wenn eine Firma für ihre Waren Reklame macht, sollte man sie immer fragen: „Bezahlt ihr eure Angestellten so, daß sie sich eure Waren kaufen können?" Und wenn sie dann antwortet: „Für unsre Angestellten sind unsre Fabrikate nicht bestimmt", so sage man ihr: Andre Firmen bezahlen ihre Angestellten auch nicht besser, sondern genau so schlecht. Und so viel reiche Chefs gibt es nicht. Und was ihr treibt, ist Selbstmord: ihr ruiniert eure eigne Kundschaft. Ihr seid Fabrikanten für das Nichts. Wer hat bloß den Kaufleuten den Handel anvertraut! Das ist ein Jammer.

*

Da haben sie neulich Rudolf Pannwitz in die Akademie gewählt. Das ist gleichgültig; denn diese Akademie ist keine. Aber an ein hübsches Fontane-Wort habe ich dabei denken müssen. Er schrieb einmal an Karl Zöllner:

„Ich glaube ganz bestimmt, daß drei geistreiche Kerle einen vierten, wenn sie es nur eisern wollen, berühmt machen können, namentlich wenn der zu Feiernde dunkel und unverständlich ist."

Wäre er es nicht: was wäre er denn —!

*

Es ist ein Unglück, daß die SPD Sozialdemokratische Partei Deutschlands heißt. Hieße sie seit dem 1. August 1914 Reformistische Partei oder Partei des kleinern Übels oder Hier können Familien Kaffee kochen oder so etwas —: vielen Arbeitern hätte der neue Name die Augen geöffnet, und sie wären dahingegangen, wohin sie gehören: zu einer Arbeiterpartei. So aber macht der Laden seine schlechten Geschäfte unter einem ehemals guten Namen.

*

Er war sehr eitel darauf, nicht eitel zu sein.

*

Die Seele jeder Ordnung ist ein großer Papierkorb.

*

Fräulein Ullman las die Familiennachrichten ihrer Zeitung. Mit einem Ruck schloß sie das Blatt. „Wieder kein Bekannter tot!" sagte sie.

*

Wann beherrschst du eine fremde Sprache wirklich? Wenn du Kreuzworträtsel in ihr lösen kannst.

*

Gewisse frankfurter Juden führen täglich ihre Klugheit spazieren. Die bellt munter umher, und an jedem Baum macht sie ein bißchen Pipi.

*

Der Kreislauf der Natur. Mein Vetter hat einen Cousin, dessen Stiefnichte ist mit ihrem Großzwilling verheiratet. Und dem sein Onkel pflegt zu sagen:

„Mein liebes Kind, da sind nun also die Würmer. Die Würmer werden von den Fröschen gefressen; die Frösche von den Störchen; die Störche bringen Kinder, und die Kinder haben Würmer. So schließt sich der Kreislauf der Natur."

John dos Passos und die heißen Tage

Parodie von Rudolf Arnheim

Die Kassiererin in Edes Stempelstelle, Graudenzer Straße 8 a, hatte dieselbe Lilienhand blaublütig wie Hannelore bevor sie mit Heinrich das verfluchte Ding auf dem Bahndamm trieb. Zum Satan, die Kassiererin harkte Kleingeld, und Ede war vor Besoffenheit schweißtriefend und glotzte ihr ins Gesicht. Als er des Morgens neben ihr erwachte, dampften die Schwaden aus den Gullis von Schmargendorf, und die Schwäne paarten sich in dem blutigen See. Ihr drittes Kind ging fehl, da schmiß er den Schlagring in die Kommode, verflucht noch eins, und zog Leine. Ede empfing das Geld von Tante Elfriede.

WELTWOCHENSCHAU XXXI

Deutschlands Gaue melden: der Beginn der Sommersaison. Aus dem Gefängnis entlassen, lockte er das kleine Mädchen in seine Wohnung in der Rathenower Straße und ermordete es dort in bestialischer Weise. Nach der Tat stellte er sich selbst der Polizei. In Amerika die Literaturformen etwas zurück. Der kalte Kaffee von gestern als Heißluftgetränk für Magenkranke von heute.

Stadtbankdirektor Hubmann

Seine Eltern hatten im April Berberitzen geerntet und besaßen das Vorkaufsrecht auf das linke Panke-Ufer, noch ehe er Stadtbankdirektor war. In den Nächten weinte das Kind: Puppchen, du bist mein Augenstern, aber feste. Seine erste Frau hatte Nummer 36 und bevorzugte schottisch. Als der Präsident des Provisoriums im Sterben röchelte, Wasser, Wasser, sagte Hubmann in der Stadtbank, die Linden riechen heute bitter-süß wie eine rotblonde enttäuschte Frau. Das brachte ihm die fehlenden 800 000 zinsfrei ein. Choralgesang in der Kirche, ein Kriegsblinder geigte, ich nehme kein Brot statt Arbeit, und Stadtbankdirektor H. erleidet Panne in der Nähe der Friedrichsgracht. Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen, auch Eiche angenehm, die splitterfeste Schutzscheibe, sonst war es diesmal Essig mit ihm. Nietzsche und Kant retteten ihn durch fortgesetzte Atemübungen. Am 13. August 1932 stand das Tief dann über Island.

WELTWOCHENSCHAU XXXII

doch ihre Seelen, die sind schlank. *Der Reichskanzler gestern Abend im Rundfunk:* Deutsche Eier, Trinkeier, vollfrische, gestem-

pelte: Sonderklasse über 65 Gramm 8, Klasse A über 60 Gramm 7, aussortierte kleine und Schmutzeier 4½—5.

Frère Jaques, frère Jaques
Dormez-vous, dormez-vous?
Donne-moi ta fille, donne-moi ta fille
Ma no, è troppo caro.
Kommt nicht in Frage, dove è la cameriera?

Eupen-Malmédy ist deutsch. Das Tempo unsrer Zeit, indem man Kommas statt Punkte setzt.

Ede ließ die Badehose trocknen und murmelte, während er mit Anna schlief, der Kaugummimann torkelte müde durch den Brunsthauch der Anlagen, daß er mit Bertha schlafen würde, wenn er seinerzeit in der Motzstraße mit Gertrud geschlafen hätte, nichts zu danken, komme nach. Dann schlief er mit Hedwig, heute noch auf stolzen Rossen, bis die Sprungfeder im Leihhaus verfiel und bei 12,50 wöchentlich keine Kleinigkeit, kreuzhagelundzugenäht, Tante Elfriede nickte ekelhaft befriedigt. Irgendwo in den Syringenbüschen sang die kanariengelbe Grille, eigentlich grün aber wegen modern, und da er ihm gleich unsympathisch gewesen war, damals in Ottos Laube, sagte er der Mordkommission, alles Zufall, meine Herren, kann vorkommen.

WELTWOCHENSCHAU XXXIII

Wieder Hochspannung in Lausanne: Dem Spiel des Deutschen gegenüber, das darauf ausging, den Gegner abzuhetzen und zu täuschen, setzte der Engländer schließlich die zermürbende Taktik der langsamen, an den Außenlinien haarscharf placierten halbhohen Bälle entgegen. Immer schön durcheinander und dokumentarisch direkt aus der Zeitung, damit der Leser den großen Zusammenhang ahnt und das billige Chaos auf vierhundert Seiten. Ohne die geringste Antwort auf ihre Klopfsignale zu erhalten.

Erik Jan Hennessy

Erik Jan Hennessy rettete in seinem dritten Jahr, 1892 nach Christi Geburt, einer Ziege das Leben, in der Pfütze glitzerten wie Krähenfüße die Funken des Mondes. Als der Lehrer Vieren verteilte, stand E. J. H. obenan und sagte der Pförtnerstochter, daß ein verfluchter Unterschied sei zwischen Mann und Weib

und am Abend traf der berühmte Halsarzt Sir Morell Mackenzie im potsdamer Schloß ein

und Bismarck zog sich, als die Kastanien im Roste des Abendrots klirrten, zog sich derselbe von seinem Amt zurück.

E. J. H. kaufte Montanaktien und las Rilke im blonden Südwind, da schossen sie in Serajewo. Er sagte, der Krieg durchblute die Poren, und lobte das dreifach bescheidene Bucheckernbrot. Die Inflation glitzerte mit vielädrigen Scheinen, der Leib der Tänzerinnen wurde braun und rund. E. J. H. wußte, wie es kommen mußte, er sprach im Rundfunk zwanzig Minuten über Gustav Adolf und fuhr in strömendem Gewitterregen nach den Docks der Behala. Der Arzt sagte dann, es sei schon längst vereitert gewesen. Als über Schanghai die Schrapnells krachten.

WELTWOCHENSCHAU XXXIV

Der Erfinder der weltbekannten Gillette-Apparate, King Camp Gillette, sagte noch: Alles durch das Auge, nichts durch das Gehirn. Spätimpressionismus und etwas Klassenkampf mit Kraftausdrücken für gepflegte Bücherschränke. Diätetisch-physikalische Kuranstalt für alle Drüsenerkrankungen. Um 21 Uhr traten dann im großen Festsaal des Hotels Beau-Rivage-Palace die achtzehn Delegierten der Konferenz zu einer Vollsitzung zusammen. *Coupes Elisabeth:* In Sektschalen kaltes,

mit Cherry Brandy parfümiertes Kirschkompott füllen, darüber Schlagsahne, mit Zimt bestreut. Der Abwurf der Karo-10 des Tisches ist notwendig, weil A nur gewinnen kann, wenn er im nächsten Stich Karo spielt. Die Montage als Patiencespiel für Schreibmaschinenbesitzer. Mit Zimt bestreut.

Als Ede schwer bekümmelt im Grab lag und der Pastor, nun werdense hier man nich drollig, junge Frau, und Ede war kotzelend wegen der Kassenpreise des Erdgewürms, wie unter dem kapitalistischen System nicht anders zu erwarten. Eine so starke Brust verschlechtert die Karriere, erfuhr sie jetzt. Lautsprechergröhlen, die Milch zitterte im Topf, da blieb sie die Miete schuldig und vergiftete ihn nach Bureauschluß. An der Nordbahn, hinter der Invalidenstraße, ach das zarte Rosa der Epauletten, sagt man noch heute, wenn die Huren nichts von Politik verstehen, eine solche Frau ist ein Vorbild und war mehrfache Großmutter, trink Brüderlein trink, und kein Wort zu verstehen wegen der Wärme.

Die Reisebekanntschaft von Alice Ekert-Rothholz

Sei einmal im Leben klug und weise!
Laß die Reisebekanntschaften auf der Reise!

Aber so siehst Du aus. Du bestellst son Mann lieber nach Berlin
Und dann wunderst Du Dich über ihn.
Er bevölkert Dein Zimmer und das Zimmer ist leer...
Kein Kontakt... Keine Sonne... Es stimmt nicht mehr.
Dein Zimmer ist kein Bergsee!

Da sitzt Du nun mit einem wildfremden Mann
und denkst: „Hab ich andre Augen an?"
Ihr sprecht lauter Sachen im Ausverkaufspreise.
Und auf der Reise war alles ganz leise...
Er spuckt jetzt Leitartikel. Die Sennhütte ist versunken.
Ja, ahnst Du eigentlich immer noch nicht?
Der Mann vor Dir ist damals im Bergsee ertrunken...
In Luft und Sonne gibts kein wichtiges Getue, kein kluges Gehabe.
Da ist der Mensch seine eigene Luxusausgabe!
Aber jetzt sitzt Ihr da...
Er redet aus Höflichkeit noch ein paar Meter.
Und schließlich und endlich und einmal geht er.
Gab es mal einen Bergsee?...

Warum bist Du nicht klug? Warum bist Du nicht weise?
Warum läßt Du die Reise nicht auf der Reise?
Weil der Mensch nichts so sehr wie die Fortsetzung liebt.
Und immer von Sachen, wos keine gibt...
Denn man kann Edelweiß nicht auf den Asphalt verpflanzen.
Und keiner kann auf dem Wittenbergplatz Schuhplattler tanzen!
Das täte auch keiner. Er wäre ja toll!
Bloß Deine Reisebekanntschaft... die soll.
Glaub: drei Welten weiter im Abendrot
liegt immer ein Bergsee und lacht sich tot...

Bloß einmal verzichtest Du... klug und weise.
Aber das ist:
Zwei Stunden vor Antritt der Reise.

Batismus von Bernhard Citron

Unter den Wirtschaftsführern Europas gibt es kaum eine so ausgeprägte Persönlichkeit wie Thomas Bata. Seine Anhänger nennen ihn einen Wohltäter der Menschheit, seine Gegner den schlimmsten Ausbeuter des Proletariats. Ein Teil der Wirtschaftskritiker glaubt, daß Bata nach Überwindung der Krise den Grundstein zu einer neuen, glänzenden Entwicklung seines Werkes gelegt habe, andere wieder sind der Ansicht, daß der Schuhkönig vor dem Zusammenbruch seines Reiches stand. So umstritten wie dies Leben, ist das plötzliche Ende. Seine engsten Mitarbeiter berichten selbst, daß der Chef erst kürzlich gesagt hat: „Kinder, was tätet ihr, wenn mir plötzlich etwas zustieße? Es kann doch passieren, daß mich ein Verrückter erschießt oder daß ich mit dem Flugzeug abstürze.“ Wenn heute ein Wirtschaftsführer auf gewaltsame Weise sein Leben läßt, vermutet man zuerst Freitod. Die Äußerung Batas könnte so ausgelegt werden, daß er tatsächlich die Absicht gehabt habe, mit dem Flugzeug abzustürzen. Man muß aber bedenken, daß für diesen Mann, der jährlich viele tausend Kilometer auf dem Luftwege zurücklegte, der bei seinen großen Reisen kaum ein anderes Verkehrsmittel benutzt hat, der Tod im Flugzeug nichts Ungewöhnliches bedeuten konnte. Aber selbst wenn nur ein Unglücksfall vorgelegen hat, so mag man auch hier an ein schicksalhaftes Walten glauben. Bata selbst fühlte wohl, daß seine Kraft verbraucht und daß seinem Expansionsdrang eine Grenze gesetzt war. Moderne Wirtschaftsführer sind skrupellose Eroberer, ihr Leben wird mit einem Mythos umkleidet, und auch der Tod erhält oft den Nimbus, der sich früher um große Kriegsmänner wob.

Bata war in der tschechoslowakischen Republik eine Macht. Sein Name hatte dort einen Klang wie bei uns während der Inflationszeit der Name Hugo Stinnes. Aber die Bedeutung dieses Schuhindustriellen für die kleine Republik ging noch weit über den Einfluß hinaus, den der „Kaufmann aus Mülheim“ in Deutschland je besessen hatte. Beiden sagte man persönliche Bescheidenheit nach, aber Stinnes besaß in seinen politischen Ambitionen, in der Großartigkeit seiner wirtschaftlichen Gedankengänge, ein andres Format als der „Schuster aus Zlin“. Das ‚Prager Tagblatt‘, ein durchaus demokratisches und vorurteilsloses Organ, spricht von den beiden großen Trägern des Namens Thomas: Masaryk und Bata. Die Bedeutung eines Mannes richtet sich nicht nach den Sympathien, die man ihm entgegenbringt. Das Gedenken des Weisen vom Hradschin wird auch späteren Geschlechtern als Staatsgründer und edler Führer einer Nation erhalten bleiben. Für die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse in der tschechoslowakischen Republik ist aber auch eine so zeitgebundene Größe wie die des Schuhkönigs von Bedeutung. Batas Werk würde sich kaum von dem Unternehmen andrer Großindustrieller unterscheiden, wenn es nicht auf einer eigenartigen sozialen Basis aufgebaut wäre, die ihr Schöpfer gradezu als eine neue Gesellschaftsform ansah. Der augenblick-

lich leitende Direktor der Werke in Zlin, Doktor Vavrezka, ehemaliger tschechoslowakischer Gesandter in Wien, bezeichnete den Erwerb und das Privateigentum im Sinne Batas als eine religiöse Pflicht. Die Lobredner, die sich am Grabe des Wirtschaftskönigs in großer Zahl eingefunden haben, sehen in dem Batasystem einen sozialen Kapitalismus oder einen kapitalistischen Kommunismus. Was aber dieses Sytem etwa von der Zeiß-Stiftung unterscheidet, die in Europa fast die einzige Synthese von kapitalistischer Betriebsführung und sozialistischer Gewinnverteilung darstellt, ist die Tatsache, daß die Bata-Werke nicht den Arbeitern sondern dem Unternehmer bzw. der Aktiengesellschaft gehören. Die Bata-Arbeiter ziehen nicht aus den steigenden Gewinnen „ihrer" Fabrik größere Einnahmen, sondern das Unternehmen selbst arbeitet mit den Ersparnissen seiner Angestellten. Man könnte diese Betriebsform vielleicht als negativen Sozialismus bezeichnen. Wenn die Arbeiter bei sehr ausgedehnten Dienststunden und intensivster Kraftanstrengung mehr verdienen als die andern niedrig bezahlten Lohnempfänger der Tschechoslowakei, so ist dies ebensowenig ein Beweis für die soziale Leitung wie die großzügigen Anlagen von Krankenhäusern, Speiseanstalten und dergleichen. Diese humanitären Einrichtungen entstammen einer gewissen patriarchalischen Gesinnung des verstorbenen Schuhkönigs. Nur verträgt sich der patriarchalische Geist durchaus nicht mit den Fließ-Methoden und dem Antreiber-System, das in diesen Fabriken herrscht. In dem schönen Hutten-Epos Conrad Ferdinand Meyers wird von dem alten Zimmermann berichtet, der seinen Gesellen am Abend auf die Schulter klopft und ihn mahnt, mit der Arbeit aufzuhören, denn nun sei der Feiertag angebrochen. Den Bata-Arbeitern klopft kein väterlicher Meister auf die Schulter, wir leben nicht im Mittelalter, und patriarchalischer Geist im hochkapitalistischen Unternehmen, im überrationalisierten Betrieb — das ist mehr als ein Anachronismus, nämlich eine innere Unwahrheit.

Nach den offiziellen Erklärungen sind die Finanzen der Bata-Gesellschaft geordnet. Bankschulden sind nicht vorhanden, weil die Werksparkasse das Unternehmen finanziert. 135 Millionen Kronen oder 17 Millionen Mark lassen die Arbeiter und Angestellten im Unternehmen arbeiten, das auf diese Weise keine Bankschulden aufzunehmen braucht. In Deutschland hat der Fall Borsig zu einer völligen Reorganisation der Werksparkassen geführt. Sollte man vielleicht in der Tschechoslowakei bald zu ähnlichen Erkenntnissen kommen? Die Arbeiter von Zlin sind nicht Aktionäre sondern Zwangsobligationäre der Gesellschaft. Ihre Einlagen sind noch nicht einmal hypothekarisch gesichert. An dieser Tatsache gehen die begeisterten Nekrologe vorüber. Vielleicht hätte die faszinierende Persönlichkeit Thomas Batas die Schwierigkeiten überwinden können, die sich jetzt einstellen werden. Das System Bata hatte Erfolg, solange der „Schuster bei seinem Leisten blieb". Der Vertikaltrust mit seiner gewaltigen Absatzorganisation, mit ausländischen Fabriken, mit eigenen Bahnlinien und Versicherungsgesellschaften ist entstanden aus dem Wunsch

des Schuhkönigs, seine Einnahmen mit niemandem zu teilen, Fabrikation, Versand und Vertrieb in eigne Regie zu nehmen. Die Nachfolger werden den Konzern nur aufrecht erhalten können, wenn es ihnen gelingt, bei gedrosselter Produktion die gewaltigen Lager zu verkaufen. Bata hatte kurz vor seinem Tode, nachdem die Eroberung des indischen Marktes infolge der noch billigeren japanischen Konkurrenz mißglückt war, die bereits eingeschränkte Produktion wieder erhöht. Dieses letzte Wagnis, in der gegenwärtigen Krisenzeit täglich 100 000 Paar Schuhe, 3 Milliarden im Jahr, zu erzeugen, ist eine Tollkühnheit gewesen. Sollten die Folgen dieses Experiment den Konzern erschüttern, — so wird wohl die Tschechoslowakei bald zu ihrem ersten staatssozialistischen Unternehmen kommen.

Wochenschau des Rückschritts

— In Warschau fand, organisiert im Einverständnis mit der polnischen Regierung, eine „Antideutsche Kundgebung" statt.

— Wie die ‚Münchener Post' mitteilt, ist im Braunen Haus in München eine etwa sechzig Mann starke „Stabswache" gebildet worden. Für die Aufnahme ist Bedingung: Größe nicht unter 1,75 Meter, Alter unter 30 Jahren. Der SA-Mann erhält volle Verpflegung und wöchentlich 10 Mark. Die Aufgabe der Stabswache ist die Begleitung und der Schutz Hitlers sowie der Oberführer.

— Ein oldenburger Nationalsozialist, der einen Angehörigen der Eisernen Front erschossen hatte, wurde vom Gericht, nachdem der Staatsanwalt Freispruch wegen Mangels an Beweisen beantragt hatte, wegen Notwehr freigesprochen.

— Das Postministerium und das Innenministerium haben einen Entwurf für die Neuordnung des Rundfunkwesens ausgearbeitet, der wichtige Umbesetzungen in den leitenden Stellen bringt und die Einspruchsmöglichkeiten der Länder gegen zentrale politische Beeinflussungen stark beeinträchtigt.

— Im Rundfunk sprach der nationalsozialistische Abgeordnete Kube über „Neues Preußentum" und ein paar Tage später Goebbels über den „Nationalcharakter als Grundlage der nationalen Kultur." Weil die Funkstunde Berlin wegen einer andern Veranstaltung einen Vortrag von Schultze-Naumburg über „Zeitgebundene oder blutgebundene Kunst?" vom frankfurter Sender nicht übernehmen konnte, ließ sie ihn auf Schallplatten aufnehmen und sendete ihn einen Tag später in der Aktuellen Abteilung.

— In Ohlau wurde der Korrespondent des ‚Berliner Tageblatts', als er seinem Blatt einen Bericht telephonierte, von der Polizei aus der Telephonzelle herausgeholt und zum Polizeirevier geführt. SA-Leute hatten durch lügenhafte Angaben die Polizei zu ihrem Vorgehen veranlaßt. Nach Klärung des Sachverhalts wurde der Korrespondent vom Vorsteher des Polizeireviers mit Entschuldigungen entlassen.

— Studenten in vollem Wichs, Stahlhelmer und Nationalsozialisten in Uniform halten am Gefallenendenkmal der berliner Universität Tag und Nacht Wache. Es wird verlangt, daß diese Wache bis Semesterschluß beibehalten werde. Der Rektor hat den Wunsch der republikanischen Studentenschaft, sich an der Bewachung des Denkmals zu beteiligen, abgelehnt. Der Rektor der charlottenburger Technischen Hochschule hat einen Bewachungsdienst eingerichtet, der vorwiegend von nationalsozialistischen Studenten gestellt wird.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Einheitsfront in der Praxis

Der Wunsch nach der Einheitsfront wächst in der deutschen Arbeiterschaft, so kann man jetzt schon sagen, fast stündlich. Jede Naziprovokation, jeder fascistische Terror verstärkt ihn. Und die Arbeiter, die an irgend einer Stelle in Deutschland bereits im direkten Kampf gegen die Nazis gestanden haben oder noch stehen, sind die besten Agitatoren für die Einheitsfront. Die Kommunisten werfen der sozialdemokratischen Führung vor, daß sie diesen Einheitsfrontwillen der Massen sabotiere. Wenn die kommunistischen Taktiker nicht so völlig unfähig wären, müßte es der KPD ein leichtes sein, bei der immer stärkern Bereitschaft der sozialdemokratischen und freigewerkschaftlichen Arbeiter der sozialdemokratischen Führung die Einheitsfront aufzuzwingen, wie man sie ihr seinerzeit bei der Aktion zur entschädigungslosen Fürstenenteignung aufgezwungen hat.

Aber die kommunistische Parteiführung versagt hier überall. Sie denkt gar nicht daran, der Sozialdemokratie die Einheitsfront aufzuzwingen — im Gegenteil: sie sabotiert sie ihrerseits immer und immer wieder. Und so haben wir das klägliche Schauspiel, daß diejenigen, die an sich dazu bestimmt wären, die deutsche Arbeiterschaft in diesen schicksalsschweren Tagen zu führen, die bestimmt wären, den Einheitsfrontwillen der Massen in organisationsfähige und aktionsfähige Form zu bringen, hinter dem Willen der Massen kilometerweise zurückbleiben; und daß man es daher schon als einen großen Fortschritt begrüßt, wenn in der Verwirklichung der Einheitsfront an irgend einer Stelle die Führung bereits so weit ist wie die Massen.

In einer ihrer vielen Proklamationen hatte die KPD jüngst erklärt, daß sie bereit sei, mit jeder Organisation zusammen zu arbeiten, der der Kampf gegen den Fascismus ernst sei. Die SAP ist im Vergleich zu den beiden großen Arbeiterparteien nur eine kleine Partei. Aber sie ist überall bestrebt, der Einheitsfront der arbeitenden Massen eine feste organisatorische Gestalt zu geben. Lange Zeit reagierte die KPD nicht darauf. Sie mußte es aber schließlich unter dem Druck ihrer eignen Arbeiterschaft doch tun. Aber auf welche Weise? Nur einige Beispiele aus der letzten Zeit, deren Zeuge ich selber war:

In Krimmitschau, in einem der Zentren der sächsischen Textilindustrie, wo die Erwerbslosigkeit gradezu gigantisch ist, hatte der Erwerbslosenausschuß eine gemeinsame Demonstration von SAP und KPD beschlossen, eine Demonstration, die von der Polizei genehmigt wurde. Es war bei den vorbereitenden Besprechungen über diese Demonstration ausdrücklich vereinbart worden, daß die Aktionslosungen vor allem gegen rechts gehen und daß nicht Transparente mitgeführt werden sollten, denen die SAP nicht zustimmen könnte. Als die verschiedenen Züge anmarschierten, mußte man feststellen, daß die KPD Transparente mitführte, wie „Einheitsfront nur unter Führung der KPD" etcetera. Die gemeinsame Demonstration kam daher nicht zustande. Die kommunistischen Arbeiter waren äußerst empört über das Verhalten ihrer Führung, weil in ihnen die Sehnsucht nach der wirklichen Einheitsfront vorhanden ist und weil sie spürten, daß die Führung, um ein Parteisüppchen zu kochen, die Demonstration in Wirklichkeit unmöglich gemacht hatte.

Die KPD merkt, daß sie sich durch solche Manöver die Sympathien ihrer eignen Anhänger immer mehr verscherzt, und bei einer gemeinsamen Demonstration, die von KPD und SAP in Reichenbach und den umliegenden Ortschaften veranstaltet wurde, hielt sich die KPD an die getroffenen Vereinbarungen, so daß ein Aufmarsch ermöglicht wurde, wie

er in diesen kleinen Orten bisher noch nicht dagewesen war.

Aber zur Einheitsfront gehört ja nicht nur KPD und SAP. Die Einheitsfront gegen den Fascismus ist erst dann geschaffen, wenn KPD, SPD und der ADGB in ihr stehen. Plauen ist heute eine Hochburg der Nazis. In Plauen ist die SAP ein sehr beträchtlicher Faktor. Hier hatte vor kurzer Zeit ein großer gemeinsamer Aufmarsch der SAP und der KPD stattgefunden. Die SAP war natürlich damit nicht zufrieden. Nach langen Bemühungen war es geglückt, den ADGB von Plauen, die SAP und die KPD an einen Tisch zu bringen, um über die Frage einer einheitlichen Demonstration zu verhandeln. Ein einheitlicher Aufmarsch von SPD, ADGB und KPD in Plauen wäre natürlich nicht nur für Plauen wichtig gewesen sondern hätte sehr weittragende Wirkungen gehabt. Die Kommunisten aber kamen zu dieser Verhandlung mit der Forderung, daß die Arbeiterschaft Plauens nicht nur eine gemeinsame Demonstration machen sondern daß sie am Tage der Einführung der Salzsteuer in einen eintägigen Proteststreik treten solle. Die Argumentation, daß man mit einem eintägigen Proteststreik nicht beginnen könne, daß man zunächst einmal die Aktivität der Arbeiterklasse durch gemeinsame Demonstration mobil machen müsse, daß so der Proteststreik nicht am Beginn der Aktion stehen könne sondern erst eine weitere Etappe darstelle, fruchtete nichts. Die Kommunisten in Plauen blieben bei ihrer Forderung. Der ADGB erklärte damit die Verhandlungen für gescheitert.

Das sind nur einige Beispiele aus den Praxis der letzten Tage, aus einem bestimmten Bezirk Deutschlands. Aber was sich hier in Sachsen abspielt, können wir mit örtlichen Variationen in ganz Deutschland feststellen. Im gleichen Zeitraum, wo uns die Zeitungen melden, daß die Zahl derer, die von den Nazis ermordet, schwer oder leicht verwundet werden, in gradezu geometrischem Tempo wächst — im gleichen Zeitraum, wo diese wachsende Mordliste den Arbeitern die Notwendigkeit der Einheitsfront wortwörtlich einhämmert, im gleichen Zeitraum wird sie durch bureaukratische Manöver der großen Parteien immer wieder erschwert. Um so notwendiger ist die Arbeit für sie.

Fritz Sternberg

Gerechtigkeit für einen Perser!

In Berlin lebte ein volles Jahr lang, gänzlich zurückgezogen, der frühere persische Abgeordnete Mohamed Farokhi. Er ist hohen deutschen Regierungsstellen kein Unbekannter, denn er hat während des Weltkrieges von Deutschland die Errettung seiner Heimat aus der zaristisch-englischen Zange erwartet. Der gegenwärtige deutsche Gesandte in Teheran, Herr von Blücher, im Kriege kaiserlicher Emissär auf dem persischen Kampfplatze, kennt den Namen und die Bedeutung dieses persischen Demokraten ganz genau.

Als Farokhi im August 1930 als Abgeordneter des Medschlis von der Tribüne herunter mutig für Wahlfreiheit plädierte, wurde er im Parlamentsgebäude blutig geschlagen. Von Mordanschlägen bedroht, hielt er sich tagelang im Parlamentsgebäude versteckt, bis ihm auf abenteuerliche Weise die Flucht aus Teheran über die nächste Grenze gelang. Sein zweites Verhängnis wurde der Fall der persischen Emigranten-Zeitschrift ‚Peykar' und der im Zusammenhang damit von den Reichs- und preußischen Staatsbehörden betriebene Majestätsbeleidigungsprozeß, der das Landgericht I. als Berufungsinstanz am 30. Juni beschäftigte. Der Abgeordnete Farokhi, der mit der Zeitschrift weder direkt noch indirekt das mindeste zu tun hatte, war von den Angeklagten als Hauptentlastungszeuge benannt worden.

Schon einmal, vor der Eröffnung der Hauptverhandlung gegen die Majestätsbeleidiger im April 1932, hatte die Polizei Farokhi

den Paß entzogen und das Dokument der persischen Gesandtschaft „zur Prüfung" auf seine Echtheit übergeben. Gleichzeitig hatte man durchblicken lassen, daß Farokhi so schnell wie möglich aus Preußen zu verschwinden habe. Presseveröffentlichungen verhinderten damals das Äußerste, ja. zwei Herren von der persischen Gesandtschaft brachten Farokhi den Paß zurück, unter vielen höflich vorgebrachten Entschuldigungen. Man hatte offenbar auf der persischen Seite Farokhis Aussagen vor dem deutschen Gericht gefürchtet. Da es zu solchen Aussagen nicht gekommen war, hatte die persische Gesandtschaft wohl keine Bedenken mehr gegen den Aufenthalt des Abgeordneten in Berlin.

Inzwischen hatte die Staatsanwaltschaft nach dem erstinstanzlichen Freispruch in der Persien-Angelegenheit Berufung eingelegt, und das Landgericht I beraumte noch am 20. Juni die Hauptverhandlung auf den 30. Juni an. Um genau dieselbe Zeit wurde Farokhi zur persischen Gesandtschaft gebeten, wo man ihm eröffnete, Schah Riza Khan hätte die Gnade gehabt, ihn zu amnestieren. Amnestieren kann man aber nur jemanden, der rechtskräftig verurteilt wurde. Farokhi dagegen war wegen einer Parlamentsrede in dem angeblich konstitutionell regierten Persien blutig geschlagen und mit Ermordung bedroht worden. Auf diesen Standpunkt versteifte sich auch Farokhi. Die Gesandtschaft bedeutete ihm unfreundlich, er möge sich in Acht nehmen, es gäbe so etwas wie die Beziehungen zwischen zwei Ländern. Womit deutlich auf den Präzedenzfall angespielt wurde, der im Oktober 1931 zur Ausweisung des persischen Studenten Alawi geführt hätte. Damals war von persischer Regierungsseite mit dem Abbruch der diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen gedroht worden, falls die verschiedenen Forderungen aus Teheran nicht erfüllt würden. Farokhi sollte auf diese Weise an einem Auftreten als Entlastungszeuge in dem bevorstehenden Prozeß verhindert werden. Da dies nicht gelang, wurde von persischer Seite wieder der Weg des Verbalnotenwechsels beschritten.

Am 24. Juni erhielt Farokhi eine vom 22. Juni datierte Zustellungsurkunde vom Polizeipräsidium Berlin (Geschäftszeichen 1749. 3. 31) mit der Aufforderung, „wegen Gefährdung der ordnungsmäßigen Beziehungen des Deutschen Reiches zum Ausland" Preußen binnen drei Tagen zu verlassen. Nichts davor und nichts dahinter. Keine Angabe, worin diese „Gefährdung der Auslandsbeziehungen" zu erblicken sei. Die Zustellung enthielt die übliche Strafandrohung gemäß §§ 55, 56 des Polizeiverwaltungsgesetzes und den Zusatz: „Wer, nachdem er des Reichsgebiets verwiesen, ohne Erlaubnis der ausweisenden Behörde zurückkehrt, wird nach § 3612 Strafgesetzbuchs mit Haft bis zu sechs Wochen bestraft." Dieser Zusatz kann nur eine Spekulation auf die Unkenntnis des Ausländers gewesen sein, denn das berliner Polizeipräsidium kann, selbst unter der Notverordnungs-Rechtslage, nur aus Preußen, nicht aber aus dem Reichsgebiet ausweisen.

Es unterliegt keinem Zweifel: Das Verbrechen des ehemaligen Abgeordneten Farokhi, der sich aus Überzeugungstreue seit einem Jahr in Berlin durchhungerte, bestand darin, daß er gewillt war, zur Entlastung einiger Majestätsbeleidiger vor Gericht auszusagen und seine aus einem langen politischen Leben stammenden Erfahrungen zur Kenntnis zu bringen. Das war der einzige Grund für die brutale Abschiebung eines politischen Emigranten. Der Abgeordnete Farokhi hat in den über fünfzig Jahren seines Lebens nicht nur unter Riza Khan mehrfach das Brot der Verbannung gegessen und persische Untersuchungsgefängnisse von innen gesehen. Er hat nicht nur 1906 an der großen konstitutionellen Bewegung in Persien an führender Stelle teilgenommen. Er hat sich nicht nur vom Bäcker zum einflußreichen Zeitungsherausgeber und Chefredakteur des Blattes ‚Tufan' emporgearbeitet, die öffentliche Meinung Persiens mitgebildet, die Jugend des Landes als politischer Lehrer zum Denken erzogen. Er hat um seiner Überzeugung willen schon unter der durch den heutigen Schah gestürzten Kadscharen-Dynastie eine Folter erlitten, von der man in Europa nur mit Schaudern sprechen kann. Ihm wurden auf Befehl Muzaffer-ed-Dins die Lippen zugenäht, und die Narben der ihm beigebrachten Wunden trägt Mohamed Farokhi heute noch. Das war sein erstes Mundverbot. Das letzte erreichte ihn in Berlin, als er ein harmloser Prozeßzeuge sein sollte.

Diese Ausweisung ist unhaltbar. Sie muß besonders jetzt nach Beendigung der ganzen Groteske zurückgezogen werden, ebenso wie die gegen Alawi. Von Rechts wegen.

Carl Wehner

Kleinliche Mätzchen

Es hat Justi offenbar gekränkt, daß ich hier, in meiner Oslo-Kritik, das Herausstellen des Anton von Werner-Bildes in der National-Galerie politisch deutete. Er antwortet in seiner Zeitschrift „Museum der Gegenwart", ignoriert alle meine sachlichen Feststellungen über Oslo (desgleichen sein Assistent Hentzen in derselben Zeitschrift), dementiert aber heftig und in einer falschen Tonlage, daß der Anton von Werner jetzt aus dem Depot hervorgeholt sei. Das Bild habe nur während einiger besonders großer Ausstellungen nicht gehangen. Man kann es beamtenmäßig vielleicht so nennen. Es waren mehrere besonders große Ausstellungen, jede dauerte Monate, mit Vorbereitungszeit, mit Abbauzeit, ... man kann also beamtenmäßig vielleicht sagen: Bild hat immer gehangen, sogar auf demselben Platz ... nur während einiger besonders großer Ausstellungen nicht.

Ich bin in diesen Jahren überaus häufig in der Galerie gewesen, habe ganz gute Augen und ein ganz gutes Gedächtnis. Ob das Bild im Depot war oder vielleicht in einem anderen nicht zugänglichen Raum, weiß ich nicht. Jedenfalls: jahrelang war es nicht sichtbar. Es hat einmal einige Zeit im Corneliussaal gehangen, das fiel mir auf. Ich hatte aber den Eindruck, daß der damalige Zustand des Saales behelfsmäßig und zufällig sei und nahm die Sache nicht weiter wichtig. Aber nun ... und das ist der entscheidende Punkt! ... ist eine durchgreifende, offenbar auf die Dauer berechnete Neuordnung der Galerie durch Justi erfolgt, und da das Bild in diese Neuordnung aufgenommen ist, hielt ich mich zur Kritik verpflichtet. Justi kann mir höchstens vorwerfen, daß ich seine künstlerische Einsicht überschätzt hätte, indem ich annahm, das Verschwinden des Bildes ... und daß es faktisch mehrmals verschwunden war, bestreitet ja Justi nicht, es hat nur immer dabei auf demselben Platz gehangen ... sei Absicht gewesen (weil es nämlich ein Schinken ist), während es also für Justi nur die unerwünschte Folge äußeren Zwanges (durch besonders große Ausstellungen) war. Die Kraftausdrücke Justis sind recht unangebracht.

Justi ist nun besonders erbittert, daß ich das Wiederaufnehmen des Bildes in die jetzige planmäßige Neuordnung mit politischen Motiven erkläre. Will er bestreiten, daß er zu allen Zeiten mit politischen Mitteln gearbeitet hat? War es nicht Politik, als er vor dem Kriege den Prinzen August Wilhelm, heute Held Auwi, in die Kunstkommission hereinholte, um so die Einflußnahme des Hofes zu paralysieren? War es nicht Politik, wenn ausgerechnet während des Ruhrkampfes die Franzosen aus dem gelben Saal in schlechtere Räume wandern mußten? War es nicht Politik, wenn er sofort den Oberbürgermeister Sahm in die Kommission hereinholte... um so den ihm unerwünschten Plan einer städtischen Galerie zu durchkreuzen. Auch ich bin der Meinung, daß eine Galerie der Stadt überflüssig ist, aber darum handelt es sich hier nicht. Ist es nicht Politik, wenn im Katalog Oslo bei jedem Künstler angegeben wird, ob und wann und wo er im Felde war? Ist es nicht Politik, wenn Justis Vertreter Thormählen sich in jedem Falle sehr eindeutig erkundigt, ob ein Künstler Arier oder Jude sei? Haben nicht Justis Assistenten Thormählen und Rave in dem offiziellen Buch „200 Bilder der National-Galerie" 1926 geschrieben: „Nachdem politische Gründe weniger als früher auf künstlerisches Gebiet hinüberspielen, rückt der Plan einer französischen Ausstellung in greifbare Nähe", und sollte es nicht auf ein wieder stärkeres Hineinspielen politischer Gründe gehen, wenn diese französische Ausstellung ungreifbare Ferne geworden ist?

Wenn Justi das politisierende Präsentieren von Bildern à la Anton von Werner ein „kleinliches Mätzchen" nennt, so bin ich ganz seiner Meinung, und ich würde in diese politisierende Rubrik auch einreihen, wenn er im Katalog der Lesser Ury-Ausstellung unter den „Jahreszahlen zu Lesser Urys Leben" treuherzig vermerkt: „1887, Gegnerschaft von Max Liebermann"... er, der zum ersten Male 1925 ein paar Landschaften Lesser Urys ausgestellt hat, obwohl er seit 1910 Leiter der National-Galerie ist. Politik? Kleinliches Mätzchen? — Beides.

Adolf Behne

Waßmann

Des nunmehr toten Schauspielers Waßmann bedeutendste Rolle, erschütterndste Leistung war sein verkommener Baron in Gorkis „Nachtasyl". Durch die Jahrzehnte blieb das Bild des weißblonden Mannes haften, der auf einem Stuhl saß und die Erzählung seines Lebens immer mit dem blöden Ausspruch unterbrach: „Keine Ahnung." Gorkis Gestalt, Waßmanns Gestalt war vor ein paar Tagen auferstanden. Ein schöner Mensch mit einem stumpfen traurigen Gesicht und glänzendblonden Haaren war wegen eines traurigen Raubes angeklagt. Genau wie der verkommene russische Baron antwortete er auf alle Fragen mit Gorkis Worten, im Tonfall

Waßmanns, traurig, stumpf und demütig: „Keine Ahnung."

„Warum gingen Sie von Hause fort?"

„Keine Ahnung."

„Warum gingen Sie dem Mädchen nach?"

„Keine Ahnung."

So dicht decken sich Leben und Kunst, daß man über die Entstehung des Kunstwerks nachdenkt. Hat Waßmann gewußt, was er bildete? Kannte er einen schwachsinnigen Psychopathen, der hochgradig degeneriert war und unter reaktiven Verstimmungszuständen zu leiden hatte, wie das klinische Krankheitsbild heißt?

Oder ist es eben das Wesen eines großen Schauspielers, daß sich ihm aus den Worten des genialen Dichters so klar das Wesen eines Menschen erschließt, daß nachher die Wirklichkeit der Kunst nachgebildet scheint?

Gabriele Tergit

Liebe als Sommergeschäft

Von einem größern berliner Verlag erhielten die Buchhändler Deutschlands kürzlich eine Empfehlung seiner Zeitschrift ‚Die Liebe', Blätter für Kultur des Geschlechtslebens und der Ehe. Sie beginnt mit den Worten: „Sehr geehrter Herr Kollege! Sie werden sicherlich unsre neuerliche Ankündigung über ‚die Liebe' mit Interesse gelesen haben. ‚Die Liebe' ist das große Sommergeschäft ... Die Liebe ist preiswert und bietet Ihnen eine große Verdienstmöglichkeit!"

Aus großer Zeit

Auch wer beide Hände und Füße verloren hat, kann dazu gebracht werden, daß er durch eigene, sogar schwierige Arbeit sein Brot verdient. Wer beide Beine verloren hat, kann durch niedrige, allmählich höher werdende Hilfsstützen, die schließlich durch künstliche Beine von richtiger Länge ersetzt werden, Stehen und Gehen lernen.

Leichter noch läßt sich der Verlust beider Unterschenkel durch Ersatzstücke ersetzen.

Ergänzendes Zusammenwirken zweier Einarmiger wird auch die Tätigkeit solcher Art ermöglichen, die zunächst nur völlig Gesunden vorbehalten zu sein scheint.

Einen Tischler, der an der Hand schwere Verstümmelungen aufzuweisen und außerdem das rechte Bein verloren hatte, sah ich ebenso frisch und froh arbeiten wie seine Kameraden. Offenbar war er sich seiner schweren Verletzung gar nicht mehr bewußt.

Diese Beispiele zeigen, daß das stolze Wort nicht mit Unrecht geprägt ist: Es gibt kein Krüppeltum, wenn der eiserne Wille vorhanden ist, es zu überwinden. Dies muß auch das Leitwort für unsre Kriegsverletztenfürsorge sein.

‚Deutsche Tageszeitung',
4. 6. 1915
Dr. Link-Lübeck

Hinweise der Redaktion

Berlin

Bund Geistiger Berufe. Mittwoch 20.00. Kammersäle, Teltower Str. 1—4. Die Krise frißt die Volksgesundheit, Felix Boenheim; Krise der Gesundheitsfürsorge, Paul Levy; Die Krise in der Kinderwelt, Annemarie Bieber.

Hamburg

Weltbühnenleser. Freitag 20.00. Timpe, Grindelallee 10: Die Einheitsfront.

Bücher

Manfred Georg: Der Fall Ivar Kreuger. Brückenverlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Langenberg 18.20: Alfred Prugel liest. — 20.00: Rudolf Braune zum Gedenken. — Königsberg 20.05: Totengespräche von Fritz Mauthner. — **Mittwoch.** Berlin 17.50: Berliner Geschichten von S. Kracauer. — **Donnerstag.** Leipzig 18.30: Besuch bei Baedecker, Hans Natonek. — Königsberg 20.00: Shakespeares Macbeth. — Breslau 21.10: Ein Hörspiel von meinem Leben, Roda Roda. — **Sonnabend.** Berlin 18.10: Die Erzählung der Woche, Albert Daudistel.

Antworten

Romain Rolland. Wir danken Ihnen für die Mitteilung, daß der Kongreß gegen den imperialistischen Krieg, der für Genf verboten worden ist, voraussichtlich Mitte August in Brüssel stattfinden wird. Allerdings steht die Genehmigung der belgischen Regierung noch aus.

Theaterdirektor. Felix Stößinger schreibt: „Die Leute vom Theater haben nach ihrem Zusammenbruch die Beschäftigung der deutschen Parteien seit 1918 übernommen, nämlich die Schuld bei den andern zu suchen. Wenn man in der letzten ‚Weltbühne' die Schilderung der panischen Angst der Prominenten liest und zu diesem Zitat Heinrich Fischers die Bemerkungen von Eduard Lunz, muß man wahrhaftig glauben, daß die berliner Theaterkritik Legislative und Exekutive in einem war. Mit keinem Wort erfährt der Leser, daß die Urteile der Presse für die Betroffenen nur dadurch Bedeutung hatten, daß eine feige und urteilslose Gruppe von Theatermännern die Verdikte der Kritik prompt exekutierte. War die Kritik schlecht, ließen sich am nächsten Morgen Dramaturgen und Direktoren nicht mehr sprechen. Die guten Zeiten, in denen der Künstler sich eines Theatermanns sicher wußte, der an ihn glaubte und ihn deckte, waren vorbei. Die Direktoren haben den Schauspielern ihren Schutz entzogen und damit sich selbst ans Messer geliefert. An ihrer Feigheit und Konjunkturschieberei sind sie nun zugrunde gegangen. Hoffentlich — auf Nimmerwiedersehn."

Kultusminister Baumgartner, Karlsruhe. Sie warnen in einem Rundschreiben an die Kreisschulämter vor einer Beteiligung der Lehrer an der Studienreise deutscher Pädagogen nach Rußland, wozu der ‚Intourist' eingeladen hat, indem Sie diese Reise als „kommunistische Propagandaveranstaltung" bezeichnen. Sind Sie wirklich der Meinung, daß es besser ist, Rußland einfach zu verurteilen, als durch Studien an Ort und Stelle sich ein Urteil zu bilden? Wollen Sie wirklich die Theorie vom alleinseligmachenden Index auch auf Reisen ausdehnen?

Alter Freund. Ihnen und allen andern, die auch aus Anlaß des letzten Prozesses wieder Carl v. Ossietzky in herzlichen Briefen ihre Freundschaft bezeugt haben, Dank für alle Unterstützung und Aufmunterung.

Landgerichtsdirektor Doktor Weiß in Guben. Nach Ihren Darlegungen müssen die von unserm Mitarbeiter Hans Glenk in der ‚Weltbühne' vom 14. Juni gegen Sie mit Bezug auf Ihre Stellungnahme zum § 218 erhobenen Vorwürfe zurückgenommen werden. Sie haben in der Verhandlung, wie Sie schreiben, ausdrücklich erklärt, daß „eine etwaige Beteiligung des Ehemanns Ziehm an dem an seiner ersten Frau vorgenommenen Eingriff auf einem Gebiet liege, das rein menschlich zu verstehen und nicht geeignet sei, die Anständigkeit und Glaubwürdigkeit des Ehemanns Ziehm in Zweifel zu ziehen." Es liegt danach kein Grund vor, Ihr Verhalten dem Ehemann Ziehm gegenüber in irgendeiner Weise zu beanstanden. Leider haben Sie recht, wenn Sie erklären: „Daß ein Richter das geltende Recht, also auch § 218 StGB. — unbeschadet etwaiger entgegenstehender persönlicher Auffassung — unbedingt anzuwenden hat, ist eine Selbstverständlichkeit."

Weltfriedensbund der Mütter und Erzieherinnen. Wir haben mit Befriedigung von den Verhandlungen eures Kongresses in Köln Kenntnis genommen. Neu war uns, daß der französische Zweig eures Bundes schon sechzigtausend Mitglieder hat (der deutsche leider nur siebentausend), und daß durch ihn erfolgreich die französischen Wahlen im Sinne der Linken, also im Sinne der Völkerversöhnung, beeinflußt worden sind.

Major von Löbbecke in Haus Nachrodt. Sie haben nach dem Bericht des ‚Dortmunder Generalanzeigers' einen 17jährigen Jungen namens Polascheck, der in Ihrem Forst trockenes Holz sammelte, ohne weiteres von hinten beschossen. Im Krankenhaus hat man 41 Schrotkörner im Rücken und Oberschenkel des armen Jungen gefunden. Eine erregte Volksmenge hat Sie zu lynchen versucht. Können Sie sich darüber wundern? In Westdeutschland ist man eben noch nicht an ostelbische Baronsmanieren gewöhnt.

Rundfunkautor. Die westdeutsche Leitung eines nationalsozialistischen „Kampfbundes für Deutsche Kultur", Darmstadt, fordert alle ihm nahestehenden „künstlerischen und wissenschaftlichen Führer und Mitarbeiter der deutschen Rundfunkgesellschaften" zum Zusammenschluß auf. Um so wichtiger ist es, Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Seit ein paar Wochen gibt es den „Bund freier Rundfunkautoren". Tritt ihm bei. (Sekretariat: Neukrantz, Reinickendorf-Ost, Arosa-Allee 153.)

Arithmeticus. Sie wundern sich, daß in Frankreich die Gehälter der höheren Offiziere um ein Drittel niedriger sind als in Deutschland, obwohl die deutschen Finanzen eigentlich noch mehr Anreiz zur Sparsamkeit bieten sollten als die französischen. Ja, verehrter Freund, ist Ihnen der Qualitätsunterschied zwischen deutschen und französischen Offizieren noch nicht aufgefallen? Oder glauben Sie, daß man in Frankreich irgend einem General die politische Macht anvertrauen möchte, die bei uns General von Schleicher erhalten hat? An ihrem politischen Einfluß gemessen, sind unsre Generale eigentlich noch niedrig entlohnt.

Hamburger. Die hamburger Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Liga für Menschenrechte wird in eine Ortsgruppe umgegründet, deren Geschäftsstelle sich Gänsemarkt 35 befindet. Sie können dort die noch nicht abgelieferten Erklärungen für Carl v. Ossietzky abgeben.

Jüdisches Echo. Du behauptest, an dem Hitlerdiner des düsseldorfer Industrieklubs hätten auch Juden teilgenommen, nämlich Bankier Elkan, Munitionsfabrikant Grünthal, Justizrat Cohen und Direktor Nothmann. Alle diese jüdischen Herren haben, wie du schreibst, auf Aufforderung von Fritz Thyßen Hitler durch den römischen Gruß geehrt. Wenn die Anhänger Hitlers eine Liste unerwünschter Juden aufstellen wollen — vielleicht notieren sie sich dafür die Namen der Herren mit dem Fascistengruß. Dann könnten die Nazis bei allen charaktervollen Juden auf Verständnis rechnen.

Marxistische Arbeiterschule. Für das am 18. Juli begonnene IV. Quartal ist ein Vorlesungsverzeichnis erschienen, das gegen Einsendung von 5 Pfennig in Marken von eurer Zentrale, Berlin O 27, Schicklerstr. 6 III, zu beziehen ist.

Rheumatischer Leser. Das Pistyan-Bureau hat uns zehn Vergütungsanweisungen zur Verfügung gestellt, die unsere Leser, welche eine Kur in Bad Pistyan vornehmen wollen, zu folgenden Vergünstigungen berechtigen: 40 bis 50 Prozent Bäderermäßigung, 20 Prozent Ermäßigung des Zimmerpreises, ferner Pauschalpreise I. Klasse zu 70,— Kc., II. Klasse zu 48,— Kc. pro Tag. Anweisungen durch unsern Verlag. Auskünfte erteilt das Pistyan-Bureau, Fasanenstraße 61.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Papen hilft der Linken von Hellmut v. Gerlach

„Es gibt Augenblicke, wo man Lust hat, die Wahrheit zu schreiben, zu drei Monaten die Zeile."

Es war kein Revolutionär, der sich also äußerte. Es war der große französische Publizist Louis Veuillot.

An das Wort des Franzosen mußte ich denken, als ich die Rundfunkrede Papens las, in der er alle Verantwortung den Kommunisten aufbürdete und von der Unzahl der nationalsozialistischen Bluttaten nicht einmal eine Andeutung machte.

Soll man? Nein, man soll nicht! Wozu dem Gegner die Trümpfe in die Hand spielen?

Es ist wieder wie in der „großen" Zeit, nur daß damals der Höchstkommandierende in den Marken von Kessel hieß, während diesmal Herr von Rundstedt unser Vorgesetzter ist. Damals lernte man als Journalist der Linken seine Leser zum Lesen erziehen. Sie durften nicht auf den Zeilen lesen, sie mußten zwischen ihnen lesen. Was sie sich dann dachten, war ihre Sache. Denken durften sie sogar in den unparlamentarischsten Ausdrücken.

Was wir heute in Preußen erleben, benennt man in Frankreich und sogar in Süddeutschland mit sehr ausdrucks- und eindrucksvollen Namen. Wir im Bereich des Belagerungszustandes nennen es eine politische Maßnahme von umstrittener staatsrechtlicher Zulässigkeit.

Gewundert haben wir uns gar nicht über die Verhängung des Ausnahmezustandes. Gewundert haben wir uns höchstens darüber, daß er nur über Berlin und Brandenburg verhängt worden ist. Warum nicht über ganz Preußen? In Altona z. B. hatte es an einem Tage mehr Tote gegeben als in Berlin während des ganzen Wahlkampfes. Im Rheinland standen die blutigen Zusammenstöße auf der Tagesordnung.

Allerdings — der Belagerungszustand für ganz Preußen hatte einen internationalen Haken. Deutschland ist bis 50 Kilometer rechts des Rheins völkerrechtlich entmilitarisiert. Es dürfte nicht ganz einfach sein, in einem entmilitarisierten Gebiet, wo kein Reichswehrmann amtlich stationiert werden darf, die Zivilgewalt durch die Militärgewalt abzulösen.

Warum man grade Berlin und die Provinz Brandenburg mit dem Belagerungszustand begnadet hat, wird so lange ein undurchdringliches Geheimnis bleiben, bis die wenigen Eingeweihten es für gut befinden, sich darüber zu äußern — falls sie es je für gut befinden sollten. Ein Phonograph war vermutlich nicht angebracht, um die entscheidenden Unterredungen zu fixieren.

In Neudeck ist die Entscheidung gefällt worden. In Neudeck wurde vor ein paar Wochen das Urteil über Brüning und jetzt das über Otto Braun gesprochen. Neudeck ist Neupotsdam geworden.

Warum ist in Preußen ein Reichskommissar eingesetzt worden?

Am 18. Juli schrieb der nationalsozialistische preußische Landtagspräsident Kerrl seinen anmaßenden Brief an Herrn v. Papen, worin er ihn zur Übernahme der Polizeigewalt in Preußen aufforderte.

Am 20. Juli war Herr v. Papen Reichskommissar für Preußen.

Ich werde mich hüten, einen Kausalzusammenhang zu behaupten, den ich nicht beweisen kann. Ich notiere nur zwei Daten. Durch den Belagerungszustand kann viel, aber nicht der Kalender außer Kraft gesetzt werden.

Warum lag den Nationalsozialisten so viel daran, daß die Regierung der Barone, mit der sie angeblich gar nichts zu tun haben, die Macht in Preußen ergreife?

Weil sie Angst vor dem Wahlergebnis haben. Je weiter die Wahlbewegung vorschritt, um so klarer wurde es ihnen, daß sie weder allein die absolute Mehrheit erhalten würden, noch selbst unter Zurechnung der Deutschnationalen und andrer politischer Kleinhilfsvölker. Ja, sie merkten, daß es ihnen nicht einmal gelingen werde, die für Hitler bei der zweiten Präsidentenwahl abgegebenen Stimmen zu halten. Zu ihrem Schrecken sahen sie sich aus der Offensive in die Defensive gedrängt. Sie hatten nur überfüllte Versammlungen gekannt. Jetzt waren mit einem Male die Versammlungen ihrer Gegner besser besucht als ihre eignen.

SPD und Zentrum befinden sich eben in einer Lage, wie seit vielen Jahren nicht. Sie sind Opposition. Und sie haben noch dazu das Glück, einer Regierung opponieren zu können, die ausschließlich aus Angriffsflächen besteht.

Am 19. Juli traf ich einen sehr urteilsfähigen Linkspolitiker, der grade von einer mehrwöchigen Wahlreise zurückkam, die ihn in die verschiedensten Teile Deutschlands geführt hatte. Er berichtete:

Als ich Anfang Juli losging, war ich überzeugt, daß die Nazis etwa 220 Mandate erringen würden. Heute gebe ich ihnen noch 180. Der Eindruck war überall derselbe: Der Zustrom hat aufgehört, viele Mitläufer sind stutzig geworden. Die Papenregierung ist in allen Volksschichten unbeliebt, aber die Naziredner dürfen sie nicht so bekämpfen, wie sie Brüning bekämpft haben. Ihre Demagogie ist stumpf geworden. Vielen, die ihnen bisher zugejubelt haben, erscheinen sie jetzt als Halbseidene.

Diese Erfahrungen eines erfahrenen Politikers werden mir von allen Seiten bestätigt, sogar von alten Offizieren, die noch im April nationalsozialistisch gewählt haben.

Wenn schon vor dem 20. Juli die Aussichten der Nationalsozialisten sehr gesunken und die der Linken und des Zentrums dementsprechend gestiegen waren, so haben die Ereignisse des 20. Juli und der folgenden Tage diese Proportion noch progressiv gesteigert. Herr v. Papen und Herr v. Schleicher werden das vielleicht nicht glauben. Sie stehen der Psyche der Volksmassen zu fern. Aber auf den Glauben der im Augenblick scheinbar allmächtigen Herren kommt es ja politisch sehr viel weniger an als auf die Bilanz des Wahltages.

Vor ihr hat Hitler Angst. Wenn man vor seinen Gläubigen den Mund zu voll genommen hat, ist es peinlich, nachher mit leeren Händen dazustehen.

Radikale Elemente seiner eignen Partei drängen ihn, den Plan vom 13. März in erweitertem Umfang wieder aufzunehmen: Mobilisierung der braunen Streitkräfte in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August zum Marsch auf Berlin! Es scheint nicht, als wenn er dazu irgendwelche Neigung hätte. Die Spuren vom November 1923 schrecken ihn. Seitdem hält er wirklich Legalität für den bessern Teil der Tapferkeit.

Natürlich weiß er, daß seine Stellung in seiner Partei unsicher wird, wenn auch der 31. Juli ohne sichtbaren Erfolg vorüber geht. Darum ist sein sehnlichster Wunsch: Aufhebung des Wahltermins!

Warum drängten die Nationalsozialisten auf den Reichskommissar für Preußen, auf den Belagerungszustand? Weil sie erwarteten, daß die Arbeiter diese Herausforderung mit blutigen Gewalttaten beantworten würden. Generalstreik — das hätte den Herren so gepaßt. Vielleicht noch ein paar Barrikaden dazu, Maschinengewehre in den Straßen, angebliche Dachschützen usw., wäre es dann nicht ganz plausibel gewesen, wenn man erklärt hätte, bei so unordentlichen Zuständen sei eine ordnungsmäßige Wahl unmöglich? Man rechnete auf Illegalitäten der Andern, um die höchste Illegalität, die Suspendierung der Wahl, rechtfertigen zu können.

Diese Spekulation der Nationalsozialisten ist mißglückt. Die Narrenparole des Generalstreiks ist an dem gesunden Menschenverstand der Arbeitermassen zerschellt. Unsre prachtvoll geschulten Gewerkschaftler wissen, welch unwiderstehliche Waffe sie in der Legalität besitzen.

Aber die Nazis bohren weiter. Genügte die bisherige Herausforderung der Arbeiter nicht, so muß man die Dosis verstärken. Verbot der KPD! Dann wird doch endlich die heiß ersehnte gewalttätige Reaktion eintreten.

Aber die Regierung will an dies Verbot nicht heran, so sehr sie auch die Kommunisten haßt. Das Verbot hätte die Ungültigkeit aller Stimmen zur Folge, die für die Liste der KPD abgegeben werden. Mit einem Schlage eröffnete sich für Hitler die Möglichkeit einer Rechtsmehrheit, bei der seine Partei als weitaus stärkste fast allmächtig wäre.

Grade das kann Herrn v. Schleicher nicht in seine Rechnung passen. Er hat durchaus keine Abneigung dagegen, Hitler an der Macht teilnehmen zu lassen. Aber natürlich nicht als bestimmenden Faktor! Herr v. Schleicher hat viel zu viel Selbstbewußtsein, um als Stein — und wäre es als Königin, — auf dem Schachbrett des Herrn Hitler figurieren zu wollen.

Auch sonst hat man Bedenken gegen das Verbot der KPD. Könnten am Ende diese törichten KPD-Arbeiter nicht, wenn sie eigne Kandidaten nicht mehr wählen dürfen, zu einem erheblichen Teil aus Erbitterung gegen die Regierung für die SPD stimmen? Dann wäre man aus dem Regen unter die Traufe gekommen. Das Verbot einer regierungsunfähigen Partei hätte einer regierungsfähigen Linkspartei eine überragende Macht verliehen.

Scheinbar ist die Reaktion jetzt allmächtig. Aber sie hat sich zu weit vorgewagt. Damit hat sie der Linken eine gewaltige Chance gegeben. Wenn diese am 31. Juli ausgenützt wird . . .

Was die Franzosen am meisten an den Deutschen vermissen, ist „la mesure", das Maßhalten.

Die Regierung Papen ist die typische Vertreterin dessen, was den Franzosen als typisch für die Deutschen erscheint.

Und das Zentrum? von K. L. Gerstorff

Genaue Prophezeiungen über das Wahlresultat sind kaum möglich. Allzu große Überraschungen aber werden sich bei den Reichstagswahlen gegenüber den letzten Wahlergebnissen kaum herausstellen. In Preußen haben die Nationalsozialisten, Deutschnationalen und die bürgerlichen Splitter der Rechten es nicht zu einer Majorität gebracht. Im Reich steht das Stimmenverhältnis für die Fascisten und ihre Anhänger noch ungünstiger. Das zeigten bereits die Resultate des ersten Präsidentschaftswahlgangs, bei dem zur absoluten Mehrheit für Hindenburg im Reich reichlich 100 000 Stimmen, in Preußen dagegen 1,3 Millionen fehlten. Wenn so die Nationalsozialisten es in Preußen mit ihrem Anhang nicht zur Majorität gebracht haben, so werden sie es bei den Reichstagswahlen noch weniger. Das bedeutet aber, wenn man mit rein parlamentarischen Zahlen rechnet, daß für jede Majoritätsbildung das Zentrum notwendig ist. Das Zentrum geht in den Wahlkampf mit der klaren Parole, es sei gegen jede hundertprozentige Parteiherrschaft. Und diese Haltung des Zentrums ist es nicht zuletzt, die von der rechten Seite Pläne aufkommen läßt in der Richtung, die kommunistische Partei in die Illegalität zu drängen.

Wenn man auf irgend eine Weise die kommunistischen Mandate für ungültig erklären könnte, so könnte man möglicherweise in einem neuen Reichstag zu einer reinen Rechtsmehrheit kommen. Deutschland wäre nicht das erste Land, in dem dies geschieht — und die ‚DAZ' schrieb schon vor längerer Zeit, die Kommunisten sollten doch froh sein, daß sie sich noch so frei bewegen könnten. Das Zentrum aber wird diese Art des Kampfes gegen die Kommunisten schon darum nicht mitmachen, weil es seine eigene Machtstellung damit schädigt. Das Zentrum wird alles versuchen, um auch nach diesen Wahlen eine hundertprozentige fascistische Herrschaft zu verhindern. Aber: ob ihm das gelingt, hängt nicht allein von seinen eignen Kräften und seinem eignen Willen ab. Wie sich in Deutschland grade nach den Wahlen die weiteren politischen Verhältnisse gestalten werden, ist in erster Reihe von der Entwicklung der Krise abhängig. Bisher deutet nichts darauf hin, daß in nächster Zeit ein, wenn auch nur geringfügiger Wiederanstieg der Wirtschaft kommen wird. Es ist durchaus bezeichnend, daß heute selbst alle diejenigen, die als entscheidenden Faktor für die Heftigkeit der Krise die Reparationen, die direkten und indirekten Kriegsfolgen, bezeichnet haben, nach dem Abschluß der Lausanner Konferenz sehr vorsichtig werden und bereits erklären, daß für einen Wiederanstieg noch ganz andere

Voraussetzungen notwendig seien als der vorläufige Abschluß der Reparationskonferenz. Die Gründe sind klar. Seit dem Hoover-Moratorium sind keine Reparationen gezahlt worden, und doch hat sich die Krise, nicht nur in Deutschland sondern in der ganzen Welt, weiter vertieft. Die Vereinigten Staaten und England melden, daß selbst in diesen Sommermonaten, in denen in Deutschland immerhin eine kleine Entlastung auf dem Arbeitsmarkt eingetreten ist, die Zahl der Arbeitslosen sich weiter verstärkt habe. Auch in Frankreich und Italien hat sich die Krise weiter vertieft. Mit einer erheblichen Wiederankurbelung der Wirtschaft nach der Lausanner Konferenz ist daher nicht zu rechnen, nicht einmal mit einer Stabilisierung des Tiefstandes auf dem heutigen Niveau. Was aber wird die Folge sein?

Die Papenregierung hat die Sozialpolitik durch ihre letzte Notverordnung außerordentlich stark abgebaut. Und jeder Abbau der Sozialpolitik in dieser Krise hat immer noch den Vorstoß zu einem neuen Lohnabbau gegeben. Schon der Arbeitsminister der Brüningregierung, Stegerwald, hatte angekündigt, daß man um einen neuen Lohnabbau nicht herumkäme. Und es ist sicher, daß das gesamte Monopolkapital und die Schwerindustrie, die grade wegen der Wahlen mit ihren Lohnabbauplänen etwas zurückgehalten haben, unmittelbar nach den Wahlen ihre Ansprüche in dieser Richtung anmelden werden. Wir werden daher in den Herbst kommen mit einer weiteren Verschärfung der Krise, mit Arbeitslosenzahlen, die weit größer sind als im vergangenen Jahre und mit einem neuen Angriff der Unternehmer auf den Lebensstandard der deutschen Arbeiterschaft.

Das ist die Lage, die eine Nazifraktion von voraussichtlich mehr als 200 Abgeordneten im neuen Reichstag vorfinden wird. Das ist die Situation, die das Zentrum vorfinden wird. Die Nazis haben den Massen lange Zeit erzählt, wenn sie die Herrschaft hätten, dann würde Deutschland keinen Pfennig Reparationen mehr zahlen und aufrüsten, dann werde die Krise bald liquidiert sein, es werde keine Notverordnungen mehr geben, und den Massen werde geholfen werden. Nach den Wahlen werden die Nazis, wenn man sie irgendwie an der Regierung beteiligt, die Verantwortung für das Ergebnis der Lausanner Konferenz übernehmen müssen, die Verantwortung für die Papensche Notverordnung auf dem Gebiet der Sozialpolitik, die Verantwortung für den neuen Abbau der Löhne. Sie werden diese Verantwortung aus der Logik ihres Parteiinteresses heraus nur dann übernehmen können, wenn sie ihre großen politischen Gegner vernichten, das heißt, wenn sie die Arbeiterorganisationen zerstören und so verhindern, daß die Millionenmassen, die ihnen in der Opposition nachgelaufen sind, — wenn sie sich von ihnen abwenden — legale Organisationen finden, die sie aufnehmen. Der Terror der Nazis vor ihrem Eintritt in die Regierung zeigt, worauf sie hinauswollen.

Aber wird das Zentrum das mitmachen? Kann das Zentrum das mitmachen? Das Zentrum ist die bürgerliche Partei gewesen, die als einzige ihren Bestand gegenüber dem fascisti-

schen Vormarsch gehalten hat. Und auch die Reichstagswahlen werden zeigen, daß das Zentrum in seiner Organisation, in den Massen, die ihm Gefolgschaft leisten, unerschüttert geblieben ist. Die Stellung des Zentrums in Deutschland beruht darauf, daß rechte und linke Parteien vorhanden sind, zwischen denen es wählen konnte. Wenn das Zentrum seine Hand dazu bietet, daß die Arbeiterorganisationen links von ihm zerschlagen werden, so ist die Stellung des Zentrums selbst außerordentlich bedroht. Das weiß das Zentrum. Und daher sind die Koalitionsverhandlungen zwischen Zentrum und Nazis in größerem Maßstab bisher nicht weitergekommen. Den Nazis liegt nichts am Außenminister. Ihnen liegt nichts am Finanzminister. Aber sie verlangen bei allen Koalitionsgesprächen die Ministerien, in denen die staatliche Exekutive verkörpert ist. Daran sind die Koalitionsverhandlungen bisher gescheitert, und hier liegt auch der springende Punkt für alle Verhandlungen zwischen Nazis und Zentrum nach den Wahlen. Das Zentrum hat die Erfahrungen seiner italienischen Bruderpartei, der Popolari, nicht vergessen. Es weiß, daß der siegreiche Fascismus in Italien nicht nur sämtliche Arbeiterparteien und ihre Organisationen zerschlagen hat sondern auch sämtliche bürgerliche Parteien, auch die italienische katholische Volkspartei. Das Zentrum, das, solange die Nazis in der Opposition geblieben sind, als Organisation ein unerschütterlicher Turm blieb, befürchtet mit Recht bei einer Koalition mit den Nazis, bei einem schwarzbraunen Block, schwerste Gefahr. Denn wenn es den Fascisten gelingt, die kommunistischen und sozialistischen Arbeiterorganisationen zu zerschlagen, dann befürchtet das Zentrum, daß es bald selber als Partei bedroht wird. Und vor allem befürchten das natürlich die christlichen Gewerkschaften innerhalb des Zentrums, die einen ganz beträchtlichen Teil, fast die Hälfte, seiner Wähler bilden. Das ist der Grund, warum das Zentrum mit solcher Aktivität in den Wahlkampf gegen die nationalsozialistische Parteidiktatur geht.

Das Zentrum ist dabei selbst innerhalb des Bürgertums nicht ganz isoliert. Denn die Kreise, die hinter der Papenregierung stehen, die Kreise des Monopolkapitals, die Junker, die Generäle, die höheren Beamten — auch sie wollen bisher keine hundertprozentige fascistische Diktatur. Ihnen wäre die liebste Lösung ein Kabinett, das sich zwar in manchen Einzelbesetzungen, aber nicht grundsätzlich von dem heutigen unterscheidet, ein Kabinett, das den Reichstag so selten wie möglich zusammenruft und das, wenn es nicht anders geht, auch für längere Zeit mit dem Ausnahmezustand regiert. Ein Kabinett aber, das, im Gegensatz zu einem hundertprozentig nationalsozialistischen, die Arbeiterorganisationen, vor allem die Sozialdemokratie und die freien Gewerkschaften, noch legal bestehen läßt und nur gegen die KPD schärfere Maßnahmen ergreift.

Das wünschen die Kreise, die hinter der Papenregierung stehen — und mit einer solchen Lösung würde auch möglichenfalls das Zentrum sich einverstanden erklären. Es hat bisher niemals die Brücke nach rechts abgebrochen. Sicher wäre es für eine Lösung zu haben, die ihm den Weg nach links nicht

für immer versperrt. Für eine Lösung, die den Bestand der Zentrumspartei als Partei nicht gefährdet.

Aber die Krise wird sich in ihrem Ablauf nicht danach richten, was das Zentrum wünscht und was ein beträchtlicher Teil der Kreise wünscht, die hinter Papen stehen. Und wenn die Krise sich weiter so schnell verschärft, wenn wir in einen Herbst und Winter kommen, wo die Millionenzahlen der Arbeitslosen noch weiter zunehmen, wo der Lohn noch weiter abgebaut wird, wo die Mittelschichten, die ihre letzten Reserven immer mehr aufbrauchen, weiter proletarisiert werden, dann werden die aktivistischen Kreise innerhalb der Nazis mit einer solchen Lösung nicht einverstanden sein, dann werden sie, wenn man von ihnen die regierungsmäßige Verantwortung verlangt, die Zerschlagung aller ihrer politischen Gegner fordern — und dann steht auch die Zentrumspartei vor der schwersten Stunde in ihrer Geschichte. Wenn man die freien Gewerkschaften zerschlägt, dann kann man die christlichen Gewerkschaften nicht bestehen lassen, denn sie würden bald zum Sammelbecken aller freiheitlichen Arbeiter werden. Man muß die christlichen Gewerkschaften mit zerschlagen und, wie in Italien, Zwangsorganisationen einführen, die unmittelbar dem Staate unterstehen. Wenn man die christlichen Gewerkschaften zerschlägt, dann ist das Zentrum in seinem Lebenskern bedroht. Das Zentrum spürt die Gefahr. Es mobilisiert in diesem Wahlkampf alle seine Kräfte, um nochmals eine Lösung zu erreichen, die ihm gestattet zu lavieren.

Aber es gibt historische Situationen, in denen Taktik allein nicht mehr ausreicht. Wie schnell die Krise sich weiter zuspitzt, davon hängt ab, ob wir in eine solche Situation kommen werden.

Außenpolitik und Wahlen von Felix Stössinger

Es ist nicht leicht, über die deutsche Außenpolitik im Wahlkampf zu schreiben, aber es ist wichtig.

Seit 1919 gab es keine Wahl, in der die Außenpolitik eine so geringe Rolle gespielt hat wie diesmal. Bisher diente die Außenpolitik zur Verhetzung der Massen. Jetzt sind sie verhetzt genug. Dieser Waffe bedarf es nicht mehr. Aber während die Außenpolitik aus der politischen Agitation relativ verschwunden ist, existiert sie in der Wirklichkeit intensiv. Noch niemals gab es Wahlen in Europa, auf deren Ausgang außenpolitische Aktionen der Mächte so wenig gewartet haben wie auf diese. Ungestört von der Agitation, die das Land mit Blutdampf füllt, fallen hinter den Kulissen Entscheidungen von größter Tragweite. In einem Tempo, das man vor kurzem noch berlinerisch genannt hätte, wird in Europa die Außenpolitik der letzten vierzehn Jahre liquidiert.

Was ist allein im Juli passiert! Ein Kanzler der Rechten hat in Lausanne Frankreichs Recht auf Zahlungen anerkannt und nachher in Berlin in einer Pressekonferenz erklärt, daß Deutschland vertragliche Bindungen eingegangen ist, die man nicht verleugnen kann. Dieselbe Regierung hat in Lausanne auf alle politischen Bedingungen verzichtet. In Genf ist Na-

dolny isoliert. Sie hat es hingenommen, daß die deutsche Hauptforderung in der Reparationsfrage stillschweigend beiseite geschoben wurde: gegen das deutsche Dogma haben die Mächte die methodische Verbindung zwischen Deutschlands Schulden an Frankreich und Europas Schulden an Amerika wieder hergestellt. Deutschland hat nicht verhindert, daß Oesterreich feierlich auf die Dauer von zwanzig Jahren auf den Anschluß an Deutschland verzichtete. Die deutsche Politik nimmt es ferner offenbar als unabwendbar hin, daß die österreichische Politik den Anschluß an das südosteuropäische Präferenzsystem vollzieht und sich dadurch zum Projekt Tardieu bekennt. Zu gleicher Zeit ist, in logischer Folge dieser neuen außenpolitischen Haltung, Grandi, Deutschlands großer Freund, von Mussolini abgesetzt und damit auch in Italien die Politik der Unterstützung des deutschen Revisionismus gegen Frankreich liquidiert worden. Schließlich ist Deutschlands anonymer Bundesgenosse England in Lausanne Frankreichs offener Partner geworden, ein Bündnis, das sich wohl vor allem auf die Verhandlungen Europas mit Amerika bezieht. Diesem Bündnis messen wir Kontinentalpolitiker freilich keine übergroße Bedeutung bei, weil sich England niemals einseitig oder gar dauernd bindet und es an Freundlichkeiten versöhnlichen Charakters für Deutschland nicht fehlen lassen wird.

Aber man muß zugeben: auch nur eine einzige dieser Tatsachen unter einem Kanzler einer weimarer Partei hätte genügt, das Land in Siedeglut zu bringen, das Kabinett zu stürzen und eine offene Kriegsgefahr zu beschwören.

Und jetzt! Schweigen, désinteressement, das uns grell zeigt, wie aufgepeitscht der nationalistische Fanatismus dieser vierzehn Jahre war. Es schaudert einen, zu denken, daß alles dieses grenzenlose Elend nie nötig war, von einem einzigen Mann mit Zivilkourage und eisernen Fäusten verhindert worden wäre.

Schon ist auf der Linken das gefährliche Wort von Papen als Tributkanzler gesprochen worden. Schon haben Republikaner zu Lausanne „niemals“ gesagt. Als Scherz ist das Wort vom Erfüllungs- und Tributkanzler nicht schlecht. Aber die Massen haben in Deutschland keinen Sinn für Ironie. Sie verstehen nicht, daß dieses Wort die nationalistische Demagogie retrospektiv entlarven soll. Diese Wirkung wird nicht erreicht, weil auch die Massen ganz links viel zu stark unter den Druck dieser Demagogie geraten sind. Sie verstehen das Wort nur wörtlich, und so wird es ja auch von mancher Seite gemeint. Das wäre freilich das schlimmste. Abgesehn von der Sache selbst, die keine Taktik mehr verträgt, besteht nämlich schon heute die Gefahr, daß der Nationalismus die Linke auf der Hetze gegen Frankreich sitzen läßt und sich mit Frankreich direkt verständigt.

Seit vierzehn Jahren ist kein Zweifel möglich, daß der Friede mit Frankreich das Entreebillett zum Machtbesitz über Deutschland ist. Wer es einlöst, gewinnt eine Machtposition, mit deren Hilfe er die Interessen seiner Klasse, und seine politischen Ideale überhaupt, rücksichtslos verwirklichen kann. Die Linke hat nicht gewagt, den Preis zu zahlen, der grade für sie kein Preis hätte sein dürfen. Wird es nun die Rechte wagen?

Es bestehen viele Anzeichen dafür, daß Potsdam den Nachkrieg Weimars zu liquidieren gedenkt, wie Weimar den Krieg Potsdams liquidieren mußte. Im Kabinett vertritt Papen, vielleicht auch Gayl, die französische, Neurath (hinter dem Bülow arbeitet) die englische Richtung. Schleicher ist wohl nicht gegen Frankreich, aber er hält den Weg über London, vielleicht auch noch immer den über Moskau, für den kürzesten Weg nach Paris. Papen ist bereits vor Jahren dem deutsch-französischen Mayrisch-Komitee und dem deutsch-französischen Katholikenausschuß beigetreten. In Wahrheit geht seine Festlegung noch viel weiter.

Über das Kabinett Papen, Schleicher, Gayl veröffentlicht soeben einer der Mitgründer des Herrenklubs, Walther Schotte, ein Buch, das zweifellos authentischen Charakter hat, da es mit einer Unterredung des Verfassers mit dem Kanzler schließt, die jüngsten Datums ist. Nach Schotte hält Papen den deutsch-französischen Gegensatz für den dynamischen Ursprung der Weltkrisis. Während Brüning noch angelsächsisch dachte und Frankreich durch angelsächsischen Druck besiegen wollte (hier könnte Schotte hinzufügen: darin allen Männern gleich, die seit 1918 für die deutsche Außenpolitik verantwortlich sind), unterscheidet Papen zwischen la bonne et la mauvaise France. Bereits vor zwei Jahren forderte er im ‚Ring', daß sich das „gute" konservative Deutschland mit dem „guten" konservativen Frankreich verständige, das heißt Papendeutschland mit Poincaréfrankreich. Im deutschen Herrenklub hat Papen 1931 eine deutsch-französische Generalbereinigung gefordert, die auch die deutschen Ostprobleme einschließen müsse. Papen wollte Polen eine Garantie seiner Ostgrenze gegen Rußland anbieten, als Morgengabe offenbar für ein deutsch-polnisch-französisches Bündnis.

Daß die sogenannte nationale Opposition Papens außenpolitische Linie kennt und toleriert, steht außer Zweifel. Ebenso, daß es von da zu einer Cuno- oder Brüningintransigenz schwerlich ein Zurück gibt.

Die deutsche Linke muß diese Dinge viel klarer sehn als bisher. Die Erbitterung darüber, daß Papen die sozialdemokratische Arbeiterschaft auf ein vorbismärckisches Niveau zurückschrauben will, darf uns nicht blind dafür machen, daß Papen offenbar in der Außenpolitik die Verständigungsidee der Linken nehmen, dem Jupiter den Donner stehlen will, mit dem dieser allzuwenig gedonnert hat. Dagegen kann selbstverständlich nicht mit Argumenten des Nationalismus agitiert werden, die außenpolitisch bald von vorgestern sein werden, sondern nur mit einer konsequenten Politik, die auf die Bildung des vereinigten europäischen Kontinents hinzielt, also auf eben jene Bildung, zu der sich heute schon Staatsmänner, Politiker, Wissenschaftler aller Parteien, von Mussolini bis zu manchem Kommunisten, bekennen.

Nicht weniger sondern mehr Verständigung muß gegen Papen die Parole vor und nach dem 31. Juli sein. Nicht der Abschluß in Lausanne ist ihm vorzuwerfen sondern sein Verzicht darauf, die Endsumme in Sachwerten zu leisten, diese

aber sofort, das einzige Mittel zur spontanen Überwindung der Wirtschaftskrise.

Aber da von Außenpolitik in diesem Wahlkampf kaum die Rede ist, ist auch von solchen Forderungen nichts zu hören. Und doch kann nur auf dieser Basis eine neue außenpolitische Plattform der Linken gegen eine reaktionäre Verständigungsregierung gebildet werden. Sollte die Linke nun aus Trotz die Verständigung für überholt erklären, so wäre erst das die Katastrophe, die uns die Hitlerbaronie wünscht. Die Arbeiterklasse wird am 31. Juli nicht geschlagen werden, aber es ist gut, schon während der Wahlen an die geistige Reorganisation zu denken, die nach ihnen unverzüglich folgen wird.

Geschichte eines Staatsstreichs

von **Hanns-Erich Kaminski**

Als gegen Abend bekannt wurde, daß ein kaiserlicher Marschall als Kandidat der Rechten zum Präsidenten gewählt worden sei, schien vielen das Ende der Republik gekommen. Dieser rüstige Greis repräsentierte schon äußerlich den Typus der alten Armee. Ein Historiker der Epoche schildert ihn:

Er war mehr als mittelgroß, von militärischer Haltung, mit weißem Schnurrbart, kurzgeschorenem, spärlichem, ebenfalls weißem Haar, roter Gesichtsfarbe, blauen, tiefliegenden Augen, die gleichzeitig streng und sanft blickten, und offenem Gesicht. Sein Reiterkörper, gewöhnt an die Uniform, gehorchte seinem starken Willen. Er wirkte impulsiv und schroff und manchmal ein bißchen verlegen.

Der neue Herr, dessen Siege durch seine Niederlagen nicht verdunkelt wurden, galt der Reaktion als ihr Retter, und seine erste Botschaft ans Land war ganz dazu angetan, diese Meinung zu bestätigen. Mit Gottes Hilfe, mit der Ergebenheit unsrer Armee, die immer die Sklavin des Gesetzes sein wird, mit der Unterstützung aller ehrlichen Leute werden wir das Werk der Wiederherstellung der moralischen Ordnung in unserm Vaterland fortsetzen, hieß es darin. Noch deutlicher war ein Ausspruch Frau MacMahons, der durchgesickert war: Wir sind nur hier, um den Platz zu halten.

Indessen zeigte sich bald, daß der Marschall sich seiner verfassungsmäßigen Pflichten durchaus bewußt war. Er blieb ein Mann der Rechten, gewiß, aber er regierte mit Männern der Mitte, die sich im Parlament sogar auf die Linke stützten. Die Reaktionäre verbargen ihre Enttäuschung darüber nicht, während die republikanischen Parteien sich immer besser mit dem Präsidenten abfanden, der fraglos entschlossen war, seinen Eid zu halten. Ohne jeden Widerstand der Linken wurde denn auch seine Amtszeit verlängert.

MacMahon verstand nicht viel von Politik, er hatte sich nie damit beschäftigt, das Einzige, was er in sein Amt mitgebracht hatte, war das Vertrauen auf seine Autorität. Nachdem nun sicher war, daß er noch lange Präsident sein würde, wuchs sein Selbstvertrauen womöglich noch. Die politischen Gegensätze wurden dabei, nicht zuletzt durch die wirtschaftliche Krise, immer schärfer. „Das ist keine parlamentarische Debatte, das ist ein Faustkampf!“ rief der Ministerpräsident

Jules Simon in einer Kammersitzung aus, in der er seine Rede kaum beenden konnte. So kam es, daß der Präsident sich immer unabhängiger von der Regierung und den Parteien fühlte und sich immer mehr von seinen persönlichen Freunden beraten ließ, die schließlich eine förmliche Kamarilla bildeten.

Am 15. Mai 1877, fast auf den Tag vier Jahre nach der Wahl MacMahons, forderte die Mehrheit der Kammer in einer stürmischen Sitzung die Aufhebung der die Pressefreiheit einschränkenden Verordnungen. Die Regierung wehrte sich dagegen, wenn auch nicht sehr heftig; der Ministerpräsident ließ durchblicken, daß er mehr der Direktive des Präsidenten als der eignen Überzeugung folge. Die Linke zauderte in der Tat, gegen die Regierung zu stimmen, denn es war klar, daß der Präsident dann ein reaktionäres Kabinett bilden würde. Doch bevor es zur Abstimmung kam, griff MacMahon selbst in die Ereignisse ein.

Mitten in der Nacht ließ er den Herzog von Broglie, den Führer der Rechten, zu sich kommen. Und am nächsten Morgen fand der Ministerpräsident ein Schreiben des Marschalls auf seinem Tisch. MacMahon machte in diesem Brief Simon Vorwürfe, den Standpunkt der Regierung nicht nachdrücklich genug vertreten zu haben.

Diese Haltung des Regierungschefs wirft die Frage auf, ob er noch den notwendigen Einfluß auf die Kammer besitzt, um seine Anschauungen zur Geltung zu bringen. Eine Erklärung darüber ist unvermeidlich; denn wenn ich nicht wie Sie dem Parlament verantwortlich bin, trage ich eine Verantwortung vor Frankreich, um die ich mir heute mehr Sorge als je mache.

Die Kammer hatte noch gar nicht abgestimmt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte sie sich auch diesmal dem Willen des Präsidenten gebeugt, um die Regierung der Mitte als das kleinere Übel zu halten. Es war der Präsident, der der Regierung ein Mißtrauensvotum ausstellte. Später hat Jules Simon erklärt, man hätte ihm angeboten zu bleiben, unter der Bedingung, daß er sich über die Verfassung hinwegsetze. Er zog es vor, zu demissionieren. Die persönliche Macht triumphierte über das Parlament. Die französischen Historiker bezeichnen dieses Heraustreten des Präsidenten aus seiner verfassungsmäßigen Rolle als Staatsstreich. Der 16. Mai 1877 ist noch heute berüchtigt in Frankreich.

Und wie beantworteten die Republikaner diese Herausforderung?

Sämtliche republikanischen Parteien, die der Linken wie die der Mitte, veranstalteten sofort eine gemeinsame Versammlung, in der sie sich auf drei Punkte einigten.

Skrupulöse Beachtung des parlamentarischen Systems und der Ministerverantwortlichkeit.

Die republikanische Politik ist die Garantie der Ordnung und des wirtschaftlichen Aufschwungs.

Widerstand gegen jede Taktik des Hazards, die Frankreich in dynastische und kriegerische Abenteuer stürzen könnte.

Unmittelbar darauf trat die Kammer zusammen. Eine Interpellation über die Ursachen des Rücktritts der Regierung

wird eingebracht. Da keine Regierung mehr da ist, wird sie nicht beantwortet. Aber sie wird begründet. Gegen den Diktator erhebt sich der Tribun, warnend zunächst.

Man hat Sie betrogen; man hat Ihnen zu einer schlechten Politik geraten; wir beschwören Sie, zur konstitutionellen Wahrheit zurückzukehren... Wir wenden uns an den Präsidenten, an seinen Verstand, an seinen Patriotismus, der für ihn die Erleuchtung und der beste Führer sein wird. Wir sagen ihm: Bleiben Sie in der Verfassung, immer in der Verfassung!... Fragen Sie, die Verfassung in der Hand, verlangen Sie, daß man endlich sage, ob man mit der republikanischen Partei, mit allen ihren Nuancen, regieren will oder ob man, indem man die Männer zurückruft, die drei- oder viermal durch die Volkswahl abgelehnt worden sind, diesem Land eine Auflösung androht, die der Vorbote des Krieges sein kann.

Das ist die Stimme Léon Gambettas.

Doch schon ist die neue Regierung gebildet. Es ist ein sehr feudales Kabinett, an seiner Spitze steht der Herzog von Broglie, die Minister sind alle Monarchisten. „Gestern wurden wir behandelt wie Hunde, heute sind wir an der Macht... Fangt mit dem Großreinemachen an! Möge der Besen ein Symbol werden!" schreibt der rechtsradikale ‚Pays'. Noch dreißig Jahre später wird Ernest Lavisse, Frankreichs bedeutendster Historiker, diese Regierung so kennzeichnen:

Das Ministerium beteuert seinen Respekt für die Verfassung, aber es legt sie im Sinne der persönlichen Macht des Präsidenten aus und vermeidet den Namen Republik.

Bereits am 18. Mai erscheint das neue Kabinett vor dem Parlament. Jedoch weder die Abgeordneten der Kammer noch des Senats dürfen sprechen. Sie dürfen nur eine Botschaft des Präsidenten anhören. Dann wird das Parlament vertagt, denn die Regierung ist sich noch nicht im klaren, für welchen Zeitpunkt sie die Auflösung und damit die Neuwahlen ansetzen soll. In der Botschaft des Marschalls heißt es:

Ich habe mich von meinem Ministerium trennen... und ein neues bilden müssen... Zwei Ministerien sind aufeinander gefolgt. Weder das eine noch das andre hat eine Mehrheit für seine Ideen erhalten können... So weit meine Macht reicht, werde ich sie in ihrer ganzen Tragweite gebrauchen, um mich dem zu widersetzen, was ich als den Untergang meines Landes ansehen würde... Ich habe also die Ratgeber wählen müssen — das ist mein verfassungsmäßiges Recht — die in diesem Punkt so denken wie ich.

Die Republikaner beantworten den Angriff mit einem Gegenangriff, sie sind der Situation gewachsen. Nachdem sie den Plenarsaal der Kammer, der nun für einen Monat geschlossen ist, verlassen haben, treten sämtliche 363 republikanischen Abgeordneten zu einer Vollsitzung zusammen, um einen Aufruf zu beschließen.

Ein Kabinett ist ohne Diskussion abgesetzt worden, das in keiner Abstimmung die Mehrheit verloren hat... Wir rufen Euch auf zu wählen zwischen der Politik der Reaktion und der Abenteuer... und der weisen und standhaften Politik, die Ihr erstrebt... Die Republik wird sich stärker als je aus den Wahlurnen erheben.

Namen aus allen Lagern der Mitte und der Linken stehen unter diesem Aufruf, der des Konservativen Thiers neben dem des Sozialisten Louis Blanc.

Eine Welle von Erregung geht durch das Land, die Republikaner, geschwächt durch so viele Kompromisse und Opportunismen, finden sich zu sich selbst zurück. Ein Präfekt schreibt an den Präsidenten:

Herr Marschall, ich bitte Euer Exzellenz, meine Demission von den Funktionen anzunehmen, mit denen Sie die Gnade hatten, mich zu betrauen. Empfangen Sie, Herr Marschall, den Ausdruck der Empfindungen, die man einem Marschall von Frankreich schuldet, der seinen Treueid gebrochen hat.

Überall wächst der Widerstand gegen die Diktatur und mit dem Widerstand die Siegeszuversicht. Gambetta, der immer mehr zum anerkannten Führer der Republikaner wird, geht bereits aufs Ganze. „Es fehlt der republikanischen Partei nicht an bedeutenden Männern, die sehr konstitutionelle Präsidenten der Republik sein würden", erklärt er in einer Rede.

Endlich hat sich die Regierung entschlossen, die Kammer aufzulösen. Mit einer kleinen Mehrheit stimmt der Senat dem Auflösungsdekret zu. Unter denen, die es ablehnen, ist Victor Hugo.

Zum letzten Mal tritt die Kammer zusammen. Eine neue Botschaft des Präsidenten wird verlesen. „Ich werde mich mit Vertrauen an die Nation wenden." Dann spricht der Innenminister de Fourton:

Der Marschall hat das notwendige Gleichgewicht wiederhergestellt... Anstatt die regelmäßige und friedliche Funktion der Verfassung zu stören, hat er sie vor Euch gerettet, indem er den Radikalen den Weg versperrte.

Doch es ist kein guter Tag für die Regierung. Als der Minister erklärt, der Marschall und die Reaktionäre hätten Frankreich nach dem unglücklichen Krieg von der Fremdherrschaft befreit, zeigt ein Abgeordneter auf Thiers und ruft: „Hier sitzt der Befreier!" Eine endlose Ovation für den ehemaligen Präsidenten der Republik, die auf diesen Zwischenruf folgt, zwingt den Minister, seine Rede zu unterbrechen.

Dann sprechen die Führer der Republikaner. Laboulaye:

Wir haben eine parlamentarische Republik geschaffen... Das Staatsoberhaupt kann nicht eine einzige selbständige Handlung ohne ein verantwortliches Ministerium tun, er ist Schiedsrichter der Parteien, er hat niemals das Recht, am Kampf teilzunehmen.

Jules Ferry:

Die Politik des Marschalls, die Politik des Kabinetts ist antiparlamentarisch und antikonstitutionell. Stehen wir eigentlich unter dem Degen eines Marschalls von Frankreich oder unter der Herrschaft der Gesetze?

Gambetta:

Wir haben nicht nur das Recht sondern die Pflicht, von der Tribüne Frankreichs zum Ausland zu sprechen. Wir haben das Recht und die Pflicht, jenseits der Alpen wissen zu lassen, daß, wenn durch einen vorübergehenden Zwischenfall die Regierung Frankreichs in verdächtige Hände fallen kann, die Nation sie preisgeben wird... Das Land wird über uns urteilen, über uns und über Euch.

Zum letzten Mal votiert die Mehrheit der Kammer, daß die Regierung Broglie „eine Gefahr für die Ordnung und für den Frieden" ist.

Dann beginnt der Wahlkampf. Die Regierung fordert alle Beamten auf, für ihre Kandidaten, für „die Kandidaten des Präsidenten" zu stimmen. Sie droht sogar den Tabaktrafikanten, ihnen die Konzession zu entziehen, wenn sie sich zur Republik bekennen. Prozesse werden geführt, Zeitungen verboten, republikanische Blätter werden nicht mehr von der Eisenbahn befördert, an manchen Orten dürfen sie nicht auf der Straße verkauft werden. Der Marschall selbst reist durch das Land und hält Reden. Ein Aufruf von ihm, in dem er beteuert, nicht zurückzuweichen, wie die Wahlen auch ausfallen werden, wird als Brief an jeden einzelnen Wähler geschickt.

Aber auch die Republikaner sind nicht müßig. Sie haben beschlossen, den 363 ausscheidenden Abgeordneten keine Gegenkandidaten gegenüberzustellen, und in der Tat gibt es in jedem Wahlkreis nur einen republikanischen Kandidaten, für den Einheitskomitees agitieren. Es ist, als existiere nur noch eine einzige republikanische Partei, in der in diesem entscheidenden Augenblick alle Gegensätze verschwunden sind. Die Parole gibt ihr Gambetta, der in einer Rede in Lille erklärt, auch der Präsident sei nur ein Beamter, der sich dem Willen der Mehrheit fügen müsse. Und dann kommt das bekannte „se soumettre ou se démettre".

Wenn Frankreich seine souveräne Stimme wird haben hören lassen, dann, meine Herren, glauben Sie es, wird man sich unterwerfen oder gehen müssen.

Am 14. Oktober, fünf Monate nach dem Staatsstreich, finden die Wahlen statt. Die Regierung gewinnt fünfzig Mandate. Sie ist trotzdem geschlagen. Die Republikaner haben nach wie vor die Mehrheit.

Der Herzog von Broglie tritt zurück. MacMahon betraut den General de Rochebouët mit der Kabinettsbildung. Jedoch die Kammer weigert sich, in Beziehungen zu dieser Regierung zu treten, die „die Negation der Rechte der Nation und des Parlaments" ist.

Die Kamarilla rät dem Marschall, die Kammer noch einmal aufzulösen. Er zögert, am Ende wagt er es doch nicht. Er versucht zunächst, ein Kompromiß mit der Kammermehrheit zu erreichen. Da die Republikaner fest bleiben, muß er sich schließlich unterwerfen und einen Radikalen als Ministerpräsidenten berufen.

Ein Jahr noch bleibt MacMahon im Amt, ehe er still und unauffällig verschwindet. Fortan ist der Präsident in Frankreich nicht mehr als eine repräsentative Figur. Die Republik hat gesiegt, weil die Republikaner einig waren.

Hitler als Erzieher von Fritz Ausländer

In der großen kulturpolitischen Debatte des preußischen Landtags am 23. und 24. Juni wurde namentlich von den Rednern der Sozialdemokratie und des Zentrums wiederholt festgestellt, daß die Sprecher der Nationalsozialisten, Doktor Haupt und Pfarrer Peperkorn, keineswegs klar und konkret darlegten, was die nationalsozialistische Partei, die sich zur Übernahme der Regierungsgewalt für fähig und gerüstet erklärt, auf dem

Gebiet der Erziehung und Schule zu tun gedenke. In der Tat blieb bei beiden Nazi-Rednern und auch bei dem früheren Zentrumsmanne Doktor Stadtler, der zwar noch bei den Deutschnationalen sitzt, aber von einem echten Hitlerjünger auch nicht mit der Lupe mehr zu unterscheiden ist, alles in den sogenannten „großen Linien" stecken. Ja, man erfuhr, die Herren hätten, im Ausschuß hart bedrängt, erklärt, sie dürften nicht alles sagen, was sie, im Besitz der Macht, zu tun gedächten. Gewiß liegt da der Verdacht nahe, daß durch besonderen Lärm an der Kulturfront von den entscheidenden wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten abgelenkt werden soll, die eine deutsche und preußische Hitlerregierung zu bestehen hätte. Immerhin, was an andren Stellen zu den Fragen der Erziehung und Schule von nationalsozialistischer Seite vorgebracht worden ist, gibt ein genügend klares Bild, und es ist Sache der Antifascisten, ihrerseits auch an diesem Frontabschnitt Alarm zu schlagen.

Hans Schemm, von Hitler selbst bestellter Obmann für Lehrer- und Schulfragen, hat in vier Begriffen das Leitmotiv der nationalsozialistischen Erziehung aufgestellt: Rasse, Führer, Wehr, Religion. In der Tat, in diesem Vierklang hat man Hitler als Erzieher!

Hitler selbst hat den Rassebegriff als nationalsozialistisches Hauptprinzip auch für die Erziehung und Schule herausgestellt. In „Mein Kampf" heißt es programmatisch:

> Die gesamte Bildungs- und Erziehungsarbeit des völkischen Staates muß ihre Krönung darin finden, daß sie den Rassesinn und das Rassegefühl instinkt- und verstandesmäßig in Herz und Gehirn der ihr anvertrauten Jugend hineinbrennt. Es soll kein Knabe und kein Mädchen die Schule verlassen, ohne zur letzten Erkenntnis über die Notwendigkeit und das Wesen der Blutreinheit geführt worden zu sein.

Nach dieser Anweisung des „Führers" stellen alle Nazipädagogen (Schemm, Usadel, Starke, Scharrelmann, Severus, Ziegler, Krieck) das Rasseprinzip an die Spitze, leider ohne bislang konkret aufzuzeigen, wie man Schulkinder in das Wesen der Blutreinheit einführt. Welche Verwüstung durch Züchtung des Rassedünkels bei den Kindern des „nordischen Typs", durch Erzeugung von Minderwertigkeitskomplexen bei allen Kindern „schlechter Rasse" ein Unterricht und eine Erziehung nach solchem Grundprinzip anrichten würde, sollte sich jeder Erzieher einmal klarmachen. Die Antisemitenhetze an höheren Schulen hat schon stille und offene Tragödien genug gebracht.

Der braunschweigische Minister Klagges will sogar als einziges Differenzierungsmerkmal der Schulen die Rasse angewandt wissen. Ernst Krieck, nunmehr durch sein Buch „Nationalpolitische Erziehung" (Armanen-Verlag, Leipzig 1932) zum offenen Nazi-Pädagogen geworden, erklärt, daß die nationalsozialistischen „Methoden und Zuchtformen" nur bei Menschen von „entsprechenden Rassewerten" voll wirksam werden können. Im Durchschnitt werden also die Kinder nordischen Typs in einem nationalsozialistischen Schulsystem auch als Schüler besser abschneiden. Endlich soll auch die Stoffauswahl nach „rassischen Werten" erfolgen. Die Lehrer

mögen sich ausmalen, wie der Unterricht aussähe, wenn das achte der von dem auf seine alten Tage kindisch gewordenen Lehrer Heinrich Scharrelmann aufgestellten zehn Gebote für den nationalsozialistischen Lehrer gälte („Nationalsozialistische Lehrerzeitung' Nov./Dez.-Heft 1931):

> Zeige dem Kinde an immer neuen Beispielen, daß arisches Blut das einzigste (!) ist, das Kultur schafft.

Betont muß werden: Es handelt sich stets um praktische „nationalpolitische Erziehung". Wenn etwa nach Prof. Plates Lehre auf den Schulen Sozialpolitik gelehrt würde, so hieße das praktisch, da nach dieser Lehre das Proletariat mit Ausnahme einer kleinen Oberschicht schlechte Rasse ist: Ersatz der sozialen Frage, der Klassenfrage durch die Rassenfrage. „Die gesamte Revolution", so schreibt Krieck, „ist der Kampf der innerdeutschen Rassengegensätze um Vorherrschaft der einen Rasse über die andere, wobei die innern Gegensätze stets Rückhalt an äußeren Rasseeinflüssen — romanischen, jüdischen und andren — finden", wie ja auch nach Hitler („Mein Kampf", S. 475) die große Frage, um die sich alles dreht, die ist, „ob die große Umwälzung zum Heil der arischen Menschheit oder zum Nutzen des ewigen Juden ausschlägt." Daraus ergibt sich die Pflicht, die heranwachsende Jugend zur Ausrottung des „Untermenschentums" zu erziehen.

Für die Außenpolitik aber ist das den gesamten Unterricht durchziehende Leitmotiv die Gewinnung von Lebensraum für die bessere, die germanisch-nordische Rasse. So begründet der Reichstagsabgeordnete Studienrat Usadel die Notwendigkeit russischen Unterrichts folgendermaßen: „Nach dem Osten haben wir uns völkisch zu entwickeln; daher ist es notwendig, ihn kennen zu lernen, um in ihm Fuß fassen zu können" (November-Heft 1930 der Nationalsozialistischen Monatshefte).

Also direkte Einstellung des Schulunterrichts auf den Krieg gegen die Sowjetunion! Genau so heißt es in der „Deutschen Geschichte" von Konrad Maß („Nationalsozialistische Bibliothek", Heft 24, S. 201), die überhaupt als Musterbeispiel dafür zu gelten hat, was man in nationalsozialistischen Schulen den Schülern vorsetzen würde: „Im Osten ist Land, gutes Land in Fülle. Es zu erwerben muß unser Ziel sein." Und dann wird moralisch begründet, daß der Russe es nicht anders verdient, weil er — den Juden zur Herrschaft hat gelangen lassen!

> „Brechen wir diese Herrschaft — und das ist nur möglich durch restlose Besiegung des Bolschewismus —, so bricht der heutige russische Staat zusammen und macht die Bahn frei für unser Ziel, dessen Verfolgung uns die heilige Pflicht der nationalen Selbsterhaltung auferlegt.

Was das Führerprinzip anlangt, so handelt es sich dabei nicht nur um den großen Adolf, dessen Selbstbiographie in fascistischen Kreisen heute bereits das beliebteste Konfirmationsgeschenk ist. Dieses Führertum wurzelt durchaus im Mystischen und tritt daher mit dem unbedingten Anspruch des Gehorsams auf. Noch wichtiger aber ist dies: Wie Mussolini die Weiterexistenz des Fascismus geradezu auf die Züchtung einer Elite (Balila- und Avangardisten-Organisation) gestellt hat, so erstrebt auch der deutsche Nationalfascismus die Aufzucht einer völkischen Ausleseschar. Dies Prinzip wird vor-

läufig mit Rücksicht auf die Massenpropaganda vor der Machtergreifung noch zurückgestellt. Bei Ernst Krieck tritt es jedoch bereits mit aller wünschenswerten Klarheit hervor:

> Das Kernstück des völkischen Gesamtstaates wird eine politisch-wehrhafte Ausleseschicht sein, die sich in fest geschlossener Ordnung und Zucht quer über das ganze Volkstum hinweg erhebt als der eigentliche Träger des Staates, der Former des politischen Willens im Ganzen, als Repräsentant der politischen Einheit und Organ der politischen Macht (a. a. O. S. 83).

Dieser Typus des neuen Herrenmenschen soll in den neben der Schule herlaufenden Jugendbünden gezüchtet werden. Der Aufstieg in die Ausleseschicht ist das eigentliche Ziel der Erziehung im Jugendbund. Sie ist eine „Gefolgschaft des Führers mit eigenen Gesetzen ... Es ist die Gruppe, in der sich die politische Wehr, die politische Macht und Aufgabe ihr eigenes Organ schafft."

Hier klafft also ganz deutlich der fascistische Staat in die beherrschte Masse und die „politische staatstragende Oberschicht" auseinander.

Selbstverständlich aber gilt das Prinzip der Wehrerziehung für die ganze breite Masse. Nach Professor Stark („Nationale Erziehung", Verlag: Fr. Eher, München) sollen die Schülerbünde der SA nachgebildet werden. Schon auf der Schule wird (Usadel u. a.) Sport und Turnen als Vorform des spätern Wehrdienstes getrieben. Und Krieck faßt zusammen:

> Wahrscheinlich ist der Jugendbund zu überhöhen mit einer Militär- und Arbeitsdienstzeit auf Grund der allgemeinen Wehr- und Arbeitspflicht, denen größte erzieherische Aufgaben im Volkstum zukommen.

Konsequenterweise werden in diesem Staat, in dem eine völkische Herrenkaste über die Helotenmasse der Arbeitssklaven und Söldnerhaufen gebietet, die Mädchen und Frauen, wie Krieck sagt, „aus der öffentlichen Lebenssphäre in Privatkreis und Familie" geführt. Die Trennung der Geschlechter in den Schulen soll sogar, nach dem biedern Herrn Usadel, dahin verschärft werden, daß Mädchen nur von Frauen, Knaben nur von Männern unterrichtet werden.

Daß zur Verschleierung des dreisten Ausbeutungs- und Unterdrückungscharakters eines solchen Systems die Religion nicht fehlen darf, liegt auf der Hand. Vielmehr, dies System schreit geradezu nach einer mystisch-religiösen Überhöhung. Es genügt noch nicht, daß „der Führer" sich selbst als gottgesendet verkündet, daß christliche Pastoren, wie immer, wo eine Knute geschwungen wird, bereitstehen, ihr die religiöse Weihe zu geben, man sucht bereits, wie Alfred Rosenberg in seinem „Mythos des 20. Jahrhunderts", nach einem neuen Glauben, etwa so: „Das nordische Blut stellt jenes Mysterium dar, welches die alten Sakramente ersetzt und überwunden hat." Das ist natürlich aufgelegte Ketzerei, ebenso wie Herrn Doktor Haupts Sehnsucht nach „Naturreligion" oder Rosenbergs These, daß „nicht das Christentum dem Germanentum Gesittung gebracht hat sondern umgekehrt diesem seine dauernden Werte verdankt."

Indes, keine Bange! Hitler braucht die Kirchen, wie sie heute sind und wie sie der Kapitalismus braucht. Die Extravaganzen eines Rosenberg dienen nur dem Zentrum heute dazu, sich als politische Vertretung der katholischen Kirche gegen die Koalition mit Hitler zu sperren. In Wahrheit ist hinsichtlich der Schule der Pakt, zum mindesten mit der evangelischen Kirche, bereits geschlossen: Hitler, der stets positiv christlich war, wie es ja auch im Parteiprogramm für die ganze Bewegung steht, läßt es bei der konfessionellen Spaltung bewenden. Auch ein Stück Verrat aus Opportunismus: Die nationalfascistische Einheitsschule, von der ein Teil der fascistischen Lehrerschaft träumt, ist bereits geopfert. Die geistliche Schulaufsicht wirft bereits ihren Schatten deutlich über die Schule, wie namentlich der kommunistische Abgeordnete Wecker feststellte. Selbstverständlich fallen die weltlichen Schulen (wie in Braunschweig) und mit ihnen die dissidentischen Lehrer. Wieder kennzeichnet Krieck am besten die Situation:

> Einer Verstärkung des Einflusses der Kirchen und ihrer weltanschaulichen Sonderaufgaben wird in dem Augenblicke kein wesentliches Hindernis mehr im Wege stehen, wo ... die Religion völkisch ausgerichtet, die Kirche sich als Volksglied weiß und auf ihre Weise dem Volksganzen dient.

Von der „völkischen Ausrichtung" der Religion im Dritten Reich aber gab es einen Vorgeschmack in jenen Morgengebeten, die der Minister Frick in den Thüringer Schulen einführte.

Diese Gesamtkonzeption, die auf der Eliminierung der Kategorien Klasse, Klassenscheidung, Klassenkampf beruht, zeigt nun eine höchst bedeutsame und charakteristische Diskrepanz zu der Konzeption, die dem „unveränderlichen" Parteiprogramm der NSDAP vom Jahre 1920 zugrunde liegt. Nach Punkt 20 soll jedem „fähigen und fleißigen" Deutschen durch Erreichen „höherer Bildung" das „Einrücken in führende Stellungen" ermöglicht werden; der Staat soll für einen gründlichen „Ausbau" des Volksbildungswesens Sorge tragen, Kinder „normaler Eltern" sollen ohne Rücksicht auf deren Stand oder Beruf auf Staatskosten ausgebildet werden, die Lehrpläne sollen dem „praktischen Leben" angepaßt werden. Das ist gut und harmlos kleinbürgerlich-reformistisch und mutet an wie — aus der Weimarer Verfassung abgeschrieben!

In der Schrumpfungsperiode der kapitalistischen Wirtschaft ist damit natürlich nichts mehr anzufangen. Die Ausmerzung der proletarischen Elemente aus dem höheren Schulwesen steht auf der Tagesordnung. Und die Naziminister Frick in Thüringen, Klagges und Franzen in Braunschweig marschieren an der Spitze des brutalen Schulabbaus als gehorsame Trabanten der Spardiktatur. Zu dem militärischen Drill, der Pflege der völkischen Instinkte und für Kriecks „Zuchtformen" bedarf es natürlich keines kostspieligen Bildungsapparats. Und über die Ausbildung der „Elite" — wird man später reden. Das bedeutet: Der Kleinbürger Hitler hat in Theorie und Praxis auch sein Schulprogramm längst im Dienste des Finanzkapitals preisgegeben.

Und noch eins: Krieck und die anderen vermeiden jede Auseinandersetzung mit dem Schul- und Erziehungswesen der Sowjetunion. Vorsichtigerweise! Denn hier stoßen die Pseudovertreter einer „organischen" Staats- und Gesellschaftsauffassung auf das Entstehen einer neuen wahrhaft organischen Erziehungs- und Schulform, die auf Grund einer in der Struktur veränderten Wirtschafts- und Gesellschaftsform erwächst: Die einheitliche weltliche Arbeitsschule, deren Hauptmerkmale die polytechnische Erziehung durch Verbindung der Schule mit den Aufgaben des sozialistischen Aufbaus ist. Aufgabe des Nationalsozialismus aber ist es, die Lebensdauer des Kapitalismus künstlich mit allen Mitteln des Betrugs und der Gewalt zu verlängern. Das drückt auch ihren Erziehungs- und Schulforderungen den Stempel auf.

Jugend bei uns und in Rußland von Axel Eggebrecht

Unser diensthabender Klassiker hat sich dahingehend geäußert: Jugend sei Trunkenheit ohne Wein.

Sieht man sich daraufhin die Jugend in Deutschland an, insbesondere die viel umworbene Jungwählerschaft, so muß man ihm wohl recht geben. Sichtbar hat die allgemeine Trunkenheit den Grad gefährlichen Torkelns angenommen.

Wer darüber jammert, vergesse nicht, was alles ein Jahrzehnt lang an blinder Jugendverherrlichung getrieben worden ist. Im Kriege war mit jungen Leben so verschwenderisch umgegangen worden, daß nachher der junge Mensch schlechthin als ein Wunder galt. Jungsein an sich wurde zu einem Wert. Wir erlebten die Inflation der kindlichen Primitivität auf allen Gebieten. Baby war der Kosename der Zeit. Junge Schieber waren die besten Schieber. Alle jungen Dichter waren Wunderkinder.

In solcher lärmenden Verherrlichung versuchte die müde, böse, verzweifelte Welt sich noch einmal auf jung zu schminken. Die Verkalkten aller Länder warfen sich den Minderjährigen an die Brust.

Heute sind die politischen Folgen dieser falschen Trunkenheit überall deutlich. Mit der millionenmal wiederholten Giovinezza-Hymne Mussolinis fing es an; bei zwölf Millionen Naziwählern halten wir jetzt.

Wenn auch wir einmal von Rassebiologie, von den beliebten tiefern Zusammenhängen des Blutes sprechen dürfen, so möchte ich vermuten, daß hinter solcher Anbetung des Kindlich-Kindischen ein dunkles Schuldgefühl steckt. Die europäischen Völker ahnen verängstigt ihre Überalterung, ihre Vergreisung voraus. Und die Statistiken geben diesem Minderwertigkeitsgefühl der Kriegsgenerationen recht, das sich in den allzu forschen Gesten munterer Jugendlichkeit überschlägt.

Die Diagnose unseres Jugendrausches lautet auf Euphorie.

In Rußland aber sind von 160 Millionen Sowjetbürgern 100 Millionen jünger als fünfundzwanzig Jahre. Und jährlich werden fünfeinhalb Millionen geboren. Zwei Drittel der Na-

tion haben die vorrevolutionäre Zeit nicht mehr erlebt. Sie kennen den Kapitalismus nur noch als einen historischen Begriff, so wie wir von Napoleon wissen oder von Bismarck. Sie können sich den Zustand der übrigen Welt nicht einmal mehr vorstellen. Sie wissen nur: Damals, in grauer Vorzeit, war die Erde wüst und schlimm. Dann kamen Marx und Lenin, schieden das Feste vom Brüchigen, das Gute vom Bösen, schufen die Welt der arbeitenden, gleichen Menschen, die jetzt die letzten Riesenschritte zum Zustande dauernden Glückes tut.

Dieser Glaube an das Richtige, das durchaus Gute, an die Möglichkeit allgemeiner Vollendung ist ungemein jugendlich. Er allein würde noch keinen grundsätzlichen und unüberbrückbaren Unterschied zu uns bedeuten, wenn er nur verkündet, nur von oben, von den Alten gelehrt würde. Aber schon lebt Rußland nicht mehr für seine Jugend sondern in ihr und durch sie. Schon bestimmt sie den Gang des Lebens, der Arbeit, der Politik selbst. Die Jungen sind eingerückt in die Reihen der Führer. Es wird überall systematisch verjüngt. Der Fünfziger Stalin wirkt mehr und mehr als ein Veteran.

Alle Rußlandberichte, die gegnerischen wie die begeisterten, schildern uns übereinstimmend die angespannte Hochstimmung, das Pathos, die Gläubigkeit, den Heroismus des freiwilligen Verzichts, den allgemeinen Rausch der Hoffnung und Zuversicht. Das alles sind ausgesprochen jugendliche Stimmungen. In ihnen steckt das sieghafte Bewußtsein: Unser die Zukunft. Wir Zwanzigjährigen werden noch selbst das unendliche Glück erleben. Lenin war Moses, durfte das gelobte Land nur schauen; wir werden es bewohnen.

So ist, nach zwei Jahrzehnten unsäglicher Opfer, nach Kriegen, Mord, Hunger, Unterernährung, Rußland das unbedingte Reich der Jugend geworden.

Über dieses Wunder hat jetzt einer ein kleines, aber sehr wichtiges Buch geschrieben: „Die Jugend in Sowjetrußland" (S. Fischer Verlag). Er heißt Klaus Mehnert. Ist Mitte Zwanzig. In Moskau aufgewachsen. Deutschrusse mit zwei Muttersprachen. Kriegsflüchtling. Jetzt Sekretär der von Hoetzsch geleiteten Gesellschaft zum Studium Osteuropas. Redakteur der wissenschaftlich-kritischen, durch ihre Reichhaltigkeit ausgezeichneten Monatshefte ‚Osteuropa'.

Jährlich verbringt Mehnert ein paar Monate in Rußland. Über diese Reisen macht er nebenbei ein paar Bemerkungen; sie sind, wie alles Persönliche in diesem Buch, ungemein sympathisch und unterstreichen die Glaubhaftigkeit des Autors. Stets reist er als unauffälliger Durchschnittspassagier. Wohnt bei Kameraden, Komsomolzen; ist mit vielen von ihnen gut Freund. Kennt Fabriken, Wohnkommunen, Staatsgüter durch Teilnahme an den täglichen Aufgaben. Also: das Gegenstück zu den üblichen Rußlandreisenden und wohlinformierten Korrespondenten. (Hans Siemsen machte eine rühmliche Ausnahme, ohne natürlich die gleichen Informationsmöglichkeiten zu haben.)

Dabei ist nun dieser Klaus Mehnert ein ganz zweifellos „rechts eingestellter" Mann. Vielleicht, wenn man aus gewis-

sen Äußerungen über Deutschland schließen darf, ein sogenannter „bündischer Typ". Auf alle Fälle ein ganz und gar unverdächtiger Zeuge. Wer ihm nicht glaubt, muß als böswillig gelten.

Was erfahren wir von ihm? Zunächst und vor allem den ungeheueren Unterschied zwischen dem Jungsein bei uns und in Rußland. Hier — Plage, Ungewißheit, Aussicht auf arbeitslose Jahre, auf ein leerlaufendes Leben. Dort — Zuversicht, Anspannung, die echte jugendliche Aktivität eines kämpferischen Zeitalters. Die militanten Bedürfnisse junger Menschen, bei uns in düstere Blutromantik verdrängt, werden drüben in den Kämpfen um den Großen Plan, an den „Gefechtsfronten", auf den „Kommandohöhen", in den Wettbewerben des sozialistischen Aufbaus sinnvoll eingesetzt. In mannigfachen Episoden berichtet Mehnert von diesem Heroismus. Er bringt Beispiele eines mitreißenden, oft genug physischen Heldentums der industriellen Stoßbrigaden. Trunkenheit ohne Wein...

Zutiefst packt ihn die Selbstverständlichkeit, mit der das unbedingte Gemeinschaftsgefühl immer neuen Ausdruck sucht. Vorsichtig, mit dem anständigen, staunenden Lächeln des Außenstehenden, beobachtet er die Versuche, neue Formen des Zusammenlebens zu schaffen. Er schildert, wie in den Kommunen der Komsomolzen die sexuellen Fragen, die Frage des Kindes, nicht mehr durch gewaltsame Experimente sondern in sicherem, bewußt gefördertem Wachstum geklärt werden. Vor allem aber räumt er mit der blöden, noch immer nicht verschwundenen Fabel auf, all das sei doch nur Folge eines blindwütigen Terrors, der früher oder später elend zusammenbrechen müsse; gar nichts, so sagt er, sei mit der viel zitierten Leidensfähigkeit des Russen erklärt; nicht passiver Gehorsam — aktiver Einsatz allein mache das schon Erreichte, das bald zu Erreichende denkbar.

Manchmal spürt man, wie ihn, den westlichen Menschen einer andern Welt, an die er immer noch glauben möchte, vor den Anstrengungen dieser rastlosen, siegreichen Jugend die Scham anpackt. So etwa, wenn er schildert, wie in der Polsterklasse des sibirischen Expreßzuges lauter Europäer mit Wallace- und Ullsteinbänden sitzen; die Russen in der Holzklasse studieren durchweg technische oder landwirtschaftliche Lehrbücher, Broschüren, Protokolle. Das ganze Land ähnelt oft einer riesigen Schule.

Die Kommunisten haben Mehnert sogleich seine mangelnde Konsequenz vorgeworfen. Tatsächlich vermeidet er es, aus seinen russischen Erlebnissen entscheidende Folgerungen für uns zu ziehen. Niemand wird von ihm Propaganda für ein sofort zu errichtendes Sowjetdeutschland erwarten. Aber sein Schlußkapitel ist doch betrüblich mager ausgefallen. Er begnügt sich damit, der deutschen Jugend Rußland als Beispiel hinzustellen, dem man nacheifern, das man aber keinesfalls nachahmen müsse. Und nach so eindringlichen Erfahrungen im Lande des sozialistischen Aufbaus fordert er mit bedenklicher Dringlichkeit eine deutsche Einheitsfront der „Arbeiter, Bürger und Bauern".

Diese verworrene Haltung macht zwar, so scheint es mir, seinen Bericht nachträglich doppelt glaubwürdig. Der aufmerksame Leser kann und muß seine Schlüsse daraus selbst ziehen.

Aber daß selbst ein so redlicher, so mutiger Beobachter, ein Mann mit offenen Augen und einem unverdorbenen Herzen, ein unzweideutig junger Mensch, daß selbst dieser Kronzeuge des siegreichen neuen Lebens in Rußland für unser Elend nicht mehr als ein paar unverbindliche Bemerkungen hat: Das allerdings macht es schwer, auf unsre Jugend auch nur schwache Hoffnungen zu setzen.

Der Führer von A. M. Frey

Es fing damit an, daß er in der Volksschule erkannte, wie leicht andre zu kommandieren seien. Anläßlich des Aufbaues eines Schneemannes entdeckte er seine Fähigkeiten — die in Wahrheit die Fähigkeiten der andern waren. Er stand im Schulhof und verspürte wenig Lust, sich viel zu bükken und rote, nasse und kalte Hände zu bekommen. Mitzumachen trieb es ihn aber, er wollte keinesfalls ausgeschaltet sein — o ganz im Gegenteil, er wollte sich so einschalten in den Gang der Handlungen, die in diesem Fall nur auf einen Schneemann abzielten, daß er schließlich vom Ergebnis emporgehoben würde, distanziert gegen die andern und in irgendeiner Weise gezeichnet und ausgezeichnet.

Er sah sofort, was die andern nicht sahen oder nicht sehen wollten: daß nicht alle gleichzeitig am Schneemann bauen konnten. Einige mußten das notwendige Material herbeischaffen — und er beorderte sie dazu. Sie gaben dem Druck seiner bestimmt herausgestoßenen Worte zögernd nach, aber als sie erst einmal angefangen hatten, sich keuchend mit dem Heranrollen von Schneeklumpen zu befassen, empfanden sie alsbald ihre Arbeit als die für sie gegebene. Er entdeckte: dies seien die wahren Kulis und die zuverlässigen. Die andern, die in gehobener Position am Schneemann selber werkten, neigten viel eher zu Meutereien. Wenn er befahl, daß die Basis breiter, der ganze Rumpf höher werden müsse, so maulten sie: er solle doch eigenhändig mehr Schnee aufmauern. Aber er wies sie zurecht: einer müsse da sein, der nicht als Glied in der Kette fungiere sondern das Ganze ständig überblicke. Sein stärkster Widersacher war ein wohl künstlerisch Veranlagter, er gab dem Schneemann die letzte Form und hatte auf Ermahnungen wie „Die Brust gewölbter!", „Den rechten Arm kräftiger!" nur hingebrummte Entgegnungen, die unverstanden und unwichtig blieben. Unwichtig für beide Teile, weil der am Schneemann Formende nur irgend etwas geäußert hatte, um möglichst unbehelligt weiterschaffen zu können, und weil den Andern Einwände überhaupt nicht beschäftigen konnten. sondern bloß der Trieb, sich geradesten Weges durchzusetzen. Er setzte sich durch, nicht nur damit, daß er sich über Vieles hinwegsetzte, sondern zum Schluß mit Hilfe eines geschickten Akzentes, den er seiner im Grunde nichtstuerischen Rolle zu geben wußte. Während die andern arbeiteten, hatte er im Winkel des Hofes einen ausgedienten emaillier-

ten Kochtopf erspäht. Und wie nun der Schädel des Mannes fertig gemodelt war und alle sich verschnaufen wollten, da holte er mit wirksamer Gebärde den hinter seinem Rücken versteckt gehaltenen blauen Hafen hervor und setzte ihn flink auf das weiße Haupt. Er hatte nicht nur den Jubel derer für sich, die auf seinen Befehl mühselig Schnee hatten herbeischaffen müssen — es lächelten sogar die widerspenstigen Lippen seines halben Gegners in überrumpelter Wertschätzung.

Zehn Jahre später, als er immer noch reichlich jung war, kam ihm durch ein Geschehnis seine Eignung zum Führer erst richtig ins Bewußtsein.

Wieder war es Winter, und ein schweres Fuhrwerk war an einer Straßenbiegung in zusammengeschobenen Schneehaufen stecken geblieben. Die Passivität der Menge, die sich bestenfalls zu einer anspruchslosen Schaulust aufrafft, dann aber zäh und schläfrig und zufrieden in ihr verharrt — diese träge Anteilnahme hatte auch hier binnen kurzem einen Kreis von Passanten vereinigt, der die Hände in den Taschen und die Augen ziemlich verständnislos auf die Bemühungen um den unbeweglichen Wagen gerichtet hielt. Alle warteten geduldig ab, wie es weitergehen werde; auch er, der nachmalige Führer, wartete vorläufig. Er sah den Fuhrmann sich in die Zügel der mächtigen Pferde hängen und hörte ihn, der bereits eine weinerlich-wütende Stimme hatte, „Hüa-hü!" schreien. Er sah den Begleiter des Fuhrmanns aus der Umgebung der festgefahrenen Räder mit den Händen Schnee entfernen, aber die Schneehäufchen, die auf diese armselige Weise beseitigt wurden, spielten keine Rolle für die Freilegung des Weges. Zudem rutschte in die ausgehobenen Löcher schnell von neuem hemmendes Material nach. Die Pferde, die deutlich merkten, wie die Räder nach wie vor festgerammt waren, machten gar nicht mehr den Versuch, sich in die Stränge zu legen, der Fuhrmann riß immer aussichtsloser an den Zügeln, schrie immer schriller; der zu den Rädern Gebückte grub immer hastiger kleine Mulden, die sich gleich wieder füllten.

Da griff er ein. Er nahm einem Schneeschipper in der hintersten Reihe der Gaffer die Schaufel und reichte sie dem, der bisher mit seinen Händen das bißchen Schnee beiseite gekratzt hatte.

Er tat gut daran, das Instrument weiterzugeben und sich nicht selbst mit ihm zu versuchen, denn er hatte keinerlei Erfahrung und Übung im Gebrauch von Schaufeln. Im Gebrauch der Rede hatte er bereits einige Übung. Er war Tapezierer geworden, mußte der Kundschaft den Fall von Vorhängen, mußte ihnen Raffungen und geschmackvolle Anordnung von Stoffen und Tapeten mundgerecht machen, er war in seinem Verein erste Stimme und rhetorische Kraft — und so begann er nun auch hier zu reden, schon während er die Schaufel dem einen nahm und dem andern gab.

Die Leute horchten auf. Es fesselte sie weniger das, was er sagte, als daß überhaupt einer etwas sagte, und zwar ununterbrochen, unterstrichen und befehlerisch.

Der Fuhrmann erschrak beinahe über den Wortschwall, er glaubte wohl, Schutzmannschaft wolle eingreifen; die aber war

weit. Er ließ für einen Augenblick die Zügel fahren und die Arme hängen.

Aus der hängenden Hand nahm jener die Peitsche, und als er sie hatte, erklärte er, während er sie leicht und fast anmutig in die Höhe hob, mit einer tönenden Stimme: nun müßten alle anpacken. Auf den letzten Mann käme es an! Er blickte mit schauspielerhaft drohendem Gesicht in die Runde. Es kamen zwar nicht alle bis zum letzten Mann, aber es lösten sich rasch einige aus dem Gafferkreis, hinter ihnen her schritten unsicher, dennoch widerstandslos mitgezogen, viele.

Er verteilte sie zu beiden Seiten des Wagens, an die Vorderräder, an die Hinterräder, an die breite Rückseite des Lastfuhrwerkes. Er rief, sie sollten auf ein von ihm gegebenes Zeichen sich an- und drauflosstemmen, sich in die Speichen legen. Er selber wußte nicht, wie man sich in die Speichen legt, er verließ sich drauf, daß jene es wußten.

Er hielt sich ganz hinten, dort, wo der Führer eben am besten die gesamte Lage überblickt. Er gab das Zeichen nicht mit der Peitsche, er hatte nie gelernt, mit einer Peitsche zu knallen, immerhin fuchtelte er mit ihr herum. Sie bedrohte jetzt kaum noch die Pferde, wohl aber die arbeitsbereiten Männer. Sie ließen es sich gefallen, sie waren ohne Erörterungen einverstanden; schon regierte eine Art Gott.

Er gab das Zeichen zur allgemeinen Kraftaufwendung in einem ungeformten Ruf. Jeder konnte aus dem Ruf heraushören, was zu hören er Neigung hatte: etwas Ermunterndes, etwas Brutales, etwas Kameradschaftliches, etwas Knechtendes.

Jedenfalls setzte der bisher wie angenagelte Wagen sich in Bewegung. Einer von denen, die an den Speichen beschäftigt waren, rutschte aus und fiel. Er fiel in die Radspur und entging mit knapper Not dem Schicksal, zerquetscht zu werden.

Der Führer sah hin — voll Sorge, das Ganze könne wieder ins Stocken geraten. Er schrie zornig: „Weg mit dem da!" Sie rissen ihn beiseite und empfanden in erschreckter Bewunderung, daß es weniger um ein Menschenleben gegangen war als um die Wichtigkeit, nicht mehr aufgehalten zu werden.

In der Tat, sie kamen eindeutig in Schwung. Der Führer erkannte es und spritzte von der Wagenrückseite an die Tete des Unternehmens. Er schwang die Peitsche, er tanzte den Rossen voraus, aber mit dem Gesicht und dem ganzen Körper ihnen zugewendet, er ging vorwärts, indem er rückwärts ging. Er schrie mehrmals: „Hierher, weiter, weiter, hierher!"

Es gab gar keinen andern Weg als den, den er lief und zeigte. Das wußte der Fuhrmann, das hätten alle wissen können: um die Straßenbiegung ging es immer der Straße nach.

Es ging also, das sah man jetzt, es ging in der Tat, jedoch vorerst machte man Halt. Die rauchenden Pferde tauchten mit den Hälsen auf und nieder und stießen Dampf durch die Nüstern, der Fuhrmann und die, welche an den dicken Rädern geschuftet hatten, wischten sich den Schweiß aus den Gesichtern.

Aber alle lächelten, dümmlich in der Erschöpfung, dem Führer zu, der mit Abstand zurücklächelte. Er gab dem Fuhr-

mann die Peitsche und sorgte dafür, daß der Schneeschipper die Schaufel wieder bekam. Dann verließ er den Schauplatz, über dem etwas in der Luft lag wie von ungeborenen Hochrufen auf ihn.

Er dachte während seines Weges daran, wie verlockend es wäre, dafür zu sorgen, daß solche Hochrufe eines Tages geboren würden. Er fing an, die Menschen hämisch zu betrachten. Er fing an, umfassender zu spüren, wie bereit sie waren, auch auf eine unwissende Stimme zu hören, wenn sie es nur verstand, Sicherheit und Sachkenntnis vorzutäuschen. Er fing an, die Objekte, die seinen Aufstieg ermöglichen konnten, liebevoll zu verachten. Er beschloß, in die Bahn des Politikers einzubiegen — nicht anders, als er mit dem Lastwagen und den schiebenden Männern in jene Straße eingebogen war.

Künstliche Defloration? von Elisabeth Mintel

Unter den verschiedenartigen, zumeist von Männern verfaßten Briefen, die der ‚Weltbühne' anläßlich des Aufsatzes über „Künstliche Defloration" von Bernhard Stapel (in Nummer 27) zugingen und die mir von der Redaktion zur Durchsicht gegeben wurden, „damit auch eine Frau zu Worte komme", schienen mir am bedeutsamsten die Auslassungen eines Herrn, der aus Stapels Gedankengang die nur auf den ersten Blick befremdliche letzte Konsequenz gezogen hat: der künstlichen Defloration die künstliche Zeugung hinzuzufügen! Dieser durchaus ernst gemeinte Vorschlag geht, vielleicht unbewußt, von der alten christkatholischen Lehre aus, nach welcher der Körper unrein und die Lustbefriedigung Sünde ist. Um aber die schwere Folge der Erbsünde zu vermeiden und die Menschheit vom alten Fluch zu erlösen, müsse man, so meint der Schreiber, die Frauen künstlich befruchten, auf Grund des „Rechtes der Ungeborenen, der neuen Menschen, auf eine reinere, saubere Art gezeugt, ins Leben gesetzt zu werden. Zufallsprodukt der Lustbefriedigung zu sein, bedeutet eine ungeheure Erniedrigung ... Aus Achtung gegen den neuen Menschen hat keine Frau das Recht, Weib ihres Mannes zu sein, ihm Lustbedürfnis zu sein und selbst Lustbefriedigung zu suchen, ehe sie nicht Mutter war ... Der Leib der Frau, der ihm das Leben gibt, war vor seiner Geburt ... Lustobjekt eines Mannes — dies Wissen ist ungeheuer erniedrigend." Der Verfasser kommt dann natürlicherweise zur Forderung eines neuen Mutterrechts, einer allgemeinen unbefleckten Empfängnis (buchstäblich: künstliche Jungfernzeugung) und nachfolgender Sterilisation. Die Frau, die in sehr jungen Jahren ihre Fortpflanzungsfunktionen erfüllt hat, soll sich später ausschließlich der gegenseitigen Lustbefriedigung widmen!

Ich möchte auf diese verschrobenen Gedankengänge nicht im einzelnen eingehen; sie sehen an der Tatsache, daß heute meist erst die durch Liebe (oder meinetwegen „Lust") herangereifte Frau Berufung zur Mutterschaft in sich fühlt, ebenso blind vorbei wie an dem tiefen Sinn dessen, was Schopenhauer die „List der Natur" nannte, und sie übersehen in der beschämenden Erkenntnis, daß — wie der Schreiber sagt — „vom Erhabenen zur Schweinerei nur ein Schritt" sei, die zum Glück ebenso häufige Umkehrung, aus der heraus „alle Lust Ewigkeit — tiefe, tiefe Ewigkeit" will. Ich habe die vorstehenden Sätze nur zitiert, um zu zeigen, wohin wir kommen, wenn wir, den ältesten und neuesten Erkenntnissen der Wissenschaft zum Trotz, gegen die Natur handeln wollen, statt immer mehr zu versuchen, ihre eigensten Wege zu finden und für uns zu ebnen: wir kommen ins Laboratorium des Homunkulus. Die Abwehr dagegen, die keineswegs

fortschrittsfeindlicher Verknöcherung sondern einem Rest instinktiver Naturverbundenheit entspringt, hat wohl auch Rudolf Arnheims Antwort an Bernhard Stapel (in Nummer 28) veranlaßt. Im Sinne dieses Instinktes hat Arnheim Recht, Stapel Unrecht; in Enzelheiten und Schlußfolgerungen irren beide.

Nun besteht aber bei dem Versuch, die aufgeworfene Frage allgemeingültig zu lösen, eine fast unüberwindliche Schwierigkeit: diese Allgemeingültigkeit existiert nicht, weil hier, wie überall, zu große Unterschiede einmal zwischen den Generationen, zweitens und wesentlichstens aber zwischen den sozialen Schichten vorhanden sind. Für das bürgerliche Mädchen von früher war der erste Geschlechtsakt gleichbedeutend mit der Heirat; beides war in ihrer Vorstellung Ziel und somit Schlußpunkt ihres Lebens. (Ich spreche von der Mehrzahl; Ausnahmen gab es immer.) Im Proletariat und in der Bauernschaft war es anders. Theorie und mehr noch Praxis des Bürgertums haben sich geändert — im „Volk" hat sich nichts geändert. Dennoch hat sich zwischen den sozialen Schichten kein Ausgleich vollzogen, weil die Vorbedingungen der Frauwerdung für die Töchter dieser Schichten zu verschieden sind. Sie sind im Proletariat viel ungünstiger, und trotzdem hört man recht wenig von den Traumata proletarischer primae noces. Nicht etwa nur, weil sich da keiner drum kümmert, sondern weil bei dem raschen Verbrauch der Proletarierin durch Geburten und körperliche Arbeit das Problem schon nach wenigen Jahren an Interesse verliert. Die Kinder, die in einem Zimmer mit den Eltern schlafen und oft genug die müde Abwehr der Mutter als einzige Äußerung weiblicher Sexualität miterleben — diesen Kindern stellt sich der Geschlechtsakt von Anbeginn recht unromantisch dar, und je weniger ihre Phantasie sie erwarten läßt, desto geringer wird ihre Enttäuschung sein. Daß er, daß auch die Entjungferung in ihren Vorstellungen eine Rolle spielt, versteht sich natürlich trotzdem. Eine berliner Schulärztin, die sich von 22 Schülerinnen der obersten Volksschulklasse nach einer Aufklärungsstunde schriftliche Fragen vorlegen ließ, fand darunter als häufigste die, ob „es weh täte" — allerdings auch nur in 20 Prozent der Fragen.

Mit diesem „Wehtun" komme ich zu einer richtigen Feststellung Stapels: daß Defloration unvereinbar mit Orgasmus sei. Aber bereits die Schlußfolgerung („so daß das sexuelle Leben der Frau mit einer Enttäuschung beginnt") ist wieder grundfalsch. Das sexuelle Leben der Frau beginnt so gut wie niemals mit der Defloration sondern mit einer langen Kette von Vor- und Zwischenstadien, die dem Mädchen einen sehr deutlichen Begriff von dem Bevorstehenden und oft durchaus hundertprozentige sexuelle Erlebnisse vermitteln, lange ehe es zur Defloration kommt. Insofern irrt auch Arnheim, wenn er behauptet, den Schock bereite nicht der „wohl unbeträchtliche körperliche Schmerz" — er kann verdammt beträchtlich sein! — sondern der „entsetzliche Schreck, den ein unvorbereitetes Mädchen erfährt, wenn der eben in Kleidern noch so gesittete Mann plötzlich als ein nacktes Raubtier auf sie losstürzt." Diese Art unvermittelter Hochzeitsnächte dürfte wohl doch heute nahezu ausgestorben sein. Schließlich schafft ja schon Sportgemeinschaft (in allen Schichten) eine optische körperliche Vertrautheit, welche die der anderen Sinne unmerklich aber gründlich vorbereitet. Aber was dann später entscheidet oder wenigstens auf die künftige psychisch-physische Entwicklung der Frau entscheidend wirken kann, ist gar nicht die Defloration. Es ist das erste intime Zusammensein mit einem Mann, das durchaus nicht immer gleichbedeutend mit Defloration ist. Ich möchte zur Verdeutlichung einen Fall erzählen, der sich vor kurzem in einer berliner Volksschule ereignete: ein kräftig entwickeltes dreizehnjähriges Mädchen, das sich bisher sehr ordentlich und solide verhalten hatte,

brachte eines Abends in Abwesenheit der Eltern einen Jungen mit nach Hause, mit dem sie schon häufig auf dem Rummel gewesen war und sich auch, wie später herauskam, regelmäßig geküßt hatte. Am Morgen nach dem Zusammensein stahl das Kind das vom Vater versteckte Geld und führte, obgleich es bisher noch nie über den Bezirk seiner Wohnung herausgekommen war, aufs raffinierteste eine Flucht nach Hamburg aus; durch einen glücklichen Zufall bekam man sie rasch und unbeschädigt zurück. Die Ärztin, der man die Kleine brachte, erfuhr von ihr alle Einzelheiten der Reise, auch das Zusammensein mit dem Jungen, das sie gar nicht schön gefunden habe — nein, wehgetan habe es auch nicht. Ergebnis der Untersuchung: virgo intacta. Das unerfahrene Mädchen hatte an ein „richtiges" Zusammensein geglaubt; das Erlebnis hatte sie völlig verwandelt, ihren latenten Selbständigkeitsdrang aktiviert, es war ihr entscheidendes „erstes Erlebnis", dessen Folgen sich nach Ansicht der Ärztin noch viel später auswirken können. Aber — es war keine Defloration.

Hier liegt der entscheidende Irrtum Stapels.

Ein Psychoanalytiker mit ausgedehnter Frauenpraxis und ein achtzehnjähriges Mädchen aus Intellektuellenkreisen, das seit drei Monaten seinen ersten Freund hat, erklärten beide das gleiche, oben schon Angedeutete, diese aus Intuition, jener aus langer Erfahrung: die Defloration ist unwichtig. Entscheidend ist dieses „erste Zusammensein". Außerdem bereitet die erste Zeit über der Geschlechtsverkehr fast stets Schmerzen, auch wenn die Defloration durch Sport oder den aus irgend einem Grund notwendig gewesenen Eingriff bereits erfolgt ist, während es andrerseits eine Menge Fälle gibt, in denen die Deflorierung auf dem vorläufig noch normalen Weg schmerzlos vor sich geht. Hiermit entfällt also auch der physische Grund, den Stapel anführt. Der erwähnte Psychoanalytiker verstieg sich sogar zu der Behauptung, eine Durchführung von Stapels Vorschlag würde lediglich eine Verdoppelung der Traumata zur Folge haben: das erste erfolge dann bei der künstlichen Deflorierung, das zweite durch das erste Zusammensein mit dem Mann — „bei denen, die überhaupt zu Traumata neigen, die andern kriegen sie so nicht und so nicht!" sagte meine weise kleine achtzehnjährige Freundin.

Im übrigen scheint mir für diese Traumata, die ja unleugbar häufig auftreten, der Generationenunterschied eine gewisse Rolle zu spielen. Das Trauma der Frau kann entstehen (muß nicht entstehen) durch das erste Sexualerlebnis; es bleibt bestehen, wenn sie bei demjenigen bleibt, der das Trauma verschuldet hat, nämlich beim ersten Mann. Das war wohl früher in weitaus stärkerem Maß das Übliche als heute; daher die Traumata der mittleren Generation. „Was die Frau betrifft, so soll sie im allgemeinen beim Zweiten bleiben", sagte Stendhal vor rund hundert Jahren und nahm damit eine große Erkenntnis vorweg, die dann wieder verloren ging. Heute wird der Schritt vom Ersten zum Zweiten unbefangener getan, und damit ist die Heilung des Trauma, noch ehe es sich auswirken kann, unendlich erleichtert. „Wir fühlen uns nicht an diese Jungen gebunden, bloß weil sie die Ersten sind", sagten mir eine Achtzehn- und eine Neunzehnjährige, die beide noch beim „Ersten" waren und offensichtlich Glück gehabt hatten. „Außerdem", fügte die Achtzehnjährige hinzu, „ich für mein Teil finde das alles gar nicht so wichtig. Es gibt doch noch andre Dinge auf der Welt."

Ob es wirklich Gold war, was da so zuversichtlich glänzte, das werden wir ja erst in zwanzig Jahren erfahren. Inzwischen bleibt von Stapels Vorschlag als einziger wirklich beachtenswerter Grund der hygienische Nutzen. Aber — reicht der aus?

Was jedoch Arnheims Vorschlag betrifft, lieber die Männer zu vervollkommnen, so können wir Frauen da nur von Herzen zustimmen. Nur müssen das meiste dazu wohl die Männer selbst beitragen,

und — sie tun es ja auch. Es mehren sich die Stimmen der Frauen, die von guten Erfahrungen zu berichten haben. Wenn es sich dabei meist um kulturell gehobene Schichten handelt, so ist das kein Gegenbeweis: es gibt Fortschritte und Entwicklungen, die sich von oben nach unten vollziehen. Die Entwicklung vom Stier zum Liebeskünstler läuft der Natur nicht zuwider — sie vermag nur ihren Sinn besser und schöner zu erfüllen.

Betteln und Hausieren verboten!

von Alice Ekert-Rothholz

Geehrte Hausfrau!

Wenn Sie nach Tisch lesen, wie Ihre Zeitung die Lage beschaut
stört Sie immer im allerbesten Schlaf ein harter Klingellaut.
Sie stürzen zur Flurtür und denken dabei:
„Zum Verrücktwerden ... diese Klingelei!"
Vor der Tür stehn: Junglehrer, kein Geldbriefträger, die Arbeitslosen
und offerieren Ihnen für den Haushalt: Zwirn, Motten, Schnürsenkel
und selbstgepflanzte Papierrosen.

Geehrte Hausfrau!

Hausieren macht Spaß: eh man eintritt, ist man schon rausgeschmissen ...
Man ist hungrig, schlecht verpackt, regennaß. Selbst das Seelenfutter ist abgerissen.
Sie fragen aber nun, wo man hinsegeln sollte
wenn man allen, wo man selbst nichts hat, geben wollte.
Sie fragen: „Warum immer vor meiner Tür?
... wie son Kerl einen ansieht! Kann ich was dafür?"
Nein. Aber fallen Sie dem Mann vor der Tür nicht sofort
mit derselben Tür in das erste Wort!

Geehrte Hausfrau!

Das Klingeln läßt Ihnen keine Ruh. Und Ihr Mitgefühl zerbricht.
Aber glauben Sie: Ihre Tür schlägt nicht zu. Sie schlägt denen da ins Gesicht.
Eins A-Arbeiter waren die! Und müssen Karten vom sonnigen Rhein verkaufen!
Sie hatten Träume, Wurst, Stellung. Jetzt haben sie:
die Weltmeisterschaft im Treppenlaufen.
Betteln und Hausieren verboten? Das war wohl ein Vorkriegsverbot?
Verstaubt! Verstaubt! Verstaubt!
Durch Berlin galoppiert der Hungertod. Heute ist alles erlaubt.

Geehrte Hausfrau!

Selbst erlaubtes Betteln bleibt ein taktloser Spaß. Zweckloser Dauerlauf!
Auch im Haushalt der Staaten findet man das. Fällt Ihnen gar nichts auf?

Geehrte Hausfrau!

Mal waren wir Dichter und Denker ... Satt, taktvoll, brav.
Später wurden wir Weltkriegsverlierer.
Jetzt klingeln wir die Völker egal aus dem Mittagsschlaf ...
und man empfängt uns — wie Sie die Hausierer!

Klingeln Sie nie! — Sie stoßen auf Ungeduld oder Empörung!
Denn der Mensch liebt die Menschheit, aber er liebt keine Störung.

Wochenschau des Rückschritts

— Die preußische Regierung wurde durch Notverordnung abgesetzt und, als sie dagegen protestierte, mit militärischer Gewalt aus ihrem Amt vertrieben. Über Berlin und Brandenburg wurde der militärische Ausnahmezustand verhängt. Grzesinski, Weiß und Heimannsberg wurden ihrer Ämter im Polizeipräsidium enthoben. Bisher wurden entlassen: 3 Staatssekretäre, 4 Oberpräsidenten, 6 Regierungspräsidenten, 10 Polizeipräsidenten und -direktoren, sämtlich zur Weimarer Koalition gehörig.

— Polizeikommandeur Heimannsberg wurde zweimal verhaftet — das zweite Mal früh um 4 — und wieder enthaftet. Polizeimajor Encke befindet sich noch in Haft. Major a. D. Anker und Robert Breuer wurden auf Denunziation der ‚Berliner Börsenzeitung' verhaftet.

— Wegen angeblicher Verächtlichmachung des Reichskanzlers durch eine Karikatur ist das ‚8 Uhr-Abendblatt' auf vier Tage verboten worden. Die ‚Rote Fahne' wurde für fünf Tage verboten.

— Der Militärbefehlshaber von Rundstedt hat durch eine Verordnung jede Aufforderung zum Generalstreik verboten.

— Reichskanzler von Papen im Rundfunk: „Weil man sich in maßgebenden politischen Kreisen nicht entschließen kann, die politische und moralische Gleichsetzung von Kommunisten und Nationalsozialisten aufzugeben, ist jene unnatürliche Frontenbildung entstanden, die die staatsfeindlichen Kräfte des Kommunismus in eine Einheitsfront gegen die aufstrebende Bewegung der NSDAP einreiht."

— Ministerialrat Scholz, der Rundfunkreferent im Innenministerium, ist der NSDAP beigetreten.

— Im dessauer Gemeinderat hat nunmehr die Nazifraktion einen Antrag auf Schließung des Bauhauses zum 1. Oktober eingebracht. Der Antrag wird vermutlich mit den Stimmen der bürgerlichen Stadtverordneten angenommen werden.

— Die Aafa dreht einen Film „Theodor Körner". Die Kristall-Film dreht „Drei von der Kavallerie". Die Engels-Film dreht „Der Todesritt von Mars la Tour". Die Monument-Film dreht einen Film „Ave Maria", der den Krieg 1813 behandelt. Das neue Ufa-Programm enthält zwei Militärfilme „Morgenrot" und „Der schwarze Husar".

— Auf der genfer Abrüstungskonferenz wurden die Anträge des Russen Litwinow und des schweizer Bundespräsidenten Motta, die durchgreifende Abrüstung verlangten, abgelehnt.

— Die irische Regierung hat Sonderzölle auf englische Waren beschlossen, eine Gegenmaßnahme gegen die englische Zollpolitik.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Braune Wolle

Die Beziehungen zwischen der Norddeutschen Wollkämmerei und der nationalsozialistischen Partei sind merkwürdig genug. Erst protegierten die Lahusens die Nazis, dann — als die Banken wegen dieser Zuwendungen aufmuckten — erklärte die Verwaltung im November 1930, daß weder sie selbst noch eines der Vorstandsmitglieder die NSDAP jemals unterstützt habe. Als dann die Nordwolle zusammenbrach, distanzierten sich die Nazis wieder von den Lahusens, bis jetzt schließlich die Rechtsanwälte Frank II und Luetgebrune, Hitlers Kronjuristen, die Verteidigung der Brüder übernommen haben.

Diese Entwicklung erklärt sich wohl daraus, daß bei der Norddeutschen Wollkämmerei ebenso wie bei der nationalsozialistischen Partei eine Verwirrung der Begriffe herrscht, die eine klare Politik völlig unmöglich macht. Die Lahusens zählen durchaus nicht — wie dies von ihren Verehrern gern dargestellt wird — zu den bremensischen Patriziergeschlechtern. Die angeklagten Brüder gehören erst zur zweiten Generation einer Familie von Wollhändlern, die im Jahre 1884 in Delmenhorst ihre erste Kammgarnspinnerei errichtete und dann einen beispiellosen Aufschwung bis zum jähen Absturz im Jahre 1931 nahm. Die Wahl Gustav Carl Lahusens zum Handelskammerpräsidenten ist erst nach längerem Widerstreben der konservativen bremer Geschlechter erfolgt. Die Annäherung Gustav Carl Lahusens an die nationalsozialistische Partei geschah ursprünglich aus politischer Überzeugung und wurde erst später ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Hitler imponierte Lahusen, und Lahusen Hitler, weil der „Führer" nicht die wirtschaftlichen Verhältnisse und der „Wirtschaftsführer" nicht die politischen Zusammenhänge überblickte, beide aber sich am kühnen Flug großangelegter Projekte begeistert haben. Die Behauptung, daß die Nordwolle den Nationalsozialisten kein Geld gegeben habe, erwies sich als ebenso falsch wie die in demselben Verwaltungscommuniqué vom November 1930 enthaltene Erklärung, daß die Verpflichtungen der Gesellschaft in den folgenden Monaten abnehmen und die Überschüsse wieder zu Rückstellungen und Abschreibungen Verwendung finden würden. Der zweite Teil des Communiqués wurde durch die wenige Monate später erfolgende Pleite Lügen gestraft, und über den ersten Teil schüttelte ganz Bremen den Kopf. Die Beziehungen zu den Nazis waren so eng, daß sich sogar im Hause des Konzerns, das mit großem Prunk ungefähr zur selben Zeit wie das Braune Haus errichtet worden ist, ein nationalsozialistisches Parteibureau befunden hat.

Als dann die Nordwolle in Konkurs ging und die Verfehlungen der Lahusens ans Tageslicht kamen, waren es die Nazis, die nichts mehr von der alten Freundschaft wissen wollten. Am Tage der Schalterschließung der Darmstädter und Nationalbank glaubten die Lahusens, daß die Stunde zum Gegenangriff gekommen sei, und lanzierten einen gegen die Banken gerichteten Artikel in die ‚Weser-Zeitung', der am 15. Juli 1931 erschien. Allmählich begannen die Nationalsozialisten sich wieder für die Norddeutsche Wollkämmerei, die eine ihrer besten Einnahmequellen gewesen ist, zu interessieren. Ein früherer leitender Angestellter der Gesellschaft, Doktor Horst, versuchte als Verbindungsmann der NSDAP Einfluß auf Gläubiger und Aktionäre der Nordwolle zu gewinnen. Vor allem wurde von dieser Seite alles aufgeboten, um die Aufteilung des Konzerns in eine Anzahl selbständiger Gesellschaften zu hintertreiben. Doktor Horst träumte davon, selbst an der Spitze des großen Konzerns, dem

im Dritten Reich das Wollmonopol zufallen würde, zu stehen. Ausländische Konkurrenz gäbe es dann nicht, und die Banken hätten schon gar nichts mehr zu sagen. Diese Pläne scheiterten, obwohl man auch bei den Behörden alle Minen im Sinne der nationalsozialistischen Ziele springen ließ. Aus Verbitterung über diese völlige Ignorierung der Nazi-Projekte wird jetzt die Verteidigung politisch aufgezogen, indem Jacob Goldschmidt als Sündenbock für den Zusammenbruch hingestellt werden soll. Ein einziger Vorwurf gegen die Banken ist berechtigt, der nämlich, daß sie sich jahrelang von den Lahusens, die ihre Gewinne in der holländischen Ultramare versteckten und die Verluste dieser Gesellschaft auf den Konzern abwälzten, belügen und betrügen ließen. Diesen Vorwurf kann aber schwerlich die Verteidigung der Lahusens erheben.

Bernhard Citron

Wie mans nicht machen soll

Die letzte ‚Weltbühne' mit dem Artikel „Einheitsfront in der Praxis" von Fritz Sternberg war noch druckfeucht, als sich eine große Anzahl geistig Schaffender in die berliner Spichernsäle begab, wohin das „Linkskartell der Geistesarbeiter und freien Berufe" eingeladen hatte. Die Spichernsäle, als berliner Boxerparadies wohlbekannt, schienen die erhoffte Diskussion „Wie stehen die Geistesarbeiter zur antifascistischen Aktion?" auf den robusten Weg faustrechtlicher Erledigung zu weisen.

Anders kann man es nicht nennen, wenn hier in den Spichernsälen die Unterzeichner eines Plakates, das zur Einigung der Arbeiterparteien ermahnen sollte, regelrecht „zur Verantwortung" gezogen wurden. Der jüngste aus dem Zentral-Komitee der KPD, Karl Olbrich, schien diesem geeignet, mit Männern wie Einstein, Heinrich Mann, Theodor Plivier, Walter Hammer, Willi Eichler gehörig Schlitten zu fahren, und sogar Käthe Kollwitz, die jenen von der KPD beanstandeten Einigungsappell auf dem Plakat ebenfalls in guter Gesellschaft unterschrieben hatte, war vorgeladen worden, um sich in den Spichernsälen von ihrer SPD-Freundlichkeit unter allen Umständen reinzuwaschen.

Wahrlich eine groteske Situation, nur gemildert durch den erfreulichen Umstand, daß die vorgeladenen Frevler bis auf Plivier und Lehmann-Rußbüldt nicht erschienen waren. Was von der Versammlung mit „Aha"-Gemurmel aufgenommen wurde.

Ehe wir schildern, wie es diesen beiden Angeklagten erging, noch ein Wort über die „Organisation" — man kann es auch anders nennen. Es ist unmöglich, daß man sieben von den angekündigten Rednern nicht auftreten läßt! Wo blieben die laut angekündigten Maria Hodann, Hammer, Johannes Karl König, Eichler, Kläber, Fritz Schiff, wo war Johannes R. Becher? Dafür den Chefredakteur einer kommunistischen Abendzeitung auf die Bühne zu stellen, war eine wenig glückliche Idee, zumal Olbrich gleich darauf denselben amtlichen Standpunkt der Partei vortragen mußte. Nicht eben neuartig wurden der SPD die Fehler ihrer Führer seit 1914 vorgehalten, Inhalt aller Kundgebungen der antifascistischen Aktion im Juli 1932.

Die Fehler, die ihrerseits die Leitung der KPD gemacht hat, konnte an diesem Abend in den

Spichernsälen niemand den Rednern dieser nicht auf freie Diskussion zielenden Kundgebung entgegenhalten. Im allgemeinen denkt man sich ein Treffen der geistigen Berufe doch etwas anders.

Plivier und Lehmann-Rußbüldt, mal vortreten! Das war ein wenig schöner Augenblick in den Spichernsälen. Der Letztere mußte sich wieder setzen, nachdem auch seine „Verteidigung", daß er nie Sozialdemokrat gewesen sei, keinerlei Brücke zu den Anwesenden geschlagen hatte. Anders Plivier, der recht bestimmt Wesentliches zu jenem Aufruf zu sagen hatte, in dem er eine erste und dringend notwendige Protestaktion gegen die Zersplitterung im linken Lager sah.

Dem Vertreter der KPD genügte das in keiner Weise, sondern mit scharfen Worten zerrte er Theodor Plivier nochmals vor die Rampe. Die Form dieses Angriffes gegen eine einwandfreie Haltung verriet wenig Achtung vor der schriftstellerischen Leistung des so abrupt Behandelten. „Von der Stellungnahme jetzt für oder gegen jenen Aufruf zur Einheitsfront wird es auch abhängen, wie die Partei sich in Zukunft zu Plivier einstellen wird." Diese Äußerung, die wörtlich einem kommunistischen Führer entrutschte, kommt nicht nur dem Tatbestand der Nötigung sehr nahe sondern läßt auch den Wunsch auftauchen, man möge fürderhin reifere Männer den berliner freien Berufen gegenüberstellen.

Plivier hatte das Herz, nochmals zu seiner Unterschrift zu stehen.

Fritz Friedrichs

Den Kameraden

Kameraden, die Ihr die Halle füllt
mit dem Glanz und der Kraft Eurer Jahre:
Ihr habt viele Worte heut gehört,
viele schlechte und laue, viele heiße und gute,
Ihr habt ihnen allen zugejubelt,
weil Eure Glut auch das Kalte erwärmte.
Aber, Kameraden, wie lange werdet Ihr brennen?
Wie viele von Euch werden sich selber treulos?
Kameraden, ich will das lauterste Feuer nehmen
und in mich die edelste Kraft aus Euch allen fließen lassen
und Euch ein Lied singen, das wie eine Feuersäule
immer vor Euch und vor allen Jungen fliegen soll.

Kameraden, die Jugend ist ein gewaltiger Sturm,
der immer an den Toren des Neuen rüttelt.
Die Jugend ist das ewige Meer, das ewig
seine mächtigen Wellen vorwärts schickt;
und wenn auch jede Woge rückwärtsflutet,
so hat doch jede einen kleinen Sieg errungen
und hat den Tag herangenähert,
wo eine große Flut die letzten Dämme sprengt.

Kameraden, wir wissen nicht, wohin es geht
und kein Mensch hat es jemals erfahren;
wir sind gejagt von unsren Jahren,
wir wissen nur, daß wir vorwärts müssen,
und daß verreckt, wer stille steht,
und daß die Ruhsamen für ihre Ruhe büßen.

Kameraden, uns kann der längste Tag nicht schrecken,
Kameraden, wir werden nicht lebendig verdrecken,
Kameraden, wir müssen alle fallen,
wir stürzen kopfüber hinauf gleich flammenden Signalen
und spüren selig über unsre Asche schreiten
voll Frieden und Erlösung die befreiten Zeiten

Fritz Pick

„M . . . pour la guerre!"

Es ist ein nationalökonomisches Faktum, daß die Dramen von Toller, die Gedichte von Brecht, die Zeichnungen von Grosz die Arbeitslosigkeit verschuldet haben. Nun verstehe ich nichts von Nationalökonomie, und selbst ein so

guter Gedankenmittler wie Morus hat sich vergeblich bemüht, mich in die Anfangsgründe einzuweihen und mir plausibel zu machen, warum neue Kunstformen die Arbeitslosenziffern ungünstig beeinflussen. Aber die Literatur: ich will nicht sagen, daß ich sie verstehe, doch ich kenne sie. Und da ich ein wenig teilhabe an den schweren Untaten, deren der „Kulturbolschewismus" bezichtigt wird, so bemühe ich mich auch, jetzt, nach seiner Entlarvung, alle Klagen wider ihn mit gespitzten Ohrlöffeln geduldig anzuhören. Denn die großen Lenker deutscher Geschichte lassen keine Gelegenheit vorübergehen, ohne das Grundübel aller Not: die Kunst zu denunzieren. Von der Etsch bis an die Memel, von der Donau bis zum Belt hallt der Sang gegen das Künstlervölkchen, das „wir siegreich schlagen werden". Und selbst Herr Seldte, von einem Franzmann des ‚Intransigeant' interviewt, kann, nach einer Ächtung des Krieges, die an hochgradigen Pazifismus grenzt, es sich nicht verkneifen, dem Volk der Welschen folgendes mitzuteilen:

„Monsieur Seldte spricht dann vom Erwachen des nationalen Gedankens in Deutschland, der nicht von einem Angriffsgeist gegen das Ausland sondern von der Notwendigkeit, ein starkes, einiges Deutschland zu schaffen, beseelt ist.

Dieser Geist hat sein Zeugnis in der Literatur durch das Abflauen der erotischen Woge, die diese letzten Jahre überschwemmt hatte, und durch die Aufgabe des Abenteurerromans (avec l'abandon de la vague érotique qui a déferlé ces dernières années et du roman d'aventures.)"

Ist es schon nicht ganz klar, von welchen Abenteurerromanen Herr Seldte eigentlich spricht — da er doch sein eignes Frontbuch nicht damit meinen kann — so scheint die „erotische Woge", die dem deutschen Einigkeitsgedanken wich, völlig unergründbar. Denn weder das Sexual-Kochbuch des Herrn van der Velde noch die dämonischen Unappetitlichkeiten des Herrn Ewers haben je zur Literatur gezählt. Auf welche Leihbibliothek war bloß Herr Seldte abonniert, daß er vom Stahlbad in die Wogen erotischer Literatur geriet? Die schlüpfrigen Franzosen werden einen gelinden Schrecken kriegen ob solch unlauterem Wettbewerb jenseits des Rheins. Aber sind: „Des Kaisers Kulis", „Hiob" oder „Im Westen nichts Neues" wirklich Erotika?

Im übrigen hat Herr Seldte dem ‚Intransigeant' handschriftlich diese Bilanz aufgestellt:

„Wir wollen Arbeit, aber keinen neuen Krieg, denn es kommt nichts dabei heraus . . ."

Ähnliche Ansichten haben die Kulturbolschewisten schon früher, einige sogar fast ebenso gut formuliert. Merkwürdig scheint nur die Begründungsform. Es wird doch viel in Deutschland getan, wobei nichts herauskommt. An anderer Stelle des Interviews hat er seinem zersetzenden Friedenswillen noch stärkern Ausdruck verliehen:

„— et moi, ancien combattant allemand, je dis à l'ancien combattant français que vous êtes:

„M ... pour la guerre! (Der Krieg scheißen!)"

Die deutsche Version stammt vom ‚Intran'.

So etwas laut in einer Versammlung des Herrn Seldte zu sagen, dazu gehörte Mut. Aber wenn nicht das, was ist dann eigentlich der so oft zitierte „Kulturbolschewismus"?

Walter Mehring

„Dienstmädchen"

Sie heißen schon mehr als zehn Jahre lang Hausangestellte oder Hausgehilfin und leben, seit die Gesindeordnung abgeschafft wurde, formal unter dem gleichen Recht wie jeder arbeitende Mensch. Bis vor kurzer Zeit haben sie mehr verdient als jede Arbeiterin und als die Mehrzahl der kaufmännischen Angestellten. Auf dem Arbeitsmarkt der großen Städte waren sie vierzig Jahre lang die Umworbenen und Begehrten; Hausfrauen haben vor dem Verlust einer bewährten Kraft gezittert und sind zu allerlei Konzessionen bereit gewesen, wenn unliebsame Auseinandersetzungen den häuslichen Frieden bedroht hatten. Der recht hohe Preis für diese relativ gesicherte, mehr kleinbürgerliche als proletarische Situation war die unangenehme Kehrseite: Ewige Arbeitsbereitschaft, Verzicht auf persönliche Freiheit, engstes Zusammenleben mit der bessergestellten sozialen Schicht, Abhängigkeit von den persönlichen und unsachlichen Affekten solcher Hausfrauen, die nicht gelernt hatten, fremde Leistungen gerecht zu bewerten.

Die letzten zwei Jahre haben die wirtschaftliche und die soziale Lage der Hausangestellten von Grund auf verändert. Während der Barlohn um dreißig bis vierzig Prozent gesunken ist, sind die Ansprüche an die Leistungen im gleichen Ausmaß gestiegen. Haushaltungen mit vier bis fünf Personen und sieben bis acht Zimmern, in denen früher zwei Hausangestellte voll beschäftigt waren, sollen jetzt von einer Arbeitskraft versorgt werden. Zuerst wurde das Alleinmädchen durch eine Aufwartefrau ein paar Stunden täglich unterstützt, dann wurde die Aufwartung abgeschafft und es kam alle paar Wochen eine Wasch- oder Reinmachefrau, dann fiel auch diese Hilfe den Sparmaßnahmen zum Opfer. Dazu kommt der ständige Kampf um die Höhe der Ausgaben: Noch weniger Butter verbrauchen als bisher, noch sparsamer heizen, noch weniger Gas und Licht verbrennen. Hausgerät und Wäsche werden nicht mehr so häufig wie früher ergänzt, das bedeutet Mehrarbeit durch unzweckmäßiges Handwerkszeug und durch erhöhtes Stopfen und Flicken der schadhaften Dinge. Auf dieser Basis entstehen dann die heftigsten Konflikte, die zu Krach, fristloser Entlassung und zu Prozessen führen.

In den Verhandlungen vor den Hausangestelltenkammern des Arbeitsgerichts kommt der wahre Grund der gegenseitigen Verärgerung oft gar nicht zur Sprache. Hausfrauen und Hausangestellte streiten sich um die unsinnigsten Kleinigkeiten: Eine Stunde Verspätung beim Ausgang trotz angeblicher mehrfacher Warnung, Mitwaschen der Bräutigamswäsche, verschwundene Vorräte und freche Antworten sind die äußern Vorwände. In Wirklichkeit hat sich durch ganz andre Dinge soviel Zündstoff angesammelt, daß der kleinste Anlaß genügt, um die Explosion auszulösen.

Da gibt es Hausfrauen, die bei der Umstellung auf veränderte Verhältnisse zuerst bei der Hausangestellten anfangen. Sie soll die Mehrarbeit übernehmen, zehn Mark weniger Lohn bekommen und außerdem ihren Anteil an den Soziallasten tragen, der bisher vom Hausherrn bezahlt wurde. Wenn sie darauf nicht eingeht, wird gar nicht erst bis zum Kündigungstermin gewartet sondern ein Grund zur fristlosen Entlassung vom Zaun gebrochen. Zeuge für die verworrenen Vorgänge ist dann in der Regel der eigentliche Gegner der Klägerin,

die Hausfrau, weil sie selbst nicht haftet und der Ehemann als Haushaltungsvorstand verklagt werden muß. Selbst wenn man sich ohne Gericht über Lohn und Kostgeld geeinigt hat, schafft die gegenseitige Erbitterung auch nach der Trennung noch neuen Prozeßstoff. Die Entlassene hat keine neue Stellung gefunden; dreimal hat sie sich vorgestellt, zweimal wurde das Engagement von der „Auskunft" abhängig gemacht. Manchmal kommt es heraus, daß die Auskunft schlecht war, obwohl im Zeugnis nichts Böses stand. Dann wird auf Schadenersatz geklagt. Sehr oft ist der wirkliche Schaden nicht nachzuweisen, weil die Absage aus andern Gründen erteilt wurde. Das Mädchen hat eine „Stichprobe" gemacht und durch andre Leute anrufen lassen; diese Auskunft war schlecht, aber sie begreift nicht, daß es darauf nicht ankommt und daß nur die fremde Hausfrau selbst aussagen kann, ob sie sie wegen der schlechten Auskunft nicht engagiert hat.

Hausarbeit gegen freie Wohnung und Frühstück; eine Errungenschaft der letzten Zeit mit unbegrenzten Konfliktsmöglichkeiten. Ältere stellungslose Mädchen entschließen sich dazu, weil ihnen versprochen wurde, daß die Arbeit nur drei bis vier Stunden täglich in Anspruch nehmen soll. In Wirklichkeit müssen sie den ganzen Tag lang zur Verfügung sein, bekommen kein reguläres Essen und sind nicht in der Krankenkasse gemeldet.

Die Arbeitslosigkeit unter den echten Hausangestellten ist keineswegs so groß, wie die Hausfrauen den Mädchen und den Arbeitsämtern unter Berufung auf sechs Millionen Erwerbslose gern einreden möchten. Jüngere, vielseitig ausgebildete Kräfte werden immer noch gesucht; nur die ältern, ganz einseitig ausgebildeten und solche, die aus andern Berufen stammen, sind schwer unterzubringen. Trotzdem geht der Ausleseprozeß weiter und wird voraussichtlich noch schärfere Formen annehmen.

Hilde Walter

Die neuen Ideale

Auf einer sogenannten Dramatikertagung, die jüngst im fränkischen Bayern, wo Hitler dominiert, stattfand, waren in der Tat einige Dramatiker anwesend, von denen sechs niemals, zwei ab und zu einmal Aufführungen ihrer Werke erlebt haben. In den Auseinandersetzungen spielten der nordische Mensch, der gotische Mensch, die Erneuerung des deutschen Menschen, die Befreiung des Theaters aus der Macht der Technik und andere Wortfolgen aus dem neudeutschen Alt-Teutschtum eine große Rolle. Darüber wäre als Belanglosigkeit hinwegzugehen.

Einer von ihnen aber, Hanns Johst, setzte sich mit dem Thema Naturtheater auseinander, und dies nicht nur mündlich im Ver-

einszimmer sondern auch mit der Feder. Er erklärte im ‚Völkischen Beobachter', daß man „die Arbeit der Visionen und der Schau wieder auf den unmittelbaren Grund und Boden ihrer Herkunft und einer natürlichen und organischen Um-Welt" stellen müsse. Und dann: „Das Wort Um-Welt ist aber nicht mehr ein Begriff intellektueller Prägung, keine Milieutheorie marxistischer Gesellschaftsordnung, keine flache Kulisse internationaler Weltweinerlichkeiten, sondern Um-Welt ist hier das glückhaft begrenzte Erlebnis jenes zauberischen Standpunktes, der unüberwindlich ist, weil er natürlich und also naturnotwendig erdverhaftet bleibt."

Der mystische Zug dieser Diktion weist den Verfasser allerdings gebieterisch in jene Richtung, die sich später deutlicher dokumentiert, wo er mit Bezug auf Pallenberg, Kortner, Deutsch, Moissi vom „anfechtbaren, aber interessant gesprochenen Deutsch eines Fremdstämmigen" redet. Und da er nun schon im Zuge ist, spricht er des weiteren „von einem ‚großen' Regisseur des letzten Jahrzehnts, berühmt als letzter Bluff des zivilisatorischen Fassadenbarock eines geschäftstüchtigen Regieunternehmertums", der, als man ihm vorschlug, Shakespeares Königsdramen endlich einmal herauszubringen, geantwortet haben soll: „Er habe keine Beziehung zu Königen und Helden, sie seien überholt von neuen Idealen." Und Hanns Johst fügt lapidar hinzu: „Wir wissen um diese mauschelnden Ideale Bescheid!"

Wir unsrerseits wissen um Hans Johst Bescheid, und wir werden ihm diese „mauschelnden Ideale", die er sicher ganz anders bezeichnete, wenn der Bluff-Regisseur einmal den Ungeschmack gehabt hätte, eines seiner Stücke zu inszenieren, nicht vergessen. Auch der Verärgertste, der Unaufgeführteste unter den Dramatikern müßte sich hüten, wenn die Konjunktur auch noch so sehr dazu verlockt, in einen so niedrigen Straßenjargon zu verfallen. Auch der Schriftsteller hat seine Ehre.

Felix Tischbein

Erotik erwünscht

Bekanntmachung der Gemeinde Kaiserswaldau in Schlesien: „Nach Anhörung des Ausschusses der weiblichen Zuchttiere ist das Sprunggeld für den Gemeindebullen hier auf 6 Mark ermäßigt worden. Kaiserswaldau, den 13. Juli 1932. Der Gemeindevorstand."

Der Kaiser braucht Soldaten

Jedes Ehepaar hat die Pflicht, eine Mindestzahl von drei Kindern über das fünfte Jahr hinaus hochzubringen. Diese Mindestzahl ist auch dann zu erstreben, wenn die Beschaffenheit der Eltern eine Minderwertigkeit der Nachkommen erwarten lassen dürfte, doch ist in diesem Fall die Mindestzahl auf keinen Fall zu überschreiten. Jedes Ehepaar, das sich durch besondere Rüstigkeit auszeichnet, hat das Recht, die Mindestzahl um das Doppelte zu überschreiten.

‚Die Schar'
Ostermond 1932

Der Heuwagen

Nicht im Grundsatz sondern nur im Tempo und Ausmaß unterscheidet sich der kirchliche Fortschritt vom weltlichen. Er ist nicht wie dieser ein bewegliches, hurtiges Gespann sondern ein hochbeladener Heuwagen, der behutsam fahren muß, um alle Schlaglöcher zu vermeiden. Die Last ist die jahrtausendalte Tradition, der ruhende Pol im Kulturwandel, der die Kultur sicherstellt . . . die entwicklungsfähigste Macht der Geschichte.

Dr. Wrede über „Kirche und Fortschritt" auf der „Deutschen Welle" am 16. Juli.

Zum 31. Juli

Der Fanatismus ist die einzige Willensstärke, zu der auch die Schwachen und Unsicheren gebracht werden können.

Nietzsche

Es gibt keine Zukunft für Menschen — mag ihre rohe Lebenskraft auch noch so groß sein —, die weder intellektuell noch politisch gebildet genug sind, Sozialisten zu sein. *Shaw*

Antworten

Dr. Magnus Hirschfeld. In einer freundschaftlichen Zuschrift werfen Sie der ‚Weltbühne' Mangel an Sexualtoleranz vor, weil sie sich in zwei Aufsätzen der letzten Hefte gegen Perversionen ausgesprochen habe. Sie weisen Bernhard Stapel, der geschrieben hat, die Wissenschaft habe sich seinerzeit zu sehr um Perversionen und zu wenig um das normale Geschlechtsleben gekümmert, auf Ihr Werk „Geschlechtskunde", auf Ellis, Forel, Bloch, Marcuse und auf das Buch von Doktor Spinner über die „Jungfernschaft" hin. Andrerseits hat ihnen Rudolf Arnheims Satz mißfallen, daß man heute „Perversionen wieder für häßlich und unschön, aber nicht mehr für strafbar" halte. Sie sagen, daß sexuelle Geschmacksdinge jenseits von schön und häßlich und von gut und böse lägen und daß die Homosexualität doch in der Mehrzahl der Fälle konstitutionell sei. Nun, mit gut und böse hat solche Veranlagung gewiß nichts zu tun, sicherlich doch aber mit schön und häßlich. Auch eine Mißgeburt ist doch häßlich, wennschon „natürlich" und keineswegs bestrafenswert! Und daß auch die Sexualvarianten grade vom Standpunkt der modernen biologisch orientierten Schönheits- und Sittlichkeitsvorstellungen aus häßlich, weil Entartungen, sind, das sollte doch auch der nicht übersehen, der wie Sie seit Jahrzehnten so mutig und verdienstvoll gegen Muckertum und gesetzgeberische Grausamkeit kämpft.

Exkronprinz Rupprecht. In Bad Brückenau haben Sie in Ihrer Ansprache gesagt, daß Ihnen die große Not des Volkes ans Herz greife. Sie bedauerten nur, daß Sie „zur Zeit noch nicht die Mittel hätten, dieser Not zu steuern." Wann und von wem erwarten Sie diese Mittel?

Breslauer. Wir beglückwünschen euch, daß bei euch die Einheitsfront in einem Umfange durchgeführt ist, wie wir uns nie hätten träumen lassen: auf demselben Plakat einträchtig beieinander das Hakenkreuz, die drei Pfeile und Sichel mit Hammer! Allerdings eine Einheitsfront für eine Schnapsreklame, den „Schirdewer-Korn". Breslau kennt keine Parteien mehr, Breslau kennt nur noch Säufer desselben Korns.

Wilhelm Stefan. Bruno Heilig, der berliner Korrespondent des ‚Wiener Tag', schreibt Ihnen: „Ihr Artikel über die antifascistische Agitation in Oesterreich enthält gute Gedanken, aber mußten Sie, um Ihre Ansichten über die richtigen Methoden der Bekämpfung des Fascismus auseinanderzusetzen, die gesamte wiener antifascistische Publizistik verletzen? Wer die wiener Verhältnisse nicht kennt — und in Deutschland kennen sie nur wenige —, muß wirklich glauben, daß die wiener antifascistische Presse nichts andres tut als „enthüllen", denn Sie beziehen Ihre Ausführungen ausdrücklich auf die antifascistische Publizistik schlechthin. Das ist falsch und schief. Die wiener antifascistische Presse „enthüllt" nicht nur, sie kämpft auch ehrlich. Sie tut in sehr wirkungsvoller Weise auch das, was Sie für so wichtig halten. Ich wenigstens habe in wiener Zeitungen schon manchen ausgezeichneten Aufsatz über den Weg zur sozialistischen Neugestaltung der Welt gelesen. Es ließe sich noch sehr darüber streiten, ob in den von Ihnen zitierten Fällen wirklich Fehler begangen wurden. Wenn es Fehler waren, nun: im täglichen Kampf kann man einmal auch daneben hauen. Aber typisch sind diese Fälle ganz und gar nicht. Man hat es nicht leicht als antifascistischer Journalist, man trägt doch ein bißchen seine Haut zu Markte. Muß uns der Kamerad noch in den Arm fallen, indem er uns vor Kameraden so ungerecht angreift?"

Geflügelzüchter. Das Braune Haus gibt einen von Gregor Straßer gezeichneten parteiamtlichen Befehl über die Organisation der natio-

nalsozialistischen Jungmädchenschaft heraus. Die fünfte und letzte Ziffer des Befehls lautet: „Kinder von Parteigenossen und Nichtparteigenossen unter 10 Jahren können zu sogenannten Kückengruppen zusammengefaßt werden. Das Aufziehen und die Führung solcher Kückengruppen untersteht der örtlichen Frauenschaftsleiterin." Fehlt nur noch die nationalsozialistische Eiergruppe.

Generaldirektor Klitzsch. Mit Interesse haben wir dem tönenden Ufa-Prospekt gelauscht, den Sie uns unter dem Namen „Der Tonfilm als nationaler Kulturfaktor" im berliner Rundfunk geboten haben. Nur eins ist uns dabei nicht klar geworden: was ist eigentlich ein Dohnfülm?

Antisemit. In Carl von Ossietzkys Aufsatz, der sich mit dir befaßte, sollte von dem „wackeren und ehrlichen Hans" (nicht „Mann") die Rede sein, der „die gottgesegnete Kraft seiner Arme gebraucht". Durch diesen Satzfehler wurden die späteren Hinweise auf die wackeren Hansen unverständlich.

Doktor Arno Schirokauer. Sie sprechen am Donnerstag im Mitteldeutschen Rundfunk von 6.50 bis 7 Uhr über „Die 50 schönsten Bücher des Jahres". Macht pro Buch 12 Sekunden. Nurmi und Seagrave werden erblassen.

Westdeutscher Rundfunk. Euer Ansager hat am 20. abends um 7 gesagt: „Wegen der Rede des Herrn Reichskommissars für Preußen, des Herrn Reichskanzlers von Papen, fällt der für heute angesagte Vortrag über Gesundheitspflege und Lebensfreude aus." Force majeure sozusagen.

Internationales Friedensbureau. Natürlich wird es viele unserer Leser interessieren, daß der Internationale Friedenskongreß vom 4. bis 9. September in Wien stattfindet und sich mit der Abrüstungsfrage, materiell und moralisch, mit der Weltwirtschaftskrise und der Revision der Verträge beschäftigen wird. Nähere Auskunft in Genf, Rue Charles Bonnet 8.

Doktor Wilhelm Stapel. Sie machen in Ihrer Broschüre „Was wir vom Nationalsozialismus erwarten" den Vorschlag, daß nur Zeitungen, die sich ausdrücklich als jüdische bezeichnen, pazifistische Ideen vertreten dürfen: „Pazifisten können sich also ihre Wirksamkeit durch Übertritt zum Judentum ermöglichen." Herr Doktor, soweit wie Sie gehen wir nicht im Philosemitismus! Wir möchten keineswegs den Juden das Monopol pazifistischer Vernunft überlassen.

Autographensammler. Im Verlag Anton Schroll & Co., Wien, soll eine Sammlung der Briefe Peter Altenbergs erscheinen. Der Herausgeber läßt alle Besitzer von Altenberg-Briefen bitten, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Zuschriften an Herrn Dr. Franz Glück, Wien, 3. Bezirk, Landstraßer Hauptgasse 140.

Leser in Essen. Wenn Sie sich an den wöchentlichen Zusammenkünften der Weltbühnenleser Ihrer Stadt beteiligen wollen, dann wenden Sie sich bitte an Herrn Rudi Josephs, Kaupenstraße 6, der Ihnen Ort und Zeit der Veranstaltungen mitteilen wird.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Wahlbilanz von Hellmut v. Gerlach

Um die richtige Vorstellung von der Bedeutung des Wahlergebnisses vom 31. Juli zu haben, muß man sich vergegenwärtigen, daß der Reichstag am Tage seiner Auflösung also aussah:

Sozialdemokraten	136
Nationalsozialisten	110
Kommunisten	78
Zentrum	69
Deutschnationale	41
Deutsche Volkspartei	30
Wirtschaftspartei	21
Christlich-sozialer Volksdienst und Konservative	21
Bayerische Volkspartei	19
Landvolk	18
Staatspartei	16
Sozialistische Arbeiterpartei	6
Volksnationale (Jungdeutscher Orden)	6
Deutsche Bauernpartei	5
Bei keiner Fraktion	1
Zusammen	577

Im Gegensatz zu dem am 24. April gewählten preußischen Landtag, der, wenn nicht an Paranoia, so doch bestimmt an Paralyse leidet, war der letzte Reichstag noch beschränkt arbeitsfähig. Er konnte zwar nicht gehen, aber wenigstens humpeln. Unmittelbar vor der nicht von ihm, also nicht vom Volke sondern vom Reichspräsidenten erzwungenen Auflösung hatte er sogar Brüning noch ein Vertrauensvotum dargebracht.

Der neue Reichstag gleicht dem neuen Landtag in allem Schlechten. Er hat eine sichere Mehrheit für jede Negation und für jeden Radau. Er hat keine positive Mehrheit, die auf irgend einer Gesinnungsgemeinschaft fußt.

Überraschungen hat die Wahl in keiner Weise gebracht. Höchstens darin, daß die Kommunisten 10 Sitze gewonnen, die Sozialdemokraten drei verloren haben, obwohl die Wahlstimmung der SPD günstiger schien als der KPD. Man übersah die ungeheure Wahlhilfe, die Herr von Papen, natürlich wider seinen Willen, der KPD hat angedeihen lassen. Immer wieder, zuletzt noch an dem Tage vor der Wahl, hat er einseitigst alle Schuld auf die KPD gehäuft und dadurch in breiten Linksschichten moralischen Protest herausgefordert. Die zehn Mandate mehr sind kein Vertrauensvotum für die KPD sondern ein besonders intensiv gemeintes Mißtrauensvotum gegen Papen.

Daß die Mittelparteien, vom Zentrum abgesehen, zerrieben werden würden, wußte jeder vorher. Aber daß man den altrömischen Begriff des Dezimierens in dem Sinne verstehen lernen würde, daß gewisse Parteien von 1930 bis 1932 auf ein Zehntel oder noch weniger zusammengehauen werden würden, erwarteten selbst die nicht, die im deutschen Parteiwesen das

Land unbegrenzter Möglichkeiten erblicken. Von den mehr als 1 Million Stimmen, die das Landvolk 1930 erhielt, sind ganze 90 000 übriggeblieben, von den 1 400 000 der Wirtschaftspartei 146 000. Diese Parteien existieren überhaupt nicht mehr. Moloch Hitler hat sie verschlungen. Und er lauert nur darauf, auch die Reste der übrigen Mittelparteien zu verschlingen. Volkspartei, Staatspartei, Christlichsoziale — lauter Kaninchen, die bereits vom Blick der braunen Boa Constriktor hypnotisiert ihres Schicksals harren. Nur die Deutschnationalen haben sich einigermaßen halten können. So mancher Rechtsmann, der im März und April noch Hitler wählte, ist zu Hugenberg zurückgewandert. Er hat Angst bekommen, daß das Rot in der Hitlerfahne nicht bloß aufgetragene Schminke sondern Naturfarbe sein könne.

Der einzige Sieger in diesem Wahlkampf ist das Zentrum mitsamt der ihm engverbundenen Bayerischen Volkspartei. Nicht nur, daß es mehr als eine halbe Million Stimmen — die meisten wohl aus der ehemaligen Staatspartei — hinzugewinnen konnte. Das Wesentliche seines Sieges ruht in der Tatsache, daß ohne seine Mitwirkung überhaupt keine legale Regierung zustande kommen kann. Es hat alle Trümpfe in der Hand (abgesehen natürlich von den 100 000 Treffbuben Schleichers). Seine moralische Position ist ebenso stark wie seine politische. In den nächsten Wochen wird es die von allen umworbene reiche Erbin sein. Sein Sieg über Papen ist vollkommen. Er ist nur noch ein Schattenkanzler.

Nichtsieger ist Hitler, obwohl er die Zahl seiner Stimmen seit 1930 verdoppelt hat. Auf die absoluten Zahlen kommt es ja nie an, immer nur auf ihren relativen Wert. Trotz der Quantität der deutschen Siege im Weltkrieg war ihr qualitativer Nutzeffekt nur eine Niederlage sans phrase.

Hitler hat weder für sich allein noch mit Hinzurechnung aller nur denkbaren Verbündeten eine Mehrheit. Er kann die Regierung nicht bestimmen. Er muß froh sein, wenn er zur Regierung zugelassen wird.

Das Maximum seiner Machtmöglichkeit ist erreicht, falls er legal bleiben will. Und daß er das will, hat er ja beschworen. Seine Stimmziffern können in Zukunft nur noch ganz unbedeutend in die Höhe gehen. Das Reservoir der Mittelparteien ist fast restlos ausgeschöpft. In das Zentrum wie in den Marxismus kann er nicht einbrechen. Das haben die vier Wahlgänge seit dem 13. März bewiesen.

Hitler kann jetzt an der Macht im Reiche wie in Preußen teilnehmen, wenn das Zentrum es ihm gestattet.

Wird es? Ja, es wird, wenn er so bescheiden ist, wie er seine Anhänger unbescheiden zu sein gelehrt hat. Er hat sicher den besten Willen, vor dem Zentrum Männchen zu machen. Werden es seine Männchen ihm gestatten?

Die Frage quält ihn jetzt: Wie sage ich es meinen braunen Kindern?

Der Kampf ist vorbei. Der Kuhhandel beginnt.

Linke Leute von rechts von Kurt Hiller

„Links", „rechts" — diese Unterscheidung wird täglich dümmer. Wer kommt noch mit ihr aus? Eine Periode des Gemeinplatzbebens in der Politik hat begonnen; und nur die verrostetsten Seismographen melden nichts. Verkaufen wir sie als Altblech nach dem Mond! Also sprach Börne: „Wie es unter einer Million Menschen nur tausend Denker gibt, so gibt es unter tausend Denkern nur einen Selbstdenker." Der Satz ist hundertundneun Jahre alt und dennoch so frisch, als wäre er eben vom Baum gepflückt. Er findet sich in demselben Kapitel der ‚Vermischten Aufsätze, Erzählungen, Reisen', das die ergreifende Stelle enthält: „Aber das Vaterland der Gedanken ist das Herz" und den unheimlich aktuellen Passus: „Eine schimpfliche Feigheit zu denken hält uns Alle zurück. Drückender als die Zensur der Regierungen ist die Zensur, welche die öffentliche Meinung über unsere Geisteswerke ausübt. Nicht an Geist — an Charakter mangelt es den meisten Schriftstellern ..." Seitenlang möchte man zitieren. Unter den Denkern der deutschen Vergangenheit die tüchtigsten, nämlich die tiefsten, redlichsten, schärfsten und hellsten, sind heute so gut wie außer Mode: die Kant, Lessing, Lichtenberg, Friedrich Schlegel, Fries, Schopenhauer, Börne — während hoch im Kurs alle denkerische Impotenz und Scharlatanerie steht: Magiertum und Hegelei (ihr Negativ eingeschlossen). Zwischen Mystizismus und Materialismus führt, fast auf verlornem Posten, der Kritizismus seinen heroischen Zweifrontenkrieg; keine Kraft unter den Kräften des Menschen wird vom Pöbel aller Lager heute in gleichem Grade geschmäht und gelästert wie die Vernunft. Sie wird obsiegen; aber gegenwärtig wandelt sie den Kreuzesweg.

Börne also, über das Denken ... ich unterbrach mich, wollte fragen: Wer taugt mehr, ein kommunistischer Nichtdenker oder ein nationalistischer Selbstdenker? Möge Jeder diese Frage nach seinem Privatgeschmack beantworten (oder besser: nach andern Kriterien als denen des Geschmacks); allgemeingültig scheint mir zu sein, daß Selbstdenker, mögen sie auftauchen in welcher politischen Gegend auch immer, ernster Beachtung wert sind — zumindest in einer Epoche, deren herrschende Politik-Gruppen ein so erbärmliches intellektuelles Niveau zeigen (und daher so schaurige Resultate hervorbringen) wie die großen Parteien in diesem Deutschland: jene alten Vereine, die sich in das Gesetzgebungsmonopol teilen, und jene jüngeren, ebenso fragwürdigen, die es ihnen entreißen wollen.

Vor fünf Jahren schrieb ich hier über die „Neuen Nationalisten", die Leute um Schauwecker. Sie waren wirklich neuartig, auf ihre Weise durchgeistet, keine Stammtischpatrioten, keine schwarzweißroten Rauschebärte; der für unsereinen interessanteste Abseiterkreis des Nationalismus sind sie indes heut längst nicht mehr — schon weil das Häuflein zersprengt, der Block zerstäubt scheint, die Atome verweht, neugebunden.

Und Otto der Straßer? Ein aus bemerkenswert saubern Gründen von Hitler Gewichener, die Sensation dreier Wochen — von ernsterer Bedeutung und Zukunft schwerlich, weder er noch seine Kohorte. Daß sie klein ist, bleibt belangarm; Quantitäten haben in der Kulturgeschichte noch niemals die Entscheidung gebracht. Aber da wogt alles zu gallertig; diese Mannen haben Mythos und Mystik mit Suppenkellen gegessen; statt Hosen haben sie Irrationalismus an; gehn sie im Felde des Geistes spazieren, dann blubberts und triefts; wer Kant gelernt hat, wer trocknes Denken mag (Trocknes kann knistern; siehe Seide, siehe Katzenfelle), wer Randschärfe der Begriffe liebt, dem ist dieser Stil zu feucht, zu weich, zu schlaff. „Tiefe"? Tüfe! — da es die Talmi-Tiefe Derer ist, die weder den gesammelten Geist der Vorwelt im Blute haben noch mit der Kraft gesegnet sind, selbständig einen Gedanken zuende zu denken; die zwischen Spießertrivialheit und letzter, feinster, klarster Erkenntnis auf halbem Wege im Schlamm stecken bleiben. O, ihr den Begriffsglibber Ernstnehmenden, den anspruchsvoll-ideologischen Glitschkitsch, o Hörige milchig-trüber, wolkiger, scheintiefer Fühldenkerei —: daß man vom Spiegel eines Gewässers nicht bis auf den Grund hinabsehen kann, diese Eigenschaft teilt der Ozean mit der Pfütze; also schließe man von Undurchsichtigkeit nicht gleich auf Ozean! Umgekehrt wieder wird der Schluß, was klar ist, müsse flach sein, durch manchen Bergsee widerlegt; nur Kinder verkennen, daß die bunten Kiesel, die man durch den Azur seines Wassers wie zum Greifen nahe schaut, oft in gefährlicher Tiefe ruhn.

Soviel über Straßer (Otto). Es trifft aber, zu einem Bruchteil wenigstens, auch auf jene Nationalistengruppe zu, die heute vor den andern Aufmerksamkeit für sich beanspruchen darf: die Gruppe um Karl O. Paetel. Selbstgefällig-unzulängliche Mystagogie (erklärlich durch die Herkunft aus rechtsgerichteter Jugendbewegung, aus Metawandervogelphysik, „bündischer") mischt sich da mit rühmlich energischem Willen, zur Klarheit vorzustoßen — zu einer Klarheit, die nicht simpel sondern komplex ist; die, ohne vom Goldkern des Nation-Erlebnisses einen Deut preiszugeben (welches ja nur Seelenkrüppeln fremd bleibt), sozialistisch-revolutionäre Erkenntnis wird. Flachköpfe pflegen in der Vollziehung einer Synthese die Vernachlässigung eines Widerspruchs zu erblicken; solcher Mißdeutung setzt gerade die Paeteldoktrin sich furchtlos aus. Da ihr Nationalismus von der Rassentheorie, vom zoologischen Stumpfsinn genesen und zu seelisch-geistigen Kriterien entschlossen scheint, da andrerseits ihr Sozialismus — nicht als „Religion", aber als Prinzip ökonomischer Organisation — ehrlich und echt ist (was sich in unzweideutiger Option für Sowjetrußland zeigt, als bedingungslos zu schützende Vormacht der Zukunftskultur: ein Faktor, an dem alle Außenpolitik zu orientieren sei), so würde nicht nur Böswilligkeit dazu gehören, den Paetelkreis mit den Nationalsozialisten zusammenzuwerfen, sondern auch Blindheit, zu übersehen, daß er in schärfstem Gegensatz zu ihnen steht. Denn der Nationalismus der Nationalsozialisten ist dezidiert zoologisch und ihr „Sozialismus" offen antibolschewistisch.

Nun hat die Kommunistische Partei Deutschlands, wie man weiß, seit etwa zwei Jahren eine starke Wendung zum Nationalismus vollzogen („nationale und soziale Befreiung", „Volksrevolution", Scheringer), und die Frage liegt nahe, was denn die „sozialrevolutionären Nationalisten" um Paetel von unsern nationalrevolutionär gestimmten Kommunisten unterscheidet. Etwas sehr Wichtiges! Nämlich: daß bei den Paetel-Leuten ein (durchaus willensechter) sozialistischer Revolutionarismus frei von allem materialistischen Abrakadabra, sogar in bewußter Opposition zur materialistischen Geisteskrankheit, auftritt — ein Punkt, in dem sich die Sozialrevolutionären Nationalisten mit den Revolutionären Pazifisten berühren und mit dem ISK. Die ideologische Grundlage des kommenden, verwirklichenden Sozialismus Europas ist antimaterialistisch (Mut! neo-idealistisch); auch in Rußland wird der Sozialismus auf Generationen lebensfähig nur dann sein, wenn er sich von der materialistischen Basis löst. Man braucht bloß eine Rede Stalins zu lesen, um festzustellen, daß er in Wahrheit längst dabei ist. Aber er weiß es nicht. Alle Realisierungsschwierigkeit und -langsamkeit der sozialistischen Bewegung, alle ihre Irrungen und Entzweiungen, aller Mißerfolg ihrer Propaganda, all ihre deprimierenden Vergeblichkeiten (bei phantastisch chancenreicher objektiver Situation: jeder dritte Deutsche erwerbslos!) beruhen auf der im Fundament falschen, im Keim vergifteten sozialistischen Theorie. Das wußte als Erster Gustav Landauer; in seinem Aufruf zum Sozialismus gab ers vor einundzwanzig Jahren kund; heute ist dies Wissen (welches sich in einem Nebensatze nicht begründen läßt) schon Gemeingut Vieler; sie sind die Vorbereiter des sozialistischen Aufschwungs von morgen.

Demnach stehn die Paetel-Sozialisten, so sehr sie vom Nationalismus, von etwas zu Überwindendem, kommen, mit der Zukunft enger im Bunde als das marxistische Gros — eine Tatsache, die uns verpflichtet, der Entwicklung dieser Gruppe mit erheblicher Aufmerksamkeit zu folgen. Mit einer Aufmerksamkeit, versteht sich, die nur kritisch sein kann.

Die Gruppe publiziert gegenwärtig in der ‚Sozialistischen Nation', einem unregelmäßig erscheinenden Blättchen, das Schwierigkeiten hat, weil es Linie hat. Dünkel arrivierter Schöngeister, die auf gesicherten Tribünen geistreich Halbverbindliches äußern, wäre dieser Erscheinung gegenüber recht unangebracht. Ich empfehle Respekt vor einer von den notierten Doktrinen scharf abweichenden, antivulgären Gesinnung, die ohne Konzession und Aufweichung ihres Profils sich publizistisch durchzusetzen sucht.

Übrigens nicht die bisher erschienenen Nummern der ‚Sozialistischen Nation' sollen der Kritik zugrundegelegt werden sondern zwei Duodezbändchen, die Paetel herausgab: ‚Das geistige Gesicht der nationalen Jugend' und ‚Sozialrevolutionärer Nationalismus' (beide erschienen im Verlag Die Kommenden, Flarchheim in Thüringen).

Die erste der beiden Schriften führt die Scheidung von konservativem und sozialistischem Nationalismus folgerichtig durch. Wir sind mit Paetel in der Ablehnung des konserva-

tiven Nationalismus einig. Sein sozialistischer freilich, scheint uns, trägt noch Eierschalen des konservativen am Flaum. Schaurige Expektorationen des grotesk überschätzten Herrn Ernst Jünger werden zitiert, aber nicht abgelehnt. Etwa: „Der Krieg ist ein Erlebnis des Blutes". „Was unsere Literaten und Intellektuellen darüber zu sagen haben, ist für uns ohne Belang." „Er mag die Hölle gewesen sein — nun gut, es liegt im Wesen des faustischen Menschen, auch aus der Hölle nicht mit leeren Händen wiederzukehren." Ich werfe Paeteln vor, der schändlichen Frivolität, die hier feixt, nicht Einhalt geboten zu haben. Es mußte, wenn man so dreiste und seichte Sätze überhaupt abdruckt, unbedingt gesagt werden: erstens, daß den Krieg der Umstand nicht rechtfertigt, daß er „erlebt" werden kann, sintemalen auch Feuersbrunst, Lustmord und Raubmord erlebbar sind; zweitens, daß Herr Jünger ja selber Literat ist und selber Intellektueller, wenngleich kein sonderlich intelligenter; so daß seine These ihn selber ohrfeigt; drittens, daß es keineswegs im Wesen des faustischen Menschen liegt, aus der Hölle des Krieges überhaupt wiederzukehren. Wiederkehr ist ein Glücksfall und beweist weder Heroen- noch Fausttum. Gewiß verdient Herrn Jüngers Bekenntnis Beachtung: „Wir Nationalisten wünschen nicht zum zweiten Male mit dem Kapital in einer Front zu stehen"; aber wenn er fortfährt: sein Kreis stünde „auf der Seite des widerstandswilligen Proletariats", „um der Nation, nicht um irgendwelcher humanitärer Beglückungsideen willen", so muß dieser Antibeglücker, dieser ausgesprochene Unmensch, dieser sich selbst als Unmensch vorstellende Unmensch gefragt werden, ob denn zu seinem Ideal von Nation gehört, daß ihre Mitglieder glücklos sind. Ich plädiere dafür, daß allgemein aufgehört werde, sadomasochistische Sublimationen als Politik hinzunehmen.

Es erfreut, wenn Paetel ausspricht, daß die „rein haltungsmäßige Bejahung des Sozialismus" „auch zu ganz bestimmten politischen Folgerungen" führt, „zu Berührungspunkten mit linksrevolutionärer sozialistischer Jugend" und „zu deutlichen Abgrenzungen gegenüber den politischen Einstellungen des Bürgertums"; man applaudiert, wenn man liest: „Entscheidungen müssen innerhalb der nationalen Jugend zweifellos fallen. Sie werden fallen müssen an der Fragengruppe des Sozialismus" — aber zu dieser „Fragengruppe" gehört auch die Frage des Kriegs. Sie ist, daran gibts kein Rütteln, mit einem prinzipiellen (wenn auch nicht quäkerisch „absoluten") Nein zu beantworten. Von diesem Nein fehlt in Paetels Schriften der Hauch eines auch nur fernen Klangs. Mit der „entschiedenen Ablehnung des liberalistischen Individualismus" wird ja alles Freiheitsstreben des Menschen gedrosselt, das Ewige, Heilige, Prometheische in uns, wird die seit Jahrtausenden unter furchtbaren Opfern vorwärtsschreitende Emanzipation des Individuums gehemmt, wird der Begriff des Kollektivismus über die ökonomisch-strukturelle Sphäre hinaus reaktionär erweitert. Die Freiheit der Ausbeutung aufheben und die Freiheit der Lebensgestaltung herstellen — das ist kein Widerspruch sondern ergänzt sich. In wahrem Sozialismus ist wahrer Libe-

ralismus enthalten, wahrer Individualismus erfüllt. Weil der Manchester-Liberalismus die Freiheit Weniger durch die grausame Unfreiheit der Meisten erkauft — ein Zustand, den die sozialistische Revolution beseitigen will und soll —, darum ist Freiheit (jenseits der Wirtschaft) längst nicht erledigt. Wenn Lenin sie ein bürgerliches Vorurteil gescholten hat, so beweist das vielleicht etwas gegen Lenin und die Zulänglichkeit seines Philosophierens, es beweist nichts gegen die Freiheit. Wir werden uns von dem modernsten Schimpfwort „liberalistisch" nicht ins Bockshorn jagen lassen; wohlgemerkt: als Sozialist sag ich das! Als Sozialist, der weiß, daß Liberalismus ein Doppelgesicht hat; das vordere (kulturelle) bleibt zu liebkosen, auch wenn das hintere (ökonomische) zu züchtigen ist.

Man darf sogar sagen, daß erst die Negation des ökonomischen Liberalismus den kulturellen zur Verwirklichung bringen kann. Erst der Welt-Sozialismus, zum Beispiel, wird den Welt-Frieden schaffen: die Belehnung aller Individuen mit dem Recht auf Leben. Deswegen ists in der Ordnung, wenn — in dem zweiten dieser Bändchen (einer Sammelschrift) — Heinz Gollong seiner Gruppe rät, sich keineswegs zu rühmen, „den Pazifismus überwunden zu haben"; womit er ihm freilich kaum ein Lob erteilen will. Doch er bleibt unüberwindlich! Daß Menschen einander nicht mehr töten sollen: in Ewigkeit sittliches Ziel. Es erkennen und ihm entgegenschreiten — nichts andres ist Pazifismus. Ihr könnt die Träger dieser Idee berennen (ich helfe in manchem Falle); die Idee nicht. Die Idee nicht, ohne euch einer Sünde wider den Geist schuldig zu machen. Gerade ihr müßtet begreifen, daß an der Verewigung des Tötens zu arbeiten irreligiös ist. Ihr müßt also auch aufhören, euer Nationalbewußtsein mit einem „einschränkungslosen Bekenntnis zur Wehrhaftigkeit" zu identifizieren, wie Gollong das leider tut — sonst der feinste Kopf dieses Kreises.

„Wehrhaftigkeit" gegen wen? für wen? für was? ein „einschränkungsloses Bekenntnis"? im Zeitalter des staatlich organisierten Massenmords durch Giftgas und Bakterien? Es liegt wohl Lebensvolles und Schönes darin, mit dem Blut zu denken, mit den Muskeln zu denken, mit den Hoden zu denken; man soll aber, schlag ich vor, nicht ganz darauf verzichten, auch mit dem Gehirn zu denken. (Jüngstes, das ich von Gollong las, beweist, daß gerade er dies vorbildlich kann. Rapide Entwicklung! Übrigens verließ er die Paetelgruppe.)

Ein prachtvolles Wort steht in dem Büchlein: „Ja manchmal will uns scheinen, als hätte die Nation ... weniger wirkliche Werte verloren und mehr wirklich Wertvolles gewonnen, wenn Liebknechts schäumende Heftigkeit und sein Einfluß auf die Massen und das Ausland an leitender Stelle sich hätte auswirken können. Wenn sich der Kern der Intelligenz entschlossen auf seine Seite warf, wenn das Offizierkorps im Antimilitaristen die Kampfesnatur erkannte, hätte sich die chaotische Zeit schnell überwinden und zur Volkserhebung umbilden lassen." Wer solche Sätze druckt, hat nichts mehr gemein mit dem Mordpack, das Jenen fällte.

Ausgezeichnet klar Karl Baumann (linker Flügelmann): „Ablösung der kapitalistischen Ordnung durch den sozialistischen Aufbau. Die Verteidigung dieses Aufbaus mit allen Mitteln nach innen und außen." Das ist eine eingeschränkte „Wehrhaftigkeit", und zwar eine richtig eingeschränkte. Vorzüglich gedacht auch dies: „NSDAP und KPD heben durch ihren Kampf untereinander ihre Kraft auf. Ihr Kampf gibt dem Bürgerstaat und der Bourgeoisie das Gleichgewicht." (Dieser Baumann soll neuerdings zur KPD abgeschwenkt sein. Gewiß nicht er nur. Auch zu Hitler wird mancher sich inzwischen gerettet haben. Die Fluktuation der Personen besagt nichts gegen den Wert der Gruppe, solange sie in einer Führerpersönlichkeit den ruhenden Pol hat.)

Georg Osten, Rolf Becker, Fred Schmidt — auch sie arbeiten hier an der Herausmeißelung der reinen Dualität der Klassenfronten; obschon Einigen von ihnen der Klassenkampf ganz offenkundig nur Mittel zum Zweck der nationalen Befreiung ist und ihre Verbindung mit dem proletarischen Revolutionarismus mehr einer Verstandes- als einer Liebesheirat gleicht. Scheringer — für dessen Befreiung ich manifestiere, auch wenn ich seine Meinung nicht teile — schrieb am 8. 4. 31 an den Generalleutnant Dieterich: „Es gilt, die revolutionären Kräfte des Volkes zu sammeln, die Armee der Arbeiter, Bauern und Soldaten zu formieren und den Befreiungskrieg über die Trümmer der Weimarer Republik nach Westen zu tragen." Dies Bekenntnis eines Kommunisten geht, was seinen Gehalt an offensivem Nationalbellizismus anlangt, immerhin erheblich hinaus über die saftigsten Sätze des Paetelbreviers.

Dieses (abgerechnet die Schwafler und Glibberer: F. Wulf, Alwiss Rosenberg) bleibt die Kundgebung redlichen Ringens jugendhaft-feuriger, jugendhaft-ernster Naturen ... um den rechten Weg, nämlich den linken.

All das ist noch unfertig, wird noch, wächst noch. Unsereiner soll da, scheint mir, ohne Hochmut helfen; soll an Menschen, die selber zu denken gewohnt und, im Gegensatz zu den Marxklerikern, den Gedanken Andrer geöffnet sind, keine gebosselten Dogmen herantragen: friß, Paetel, oder stirb! Nein; so nicht; sondern: (ohne Kompromiß) in Kameradschaft diskutieren. Befürworte ich eine irenische Aufweichung unsres Kämpferknochengerüstes? Wers glaubt, wird selig. Aber von Zeit zu Zeit empfiehlt sich, allerseits, eine Revision der Riten. Und man vergesse nie, zu forschen: wo steckt im Gegner der Freund? Ich fühle mich Jedem brüderlich verbunden, der sich als rein, wahrhaftig, unabhängig, unbestechlich, als Diener am Geiste erweist; der aufrecht, doch unstarr schreitet, weil er an keine versteinerte Doktrin gefesselt ist; der den Klassenkampf auf der Seite der unterdrückten Klasse kämpft, vielmehr diese Klasse aus ihrer Zerklüftung zur Einheit, zu wirklichem Kampfe, zum Siege zu erlösen strebt; der aber weiß, daß der Prolet noch andres ist als Prolet, daß es heilige Ziele gibt noch jenseits des Klassenkampfs.

Erwachtes Ungarn von Ernst Toller

Ebenso bedeutsam wie die Worte, die eine Sprache formt, sind jene, die sie nicht bildet. Die ungarische Sprache kennt kein eignes Wort für Freiheit. Das Wort Szábadság ist fremder Sprache entlehnt. Die Herrscher Ungarns haben dem Volk keine Möglichkeit gelassen, einen Begriff von Freiheit sich zu schaffen.

Seit 1919, seit der Niederschlagung der Revolution, wird Ungarn von seinen Feudalen und Militärs regiert, und da Soldaten, wie wir wissen, stets auf besonders gutem Fuß mit dem lieben Gott stehen — jedes nationale Heer hat seinen Privat-Gott —, haben sie das Land mit dem Attribut „christlich" bedacht. Militärs haben sonderbare Vorstellungen vom Christentum. Nach ihren Anschauungen lassen sich Pogrome und Galgen, Folterungen und Bastonaden mit der Bergpredigt auf innige Weise verbinden.

Als der Reichsverweser Horthy die Delegierten des PEN-Clubs begrüßte, von denen er meinte, daß sie zweitausend weltberühmte Schriftsteller vertreten, womit er sich in Gegensatz zu Goethe stellte, der da glaubte, er könnte schwerlich zwanzig weltberühmte Schriftsteller in zweitausend Jahren aufzählen, lobte er, als er sich zu den deutschen Delegierten wandte, das Stahlbad, in dem Ungarn lebe. Bald danach gestand er den österreichischen Delegierten, er habe seit zwölf Jahren kein Buch mehr gelesen, die leidige Politik raube ihm die Muße. Schade! Es müßte sich in Ungarn ein Gremium von Politikern finden, das dem Reichsverweser für einige Tage die Regierungsgeschäfte abnimmt und ihm einige Bücher über das „christliche" Ungarn in die Hand drückt, die von den wahren Zuständen dieses Landes berichten. Mögen die Autoren auch keine guten Christen sein, selbst aus den Werken der Ketzer ist manches zu lernen.

Von den Schandtaten der Hejas- und Pronaybanden, die sich die „erwachenden" Ungarn nannten, von ihren zahllosen Morden und Gewalttaten, weiß die Welt, wenig aber weiß sie von den Werken des „Erwachten" Ungarn.

Im Rochusspital in Budapest traf ich den Schuhmacher Virák Gyula, dreiundvierzig Jahre alt, Vater von drei Kindern, seit fünfundzwanzig Jahren Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, der in dem kleinen Dorf Rakoscsaba schlecht und recht sein Leben, oder wie die ungarische Sprache mit schöner Anschaulichkeit sagt, sein „Getreide" sich verdiente. Eines Tages, am 3. Mai 1932, betraten Kriminalkommissare sein Haus und forderten von ihm die Herausgabe sozialdemokratischer Flugblätter, mit denen er, wie sie sagten, den friedlichen Geist der Bevölkerung erregen wollte. Virák Gyula beteuerte, er wisse nichts von diesen Flugblättern, man möge sein Haus durchsuchen, man werde nichts finden. Man fand wirklich nichts. Schon atmete der kleine Schuster wieder freier, da forderten die Kommissare ihn höflich auf, sie zum Polizeibureau zu begleiten. Ahnungslos ging Virák Gyula mit, Kommissare, dachte er, müssen immer Protokolle aufnehmen,

Aktenbogen beschreiben, was sollten sie sonst mit ihrer Zeit, für die sie doch bezahlt werden, anfangen. Aber der arme Schuster hatte sich geirrt. Im Polizeibureau wurden ihm erst die Hände, dann die Füße gebunden, zwischen die gebundenen Glieder wurde ein Stock gezogen, und das Bündel Mensch zwischen zwei Stühle gehängt. Geschichtsbücher erzählen von den Schrecken der Bastonade, mit denen die unchristlichen Türken Ungarn zu bestrafen pflegten. Virák Gyula sollte erleben, daß man nicht Türke sein muß, um sich auf diese Folter zu verstehen. Dreißig Hiebe bekam er auf die nackten Fußsohlen, dann wurde er ohnmächtig. Schon vorher hatte man ihm, als er die vorgeschriebene Stille des Polizeibureaus mit seinen Jammerschreien störte, einen Knebel in den Mund gesteckt. Als der Schuhmacher aus seiner Ohnmacht erwachte, befreiten ihn die Kommissare, unter denen sich besonders ein Mann namens Pater Heim hervortat, von seinen Fesseln, auf den kalten Steinfliesen durfte er seine geschwollenen Füße sich vertreten, und schon glaubte er, die Pein sei vorüber und die Peiniger hätten sich eines Besseren besonnen und seien menschenfreundlich geworden, da wurde er wieder gebunden und mußte erkennen, daß die Promenade auf den Steinfliesen nur dazu dienen sollte, die Spuren der Bastonade, dicke Schwielen auf seinen Sohlen, abschwellen zu lassen. Wieder wurde er geschlagen, wieder wurde er ohnmächtig. Wieder wurde er von seinen Fesseln befreit, wieder mußte er auf den Steinfliesen promenieren. Als er nach der dritten Bastonade aus seiner Ohnmacht erwachte, benahm er sich wie ein Kriegsdienstverweigerer, schlimmer, wie ein Deserteur, der die Pflicht gegenüber dem Vaterland nicht kennt, er sprang aus dem Fenster und brach sich beide Knöchel. Seine Frau, die herzkrank im Spital lag, starb, als sie vom Schicksal ihres Mannes hörte.

Nun liegt Virák Gyula im Rochusspital in Budapest, die Füße sind geschient und vergipst, aber an den Sohlen konnte ich deutlich die blutunterlaufenen Spuren der Bastonade mit eignen Augen feststellen. Der arme Schuster war von seinem Glauben an Gerechtigkeit nicht geheilt. Er wolle, erzählte er mir, die Kommissare anzeigen, und er hoffe, es werde sich ein Gericht finden, das ihm, dem schuldlos Gefolterten, zu seinem Recht verhelfe. Denn das Verfahren, das gegen ihn eröffnet wurde, ist eingestellt. Er hatte tatsächlich keine Flugblätter verborgen. Nun wartet er, und mit ihm die Welt darauf, wann gegen die Kommissare das Verfahren eröffnet wird.

Beim Hören dieses Berichtes wird mancher den Vorgang verständlich finden, weil es sich ja schließlich um einen Menschen jener Gattung handelt, die Europa in Unruhe versetzen und letzten Endes den Umsturz der Gesellschaft anstreben. Aber nicht nur aus Gründen des Klassenkampfes erteilt man in Ungarn die Bastonade, manchmal genügt es, Deutscher zu ·n.

Im ‚Budapester Sonntagsblatt' lese ich folgenden Aufsatz:

Wie erinnerlich, war die schwäbische Gemeinde Etyek im Frühjahr, vor Ostern, durch einen Gendarmeriezug besetzt worden, weil zwischen der Bevölkerung der Gemeinde einerseits, der kirchlichen

Behörde andrerseits wegen des Kontorlehrers Balassa Differenzen entstanden waren, und weil man von der Besetzung die Beruhigung der Gemüter erhofft hatte. Unter solchen Umständen hätte damals eine Lehrerwahl stattfinden sollen. Die Bevölkerung wünschte Balassa zurück, der hauptsächlich darum beliebt war, weil er für die sprachlich-kulturellen Rechte der etyeker Schwaben warmes Verständnis und aufrichtiges Wohlwollen bezeugte. Da der Wunsch der Wähler nicht beachtet wurde, verweigerten diese die Abstimmung. Im Zusammenhange mit diesen Ereignissen glaubten Gendarmerie-Offiziersstellvertreter Paul Kövi und Gendarmeriewachtmeister Matthias Reider richtig vorzugehen, indem sie einige von den Bauern körperlich mißhandelten. Sie ließen zwei ehrwürdige alte Bauern, namens Georg Teller und Anton König, ferner zwei angesehene alte Bäuerinnen, namens Frau Georg Jung und Frau Witwe Franz Friesenhahn verhaften und verprügelten sie unter vier Augen so unmenschlich und brutal, daß Georg Teller in ein budapester Spital gebracht werden mußte, wo sein Leben kaum gerettet werden wird, auch die übrigen drei Personen wurden so mißhandelt, daß alle schwere Verletzungen davontrugen, die Frauen in Ohnmacht fielen, und nur mit Hilfe ihrer Bekannten in ihre Wohnungen gebracht werden konnten. Diese Mißhandlung hat im Dorfe natürlich allgemeine Empörung hervorgerufen, um so mehr, als die alte Frau Friesenhahn mit ihren siebzig Jahren auch schon deshalb allgemeine Achtung genoß, weil sie sich seit etwa vierzig Jahren als Kirchenschmückerin unvergeßliche Dienste erworben hatte.

Wie wäre es, wenn unsre Nationalisten sich einmal um das Schicksal dieser deutschen Brüder kümmerten? Wir werden lange darauf zu warten haben. Das Gemeinschaftsgefühl der Nationalisten hört da auf, wo das Gemeinschaftsgefühl der verfemten Internationalisten beginnt, in der Kameradschaft für alle Unterdrückten.

Auf dem Diner des PEN-Club in Budapest gab es als Nachspeise Bombe Galsworthy. Sie war milde und gefahrlos, sie zerschmolz auf der Zunge, während die Vorsitzenden des ungarischen PEN-Clubs, unter ihnen Pekar, der alte literarische Femerichter aus der Zeit des weißen Terror, von der Regierung den ungarischen Schriftstellern aufoktroyiert, den Geist des Friedens priesen, der uns alle vereint, und die ausländischen Delegierten in seliger Stimmung sanfte Hymnen auf die Schönheit der ungarischen Frauen sangen.

Der kleine Schuhmacher im Rochusspital, Opfer des von Pekar gepriesenen Friedensgeistes, las es am andern Morgen in der Zeitung, naiv und gläubig. Ein boshafter Mensch meinte, es stände besser um seinen Glauben, wäre er Analphabet geblieben.

Gift, Brand, Bakterien Von Walter Fabian

Notverordnungen sind nachgerade nicht sehr beliebt. Aber es gäbe auch sehr nützliche. Etwa so:

Artikel 1: Die Sendestellen aller deutschen Rundfunkstationen sind verpflichtet, mindestens einmal wöchentlich über die neuesten Fortschritte der modernen Kriegstechnik zu berichten. Insbesondere ist die Bedeutung der Luftwaffe, der Giftgase, der Brand- und Explosivbomben klarzustellen. Es ist zu zeigen, wie diese Vernichtungsmittel in einem künftigen

Kriege kombiniert und dadurch in ihrer Wirkung vervielfältigt würden. Es ist an Hand der Berichte der Fachmänner aller Länder darzulegen, daß der Steigerung der Durchschlagskraft dieser Zerstörungsmittel keine Grenzen gesetzt sind. Es ist darauf hinzuweisen, daß wahrscheinlich auch die bakteriologische Waffe, etwa durch die Verseuchung der Trinkwasserreservoire der Großstädte, zu den Kampfmitteln des nächsten Krieges gehören würde.

Artikel 2: Alle Tageszeitungen sind verpflichtet, mindestens einmal wöchentlich gegen die Behauptung Stellung zu nehmen, es gäbe einen Schutz der Zivilbevölkerung gegen diese Vernichtungsmittel. Es ist darzulegen, daß bei gleichzeitiger Anwendung von Brand-, Explosiv- und Giftgasbomben der Vernichtung einer Großstadtbevölkerung kein wirkungsvoller Widerstand entgegengesetzt werden kann. Es ist Aufklärung darüber zu schaffen, daß Gasmasken nichts nützen, wenn der Angriff so überraschend erfolgt, daß gar keine Zeit bleibt, sie aufzusetzen — oder wenn zuerst erstickende Gase abgeblasen werden, die durch ihre Reizwirkungen zum Abnehmen der Masken zwingen — oder wenn der Gasangriff so lange fortgesetzt wird, daß der in der Maske enthaltene Abwehrstoff verbraucht ist — oder wenn neben den vergiftenden Gasen andre eingesetzt werden, die den gesamten Körper gefährden und tödlich wirken, sofern sie auch nur die winzigste Hautstelle berühren. Es ist zu zeigen, daß Unterstände oder Keller oder besonders ausgebaute Treppenhäuser nichts nützen, wenn mit dem Gasangriff selbstverständlich das Abwerfen von Brand- und Explosivbomben verbunden ist und so alle Fensterscheiben zerspringen, alle Kraftzentren vernichtet werden, an hundert Stellen zugleich unlöschbare Brände entstehen. Die Zeitungen sind auch verpflichtet, die Hintergründe der Luftschutzpropaganda aufzudecken: daß dieselben Firmen, die Giftgase fabrizieren, auch Gasmasken herstellen und so doppelt profitieren, daß Tausende hoffen, in der neuen Luftschutzorganisation ein Pöstchen zu bekommen, daß die Massen der Bevölkerung beruhigt und über die ungeheuren Gefahren eines neuen Krieges hinweggetäuscht werden sollen. Die Zeitungen müssen ferner darauf verweisen, daß man sich auf völkerrechtliche Abmachungen über das Verbot irgendeines Kriegsmittels nicht verlassen könne; sie sollen daran erinnern, wie solche feierlich beschworenen Abmachungen während des Krieges von 1914 bis 1918 von allen Seiten umgangen und durchbrochen worden sind. Die Zeitungen sind verpflichtet, immer wieder darzulegen, daß ein künftiger Krieg die Menschheit in den Abgrund der Barbarei stoßen würde und daß alle Kräfte darauf gerichtet werden müssen, die Ursachen der Kriege aus der Welt zu schaffen.

Artikel 3: Die Geistlichen aller Konfessionen sind verpflichtet, mindestens einmal monatlich in ihren Predigten die Grausamkeiten eines modernen Krieges zu schildern. Sie haben insbesondere der unwahren These entgegenzutreten, die Giftgaswaffe sei ein humanes Kampfmittel. Sie haben zu zeigen, daß die Gaswaffe tötet in der denkbar schrecklichsten Weise. Sie sollen berichten, wie beispielsweise dem Phosgentod eine

sich mehr und mehr steigernde Atemnot vorausgeht, wie unmittelbar vor dem Tode die Atmung schnappend und krampfartig wird, Schaum aus dem Mund tritt, das Gesicht sich blau färbt, die Pupillen sich erweitern, wie schließlich der Tod im Kollaps eintritt oder unter Krämpfen mit allen Anzeichen schwerster Erstickungsnot. Sie dürfen nicht verschweigen, daß andere Gasvergiftungen zu wochen- und monatelangen furchtbarsten Todesqualen oder zu lebenslänglichem grauenhaftestem Siechtum führen. Sie müssen es aussprechen, daß andere Gase, die die menschliche Haut vernichten, zuerst die Lebewesen mit der zartesten Haut, die Kinder, als Opfer dahinraffen werden. Sie sind verpflichtet, zum Kampf gegen den Krieg aufzurufen.

Artikel 4: Alle Lichtspielhäuser sind verpflichtet, in jeder Wochenschau einige Bilder über die Wirkungen der modernen Kriegswaffen zu zeigen. Die Heere von Toten in einem vergasten Wald — die Vernichtung der größten Schiffe durch eine einzige Bombe — die Wirkung der Gase auf die menschliche Lunge, die Haut und andere lebenswichtige Organe — Nahkampf mit Handgranaten, Minenwerfern und anderen Waffen in vorher vergastem Gelände — das Vernichtungswerk der modernen Tanks. Sie haben insbesondere auch Bilder zu zeigen aus den Giftgaslaboratorien und Versuchsanstalten der großen Militärstaaten; vor allem Aufnahmen der Versuche an Tieren und Menschen: die Menschen (Soldaten des besonderen Gasregiments in USA etwa) in vollkommenster Gesundheit vor dem Experiment — krank, vergiftet, den furchtbarsten Qualen, oft lebenslangem Siechtum ausgesetzt nach dem Experiment. Die Produzenten der Wochenschauen sind verpflichtet, in besonderen Texten darauf hinzuweisen, daß diese Bilder nicht gestellt sind sondern Aufnahmen der Wirklichkeit, aus den modernen Kulturstaaten mitten im Frieden. In weitern Bildern soll die Gefährdung der Arbeiter an den Stätten der Giftgasfabrikation gezeigt werden; etwa an Hand folgenden Berichtes der ‚Zeitschrift für experimentelle Medizin' (Band 13 Seite 493):

Der zweite Fall von Vergiftung betraf einen achtundzwanzigjährigen Mann, welchem im Füllbetrieb beim Schließen einer Gelbkreuzgranate Flüssigkeit auf die Kleider geraten war; dabei waren außer den Händen vor allem die Innenflächen der Oberschenkel und die Geschlechtsorgane gefährdet, weil die Geschosse bei der Arbeit zwischen den Oberschenkeln gehalten werden.

Krankheitsgeschichte: Am 20. 6. früh Vergiftung; am Abend desselben Tages wegen Heiserkeit, Conjunctivitis (Augenentzündung) ins Lazarett. Verbrennungserscheinungen an den Innenflächen der Oberschenkel, an den äußeren Geschlechtsteilen, am Kreuzbein, am Unterleib. Am 28. 6. (nach 8 Tagen) Lungenentzündung. Am 4. 7. Tod (nach 14 Tagen).

Artikel 5: Text- und Bildmaterial finden die Sendestationen des Rundfunks, die Redaktionen der Tageszeitungen, die Geistlichen aller Konfessionen und die Produzenten der Kinowochenschauen in dem soeben erschienenen Buch der schweizer Chemikerin Doktor Gertrud Woker: „Der kommende Gift- und Brandkrieg". Das Buch ist im Verlage von Ernst Oldenburg, Leipzig, erschienen.

Denn ihr seid dumm von Erich Kästner

Ihr und die Dummheit zieht in Viererreihen
in die Kasernen der Vergangenheit.
Glaubt nicht, daß wir uns wundern, wenn ihr schreit.
Denn was ihr denkt und tut, das ist zum Schreien.

Ihr kommt daher und laßt die Seele kochen.
Die Seele kocht, und die Vernunft erfriert.
Ihr liebt die Dummheit erst, wenn sie marschiert,
weil dann gesungen wird, und nicht gesprochen.

Es wäre leicht, die Dummheit zu verhüllen.
(So mancher gilt für klug, nur weil er schweigt.)
Ihr aber liebt die Dummheit, die man zeigt!
Man hört euch Tag und Nacht vor Dummheit brüllen.

Ihr wollt, daß man euch hört. Ihr wollt nicht hören.
Ihr haltet mit der Dummheit gleichen Schritt.
Wer nichts mehr zu verlieren hat, läuft mit.
Und fragt man, was ihr wollt, ruft ihr: „Zerstören!"

Ihr möchtet auf den Trümmern Rüben bauen,
und Kirchen und Kasernen wie noch nie.
Ihr sehnt euch heim zur alten Dynastie
und möchtet Fideikommißbrot kauen.

Ihr liebt den Haß und wollt die Welt dran messen.
Ihr werft dem Tier im Menschen Futter hin,
damit es wächst, das Tier tief in euch drin!
Das Tier im Menschen soll den Menschen fressen.

Ihr liebt die Leute, die beim Töten sterben.
Und Helden nennt ihr sie nach altem Brauch.
Denn ihr seid dumm, und böse seid ihr auch.
Wer dumm und böse ist, rennt ins Verderben.

Marschiert vor Prinzen, die erschüttert weinen.
Ihr findet doch nur als Parade statt!
Es heißt ja: Was man nicht im Kopfe hat,
hat man gerechterweise in den Beinen.

Drum exerziert vor alten Generälen,
und schmeißt die Beine bis zum Himmelszelt!
Doch daß davon die Welt zusammenfällt,
das könnt ihr eurem Großpapa erzählen.

Ihr wollt die Uhrenzeiger rückwärts drehen
und glaubt, das ändere der Zeiten Lauf.
Dreht an der Uhr! Die Zeit hält niemand auf!
Nur eure Uhr wird nicht mehr richtig gehen.

Wie ihr's euch träumt, wird Deutschland nicht erwachen.
Denn ihr seid dumm, und seid nicht auserwählt.
Die Zeit wird kommen, da man sich erzählt:
Mit diesen Leuten war kein Staat zu machen!

Oesterreich zieht in den Krieg von Hans Natonek

Aus dem Roman „Kinder einer Stadt", der im Herbst bei Paul Zsolnay, Wien-Berlin, erscheint.

Am Abend kam der Erlaß der Teilmobilisierung. Die Stadt war aufgestöbert und uneins in der Erregung, wie ein zwiespältiger Mensch, den es hin- und herwirft, wenn ihm etwas Außerordentliches widerfährt. Eine unerträgliche Hitze lagerte über der Stadt, über Oesterreich, über Deutschland, über Europa; sie brütete aus den Maden der Gerüchte die schwarzweißen Falter der Extrablätter, die verheerend durch die Städte flatterten. Viele Leute liefen von Caféhaus zu Caféhaus, ziellos, als könnten sie da etwas Neues, Entscheidendes erfahren. Sie wußten mit ihrer Unruhe nichts anzufangen; sie registrierten sie weder unter Freude noch unter Trauer, sie spürten sie nur als das quälende Bedürfnis, dabei zu sein, weil das Alleinsein in dieser Stunde nicht zu ertragen war. Die Bewegung, die so entstand, hielten die leicht Entflammbaren für den Vorabend großer, erhebender Ereignisse. Zu ihnen gehörte auch Epp. Die andern hielten dieses aufgestörte Durcheinanderwirbeln für den Beginn des großen „Pallawatsch", worunter die allgemeine Auflösung zu verstehen war. Zu ihnen gehörte Tomaschek. Waisl sprach von Prüfung, Gottesgeißel und Heimsuchung. Man ließ ihn stehen. Am folgenden Tag wurden die Kadetten seines Jahrganges, noch vor ihrer Zeit, zu Leutnants ausgemustert, darunter auch Waisl. Es war, als hätte die Erhitzung, die unter der Erde und in den Lüften schwelte, die kleinen Soldaten frühzeitig gereift, Primeurs für die Tafel des Todes.

Man sprach mit Bekannten, mit kaum Bekannten, mit Fremden; keiner hörte zu, aber es tat wohl zu reden. „Man muß sich an etwas halten, an eine Idee, an einen Willen außerhalb uns, an die Nation; der Individualismus hat uns leergebrannt." Epp sprach es auf jemanden ein, eine Gruß-Bekanntschaft, von der er nicht einmal wußte, wie sie hieß. Der Mann blickte mit blöden Augen drein, nickte mit dem Kopf, verstand nichts und dachte nur: Werd' ich einrücken müssen? „Oesterreich" — sagte Epp und fühlte einen süßen Schmerz irgendwo in der Herzgegend, der ihm wohltat. Es wandelte ihn an, die Lieder seiner Kindheit zu singen: „O Heimatland, o Oesterreich, du Land an Kraft und Ehren reich . . ." und: „Hoch vom Dachstein her, wo der Aar noch haust". Die ersten Singestunden seiner Kindheit waren in ihm, und mit den alten Liedern war Oesterreich in seinem Herzen. Ihm wurde weich zu Mute, als ginge es an ein Abschiednehmen. Manchmal schreckte er wie aus einem wirren Traum empor und ihm war, als sei, was da geschah, wider die Vernunft, Menschlichkeit und den Fortschritt. Dann berauschte er sich um so tiefer an Vaterland, Nation, Hingabe, Gemeinschaft. Er suchte Plätze und Lokale auf, wo die Militärmusik nicht aufhörte, Märsche zu spielen, wie die Bordskapelle eines sinkenden Schiffes, die die Panik der Passagiere zu übertönen hat. Epp hatte sich an seinem Ich übergessen und war nun froh, unterzutauchen, ein

andrer zu werden, Teil der Masse zu werden, sich aufzufüllen wie eine ausgebrannte Batterie.

Er ging zum Bahnhof. Gedränge, Schreie, gellend und herzzerreißend; Frauen schrien, Heilrufe mischten sich drein, zu spärlich, um das andre zu übertönen. Ein Regiment wurde verladen; ein andres Regiment, unterstützt von berittener Polizei, eskortierte den Transport, damit er nicht auseinanderlaufe, damit die weinenden Frauen sich nicht zwischen die Marschreihen drängten...

Die Menge, bleich, stumm und verstört, begleitete den Abmarsch ihres böhmischen Haus- und Lieblingsregiments. Einige Leute, die Verwünschungen und Protestschreie auszustoßen wagten, wurden verhaftet. Als die letzte Kompagnie hinter dem Gebäude des Verlade-Bahnhofs verschwunden war, wurden alle Zugänge zur Bahnrampe von tiroler Kaiserjägern abgesperrt. Man hörte Kinder weinen und Frauen schreien. Epp war erbleicht. Zog Oesterreich so in den Krieg? Die Bajonette des tiroler Regiments — er kannte ihre gelben Aufschläge — mußten den Abmarsch ins Feld sichern, wenn nicht erzwingen. Der Krieg war im Innern, der Feind war im Lande, man trieb ihn an die Front, in nächtlicher Heimlichkeit und mit dem Aufgebot der Gewalt — und dieses Land zog in den Krieg mit Jubel und „Prinz Eugenius, der edle Ritter"!

Noch war kein Schuß gefallen, und schon blickte Epp hinter diese patriotische Fassade, und da war nichts als Wüstheit, Grauen und Zerfall. Wie schön und erhebend war die illuminierte Kulisse: Oesterreich zieht in den Krieg. Aber der Blick dahinter... Er wandte sich ab, floh, er wollte es nicht sehen.

Entthronung der Produktion von Walther von Hollander

Wenn das Volk auf jeden Versuch, dem Wirtschaftsverfall von oben her beizukommen, mit dem gleichen Mißtrauen antwortet, so muß das zu denken geben. Warum gibt zum Beispiel dem Wirtschaftsbeirat außer den Berufenden und den Berufenen niemand einen Pfennig Kredit? Das Volk spürt sehr genau, daß es sich in einer ganz neuen Lage befindet, und es kann sich nicht denken, daß diese neue Lage von den alten Köpfen sollte gemeistert werden können. Etwas anderes — so scheint es dem Volke — ist es, sich von einer Situation überraschen lassen, etwas anderes, aus ihr herauszuführen.

Was ist denn nun das wirklich Neue an der Wirtschaftslage, das, was diese Krise nicht in die Reihe der anderen Krisen einordnen läßt? Das kann man mit wenigen Worten sagen. Niemals vorher, solange die Geschichte berichtet, ist die Welt in der Lage gewesen, jeden einzelnen Weltbürger mit allem Notwendigen zu versehen. Niemals, solange die Erde steht, hat es von jedem Produkt genug und übergenug für jeden Bedarf gegeben.

Eine herrliche, die herrlichste Lage, die man sich denken kann. Das Paradies? Ja, das Paradies steht in der Tat mitten

unter uns, oder wir stehen mitten in jenem sagenhaften Paradies, in dem der Fluch der Arbeit aufgehoben ist und der Räuber friedlich neben dem Wanderer grasen darf. Wir sind im Paradies, es ist von allem genug und übergenug da, um jedermann menschenwürdig zu kleiden, zu speisen und zu behausen. Es ist soviel da, daß jedermann Muße genug bekommen kann, um sein Leben nach seinem Geschmack zu führen und sich um jene Fragen zu kümmern, die bisher untergründig oder übergründig mit jedem Leben mitgelaufen sind wie Schatten und Hund, die man nicht beachten durfte, weil man keine Zeit hatte, sich recht um sie zu kümmern: die Fragen nach dem Woher, dem Wohin, dem Warum des Lebens, die Fragen also (und deren Antworten), die erst dem Leben seinen Glanz, seinen Sinn, seine Würde verleihen und die unbeantwortet und ungefragt jedes Leben schließlich in Elend, Verdummung und Unglück enden lassen.

Wir stehen im Paradies, und das Paradies ist mitten unter uns. Warum treten wir nicht ein? Warum wird das Paradies uns nicht offenbar?

Das Paradies wird uns nicht offenbar, weil wir es nicht erkennen können, und wir können es nicht erkennen, weil wir uns in einem Gedankenlauf, in einem Gedankenleerlauf befinden, dem keine Wirklichkeit mehr entspricht und dem doch die ganze wirtschaftliche Welt ohne jede Ausnahme anhängt. Dieser Gedankenleerlauf, dieses Phantasma, nach dem wir rennen, nach dem wir uns richten, ist der Gedanke, der Glaube an die Armut der Welt und an die Notwendigkeit, diese Armut durch Produktion zu überwinden.

Wir haben im letzten Jahrhundert eine Entwicklung der Technik durchgemacht, die es ermöglicht hat, auf dem gleichen Raum Europas statt 180 Millionen 460 Millionen durchzubringen und wir haben durch die weitere Entwicklung der Technik die Möglichkeit, eine noch viel größere Anzahl von Menschen auf dem bisherigen Standard zu erhalten.

Seltsamerweise und aus Gründen und Untergründen, die sich der Erkenntnis entziehen, hat sich nun in der Bevölkerungszunahme seit 1910 eine neue Tendenz durchgesetzt. Die Bevölkerung ist nicht mehr wesentlich gewachsen, aber die Technisierung ist im Wachsen geblieben. An sich kann man aus der Differenz zwischen dem gleichmäßigen Wachstum der Technisierung und dem Stillstand der Bevölkerungszunahme einen großen Teil der Arbeitslosigkeit erklären. Wir haben noch immer etwa 460 Millionen zu ernähren, aber unsere Technik könnte etwa 600 ernähren. Rein logisch könnte man also der Krise beikommen durch eine gewaltige Bevölkerungsvermehrung oder eine ebenso gewaltige Verminderung der Technisierung. Man weiß aber ebensogut, daß die Völker sich nicht zur Vermehrung kommandieren lassen wie daß die Entdeckungen und Erfindungen nicht zurückgenommen werden können. Von dieser Seite her ist deshalb wenig zu machen.

Macht man sich das ganz klar, so erkennt man erschreckt, daß alle Maßnahmen sinnlos sind, die auf eine Ankurbelung der Produktion zielen. Es gibt nichts, wohin die angekurbelte

Produktion ihre Produkte leiten könnte, und jede Ankurbelung muß den Warenraum der Welt weiter verengen, muß zu Erhöhung der Zollmauern, zu Wirtschaftskriegen oder schließlich zum Wirtschafts-Erstickungstod führen. Wenn man das bisherige System für das bestmögliche hält, so muß man demnach jenen Vernichtungen und Produktionseinschränkungen zustimmen, die überall vor sich gehen und die mit Recht in den weitesten Kreisen der Hungernden und Darbenden Empörung auslösen. Es ist in der Tat unerträglich, wenn in einem Teile der Welt Produkte wie Weizen vernichtet werden, an denen in einem andern Teile der Welt der schlimmste Mangel herrscht, und es ist ebenso schlimm, wenn jene Betriebseinschränkungen vor sich gehen, die die Arbeitslosigkeit vermehren, während noch immer ein großer Mangel an bestimmten Lebensnotwendigkeiten und ein Mangel an Arbeitsmöglichkeiten herrscht. Ein System, das zu Betriebseinschränkungen und Vernichtungen greifen muß, ehe der notwendigste Bedarf gedeckt ist, ein solches System hat seine Lebensfähigkeit verloren.

Das muß ohne Zorn und Eifer festgestellt werden, und das muß mit heiligem Zorn und heiligem Eifer abgestellt werden.

Warum ist nun eigentlich das kapitalistische System, das in abgeschwächter Form noch immer das Bild des größten Teiles der Welt bestimmt, nicht in der Lage, durch gewisse Abänderungen Milderungen, Kompromisse, die Fehler auszumerzen, die es begeht, und das zu lernen, was es noch nicht kann?

Es ist nicht nötig, ein Gremium von Sachverständigen zusammenzuberufen, um den Grund zu erkennen. Das System des Kapitalismus ist keineswegs, wie die Marxisten behaupten, geboren aus dem Bestreben nach möglichst großem Gewinn einer möglichst kleinen Anzahl von Kapitalisten (diese auch von vielen Kapitalisten geglaubte unsinnige Erfindung macht es so schwer, die Tatsachen klar zu sehen), sondern das System ist geboren aus dem Mangel an Produkten und dem Bestreben, diesen Mangel möglichst schnell zu beheben. Kapitalismus, das muß dürre gesagt werden, ist ein Produkt des Mangels und ein System, das sich fähig erwiesen hat, den Mangel an Produkten zu überwinden.

Anders gesagt: wenn man sich ein System ausdenken müßte, um die Welt möglichst rasch vom Mangel an Produkten zu befreien, so könnte man beim besten Willen nichts besseres erfinden als den Kapitalismus, der, solange ein Mangel an Produkten bestand, eine ungeheure Leistung vollbracht hat. Er hat nämlich nicht nur diesen Mangel ausgeglichen sondern er hat, im ganzen gesehen, den Lebensstandard der Welt auf eine vor hundert Jahren undenkbare Höhe gehoben. Der Durchschnittsmensch lebt, daran ist kein Zweifel, auf der Höhe des Aristokraten von 1700. Es hat aber keinen Sinn, bei diesen Verdiensten zu verweilen, weil nämlich der Kapitalismus sich nicht rechtzeitig umgestellt hat. Aber das ist schon zu viel gesagt. Der Kapitalismus kann sich nämlich nicht umstellen, ohne sein Wesen zu verändern, ohne sich vollkommen aufzulösen.

Er ist das System zur Förderung der Produktivität und ist überflüssig in dem Moment, wo eine weitere Ausdehnung der Produktivität überflüssig ist. In diesem Sinne ist in Amerika, dem klassischen Land des Kapitalismus, auch immer gedacht worden. Man hat kein Ende der Bedarfsweckung und Bedarfsdeckung gesehen und darum rechtens auch kein Ende des Kapitalismus. Sobald aber die Bedarfserhöhung nicht mehr der eigentliche Sinn des Lebens war, sobald man sich auch nur im geringsten auf den Sinn des Lebens besann, war dem Kapitalismus im amerikanischen Format die Grundlage entzogen. Er war und ist geistig überwunden und muß nun auch in der sogenannten Ebene der Wirklichkeit überwunden werden.

In diesem Sinne und aus dieser Perspektive heraus ist jedes Land bereits um soviel vom Kapitalismus abgerückt, als es genug Produkte hervorgebracht hat, und in diesem Sinne ist deshalb Rußland, das einzige Land, welches noch Mangel an Produkten hat, auch das einzige Land, welches nach kapitalistischen Formen und Normen produzieren kann und auf das deshalb im Augenblick aller Augen gespannt blicken, die Augen der Kapitalisten und die Augen der Marxisten. Für beide „Klassen" ist Rußland das letzte Land, auf das die alten Schlagworte passen.

Ist damit schon gesagt, daß der Marxismus eine Erscheinungsform des Kapitalismus ist und nicht, wie er glaubt, sein Gegenbild? Der Kapitalist ist genau so wie der Arbeiter und umgekehrt: der Arbeiter ist genau so wie der Kapitalist mit seinem ganzen Schicksal an das Schicksal des Produktes geknüpft. Solange Mangel an Produkten herrscht, solange wird es den Kampf zwischen Kapitalisten und Arbeitern um den Anteil an diesen Produkten geben. Solange kann es also Klassenkampf geben. In dem Augenblick aber, in dem Produktenüberfluß da ist, büßt das Produkt seine Herrschaft ein, muß die Produktion nicht mehr Sinn sondern Dienerin des Lebens sein.

Im gleichen Augenblick aber kann sowohl der Herr über die Produktionsmittel (der Kapitalist) wie der Herr über die Arbeitskraft (der Arbeiter) nicht mehr das Gesicht der Welt bestimmen. Weder die Nachfrage nach Produktionsmitteln noch die Nachfrage nach Arbeit ist so groß, daß der Anbietende noch eine wirkliche Macht hat. Und das ist wiederum das Seltsame und Neue an unserer Lage. Früher war entweder das Angebot an Produktionsmitteln zu klein und das Angebot an Arbeit zu groß, — dann konnten die Kapitalisten diktieren — oder es war umgekehrt das Angebot an Produktionsmitteln zu groß und das Angebot an Arbeit zu klein — und dann konnten die Arbeiter etwas durchsetzen. In diesem Augenblick aber, in dem an allen Produkten gleichzeitig genug da ist und somit die Herrschaft der Produktion überhaupt und ihrer beiden Faktoren, nämlich Kapital und Arbeit, gleichzeitig erledigt ist, in diesem Augenblick hat der Klassenkampf tatsächlich aufgehört und das, was noch als Klassenkampf sich geriert, ist ein Nachhall, ein Echo, ein Schattenkampf. Es han-

delt sich — nochmals gesagt — nicht mehr um den Kampf, um den Anteil am Produkt, sondern es könnte sich lediglich noch um eine Einheitsfront von Kapital und Arbeit zur Aufrechterhaltung der Herrschaft der Produktion handeln. Diese Einheitsfront sehen wir auch in der Tat in Rußland hergestellt, wenn wir hinter die Worte und auf die Tatsachen sehen.

In Europa wird dieser Versuch vielleicht ebenfalls gemacht werden. Er ist der einzige Versuch, der noch die Entthronung der Produktion aufhalten könnte. Aufhalten, nicht abwenden. Denn es läßt sich eine Macht, die man hat, nicht auf die Dauer ausschalten: die Macht, beliebig viel für jeden Menschen herzustellen, ohne ihn damit zur Sklaverei zu verdammen, einfacher ausgedrückt: die Macht, jeden Menschen gegen geringe Gegendienste mit allem Notwendigen zu versehen. Diese Macht wird die Gesellschaft eines Tages ausüben wollen und können, wenn sie sich nur von der Übermacht der Gewohnheit, des Schlagwortes und einiger seltsamer Lebensunarten befreit. Wenn sie sich endlich klarmacht, daß es keineswegs darauf ankommt, möglichst viel zu möglichst hohem Preis zu fabrizieren und zu verkaufen, sondern jeden Menschen zu möglichst geringem Preis mit allem Notwendigen zu versehen. Daß es also nicht auf die Produktion ankommt, sondern auf den Konsumenten, der nur freilich auch nicht — wie im Gedankensystem des amerikanischen Kapitalismus — zu einer Konsumptionsmaschine herabgewürdigt werden darf, zu einem Verbrauchsmotor, der in möglichst hohen Touren läuft.

Die Änderung ist also nicht mit dem Worte Planwirtschaft umschrieben, in dem noch ein Stückchen Produktionsherrschaft steckt, sondern eher mit dem Worte Konsumentenherrschaft. Es ist noch besser umschrieben mit dem Worte Konsumentendienst, und das würde voraussetzen, daß man endlich einmal feststellt, was der Mensch denn wirklich braucht und was man ihm an Luxus zuteilen kann. Es würde sich das überraschende Resultat ergeben, daß nach einer geringen Übergangszeit alle Menschen mindestens Europas in einer gewissen Behaglichkeit und Sicherheit zu leben vermöchten.

Weshalb aber, um Himmelswillen, nimmt man dieses einfache Rezept nicht an? Aus dem einfachen Grunde, weil dieses einfache Rezept einen vollkommenen Umdenkungsprozeß voraussetzt und einen absoluten Umgestaltungsprozeß des Lebens nach sich zieht.

Umgestaltet werden muß der Begriff des Besitzes, die Spannung zwischen reich und arm, der Begriff von Beruf und Arbeit. Begriffen werden muß, daß Arbeit zu Produktionszwecken eine notwendige, aber untergeordnete Sache im Leben ist und das Leben etwas andres meint und erzielen will als Arbeit... Das alles muß umdacht und umgedacht werden, und es muß in einigen wenigen Gestalten bereits vorgelebt werden, ehe die Menge sich trauen wird, diese neuen Gedanken der ganz neuen Weltlage anzunehmen.

Vorläufig werden die Marxisten rufen, daß hier der Kapitalismus eine neue Stellung bezogen habe, in welcher er sich mit der ihm eigenen Mimikry den neuen Forderungen des

Tages angepaßt habe, und die Kapitalisten werden ebenso laut rufen, es sei die neue Art des intellektuellen Marxismus. Beiden sei bereits heute versichert, daß Marxismus und Kapitalismus gleichzeitig der Vergangenheit angehören und daß die neue Lehre, eine umfassende Lebenslehre, unaufhaltsam vorwärtsmarschiert und sich bereits in den Besitz wichtiger Positionen gesetzt hat.

Wenn man weiß, wie sehr es in den Herzen der Masse dämmert, wiewohl es in den Gehirnen noch nicht dämmern kann, wenn man die verzweifelten Anstrengungen ansieht, etwas anzukurbeln, was schon viel zu schnell läuft, die Produktion nämlich, und wenn man sieht, daß immer mehr Millionen aus einem Prozeß, dem Produktionsprozeß, herausgeworfen werden, der doch angeblich das Wichtigste auf dieser Welt ist, wenn man bedenkt, daß sie unter der Herrschaft des heutigen Wirtschaftssystems, unter der Herrschaft des Produktionsgedankens auch niemals wieder hineinkommen können, wenn man sich überlegt, daß diese Millionen ja nicht einfach still und freiwillig sterben können sondern ihren Anteil an der Welt haben müssen; wenn man sich endlich eingeprägt hat, daß der Marxismus den Millionen des nicht-russischen Europas nichts andres bieten kann als der kapitalistische Weg, weil Marxismus wie Kapitalismus gleicherweise der Tyrannei der Produktion unterworfen sind, dann freilich muß man einsehen, daß nur ein neuer Weg ins Freie führen kann.

Die Anfänge dieses neuen Weges, der nur in der Erkenntnis des tatsächlichen Zustands gefunden werden kann, sind hiermit gezeigt. Wir fürchten uns nicht, auch über die nächste Wegbiegung hinweg diesen Weg in die Zukunft zu beschreiben.

Filmsaison 1932/33 von A. Kraszna-Krausz

Alljährlich genau um diese Zeit blüht die Fachpresse des Films üppig auf. Die Filmlosigkeit, die Kinoleere, die Steuerkämpfe und die übrigen müden Stoffe des Sommers werden in den Redaktionen vertagt. Denn die neuen Verleihprogramme sind da und die ersten Inseratenaufträge. Sie spiegeln das Gesicht der kommenden Saison, wie sie sich sucht, formt, anbietet und verspricht.

Sie spiegeln die Zeit, die diese Saison rahmen wird, und den Geist, der das Bild zum Rahmen malt. Filmfabrikanten sind keine Kunstmäzene und möchten noch weniger Märtyrer irgendeiner Überzeugung sein. Es sind Kaufleute mit starkem Sinn für die Gegenwart und einer verschnupften Nase für die Zukunft, die augenblicklich nervöser als sonst herumschnuppert: welches Stoffgebiet wähle ich, welchen Schauspieler und welche Tonart?

80 Prozent der deutschen Filme für die nächste Spielzeit sind bereits angekündigt. 112 Stück. Eine Fachzeitung hat sie nach Stoffgebieten geordnet. Sie zählt: „20 geschichtliche oder patriotische Stoffe, 7 Militär-Lustspiele, 23 sonstige heitere Stoffe, 30 Abenteuer-, Kriminal- und Sportfilme, 9 Stoffe mit

Natureinschlag, 11 überwiegend musikalische Filme, 7 literarische und Problemfilme." Die angekündigten Filmtitel charakterisieren die einzelnen Bezirke noch näher. Beispiele für „Stoffe mit Natureinschlag": „Grün ist die Heide", „Es leuchtet die Puszta", „Abenteuer im Engadin". Beispiele für „überwiegend musikalische Filme": „Die Blume von Havaii", „Wenn die Geigen klingen", „Johann Strauß, k. u. k. Hofmusikkapellmeister". Beispiele für „literarische und Problemfilme": „Moral und Liebe", „Töchter aus guter Familie", „Unheimliche Geschichten".

Fast 20 Prozent der deutschen Filmfabrikation besorgt die Ufa. Diesmal kündigt sie 23 Hauptfilme an. Nicht alle Filme, die man verspricht, werden auch gedreht. In vielen Ateliers bleibt der Hauptdarsteller aus, das Geld. Die Ufa aber hat ein Barkapital von 8½ Millionen. Ihre Eingänge aus dem Exportgeschäft sind um 45 Prozent gegenüber dem Vorjahr gewachsen. Die Besucherzahl ihrer Kinos um 1,5 Millionen. Die Organisatoren des Herrn Hugenberg haben aus der überdimensionierten und phantastischen Hexenküche einen nüchternen Montagebetrieb gemacht, der seine Waren ohne Leerlauf und Zwischengeschäfte vom Fließband selbst und unmittelbar auf die Leinwand des Verbrauchers fördert. Und der auch bei der Einschätzung der politischen Atmosphäre zurückhaltender kalkuliert als die erschrockenen kleinen Leute. Von den 23 Filmen der Ufa wird nur einer als „nationaler Großfilm" annonciert. Unter den übrigen sind 9 Abenteuer-, Kriminal- und Sportfilme, 8 „musikalische Komödien" und 3 als „zeitgemäße Problemfilme" gekennzeichnete Stoffe. Zum Beispiel: „Alarm auf Gleis B".

Überschriften von heute haben allerdings mit dem Inhalt dessen, was sie decken, meistens wenig zu tun. Auch ernsthafte Bücher heißen oft anders, als sie möchten. Zu ermutigenden Eindrücken verdichten sich aber auch die übrigen Anhaltspunkte der künftigen Filmproduktion nicht.

Da sind gleich die Besetzungslisten. Die Ufa sucht ihre Mitarbeiter konsequent über dem Durchschnitt aus: Leute, die Kultur besitzen und vor Jahren auch Träume hatten, doch seither zu viel Facherfahrung sammelten, um noch ehrgeizig zu sein. Ihnen werden durch Instanzen und Überinstanzen ausgewogene und geglättete Drehbücher zur Verfügung gestellt. Ein erstklassiger Produktionsapparat und sehr routinierte Schauspieler mit fertiggeprägtem Profil. Wenn mal ein Neuer daruntergerät, der etwas Eignes vorhaben könnte, so wird er so vorsichtig eingebettet in die geölte Berufsmechanik der übrigen, daß nichts mehr passieren kann. Die Ufa will keine Überraschungen erleben, und sie wird auch uns nicht überraschen. Ihr Produktionschef sagte zwar kürzlich:

Wir kommen dazu, Filme ganz gleich ob ernsten oder heiteren Charakters zu schaffen, in denen nicht einfach ein ablenkender Vorgang gezeigt wird sondern in dem Fragen gestellt werden, die wir beantworten müssen. Wir wollen in Zukunft im Film Menschen sehen, die positive und klare Ziele verfolgen, die auf Grund charakterlicher Veranlagungen den Kampf mit ihrer Umwelt aufnehmen und in nationaler oder rein menschlicher Form um ein erstrebenswertes

Ziel innerlich ringen und weder durch Zufälligkeiten noch durch krumme Wege ihr Ziel erreichen.

Das sagte Herr E. H. Corell zum Fenster hinaus. Bei geschlossenen Fenstern hat er bestimmt andre Sorgen.

Die Interessen der Filmleute haben sich wesentlich verlagert. Von der Materie aufs Materielle. Vor einigen Jahren noch glichen ihre Gespräche den Diskussionen von Jüngern andrer Künste. Man schrie sich besoffen und heiser über Ideen, Methoden und Lösungen. Autoren verbohrten sich in Atmosphären. Regisseure fuhren wochenlang Motiven nach. Architekten klammerten sich an Stilen fest. Kameraleute träumten von neuen Objektiven. Heute gleichen die Regiesitzungen den Werbediskussionen eines Sparvereins. Autoren ringen sich Szenen zu Dekorationen ab, die eine andere Firma im Atelier zurückließ. Regisseure krempeln schwitzend Szenenkomplexe um, damit man mit vier Gagentagen des Stars auskommt. Architekten werden danach gewertet, wie wenig Blenden, Stuckwerk und Stunden sie zu einer Bar brauchen. Den Vertrag bekommt der Kameramann, der es täglich zu den meisten Einstellungen bringt. Zu Tüfteleien und Versuchen hat keiner mehr Zeit. Höchstens wenn es darum geht, wieder Ersparnisse zu erzielen.

Das Übergewicht der wirtschaftlichen Rücksichten verbiegt auch den Charakter der jungen Künstler-Kollektive. Ihr Schaffenshunger wird von ihrer Kapitalnot überschattet. Sie schenken ihre Arbeit her, pumpen sich bei Rohfilmherstellern, Atelierbesitzern und Kopieranstalten durch und konnten in ruhigeren Zeiten zu Wegbereitern der Filmkunst werden. Inzwischen ist das „Kollektiv" zu einer billigen Ausrede für mittellose Unternehmer geworden. Trotzdem bleiben diese Anstrengungen außerhalb der Starspekulation, der Seriendramaturgie, des Meterpensum-Zwanges wichtig. In ihnen reift eine künftige Organisationsform der Filmarbeit, während die gegenwärtige unter dem Druck der Finanzkonstruktionen und des Bürokratismus zu ersticken droht. Die Kollektive retten die letzte verzweifelte Begeisterung für den Film als Kunst über diese Zeit hinweg.

Die andre Chance, nämlich die Belebung der Kurzfilm-Herstellung, bleibt vorläufig ungenützt. Allein die Ufa kündigt zwar 15 Zweiakter an, doch sie geht historisch vor und verlegt das Niveau dieser ersten deutschen Kurzfilme auf 1910. Es wirkt komisch, mit welchen Mitteln der „Nachwuchs" in dem ersten Probestück dieser Serie, „Der falsche Tenor", komisch wirken will: Worte „beiseite", die Glatze unter der Perücke, ein echter Tenor, der keiner ist, ein falscher Tenor, der einer ist; wer nicht singt, muß hinter Blumenarrangements lächeln. Mutet an wie das Prüfungsstück einer Filmschule dritten Ranges.

Wenn der Generaldirektor der Ufa, Herr Ludwig Klitzsch, dieses Filmchen noch schnell vor seinem gründlichen Rundfunkvortrag angesehen hätte, wäre er vielleicht weniger optimistisch in der Einschätzung der Fortschritte gewesen, die der deutsche Tonfilm seit 1929 erzielt hat. Auf seinem andren Arbeitsgebiet könnte es ihm, dem Chef des Verlages Scherl,

auch nicht passieren, daß er die Entwicklung von Druckverfahren als Wertsteigerung der gedruckten schwachen Bilder ansähe, wie er hier Verfeinerungen der Tonfilmtechnik und des Szenenhandwerks mit der künstlerischen Reifung des Tonfilms verwechselt. Formales hat man veredelt, nicht die Form selbst, geschweige den Inhalt.

Herr Klitzsch mißt die Fortschritte des Films an der Annäherung des Niveaus von Lichtspielhaus und Theater, und er übersieht, daß zu dieser Annäherung das Bühnenspiel einen unvergleichlich größren Schritt rückwärts getan hat als der Film vorwärts. Wir treten seit Jahren an der Stelle und nennen das Bewegung. Ein wenig weiter kommen wir dabei vielleicht doch. Denn die Zeit läuft ja, an uns vorbei, zurück.

Ein Schlager des Goethejahrs von Pierre Schmit

> Sie (Ottilie) umschlang ihn... und drückte ihn auf das zärtlichste an ihre Brust. Die Hoffnung fuhr wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter weg. (Wahlverwandtschaften, 2. Teil, 13. Kapitel, 1809.)

Dies Zitat findet sich im Goethe-Heft der ‚Naturwissenschaften', dem Organ der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. In diesem Heft hat nämlich ein Herr Julius Schiff aus Breslau etwa zweihundert Goethe-Zitate zusammengestellt, die Goethes enge Verbundenheit mit den Naturwissenschaften beweisen sollen. Die obige Szene aus Ottiliens Privatleben beispielsweise verweist Schiff wegen der bedeutsamen Parallele: Hoffnung — Stern in die Rubrik „Meteore" der Gruppe „C. Astronomie. Atmosphärische Erscheinungen. Mathematik."

Über die Notwendigkeit und den Wert dieser Arbeit, die übrigens die einzige Originalveröffentlichung des Sonderheftes ist, erfahren wir Genaues vom Verfasser selbst. Goethes naturwissenschaftliche Gleichnisse seien bisher nicht beachtet worden. Die Zusammenstellung sei die erste in ihrer Art und verdiene Beachtung. Ja, sie entriete nicht einer gewissen Bedeutung für die Geschichte der Naturwissenschaften, böte sie doch wertvolle Aufschlüsse undsoweiter. Man fühlt geradezu, wie nur ein hohes Maß an Bescheidenheit den Autor hindert, sein eigenes Werk zu loben.

Er ordnet also die zweihundert Zitate, die er zu diesem Behufe mit der Pinzette der Gelehrsamkeit aus Goethes Schriften herausgepickt hat. Er zieht sie, zu Nutz und Frommen der Naturwissenschaften, auf Draht. Und das sieht so aus:

> Glückliche Zeit des ersten Liebesbedürfnisses! Der Mensch ist dann wie ein Kind, das sich am Echo stundenlang ergötzt, die Unkosten des Gespräches allein trägt und mit der Unterhaltung wohl zufrieden ist, wenn der unsichtbare Gegenpart auch nur die letzten Silben der ausgerufenen Worte wiederholt. (Wilhelm Meisters Lehrjahre, I. Buch, 15. Kap., 1794.)

Herr Sch. reiht diese Stelle, die wohl keiner von uns recht einzuordnen wüßte, in die Rubrik „Akustik" der Gruppe „A. Physik" ein.

> Meine eignen poetischen Unternehmungen waren mir schon seit einiger Zeit fremd geworden, und ich wendete mich wieder ... den geliebten Alten zu, die noch immer wie ferne Berge, deutlich in ihren Umrissen und Massen, aber undeutlich in ihren Teilen und inneren Beziehungen, den Horizont meiner geistigen Wünsche begrenzten. (Dichtung und Wahrheit, 8. Buch, 1812.)

Das gehört natürlich unter „Luftperspektive" in „C. Astronomie. Atmosphärische Erscheinungen. Mathematik."

> Denn wir wünschen nichts mehr, als Ihnen unsere Verehrung und Bruderliebe zu betätigen, mit welcher wir vom Osten bis zum Westen des Lebens verharren als Ihre treuverbundenen Brüder. (An die hochw. Loge „Günther zum stehenden Löwen" in Rudolstadt. Beilage zum Briefe an F. J. Bertuch, den 11. 3. 1808.)

Julius Schiff hat dies gewichtige Zitat wissenschaftlich bestimmt, und zwar unter „Achsendrehung und Sonnenumlauf der Erde" in der Gruppe C.

> Herr Minister von Stein ... er ist ein Stern, den ich bei meinem Leben nicht möchte hinabgehen sehen. (An Antonie von Brentano, den 16. Januar 1818.)

Goethe hat nicht ahnen können, daß seine harmlose Äußerung ein Jahrhundert später die führende naturwissenschaftliche Zeitschrift veranlassen würde, Herrn von Stein unter die „Zirkumpolarsterne" in der Gruppe C zu setzen. Daß bei dieser ordnenden Betrachtungsweise ein Erlebnis Wilhelm Meisters, der in seinen Lehrjahren einmal

> mit Entsetzen in einen qualvollen Abgrund eines dürren Elendes, wie in den ausgebrannten Becher eines Vulkanes hinab geblickt hat,

unter „D. Geologie, Mineralogie" fällt, versteht sich von selbst. Und wenn Goethe, der von sich schreibt, er werde

> sich auf den Winter einrichten, wie eine Schnecke eine Kruste über seine Türe ziehen und fleißig sein

dadurch unter die „Mollusken" der Gruppe „E. Biologie, Botanik, Medizin" gerät, so hat er es sich selbst zuzuschreiben.

> Das ist Weibergunst! Erst brütet sie mit Mutterwärme unsere liebsten Hoffnungen an; dann gleich einer unbeständigen Henne verläßt sie das Nest und übergibt ihre schon keimende Nachkommenschaft dem Tode und der Verwesung. (Götz von Berlichingen 2. Akt, 1771.)

Sie irren, wenn Sie, nun schon geübt, annehmen, daß dies Zitat unter „Nutzvögel" gehöre. Herr Schiff weist ihm seinen wissenschaftlichen Platz an unter „Ausbrüten" in „E. Biologie"

Und schließlich dies:

> Wäre es dem Redakteur jeder Zeit möglich, dergestalt auszuwählen, daß die Tiefe niemals hohl und die Fläche niemals platt würde; so ließe sich nichts gegen ein Unternehmen sagen — — —

Sollte mans glauben, daß unserm Forscher dabei nichts auffällt, sondern daß er dies Zitat unbefangen unter „Mathematik" in die Gruppe „C. Astronomie" einordnet, statt es als Motto aufs Titelblatt zu drucken?

Zwei Gedichte von Helmut Flieg

Hinter Karstadt

Hinter Karstadt sind die Wolken rot,
und der Morgen radelt über den Asphalt.
November schaukelt in den kahlen Ästen.
Wind raschelt durch trocknen Straßenkot.
Die Wolken haben es noch am besten:
Von oben sieht man vielleicht bis zum Wald...

Hinter Karstadt steigt die Sonne auf,
doch sie weiß nicht, welchen Turm sie wähle.
Endlich, wie ein goldner Knauf,
liegt sie fest; trüb — eine Städterseele.

Morgen auf steingepanzerter Stadt,
Morgen in dem Staub der Gossen,
Morgen, wenn die Laternen gasgelb verglimmen —

Einer träumt — nicht voll Kraft, nicht verdrossen,
die Stirne wächsern, totenhaft glatt —
nur die Augen im Blassen, sie schwimmen, sie schwimmen...

Vierzehnjährige Mädchen

Wie Schwären bricht es aus den Bäumen:
Tolpatschige Blättlein Grün.
Die vierzehnjährigen Mädchen träumen,
und alte Männer auf dem Friedhof räumen
das tote Laub wie tote Seelen übern Zaun.

Es ist ein Blühn,
es ist ein Blaun.
Ein junger, frischbehaarter Faun
sitzt voll Gedanken auf dem Stumpf,
den Fäller im verflossnen Herbst gehaun.

Es steigen Blasen aus dem Sumpf
und platzen leise knallend.
Ein Flugzeug schaukelt seinen Rumpf.
Ein Narr, der lange schwieg, lacht schallend.

Und manche Menschen werden plötzlich laute
und sagen zu den Wolken: du.
Doch sinds nicht alle, die vertrauter
sich geben. Viele bleiben zu,
verschließen sich in Kirchen und Gebäuden,
und haben vor sich selber Scheu.
Sie lassen Hilfe mit den Glocken läuten.
Sie schleppen sich mit der seit je bereuten
Vergangenheit und werden niemals neu.

Die vierzehnjährigen Mädchen aber neigen
den Kopf im ersten frauenhaften Gang.
Die Sonne liegt auf allen Zweigen
und macht die Kinderfinger schlank und lang.

Trennung von Staat und Wirtschaft

von **Bernhard Citron**

Das Kabinett Papen glaubte vom ersten Tage seiner Regierung an, den Bruch mit dem „System" nicht anders dokumentieren zu können als durch eine völlige Umkehrung der politischen Linie, die bisher im Deutschen Reich eingehalten worden ist. Soweit sich dieser neue Weg auf die Innenpolitik bezieht, ist es nicht schwer, an die Stelle des SA-Verbots die Förderung dieser „aufstrebenden Bewegung" zu setzen. In Fragen der Volkswirtschaft ist es aber weit schwieriger, neuen Boden zu gewinnen, da hier ein grundsätzlicher Gegensatz zwischen Brüning und Papen kaum zu konstruieren ist. Beide Kanzler sind privatwirtschaftlich eingestellt und von marxistischen Gedankengängen gleich weit entfernt. Sollte aber etwa die Regierung nur um des Gegensatzes zu ihrer Vorgängerin willen einen bewußten Staatskapitalismus treiben, der Brüning und seinen Ministerkollegen fernlag? General von Schleicher hat kürzlich in seiner Rundfunkrede das Wort von den „überlebten Wirtschaftsformen" geprägt, das ihn beinahe zum Sozialrevolutionär stempelt. Natürlich kann eine Regierung, die sich wie keine andre auf das Kapital stützt, unmöglich eine antikapitalistische Politik treiben. Nach der Auffassung der früheren Kabinette und der hinter ihnen stehenden Parteien hatte sich in den letzten Jahren eine Schicksals- und Notgemeinschaft zwischen Staat und Wirtschaft herausgebildet, die gegenseitige Hilfe und gegenseitige Beteiligung notwendig machte. Der Staat hatte längst aufgehört, nur die rein fiskalischen Interessen zu vertreten, er war zum Hüter der bestehenden Wirtschaftsordnung geworden. Auch solche Parteien, die durchaus nicht auf dem Boden dieser Wirtschaftsordnung stehen, sind in den Tagen der Bankenkrise zu der Ansicht gekommen, daß man das Kreditsystem nicht zusammenbrechen lassen kann, ohne schwere Folgen für die Gesamtheit des deutschen Volkes heraufzubeschwören. Diese Einstellung war zwar nicht marxistisch, aber zweifellos eine praktisch politische Notwendigkeit. Reichskanzler Brüning charakterisierte diese Anschauung in seiner Reichstagsrede vom 11. Mai mit den Worten: „... Aber eine Konzerndämmerung kommen lassen, die ein massenhaftes völliges Zusammenbrechen von Großkonzernen auf einen Schlag zur Folge haben würde, das kann Deutschland unter keinen Umständen aushalten... Wir müssen mit allen Mitteln die Decke, die hier und da gewisse Risse hat, so lange stützen, bis von unten bereits ein neuer und zukunftsreicher Typ des Unternehmens aufgewachsen ist." Man stützte eben die großen Konzerne nicht, weil man ihre Existenz für wünschenswert hielt sondern weil ihr Zusammenbruch eine Gefahr für die ganze Volkswirtschaft bedeutet hätte. Diese Grundsätze sollen jetzt aufgegeben werden.

Die Prüfung der wirtschaftlichen Beteiligungen des Reichs hat in erster Linie den Zweck, der früheren Regierung diese oder jene Handlung anhängen zu können, die nach einseitiger Bevorzugung eines bestimmten Unternehmens aussieht. Dieser Versuch wird wahrscheinlich von Erfolg begleitet sein,

denn wie sollte auch bei der Gewährung von Subventionen, für die nicht eine ausgleichende Gerechtigkeit sondern das Vorliegen volkswirtschaftlicher Gefahren ausschlaggebend gewesen ist, nach strengem, gesetzmäßigem Schema verfahren worden sein. Für niemanden in Deutschland, der die Garantie des Reichs bei der Schalterschließung der Danatbank im Stillen gutgeheißen hatte, konnte es zweifelhaft sein, daß es viele andre Institute gab, die moralisch einen viel größern Anspruch auf Reichshilfe gehabt hätten als die Bank Jacob Goldschmidts. Sicherlich hätte Herr von Borsig das gleiche Recht wie Herr Flick gehabt, an das Reich Aktien zum Vierfachen des Tageskurses zu verkaufen. Die Hoesch-Köln-Neuessen A.-G. erhielt in großem Maßstabe Russenaufträge, deren Durchführung nur durch Bürgschaften des Reichs ermöglicht wurde. Kleinere, vielleicht besser geleitete Werke hätten billigerweise ebensolche Vergünstigungen verdient. Der Hapag-Lloyd Union wurde ein Reichskredit von siebenundsiebzig Millionen gewährt, während sich die Kleinreedereien mit ungenügenden Hilfsmitteln von insgesamt sieben Millionen begnügen mußten. Wird man der frühern Regierung deswegen den Prozeß machen können, weil sie sich zu dem Grundsatz der Konzernstützung bekannte?

Nun soll es anders werden. Die „überlebten Wirtschaftsformen" müssen verschwinden; aber niemand wird zugeben wollen, daß grade sein Betrieb eine überlebte Wirtschaftsform darstellt. Die Proskriptionsliste todeswürdiger Unternehmungen kann ebensowenig nach Grundsätzen äußerster Gerechtigkeit aufgestellt werden wie die Liebesgabensammlung des bisherigen Systems. Was die Regierung Papen beabsichtigt, ist nicht der organisierte Staatskapitalismus im Sinne einer halb- oder ganzsozialistischen Gesellschaftsform sondern die Trennung von Staat und Wirtschaft, wie sie in der Vorkriegszeit bestanden hat. Die Notgemeinschaft soll gelöst werden. Man gebe dem Fiskus, was des Fiskus ist, und der Wirtschaft, was der Wirtschaft ist. Praktisch bedeutet diese Trennung Abrundung von Reichsbeteiligungen auf der einen und Abstoßung auf der andern Seite. Beide Partner der Notgemeinschaft haben den Wunsch, sich dieser ihnen unnatürlich erscheinenden Ehe zu entziehen. Zu diesem Ziel kann man nur gelangen, wenn der Staat sich von Eingriffen und Hilfsaktionen zugunsten der Wirtschaft im allgemeinen fernhält und die Wirtschaft von ihrem Beitrag zum gemeinsamen Notfonds befreit wird. Das heißt: der Staat subventioniert nicht mehr, und die Wirtschaft zahlt keine sozialen Lasten. Dieser Pakt wird abgeschlossen werden, wenn über jenes Bindeglied zwischen Staat und Wirtschaft, das der gewöhnliche Staatsbürger in seiner Eigenschaft als Verbraucher und Arbeitnehmer darstellt, von beiden Seiten frei verfügt werden kann. Auf dem Rücken der breiten Masse soll dieses Übereinkommen abgeschlossen werden. Damit setzt die Scheidung von Staat und Wirtschaft und die Lösung jener Notgemeinschaft voraus, daß die sozialen Errungenschaften der Nachkriegszeit endgültig beseitigt werden. Ein neuer Dualismus ist im Werden begriffen, der nur zwei unabhängige Mächte kennt: die Staatsgewalt und das Kapital.

Wochenschau des Rückschritts

— Bei der offiziellen Verfassungsfeier der Republik im Reichstag am 11. August hält der Monarchist von Gayl die Festrede.

— Der kommissarische preußische Minister des Innern hat dem preußischen Staatsministerium eine Vorlage gemacht, wonach die Teilnahme von Beamten an der NSDAP gestattet werden soll.

— Reichsinnenminister von Gayl erklärte dem französischen Journalisten Sauerwein, daß er die Nationalsozialisten nicht als eine revolutionäre Partei betrachte; sie ständen der Verfassung nicht feindlich gegenüber. Die einzig verfassungsfeindliche und revolutionäre Partei sei die KPD.

— Das preußische Staatsministerium hat weiter einen Ministerialdirektor, einen Regierungspräsidenten, einen Vizepräsidenten, einen Polizeipräsidenten und neun Landräte ihrer Ämter enthoben.

— In Münster schlossen sich SA-Leute dem von einer Übung heimkehrenden 2. Bataillon des Infanterie-Regiments 18 an und marschierten in Reih und Glied mit den Reichswehrsoldaten durch die Stadt. Der Stab der Reichswehrtruppe erwiderte den Hitlergruß der SA-Leute auf militärische Art. Das oldenburgische Staatsministerium hat 230 SA-Leute zur Verstärkung der Polizei herangezogen. Die SA-Leute wohnen mit in der Kaserne.

— In der Berliner Straße in Charlottenburg maßte sich ein Trupp von SA-Leuten Polizeibefugnisse an, indem er Passanten durchsuchte.

— In Braunschweig verbot Minister Klagges dem Reichstagspräsidenten Paul Löbe, in einer öffentlichen Kundgebung der „Eisernen Front" zu reden, weil durch Löbes Auftreten Ruhe und Ordnung gefährdet würden. Eine nationalsozialistische Kundgebung am Tage vorher hatte er gestattet.

— Eine Versammlung der SPD in Spandau wurde von der Polizei aufgelöst, weil der Redner Breitscheid von verstaubten Figuren der Vergangenheit sprach, die man aus dem Museum vaterländischer Altertümer geholt habe.

— Die ‚Berliner Volkszeitung' wurde für fünf Tage verboten.

— Die Nummer 17 des SPD-Witzblattes ‚Der wahre Jakob', die noch unter Grzesinski unbeanstandet erschienen war, wurde nachträglich vom neuen berliner Polizeipräsidenten wegen angeblicher Beschimpfung des Meßopfers verboten.

— Einundfünfzig deutsche Hochschulprofessoren, darunter allerdings außer dem Eulenburg-Verteidiger Haller keiner von bekanntem Namen, haben eine werbende Erklärung für den Nationalsozialismus veröffentlicht. Die berliner Universität ist einzig durch den Theologen Fabricius vertreten.

— Der ehemalige Hofprediger Doehring sprach im Rundfunk über „Christentum und nationale Kulturpolitik".

— In Budapest wurden die beiden Kommunisten Sallai und Fürst lediglich wegen ihrer Zugehörigkeit zu der verbotenen Partei vom Standgericht zum Tode verurteilt und sofort exekutiert.

Wochenschau des Fortschritts

— Der Belagerungszustand in Berlin-Brandenburg wurde nach sechstägiger Dauer wieder aufgehoben.

— Die Universität Heidelberg hat gegen einige Führer der Deutschen Studentenschaft ein Disziplinarverfahren eröffnet, weil sie durch ihr Vorgehen gegen Gumbel hinreichend verdächtig seien, die Sitte und Ordnung des akademischen Lebens gestört zu haben.

— Der hessische Minister des Innern hat acht nationalsozialistische Zeitungen und ihre Kopfblätter verboten.

Bemerkungen

Der Krieg

Wenn Ihr zwei Hunde seht, die sich ankläffen und übereinander herfallen, die sich beißen und zerfleischen, so sagt Ihr: „Was für dumme Tiere!" und nehmt einen Stock, um sie auseinander zu treiben. Wenn man Euch erzählen würde, daß sämtliche Katzen eines großen Landes sich zu Tausenden in einer Ebene versammelt, und, nachdem sie sich die Kehlen heiser miaut hätten, wütend übereinander hergefallen seien und ihre Zähne und Krallen gebraucht hätten, daß bei dieser Balgerei auf beiden Seiten neun von zehn Katzen tot liegen geblieben seien, die die Luft auf zehn Meilen mit ihrem Gestank verpestet hätten — würdet Ihr nicht sagen: „Das ist ja der abscheulichste Sabbath, von dem man jemals gehört hat!"? Und wollten die Wölfe das Gleiche tun — was für ein Geheul, was für ein Blutbad! Und wenn die einen oder die andern Euch sagten, daß sie es dem Ruhm zuliebe tun — würdet Ihr aus solcher Rede schließen, daß es ihnen bei diesem glorreichen Rendezvous wirklich darum geht, wenn sie doch ihre eigene Art also zerstören und vernichten? Oder wenn Ihr ihnen Glauben schenkt, würdet Ihr nicht von Herzen über die Naivität dieser armen Tiere lachen? Ihr habt ja als vernunftbegabte Tiere, und um Euch von jenen zu unterscheiden, die sich nur ihrer Zähne und ihrer Nägel bedienen, Lanzen, Piken, Spieße, Säbel und Krummsäbel erfunden, und meines Erachtens war das sehr klug von Euch, denn was könntet Ihr mit Euren bloßen Händen andres tun als Euch die Haare ausreißen, das Gesicht zerfleischen oder höchstens die Augen auskratzen? Während Ihr doch jetzt mit bequemen Werkzeugen versehen seid, die Euch behilflich sind, Euch gegenseitig tiefe Wunden zuzufügen, aus denen Euer Blut bis zum letzten Tropfen fließen kann, ohne daß Ihr einen Mißerfolg zu fürchten brauchtet. Da Ihr ja aber von Jahr zu Jahr vernünftiger werdet, habt Ihr diese alte Art, Euch den Garaus zu machen, überboten: Ihr habt jetzt kleine Kugeln, die Euch im Augenblick töten, wenn sie nur den Kopf oder die Brust treffen. Ihr habt noch andere, schwerere, größere, die Euch in zwei Teile spalten oder Euch die Eingeweide herausreißen, ohne jene gewaltigen zu rechnen, die, wenn sie auf Eure Dächer niederfallen, die Dielen durchlöchern, vom Boden bis zum Keller dringen, die Gewölbe sprengen und, mit Euren Häusern, zugleich Eure Frauen und das Kind mit seiner Amme in die Luft schleudern — und auch da noch geht es um den Ruhm. Wahrlich, er liebt die Erschütterung und umgibt sich mit krachenden Trümmern!...

La Bruyère
aus den „Jugements"

Filmparadoxie

Eine amerikanische, auch in Berlin produzierende, Gesellschaft läßt derzeit in Grönland, von den besten deutschen Kino-Spezialisten für Eis und Schnee, einen großen Film drehen. Wissenschaftliche Beiräte, Ski-Stars, ein berühmter Flieger und Fachleute für Eskimotisches sind Mithelfer an der kühnen kinematographischen Unternehmung. Es wurde ein eignes Schiff gechartert, das die Filmer in die arktische Gegend brachte, wo sie nun für mehrere Monate ihre Zelte aufgeschlagen haben (was in diesem Falle nicht bildlich sondern wörtlich zu verstehen ist). Man kann sich denken, wie umfassend die Expedition ausgerüstet sein und was sie alles für ihre Zwecke von Deutschland nach Grönland mitnehmen mußte. Unter anderm nahm sie, aus Hamburg, mehrere Eisbären mit.

Klar, daß ein Film, der in der Arktis spielt, ohne ein gewisses Quantum Eisbären nicht auskommen kann. Es war also für die Grönland-Filmer nur Gebot selbstverständlicher Vorsicht, sich noch

in Deutschland mit Eisbären einzudecken. Denn wenn auch auf Grönland genug dieser Tiere vorkommen, wer weiß, ob sie grade den Kinoleuten in den Weg laufen, und wenn sie laufen, ob grade in dem Augenblick, wo man sie vor der Kamera haben will, und wenn selbst dieses, ob dann auch in der richtigen Beleuchtung, Pose, Einstellung und Distanz. Kenner der polaren Verhältnisse werden da wohl größte Skepsis empfohlen, vielleicht auch an die bekannte Anekdote vom Hasenscherer erinnert haben, dem abgeraten wird, in der So-und-So-Straße ein Geschäft aufzumachen, weil es ganz ungewiß, ob grade durch diese Straße die Hasen kommen, und wenn, ob sie grade in seinem Laden sich die Haare scheren lassen werden. Eisbären sind unberechenbar. Es wäre Leichtsinn gewesen, sich auf die Gutwilligkeit und Spielleidenschaft der in Grönland frei herumvagierenden zu verlassen, insbesondere für Zwecke des Tonfilms, wo jeder Tag schweres Geld kostet und das größte Interesse besteht, nicht von der Laune der Bestien, mit denen man in dieser Branche zu tun hat, abhängig zu sein.

Also hat der Produktionsleiter gut daran getan, daß er in Hamburg ein paar Eisbären fix engagierte und nach Grönland mitnahm, es war schon deshalb vernünftig gehandelt, weil, nach den neuern Kontingentbestimmungen, aus der Mitarbeit nichtdeutscher Eisbären dem Film vielleicht Schwierigkeiten erwachsen wären. Auch die Tiere selbst können mit dem getroffenen Arrangement zufrieden sein; in Zeiten wie den heutigen ist die geringste feste Anstellung jeder Zufallsbeschäftigung vorzuziehen.

Vom Erlebnis-Standpunkt der Eisbären aus gesehen, liegt die Sache für sie freilich recht sonderbar. Aus der Fremde, in die man sie gebracht hatte, bringt man sie in die Heimat zurück, damit sie dort ihre Wirklichkeit spielen und, ihre Natur fingierend, scheinen, was sie sind. Es ist gewissermaßen ein irrealer Realismus, zu dem man sie nötigt, und hoffentlich bleibt ihnen die Peinlichkeit erspart, in so schiefer Situation von den gradestehenden Artgenossen daheim gesehen zu werden. Was für ein bizarres Bild: unterm echten Breitengrad zwischen richtigen Eisbergen importierte Eisbären, die ihre angeborene Wildheit vorspiegeln, und, was sie in der Gefangenschaft gelernt haben, zum Hervorrufen der Täuschung, sie seien frei, gebrauchen! Ein wahrhaft pirandellesker Fall, kaum möglich, ihn, ohne schwindlig zu werden, bis ins letzte auszudenken.

Er ist, das kann man wohl sagen, bezeichnend für das Überdrehte unsrer Epoche. In Brasilien wird, im Schweiße vieler Angesichter, Kaffee gepflanzt und geerntet, aber die Ernte ins Meer geworfen, damit weniger Kaffee auf Erden sei. In Kanada heizen sie die Lokomotiven mit Getreide, damit das Heer der Hungernden, an deren Überzahl die Welt krankt, nicht kleiner werde. Und die Filmindustrie führt Eisbären nach Grönland ein, wie sie vermutlich, wollte sie in Griechenland drehen, Eulen nach Athen tragen würde.

Alfred Polgar

I. K.

Von dem alten Johannes Scherr gibt es eine noch heute gelesene Essaysammlung „Menschliche Tragikomödie", eine Galerie

von Helden und Schwindlern, aus Jahrhunderten zusammengeholt und mit trüben Kommentaren über den Wert des Menschengeschlechts versehen. Schade, daß der alte Polterer nicht mehr Ivar Kreuger erlebt hat.

Über diesen Ivar Kreuger hat Manfred Georg soeben ein höchst aufschlußreiches Buch veröffentlicht (Brücken-Verlag, Berlin). Es ist eine sehr sorgfältige Zusammenstellung alles dessen, was sich heute schon als authentisches Material über den Verewigten betrachten läßt. Wenn sich manche Abschnitte wie ein Indianerroman lesen, so ist das nicht die Schuld des Verfassers. Der Kapitalismus, früher eine solide, strohtrockne Sache, ist jetzt in eine Periode fataler Romantik geraten, über die in Polizeiakten mehr zu finden ist als in der Wirtschaftsstatistik.

Dennoch tut Georg recht, sich nicht in die pittoresken Seiten der Affäre zu verlieren sondern sie als symptomatisch zu nehmen für die gegenwärtige Situation des Kapitalismus. Er weiß sehr wohl, daß in jeder Form des Kapitalismus ein Stückchen Fiktion enthalten ist, ein unfundierter Bezirk, für den nur der Glaube zuständig ist. Georg erinnert an den mysteriösen Geldschrank der Therese Humbert, auf dem so viele Spekulationen aufgebaut waren und in dem schließlich nur ein Hosenknopf gefunden wurde. Deshalb ist es auch allzu primitiv, alle Schuld einfach auf Kreuger zu wälzen. Georg zitiert den berühmten schwedischen Nationalökonomen Gustaf Cassel: „Wenn man uns in Schweden im Ausland in weitem Maße für das Kreugerfiasko verantwortlich macht, können wir die Verantwortung in gewissem Umfang an die ausländischen Interessenten weitergeben. Jahrelang haben sie Kreuger & Toll moralisch gestützt, ohne auch nur Anstalten zu machen, die Lage der Firma zu prüfen."

So konnte Kreuger jahrelang bluffen. Der Geruch der Geldmacht wirkt ebenso betäubend wie der des glückhaften Spekulantentums. Wo sich möglicherweise Skepsis bilden konnte, zeigte Kreuger sich von übergroßer Kulanz. Es kam vor, daß er einem, der sich ohne Grund unterbezahlt fühlte, einfach das Doppelte gab. „In dieser Kulanz lag Kreugers große Schweinerei", sagte ein bedeutender Finanzmann. Damit verhinderte Kreuger eine Zone des Mißtrauens um sich, damit stellte er aber auch seine Konkurrenz unter einen Zwang.

Für die Welt blieb er immer ein Geheimnis. Er brauchte den Nimbus, er brauchte ihn auch im eignen Hause.

Die engsten Mitarbeiter selbst wußten wenig von ihm und fast gar nichts von den Geschäften. Alles glaubte an ihn, ohne zu sehen. So wurden die direktorialen Granden des Welthauses Kreuger & Toll einfach eine Statisterie, deren vornehmste Aufgabe gewesen zu sein scheint, vertrauenerweckend zu wirken. So konnte einer seiner engsten Mitarbeiter kurz nach der schrecklichen Enthüllung in hoffnungsloser Bestürzung schreiben: „Vorausgesetzt, daß die Zahlen richtig waren, war der Stand der Gesellschaft korrekt . . ." Ja, vorausgesetzt . . .!

Am Ende seines Lebens hat Ivar Kreuger 75 Prozent der gesamten Welt-Zündholz-Produktion und -Ausfuhr in die Hand bekommen, dazu das Zündholzmonopol in vierzehn Staaten auf Grund von Anleihen von insgesamt 1 249 010 000 Tschechenkronen. Ein völlig unbestimmter Betrieb, in dem niemand wirklich Bescheid weiß und wissen darf, darüber ein Einzelner, eine durchaus verfließende Persönlichkeit. Was steht nun eigentlich fest von Ivar Kreuger? Manfred Georg sagt sehr witzig, nichts sei verbürgt, als daß er leidenschaftlich Maiglöckchen liebte. Alles andre ist Dunst und Legende. So liest man heute nicht ohne Rührung in dem ersten Nachruf von Hugenbergs Nachtausgabe: „Ivar Kreuger sprach stolz von seiner deutschen Abstammung, war in seinem We-

sen und seiner Arbeit ein typischer Germane. Ivar Kreuger ist bis zu seinem Tode geblieben als was er begann: kein Spekulant und Abenteurer sondern ein gewissenhafter Baumeister, der Stein auf Stein legte."

Thomas Murner

„Wie mans nicht machen soll"

Fritz Friedrichs hat ganz recht, wenn er in der vorigen Nummer der ‚Weltbühne' das Ausbleiben angekündigter Redner aus Anlaß der von mir geleiteten Spichernsaal - Versammlung mit aller Schärfe geißelt. Auch wir vom Linkskartell würden sofort einem „Schutzverband gegen Rednerabsagen" beitreten, um uns selbst gegen schwere Rückschläge zu schützen.

Aber damit steht etwas andres im Zusammenhang, und da hat Fritz Friedrichs nicht recht. Manche von den Rednerinnen und Rednern, die zu den 34 Unterzeichnern jenes Aufrufs zur Listenverbindung gehörten, hatten unserer Einladung gegenüber die merkwürdigsten Abhaltungsgründe: die einen hatten Angst vor öffentlichem Auftreten, die andern sagten bedingt zu und kamen nicht, andre sagten unbedingt zu und schickten eine Stunde vorher eine Absage wegen „Müdigkeit", noch andre waren zur Stelle, meldeten sich aber nicht zum Wort. Es blieben nur zwei übrig, die den anerkennenswerten Mut hatten, öffentlich sich zu verantworten, aber ihre Erklärungen blieben recht unbestimmt.

Die ganze Haltung der Geistigen, wie sie an diesem Abend in Erscheinung trat, war äußerst charakteristisch für die Haltung weiter und grade prominenter Intellektuellenkreise. In einer Zeit, die auf größte Entscheidungen drängt, haben die führenden Intellektuellen nichts als Ausflüchte, im besten Falle lahme Erklärungen, und wenn, wie an diesem Abend, einmal von dem Vertreter einer klaren und eindeutigen Richtung auf eine klare Entscheidung gedrungen wird, so schreien dann die Intellektuellen gleich von Vergewaltigung, obgleich es doch ganz selbstverständlich sein sollte, daß der, der sich mit seiner Unterschrift in die Öffentlichkeit wagt, dann auch vor der Öffentlichkeit für seine Erklärung einstehen oder klar und eindeutig von ihr abrücken und sie widerrufen, aber nun und nimmer mit einem halben Für und Wider sich um die Entscheidung und damit auch um die Verantwortung herumdrücken und dadurch die Öffentlichkeit lähmen sollte. Wenn dann ein Verantwortlicher, namentlich wenn er erfreulicherweise jugendliches Temperament hat, in die Luft geht und die verfluchte Drückebergerei, nicht etwa aus persönlicher Unduldsamkeit oder Rechthaberei, sondern um der dort versammelten Öffentlichkeit willen zusammenhaut und an ihrer Stelle eine klare Rede und Antwort verlangt, wer will ihm das verdenken? Diejenigen aber, die es ihm verdenken, warum melden sie sich

nicht sofort zum Wort und setzen der Kraft des Verantwortlichen ihre eigne Kraft entgegen und zwingen durch die Stärke und die Klarheit ihrer Argumente die Auseinandersetzung auf die Höhe und in die Ebenbürtigkeit der Lage, die sie für die richtige halten?! Statt dessen schwächliche Zurückhaltung und hinterher ein bißchen negative Kritik, aber nirgends eine klare Entscheidung, nirgends eine zwingende Kraft, nirgends der Mut zur Führung einer groß angelegten Diskussion, über die sich niemand mehr gefreut hätte als wir selbst. Hatten wir doch dazu herausgefordert.

Nein, nein. Es ist schon so, wie es nachträglich einer von den 34 Unterzeichnern, und zwar einer von den allerberühmtesten, den ich vor der öffentlichen Auseinandersetzung um eine persönliche Aussprache gebeten hatte, ausdrückte, als er mir schrieb: „Ich glaube, daß für Sie eine Unterredung mit mir wenig fruchtbar gewesen wäre, da ich nicht weiß, wo in diesem Lande die besseren Kräfte zu suchen sein sollen, die eine würdigere Zukunft herbeiführen könnten. Ein Patient, der nicht gesund werden will, kann nicht geheilt werden."

Aus solchen pessimistischen Müdigkeitsstimmungen heraus, auf deren Ton auch die Erklärungen Lehmann-Rußbüldts und Theodor Pliviers gestimmt waren, werden heute... heute! von geistigen Führern öffentliche Aufrufe unterzeichnet, die Auswege aus einer Weltkatastrophe zu zeigen beanspruchen. Einer derartigen Haltung gegenüber gibt es nichts andres als Unerbittlichkeit im Drängen auf Klarheit und Mut zur Entscheidung und zur Übernahme von Verantwortungen. Und wir können daher auch nicht darauf verzichten, die Haltung der SPD grade in diesen Tagen und Wochen mit aller unverblümten Deutlichkeit zu kennzeichnen. Man braucht jetzt wahrhaftig nicht mehr in der Vergangenheit zu wühlen. Die Gegenwart ist so unglaublich reich an Argumenten, daß man auch bei leidenschaftslosester Objektivität sehen muß, daß uns die SPD-Führung von heute auch nicht mehr die geringsten Garantien für die Zukunft einer antifascistischen Einheitsfront gibt, die wirklich imstande ist, den Fascismus zu vernichten und das mit Klarheit und Kraft zu vollziehen, was durch die Niederschlagung des Fascismus als unausweichliche Konsequenz von uns verlangt wird. Ohne die durchsichtigste Klarheit in diesem Punkte können wir weder die öffentliche Diskussion noch den Weiterauf- und -ausbau des Linkskartells voranbringen. Wir appellieren daher an den Mut und an die Kraft aller Geistigen zu einer voll verantwortlichen Entscheidung, die die unerläßliche Voraussetzung für den Einsatz ist, den die heutige Zeit von jedem fordert, der irgendwie, sei es auch nur durch die Unterschrift unter eine öffentliche Erklärung, in das politische Geschehen der Gegenwart eingreift.

Johannes Resch

Seelsorge vom Taxi aus

Der Film „Le Rosier de Mme Husson", der nach einer Novelle von Maupassant gemacht ist und in dem mangels geeigneter Bewerberinnen ein Dorftrottel den Jungfrauentugendpreis erhält und im Bordell durchbringt, hat das Unglück gehabt, die Blitze der Moral und der Kirche gegen sich zu entfesseln. Angeblich verhöhnt der Film (der dieser Tage auch in Berlin, im Mozartsaal, herauskommt) die Familie, die Ehe, die Grundstützen der Gesellschaft. Viel Lärm um nichts: der Film zeigt in ein paar Bildern die käufliche Liebe, aber das ist noch keine einigermaßen brauchbare Sozialkritik.

Dennoch wird die Sache, über ihren Anlaß hinaus, dadurch wichtig, daß der Film unter dem Druck klerikaler und reaktionärer Organisationen in mehreren französischen Provinzstädten verboten worden ist. In den Kinos gab es „spontane" Kundgebungen, und die Behörden, die so geschwinde eingreifen, wenn es sich um Mißfallensäußerungen gegen den Krieg handelt, etwa

bei den Wochenschauen, sahen diesmal keinen Anlaß zum Eingreifen.

Am schönsten aber ist folgendes. Eines Dienstags fuhr in Paris ein Taxi durch die Avenue d'Orléans. Auf dem Sitz stand ein Geistlicher, grünlich und schmierig anzusehen, und warf händevoll Traktätchen gegen diesen Film, der in einem Kino des Viertels lief, unter die Leute. Darin hieß es zum Beispiel: „Der Film ist: erstens ein Angriff gegen die persönliche Würde aller, die auf gute Sitten halten; zweitens ein Attentat gegen die Fundamente der Familie, weil in der Beziehung zwischen den Geschlechtern nur die Sinneslust des Einzelnen gezeigt wird; drittens eine Auflehnung gegen den Geist der französischen Gesetzgebung, die es sich, zumal in der letzten Zeit, hat angelegen sein lassen, die Fruchtbarkeit des Heims und die sittlichen Werte zu fördern." Unterzeichnet ist das: „Vorbereitendes Komitee der Liga zur Hochhaltung der guten Sitten". Präsidentin: „Mme Duchon, Mutter von elf Kindern".

Es ist nicht einzusehen, wieso die Kaninchentugenden der Madame Duchon ihr ein Recht geben, mit ihrer Organisation eine zweite Zensur über eine Kunst zu verhängen, die schon eine zu viel hat. Und was soll man zu der frommen Heuchelei sagen, die niemals gegen die Aufreizung zum Mord, gegen Paraden, Spießbürgertum und die schmutzige Moral der Industriefilme protestiert. Es macht der Mutter von elf Kindern wohl nichts aus, daß für den Krieg geworben wird, wenn nur die „geschlechtliche Zucht" gewahrt wird und alles im Himmelbett endigt.

Aus ‚Monde', 17. Juni

Der Paragraph

In Augsburg ist ein Kassenarzt angeklagt — § 218 des Strafgesetzbuchs; verunglückte Abtreibung, mit Todesfolge.

Er verteidigt sich: Die Abtreibung sei nötig gewesen — das Röntgenbild der Patientin habe Lungenspitzenkatarrh gezeigt.

Der sachverständige Universitätsprofessor widerspricht wild; die Obduktion habe gesunde Lungen ergeben.

„Schön", sagt der Kassenarzt. „Dann mach ich nächstens statt der Röntgenaufnahme eine Probeschlachtung."

Roda Roda

Unsere Marine

An dem in Pillau liegenden Kreuzer „Köln", der zur Besichtigung freigegeben ist, befindet sich folgendes Schild:

„Kommunisten und Kindern unter 12 Jahren ist der Zutritt verboten.

Mitglieder der Deutschen Friedensgesellschaft und Ausländer haben sich beim Betreten des Schiffes sofort beim Kommandanten zu melden."

‚Das Andere Deutschland'

Liebe Weltbühne!

Der in besseren Zeiten dieser Republik aus dem Amt gesetzte Landrat a. D. von der Knesebeck hat als munterer Propagandist des Dritten Reichs in einer kleinen Stadt des Ruhrgebiets eine solenne Keilerei entfachen helfen. Die Staatsanwaltschaft, deren rechter Arm immer nach links greift, servierte darauf dem Schöffengericht einige Reichsbannerleute zur gefl. Verurteilung wegen Körperverletzung. Die Nazis werden vom Vorsitzenden belehrt, daß sie ihre Auskunft verweigern können, sollten sie sich durch eine wahrheitsgemäße Aussage der Gefahr strafrechtlicher Verfolgung aussetzen. Das haben sie glücklich kapiert. Und der erste von ihnen beginnt seine Aussage so: „Als der Redner das Podium verließ, stürzten sich die Marxisten auf die Tribüne ...". Der Vorsitzende unterbricht. „Sagen Sie, Zeuge, was ist das, ein Marxist ...?"

Das tapfere Braunhemd wird verlegen, verdreht die Augen, sieht sich nach Hilfestellung um, knallt dann die Hacken zusammen: „Darauf verweigere ich die Aussage!"

Antworten

WTB. Als der Gemeindevorsteher des Ostseebades Zingst ermordet wurde, hast du den Täter als Kommunisten bezeichnet, obwohl er ein Nationalsozialist war, der bei seiner Verhaftung das Hakenkreuz trug. Warum hast du so leichtfertig einen objektiven Schwindel verbreitet? Als offiziöses Telegraphenbureau hast du doch doppelt die Pflicht, gewissenhaft und unparteiisch zu berichten.

Louis Elkan, Düsseldorf. Wie Sie uns schreiben, haben Sie zwar als Mitglied des Industrieklubs an der Veranstaltung dieses Klubs für Hitler teilgenommen. Es habe sich jedoch weder um ein Diner gehandelt noch sei Hitler von Ihnen oder überhaupt mit dem römischen Gruß empfangen worden. Sie hätten als Gegner Hitlers den Standpunkt eingenommen, daß Sie ihn ebenso hören müßten wie vorher Cohen-Reuß, Cuno und Gördeler. Wir geben von diesem Ihrem Gesichtspunkt unsern Lesern Kenntnis, finden es jedoch eigenartig, daß Ihr Industrieklub grade einen Parteiführer einladet, der noch nie die geringste Probe von Wirtschaftskenntnissen abgelegt hat.

Hugo Lederer. Uns war sie immer verdächtig, die eherne Ruhe der Biskuitjünglinge, die Sie jahrzehntelang in städtischem Auftrag und zum Entzücken der Kunstkritiker über die öffentlichen Plätze verstreut haben. Jetzt, wo Sie, beleidigt und böse, Bannbullen gegen das Reichsehrenmal, die Akademie, den alten Liebermann schleudern, wird wohl auch den Kunstkritikern klar, was hinter so viel aufdringlicher Monumentalität steckt: ein kreischender Professor.

La Paix par le Droit. Du hast dir ein Verdienst erworben, indem du an einem praktischen Beispiel die schamlose Lügenkampagne gewisser Presseorgane, die im Interesse der Rüstungsindustrie geführt wird, wieder einmal entlarvt hast. Da hat die ‚Illustration', die größte illustrierte Wochenschrift Frankreichs, am 13. Februar zur Eröffnung der Abrüstungskonferenz ein Bild aus einer englischen Geschützfabrik gebracht, das eine Reihe von Riesenkanonen aufzeigte. Das französische Publikum sollte den Eindruck bekommen, daß das „perfide Albion" heuchle, wenn es in Genf die Abschaffung der schweren Geschütze beantrage. Wie du authentisch festgestellt hast, stammt die von der ‚Illustration' reproduzierte Photographie aus den ersten Monaten des Jahres 1918! Es wird wirklich an der Zeit, international gegen die internationale Völkerverhetzung vorzugehen.

Leser in Steglitz. Unfein und ohne sittlichen Ernst, wie Sie sind, schreiben Sie uns: „In der ‚Weltbühne' streitet man sich mit Geist und Eifer über die Frage der künstlichen Defloration. Wäre es nicht dringender, sich über die Möglichkeiten einer künstlichen Refloration Gedanken zu machen?"

Weltfriedensbund der Mütter und Erzieherinnen. Da ihr einem guten Zwecke dient, geben wir gern eure Adresse bekannt: Berlin W 62, Landgrafenstr. 1 III.

Hamburger Weltbühnenleser. Zusammenkünfte regelmäßig vierzehntägig. Nächster Abend: Freitag, den 5. August 1932, 20 Uhr, bei Timpe, Grindelallee 10. Referat: Die politische Lage.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Papens Sündenregister von Hellmut v. Gerlach

Nicht von Herrn von Papens amerikanischen Abenteuern während des Weltkrieges soll heute die Rede sein, obwohl sie außenpolitisch eine sehr erhebliche Rolle spielen. Waren sie doch der Grund, daß seine Ernennung zum Kanzler in der Weltpresse eine ganz seltene Harmonie der Disharmonie auslöste. Sind sie doch der Grund, daß schon heute das Gerücht, Herr von Papen könnte demnächst den Posten des Botschafters in Paris ambitionieren, in Frankreich die Erwiderung fand, dann würde man ihm wohl das Agrément versagen.

Die Tätigkeit Papens als Kanzler würde jedem Staatsanwalt genügen, um auf schuldig zu plaidieren, und jedem Gericht, auf schuldig zu erkennen — auf schuldig des politischen Bankrotts.

Herrn von Papens Kollege von Schleicher hat sich von einem Mitarbeiter des ‚12-Uhr-Blatts' interviewen lassen und dabei gesagt:

Sehen Sie, Cäsar, was für ein außerordentlicher Mann das war! Ein Mann von fabelhafter Tüchtigkeit und dabei doch auch welch ein leichtsinniger Bursche! Die „Braven" sind nicht die Führer. Oder Friedrich der Große! Was für ein verteufelter Geselle!

Die strenge, juristische Form, die ist es nicht. In den ernsten Dingen muß auch ein gewisser Leichtsinn sein.

Von Herrn von Papen sagt man manchmal: „Der Mann ist leichtsinnig." Das braucht man.

Sicher hat es Herrn von Papen sehr angenehm berührt, von der zur Zeit größten militärischen Autorität Deutschlands mit Cäsar und Fridericus verglichen zu werden. Vielleicht ist seine Befriedigung ein wenig getrübt worden dadurch, daß als einziges tertium comparationis der Leichtsinn genannt wurde. Selbst wenn man Cäsar und Friedrich II. als leichtsinnig qualifizieren wollte, sie hatten immerhin noch einige andre sie auszeichnende Eigenschaften. Und ob grade ihr Leichtsinn die Grundlage ihrer Erfolge war?

Jedenfalls sind wir gern bereit, auf das Zeugnis Schleichers hin, der Papen ja genau kennen muß, den Leichtsinn als die erwähnenswerteste staatsmännische Eigenschaft Herrn von Papens anzuerkennen. Und wundern uns über die Ergebnisse der preußisch-deutschen Politik der letzten zwei Monate gar nicht mehr.

Die innenpolitischen Ereignisse dieser zwei Monate haben es mit sich gebracht, daß die Außenpolitik fast völlig unter den Tisch gefallen ist. Sie ist aber ein Faktum. Ein für Deutschland recht betrübliches Faktum. Mit Herrn von Papen als verantwortlichem Redakteur.

Wir von der Linken freuen uns, daß die Reparationskonferenz in Lausanne nicht mit Krach, sondern mit Verständigung geendet hat. Wir bedauern jedoch, daß Deutschland noch drei Milliarden „Tribute" — um im Stil der Rechtspresse zu

reden — zahlen muß. Und wir fragen uns: Hätten wir nicht billiger fortkommen können?

Eingeweihte Franzosen erzählen, Herriot sei, durch die Schilderung der jammervollen Lage Deutschlands beeinflußt, innerlich bereit gewesen, bis auf zwei Milliarden herunterzugehen. Da habe Herr von Papen plötzlich seine politischen Forderungen (Rüstungsgleichheit und Streichung des Schuldartikels) vorgebracht, von deren Erfüllung die deutsche Zahlungsbereitschaft abhänge. Sofort habe Herriot erklärt: Ihr Deutschen könnt also zahlen? Bisher habt ihr immer das Gegenteil gesagt. Nun halte ich an den drei Milliarden fest. Auf eure politischen Forderungen lasse ich mich natürlich nicht ein.

So wurde der Saldo von Lausanne sehr ungünstig für Deutschland. Finanziell haben wir (falls die französische Darstellung stimmt) weniger erreicht, als wir bei geschickter Taktik hätten erreichen können. Politisch haben wir nicht nur kein Positivum, sondern ein Negativum heimgebracht.

Die unkluge deutsche Haltung in Lausanne hatte ihre verhängnisvolle Rückwirkung auf Genf.

Deutschland sah sich plötzlich isoliert. Und zwar stand die Einheitsfront gegen Deutschland nicht etwa unter französischer, sondern unter englischer Führung. Die Entente cordiale unseligen Angedenkens erlebte ihre Urständ. Deutschland, das in der Abrüstungsfrage so manche sehr begründete Forderung vertreten hatte, sah sich nicht bloß von den großen Gegenmächten, sondern auch fast von der Gesamtheit der kleinen neutralen Staaten verlassen. Nur Rußland blieb bei der Endabstimmung an seiner Seite.

Also Neuauflage von Rapallo?

Nicht ganz. Unmittelbar danach schloß Rußland den Nicht-Angriffspakt mit Polen ab. Alle Blütenträume der Korridorrevisoren zerflatterten. Auf den Westtrumpf hatten wir verzichtet. Der Osttrumpf entglitt uns.

Hätte ein Stresemann oder auch nur ein Brüning einen Bruchteil dieser außenpolitischen Mißerfolge einkassiert, die Rechtspresse hätte ihn gesteinigt. Papen dagegen — ja, Bauer, das war ganz was andres. Selbst der Trommler kannte nur noch die Flöte.

Mochte es außenpolitisch gehen, wie es wollte, innenpolitisch konnte man sich auf Papen verlassen.

Darauf kam es an. Preußen mußte den Marxisten entrissen werden. Was schiert uns Lausanne und Genf, was Warschau und Moskau, wenn nur den braunen Soldaten die Straße und dem Reichskommissar das preußische Ministerpräsidium frei gemacht wird!

Die Regierung Otto Braun hatte zweifellos keine Mehrheit mehr im neuen Landtag. Aber sie war parlamentarisch zustande gekommen. Und ihr Weiteramtieren war so lange verfassungsrechtlich begründet, als die neue Mehrheit sich unfähig erwies, ein neues Ministerium zu berufen.

Die Regierung Papen, die die Regierung Braun absetzte, ist nicht parlamentarisch, sondern außerparlamentarisch zu-

stande gekommen. Sie hatte weder das Vertrauen des alten Reichstages noch kann sie von dem neuen ein Vertrauensvotum erwarten. Sie schwebt völlig in der Luft.

Sie ging, gestützt auf zweifelhafte Interpretation dunkler Verfassungsbestimmungen und auf unzweifelhafte Militärmacht, gegen die rechtmäßige preußische Regierung vor. Sie wollte, wie sie sagte, in Preußen Ordnung schaffen. Darum wandte sie ihren ganzen Zorn gegen die Kommunisten und ihre ganze Huld den aufbauwilligen Elementen von rechts zu.

Die „aufbauwilligen" Elemente traten alsbald in Aktion. Sie lieferten zahllose Aufbauschlachten während des Wahlkampfes. Kaum war die Wahl vorbei und von der Regierung der Burgfriede proklamiert, so ging der Aufbau in verstärktem Tempo vonstatten: In Schleswig, im Ruhrrevier, in Schlesien etcetera. Besonders intensiv wurde der Aufbau in Ostpreußen vorgenommen. Alle Attentate richteten sich gegen Linkselemente, wobei dem in Königsberg abgebauten volksparteilichen Regierungspräsidenten von Bahrfeldt die Ehre zuteil wurde, der Linken zugerechnet zu werden. Jedenfalls bewies der Parteistempel der Objekte der Attentate, daß ihre Subjekte unter den aufbauwilligen Elementen von rechts gesucht werden mußten, was jetzt ja auch amtlich feststeht.

Allmählich wurde der Regierung Papen ein wenig bange vor der Methode der aufbauwilligen Rechtselemente. Erst erließen Papen und Bracht Warnungen. Sie hatten den vorauszusehenden Erfolg. Jetzt soll eine neue Notverordnung helfen, mit schärfsten Strafen, bis zur Todesstrafe hinauf.

So kuriert man an den Symptomen herum, ohne dem Übel an die Wurzel zu gehen.

Die Wurzel des Übels — das war die Freigabe der SA, die Zulassung der braunen Uniform. Dadurch wurde in den fanatisierten Privatsoldaten der Glaube wach, daß die Tage ihrer Herrschaft gekommen seien, daß sie sich ihren andersgesinnten Mitbürgern gegenüber alles erlauben dürften.

Die Wurzel des Übels — das war die gewaltsame Beseitigung der alten preußischen Minister, die in zäher Aufbauarbeit einen wundervoll arbeitenden Polizeiapparat geschaffen hatten. Er ist jetzt in Unordnung. Man stelle sich vor, welche Verwirrung es in den Köpfen der berliner Schupo anrichten mußte, als ein Mann wie der von ihnen hochverehrte Kommandeur Heimansberg plötzlich aus dem Schlaf heraus völlig unbegründet verhaftet wurde. Verzweifelt hörte ich alte bewährte Polizeioffiziere klagen: Unsre Leute wissen überhaupt nicht mehr, woran sie sind. Alles schwankt. Das aber ist das Schlimmste, was grade einem Körper wie der Polizei passieren kann.

Die Aufbaustätte Papens ist eine Trümmerstätte.

Keine Partei ist mit seiner Tätigkeit zufrieden. Nur ein paar reiche, rechtsstehende Juden sind es, die in ihm immer noch einen Hort gegen Hitler und Thälmann erblicken. Und natürlich der Herrenklub. Eben erst hat Herrn von Papen, der sich „als konservativer Mann durch das Symbol des Ringes gebunden fühle", Doktor Walter Schotte, der Biograph des Herrenklubs, als eins „der ältesten und aktivsten Mitglieder"

dieses Klubs gefeiert. Noch heute würde eine Abstimmung im Herrenklub voraussichtlich ein Vertrauensvotum für Papen ergeben.

Sonst aber ist alles einmütig in seiner Bewertung. Und wenn man in unterrichteten Rechtskreisen herumhört, ist viel weniger von Papen als von seinem Nachfolger die Rede.

Als dieser Nachfolger wird Bracht propagiert. Und zwar soll er gleichzeitig Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident werden.

Nichts sonst ist sicher in diesen Tagen. Aber sicher ist die Kandidatur Bracht. Und sicher ist auch, daß sehr einflußreiche Leute hinter ihr stehen.

Wahl-Interviews von Johannes Bückler

Obwohl die Regierung Papen-Schleicher es für gut befunden hat, Wahlen zu erzwingen, die von niemand anders gewünscht wurden, ist sie hinterher die einzige Partei, die nicht bereit ist, die aus dem Ergebnis dieser Wahlen entstandenen Konsequenzen zu ziehen. Sie will nicht abtreten. Ganz anders denken darüber die gewählten Parteien, wie ich aus Unterhaltungen mit wichtigen Vertretern des Zentrums, der KPD und NSDAP entnehme.

* * *

Führende Zentrumsmänner wissen zwar, daß die psychologischen Voraussetzungen bei den eignen Wählern einem Zusammengehen mit den Nationalsozialisten nicht günstig sind, sie sind aber doch der Meinung: wenn diese Wahlen überhaupt einen Sinn haben sollen und nicht grober Unfug gewesen sind, müssen die Konsequenzen gezogen werden. Wenn das parlamentarisch-demokratische System nicht ganz vor die Hunde gehen soll, so muß jetzt auf jeden Fall wieder eine parlamentarische Regierung gebildet werden. Das Zentrum ist nach seiner eignen Überzeugung die einzige Partei, die das Experiment, mit den Nationalsozialisten in eine Regierung zu gehen, riskieren kann. Es ist innerlich stark genug, diesen Versuch zu machen, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen und vor allen Dingen, ohne Anhänger zu verlieren. Aber man hält es für falsch und gefährlich, etwa nur in Preußen und Bayern eine gemeinsame Regierung zu bilden. Grade im Reich will man die Nationalsozialisten zur Verantwortung zwingen. Aus diesem Grunde wäre man auch bereit, ihnen die wichtigsten Ministerposten zu überlassen. Daß in einer solchen Regierung Brüning das Außenministerium übernähme, ist sehr zweifelhaft. Nichts hat auf das Zentrum so einigend und stärkend gewirkt wie das Vorgehen Papens gegen Brüning. Papens Rolle im Zentrum ist seit langer Zeit ausgespielt. Und auch die Gerüchte, daß seine Beziehungen zu Rom unverändert gute seien und daß der berliner Bischof Schreiber regelmäßiger Gast im Hause Papen sei, werden von Zentrumsseite heftig dementiert. Die Stimmung gegen das Kabinett Papen ist so stark, daß man lieber unter einer Kanzlerschaft Hitler als unter einer solchen

Papens mittun will. Der springende Punkt für das Zentrum ist und bleibt, eine parlamentarische Regierung zu bilden, bei der die Nazis sichtbar die Verantwortung zu tragen haben. Welche Ministerposten ihnen dabei zufallen, ist beinahe gleichgültig, sie müssen an diesem Experiment kaputt gehen.

Den Reichswehrminister hält man in Zentrumskreisen nicht für nazifreundlich, aber es kennzeichnet die Stellung des Zentrums ihm gegenüber, wenn die ‚Kölnische Volkszeitung' schrieb, daß der militärische Ausnahmezustand fünfzig Kilometer vor dem Rheinland halt mache.

Im Zentrum hält man es nicht für wahrscheinlich, daß eine Naziregierung ein Reichsschulgesetz schaffen würde. Im übrigen wäre ein solches Gesetz kein Köder für die Partei, sie gäbe deshalb keine von ihren Forderungen, die sich auf soziale Demokratie und Gerechtigkeit gründen, preis.

* * *

Die Kommunistische Partei, die Nutznießerin von Papens einseitiger Stellungnahme zu den Terrorakten, ist sich darüber klar, daß sie sowohl unter der jetzigen Regierung wie auch unter einer Koalition Zentrum-Nationalsozialisten dauernden Verfolgungen ausgesetzt ist. Die erst in den letzten Tagen wieder erfolgten Presseverbote treiben natürlich zu einer immer stärker werdenden Radikalisierung der Massen. Man glaubt in KPD-Kreisen an ein Weiterbestehen der Papenregierung unter Tolerierung der Nazis und der teilweisen Duldung des Zentrums. Unter einer Koalition Zentrum-Nationalsozialisten erwartet man sich widersprechende Tendenzen innerhalb der Regierung gegenüber der KPD. Man glaubt, daß das Zentrum an einem Verbot der KPD interessiert sei, nicht aber an einer Kassierung der Mandate im Reichstag. Während die Nationalsozialisten das umgekehrte Interesse hätten, nämlich: die Kassierung der Mandate, weil nur so eine Rechtsmehrheit im Reichstag zu erzielen sei.

Die KPD ist entgegen ihrer frühern Ansicht jetzt davon überzeugt, daß ihr Zustrom einzig und allein aus dem SPD-Lager und nicht von den Nazis gekommen ist. Sie hält deshalb auch an ihrer Taktik unbedingt fest: schärfste Bekämpfung der sozialdemokratischen Führer unter Werbung um die antifascistischen Massen. In zweiter Linie gilt ihr Kampf der Aufklärung der Landbevölkerung, die in manchen Gegenden fast vollständig der fascistischen Propaganda zum Opfer gefallen ist. Wenn man früher zeitweise befürchtet hatte, daß kommunistische Wähler zu den Nazis übergelaufen seien, so ist man jetzt fest davon überzeugt — und man kann das an den Resultaten der einzelnen Wahlkreise nachkontrollieren — daß den Nazis nirgendwo der Einbruch in die von ihnen so gehaßte „marxistische Front" geglückt ist.

* * *

Unbedingt am schwierigsten ist es, klare Absichten zu erkennen, bei der dritten Partei, der NSDAP, die sich nach diesem Wahlkampf als Sieger fühlt. Es ist schon in der gesamten Presse zum Ausdruck gekommen, daß dort drei Richtungen um

die Macht ringen und daß es zur Zeit nicht zu übersehen ist, welche Richtung zunächst Sieger bleibt. Die Richtung Hitler ist für Weitertolerierung der Regierung Schleicher-Papen, weil Hitler durch seine Beziehungen zur Industrie dieser den absoluten Schutz des Privatkapitals zugesagt hat. Seine eigne werte Person wünscht er für den einmal freiwerdenden Posten des Reichspräsidenten aufzusparen. Die zweite Gruppe ist die um Gregor Straßer, die an ihr konfuses, sich allein auf die Landwirtschaft stützendes Wirtschaftsprogramm ehrlich glaubt und es jetzt in die Tat umsetzen möchte. Die dritte Gruppe sind die von Goebbels und Röhm geführten Desparados, die um jeden Preis Revolution, oder was sie so nennen, machen wollen und den Radau und die Opposition zum Dauerzustand erheben möchten. In diesen beiden letztern Gruppen hält man den Reichswehrminister nicht für nazifreundlich. Man schreibt ihm die Absicht zu, die Reichswehr auf 280 000 Mann zu verstärken und diese Verstärkung nicht nur aus SA sondern auch aus Stahlhelm und Reichsbanner zu rekrutieren. Er habe im Kabinett als Einziger gegen die Unterzeichnung des Lausanner Vertrags gestimmt und verlangt, daß das auch ins Protokoll aufgenommen werde. In den Kreisen um Straßer hält man den Sturz der Regierung Brüning für einen schweren Fehler, denn er habe zu der für die NSDAP gefährlichen Tolerierung der Regierung Papen geführt. Über das privatwirtschaftliche und sozialistische Doppelgesicht der Partei schreibt die ‚Kölnische Zeitung', ein Blatt der Industrie, sehr aufschlußreich:

Es läßt sich noch nicht voraussagen, welche von beiden Strömungen die Oberhand behält: die individualistische Hitlers oder die kollektivistische, die von Gregor Straßer vertreten worden ist. Die Führer, die das individualistische, das privatwirtschaftliche System schützen wollen, werden die Massen solange für sich haben, wie sie noch Pläne vortragen und dabei blinden freudigen Glauben finden. Wenn dieser Glaube durch die Wirklichkeit enttäuscht wird, dann wird der nationalsozialistischen Bewegung alles davonlaufen, was man eigentlich Masse nennt und was sich Masseninstinkten beugt. (Weil diese Massen eben keine Arbeitermassen sind. D. Red.) Wir können nur die Hoffnung haben, daß ein fester Kern, der eigentlich wertvolle Teil der nationalsozialistischen Bewegung, den Idealen treu bleibt, die von den besten Führern aufgestellt worden sind. Auf diese Kerntruppe kann die Privatwirtschaft rechnen. Dagegen muß die Privatwirtschaft sich mit unerschütterlicher Ruhe dem Teil der neuen Bewegung entgegenstellen, der die Massenherrschaft und die Staatsallmacht aufrichten will.

Diese „Kerntruppe", auf die die westliche Industrie hofft, wird formiert von dem frühern Wirtschaftsredakteur der ‚Börsenzeitung' Funck. Er ist es auch, der bei dem „Führer" gegen die Richtung Straßer arbeitet. Vorläufig soll der deutsche Duce erklärt haben, er stehe und falle mit Straßer.

Interessant ist die Feststellung aus dem Mund eines — allerdings geistig besonders hochstehenden — nationalsozialistischen Führers über die Haltung Polens. In einem Gespräch über den polnisch-russischen Nichtangriffspakt gab er seiner Überzeugung Ausdruck, daß das offizielle Polen stark verständigungsfreundlich sei, und daß nur in den ehemals deutschen Gebieten ein starker Chauvinismus herrsche.

Frankreich sieht nach Deutschland . . .

Ein offener-nichtoffener Brief

von S. Grumbach

Paris, Anfang August 1932.

Lieber Freund!

Wie die deutschen Wahlen auf Frankreich, auf unsre öffentliche Meinung, auf die Beziehungen zwischen unsern beiden Ländern gewirkt haben, fragen Sie mich. Könnte ich Ihnen die Antwort ins Ohr flüstern, so würde ich Ihnen vielerlei interessante Dinge sagen können. Aber, da Sie mich zum Lautsprecher machen wollen, gestehe ich meine Verlegenheit. Wesentliches verschweigen, möchte ich nicht. Ihnen durch Mißbrauch des Gastrechts, das Sie mir gewähren, Zwangsferien verschaffen, möchte ich auch nicht. Wird es genügen, daß ich ein flüsternder Lautsprecher sein werde — daß ich Ihnen den kurzen Film verkehrt vorführe . . .?

Oder würden Sie mir etwa glauben, wenn ich Ihnen schriebe: „Lieber Freund, hierzuland in Frankreich sind grade diejenigen, die seit Jahren für die Verständigung mit Deutschland, für die Räumung des Rheinlands, für die endgültige Lösung des Reparationsproblems, für die offne, ehrliche Zusammenarbeit unsrer beiden Völker, für das Vertrauen zur deutschen Republik und zu den deutschen Republikanern gekämpft haben, mit dem Verlauf der Ereignisse bei Euch sehr zufrieden. In dem ständigen Wachstum der äußersten Rechten, in dem Vorhandensein von dreizehneinhalb Millionen Hitlerwählern, in der Wiederkehr zur Macht der zur kaiserlichen Zeit allmächtig gewesenen Freiherrn und Barone, in dem steigenden Einfluß der Reichswehr auf die politische Entwicklung, sehen wir die beste Gewähr für die innere Festigung der deutschen Republik, für die Erhaltung jener Vertrauensatmosphäre, ohne die auf die Dauer keinerlei Zusammenarbeit möglich ist. Die diskrete Art, wie das Kabinett Brüning weggeschickt — und das Kabinett von Papen zur Regierungsausübung befohlen worden ist, — die wirklich aristokratisch-kavalierhafte, in strengem Respekt vor den beschworenen weimarer Texten durchgeführte Entfernung des preußischen Kabinetts Braun-Severing-Hirtsiefer, — die männliche Rundfunksprache des Reichswehrministers von Schleicher, haben auf die französischen Republikaner, Demokraten, Sozialisten, die bei unsern letzten Wahlen am 1. und 8. Mai 1932 eine starke Mehrheit in der Kammer eroberten, einen ausgezeichneten Eindruck gemacht. Der Ausgang der deutschen Wahlen vom 31. Juli hat trotz einigen nebensächlichen Schönheitsfehlern (allzu starke Verlangsamung von Hitlers Zuwachs, unangenehmer Stillstand des sozialdemokratischen Rückgangs, überraschende Gewinne der Kommunisten) diesen Eindruck natürlich verstärkt.

Verschnupft, enttäuscht sind nur unsre Nationalisten, die alle Argumente wegschwimmen sehen, die ihnen ein andrer Ausgang Eurer Wahl gebracht hätte.

Und so wird denn unser Ministerpräsident und Außenminister, Edouard Herriot, das Werk der französisch-deutschen Aussöhnung und Zusammenarbeit, das er begonnen hat, als er im Sommer 1924 mit der Sanktionspolitik des Bloc National Poincarés Schluß machte und sich sofort nach seinem ersten Amtsantritt mit den Vertretern der deutschen Republik, in London, an den Verhandlungstisch setzte, und das er jüngst in Lausanne, sofort nach seinem zweiten Amtsantritt, durch den praktischen Verzicht auf weitere deutsche Reparationszahlungen fortsetzte, in Ruhe, ohne innere oder äußere Hemmungen zur Vollendung führen können. Wird er doch zweifellos, auf Grund der innerpolitischen Entwicklung in Deutschland und des großen Vertrauens, das Hitlers Bewegung und die Regierungskunst der Papen und Schleicher bei den französischen republikanischen Bauern-, Arbeiter- und Bürgermassen genießen, die ganze öffentliche Meinung Frankreichs hinter sich haben.

Leuten, wie dem ewig von Ängsten vor dem reaktionär-militaristischen Deutschland gepeitschten Abgeordneten Franklin-Bouillon, dem von Mißtrauen gegenüber allem Germanischen übersprudelnden Führer der Rechten, Louis Marin, ist nun das Handwerk gelegt.

Ohne sich prophetischer Gaben rühmen zu brauchen, werden Politiker wie mein Freund Léon Blum und ich selber von jetzt ab nur auf die Verhältnisse in Deutschland hinzuweisen brauchen, um dem französischen Volk den Nachweis zu liefern, wie leicht es ist, jene großzügige Aussöhnungs- und Ausgleichspolitik, die wir von jeher forderten, ihrem Ziel: vertrauensvolle, freundschaftliche Zusammenarbeit mit der deutschen Republik entgegenzuführen.

Die paar Hemmungen, an denen Edouard Herriot, ehe er wieder Ministerpräsident geworden ist, gelitten haben mag, sind sicherlich geschwunden, seitdem er im persönlichen Kontakt mit Herrn von Papen, in Lausanne, den Eindruck voller Offenheit, unbedingter Zuverlässigkeit, ehrlicher demokratisch-republikanischer Gesinnung Eures gegenwärtigen Kanzlers gewonnen hat.

Ohne, daß ich in den letzten Tagen Gelegenheit gehabt hätte, unsern Ministerpräsidenten zu sehen, bin ich doch überzeugt davon, daß er nur einen Wunsch hat: eines Tages sich mit den Herren von Schleicher und Hitler selber an den Verhandlungstisch setzen zu dürfen und damit die Straße der französisch-deutschen Beziehungen endgültig in der Richtung zum ewigen Frieden freigelegt zu sehen..."

Es gibt natürlich auch Melancholiker bei uns in Frankreich, die jetzt überall mit besorgten Mienen herumrennen und behaupten: nun sei wieder alles zerstört, was in den letzten Jahren auf dem Gebiet des französisch-deutschen, des deutsch-französischen Ausgleichs gebaut worden wäre. Es sei ein wahres Unglück für die beiden Völker, die dafür geschaffen seien, sich zu ergänzen und in der Zusammenarbeit Europas Wiedergesundung zu ermöglichen, — daß jetzt unmittelbar nach dem Sieg der Linken in Frankreich, in Deutschland die

äußerste Rechte bei den Wahlen vom 31. Juli die in den letzten zwei Jahren von ihr im Sturmschritt eroberten Machtpositionen nicht nur zu halten sondern sogar zu befestigen vermochte.

Daß Hitler seit Ende April „nur" dreihunderttausend Stimmen neu zu gewinnen vermochte und es auf nicht mehr als dreizehneinhalb Millionen gebracht hat, daß die Sozialdemokratie nicht so viel verlor, im Vergleich zu 1930, als man in gewissen Augenblicken befürchten konnte, daß infolge des Nichtzustandekommens irgend einer Mehrheit im neuen Reichstag der Verbleib des monarchistisch gesinnten Kabinetts von Papen-von Schleicher-von Gayl-von Undsoweiter gesichert erscheint und die Regierung sich auf die Reichswehr unbedingt verlassen kann, erscheint diesen unfrohen Käuzen in keiner Weise zufriedenstellend.

Sie wagen sogar zu sagen: innerhalb der französischen Volksmassen vollziehe sich gegenwärtig unter dem Eindruck der Ereignisse in Deutschland ein tiefer, seelischer Umschwung. Hunderttausende hätten aufgehört, an die Möglichkeit einer wirklich ehrlichen französisch-deutschen Aussöhnung zu glauben. Die Nationalisten und Gegner jedweder Abrüstungspolitik würden hierzulande infolgedessen wieder leichtes Spiel haben. Herriot werde dies schon im Herbst, beim Wiederzusammentritt des Parlaments, zu spüren bekommen. Das Schicksal sei Briand gnädig gewesen, da es ihn davor bewahrt habe, den Zusammenbruch einer großen Hoffnung zu erleben, deren Erfüllung für die ganze Menschheit mehr Glück und mehr Sicherheit bedeutet hätte, und an deren Stärkung er jahrelang zuversichtlicher als sonst irgendein Staatsmann gearbeitet hatte.

Daß die republikanisch gesinnten deutschen Massen, nach der unter militärischem Druck erfolgten Verjagung der sozialdemokratischen Preußenregierung, aus Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen, sich von jeder action directe abhalten ließen, stellen sie als „unbegreiflich" hin, da die Erinnerungen an revolutionäre Volksaufstände zur Rettung der politischen Freiheit in allen Bevölkerungsschichten Frankreichs gar zu lebendig geschrieben seien...

Und so sehen diese Melancholiker denn eine trübe Zukunft vor sich. Wenn sie auch nicht glauben, daß sich an den offiziellen, diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland einstweilen irgend etwas ändern wird, so meinen sie doch, daß bei geschwundenem Vertrauen der psychologische Bruch unvermeidlich sei und es langer Anstrengungen werde bedürfen, um wieder „zueinander" zu kommen...

Was mich betrifft, lieber Freund, so kennen Sie mich genügend, um zu wissen, daß ich mich durch Ereignisse, die sich quer über den Weg legen, den ich für den einzig gangbaren halte, nie davon werde abschrecken lassen, über sie hinweg, wenn auch auf Umwegen, zum Ziel zu gelangen. Ohne Vertrauen unsrer beiden Völker zueinander, ohne französisch-deutsche, deutsch-französische Zusammenarbeit kann es kei-

nen Frieden in Europa geben: welches gegenwärtig unsre Zweifel und Ängste sein mögen, am Ziel ändert sich nichts!

Aber welch unselige Verlangsamung des Rhythmus! Welch böse Gespenster am Horizont! Welche Zeit- und Energieverluste! Welch Kriechen anstatt Gehen ... Sie sehen, lieber Freund, ich scheine selber nicht ganz heiter gestimmt zu sein ...

Lehrmeister Reaktion von Hanns-Erich Kaminski

Die Mehrheit des deutschen Volkes hat sich gegen die Diktatur augesprochen, sei sie militärisch oder nationalsozialistisch. Das ist das Ergebnis des Wahlsonntags, an dem durch keine Interpretationskünste zu rütteln ist. Ein ausgezeichnetes Ergebnis, denn es verweist die Rechte in die Schranken des parlamentarischen Systems. Schlimm wäre es nur gewesen, wenn die Reaktion für alle ihre Experimente und Exzesse durch die Stimmzettel auch noch eine Rechtsgrundlage erhalten hätte. So aber muß sie, um regieren zu können, mit dem Zentrum paktieren, was bedeutet, daß sie einen erheblichen Teil ihres Programms auf dem Altar der Koalition opfern muß ...

Ja, so wäre es, wenn wir in normalen Zeiten lebten oder wenn die Sozialdemokratie 230 Mandate erobert hätte. Jedoch wir leben nicht in normalen Zeiten, und die Herren, die sich als Nachfahren Bismarcks fühlen, stolpern über juristische Zwirnsfäden so wenig wie ihr Vorbild.

Wenn es nach dem parlamentarischen System ginge, hätte „die Regierung der nationalen Konzentration" am Tag nach der Wahl zurücktreten müssen, da ja die nationale Konzentration keine Mehrheit erhalten hat. Statt dessen ließ die Regierung erklären, sie habe niemals ein andres Ergebnis erwartet. Sie hat also die Herrschaft übernommen und die einschneidendsten Maßnahmen durchgeführt in dem vollen Bewußtsein, auch nachträglich durch keine Mehrheit gedeckt zu werden. Wie wenig sich im übrigen die Regierung aus dem parlamentarischen System und dem ganzen Parlament macht, geht schon daraus hervor, daß sich weder der Reichskanzler noch einer der Minister dem Volk gestellt hat. Keiner von ihnen hat kandidiert, so daß Deutschland heute das einzige Land in der Welt ist, in dem kein Kabinettsmitglied ein Abgeordnetenmandat besitzt.

Wir können mit dem Wahlergebnis zufrieden sein, weil es der Linken die Rechtsgrundlage gibt, die der Rechten fehlt. Für die Zukunft wird das seine Bedeutung haben, für den Augenblick ist es faktisch unerheblich. Nichts wäre jetzt unheilvoller als konstitutionelle Illusionen. Die Wahrheit ist, daß Deutschland sich in einer Situation befindet, die völlig der des Jahres 1918 entspricht, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Der Terror, der in Ostpreußen und zahlreichen andern Teilen des Reichs wütet, kennzeichnet diese Situation mit grausiger Deutlichkeit, und sicher hat die Gegenrevolution ihren Höhe-

punkt noch nicht erreicht. Die Linke würde lediglich das Spiel der Rechten mitmachen, wenn sie trotz alledem so täte, als hielte sie die verfassungsmäßige Rechtskontinuität für gewahrt.

Damit ist nicht gemeint, die Linke solle nun von sich aus die Verfassung zum alten Eisen werfen. Im Gegenteil, ihre Aufgabe ist es, die Ereignisse an Hand der Verfassung zu kontrollieren und zu kritisieren. Sie muß sich nur darüber klar sein, daß die Verfassung heute weniger ein Gesetzbuch als eine Agitationsbroschüre ist. Ausgenutzt werden kann sie darum freilich erst recht. Besonders die Artikel 34 und 59 eignen sich dazu.

Diese Artikel lauten:

Artikel 34. Der Reichstag hat das Recht und auf Antrag von einem Fünftel seiner Mitglieder die Pflicht, Untersuchungsausschüsse einzusetzen. Diese Ausschüsse erheben in öffentlicher Verhandlung die Beweise, die sie oder die Antragsteller für erforderlich erachten... Die Gerichte und Verwaltungsbehörden sind verpflichtet, dem Ersuchen dieser Ausschüsse um Beweiserhebungen Folge zu leisten; die Akten der Behörden sind ihnen auf Verlangen vorzulegen.

Artikel 59. Der Reichstag ist berechtigt, den Reichspräsidenten, den Reichskanzler und die Reichsminister vor dem Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich anzuklagen, daß sie schuldhafter Weise die Reichsverfassung oder ein Reichsgesetz verletzt haben.

Auf den unmittelbaren Erfolg kommt es heute nicht an. Was in anderthalb Jahrzehnten versäumt ist, läßt sich nicht in anderthalb Monaten wieder gut machen. Die Linke würde jedoch nur dem Beispiel der Nazis folgen, wenn sie nun alle rechtlichen und politischen Möglichkeiten ausnutzte, die der Opposition zu Gebote stehen.

Manche Leute warten allerdings erst auf dramatische Ereignisse, ehe sie die Lage begreifen. Selbst die gewaltsame Entfernung der preußischen Minister erscheint diesen ewig gutgläubigen Optimisten nur als ein Mißton, der durch den Staatsgerichtshof schon ausgeglichen werden wird. Aber es gibt Revolutionen, bei denen keine Bastille erstürmt wird, und auch die Rückbildung unsres Verfassungslebens vollzieht sich verhältnismäßig lautlos. Am 11. August wird sogar noch der Verfassungstag gefeiert werden, und der Innenminister von Gayl wird die Festrede halten. Und der ganze Unterschied gegen früher wird sein, daß er sich darin erneut zur Monarchie bekennen und daß zum Schluß der Reichskanzler nicht das traditionelle Hoch „auf das in der Republik geeinte deutsche Volk" ausbringen wird.

Äußerlich wird, mindestens eine Zeitlang, noch mehr beim Alten bleiben. Man wird Noske und ein paar andre sozialdemokratische Beamte ähnlichen Kalibers auf ihren Posten lassen, und die Juden werden keinen gelben Fleck zu tragen brauchen. Selbst die Frage der Regierungsbildung, die vielen als die Quadratur des Zirkels erscheint, dürfte schließlich ohne allzu sichtbare Verletzung der Verfassung gelöst werden. Die Nazis wollen die Möglichkeit behalten, einerseits das Kabinett erpressen und andrerseits Opposition mimen zu können. Das Zentrum aber legt auf den Schein der Legalität den größten

Wert. Man kann sich folglich darauf verlassen, daß beide Parteien eine Formel für die Duldung dieser oder einer andern „Präsidialregierung" finden werden.

Wenn die Sozialdemokratie das Zentrum zu einer solchen Politik ermuntert, begeht sie jedoch erneut einen schweren Fehler, der auf einer völligen Verkennung der Situation beruht. Das ist eben der Unterschied zwischen der Sozialdemokratie und denen, die heute herrschen: die Sozialdemokratie hat ein paar Äußerlichkeiten geändert und alles Wesentliche bestehen lassen. Diese Leute lassen ein paar Äußerlichkeiten bestehen und ändern alles Wesentliche. Die erste Pflicht der Opposition aber ist es, sich durch Äußerlichkeiten nicht täuschen zu lassen.

In Wirklichkeit haben sich in diesen Wochen die verfassungsmäßigen Grundlagen der deutschen Politik vollständig geändert. Niemand kann im Ernst glauben, die Weimarer oder die Große Koalition brauchte bei den nächsten Wahlen nur die Mehrheit zu erobern, damit Deutschland wieder so aussähe wie vor einigen Jahren. In diesen Tagen entsteht ein neues Regime. Undenkbar, daß an seine Stelle einfach wieder das alte treten könnte. Dazu sind zu viele Illusionen geplatzt, zu viele Fehler enthüllt, zu viele Irrtümer offenbar geworden.

Die Politik der Koalitionen, die Theorie des kleinern Übels, der Glaube an Machtpositionen in der Verwaltung, das Vertrauen auf andre Parteien und Personen — was ist davon übrig geblieben? Nichts! Jetzt wird sich zeigen, daß auch die Opposition eine Machtposition ist. Um sie aufzubauen und auszubauen, wird sich die Sozialdemokratie freilich erst ein neues geistiges Gerüst zimmern müssen. Diese Selbsterneuerung, die nur erfolgen kann durch Selbstkritik, ist die zweite Pflicht der Opposition.

Sie gilt nicht nur für die Sozialdemokraten, sie gilt auch für die Kommunisten. Der KPD ist nach ihrem überraschenden Wahlerfolg mächtig der Kamm geschwollen, ihre Hoffnungen, die SPD zu zertrümmern, sind wieder stärker als je. Aber auch die Kommunisten werden einsehen müssen, daß ihre bisherige Politik nicht ausreicht. Was nützt es ihnen, sinnlose Anträge in den Parlamenten zu stellen, immer neue Organisationen aufzuziehen und alle möglichen Aufrufe von denselben Leuten unterzeichnen zu lassen, um schließlich der Sozialdemokratie ein paar tausend oder auch ein paar hunderttausend Stimmen abzujagen? Die KPD ist gewachsen, gewiß, aber auch die SPD hat sich gut gehalten, und trotzdem hat die Arbeiterklasse als Ganzes eine Niederlage erlitten.

Diese Niederlage hat die Arbeiterklasse nicht im Parlament und nicht bei den Wahlen erlitten. Daraus die Konsequenzen zu ziehen, ist die dritte Pflicht der Opposition. Sie muß begreifen, daß es nicht nur auf die Zahl von Anhängern ankommt, sondern auch auf eine Atmosphäre, in der diese Zahl erst zur Geltung gelangt. Sie darf sich darum in Zukunft nicht nur an den Verstand des politisch geschulten Industrieproletariats wenden, sondern sie muß auch an das Gefühl weiter kleinbürgerlicher Schichten appellieren.

Vielleicht wird die Linke lange Zeit haben, um Einkehr zu halten und sich für die Rückeroberung Deutschlands vorzubereiten. Aber eines Tages werden wir wieder die Stärkeren sein, und bis dahin werden wir hoffentlich von der Reaktion gelernt haben.

Die Zahlen vom 31. Juli von K. L. Gerstorff

Wir hatten seinerzeit die Zahlen der Preußenwahlen analysiert und geschrieben:

...bei den Preußenwahlen ist den Nationalsozialisten zum erstenmal ein großer Einbruch in die Arbeiterfront geglückt..., wenn man die Stimmen der Sozialistischen Arbeiterpartei zurechnet, so haben Sozialdemokraten und Kommunisten circa 550 000 Stimmen verloren... Dieser Einbruch der Fascisten in die Arbeiterfront ist eines der wichtigsten Ergebnisse der Preußenwahlen. Er signalisiert mit aller Deutlichkeit die Gefahren, die sich einerseits aus der Tolerierungspolitik, andrerseits aus der ultralinken Taktik der KPD ergeben.

Es ist das außerordentlich wichtige Ergebnis dieser Reichstagswahlen, daß sich der rückläufige Prozeß in der sogenannten marxistischen Front nicht weiter fortgesetzt hat. Im Gegenteil, die marxistische Front hat gegenüber den Preußenwahlen stark aufgeholt. Sie hat nicht nur die Verluste bei den Preußenwahlen völlig ausgeglichen, sondern ihre Stimmenzahl steht absolut, wenn man die Stimmen der Sozialistischen Arbeiterpartei hinzurechnet, um 130 000 über den Zahlen vom September 1930. Relativ ist der Anteil der marxistischen Front um knapp zwei Prozent zurückgegangen, da dieses Mal etwa zwei Millionen Wähler mehr wählten als 1930. Gegenüber 1930 aber haben die Nazis innerhalb der Arbeiterschaft nur bei den Erwerbslosen und bei den jugendlichen Wählern Fortschritte gemacht. Die eigentlichen Betriebskaders der Arbeiterschaft sind gegen die nationalsozialistische Demagogie absolut immun geblieben, im Gegenteil, die marxistische Front hat circa eine Million Arbeiterwähler nach den Preußenwahlen wieder zurückgeholt.

Die Nazis haben ihre Stimmen gegenüber der zweiten Präsidentschaftswahl nur wenig erhöht. Und es muß mit allem Nachdruck betont werden, daß sie in zahlreichen Industriegebieten sogar vielfach gegenüber den Preußenwahlen verloren haben. In den Städten Aachen, Augsburg, Bochum, Essen, Köln, Halle, Kiel, Königsberg haben sie gegenüber den Preußenwahlen verloren, und das Gleiche gilt für den Wahlkreis Berlin und für den Wahlkreis Potsdam II. Die Gründe für die Verluste der Nazis in den Industriegebieten sind klar. Trotz aller Demagogie konnten sie auf die Dauer nicht verhindern, daß man sie mit der Politik der Papenregierung identifizierte. Die Arbeiter an der Peripherie der marxistischen Front, die zeitweilig schwankend geworden waren, haben grade durch die Tolerierungspolitik der Nazis gegenüber der Papenregierung eingesehen, daß die Nazis am Ruder die brutalsten Reaktionäre sein würden, und sind daher zu den Linksparteien zurückgekehrt. Der Vormarsch der Nazis bei diesen Wahlen

erfolgte daher im wesentlichen in den industriell zurückgebliebenen, in den agrarischen Gebieten, wo sie die Reste der bürgerlichen Parteien noch weiter aufrieben.

Die Immunität der Arbeiterfront gegen den Nationalsozialismus, das ist das eine wichtige Resultat dieses Wahlkampfes; das zweite ist — neben der glatten Dezimierung der bürgerlichen Parteien — die organisatorische Stabilität des Zentrums. Es geht als organisatorische Kraft sogar gestärkt aus diesem Wahlkampf hervor.

Das dritte ist die Verschiebung innerhalb der Arbeiterschaft. Bei den Preußenwahlen hatten Sozialdemokraten und Kommunisten ungefähr gleichmäßig verloren. Diesmal ist es anders gekommen. Die Sozialdemokraten haben zwar von dem Tiefpunkt gegenüber den Preußenwahlen etwas aufgeholt, aber sie bleiben um mehr als 600 000 Stimmen hinter den Reichstagswahlen vom September 1930 zurück. Die Kommunisten dagegen haben nicht nur die Verluste der Preußenwahlen wieder aufgeholt, sondern sie haben gegenüber den Reichstagswahlen von 1930 einen Stimmengewinn von ungefähr 700 000. Das Verhältnis der Sozialdemokratie zu den kommunistischen Stimmen ist diesmal ungefähr wie 3 : 2. Das ist das ungünstigste Verhältnis für die Sozialdemokratie gegenüber den Kommunisten, das es in den letzten Jahren gab. Die Immunität der marxistischen Front gegenüber dem Nationalsozialismus hatte man bereits vor dem 31. Juli erwartet. Die starke Verschiebung aber innerhalb der Arbeiterschaft zugunsten der KPD kam dieser selbst ziemlich überraschend. In vielen kommunistischen Zeitungen stand noch unmittelbar vor der Wahl, daß man hoffe, die Ziffern der Preußenwahlen zu halten und keine weitern Verluste zu erleiden. Und es ist sicher, daß der Stimmenzuwachs der KPD auf alle andern Faktoren eher zurückzuführen ist als auf eine richtige kommunistische Politik und Taktik.

Der entscheidende Faktor, der die Veränderung geschaffen hat, war das Verhalten der SPD am 20. Juli. Um des Bollwerks Preußen willen hatte die sozialdemokratische Arbeiterschaft oft zähneknirschend die Tolerierung der Brüningpolitik mitgemacht, hatte sie den Lohnabbau und den Abbau der Sozialpolitik ertragen, ohne die Führerschaft zu größern Aktionen zu zwingen. Als die Tolerierungspolitik gegenüber Brüning weggefallen war, atmete die sozialdemokratische Arbeiterschaft auf. Immer wieder konnte man von sozialdemokratischen Funktionären hören, der ‚Vorwärts' führe jetzt endlich wieder eine Sprache, daß man ihn lesen könne.

Nun kam der 20. Juli. Und in den Kreisen der Gewerkschaften, des Reichsbanners, der Eisernen Front hatte man vielfach angenommen, daß irgend etwas geschehen würde. Da nichts geschah, sind die Kaders der Gewerkschaften, des Reichsbanners, der Eisernen Front zwar bei der SPD geblieben, an der Peripherie aber haben sich viele Hunderttausende gelöst und der KPD ihre Stimmen gegeben, nicht — um dies noch einmal zu betonen —, weil sie mit der Taktik und der Politik der KPD einverstanden waren sondern aus Protest ge-

gen die Passivität der SPD in diesen entscheidenden Tagen. Die Amtsenthebung Severings auf außerparlamentarischem Wege hat die parlamentarischen Illusionen vieler mit der Sozialdemokratie sympathisierender Arbeiter unsanft zerstört, hat ihnen sehr unsanft gezeigt, daß auf den außerparlamentarischen Kampf des Fascismus auch außerparlamentarisch geantwortet werden muß.

Infolge der absoluten Dezimierung der mittelbürgerlichen Parteien bei der gleichzeitigen Unerschüttertheit des Zentrums und des Arbeiterblocks ist die parlamentarische Situation eine denkbar verfahrene. Will man parlamentarisch regieren, so ist die Koalition mit dem Zentrum die unerläßliche Voraussetzung, wobei zwei Tatbestände gelegentlich eine nicht unwesentliche Bedeutung bekommen können. Das ist einmal, daß die Nazis mit dem Zentrum allein eine Majorität bilden, Herrn Hugenberg also nicht brauchen. Das ist für den Straßerblock innerhalb der Nazis, der seine Gewerkschaftsfreundlichkeit betont, angesichts der Bedeutung der christlichen Gewerkschaften für das Zentrum nicht unwichtig. Das zweite ist, daß die Nazis auch mit den Kommunisten die absolute Majorität haben und sie zur Lahmlegung des Parlaments, wenn ihnen die Kommunisten weiter auf den Leim gehen, ausnützen können.

Will man das Zentrum ausschalten, so wäre eine Mehrheit von rechts da bei einem Verbot der KPD, das gleichzeitig ihre Abgeordnetenmandate kassierte. Das ist aber wenigstens in nächster Zeit nicht zu erwarten. Selbst bei dem Verbot der KPD 1923/24 sind ihre Abgeordnetenmandate nicht kassiert worden. Und Herr von Papen hat noch dieser Tage — sicher unter dem Eindruck der Verstärkung der Kommunisten bei den Wahlen — erklärt, daß nicht einmal ein direktes Verbot der KPD für die nächste Zeit in Frage käme. Bleiben die kommunistischen Mandate bestehen und will man parlamentarisch regieren, dann ist die einzige Möglichkeit der schwarz-braune Block. Das Zentrum ist durchaus nicht ganz und gar abgeneigt. Schon vor dem 31. Juli hat ja Brüning erklärt, daß auch er nach den Preußenwahlen für eine Regierungsbeteiligung der Nationalsozialisten gewesen sei, nur wollte er ihre Einbeziehung in die Regierung erst nach der Lausanner Konferenz haben. und wollte selbst nicht der Kanzler dieses schwarz-braunen Blocks sein. Jetzt erklärt bereits die Presse der bayrischen Volkspartei, die vorher am schärfsten gegen Hitler Front gemacht hat, daß Koalitionen möglich seien, nur dürfe man das unklare Spiel der Nationalsozialisten gegenüber der Regierung nicht mehr zulassen. Sie müßten eindeutig mit der Verantwortung belastet werden.

Je schwieriger die Bildung parlamentarischer Mehrheitsverhältnisse wird, um so stärker wächst natürlich die Stimmung, mit außerparlamentarischen Machtmitteln zu regieren. Die ‚DAZ.' schreibt in ihrem Artikel über die Wahlen, daß diese Wahl für absehbare Zeit wohl die letzte sein werde. Das ist richtig. Aber der Kampf der Klassen geht weiter, und je weniger er parlamentarisch Ausdruck findet, um so stärker wächst der außerparlamentarische Kampf.

Der große Brockhaus als Literaturbetrachter

von Gerhart Pohl

Es gibt eine Leidenschaft des Intellekts, die zur Krankheit entarten kann: das Nachschlagen ohne Ziel und Auftrag. Ich bin „hochgradig nachschlagsüchtig". Besonders heimtükkisch erweist sich diese Krankheit bei großen Nachschlagewerken. Einmal wollte ich in der Staatsbibliothek den Titel eines älteren Romans feststellen, und ich erfuhr dabei, daß Erstausgaben weder von Schillers noch von Zolas Werken vorhanden sind, daß Justinus Kerner auch okkultistische Schriften herausgab, daß die Frau von Felix Dahn eine Enkelin der Droste war, daß ...

Als mich jüngst aber der Große Brockhaus überfiel und die ersten zehn Bände seiner Neuausgabe, die rund achttausend Seiten umschließen, mein Gemüt wieder mit allerhand Wissenschaft vergifteten, da beschloß ich, meine Leidenschaft einmal zu „effektuieren". Hier ist das Resultat!

Max Hoelz trägt die Schuld daran. Sein Geburtsort interessierte mich. Im achten dieser solide und geschmackvoll hergestellten Bände fand ich „Moritz bei Riesa" präzise vermerkt. Und daneben: „Kommunistischer Agitator ... leitete kommunistische Gewalttaten im Vogtland ..." Soso, dachte ich und schlug Goebbels nach. „Nationalsozialistischer Agitator ... leitete nationalsozialistische Gewalttaten in Berlin". Das wäre wohl das Entsprechende (wenn auch der Stil mir grundsätzlich mißfällt). Vater Brockhaus aber nennt Goebbels, Paul Joseph ... Politiker ... studierte Geschichte und Literatur (mit beträchtlichem Erfolg, scheint mir), gründete 1925 die „Nationalsozialistischen Briefe" und wurde 1926 Gauführer der NSDAP. in Berlin, 1928 Reichstagsabgeordneter und Herausgeber der Halbwochenschrift ‚Der Angriff'. „G. ist der eifrigste und schärfste Agitator der norddeutschen Nationalsozialisten". Ja, und damit wars um mich geschehn! Die beiden Stichproben waren die bewußten ersten Schnäpse, die der Säufer braucht; einen ganzen Tag wälzte ich die zehn Folianten, schlug Politiker, Wissenschaftler, Schriftsteller, Dichter nach und beschränkte mich schließlich auf die Dichter und Schriftsteller, auf die moderne Literatur.

Vorweg das Eine: Die Bilanz ist günstiger als die ersten beiden Posten vermuten ließen. Redlich das Streben, keinen zu beißen, und des Lobes wert, auch wenn es mißlingt. Immerhin sind zum Beispiel Engels, Kautsky, Bakunin kurz und klar dargestellt. Die Marginalien sind — hier wie fast überall — ein wenig „labrig" geschrieben, federfuchserisch-dürftig und ohne stilistische Eigenart, aber auch ohne Verdrehungen und die beliebten „Interpretationen". In den Bibliographien fehlen auch sozialistische Darstellungen nicht; so sind bei Bakunin die Schriften von Brupbacher und Nettlau vermerkt.

Die moderne Literatur, der schließlich mein Hauptinteresse galt, weist vorzügliche, brauchbare, unzureichende, lächerliche Referate auf — die Skala der Qualität von plus bis minus Hundert. Ein modernes Konversationslexikon zu redigieren, ist bestimmt kein Kinderspiel; im Zeitalter der Fachleute braucht

man deren so viele, daß auch minderwertige dem Naturgesetz der Auswahl „entspringen" müssen. Aber einige sind schon allzu prägnante Nullen!

Der beste Literaturbetrachter scheint mir der „Franzose" zu sein, weil seine Darstellungen eine geistige Zielklarheit ausweisen, die den meisten andern Mitarbeitern fehlt. Er beherrscht sein Terrain, weiß Gebirge von Hügeln und Bäche von Strömen zu unterscheiden. Er stuft und wägt: ein Kritiker im härenen Gewande des Handbuch-Referenten. Selbst das dankbare Kapitel: Maurice Barrès — Verfasser von „Génie du Rhin" und ein fataler Annexionist — rollt ohne patriotische Deklamationen ab; auch hier ist die Gewichtsverteilung richtig: Erst der junge individualistische Romancier des fin de siècle, dann der alte „vom Traditionalismus bestimmte" Nationalist. Henri Barbusse wird allerdings nur mit einer Armensuppe abgespeist, obwohl seine Bedeutung nicht verkannt ist; seine wichtige Zeitschrift ‚Monde' und seine politische Wirksamkeit fehlen; die Bibliographie ist unvollständig.

Ein schneidiger Zeitgenosse ist der englische Berichterstatter. Der liebt die Kürze ohne Gehalt. Über Harris schreibt er: „Harris, Frank, englischer Schriftsteller, geboren Galway, Irland, 14. Februar 1856, lebt als Herausgeber des ‚Candid Friend' in London. Neben Durchschnittsromanen (wozu der Anarchistenroman Die Bombe gerechnet wird!) schrieb H... (folgt Aufzählung einiger Werke)." Schluß!

Und nun ins deutsche Vaterland! Da ist erst einmal eine umfangreiche Darstellung der modernen Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart enthalten: Herzlichen Dank für diese seltene Gabe! Denn für das durchschnittliche Handbuch beginnt das wissenschaftliche Leben meistens bei den Toten der Wirklichkeit; bei Brockhaus sind die Männer vollzählig und die „Jünglinge" in eigenwilliger Auswahl erwähnt. Billinger, Glaeser, Horvath fehlen zum Beispiel, während jugendliche Belletristen von beträchtlicher Wirkungslosigkeit dargestellt oder erwähnt werden. Sehr fein ist die Schilderung der Hauptmann- und der George-Zeit, wie überhaupt fast der ganzen Vorkriegs-Literatur; hier spürt man Distanz und Übersicht. Das Spätere wird wackliger, was verständlich, und willkürlicher, was zu bedauern ist. Wer Barlach ausreichend zu charakterisieren vermag: „Seine Dramen vereinigen ekstatisches Gefühl, visionäre Anschauung mit scharfer Charakteristik und dramatischer Bewegung", sollte über Becher oder Benn nicht Unsinn berichten. Benn „eifert in Vers und Prosa gegen alles Überlieferte und Bestehende in Leben und Kultur, ein beißend spöttischer Verneiner mit Blick und Willen zur Überwindung und Veredlung". Lassen wir mal das Verquaste dieser Schreibe beiseite — sie ist auch falsch; sie träfe allenfalls auf den Benn von 1920 zu, nicht auf den heutigen, der „mitten im Arenageheul einer Boxerzivilisation" eine Lebensquelle des Menschen, seine geschichtslose Zeit entdeckt und mit erstaunlicher Kraft den Bogen von unserm Ende bis zu diesem Uranfang geschlagen hat.

Wenn über Johannes R. Becher berichtet wird: „Seine politische Dichtung zog ihm mehrmals Strafverfolgung wegen

Hochverrats zu. Seine unpolitische Lyrik gehört zu den bezeichnendsten Äußerungen der jungen Generation", so darf, nein muß gepfiffen werden. Das ist peinlich, weil ressentimental — und dabei falsch. Denn natürlich gehört Bechers revolutionäre Dichtung „zu den bezeichnendsten Äußerungen der jungen Generation"; seine unpolitischen Gedichte sind nicht mehr wesentlich, für sein Charakterbild in der Geschichte.

Borchardt, Däubler, Dehmel, Dietzenschmied, Engelke, Leonhard Frank werden im Ganzen richtig beurteilt; jedenfalls ist der Grundzug ihres Wesens erfaßt. Hermann Kesser und Arthur Holitscher scheinen mir zu oberflächlich behandelt; jener muß sich mit einem Personal- und Sachregister begnügen, diesem wird nachgesagt, er habe unter anderm Novellen „im Stil der französischen Symbolisten" geschrieben (was ich für halb wahr, also für besonders falsch halte) „sowie eine Anzahl Schriften, in denen er für Sowjetrußland eintritt (so ‚Es geschah in Moskau' 29)". Das Buch kennt der Herr Berichter aber nur vom Hörensagen; denn es ist ein Roman, der in Moskau spielt, der darstellt und nicht „eintritt".

Auch ein paar „richtiggehende" Stilblüten, wie sie Witzblätter gerne bringen, sind dem leipziger „Je sais tout" unterlaufen. „Die Revolution riß Max Barthel in eifrige politische Tätigkeit, infolge deren er ins Gefängnis kam." „Albert Ehrenstein trat als Vertreter einer Auffassung des wiener Lebens hervor, die im Gegensatz zu der herkömmlichen steht." Sowas erfreut Herrn Oberstudienrat Hannemann und meine Tante Cielchen!

Und endlich S. J., „Jacobsohn, Siegfried ... Theaterkritiker und Schriftleiter"! Zu seinen kernhaft-tiefen und dabei tänzerisch-beschwingten Theaterkritiken, dieser schöpferischen Chronik der deutschen Schaubühne, meint Brockhaus mit bemerkenswertem Lakonismus, sie seien „eigenartig gefaßt"; seine ‚Weltbühne' registriert er als „eine unabhängige Zeitschrift voll scharfen Widerspruchsgeistes". Den sie nunmehr spielen lassen müßte, bis die Neuauflage eine weniger ärmliche Glosse über das Lebenswerk eines großen Publizisten bringt.

Noch etwas über die Schauspieler; hier wendet Brockhaus Diktatur an oder sein Referent — die Schlampigkeit. Krauß steht drin; George fehlt. Ernst Deutsch ist behandelt, Klöpfer mitnichten. Über Erich Engel fand ich einen guten Satz (im Brockhaus-Stil): „Er führte den Theaterstil aus dem starren Schematismus zu einer neuen sinnerfüllten Wirklichkeit ..."

Zum Schluß die Frage: Wer ist Dichter und wer Schriftsteller? Wo beginnt oder endet dieses oder jenes Bereich? Der Brockhaus wendet kindliche Willkür an: Warum ist Gerhart Hauptmann Dichter; Leonhard Frank Schriftsteller und Ernst Jünger gar politischer Schriftsteller? Das ist wenig schön und für die noch ausstehenden Bände zu beachten.

Viel schöner, nein, wirklich großartig ist das Handwerkliche: Bildwahl, Reproduktion, Material und Gliederung. Das könnte mich verlocken, noch einmal die zehn Bände durchzuackern. Ein andres Mal, wenn ich das nächste Datum eilig brauche.

Schnipsel von Peter Panter

Es ist die Aufgabe des historischen Materialismus, zu zeigen, wie alles kommen muß — und wenn es nicht so kommt, zu zeigen, warum es nicht so kommen konnte.

*

Was die Leute pervers nennen, das läßt sich von einem geübten Sexualpsychologen leicht auflösen. Aber wirklich pervers, gegen den Strich, gegen die Natur... da gibts wenig. Von dem wenigen ist die ältere Amerikanerin, die über Sittlichkeit spricht und urteilt, wohl das allerekelhafteste, was zur Zeit auf der Erde herumsitzt.

*

In der Ehe pflegt gewöhnlich immer einer der Dumme zu sein. Nur wenn zwei Dumme heiraten —: das kann mitunter gut gehn.

*

An einem Rausch ist das schönste der Augenblick, in dem er anfängt, und die Erinnerung an ihn.

*

Wie rasch altern doch die Leute in der SPD —! Wenn sie dreißig sind, sind sie vierzig; wenn sie vierzig sind, sind sie fünfzig, und im Handumdrehn ist der Realpolitiker fertig.

*

Das schlimmste Verbrechen, das Hitler begangen hat: er hat die echte Jugend in seiner Partei verraten.

*

Spengler, dieser Karl May, der Philosophie. Er hat keine Heldentaten verrichtet, er hat sie nur prahlend aufgeschrieben. May war übrigens bescheidener und schrieb um eine Spur besser.

*

Reden können; gut sprechen; einen Saal zu „haben" — das ist eine der niedrigsten Fähigkeiten, die es gibt. Sie ist in Deutschland so selten, daß der gute Redner stets angestaunt wird. Für einen Menschen und nun gar für eine Sache besagt die Tatsache, daß einer gut reden kann, noch gar nichts.

*

Als Kind sah ich einst vom Fenster eine Messerstecherei. Der Gestochene, ein Mann mit großem, gelben Bart, lief brüllend über den Damm. Mir schlug das Herz. Ich weiß es ganz genau: eine Lustempfindung war das nicht. Aber der kleine Gott der Lust, der in der Nebenkammer schlief, drehte sich unruhig um. Schreck über vergossenes Blut, das ich nie vergießen möchte — das reicht so tief hinunter wie die Lust. Wohl bei allen Menschen. Man beobachte Frauen während eines Krieges.

*

Einer schönen Frau zuzusehn, die sich anzieht, das ist so schön wie der Anblick junger, spielender Raubtiere. Alles geschieht im höchsten Ernst und ist doch Spiel. (Oho!) Ja, ich weiß schon.

*

Jede Frau darf beten. Ein Mann, der betet, muß sehr dumm oder sehr weise sein.

*

Wenn man vom Papst als vom Doktor Ratti sprechen wollte und von den Offizieren stets ohne Titel, die sie ja auch dann noch mit sich herumschleppen, wenn sie Filmdirektoren geworden sind; wenn Richter ohne Talare Recht sprechen müßten, kurz: wenn man die künstlich zur Feierlichkeit aufgeblasene Tätigkeit gewisser Leute auf den Alltag reduzierte —: das wäre bitter für die Beteiligten. Aber keine Sorge: wer keine Uniform hat, bewundert sie wenigstens.

*

Die Menschen sind so geartet: Wenn ihnen einer sagt, daß Herr X. befördert wurde, so imponiert ihnen das ungeheuer. Wer ihn befördert hat, danach fragen sie gar nicht.

*

Eine Geschichte? Dies ist eine schöne Geschichte:

Ein amerikanischer Milliardär hatte einen Auto-Unfall und verlor dabei ein Auge. Er ließ sich ein Glasauge machen. Und als er damit am ersten Tage wieder ins Bureau kam, fragte er seinen Sekretär: „Nun möchte ich doch mal hören... Welches ist das Glasauge?" Der Sekretär sah ihn einen Augenblick an und sprach: „Das linke." — „Alle Wetter!" sagte der Milliardär. „Woher wissen Sie das?"

„Das linke hat eine Spur von Herz", sagte der Sekretär.

Der Mann, der verzeiht . . . von Alice Ekert-Rothholz

Es gibt Männer, die fliegen auf ein oberbayrisches Abendkleid.
Es gibt Waschlappen mit ohne Persönlichkeit.
Aber vor einem Mann fliehe meilenweit!
Das ist der Mann, der dir alles verzeiht.

Betrüge ihn mal! Und du hast den Salat.
Der Mann, der verzeiht, ist ein erotischer Studienrat:
„Hm, hm. Deine Führung, mein Kind, ist zwar Nummer vier.
Aber, mein Kind, ich verzeihe dir!"
— Was heißt hier verzeihn?

Und nun fängt seine Verzeihung an.
Im Bett. Im Ernst. In der Untergrundbahn.
Du stehst machtlos. Wie ein Dieb vor unmenschlich edlen Klägern.
Er ist eine Madonna mit Hosenträgern!
Mach was —!

Du betest: „Er soll mich verhauen! Einsalzen! Noch vorher ermorden!"
Jener trieft vor Milde... Alles allright.
Er verzeiht dir auch weiter die ganze Zeit —
Aber er ist ein Ausländer im Gefühl geworden...
Vorbei.

Schon wie er dich ansieht! Wie eine fremde Stadt...
Er denkt dauernd: „Ob sie es auch noch mit anderen hat...?"
Er sagt sich gewaltsam: „Wichtigkeit!"
Und er verzeiht aus männlicher Eitelkeit.
Merkst du was?

Er verzeiht auch, daß du gequält und zurück bist.
Er verzeiht dir, daß er das bessere Stück ist...
Er bespitzelt dich... du tust ihm fast leid.
Aber viel mehr tut ihm leid, daß er verzeiht.
— Ach, wie leid!

Es gibt Männer, die passen dir nicht. Wie ein Kleid.
Sie sind zu lang, zu eng, zu garniert, zu breit...
Aber vor einem Modell fliehe meilenweit:
Das ist der Mann, der dir alles verzeiht.

Bei dem gibs auf! Diese Rechnung wird niemals glatt!
Denn er verzeiht nicht, daß er verziehen hat.

Weltretter oder -verderber Henry Ford

von Werner Hegemann

Der Ehrgeiz jedes bessern Amerikaners ist ein Pierce-Arrow- oder ein Packard-Automobil. Aber Amerikas Ehrgeiz erschlafft. Der Jahresverlust der Packard Motor Car Company ist von 0,71 Millionen Dollar im Jahre 1930 auf 9,65 Millionen im Jahre 1931 emporgeschnellt. Die Automobilindustrie der Vereinigten Staaten kann heute neun Millionen Wagen im Jahre erzeugen, aber nur zwei Millionen absetzen. Mit dieser Begründung wurden die Aktionäre der großen Studebacker Automobilfabrik zu Abschreibungen und Kapitalzusammenlegung eingeladen. Mit derselben Begründung könnten dreiviertel des Kapitals der gesamten Automobilindustrie als Fehlanlage bezeichnet werden. Selbst entschlossene Anhänger der freien Wirtschaft dürfen fragen, ob sich derartige Riesenopfer bei etwas planmäßigerer Wirtschaft nicht vermeiden ließen.

Angesehene Verkehrs- und Wirtschaftspolitiker halten diese große Fehlanlage und das mit ihr verbundene große Geschäft auf Abzahlungen, die sich heute als nicht eintreibbar erweisen, für eine der Hauptursachen der Weltkrise. In den Vereinigten Staaten gab es im Jahre 1930 23 042 840 Personenautos. Die meisten dienten Luxuszwecken. Das amerikanische Volkseinkommen wurde 1930 noch auf dreihundert Milliarden Mark geschätzt. Davon wurde etwa ein Fünftel für den jährlichen Unterhalt der Luxusautomobile benötigt, wozu noch die Zinsen und wachsenden Risikoprämien für die auf Vorschuß gekauften und in der Krise nicht mehr abzahlbaren Wagen gerechnet werden müssen. Um Amerikas wirtschaftliche Zukunft vor dieser ruinösen Belastung zu schützen, wurde vorgeschlagen, künftig von jedem Autobesitzer den Nachweis zu fordern, daß ihm sein Wagen für berufliche Zwecke unentbehrlich ist, und die verbleibenden zwanzig Millionen Wagen (im ehemaligen Marktwerte von rund fünfzig Milliarden Mark) zu verschrotten. Bis sich Amerika zu diesem Milliardenopfer entschließt, werden in Europa die amerikanischen Irrtümer gläubig nachgeahmt werden. Die Amerikaner helfen sich einstweilen durch allmählichen Abbau. Statt neue Wagen zu kaufen, werden die alten bis aufs letzte abgenutzt. 1931 waren schon eine halbe Million Wagen weniger in Benutzung als 1930.

Der ungekrönte Kaiser von Amerika, Henry Ford, hat zwei gigantische Versuche zur Steigerung des Absatzes seiner Automobile gemacht: Belebung des amerikanischen Innenmarktes und Schaffung eines aufnahmefähigen europäischen Marktes. Er hat unter dem Beifall aller Kleinwagenliebhaber nachgewiesen, daß der gesteigerte Verkauf von Fordwagen eine Notwendigkeit der internationalen Moral ist. Im Frühjahr 1932 versandte Henry Fords deutscher Verleger, Paul List, gedruckte Einladungen zum Kauf der fünfzehnten Auflage des Fordschen Buchs: „Und trotzdem vorwärts!" mit der Ankündigung: „Dies Lehrbuch aus jüngster Zeit — eines gigantischen Kampfes gegen Konkurrenz und Weltdepression, Bank- und Börsenübermacht — trägt alle Voraussetzungen in sich, daß es eine Mission erfüllen wird. Es verkündet klar und ehern

die Gesetze einer kommenden Wirtschaftsordnung, die sich nicht aufhalten läßt." Fords Erfolge und Mißerfolge in Amerika und Deutschland machen die Frage dringend, ob die von ihm gebrachte neue Wirtschaftsordnung menschenwürdiger oder wenigstens planvoller ist als die widerliche alte.

Bernard Shaw hat die erzieherische Wirkung gerühmt, die das Automobil auf viele moderne Menschen ausübt. Lange hat man auch in Amerika wenige Dinge mit mehr Stolz hervorgehoben, als daß es dort dreiundzwanzig Millionen Automobile gibt. Lange galt dort auch im Kampf gegen den Alkohol das Benzin als das beste Gegengift. Erst seit dem Ausbruch der großen amerikanischen Krisis wurde die Frage laut, ob nicht Benzin vielleicht mehr Unheil und Verblödung und weniger Freude gebracht hat als Alkohol. Das Benzin, so heißt es plötzlich, hat mehr Menschen umgebracht oder verkrüppelt, hat mehr Familien bankrott gemacht, mehr Leute vors Gericht gebracht als das verbotene Bier. Wenn Erwachsene nicht mehr in die Kirche gehen und kein Buch mehr lesen, und wenn die Jungens immer noch die Schule schwänzen und die Mädels auf den Strich gehen, so soll heute weniger der Alkohol als das Benzin dafür verantwortlich sein.

Obgleich die Zahl der amerikanischen Kraftwagen im Jahre 1931 um etwa zwei Prozent zurückging, nahmen in derselben Zeit die Verkehrsunfälle um etwa 3,3 Prozent zu. Seit 1917 sind in den Vereinigten Staaten durch Verkehrsunfälle auf den Straßen über 300 000 Menschen ums Leben gekommen. Nach den Mitteilungen der größten Versicherungsgesellschaft in USA., „The Travellers Insurance Co.", wurden im Jahr 1931 34 400 Menschen durch Automobilverkehrsunfälle getötet und 997 000 verletzt. In den achtzehn Monaten von Juli 1930 bis Dezember 1931 tötete das Automobil mehr Amerikaner, als während achtzehn Monaten des Weltkrieges in den Schützengräben umgekommen sind.

Die Untersuchung eines typischen amerikanischen Dorfes ergab, daß in den dreiundfünfzig Haushaltungen des Dorfes zweiundfünfzig Kraftwagen benutzt wurden, ungerechnet die Lieferwagen und Traktoren. Mehr als ein Viertel des gesamten Dorfeinkommens wurde für Automobilkosten verausgabt. Nur sieben von den zweiundfünfzig Wagen waren für Berufszwecke notwendig. Mindestens vierzig der Besitzer konnten sich ihren Wagen nur unter großen Entbehrungen auf andern Gebieten leisten. Neunundzwanzig von den dreiundfünfzig Familien hatten weder Badewanne noch Wasserklosett. Ihr kultureller Stand war tiefer als vor zwanzig Jahren. Der einzige Fortschritt war Automobil und Radio. Der Besuch der nahen Stadt im Auto diente fast ausschließlich Einkäufen, Kinobesuchen und Dauerwellen. Infolge der Unkosten, die das Auto verursachte, soll der Besuch höherer Schulen abgenommen haben. Ein Knabe, der in seinem einundzwanzigsten Jahr noch kein Automobil besitzt, gilt als hoffnungslos. Von den drei Haushaltungen, in denen die Schlagzeilen der Zeitungen und eine gelegentliche Kitschnovelle nicht die einzige Lektüre darstellten, besaßen zwei kein Automobil.

In frühern Jahren war der offene Wagen auf noch mangel-

haft entwickelten Straßen eine unerschöpfliche Quelle von Abenteuern in frischer Luft. Und die Motorstörungen auf der Straße machten aus den jugendlichen Fahrern angehende Ingenieure. Heute haben die geschlossenen Glaskästen (Limousinen) die offenen Wagen großenteils verdrängt, das Fahren auf den teuer gepflasterten Straßen ist zur Routine geworden, und die Motoren sind so zuverlässig, daß die wenigsten Fahrer die Einzelheiten ihrer Maschine je kennen lernen. Das alte Picknick im Freien wurde durch zahllose Wirtshäuser längs der Straßen verdrängt. Die Abenteuer, die einst unvermeidlich zum Überlandfahren gehörten, werden seit langem schon sorgfältig und bequem vermieden. Der Autobesitzer folgt der glatten und grellen Zementstraße zwischen großen Reklameschildern und verbotenen Alkoholkneipen, erledigt seine siebzig Kilometer die Stunde und denkt an die nächste Panne der Gummireifen. Das Auto braucht er, um seine freie Zeit totzuschlagen und um den gutbürgerlichen Eindruck zu machen, der zum Leben des amerikanischen Babbitt gehört. Teurer hätte die amerikanische Flucht aus der Langeweile in das Spießertum nicht bezahlt werden können als mit dreiundzwanzig Millionen Kraftwagen, die mehr als fünfzig Milliarden Mark Anschaffungskosten und beinahe ebenso viel jährliche Unterhaltungskosten erfordern.

Ford predigte seinen Gläubigen den demokratischen „Kraftwagen für jedermann". Ford verkündete das Evangelium der hohen Löhne, die es auch jedem Arbeiter ermöglichen sollen, sein Auto zu kaufen. Als die große Krisis einsetzte, versicherte Ford, daß er die Löhne seiner Arbeiter nicht verringern werde, daß sieben Dollar am Tag der Mindestlohn sein solle und daß er seine neuen Modelle so gut wie ohne Profit verkaufen werde, um damit seinen Beitrag zur Niederringung der Wirtschaftskrisis zu leisten. Die amerikanische Zeitschrift ‚The New Republic', die man die amerikanische ‚Weltbühne' nennen könnte, hat im März einen Aufsatz veröffentlicht, der die Schattenseiten von Fords System aufdeckt. Noch 1928 versicherte Ford, die Fünftagewoche habe sich bewährt und er werde künftig den Fünftagearbeitern einen gesteigerten, einen Sechstagelohn zahlen. Die Aufseher stachelten die Arbeiter zu gesteigerten Leistungen an, damit diese Lohnsteigerung verdient würde. Mit der Fünftagewoche wurde die Leistung von sechs Tagen erreicht und dann der Ertrag sogar noch darüber hinaus gesteigert. Aber das Versprechen der höhern Löhne wurde nicht erfüllt. Statt dessen wurden in der großen River Rouge Fabrik dreißigtausend Arbeiter entlassen. Sie waren durch die gesteigerten Leistungen ihrer Kollegen überflüssig geworden.

Fords River Rouge Fabrik kann bei voller Leistung 120 000 Arbeiter beschäftigen. Heute ist ihre Zahl auf 25 000 zurückgegangen. Nach einer Veröffentlichung des städtischen Arbeitslosenamtes von Detroit sind ein Drittel der dort zu unterstützenden Arbeitslosen frühere Fordarbeiter. Nach Schätzung des Amtes hatte die Stadt im Januar 1931 720 000 Dollar für die Unterstützung Henry Fords, das heißt der von ihm nach Detroit gelockten und dann wieder entlassenen Ar-

beiter, zu zahlen. Anfang 1929 gab Ford bekannt, er wolle dreißigtausend Mann neu einstellen. Von überall her strömten die Arbeiter nach Detroit, viele mit ihren Familien; viele opferten ihr Letztes für die Fahrkarte zu Ford. Tag und Nacht standen die Arbeitsuchenden im Frostwetter vor der Fordfabrik. Einige Hundert wurden eingestellt, die übrigen wurden mit der Feuerspritze weggejagt. Am 16. März 1932 las man in der amerikanischen Presse:

Dreitausend Arbeitslose unternahmen einen ‚Hungermarsch' in der Nähe der Ford-Fabrik in Dearborn, Michigan. Die Polizei wurde durch Fords Privatarmee unterstützt. Sie begann den Kampf mit Tränenbomben und Feuerspritzen, bei Frostwetter. Dann schoß die Polizei, zuerst über die Köpfe der Marschierenden und schließlich in ihre Massen. Vier Arbeitslose wurden getötet und viele verletzt.

Auch die Art, wie die Arbeiter in Fords Fabriken gehetzt werden, erzeugt böses Blut und viele Unglücksfälle. Ford hat sein eignes Krankenhaus, „das ebenfalls am laufenden Band arbeitet". Die Zeitungen von Detroit veröffentlichen keine Unfallisten. Die Arbeiter der River Rouge Fabrik glauben an ein Todesopfer am Tag. Der schnellen Arbeit zuliebe werden auch Schutzvorrichtungen wieder abgeschafft, wenn sich nach ihrer Einführung eine Verringerung der Maschinenleistung ergibt. Die amerikanische Gesetzgebung schützt den Arbeiter nur ungenügend gegen Unfälle. Oft bekommt ein bei Ford verkrüppelter Arbeiter statt der Entschädigung nur eine Wiedereinstellung, aber auch die nur für kurze Zeit. Im Frühling 1931 wurden Arbeiter, die keine Fordwagen erwarben, entlassen. Trotz den Protesten der Ford Company veröffentlichte eine detroiter Zeitung immer neue Klagebriefe derart entlassener Arbeiter. Andre Arbeiter ließen sich bewegen, einen Fordwagen auf Abzahlung zu erwerben. Aber sie wurden einige Monate später entlassen und verloren mit dem Wagen die ersten Anzahlungen, die sie darauf geleistet hatten.

Der Rückgang des amerikanischen Absatzes ließ die amerikanischen Automobilfabriken hoffnungsvoll nach Europa blikken. Seit 1930 hat Ford dreißig Millionen Mark neue Aktien seiner englischen Motor Company Ltd. verausgabt und hat dafür neunzig Millionen Mark eingenommen. Damit erbaute Ford in England (Dagenham) eine Fabrik, die jährlich 200 000 Wagen erzeugen kann. Von allen Fabriken zusammen hat aber der britische Markt heute erst 45 000 ähnliche Wagen in Betrieb, wozu noch 40 000 sogenannter „Baby"-Wagen (mit weniger als zehn Pferdekräften) kommen. Dieser gesamte britische Bestand kann also durch Fords neue Leistungen in einem Jahre auf das Dreifache gebracht werden.

Fast ein Viertel der neunzig Millionen Mark, die Ford in seine englische Fabrik steckte, dienten zum Abschreiben von Verlusten, die er vorher mit einer Traktorenfabrik in Irland erzielt hatte. Während Ford seine englische Fabrik mit riesigen Mitteln erweiterte, gingen die Preise ihrer Aktien von dreiundneunzig auf einundzwanzig Shilling herab. Ford hatte sein englisches Riesenunternehmen zwar früh genug in Angriff genommen, um es noch vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch der Welt zu vollenden,

aber nicht früh genug, um ihm auch noch Absatzmärkte zu sichern. Auch soll Fords englisches Unternehmen nicht etwa ganz Europa versorgen, sondern er hat seine Vertriebsgesellschaften in Frankreich, Deutschland, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Finnland, Spanien, Italien und der Türkei zum Teil auch mit Fabriken ausgestattet. Die große festländische Fordfamilie wird von einer Muttergesellschaft in Luxemburg zusammengehalten.

Die Fähigkeit Europas, Automobile zu kaufen, war schon 1931 sehr gering. Auf der Generalversammlung der englischen Ford Company, im April 1932, verkündete ihr Sir Percival Perry, daß sogar der Verkauf der Fordschen Traktoren 1931 um sechzig Prozent im Weltdurchschnitt zurückgegangen sei.

Vielleicht hätten durch Planwirtschaft die ruinösen Übersteigerungen der amerikanischen Automobilerzeugung in ihrer Heimat und in Europa vermieden und damit viele Milliarden für wichtigere Zwecke gerettet werden können? Vielleicht ist grade im Gegenteil diese amerikanische Entwicklung ein Beweis für die Schwäche des Planwirtschaftsgedankens. Eine gut geleitete Planwirtschaft hätte wahrscheinlich einen Mann wie Henry Ford an die Spitze der Automobilerzeugung gerufen. Die fünfundzwanzigjährigen Erfolge seiner Geschäftspolitik und der gründlichen, langsamen, aber sichern Weiterentwicklung seiner Erzeugnisse hätten Ford wie niemand anders zu einer solchen Führerstellung legitimiert. Vielleicht wäre es kaum ohne das System der freien Wirtschaft möglich gewesen, nachzuweisen, daß eine andre als die Politik Fords bessere Ergebnisse erzielen kann. Dieser Nachweis ist Fords Konkurrenten, General Motors (Chevrolet) und Chrysler, im freien Wettbewerb gelungen. Ohne diesen Wettbewerb hätte Ford sein sechzehnmillionenfach verbreitetes, uniformhaft schwarzes Modell T bis an sein Lebensende weiter gebaut. Als seine mächtigen Rivalen ihn endlich zu einem bessern Modell zwangen, brauchte Ford anderthalb Jahre, um den neuen Wagen verkaufsfertig zu machen. Während dieser kostspieligen Umstellung blieben seine Werke für ein halbes Jahr ganz geschlossen. Als Ford endlich mit seinem neuen Modell A herauskam, dessen Lebenszeit er auf ein Jahrzehnt veranschlagte, waren ihm seine beiden Rivalen mit viel schneller geschaffenen und bessern Modellen (mit sechs Zylindern statt vier, geräuschlosem Motor und Freilauf) zuvorgekommen. Selbst entschlossene Anhänger Fords wurden ihm damals untreu. Und wer ihm treu blieb, konnte von ihm nicht schnell genug beliefert werden, so daß die bereits eingelaufenen Bestellungen wieder rückgängig gemacht wurden: Ford konnte von seinem neuen Modell nicht wie von seinem alten achttausend am Tag, sondern nur tausend erzeugen. Auch in Europa sind ihm seine Konkurrenten mit brauchbaren Kleinwagen zuvorgekommen. In beiden Fällen hat Ford riesige Verluste erlitten, die kaum wieder gut zu machen sind.

Die ungeheuren Kapitalaufwendungen, die mit der Entwicklung des Automobilwesens verbunden sind, zeigen sich nicht nur im Bau der Wagen und in der Ölindustrie, sondern auch im Straßenbau. 1930 wurden in den Vereinigten Staaten

6,7 Milliarden Mark für 1,12 Millionen Kilometer Automobilstraßen verausgabt.

Henry Ford „verkündet klar und ehern die Gesetze einer kommenden Wirtschaftsordnung, die sich nicht aufhalten läßt". Diese Unaufhaltsamkeit bedroht Deutschland im Augenblick auf eine besondre Weise. Verschiedene Programme für Arbeitsbeschaffung wollen uns unvermeidlich nicht nur mit neuen sinnlosen Kanalbauten, sondern mit großen Automobilstraßenbauten beglücken. Professor Helm hat berechnet, daß schon jetzt mindestens jährlich eine Milliarde für planlose Verdoppelung bereits vorhandener Verkehrsmöglichkeiten ausgegeben wird. Auch beim Bau neuer Automobilstraßen, der uns bevorsteht, muß sorgfältig geprüft werden, ob sie uns nur in das neue Reich von Fords Wirtschaftsordnung hineinführen sollen, oder ob sie wirklich notwendige Ergänzungen unsres heute schon großenteils leerlaufenden Verkehrssystems darstellen.

Wochenschau des Rückschritts

— Trotz der Vorladung des Ministerpräsidenten Röver vor Freiherrn von Gayl bleibt die nationalsozialistische Hilfspolizei in Oldenburg vorläufig bestehen.

— Wie aus den Waffenfunden bei Kassel hervorgeht, benutzen die Nationalsozialisten jetzt auch Panzerwagen zu ihren Überfällen.

— Die schwedischen Nationalsozialisten haben zum ersten Mal Kandidaten für den Reichstag nominiert.

— Im Zusammenhang mit den königsberger Vorfällen wurden zwei Nazis verhaftet, von denen der eine einen Revolver und einen Gummiknüppel, der andre einen Totschläger bei sich führte. Der erste wurde zu zwei Wochen und drei Tagen, der zweite zu fünf Tagen Gefängnis verurteilt. Beiden wurde gegen Zahlung einer Geldbuße von dreißig bzw. zwanzig Mark Strafaufschub auf drei Jahre gewährt.

— Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Buchwitz, der in einer Versammlung, bedrängt von einem Trupp Nationalsozialisten, zwei Schüsse in die Luft abgegeben hatte, wurde zu drei Monaten Gefängnis wegen unbefugten Waffenbesitzes verurteilt.

— Nachdem der bisherige Schlichter Wissell aus seinem Amt entfernt worden ist, plant man nunmehr, Werkstarife mit einer „unteren Lohngrenze" einzuführen.

— Die Firma Robert Bosch in Stuttgart bevorzugt bei der Einstellung junger lediger Arbeiter und Angestellter solche Bewerber, die während ihrer Arbeitslosigkeit am freiwilligen Arbeitsdienst teilgenommen haben.

— In Oldenburg ist die Vorführung des Russenfilms „Der Weg ins Leben" wegen zu befürchtender „Störung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit" verboten worden.

— Angeblich auf Grund des Burgfriedens wurde ein Vortrag von Hans Gottfurcht aus dem Zentralverband der Angestellten über „Gewerkschaftsarbeit in der Krise" abgesetzt.

Wochenschau des Fortschritts

— Die kommunistische ‚AIZ' war von dem berliner Polizeipräsidenten Melcher wegen eines Passus über den zivilen Luftschutz auf vier Wochen verboten worden. Auf Grund eines auf Veranlassung von Doktor Apfel erstatteten Gutachten Professor Alsbergs hat der Polizeipräsident das Verbot zurückgenommen und sich mit der Veröffentlichung einer Erklärung begnügt, die Mißverständnisse über den beanstandeten Satz ausschließt.

Bemerkungen

Die Grundsätze des Doktor Schacht

Eine Berühmtheit a. D. läuft immer Gefahr, in Vergessenheit zu geraten. Auch Doktor Schacht, dem Währungskommissar, Reichsbankpräsidenten und „Tributsachverständigen" drohte dieses Schicksal, als er beim Abschluß des Youngvertrages, an dessen Zustandekommen er anfangs regen Anteil genommen hatte, mit lautem Knall die Tür des Reichsbankpräsidiums hinter sich zuwarf. Durch Vortragsreisen in den USA, durch sein Auftreten auf der Tagung der Harzburger Front, durch das Erscheinen bei vertraulichen Sitzungen von Handelskammern und bei Ministerbesprechungen ist es ihm gelungen, sich immer wieder in den Vordergrund zu schieben. Heute spricht man von Schacht als künftigem Reichsbankpräsidenten und morgen als Finanzdiktator; einmal geriert er sich als nationalsozialistischer Propagandist, das andre Mal begegnen wir ihm als internationalem Währungstheoretiker. Herr Schacht kann von sich sagen, daß er unsre widerspruchsvolle Zeit aufs trefflichste verkörpert. Es gibt im politischen Leben wohl kaum eine Persönlichkeit, die so reich an Widersprüchen ist wie dieser ehemalige Demokrat, der jahrelang in vollster Übereinstimmung mit dem Reparationsagenten das eigentliche Organ der deutschen Erfüllungspolitik gewesen ist und nun mit den schärfsten Worten gegen die Erfüllungspolitiker polemisiert.

In Schachts neuer Streitschrift „Grundsätze deutscher Wirtschaftspolitik" werden einzelne seiner Bekenntnissätze wenige Zeilen später von ihm selbst widerlegt. „Die Bezahlung der Kriegstribute aus gepumptem Gelde war ein politischer Unfug". Weiter unten heißt es dann: „Ich spreche selbstverständlich über die Tributzahlungen hier nur vom Standpunkt der wirtschaftlichen Vernunft und lasse die Tatsachen des außenpolitischen Zwanges beiseite, dem die wirtschaftliche Vernunft hat nachgeben müssen." Herr Schacht muß den „politischen Unfug" natürlich verteidigen, weil er ihn selbst mitgemacht hat; aber was in aller Welt hat er dann bei den Harzburgern zu suchen?

An einer andern Stelle seines Buches wird der nationalen Bewegung nachgerühmt, sie bringe dem Deutschen wieder bei, daß sie „Kameraden sind und darum menschliche Pflichten gegeneinander haben". Worin sollen denn diese gegenseitigen Pflichten bestehen, wenn jeder, wie Herr Schacht dies von sich selbst sagt, „nur arbeitet, soweit der Ertrag ihm und seiner Familie zugute kommt".

Dem ehemaligen Reichsbankpräsidenten, der seine Amtswohnung mit einem Aufwand von achthunderttausend Mark ausbauen ließ, steht es schlecht an, sich immer wieder über den „Luxus" gemeinnütziger Einrichtungen zu entrüsten. Gradezu aufreizend wirkt es aber, wenn Schacht als Bußprediger verkleidet der „trägen Masse" verkündet: „Und wenn das Recht auf Arbeit auch in der Weimarer Verfassung verankert ist, so wollen wir nicht vergessen, daß die Pflicht zur Arbeit im Alten Testament verankert ist, wo es heißt, daß wir im Schweiße unsres Angesichts unser Brot essen sollen". Wem sagen Sie das, Herr Schacht?

Bernhard Citron

Der Terror in Peru

Vor einiger Zeit habe ich in der ‚Weltbühne' auf die furchtbaren Verfolgungen hingewiesen, denen die Apristen Perus nach der Präsidentenwahl ausgesetzt sind. Auf die Verhaftung der apristischen Abgeordneten, die Jagd auf den Führer der Apra, Haya de la Torre, auf die Verbannungen aus Peru in die miasmenträchtigen Tropenwälder. Verlassen, Hunger und Fieber preisgegeben, stöhnen Hunderte von Männern, Frauen und Kin-

dern in der feuchtheißen Tropenkolonie Madre de Dios.

Seither sind die Verhältnisse noch viel schrecklicher geworden. Ich erhielt vor einiger Zeit den Brief eines Freundes aus Buenos Aires, und kaum hatte ich die neuen Schreckensnachrichten gelesen, da meldeten die Blätter, daß der Präsident von Peru, Sanchez Cerro, seinen Gegenkandidaten Haya de la Torre niedergeschossen habe bei einem Besuch im Gefängnis. Das heißt also, daß der Präsident seinen unbewaffneten Gegner niedergeknallt hat. Man hatte den Apristenführer von Ort zu Ort gehetzt, seine Freunde hatte man gefoltert, um den Aufenthalt des Geächteten zu erfahren, und ihn schließlich in dem peruanischen Badeort Miraflores gefaßt. Selbstverständlich hat man in dem Bureau der Apra „kommunistische Schriften" gefunden, während diese Organisation so viel mit der kommunistischen Bewegung zu tun hat wie ich mit Adolf Hitler. Aber die Apra wird einfach mit dem Kommunismus identifiziert, damit die Diktatur Sanchez Cerro Grund hat, gegen die Organisationen des peruanischen Proletariats vorzugehen. Das geschieht denn auch mit so grauenhafter Brutalität, daß ich nicht aufhören werde, alle guten Geister gegen diese Torturen aufzurufen.

Es ist klar, daß Herr Sanchez Cerro so viel von der Idee des Kommunismus versteht wie Herr Doktor Feder von der deutschen Wirtschaft. Aber die Kommunistophobie ist heute sozusagen der weiße Käse der gesamten Weltreaktion. So hat denn auch die peruanische Reaktion ihren Rotkoller und läßt gnadenlos Menschen martern und erschießen. Die Regierung hat nicht nur unterm Standrecht die Kommunistische Partei Perus illegalisiert, auch die Gewerkschaften (Confederacion General de Trabajadores del Peru), die revolutionären Syndikate, die Rote Hilfe, alle Organisationen der Arbeiter und Bauern sind zerschlagen. Die Folterungen der verdächtigen Arbeiter, die sadistischen Quälereien, die Hungerpeinigungen, die Methoden der Ausweisungen von „feindlichen" Deputierten und Studenten sind über alle Maßen gräßlich. Es ist, als ob die Regierung bei Juan Vizente Gomez, dem „Patriarchen von Venezuela" in die Lehre gegangen wäre. Schon haben, wie in andern Ländern auch, gewisse Polizeigefängnisse traurige Berühmtheit erlangt. Eine bevorzugte Art der Quälerei scheint das Aufbinden der Hoden zu sein, so daß der Gefangene in Gefahr kommt, sich unter fürchterlichen Schmerzen selbst zu entmannen. „Die letzte Erfindung", schreibt mir der argentinische Freund, „besteht in der Vergiftung des Essens mit Bakterien." Auf diese Weise will man besonders verhaßte Abgeordnete schon auf dem Wege zur peruanischen Grenze vernichten.

Freunde, ihr müßt mir helfen, diese Untaten anzuprangern! Seit Jahren rufe ich um Beistand gegen den Terror in einer Reihe von Ländern Latein-Amerikas. Es ist nicht damit abgetan, daß ihr sagt: „Wir haben jetzt eigne Sorgen". Ich kenne gewiß unsre Sorgen und glaube Einiges getan zu haben, um sie aufzuzeigen. Aber wir werden dadurch nicht von unsern internationalen Verpflichtungen befreit. Wenn sie uns von jenseits des Ozeans um Hilfe bitten, morgen vielleicht brauchen wir ihren Schutz. Was heute drüben geschieht, kann morgen hier geschehen. Euch gehört die ganze Welt, wenn ihr eure Brüder, wo sie auch leiden, verteidigt. In Versammlungen, durch Artikel, durch Aufrufe, wo und wie ihr nur könnt, bitte ich euch, gegen die Marterungen zu protestieren!

Alfons Goldschmidt

Gottesdienst im Naziparadies

Aus dem völlig von den Nationalsozialisten beherrschten Bad Sachsa schreibt uns ein früherer Offizier am Wahlsonntag:

In der Kirche sitzen zwei Bauern neben mir. Während die Orgel ertönt, unterhalten sie sich ziemlich laut und ungeniert über den gestrigen Naziüberfall auf SPD-Leute, von denen zwei schwerverletzt ins Krankenhaus eingeliefert wurden. Die beiden Dickschädel lachen sich ob dieses großen Sieges freudig erregt zu. Ihre weiteren Ausführungen, zum Beispiel über Severing, den Mann, der ihnen bald die „letzte Kuh aus dem Stall wegsozialisiert hätte", wurden von dem beginnenden Gottesdienst unterbrochen. Und was nun aus dem Munde des Ortsgeistlichen Lindenberg folgte, war ganz aus demselben Geiste geboren. Da steht ein alter Mann auf der Kanzel und verherrlicht den „glorreichen Weltkriegsgeist", unsre „endlosen Kriegssiege" als eine Epoche, die wieder herzustellen unser einziges Ziel sein müsse. „Unter dem Zeichen des Kreuzes (warum nicht gleich deutlicher Hakenkreuz!) müssen die elenden Kerle, die den Heldengeist von 1914 auf meuchlerischste Art gebrochen, aus Deutschland vertrieben werden — wie Jesus den Tempel reinigte, so laßt uns heute Deutschland von denen befreien, die es von Jahr zu Jahr tiefer in den Sumpf getrieben haben."

Angewidert von diesem „Christentum" verließ ich die Kirche.

Sonntag nachmittag

Ich hasse den Sonntag nachmittag. Am Sonntag nachmittag rollen dicke Bürgerbäuche über geduldige Frauenleiber und zeugen die Sonntagskinder. So ein Sonntagskind bin ich.

Als ich noch klein war, kam Sonntags meine Tante, die mußte mich spazieren führen. Es war eine schiefgewachsene, vom Leben kleingetretene Frauensperson, der niemals ein Mann nahegekommen war. Sie hatte böse Falten um den Mund und roch nach rohen Kartoffeln. Seither hasse ich den Geruch der rohen Kartoffel. Sowie wir vors Haus kamen, nahm sie meine rechte Hand und klemmte sie fest in ihre linke. Das mußte sie, denn sie war arm. Darum luden sie meine Eltern am Sonntag zum Mittagessen. Darum mußte sie mich spazierenführen und meine Hand halten. Hätte sie losgelassen, dann wäre ich durchgegangen, und sie hatte doch die Verantwortung. Ich ging also nicht durch sondern neben ihr her, wie der Hund am Stachelhalsband neben dem geliebten Herrn, wie ein Tanzbär neben dem Bärenführer — nein, eben wie ein Kind neben seinem Peiniger. Sie sprach nichts — ich auch nicht.

Wir gingen immer den gleichen Weg. Am Sonntag nachmittag wollen alle Menschen leben. Darum gehen sie auf die Straße. Die Fenster stehn offen, alles will ans Licht. Die Wohnungen schütten ihren Gestank auf die Straße. Da liegt er träg und stinkt vor sich hin. Wir kamen in den Park. Dort ließ sie meine Hand los. Ich lief die schmalen, staubigen Wege, die rund um die grüne Rasenfläche krochen. Übers Gras lief ich nie, denn das war verboten. Da stand der Parkwächter und dort die Tante. Die Rasenflächen der Stadtgärten sind nichts andres als Kinderfallen. Ich aber ging schon nicht mehr in die Falle. Ich trieb in einer dicken Staubwolke und spielte Eisenbahn. Eisenbahn ist das Glück. Sie ist der Engel, der uns fortträgt in die Länder, die den Sonntag nachmittag noch nicht kennen. Sie

---

brüllt und wälzt dicken Rauch. Das tat ich auch, so gut ich konnte. Die Leute fluchten, schon war die Tante da, die Zange schloß sich, wir wanderten weiter. Dann brannte das Pflaster unter den Füßen, weit weg spielte eine Drehorgel: „Denkst du der Stunde..." Ich sagte: „Tante, ich möchte den Mann sehn, der die Drehorgel spielt" und „Tante, ich will" und „Tante, ich werde ...". Ich sprach zu ihr, obwohl ich wußte, daß sie sich den Teufel scherte, was ich wollte und würde. Sie gab nie eine Antwort.

Dann wurden die Schatten lang. Die Lichter wurden angezündet. Wir kehrten um und kamen noch einmal durch den Park. Jetzt schien er leer, aber in Wirklichkeit war er voll. Voll von Pärchen, voll von Geheimnissen. In diesem Park lernte ich auch die Liebe kennen. Sie lag mitten in der dunklen Rasenfläche und war ein Drache. Ich lief näher und sah plötzlich, daß der Drache sich häßlich und kriechend bewegte. Aber er kam nicht vom Fleck. Da bekam ichs mit der Angst und schrie. Von der einen Seite kam die Tante gelaufen, von der andern der Parkwächter. Da zerfiel der Drache in zwei, und die Stücke liefen nach entgegengesetzten Richtungen auseinander. Jetzt sah ich, daß es Menschen waren. Der Parkwächter brüllte, die Tante zerrte mich fort.

Heute bin ich ein Bureaumensch. Ich mache meine Werktagsarbeit gern und gut, wie sie sagen, aber meine Sonntage — das ist die Hölle. Andre Menschen würgen sechs Tage lang den Kuchen hinunter und freuen sich auf den Taler, den der liebe Gott, unser allgütiger Zuckerbäcker zur Belohnung in die Mitte hineingebacken hat. Für mich gibt es keinen Taler und keine Freude. Wenn ich also behaupte, daß ich nur darum ein unglücklicher Mensch geworden bin, weil es damals, als ich noch ein lebensfroher Rotzjunge war, die Freudehackmaschine, den Glückverzehrer: „Sonntag nachmittag" gab, dann ist es nicht einmal so gelogen, wie meine Frau behauptet. Wenn eine Drehorgel spielt, heul ich vor Wut. Wenn ich in den Park komme und da steht noch immer der dicke Parkwächter, dann überfällt mich nackte Mordlust. Bleib ich aber daheim und lese die Zeitung, und die Schatten werden lang, und ich schaue über den Rand meiner Zeitung weg auf meine Frau, die träg in den Abend starrt, dann ist es nicht mehr meine Frau sondern die alte Tante mit den bösen Falten um den Mund und den Raubtierklauen.

Vielleicht hätte ich nicht heiraten sollen, vielleicht ist es nur die sitzende Lebensweise, vielleicht ist meine Kindheit schuld, vielleicht sind es meine schlechten Nerven. Aber auch wenn ich das Leben in eine unendlich große Zahl von Vielleichtatomen zerschlage, das macht mir die Sache nicht leichter. Hilft mir das über den Sonntag nachmittag?

Hans Heller

Eben doch aus Budapest

Die deutschnationale Zeitschrift ‚Deutsche Zukunft' schreibt: „Unter dem Titel ‚Stimme, eine Sammlung von Aufsätzen' hat der als rassenreiner, nationaler Dichter bisher geltende Erwin Guido Kolbenheyer (geb. Budapest 1878) bei Georg Müller-München ein Buch erscheinen lassen, auf dessen Seite 13 zu lesen ist:

‚Aber indem wir Deutsche für den Glanz eines Kaiserreichs kämpften, dessen Sieg auch für uns innerlich unerträglich geworden wäre, haben wir, was noch vor wenigen Monaten unglaublich erschienen wäre, da wir bis zur Erschöpfung kämpften, eine freiere Staatsform errungen, die der deutschen Entwicklung so naturnotwendig geworden war, wie ehemals die Reformation dem deutschen Glaubenszeitalter...'

Damit ist Kolbenheyer für uns erledigt. Wir streichen seinen Namen aus unserem Gedächtnis. Die Judenschaft mag ihn entschädigen."

Was wird aus Rottach?

Ein Fall, dessen Folgen noch gar nicht abzusehen sind:

In Rottach am Tegernsee lebte ein Romandichter, feiner Mensch, der sammelte seit Jahren nebenher Erotica.

Nun bringt — soll ich „bekanntlich" sagen? — das Dichten nichts mehr ein — noch weniger leben kann man vom Sammeln erotischer Literatur: in diesem Frühling verließ der Dichter sein geliebtes Haus in Rottach und entfloh. Was er hinterließ: eine Schar kleiner Gläubiger — Kaufmann, Schneider, Wäscherin, Friseur — so ziemlich den ganzen Ort; was der Dichter ferner hinterließ: die köstliche erotische Bücherei.

Maulend kamen Schneider, Kaufmann, Wäscherin gelaufen, fanden die leergebrannte Stätte und . . . was tun angesichts der Pleite? Die Gläubiger teilten sich in die Bücherei.

Auf den Frühling folgt der Sommer — im Sommer strömen die Gäste zu aus Norddeutschland; die Eingesessenen sind um und um beschäftigt mit Laben und Bedienen der Fremden; man kommt nicht zum Lesen.

Aber dann? Im Herbst? An den langlangen stillen Abenden im Winter? Wenn der Frost draußen klirrt, das Plumeau des Schnees die Gegend erstickt?

Die Einwohner werden zu den Büchern greifen des entflohenen Sammlers . . .

Unabsehbar — die Perspektive: der Marktflecken so eng, die Sitten altväterlich, Tugend behütet von tausend geschlechtsneidischen Augen.

Dazu ein durch unpassende Lektüre erregter Bootvermieter — die Wäscherin geil — der Forstgehilfe brennend brünstig. — Verbuhlte Gastwirtin — ein unzüchtiger Briefträger — die Kaufmannsgattin läufig — ausgelassener Flurwächter — — sprich, o sprich: was soll aus Rottach werden?

Roda Roda

Titel

Neben einer Reihe prominenter Burgschauspieler wirkte ich einmal in einem Hörspiel am wiener Sender mit.

Die Regie war lieb und nett und dabei durchaus österreichisch zeremoniell. „Dürfte ich Sie bitten, Herr Hofrat Herterich, vielleicht einen halben Schritt näher ans Mikrophon zu treten," sagte der Regisseur auf der Probe.

„Gräfin Land, den letzten Satz vielleicht ein bisserl mehr zerdehnen." Oder: „Herr Professor Arndt, wenns ginge, das ganze vielleicht ein bisserl dämonischer . . . Sehr gut, jetzt wars ja schon fast ausgezeichnet." Zu dem ihn mit den Augen eines ältern albanischen Kindes anschauenden Raoul Aslan: „Na bravo, Herr Kammerschauspieler, das Singen kann so bleiben, aber vielleicht lassens die Melodie fort."

Als ich meinen Part zu sagen hatte, setzte er ein paar Mal an, um Ausstellungen zu machen, unterließ es aber, weil er anscheinend doch keine richtige Anrede wußte.

Aber plötzlich unterbrach er mich: „Ausgezeichnet, nur vielleicht ein bisserl weicher, Herr Norbert Schiller-Berlin."

Der Anhängewagen

Ich suche Manuskripte!!
Leichte Liebesromane ähnlich wie Courths-Mahler, Gert Rothber, Lehne u. a.

Spannende Kriminalromane in der Art wie E. Wallace, Walsh, Le Queux u. a.

Kriegs- und Spionageromane in der Art Remarque, Renn, Roland, Dorgelès u. a.

Die Manuskripte sind zum Buchverlag bestimmt. Umf. ca. 8—9000 Zeilen.

Verlagsbuchhandlung
J. G. Bläschke, Breslau 6,
Friedrich-Wilhelm-Str. 76.

‚Schriftsteller', Heft 6

Antworten

Schnellrichter. Der nationalsozialistische Landtagsabgeordnete Görlitzer war am 30. Juli in Neukölln verhaftet worden, weil er in seinem Auto einen geladenen Revolver versteckt hatte. Herr Görlitzer hat vor Ihnen behauptet, er habe den Revolver einem Pg. abgenommen, um ihn der Polizei zu übergeben. Sie haben Görlitzer freigesprochen, weil seine Behauptung nicht zu widerlegen sei. Wir wünschen jedem angeklagten Linksmann Richter von Ihrer Glaubensstärke.

‚Angriff'. Du schreibst in deiner Nummer vom 4. August: „Schon mehrere Male wurde Kamerad Lennertz von dem roten Gesindel überfallen und durch Messerstiche verletzt. Nacht für Nacht liegen Terrortrupps in der Umgebung der Wohnung unsres Parteigenossen bereit, um ihn bei günstiger Gelegenheit ‚fertig zu machen', wie es in der Gaunersprache dieses Volkes heißt." Du befindest dich in einem historischen Irrtum. Den Ausdruck „fertig machen" haben die bei euch sitzenden Fememörder in die politische Auseinandersetzung hineingetragen. Da du das Wort in die „Gaunersprache" verlegst, gibst du zu, daß die Fememörder Gauner sind.

Doktor Walter Schotte. Sie schreiben in Ihrem Buch über das „Kabinett Papen-Schleicher-Gayl", daß der Herrenklub von seinen Mitgliedern nichts andres erwarte als die „christlich-konservative Grundhaltung". An andrer Stelle lasen wir, daß zu den prominenten Mitgliedern des Herrenklubs auch die Herren Herbert Guttmann und Solmssen gehören. Wegen ihrer „christlich-konservativen Grundhaltung"?

Mitteldeutscher Rundfunk. Eine Leserin teilt uns mit, sie habe am Wahltag in der Pause des Mittagskonzerts ganz deutlich das Hakenkreuzlied in ihrem Apparat gehört. Auf eine entsprechende Anfrage habt ihr gesagt, euch sei nichts davon bekannt, ihr wüßtet nicht, woher das Lied gekommen ist. Wahrscheinlich doch aus einem Sender, der mit eurem Verbindung hatte. Der Rundfunk hat so viele Überwachungsstellen, aber anscheinend hat der betreffende Herr grade geschlafen, als sich die Instrumente des Konzertorchesters selbständig machten oder nach berühmtem Muster von einer Zwischenstelle aus das reizende Lied erklang. Die Störung der Wahlrede Hindenburgs ist peinlichst untersucht worden, es wäre angebracht, ihr legtet dieser Zwischenaktsmusik etwas mehr Bedeutung bei als aus der magern Antwort an unsre Leserin spricht.

K. O. Paetel. Sie teilen mit, daß auf den Aufsatz von Kurt Hiller „Linke Leute von rechts" (Heft 31) eine ausführliche Erwiderung aus dem nationalrevolutionären Lager erscheinen wird. Interessenten mögen sich an Ihre Adresse wenden: Charlottenburg 1, Olbersstr. 12.

Lehrer. In Hamburg findet vom 10. bis zum 14. August ein Internationaler Lehrerkongreß statt, dessen Besuch wir Ihnen nur empfehlen können. Alles Nähere erfahren Sie durch Herrn F. Riekhof, Hamburg 19, Schwenckestr. 97.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Verfassungsfeier — Leichenfeier

von Hellmut v. Gerlach

Offizielle Festfeiern sind eigentlich ausnahmslos ein Greuel an ertötender Langeweile. Sie gewinnen nur dann einen pikanten Reiz, wenn das Objekt des zu Feiernden und das Subjekt des Feiernden Gegenpole sind, zum Beispiel wenn in der französischen Akademie die Leichenrede auf ein verstorbenes Mitglied seinem literarischen Todfeinde zufällt.

In diesem Sinne war die Verfassungsfeier der Reichsregierung im Reichstag ein Schauspiel von ungewöhnlichem Reiz, das sich genießerisch auszukosten verlohnte.

Vor dem Kriege fuhr ich einmal mit einem jungen englischen Kolonialoffizier von Afrika zurück. Wir hatten uns angefreundet. Zufällig und harmlos sprach ich das Wort Republik aus. Da bekam der sonst so wohlerzogene junge Mann beinahe einen Tobsuchtsanfall. Er beschwor mich, das Wort in seiner Gegenwart nie wieder zu gebrauchen, da er es nicht hören könne, ohne in Erregungszustände zu fallen.

Die monarchischen Festredner des 11. August haben ihren eignen Nerven und denen ihrer rechtsstehenden Zuhörer jede Belastungsprobe erspart. Sie haben das Wort Republik mit derselben Sorgfalt vermieden, wie der fromme Jude das Wort Jahwe vermeidet, wenn auch nicht grade aus demselben Beweggrund. Sie sprachen nur von der Verfassung, und zwar um ihre dringende Reformbedürftigkeit darzulegen.

Reichsinnenminister Freiherr von Gayl und Reichskanzler von Papen waren die beiden Festredner. Im Reichstag haben sie sich nicht ausdrücklich zur Monarchie bekannt. Das hatten sie taktvollerweise lieber vorher in öffentlichen Kundgebungen getan.

Herrn von Papen habe ich zum erstenmal gehört. Als der Dreiminutenbrenner seiner Rede erloschen war, revidierte ich mein Urteil über den Reichskanzler Michaelis. Wieder einmal erkannte ich, daß man keine Superlative gebrauchen soll. Das Leben korrigiert sie immer.

Viele Attachés sind mir in meinem Leben begegnet, elegante junge Herren von guter Familie, von guten Manieren und manchmal auch guten Sprachkenntnissen. Waren sie besonders fähig, wurden sie als Bärenführer für distinghuished foreigners bestellt, waren sie besonders elegant, als Tänzer für Ministergattinnen.

Ich bin überzeugt, daß Herr von Papen in Friedenszeiten als Attaché sehr an seinem Platze war. Warum er zum Reichskanzler gemacht worden ist? Aber vielleicht ist es besser, dies Thema nicht zu vertiefen. Wir haben ja glücklicherweise Notverordnungen: Achtung, wer weiter geht, wird erschossen!

Bei Freiherrn von Gayl darf man schon eher vertiefen. Da gibt es wenigstens Tiefen, nicht grade erfreuliche, aber immerhin. Der Mann hat Format, vielleicht grade deshalb, weil er nicht Rasse im Sinne des Herrn Günther in Jena hat. Ich weiß

nicht, ob die über ihn veröffentlichten genealogischen Studien zutreffen. Ihnen zufolge soll er teils französisches, teils lettisches Blut haben, gemischt natürlich mit einer ganzen Menge deutschen Blutes. Stammt seine Familie wirklich aus einer Kreuzung des Erbfeindes mit jenen „Undeutschen", wie die baltischen Barone die Letten und Esten zu nennen pflegten, so würde das zum Teil erklären, warum sie ein so tüchtiges Produkt hervorzubringen imstande war. Auch Bismarck war kein homo nordicus, sondern ein homo mixtus, der für seine Nachkommen die Kreuzung des germanischen Hengstes mit der jüdischen Stute als wünschenswert bezeichnete.

Freiherr von Gayl, in seinem Auftreten an Brüning erinnernd, macht eher den Eindruck eines hohen katholischen Klerikers als den eines ostelbischen Junkers. Unter Wilhelm II. hätte er die Zierde jedes Ministeriums gebildet, freilich wohl nicht lange seinen Posten behauptet, da er zum Höfling kaum getaugt hätte. Er denkt nämlich, und er hat Charakter.

Er denkt stockkonservativ, in den Kategorien verflossener Zeiten. Mit ihm zu diskutieren, muß Genuß sein. Sein Programm der Verfassungsrevision ist aus einem Guß, aus einem reaktionären natürlich. Aber es verdient Respekt wie jede geschlossene Ideenkonstruktion.

Nur merkwürdig unwirklich ist dieser Mann. Er weiß, was er will. Aber macht er sich gar keine Gedanken darüber, wie das, was er will, in die Wirklichkeit umgesetzt werden könnte? Zu einer legalen Verfassungsrevision gehört eine Zweidrittelmehrheit des Reichstags. Wo will er sie hernehmen? Und dann überhaupt — haben wir wirklich keine vordringlicheren Sorgen als die eines Umbaues der Verfassung?

Umstürzen kann man natürlich jederzeit eine Verfassung, wenn man die nötige Macht und die nötige Skrupellosigkeit besitzt. Aber Freiherr von Gayl will Umbau, nicht Umsturz. Auf seine Legalität kann man sich verlassen, selbst ohne eidesstattliche Versicherung.

Der ganze Abgrund, der zwischen ihm und einem Mann wie Hitler klafft, mußte jedem vor die Augen treten, der Gayl reden hörte. Eine Welt trennt ihn nicht bloß von der Linken, sondern auch von den Propheten des Dritten Reiches. Wie soll da eine Synthese zustande kommen?

Solche Gedanken bewegend stand ich im Reichstagssaal, als meine Augen nach den Logen schweiften. In der einen saß Herr von Schleicher, in der andern der Nuntius. Gayl und Papen und Hitler versanken. Die Militärmacht und die katholische Kirche — sind das nicht die beiden jetzt ausschlaggebenden Faktoren?

Herrn von Schleicher hatte man seit Wochen immer nur in Zivil abgebildet gesehen. Zum Verfassungstag hatte er die Uniform angelegt, nahm in ihr die Seite Hindenburgs ein, die sonst am 11. August von Löbe besetzt zu sein pflegte. Symbol? Keine Miene verzog er, während Gayl und Papen redeten. Was mochte er denken?

In der Diplomatenloge nebenan saß der Nuntius, mit seinem Lilaprunk alle bürgerlich gekleideten Kollegen überstrah-

lend, ewig lächelnd wie die undurchdringlichen Japaner. Die Kirche, die hinter ihm steht, ist in Wahrheit das stärkste politische Element im heutigen Deutschland. Vom Zentrum hängt es ab, wie die künftige Regierung aussehen wird. Das Zentrum hat die Nazis in schwere Verlegenheit gebracht, als es ihnen offen und ehrlich Verhandlungen über ein Koalitionsministerium anbot. Die Absage Hitlers auf dies Angebot hat nur für ihn einen unangenehmen Beigeschmack, nicht für das Zentrum. Es kann warten, er nicht.

Verfassung! Was ist von ihr noch da? Was wird von ihr bleiben?

Gewiß, Herr von Hindenburg hat sie beschworen. Er ist den Interpretationskünsten seiner Sachberater ausgesetzt. Aber offen brechen würde er sie nie. Eher würde er sein Amt niederlegen. Und was dann?

Der Reichstagssaal entleert sich. Herr von Hindenburg verläßt nicht, wie in frühern Jahren, den Reichstag durch den Westausgang, die hohe geländerlose Freitreppe hinab, vor der die Reichswehr aufgestellt ist. Er geht den langen Gang zum Südausgang hinab, den sonst die Abgeordneten zu benutzen pflegen. Das Publikum muß sich gedulden, darf nicht hinaus, bis der alte Herr den Reichstag verlassen hat.

Ein Hoch auf den Reichspräsidenten wird ausgebracht. Einige Republikaner, die sich über die Nichterwähnung des Wortes Republik während der ganzen Feier geärgert hatten, rufen: Freiheit! Ein verkniffener Reaktionär vor mir zischt: „Schmeißt doch die Judenlümmel heraus!" Nur Juden können nach seiner Meinung im heutigen Deutschland noch für Freiheit sich erwärmen.

Ein erfahrener Zentrumsmann flüstert mir ins Ohr, während Hindenburg langsam vorbeigeht: „Was sagen Sie zu Papens Rede? Die Schwierigkeit ist nur die, wie man ihn wieder los wird. Der alte Herr fühlt sich ihm gegenüber gebunden. Er hat ihn am Portepée gepackt, um ihn zur Übernahme des Kanzleramtes zu bewegen. Jetzt glaubt er sich zur Solidarität verpflichtet. Nichts fürchtet die Regierung mehr als Hindenburgs Demission. Alle in der Öffentlichkeit diskutierten Schwierigkeiten verschwinden hinter dieser."

Die Feier ist aus. Und der stärkste Eindruck des Ganzen der: Eine solche Verfassungsfeier kann nur einmalig sein. Der 11. August 1933 bringt eine ganz andre oder überhaupt keine mehr. Der 11. August 1932 ist äußerlich sehr viel unauffälliger verlaufen als der 20. Juli. Aber seine innere Bedeutung reicht noch über den 20. Juli hinaus.

Als Jesus an den Jüngling zu Nain herantreten wollte, wurde er gewarnt: Herr, er stinket schon. Der Jüngling wurde doch wieder zum Leben erweckt. Es war ein Wunder.

Als ich den Reichstag verließ, stand ich unter dem Eindruck einer Leichenfeier.

Viele Millionen von Deutschen glauben — leider — an Wundertäter.

Ich halte es mit dem großen Engländer: Arbeiten und nicht verzweifeln!

Sondergerichte von Rudolf Olden

Daß die Einrichtung von Sondergerichten eine Verschlechterung der Rechtspflege bedeutet, daran zweifelt natürlich niemand. Auch die Regierung, die sie anordnet, der Reichsjustizminister, der für sie verantwortlich ist, der Referent, der den Entwurf der Verordnung verfaßt hat, niemand, kein Jurist, kein Laie wird das Gegenteil behaupten. Jeder wird nur achselzuckend sagen: solche Schnelljustiz ist notwendig, um den betrüblichen Angewohnheiten zu begegnen, die in Teilen Deutschlands eingerissen sind. Weil aber diese Gewohnheiten bekämpft werden müssen und weil die bisher bestehenden Gesetze dazu nicht genügen, und weil das neue Gesetz eine Aussicht dazu bietet, darum ist das, was man gemeinhin als eine Verschlechterung der Justiz ansieht, doch eine Verbesserung. So etwa mag man sich die Vertretung des Standpunktes denken, den der Gesetzgeber einnimmt.

Ein neuer Delikttatbestand wird nicht geschaffen. Dagegen sind die Strafen für Gewalttaten aller Art, die im politischen Kampf begangen werden, verschärft und erhöht. Aus Gefängnis ist Zuchthaus geworden, aus der Zuchthausmindeststrafe von einem Jahr die von zehn Jahren, und die Todesstrafe gilt für jeglichen Angreifer, wenn ein politischer Gegner, ein Polizist, ein Soldat oder auch ein Hilfspolizist zu Tode kommt, für den Brandstifter, Sprengstoffleger, Bombenwerfer etcetera, auch dann, wenn ein Unbeteiligter sein Leben einbüßt.

Noch radikaler sind die Vorschriften, die das Verfahren betreffen. Es gibt keine Voruntersuchung, keinen Beschluß über Eröffnung des Hauptverfahrens, die Ladungsfrist ist auf vierundzwanzig Stunden herabgesetzt, und den Umfang der Beweisaufnahme bestimmt das Gericht vollkommen souverän. Selbst die Ablehnung eines Richters scheint wenig aussichtsvoll, wenn man im § 9 liest:

> Über die Ablehnung eines Richters entscheidet das Sondergericht, dem der Abgelehnte angehört; für die Entscheidung tritt an die Stelle des abgelehnten Richters sein Vertreter. Eine Ablehnung des Vertreters ist unzulässig.

Laienrichter, notabene, gibt es natürlich bei den Sondergerichten nicht.

Von den Einschränkungen der Verteidigung ist die bemerkenswerteste die ungeheure Machtvollkommenheit, die dem Gericht dadurch gegeben wird, daß es an keinen Beweisantrag gebunden ist. Jeder Verteidiger weiß aus seiner Praxis zu erzählen, wie er einen scheinbar überführten Angeklagten dadurch gerettet hat, daß er die Sachlage durch neue Zeugen in ein andres Licht setzte, wie er dem Richter, der sich vielleicht schon seine Überzeugung gebildet hatte, eine neue Überzeugung aufzwang; mit andern Worten: wie die Unschuld eines Verfolgten sich herausstellte, der vorher als schuldig angesehen wurde. Nach der jetzt geltenden Prozeßordnung wird das kaum ein Verteidiger noch erzählen können. Aber grade diese einschneidende Änderung ist nicht erst mit den Sondergerichten gekommen. Bereits durch eine der kürzlich ergangenen Notverordnungen ist praktisch dasselbe Resultat erzielt worden.

Das Hauptrecht der Verteidigung wurde, wie früher einmal das Schwurgericht, kurzerhand abgeschafft. Diese Notverordnung hat der Rechtsanwalt Doktor Frey witzig „das Grabmal des unbekannten Angeklagten" genannt. Es gehört zu den schlimmsten Erscheinungen des politischen Lebens, seitdem wir Republikaner sind, daß solche „Reformen" ohne öffentliche Diskussion und ohne Parlament durchgeführt, von der Ministerialbureaukratie dekretiert werden. Und das allerschlimmste daran ist, daß so etwas hingenommen wird, als gehöre es sich so, mit matten Protesten oder sogar ohne Protest. Soll es wieder so gehen wie nach dem Emminger-Erlaß? Man hat es ein paar Literaten überlassen, das Schwurgericht zurückzuverlangen, und es ist davon nicht zurückgekommen. Die politischen Parteien hatten immer Wichtigeres zu tun. Ein großes Volk, das über seine Rechtsentwicklung in der Geheimkammer beschließen und sie sich durch Ukase auferlegen läßt — wahrhaftig ein Anblick, bei dem man an der Zukunft verzweifeln könnte.

Daß der Bereich der Todesstrafe stark ausgedehnt wurde, ist fast eine Selbstverständlichkeit. Selbst ihre schroffsten Gegner haben nie bestritten, daß sie für den Fall des Bürgerkriegs nicht abgeschafft werden kann. Es ist natürlich arg, daß durch die Vollstreckung ein Urteil unwiderruflich wird, das auf Grund eines aller Rechtsgarantien entkleideten Verfahrens gesprochen worden ist. Die Verordnung über die Sondergerichte gibt weitgefaßte Möglichkeiten für die Wiederaufnahme im ordentlichen Verfahren, was fast besser ist, als eine Berufungsinstanz. Aber ist der zu Unrecht Verurteilte tot, so hat er nichts davon. Noch bedenklicher stimmt die Überlegung, ob denn hier eigentlich ein Bürgerkrieg im gewöhnlichen Sinn vorliegt. Dessen normaler Fall liegt vor, wenn eine revolutionäre Partei den Staat berennt und seine Gerichte ihn verteidigen. Max Hölz wußte, als er vor ein Sondergericht gestellt wurde, daß er keine Gerechtigkeit in seinem Sinn zu erwarten hatte, daß er Männern, die er als Feinde bekämpft hatte, in die Hand gegeben war. Heute aber liegt der Fall so, daß zwei Parteigruppen gegeneinander kämpfen und die Richter über ihnen schweben, scheinbar unberührt von den politischen Gegensätzen, wie Engel über dem verworrenen menschlichen Getriebe. Und Richter sind nun einmal keine Engel sondern Menschen.

Damit kommen wir zu dem Schluß jeder Erörterung über ein Justizthema: nicht am Gesetz liegt es sondern an der Rechtsprechung. Man nimmt ihr alle Kautelen, die sie vor Einseitigkeit schützen sollen, und verlangt dann von ihr, sie solle nicht einseitig sein. Werden die Gerichte einem solchen übermenschlichen Verlangen gewachsen sein? Das Reichsgericht zum Beispiel hat den Rebellen der agrarischen Schwarzen Fahne, die gegen Justizwachtmeister und Gendarmen die Schlacht von Pillkallen geschlagen haben, den übergesetzlichen Notstand zugebilligt und hat sie freigesprochen. Von einem Nationalsozialisten, der unerlaubterweise eine Waffe trug, hat es angenommen, er befinde sich in einer Art von Dauernotwehr. Davon, daß der höchste Gerichtshof eine ebenso weite

Gesetzesauslegung zugunsten eines Kämpfers von links angewandt habe, ist bisher noch nichts bekannt geworden. Nun wird es bei den kommenden Verhandlungen vor den Sondergerichten sehr wesentlich auf die Frage der Notwehr ankommen. Wenn zwei sich prügeln, schlagen und beschießen, wer hat in Notwehr gehandelt und wer nicht? Wer war der Angreifer und wer der Angegriffene? Darüber streitet man sich zum Beispiel im Fall Weltkrieg schon lange und ohne Erfolg, und in Genf verzweifelt man daran, es für die Zukunft leichter entscheiden zu können. Vor den Sondergerichten wird keine Zeit zu langem Streiten sein, und die Richter sind nicht zu beneiden, die nach kurzer Debatte darüber entscheiden, Todes- und Zuchthausstrafen verhängen müssen. Hat nun ein Richter eine bestimmte Auffassung von den politischen Dingen, besitzt er nicht jene vielberufene gottähnliche „Objektivität", so wird seine Aufgabe doppelt schwer, manche werden glauben unerfüllbar.

Aber fast ebenso bedeutsam ist es, wie die streitenden Parteien dem Gericht überliefert werden. Welche muß auf der Anklagebank Platz nehmen und welche darf die Hand zum Zeugenschwur erheben? Oft ist der Prozeß entschieden, ehe die Anklage dem Gericht bekannt geworden ist, und nicht immer ist die Entscheidung gerecht. Wenn dann das Verfahren — schnell, schnell, schnell — mit einer Hinrichtung endet, wahrhaftig, ein kaum erträglicher Gedanke.

Nazis koalitionsbereit? von Thomas Tarn

Der Wahlausgang hat den Nazis, auch verstärkt um die Deutschnationalen und die übrigen rechten Splitter, keine Majorität gebracht. Eine Majorität ohne Zentrum wäre nur dann gegeben, wenn man nicht bloß die KPD verbietet sondern auch ihre Mandate kassiert. Das ist ohne Staatsstreich nicht möglich. Bleibt die Koalition Nazis—Zentrum. Sowohl die ‚Germania' wie die ‚Bayrische Volkszeitung' erklären ihre Bereitwilligkeit zu einer Koalitionsregierung; mehr als das: sie sehen darin die einzige Möglichkeit, die Nationalsozialisten für die Regierung wirklich verantwortlich zu machen. Das Papen-Schleicher-Kabinett lehnt eine „Koalitions"-Regierung ab. Sie riecht ihm zu sehr nach dem alten System. Es will eine Präsidialregierung, in der die Nazis durch „Fachleute" vertreten sind. Aber bei allen Differenzen zwischen der Regierung und dem Zentrum ist man sich darüber einig, daß man den Nazis nicht allein die Macht übergeben will, daß die Arbeiterorganisationen, vor allem die Gewerkschaften, zunächst erhalten bleiben sollen.

Was werden die Nazis tun?

Es ist sicher — und alle Ableugnungsversuche des ‚Angriffs' ändern nichts daran —, daß zur Zeit bei den Nazis die Ansichten über ihre weitere Politik scharf auseinandergehen. Die radikale Richtung hat deutlich gespürt, daß die Tolerierung der Papenregierung der nationalsozialistischen Welle in den Städten Einhalt geboten hat. Sie befürchtet, daß eine Teilnahme der Nazis an irgendeiner Koalitionsregierung in der

heutigen Epoche, in der sich die Krise weiter verschärft, der Partei bald die Massenbasis nehmen würde. Sie befürchtet, daß die enttäuschten Massen nach links abströmen würden und daß, wenn dann links noch legale politische Organisationen vorhanden sind, diese zum Auffangbecken aller von der nationalsozialistischen Politik Enttäuschten werden könnten. Der gemäßigtere Kreis innerhalb der Nazis verschließt sich dieser Auffassung nicht. Aber er glaubt nicht, daß die Abwanderung breiter Kreise von der nationalsozialistischen Bewegung ein solch schnelles Tempo annehmen würde, wie die radikale Richtung befürchtet. Dieser gemäßigte Kreis weist darauf hin, daß trotz der Tolerierung der Papenregierung die nationalsozialistische Welle nicht zum Stillstand gekommen ist, daß die Wahlziffern höher lagen als beim zweiten Präsidentschaftsgang, wo zu den nationalsozialistischen Stimmen ja noch ein Teil der Duesterbergstimmen gekommen ist. Er weist besonders auf den weitern Vormarsch in den gesamten agrarischen und industriell zurückgebliebenen Gebieten hin. Es wird, wie diese Kreise meinen, längere Zeit brauchen, bis die proletarisierten Mittelschichten selbst bei einer weitern Verschlechterung ihrer Lage mit ihren nationalsozialistischen Sympathien brechen werden. Denn bei ihnen findet folgende Argumentation immer noch starken Widerhall: Man weist sie darauf hin, daß Zentrum und Sozialdemokratie, die sogenannten „Systemparteien", vierzehn Jahre in Deutschland regiert haben und daß man die „Sünden" dieses Systems natürlich nicht in wenigen Wochen und Monaten ausgleichen könne, daß dazu ein längerer Zeitraum notwendig sei. Man glaubt, damit zumindest für die nächste Zeit dieser Kreise sicher zu sein, besonders wenn man einem großen Teil der eignen Funktionäre Stellungen irgendwelcher Art verschaffen kann und sich so um diese ein weiterer Kreis sammelt, der wenigstens hofft, eine wirtschaftliche Verbesserung zu erreichen. Aber auch bei diesem gemäßigteren Kreis ist die Befürchtung da, daß jede Koalitionsregierung, an der die Nazis beteiligt sind, letzthin die Massenbasis der nationalsozialistischen Partei verringern muß. Um das auszugleichen, wollen diese Kreise während der Koalitionszeit die Machtpositionen außerordentlich erweitern. Die Vorgänge in Braunschweig und in Oldenburg zeigen ja sehr deutlich, wie man sich den weitern Weg denkt.

Von den Nazis könnte die Sozialdemokratie nachträglich lernen, wie man toleriert. Die Sozialdemokratie tolerierte immer, um Schlimmeres abzuwenden, um sich eine Atempause zu schaffen. Der Erfolg war, daß sie in der Krise von den Massen für die Verschlechterung der Daseinsbedingungen verantwortlich gemacht wurde, daß ihre Positionen schwächer, die ihres erbittertsten Gegners, des Nationalsozialismus, stärker wurden. Die Nazis tolerieren anders. Sie tolerieren mit dem Revolver in der Hand. Sie tolerieren die Papenregierung, indem sie Wechsel auf Wechsel präsentieren. Sie werden, grade weil sie befürchten, durch eine eventuelle Koalitionsregierung bei den Massen diskreditiert zu werden, im staatlichen Machtapparat Positionen auf Positionen verlangen. Auf die Dauer wird die „Zähmungs"-Theorie nicht verfangen. Die

Nationalsozialisten in einer Regierung könnten nur dann legal bleiben, nur dann die gegnerischen Organisationen bestehen lassen, wenn sie in der Koalition einen Teil ihrer Versprechungen wahrmachen könnten, wenn es den Massen besser ginge.

Davon kann natürlich grade in Deutschland nicht die Rede sein. Wie man auch immer die spätere wirtschaftliche Entwicklung beurteilen mag, sicher ist das Eine, daß zur Zeit die Krise noch weiter anwächst, daß es den Massen des Mittelstands vom Sommer bis zum Winter noch schlechter gehen wird, daß die Arbeitslosenzahlen zunehmen und die Löhne weiter abgebaut werden. Die ‚DAZ' erklärte dieser Tage in einem lohnpolitischen Aufsatz mit allem Nachdruck, daß die Arbeitslosenzahlen in Deutschland darum so besonders hoch seien, weil die Löhne bei uns „überhöht" seien, und sie kündigte einen Lohnabbau großen Stils an.

Es ist klar, daß jede weitere Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage, jeder weitere Abbau des Lebensniveaus der Massen die Nazis in einer Koalition außerordentlich stark belasten würde, weil eben diese Massen, denen sie alles versprochen haben, sie immer mehr für ihr wachsendes Elend verantwortlich machen werden. Auf die Dauer werden sich daher die Nazis auch nicht vom Zentrum „zähmen" lassen. Ja es ist nicht einmal sicher, ob in der Bewegung der sogenannte staatsmännische Flügel heute noch die Oberhand hat. Es ist sicher, daß die Kreise, die hinter der Regierung stehen, diesem staatsmännischen Flügel auf alle Weise das Rückgrat zu stärken suchen. Am 1. August ist es ihnen auch geglückt. Am 1. August sind die Massen der Nazis im Großen und Ganzen noch so fest in der Hand ihrer Führer gewesen, daß sie nicht vorgingen. Das Monopolkapital will zur Zeit sicher kein Vorgehen. Dazu sind die Klassenkräfte auf der linken Seite und im Zentrum noch zu stark. Hat die Linke, SPD und KPD, gegenüber den Reichstagswahlen von 1930 knappe zwei Prozent der Stimmen verloren, so hat das Zentrum sogar etwas gewonnen, so daß vom Zentrum bis zur KPD seit September 1930 nur eine minimale Verschlechterung eingetreten ist. Das Monopolkapital ist angesichts dieser Lage fraglos für die Zähmung der Nazis. Denn jeder illegale Offensivstoß würde heute noch, bei der Widerstandskraft der Massen, bei der Position des Zentrums, zu leicht die schwersten Bürgerkriegsgefahren heraufbeschwören, würde zu leicht ein Vabanquespiel bedeuten, würde die kapitalistischen Investitionen in Deutschland zu schwer gefährden. Die Nazis stehen so vor einer nicht ganz einfachen Alternative.

Putschen sie heute und mißlingt der Putsch, dann ist es selbstverständlich, daß dies einen starken Rückschlag für sie bedeutet. Putschen sie aber nicht sondern beteiligen sie sich in irgendeiner Form an der Regierungsgewalt, dann gefährden sie auf die Dauer die Bewegung. Es gibt bei dieser Beteiligung natürlich Unterschiede. Die Bedingungen sind andre bei einer direkten Koalition mit dem Zentrum, bei einem Präsidialkabinett mit nationalsozialistischen Ressortministern oder bei einer Kanzlerschaft Hitlers. Trotz diesen taktischen Verschiedenheiten muß auf die Dauer das Resultat das gleiche

sein. Und daher werden die Nazis, in der Befürchtung, daß ihr Masseneinfluß geringer werden könnte, den direkten wie den indirekten Terror verstärken.

Als die Nazis von amerikanischer Seite über die Wahlresultate interviewt wurden, da erklärten sie, daß sie dort gute Resultate gehabt hätten, wo der Terror gut funktioniert hätte, wo sie die Straße beherrscht hätten, wo von einer Gegenwehr wenig die Rede war, das heißt in den agrarischen und den industriell zurückgebliebenen Gebieten. Dort aber, wo die Eiserne Front und die Antifa das Straßenbild mitbeherrscht hätten, wo sie ihren Terror nicht hätten ungestört anwenden können, wo im Gegenteil die Arbeiterschaft oder das Zentrum die Straße beherrscht hätte, dort hätten sie nicht die Erfolge gehabt, wären sogar etwas zurückgegangen. Und die Nazis erklärten weiter, daß es für sie selbstverständlich sei, aus diesen Tatbeständen die Konsequenzen zu ziehen.

Was ergibt sich daraus? Selbst wenn die Nazis die Abwanderung der Mittelschichten nicht für so bedrohlich halten, daß sie sofort aufs Ganze gehen müssen, selbst wenn also der staatsmännische Flügel bei ihnen siegt, selbst und grade dann wird der direkte und indirekte Terror ganz außerordentlich zunehmen. Die Justiz wird immer weniger gegen sie vorgehen. Es ist in Deutschland zwar noch nicht so weit wie in Italien, wo es seit dem Jahre 1922 in den offiziellen Berichten nicht mehr vorkommt, daß Fascisten die Angreifer sind, wo sie immer die Angegriffenen sind; aber es ist bald so weit. Die deutsche Arbeiterschaft, das heißt die Arbeiterschaft, die über die größten Organisationen der Weltarbeiterschaft verfügt, ist ohnmächtig, ist ohnmächtig wegen ihrer eignen innern Uneinigkeit. Spontan bilden sich immer wieder die Ansätze zur Einheitsfront. An dem Grabe des gemordeten kommunistischen Führers in Königsberg hielten Reichsbanner und Antifa die Ehrenwache. Aber diese spontane Einheitsfront wird immer wieder von den Bureaukratien der großen Arbeiterparteien zerstört. Und doch bleibt die Einheitsfront die einzige Parole für beide Möglichkeiten: mögen die Nazis putschen, mögen sie sich an irgendeiner Koalition beteiligen und von da aus den Terror verstärken.

Zu diesen Terroristen von Carl v. Ossietzky

Es ist etwas kernfaul an diesem Volk, das ein Individuum zum Deputierten wählt, weil es ihm als Mörder empfohlen wird. Hier läßt sich mit Literatur nicht mehr kämpfen. Ist es nicht ein Jahrhundert her, daß uns der Triumph des Kriegsbuches von Remarque als eine spontane Wandlung zum Friedensgeist gedeutet wurde? Wir haben dem damals bei aller Anerkennung der Qualitäten des gutmeinenden Autors widersprochen. Die Friedensgesinnung ist dahin wie der Schnee vom vorigen Jahre. Denn so bunt gemischt die Wählerschaft des Nationalsozialismus auch sein mag, — sie hat sich doch dazu bekannt, daß Gewalt nach innen und außen das einzige noch mögliche Prinzip darstellt. Gegen eine Million Remarques recken sich ... Millionen Kriegsbeile.

‚Weltbühne', 1930 Nr. 43

Juden beim Zentrum von Hilde Walter

Eine große Anzahl ehemals liberaler jüdischer Wähler hat sich in den Schutz des Zentrums begeben, weil sie dort die wirksamste Abwehr der antisemitischen Welle erwarteten. Ihre Entscheidung hatte sehr wenig mit Weltanschauung zu tun; jedenfalls nichts mit ausgesprochener Sympathie für die Ideenwelt der katholischen Kirche. Weltanschauung spielte nur insofern eine Rolle, als diese jüdischen Zentrumswähler sich auf keinen Fall mit der Sozialdemokratie identifizieren wollten. Ihr Herz schlug weiter für die selige Staatspartei, die viele Juden schon bei der vorigen Reichstagswahl wegen der Mesalliance mit dem Jungdo rechtens verlassen hatten. Schon damals witterte das Zentrum die Chance, daß hier ein- bis zweihunderttausend Enttäuschte gewonnen werden könnten, und warf den politisch heimatlosen jüdischen Bürgern ein Almosen hin. Kareski, Vorstandsmitglied der berliner Jüdischen Gemeinde, bekam auf der berliner Zentrumskandidatenliste zur Reichstagswahl 1930 die in jedem Fall aussichtslose zehnte Stelle. Das konnte sich die Zentrumspartei in Berlin ruhig erlauben, denn sie hatte hier nur mit einer kleinen eng an die Partei gebundenen Wählerschaft zu rechnen. Dieses sogenannte Entgegenkommen wurde als Zeichen religiöser Toleranz auffrisiert; man kann es auch als Brüskierung bezeichnen. Jedenfalls hat sich Kareskis aussichtslose Kandidatur für das Zentrum glänzend rentiert, denn diesmal ging es sogar ohne dieses bescheidene Zeichen „religiöser Vorurteilslosigkeit". Namentliches Herausstellen auf der Kandidatenliste fiel aus; dafür durfte Kareski gemeinsam mit zwei führenden Zentrumsleuten und ein paar jüdischen Rednern eine Wahlversammlung der „Freunde des Zentrums" abhalten, um seine Glaubensgenossen außerhalb der offiziellen Parteiveranstaltungen von dem Wohlwollen der Kirche zu überzeugen. Aber nicht nur die religiös gebundenen Juden haben hier mitgemacht. Auch der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens hat kräftige Wahlhilfe für das Zentrum geleistet. In der CV-Zeitung wurde hin und her debattiert, ob für die Staatspartei abgegebene Stimmen verloren gehen würden oder nicht. Es hieß, daß den „alten Wählern des Zentrums und der Sozialdemokratie" dieser Konflikt erspart bleiben würde; zur Staatspartei wurde im ganzen zugeredet, obwohl man loyalerweise auch den warnenden Stimmen Geltung verschaffte. Die positiven Empfehlungen waren nicht so wichtig; bedeutungsvoll war, was der CV und die Staatspartei den jüdischen Zentrumswählern vorenthalten haben: die wirkliche Stellung des Zentrums zum Antisemitismus.

Hätten die liberalen jüdischen Zentrumswähler gewußt, was sich in den geheimen Beratungen über die Listenverbindung von Staatspartei und Zentrum abgespielt hat, so wäre ihre Wahlentscheidung vielleicht doch anders ausgefallen. Wochenlang hatte die Staatspartei mit dem Zustandekommen des Projektes gerechnet. Die Unterhändler wurden von einer Zentrumsprominenz an die andre weitergegeben, bis schließ-

lich die Ablehnung durch das Zentrum ausgesprochen wurde. Dabei kamen recht interessante Gründe heraus. Die Zentrumsleute gaben der Befürchtung Ausdruck, daß man ihren eignen Wählern eine offene Verbindung mit der Staatspartei nicht zumuten könne; sie gelte doch nun mal als die „Judenpartei". Womöglich könnte doch auf der Reichsliste ein jüdischer Staatsparteiler kandidieren, und das sei nicht opportun. Mit Dietrich allein wäre man schon einverstanden. Überhaupt sei die eingewurzelte süddeutsche bürgerliche Demokratie anzuerkennen und doch ganz etwas andres als die norddeutsche Asphaltdemokratie mit den entsprechenden Vertretern.

Die enttäuschten Staatsparteiler sind diskret gewesen und haben ihren ohnehin skeptischen Wählern nicht verraten, warum die ersehnte Ehe mit der Kirche nicht zustande gekommen ist. Obwohl der CV mit seinen ausgezeichneten Verbindungen die Vorgänge gekannt haben muß, hat er es nicht gewagt, sich von dem Zentrum zu distanzieren. Man hatte nicht einmal das Herz, zu dieser Wahl die harmlose alte Parole „Macht den linken Flügel stark" wieder auszugeben. Die jüdischen Wähler haben nicht erfahren, daß das Zentrum auf ihre offizielle Vertretung gar keinen Wert legte.

Nun hatten allerdings die überzeugtesten Demokraten allmählich erkannt, daß der Liberalismus keine wirksame politische Vertretung mehr besaß. Bei einigem Nachdenken hätte ihnen auch klar sein müssen, daß das Zentrum schon lange vor Brünings Sturz bemüht war, eine Basis für die gemeinsame Aktion mit der Antisemitenpartei zu finden. Sicher nicht, um den Juden etwas Böses zu tun. Aber das Zentrum hat ganz andre Sorgen als die Abwehr des Antisemitismus. Wenn die jüdischen Demokraten ihre Stimmen nur einer großen Partei geben und dabei die „Abwehr" in den Vordergrund stellen wollten, so hätten sie sich ihre neuen Beschützer etwas genauer betrachten müssen. Ihre Hemmungen gegenüber der Arbeiterbewegung haben sie offenbar nicht überwinden können; aber ihre kulturpolitische Überzeugung haben sie einer Illusion geopfert. Das Zentrum würde ihrer Meinung nach die Übergriffe der Nazis dämpfen und „das Schlimmste" verhüten. Diese Kalkulation schien ihnen sicherer als eine einfache Stärkung der Linksparteien, der geschworenen Feinde des Nationalsozialismus.

Für die politische Kräfteverteilung in Deutschland ist es ziemlich gleichgültig, was die Juden mit ihrem Stimmzettel anfangen. Es macht nicht viel aus, welche Partei die vier bis fünf Mandate der politisch unentschiedenen liberalen Juden bekommen hat. Nur der ‚Angriff' tut so, als habe sich das Zentrum an diesem Zuwachs gesund gemacht. Wichtig ist nur, was diese jüdischen Zentrumswähler erneut bewiesen haben: daß es keine einheitliche Wahrnehmung gemeinsamer jüdischer Interessen geben kann; daß die Klassenfronten stärker sind als die gemeinsame Gefahr, die den Juden droht; denn sie haben ihre geistige Tradition geopfert, um nicht antikapitalistische Maßnahmen der Arbeiterparteien mit dem Stimmzettel zu unterstützen.

Otto Straßers „deutscher Sozialismus"

von Thomas Murner

Im Gegensatz zu seinem Bruder Gregor, dessen füllige volkstümliche Rhetorik durchaus zu seinem Äußern paßt, ist Otto Straßer ein sanfter Intellektueller, dessen hauptsächliches Kampfmittel die Überredung bleibt und der einem schroffen Gegner, einer lärmenden Versammlung eine beinahe chinesische Höflichkeit entgegensetzt. Während Gregor ministrabel und ein hohes Tier am Hofstaate des braunen Cäsar geworden ist, genießt Otto das geistigere Vergnügen, schulebildend zu wirken und Apostel um sich zu sammeln, die für ihn mit der Feder fechten, es aber lieber mit einer guten Damascenerklinge tun würden. Denn Otto Straßer ist ganz gewiß nicht, wie er wohl selbst glaubt, der Gegenkönig Adolf Hitlers, viel eher einer jener tätigen Ideendolmetscher, deren Wirkung nicht im Geschriebenen liegt, nicht einmal in der Sache, sondern vornehmlich in der Intensität der Mitteilung.

Otto Straßer ist aus der nationalsozialistischen Partei nicht als ideologischer Widersacher geschieden. Neben dem Bruder Gregor hält er sich als der Radikale, der Linientreue; die Partei scheint, an ihm gemessen, lasch, liberalistisch, entartet. Es soll uns in diesem Zusammenhang nicht beschäftigen, ob die Trennung der Brüder faktisch ist oder nur taktisch. Wenn man Otto Straßers neue Programmschrift „Aufbau des deutschen Sozialismus" (W. R. Lindner, Leipzig) etwa mit der im ‚Völkischen Beobachter' erschienenen Rundfunkrede seines Bruders vergleicht, so erkennt man bei beiden die gleiche nationalistische Grundsuppe und fragt zunächst nach den Unterschieden. Der Antagonismus beginnt, wo vom Sozialismus gesprochen wird. Was Sozialismus ist, definiert Gregor so:

> Wir verstehen unter Sozialismus die staatlich durchgeführten Maßnahmen zum Schutze des Einzelnen oder einer größern Gemeinschaft vor jeglicher Ausbeutung.

So etwas nennt man Sozialpolitik oder Sozialreform. Sozialismus bedeutet nicht Schutz vor Ausbeutung sondern Brechung aller ausbeutenden Mächte. In diesem Punkt ist der Bruder Otto reinster Revolteur:

> Darum ... ist die Aufhebung des Privateigentums an Grund und Boden, Bodenschätzen und Produktionsmitteln die Hauptforderung des deutschen Sozialismus und die Voraussetzung einer planmäßigen Nationalwirtschaft.

Infolgedessen verwirft er auch das kapitalistische Wirtschaftsrecht von der Heiligkeit des Privateigentums:

> Sinnfällig erlebte es jeder Einzelne, daß dieses unbeschränkte Verfügungsrecht des Besitztitels verstieß gegen die Lebensinteressen des Volkes, daß es aber auch keine innere Berechtigung habe zu einem Zeitpunkt, da die ganze Nation mit ihrem Blut dieses „Eigentum" verteidigen mußte.

Bravo, das ist ein deutliches Bekenntnis, wenn auch nur gute alte SPD von 1910, als bei jeder Maifeier deklamiert wurde:

Hinter Mauern und Schlöten
liegt euer Vaterland!
Ihr sollt euch dafür schlagen und töten
— ihr habt es niemals gekannt.

Wenn jemand so selbstbewußt wie Otto Straßer sich eine „totale Gestaltung des deutschen Lebens" zumutet und von der „konservativen Revolution" die Durchführung des „deutschen Sozialismus" erwartet, so muß er sich nicht nur die Frage gefallen lassen, wie dieser Sozialismus aussieht, sondern auch, auf welche geschichtlichen Kräfte er ihn zu stützen gedenkt. Denn der Klasse erkennt der Nationalist Straßer keine geschichtliche Formkraft zu, nur der Nation, und selbst Marx behandelt er nur als besonderen Ausläufer des Liberalismus.

Der Straßersche Sozialismus stützt sich nicht auf ökonomische Gegebenheiten, er bedeutet, so radikal die Formulierung manchmal klingen mag, nur die Flucht in vergangene Jahrhunderte. In der Gesellschaft des „deutschen Sozialismus" soll zwar das Privateigentum ebenso aufgehoben sein wie das Monopol an Boden und Produktionsmitteln, aber die Nation soll die Bewirtschaftung den einzelnen Volksgenossen „nach Fähigkeit und Würdigkeit in Erblehen geben". Was Straßer vorschwebt, ist ein romantisches Feudalsystem, ständisch gegliedert, in dem, wie bei allen konservativen Ideologien, die Landwirtschaft die wichtigste Rolle spielen soll. Ja Straßer bezeichnet als vornehmstes Ziel die „Reagrarisierung Deutschlands".

Es ist schwer zu verstehen, warum es nicht nur volkswirtschaftlich sondern auch ethisch wertvoller ist, Kartoffeln zu buddeln, statt sich über einer schwierigen technischen Konstruktionszeichnung anzustrengen. Gewiß erlebt die Großstadt gegenwärtig unter dem ungeheuren Krisendruck einen Rückschlag, überall entstehen kleine periphere Siedlungen. Aber darf man auf einem vorübergehenden Notstand, auf einem Akt von Selbsthilfe, der morgen schon von bessern Mitteln abgelöst sein kann, ein sozialistisches System aufbauen? Und ist es wirklich so leicht, Menschen, denen die Großstadt in Blut und Nerven steckt, in Landleute zurückzuverwandeln? Ganz Deutschland soll also von kleinen Bauerntümern überzogen werden, von denen keins größer sein darf als sein Besitzer in eigner Arbeit verwalten kann. Auf die Industrie ist Straßer nicht gut zu sprechen, wie er denn überhaupt die „technische Götzendämmerung" erwartet. Man sollte mit solchen Prophezeiungen etwas vorsichtig sein. Ich wünsche Herrn Doktor Straßer nicht, daß die technische Götzendämmerung auf der Lokomotive ausbricht, wenn er grade Eisenbahn fährt. In der Industrie fällt die Verwaltung des Betriebs einer Dreiheit von Staat, Belegschaft und Führer zu, wovon der letztere einen höhern Anteil an Besitz und Gewinn erhält. Überall also strenge Bindung, jeder Einzelne lebt in fest gesteckten Grenzen, der Schützengraben wird aus der Kriegswissenschaft in die Soziologie eingeführt. Es ist eine neue Art Kastenstaat, in dem auch die Parias nicht fehlen dürfen, nämlich die Juden, die kein Bürgerrecht genießen und deshalb auch nicht Lehnsträger wer-

den sollen. Nur eine Kategorie gibt es in diesem tristen Einerlei, der erhöhte Selbständigkeit eingeräumt wird, und das sind die Handwerksmeister. Denn das Gedeihen von Kleinbetrieben beruht „auf der Persönlichkeit des Handwerksmeisters". Hier beginnt man sich doch ernsthaft die Nase zu reiben. Auch wenn man nicht geneigt ist, mit dem Begriff der Unternehmerpersönlichkeit heroisierenden Unfug zuzulassen, so muß doch gefragt werden, ob der Budiker oder der Grünkramhändler mehr Persönlichkeit ist als, sagen wir, der Professor Junkers in Dessau!

Damit entlarvt sich der ganze Straßer-Sozialismus als ein Angstprodukt des versinkenden Mittelstandes, als die rettende Theorie einer in Panik geratenen Schicht, die ihr Sonderdasein auf Kosten der Gesamtheit zu fristen wünscht. Ein reges, intelligentes Volk, seit Jahrhunderten in manueller Fertigkeit, Wissen, Technik und Kunst aufs beste erfahren und immer vorwärtstreibend, soll in ein mürrisches Agrar- ud Industriehelotentum verwandelt werden, während Herr Klamuffke, Fleisch- und Wurstwaren, Aufschnitt täglich frisch, selbstherrlich bleibt, nur einer Zunft Gleichartiger verbunden, auf seinem Boden ein Herzog, ein Than, begnadet mit dem Vorrecht, ein Individuum zu sein. Man fragt sich, wie in einem geistigen Menschen, der Otto Straßer doch ist, das Bild eines sozialen Systems entstehen kann, das die Rückständigsten, die schon heute von der Zeit fast Ausradierten zu Herren macht, während es die Beweglichen, die Leichtschreitenden, die Unternehmenden auf die Galeere bannen möchte. Was für ein Albdruck von einer Utopie!

Nicht nur Otto Straßer, der ganze Neokonservativismus nährt sich von ständischen Vorstellungen. Bei Heinrich von Gleichen und dem „Herrenclub" sieht es damit auch nicht anders aus als bei Ferdinand Fried in der ‚Tat'. Es ist keine Entschuldigung für die Herren, daß sie sich ihre Theorie nicht selbst ausgedacht sondern von Othmar Spann übernommen haben, der seinerseits das Entscheidende von Adam Müller bezieht, dem Ökonomisten der Romantik. Bei allen Anhängern der ständisch aufgebauten Gesellschaft, auch bei Otto Straßer, kehren die Worte „organisch", „gewachsen", „geworden" beängstigend oft wieder. „Organisch" kann aber heute nur sein, das Zeitalter des Industrialismus weiterzuführen, wie es die Russen tun, auf neuer sozialer Grundlage weiterzuentwickeln. Was aber wäre an der Wiedereinführung des Zunftwesens heute organisch? Adam Müller war ein Metternichreptil und publizistischer Verfechter der heiligen Allianz; seine sozialen Visionen entsprachen durchaus den Vorstellungen des damaligen Absolutismus, alle Reaktionäre haben seitdem auf den Ständestaat geschworen. Kein Wunder, denn er hält die aktiven Elemente nieder. Auch Bismarck sehnte sich vom freien Wahlrecht immer wieder zur ständischen Verfassung zurück. Otto Straßer mag sich als ein großer Revolutionär vorkommen, wenn er seine Heilswahrheiten von dem vergilbten Pergament Adam Müllers abliest. Aber ein reaktionäres Skriptum, das hundert Jahre in der Rumpelkammer der Weltgeschichte gemodert hat, ist in der Zeit nicht revolutionär geworden.

In der Blüte der Romantik hat Novalis, dessen hektischer Überschwang alles mit Kunst penetrieren mußte, die Forderung erhoben, auch „die Finanzwissenschaft müsse poetisiert werden". Das ist mindestens einigen der heutigen Nachfahren der Ideen Adam Müllers, den Anbetern der Autarkie und der ständischen Gliederung, aufs beste gelungen. Nur Otto Straßers „deutscher Sozialismus" kann wirklich nicht zu den schönen Künsten gerechnet werden. Diese Utopie ist eng und spärlich, die Phantasie haftet an den winzigsten Dimensionen und an den primitivsten Bedürfnissen. „Fremde Sprachen haben in der Volksschule keinen Platz." Oder: „Eine weitere notwendige Folge ist die, daß das Eingehen einer Ehe eines deutschen Staatsbürgers mit Angehörigen eines andern Volkes den Verlust der Staatsbürgerschaft nach sich zieht." Diese Sätze charakterisieren den Barbarismus dieser Vision eines völkischen Idealstaates. Alles soll in Anlage und Funktion sehr klein, sehr simpel werden, alles ist von der Theke eines verärgerten Ladenbesitzers her gesehen. Darin unterscheidet sich Otto Straßer, der Häretiker, in keiner Weise von Gottfried Feder und den andern volkswirtschaftlichen Dreierlichtern des offiziellen Nazitums.

Wahrscheinlich kann man das Dumpfe, Trübe und Unfreudige dieser Utopie nicht einmal Straßer persönlich zur Last legen. Man findet das in allen von rechts kommenden Konzeptionen eines deutschen Staates auf ständischer Grundlage. Ein öffentliches Leben soll es nicht mehr geben, die Frauen werden wieder in die Küche gesteckt; es gibt überhaupt keine Politik mehr sondern nur noch Berufsangelegenheiten. Straßer hofft auf kulturelle Wundertaten eines völkischen Idealismus. Aber in Wahrheit würde eine also aufgebaute Gesellschaft in Wort und Schrift nicht über das platteste fachmännische Kannegießern hinauskommen. Phantasie, Initiative, Weltoffenheit, und nun gar in Verein mit künstlerischer Begabung, müßten als Ketzerei verpönt und verfolgt werden. Der proletarische Sozialismus hat ganz gewiß Paradiese weder versprochen noch geschaffen, aber für ihn handelte es sich um die Menschheit, er strebt zum Universalismus. Der völkische Pseudo-Sozialismus in allen seinen radikalen oder gemäßigten Spielarten dagegen kennt als sein Ideal nur die Abkapselung; sein Staat ist eine Feudalburg, von Mauern und Festungsgräben umgeben, während jeder echte Sozialismus sich bemühen muß, die Grenze zu sprengen. Der Sozialismus braucht gewiß nicht nur auf marxistischen Doktrinen aufgebaut zu werden, es gibt noch andre Möglichkeiten, aber aus dem Nationalismus kann zu allerletzt ein Sozialismus entwickelt werden. Denn der Nationalismus ist selbst ein Kind der kapitalistischen Aera, er muß mit dieser vergehen. Diese Zusammenkoppelung von Nationalismus und Sozialismus ist der Grundirrtum deutscher Nationalisten, für die eine sozialistisch organisierte Gesellschaft nicht mehr bedeutet als eine bessere Grundlage für den Revanchekrieg.

Der Nationalismus wird kaum jemals die Überzeugung eines ganzen Volkes werden können. Die Geschichte hat ihn uns nur gezeigt als die in Krämpfen und Krisen explodierende

Selbstsucht einer herrschenden Klasse. Nationalisten wie Straßer haben immer den 4. August 1914 im Kopfe, wo ganz Deutschland, das sich unfähig gezeigt hatte, sein inneres Schicksal zu gestalten, aus unfreien, als unleidlich empfundenen politischen Zuständen in den Kriegsfuror flüchtete. Was für ein verbrecherischer Esel ist Wilhelm II. gewesen, solch Kapital zu verwirtschaften! Diese Stimmung ist für immer dahin, kein rebellierendes Kleinbürgertum kann sie jemals wiedererwecken.

Dennoch wird man grade Otto Straßer, auch wenn man seine Lehren aufs heftigste ablehnt, eine Reihe von sympathischen Zügen nicht absprechen mögen. Denn dieser unbestreitbare Reaktionär und Obskurant tritt in öffentlichen Kämpfen mit der Haltung und den Ansprüchen eines neuen Hutten auf. Es hat etwas Rührendes zu sehen, wie dieser Klopffechter einer für ewig versunkenen sozialen Ordnung mit der Gebärde eines Lichtbringers, eines Sankt Georg für seine Gedanken einsteht. Seltsames Paradox: dieser Kämpfer gegen alle Freizügigkeit, für den Liberalismus dasselbe bedeutet wie Zuchtlosigkeit, ist ausgesprochener Individualist und wäre erledigt ohne eine Gesellschaft, die liberal genug ist, das Recht des Individuums anzuerkennen. Durch seine besondere Art ist dieser Künder des „deutschen Sozialismus" der prägnanteste Liberale, der sich denken läßt. Das ist eine Zwiespältigkeit, die ihn reizvoller macht, als es seine Thesen sind. Eine Ahnung sagt, daß hier ein Ringender am Werke ist, der sein letztes Wort noch nicht gesprochen hat.

Rückkehr zur Lebensfreude von Walter Mehring

Mehr und mehr bin ich davon überzeugt, daß die Aufgaben, die einst der augenblicklich jüngsten, spätestens aber der folgenden Generation zufallen werden, nicht so sehr in der Übertrumpfung unsrer Wirtschafts- und Schnelligkeitsrekorde als in der Wiedereroberung der persönlichen Freiheit bestehen werden. Selbst so schwerwiegende Argumente wie: Verräter, Kleinbürger, Literat können mich von dieser Ansicht nicht abbringen. Zumal solche Ketzergedanken bereits im Allerheiligsten des Marxismus auftauchen.

In einem Vortrag, den ‚Krasnaja Gazeta' wiedergibt, hat Liadow die Frage aufgeworfen, wie wohl der Mensch des klassenlosen Staates aussehen möge. Und hat in seiner Antwort: Monogamie, Lebensfreude, ja sogar Eleganz der Frauenmode in Aussicht gestellt:

> Der Kommunismus will keineswegs die Zukunftsgesellschaft in eine Vereinigung von Asketen verwandeln, die Musik, Liebe, Blumen und die andern Existenzfreuden ablehnen.

Daß überhaupt solche Interessen schon diskutiert werden, sollte besser für die Konsolidierung des Sowjetsystems zeugen als alle Wirtschaftsziffern. Die Gesellschaft der Menschen, pendelnd immer zwischen Asketik und Überfluß — den beiden Polen der Sinnesüberreizung — findet am Schluß zur selben Lösung heim: Amüsement, Freude an der Schönheit, Freiheit der Gedankenäußerung.

Das ist so einfach, und ist wieder so schwer geworden, daß die Neuentdecker des Genusses auf Weltruhm rechnen dürfen. Aber erst die Rehabilitierung der Vernunft, die Erkenntnis, daß die Kraft eines Gedankens nicht durch die Verstärkung des Lautsprechers erhöht werden kann, wird wunderbarer wirken als die Wunder der Technik.

Daß der Satz: Stalin oder Moskau denkt für mich — der allerdings dem Dogma derer, die die Gedankenlosen für sich denken lassen, vorzuziehen ist — daß dieser Satz fallen muß und wird vor der Anschauung: ich denke, cogito — ergo sum, zeigt sich bereits in einigen Forderungen Liadows:

Unsre Literatur hat noch nicht einmal das wesentliche Problem von der Stellung des Menschen im klassenlosen Zukunftsstaat angeschnitten. Ebenso bleiben Theater und Film stumm vor diesem Problem.

Ja, warum? Ich kenne Rußland nicht und will nicht urteilen. Vom deutschen Standpunkt aus wäre zu antworten: weil solche Betrachtungen von der Zensur verhindert werden.

Nur die Möglichkeit zu erörtern, daß Menschen der Zukunft andre Sorgen kennen werden als rassische Blutreinheit, Kasernendrill, Judenausrottung, liegt nicht mehr im Bereich nationalistischer Hirntätigkeit. Und nie hätte ein Nationalsozialist zu künden gewagt, daß im Dritten Reich: „die Menschen mehr als einst lieben, tanzen, sich amüsieren und elegant kleiden werden", wie es Liadow voraussagt. So grade stellt sich ja der Antibolschewist den Marxismus vor, während dieses Stadium bereits die Überwindung des marxistischen Dogmas bedeutet. Nicht des Marxismus überhaupt. Denn nur die Buchstabengläubigen, die Parteiasketen, die Marxmönche wollten uns einreden, daß Proletarierstaat und Jazzband unvereinbar seien, daß harmlose, keinem Zweck versklavte Vergnügung konterrevolutionär sei. Kein Zweifel, diese Übereiferer haben dazu beigetragen, daß heute in Deutschland statt sozialer Erkenntnisse der Geist des französischen Comte Joseph-Arthur de Gobineau herrscht. Das Werk des Erbfeindes, im eignen Land verlacht und in Bibliotheken eingesargt, erweckt im Nachbarland die mystische Blut-Heilslehre.

Wie kleinlich erscheinen doch Liadows Bedenken, die er gegen die geheimen Schliche der pariser Haute couture äußert. Gewiß werden auch unsre Trachten erst der Heiterkeit und dann der historischen Forschung verfallen. Aber es ist Unsinn, heute andre als ökonomische Einwände gegen Abendkleid, Seidenstrümpfe und gute Parfums zu machen. Eine proletarische Mode läßt sich auf Befehl ebensowenig schaffen wie eine proletarische Kunst. Auch nicht nationalistische; der Bubikopf war stärker als völkische Belange. Weder die Bourgeoisie noch Marx hat die Sinnenlust erfunden. Es sind nicht grade die Kulturbolschewisten, die den Charellsadismus und das Uniformgirl beklatschen.

Aber nicht um Einehe, Mode und Lustbarkeiten wird man zu kämpfen haben in einem System, das einmal die Lebensbedingungen geregelt hat, sondern um den einzig wertvollen Eigenbesitz: die Freiheit, selbst zu denken und das Gedachte zu äußern. Zensur zu fordern für einen klassenlosen Staat,

das hieße die blödsinnige These aufstellen, die Menschheit hätte mit Marx ihre Denkarbeit aufgegeben. Mit dieser These läßt es sich einige Jahre herrlich regieren, aber die Kultur: Volksgeist, Kunst und Wissenschaft, geht zum Teufel. Waffengewalt und Dumping werden nicht allein den Kampf um die Befreiung der Arbeiterklasse entscheiden. Zensur gegen gedankenlose Hetzer: ja! und mit allen Mitteln! Zensur gegen Künstler und Wissenschaftler ist Entwaffnung des Selbstschutzes, der noch durch die schärfste Kritik der Idee Bestand verleiht.

Wie gefährlich die Unterschätzung der kritischen Vernunft, ja auch der Ästhetik war, lehrt jetzt der „Aufbauwille" der Gegenseite: Niederreißung des Dessauer Bauhauses, Ausschluß aller des Kulturbolschewismus, das heißt: des Denkens Verdächtigen, also — durch Verfolgung — negative Anerkennung vieler Linkskräfte, die bureaukratischer Parteihader dem eignen Lager entfremdet hatte.

Das lehrt auch ein Aufsatz des Herrn Generals von Seeckt, der — im ‚Hamburger Fremdenblatt' — für die Außenpolitik Bündnis mit Rußland, für die Innenpolitik aber Kampf gegen die bolschewistischen Ideen fordert. „Kampf auf geistigem Gebiet" nennt es der Herr General. Daß man auf geistigem Gebiet mit Handgranaten, Höllenmaschinen und Bomben vorgeht, ist ein militärtechnischer Irrtum, der zwar zu kolossalen Teilerfolgen, nicht aber zum Endsieg führt.

Und kein System wird etwas an der Tatsache ändern: schlimmer als der Verlust einer Heeresmacht ist der Verlust des Denkens; wichtiger als Rassezugehörigkeit ist die Sprachbeherrschung; mit der Sprache lebt und endet die Nation.

Gobineau oder Marx: das sind übernationale Fragen.

Man kann die Kulturbolschewisten verbieten, einkerkern, erschießen; man wird den Marxismus nicht ausrotten. Er wird überwunden werden durch neue, zum großen Teil von ihm angeregte Gedanken, gedacht von Zukunftsmenschen, den Nachkommen der heute Verfolgten.

Dynamik contra Vernunft von Walther Karsch

Es gibt eine Gesinnung, die dem Anschein nach alle Strömungen ihrer Zeit aufzunehmen bereit ist. Man wird bei ihren Trägern von allen Tendenzen ein Teilchen finden; sei das nun Fascismus, Demokratismus, Bolschewismus, Pazifismus oder sonst noch ein Ismus: eine Fülle sich überkreuzender, divergierender und korrespondierender Gedankengänge, die da zu einem scheinbar einheitlichen Ganzen verschmolzen sind. In Wahrheit ist hier nichts andres vor sich gegangen als die Verwässerung all der Ideen, die sich bereits soweit durchgesetzt haben, daß sie sich nicht mehr übersehen lassen. Genau nach diesem Rezept verfährt in einem dickleibigen Buche „Politik" (Industrie-Verlag Spaeth & Linde, Berlin/Wien) Adolf Grabowsky mit dem Pazifismus — und nicht nur mit diesem.

Da Grabowsky von der Macht der handelnden Persönlichkeit gar nichts und von der „außerpersönlicher", „über-

individueller" Gewalten alles hält, spielen Formeln wie „Energien", „Dynamik", „Der Raum als geschichtsbildende Kraft" und ähnliche in seine Deduktionen eine überwiegende Rolle. Diese ganze Terminologie verführt zur Vernebelung der wirklichen Tatbestände. Eine Maschinenmystik zum Beispiel, die der Maschine Eigengesetzlichkeit zuschreibt, sie ihrer Bestimmung, Werkzeug des Menschen zu sein, entkleidet, konnte doch nur wirksam werden, weil der Mensch die Herrschaft über die Technik verloren hat; und nicht anders verhält es sich mit den sonstigen angeblich „überpersönlichen" Gewalten. Man sieht nur noch die aufeinander losgehenden Tendenzen, die den Menschen mit sich fortreißen, und erkennt gar nicht mehr, daß der gleiche Mensch es war, der sie in Bewegung setzte.

Da eine solche Denkhaltung, die in allem selbsttätige Bewegung sieht, jeder Statuierung abhold sein muß, verwirft Grabowsky alle Versuche, durch Fixierung von Rechtsvorschriften das Verhältnis der Staaten zueinander zu ordnen. Ihm ist demnach der heutige Völkerbund schon viel zu weit gegangen. Denn darauf laufen seine Vorschläge hinaus, die zu nichts anderm dienen, als daß die Staaten ihre Machtpolitik weiterhin ausüben können — nur ohne das Risiko eines Krieges.

So sieht Grabowsky die erste Möglichkeit eines dynamischen Pazifismus darin, daß eine Großmacht, in deren „Interessenkreis" kleinere Mächte fallen, den Schiedsrichter zwischen diesen zu spielen hat. Und wenn sich nun der kleine Staat diese durchsichtige Schiedsrichterrolle nicht gefallen lassen will? Dann stehen wir wohl wieder vor der „ultima ratio", dem Kriege? Schiedsrichterrolle, das heißt innerhalb dieses Gesellschaftssystems: Unterdrückung des Kleinen durch den Großen. Was schließlich daraus entspringt, wissen wir ganz genau — und weiß auch Grabowsky, der ja selber sagt, daß jede Demütigung den Keim zu neuem Aufstand in sich trage. Darum würde die Ausführung dieses Vorschlags nur den gegenwärtigen Zustand imperialistischer Politik verewigen. Wenn man die lebendig Wirkendes vortäuschenden Formeln Grabowskys abzieht, dann sieht man, daß er am liebsten den augenblicklichen Zuständen, den „Tatsächlichkeiten" Ewigkeitsgeltung attestieren möchte.

Noch deutlicher wird dies, wenn man die zweite Möglichkeit seines dynamischen Pazifismus untersucht. Danach sollen nämlich die Großmächte, „je gewaltiger sie einander gegenüberstehen, um so mehr Krieg und Konflikt" durch „Kompensationen" ablösen. „Indem jede dieser Mächte sich in rationellem Reichsbau auf einen bestimmten Raum konzentriert, gibt sie Territorien auf, um andre dafür zu gewinnen". Auf den ersten Blick ein bestechender Gedanke, denn gewiß kann durch eine solche Kompensation unter Umständen ein kriegerischer Konflikt vermieden werden. Aber diese Politik findet in dem Augenblick ihre Grenzen, wo ein Staat in Ausweitung seiner Machtpolitik den „bestimmten Raum" ausgefüllt hat und notgedrungen nach neuem Ausschau halten muß. Wo bleibt dann die „Kompensation"? Dann werden wir

schweren Herzens zwar, aber doch, in einen neuen Krieg hineinschliddern, weil die „Spannungen" keine andre Lösung mehr möglich machen. Das Ganze nennt man dann die „Tragik des Weltgeschehens".

Gewiß, von einem bestimmten Fatalismus aus läßt sich sagen: was geht uns die ferne Zukunft an, Hauptsache, im Augenblick ist so ein Krieg durch Schiedsrichteramt der Großen über die Kleinen oder durch Kompensationen vermeidbar. Das wäre auch gar nicht so unrichtig, wenn solche Einrichtungen wirklich die Gewähr böten, daß sie erfolgreich sind. Aber wo ist eine solche Gewähr innerhalb dieses System? Grabowskys „sehr viel soliderer Pazifismus" entpuppt sich so als ein Gebietsschacher, der sich nur darum ziemlich lange friedlich abspielen kann, weil der Krieg Formen angenommen hat, die wahrscheinlich zu einer vollständigen Vernichtung der beteiligten Mächte führen würden. Pazifismus aus Angst. Zur Not werden sich die Mächte unter einem solchen Druck vielleicht einigen — genau so einigen, wie sie es getan haben, wenn es darum ging, heute wertlose Waffen abzuschaffen. Das nannte sich dann „Seeabrüstungskonferenz", und grade auf eine solche Farce stützt sich Grabowskys These von der kriegeverhindernden Kompensationspolitik.

Es ist nicht weiter verwunderlich, daß Grabowsky, für den es nur „überindividuelle Absichten der Epoche" gibt, an dem „Gesinnungspazifismus" noch weniger gute Haare läßt als an dem organisatorischen. Er wirft seinen Vertretern „Vernunftaberglauben" vor, sie seien „in ihrem Glauben an die Macht der Friedensidee als einen Gedanken der moralischen Vernunft" „echte Nachfahren der Aufklärungsepoche" und stünden „damit verwirrt in einem veränderten Zeitalter". Aber der heutige Rationalismus glaubt doch gar nicht an einen von selbst eintretenden Sieg der Vernunft, sondern weiß, daß die als vernünftig erkannten Forderungen auch der Kraft bedürfen, sie durchzusetzen. Außerdem hat der heutige Rationalismus das Irrationale nie geleugnet, er erkennt ihm nur keinen Primat zu. Grabowskys guter Rat: „Je weniger der ethische Pazifismus der Vernunft und der Ethik vertraut, desto größere ethische Erfolge wird er erringen, denn er schaltet sich dann mit seinen Forderungen ein in das überindividuelle Geschehen", verlangt von den Gesinnungspazifisten, sie sollen sich ihren konsequenten Pazifismus denaturieren lassen: durch Verzicht auf Forderungen, von denen sie wissen, daß dem gegenwärtigen Zustand alle Voraussetzungen abgehen, sie zu verwirklichen. Eine solche Forderung ist die nach allgemeiner und totaler Abrüstung. An ihrem Schicksal wird klar, wie wenig das derzeitige System fähig ist, den Krieg aus der Welt zu schaffen. Auch wir „Gesinnungspazifisten" wissen, daß die „dissoziierenden" Elemente des Imperialismus mindest ebenso stark sind wie die „assoziierenden", und grade darum, weil jene immer wieder zu kriegerischen Entscheidungen drängen, sind wir fest davon überzeugt, daß nur die Abschaffung des Systems die endgültige Gewähr für die Stabilisierung des Friedens sein kann. Das liege in zu weiter Ferne? Was besagt das schon. Dieses System ist ja nicht ewig, die ersten Keime einer Ände-

rung sind doch schon da, nämlich in Rußland. Wer erkannt hat, daß nur der Sozialismus die Möglichkeit zur Verwirklichung des Friedensgedankens bietet, wird zwar nicht darauf verzichten, seine Ideen bereits jetzt zu propagieren und damit auch Vorschläge zu machen, die nach seiner Überzeugung schon heute der Entstehung eines Kriegs vorbeugen könnten; aber er wird darunter solche Präventivmaßnahmen, wie Grabowsky sie vorschlägt, wirklich nicht rechnen dürfen. Sein Vorwurf, daß „die Friedensbewegung diese Problematik (nämlich die von ihm aufgerollte) nicht im entferntesten erkannt hat, wobei keine Richtung ausgenommen ist", trifft also zumindest den Pazifismus nicht, den er mit ironischen Anführungszeichen versieht, nämlich den revolutionären: weil dieser, von der Aussichtslosigkeit einer endgültigen Regelung der Streitigkeiten innerhalb des Kapitalismus überzeugt, sich nicht für verpflichtet hält, da eine Problematik zu sehen, wo nur mittels mystischer Formeln der Versuch gemacht wird, den Augenblicksgewalten Ewigkeitswert zuzuerkennen.

Stellungslosenpoesie von Ossip Kalenter

I.

Keine Annonce bleibt unbeantwortet, kein Weg unbegangen:
Wir verschreiben das letzte Porto, verfahren das letzte Straßenbahngeld.
Aber die Angebote sind faul, und die meisten Arbeitgeber verlangen
600 Mark Einlage, Sprachkenntnisse, gutes Äußere und gelernte Leute von Welt.

Uns aber knurrt der Magen, wir sind blaß, hoffnungslos, abgehetzt zum Erbarmen:
Unsere Welt ist das Arbeitsamt, die Wartezeit, endlos und bang,
Unser Äußeres verkommen, unsere Sprache verstummt, und wir Armen
Haben nichts einzulegen mehr als die Ehre ... und auch die nicht mehr lang.

II

Jüngst las ich von den tibetanischen Hirten und sah auch diesbezügliche Bilder
Eines Lebens in Einfachheit, Einsamkeit, ohne Arbeitsbeschaffungsproblem.
Freilich die Gegend ist kahl dort, reizloser, wilder,
Doch in ihrer Trostlosigkeit ehrlich und darum fast angenehm.

Man müßte den Mut haben, hier den Dreck hinzuschmeißen,
Fünf, sechs Mann — Mädels mit —, die gesamte Zivilisation
Liquidieren und mit den letzten beschaffbaren Mitteln abreisen,
In den Himalaya, in eine Welt ohne Stundenlohn.

Lotte im Lammfell, Max in Lappen, wie auf den Bildern:
Vielleicht wär man froher — freier bestimmt — ärmer kaum.
Die sogenannte Kultur zu vergessen: das Glück läßt sich nicht schildern ...
Leider bleibt dergleichen immer nur Wunschbild und Traum.

Theater in der Sowjet-Union von Erwin Kaiser

Wer heute aus Moskau kommt, wird mit der gleichen leidenschaftlichen Neugier ausgefragt, mit der wahrscheinlich früher ein Mensch ausgefragt wurde, der aus Amerika zurückkam. Die neue Welt, damals im Westen, liegt heut im Osten. Und die Grenze der Sowjet-Union schneidet nicht nur durch den Raum, sie schneidet durch das Menschliche selbst und alle seine Formen. Jeder ist Interessent. Auch der Theatermensch hat Grund zu fragen. Er erlebt die offene Verwüstung seines Produktionsmittels. Und wie steht es mit dem Theater „drüben"? Existiert es? Wer geht hinein? Was spielt man? Wie setzt es sich mit dem neuen Leben auseinander? Und was noch mehr Fragen sind.

Zuerst: Ja, es existiert. Was mehr als alles verblüfft, ist der Sturm auf das Theater. Abend für Abend sind sie buchstäblich bis auf den letzten Platz voll. Dabei hat Moskau allein wenigstens zwanzig ernstzunehmende Theater, das sind ebensoviel wie Berlin hat; und doch leben in Berlin doppelt so viel Menschen als in Moskau. Allerdings: es leben doppelt so viel Menschen in Berlin, aber ins Theater kommt auf Grund des Portemonnaies noch kein Zehntel von ihnen. Drüben ist der Eintrittspreis für niemanden, der arbeitet, ein Hindernis. Die Theater sind durchwegs Eigentum des Staates, und er sieht in ihnen nicht Einnahmequellen sondern Kulturzentren, an denen alle teilhaben sollen. Wie im antiken Athen hat das Volk Anspruch auf das Theater. So wendet sich der Verkauf der Plätze nicht an den isolierten Einzelnen. Die Gewerkschaften, die Kollektive, aller Art Arbeitsgemeinschaften — also das organisierte Volk — mieten Abend für Abend die Theater für ihre Mitglieder, wobei das Kulturkomité, das jede einzelne Werkgruppe besitzt, die differenzierteren Wünsche und Bedürfnisse seiner Gruppe wahrnimmt. Ins Theater zu kommen, ist nur schwierig für den, der außerhalb der Organisationen steht, so für den Fremden. Aber, wie ich an mir erfahren habe, kommt man ihm entgegen, wo es nur geht.

Das Volk nimmt nicht nur im äußern Sinn Besitz vom Theater. Sondern auch von innen her. Entscheidend dafür ist, daß das Schaffen des einzelnen Theaters von vornherein, vom ersten Beginn ab, zur Masse, für die es schafft, in Bezug tritt. Es gibt ein Komité, das den Volkskommissariaten zugeordnet ist, das Repertkom, in dem die Vertreter der Organisationen, Gewerkschaften, also Werktätige sitzen, dem die Theater die Stücke, die sie zu spielen beabsichtigen, vorlegen und das prüft, zuläßt, ablehnt, berät und sein letztes Wort noch auf der Generalprobe sagt. Also eine Zensur? fährt jemand nervös auf. Wenn man will, ja. Aber dann nicht eine Polizeizensur sondern ein Organ des Gemeinschaftswillens. Das ist keine spitzfindige Nuancierung. Sondern dem Wesen nach besteht ein Unterschied zwischen einer traditionellen Bevormundung von oben her, die vom Paragraphen, vom schematischen Begriff aus ihr Verbotsrecht ausübt, und einer von unten her aufgebauten Instanz, die durchaus nicht simpel erlaubt

und verbietet sondern in produktiver Beratung sich mit ihrem Objekt auseinandersetzt. Demokratische Instanz eines allerdings von einem bestimmten Gedanken beseelten Demos. Wer sich bekreuzigt und nach wie vor von der unbegrenzten Freiheit des Künstlers träumt, will er behaupten, daß unser Theater souverain sei? Auch unser Theater hat seinen Diktator, bloß ist es nicht der Gedanke sondern der Kassenrapport. Im übrigen: wer mit offenen Augen sieht, wie dort drüben ein ganzes Volk in riesiger Front unterwegs ist auf eine neue Welt zu, der begreift beinahe körperlich, daß eine Kunst, die außerhalb des Gemeinschaftswollens tritt, in die Luft tritt; und daß der Ernst der gewaltigen Bewegung, die Atmosphäre des peniblen Gewissens, das sie geschaffen hat, jedem, dem es ernst ist, zum Bedürfnis macht, über seine persönliche Meinung hinaus einen objektiven Halt zu haben.

Mit dieser ersten grundlegenden Kritik ist nun aber Stück und Aufführung nicht etwa ein für allemal legitimiert. Sie unterliegen weiter dem lebendigen Urteil. Auch drüben gibt es eine wertvolle Fachpresse. Aber zugleich setzt sich der Gebrauch durch, daß man nicht einfach nach der Premiere nach Hause geht und es dem einsamen Manne am Redaktionstisch überläßt, eine Meinung zu haben, sondern daß der Zuschauer selbst zu Worte kommt, das heißt: der Zuschauer ist nicht bloß in den Parkettsessel geschmettertes, leidendes Objekt der Kunst sondern ihr wollender, aktiver Verbraucher. Es entwickelt sich überdies eine literarische oder wenigstens schriftliche Meinungsäußerung aus der Masse heraus, deren Dokumente, falls sie irgend Wert haben, in der Wandzeitung, die in den Theatern aushängt, zur Veröffentlichung kommen. Urteile von daher können unter Umständen sehr reale Folgen haben und zum Beispiel bis zur Absetzung eines Schauspielers und Umbesetzung seiner Rolle gehen. Auf der andern Seite ist das Theater nicht wehrlos. Bei uns tut es gut, einen Presseangriff einzustecken; es riskiert andernfalls, sich mit jemand Wichtigem anzulegen und auf diese Weise das Geschäft vollends zu ruinieren. Drüben, wo die Sache des Theaters aus der Sphäre des Geschäftlichen heraus und in die Sphäre des reinen Gedankenstreites gerückt ist (es mag noch so viel Persönliches mitschwingen), ist es nichts Ungewohntes, daß ein Theater zur öffentlichen Auseinandersetzung aufruft und sich verteidigt und erklärt. Quintessenz: das Theater drüben gelangt über das bloße Verkaufs- und Konsumverhältnis zwischen Bühne und Zuschauer hinaus zu einem neuen, produktiven. Einen schönen Beweis für das Gefühl, daß Diesseits und Jenseits der Rampe zusammengehört, konnte man im letzten Winter haben, als das Theater des früh verstorbenen Regisseurs Wachtangoff sein zehnjähriges Bestehen feierte. Man spielte die „Prinzessin Turandot", eine seiner fundamentalen Inszenierungen, hatte aber die Komödie zu einer Montage der gesamten zehnjährigen Arbeit der Bühne erweitert; und verflochten mit dem Spiel, eingeführt von den lustigen Figuren, traten Deputationen von überallher auf, aus der Stadt und vom Land, aus den Fabriken, den Betrieben, aus einem sibirischen Bauernkollektiv, aus der Roten Armee, aus den Thea-

tern auf, um ein Wort des Gedächtnisses und des Dankes an das Theater zu richten.

Eine solche Feier macht einen nachdenklich. Wo wäre eine Huldigung für zehn Jahre Theater bei uns möglich? Das heißt, welches Theater konnte zehn Jahre hindurch kontinuierliche Arbeit tun, so daß etwas wie ein Hausgenius entstand, dem man huldigen könnte? Alle Theater bei uns sind nicht mehr als Durchgangsstationen. Drüben ist jedes Theater ein Individuum mit spezifischem Formwillen, mit unverwechselbarem Gesicht. Auch bei uns gibt es Regiepersönlichkeiten; aber keine, auch ein Mann wie Reinhardt nicht, konnte eine besondere Form von einigem Bestand entwickeln und sie in einem Ensemble objektivieren. Schon heut ist, was er gemacht hat, in alle Winde zerstoben. Aber das Theater Stanislawskis, schon vor fünfundzwanzig Jahren eine Höhe europäischer Kunst überhaupt, arbeitet heute noch in unantastbarer Meisterschaft. Ja hat, über die eigne Grenze hinaus, Schule gemacht. Organisch, stetig sind aus seiner Form neue Formen gewachsen: Wachtangoff, Tairoff, Meyerhold, Granowski, um nur ein paar Namen zu nennen; hinter jedem Namen steht eine eigne Ausdruckswelt. „Die Kunst" konnte sich entwickeln. Bei uns, wo sie in immer neuen Ansätzen improvisiert werden mußte, läuft sie Gefahr zu verdorren, und die Persönlichkeiten verpulvern sich, weil sie sich nicht materiell fixieren können. Drüben steht die materielle Existenz eines Theaters nicht in Frage. Wenn es sie auch im wesentlichen aus sich selbst herauswirtschaften muß: es ist durch den Staat gesichert. Sein oder Nichtsein hängt nicht vom Erfolg eines Stückes ab. Jedes Theater ruht auf einem festen Repertoire. Aber dafür ist Voraussetzung ein festes Ensemble. Und dies feste Ensemble ist die Grundursache des russischen Theaterniveaus und seiner charaktervollen Vielfalt. Wenn bei uns der Schauspieler schon seit langem fluktuiert, heute dem, morgen dem gehört und im Grunde keinem: drüben wachsen die Schauspieler zu unauflöslichen Gemeinschaften zusammen, Instrumente eines zentralen Willens, mit dem Vorteil jedes Ensembles: Qualität bis in die kleinste Rolle und ergänzen sich aus eignen Schulen. Der Schauspieler wird hier so gut oder so schlecht bezahlt wie jeder Mensch, der arbeitet. Drei Schauspieler in Moskau: Moskwin, Katschalow, die Knipper-Tschechowa haben die Ehre „Volksschauspieler" zu heißen und bekommen eine Vorzugsgage. Auf alle Fälle weiß jeder, wovon er leben soll. Er fügt sich in den allgemeinen Standard ein. Der lyrische Tenor der großen Oper in Moskau schlendert am Ufer des Schwarzen Meeres in einem Lüsterjäckchen, wie es kein kleiner Bureauangestellter bei uns zum Spazierengehen anziehen würde. Trotzdem ist er, wer er ist; und wenn er auf einem braunen Felsen sitzend eine Arie vorsingt, singt er sie wunderschön. Hier möchte ich gern ein paar Worte loswerden, die ein Schauspieler in Moskau einmal zu mir sagte, weil sie — so unscheinbar sie sind — ein wenig aussprechen, wie die Schauspieler überhaupt drüben denken. Es war in einem Filmatelier, wo wir beide zu tun hatten. „Sehen Sie", sagte er behutsam in einem ein bißchen gebroche-

nen Deutsch, „wir wissen, daß wir alle hier zusammengehören. Zu einer Sache. Heut Morgen zum Beispiel habe ich schon um 9 Uhr Invaliden etwas vortragen müssen. Unser Theater ist spät nachts zu Ende; das Aufstehen war nicht leicht. Ich will Ihnen aber sagen, ich bin sehr zufrieden, daß ich schon um 9 Uhr nötig bin..." Gebraucht werden, keine Luxuspflanze sein: unerfüllter Traum der Schauspieler bei uns, soweit sie überhaupt noch Träume haben.

Schluß folgt

Kurzwaren von Rudolf Arnheim

Es kann im politischen Tageskampf nützlich sein, Freiheit zu fordern, wenn man nur Befreiung will. Bei sich selbst aber sollte man immer ganz klar wissen, was gemeint ist und was nicht.

*

Bei den Kritikern wiederholt sich die Tragödie der reichen Erbinnen: sie wissen nie, ob sie um ihrer selbst oder nur um der zweiten Freikarte willen geliebt werden.

*

Man kann nicht den Bayern ihre Eigenbrötelei vorwerfen und zugleich außenpolitisch für eine Autarkie Deutschlands eintreten. Wer sich als Europäer partikularistisch gebärdet, kann nicht im eignen Lande das Weltbürgertum predigen.

*

Kitsch läßt sich nicht mit der kalten Hand entwerfen. Echter Kitsch entsteht nur, wo einer mit dem heiligen Gelöbnis, große Kunst zu schaffen, ans Werk geht.

*

Lustig, daß die Menschen sich, notgedrungen, ausziehen, wenn sie lieben wollen. Wirkt wie das Eingeständnis eines Atavismus, eines Rückfalls in nackte Urzeiten.

*

Möglichst wenig Fremdwörter verwenden, aber von dieser Enthaltsamkeit soll der Leser nichts merken. Das ganze Geheimnis eines bildkräftigen, sauberen Stils kann darauf beruhen, daß einer auch für stark begriffliche Darlegungen die deutschen Wörter verwendet, bei denen ja — viel unmittelbarer als bei den Fremdwörtern, deren Wurzeln wir uns erst durch Übersetzung bloßlegen müssen — die sinnliche Urbedeutung sichtbar durch die Metapher hindurchscheint. Schauderhaft aber ist die einherstelzende, frischgestärkte Kunstsprache vereidigter Deutschtümler.

*

Man muß es sich leisten können, bescheiden zu sein.

*

Manche Marxisten sagen, daß der Himmel deshalb blau sei, weil er sich fürchte, rot zu sein.

*

Was gut geschrieben ist, enthält mehr Wahrheit, als der Verfasser hineinzuschreiben glaubte. Schönste Bestätigung für den Schriftsteller: wenn der eigne Text ihn überraschend unterrichtet.

*

Sich telepathenhaft gut verstehen, jeden Augenblick genau wissen, was der andre denkt, das paßt ausgezeichnet für mittelgroße Zärtlich-

keit und für schwärmerische Freundschaften zwischen Frauen. Für die echte Liebe aber ist ziemlich viel Fremdheit nötig.

*

Ich versank in Tiefsinn über einen Satz aus dem Hörspiel „Anabasis":

„Wäre das Meer nicht, könnten die Menschen nicht von einem Land zu dem andern Land gelangen."

*

Was in seinem Hirn alles herumfliegt! Man sollte ihm eine Injektion mit der Flit-Spritze machen.

*

Er wird immer Glück haben, daß weiß man. Nur fragt sich, wie groß das Unglück sein wird, in dem sein Glück sich bewähren muß.

Spaziergang nach einer Enttäuschung

von Erich Kästner

Da hätte mich also wieder einmal
eine der hausschlachtenen Ohrfeigen ereilt,
die das zu diesem Zweck gegründete Schicksal
in beliebiger Windstärke und Zahl
an die Umstehenden gratis verteilt.

Na schön. Der Weg des Lebens ist wellig.
Man soll die Steigungen nicht noch steigern.
Es war wieder mal eine Ohrfeige fällig.
Ich konnte die Annahme schlecht verweigern.

So ein Schlag ins vergnügte Gesicht
klingt für den, der ihn kriegt, natürlich sehr laut,
weil das Schicksal mit Liebe zur Sache zuhaut.
Tödlich sind diese Ohrfeigen wiederum nicht.
Der Mensch ist entsprechend stabil gebaut.

Jedoch, wenn ich den See betrachte
und die schneeweiß gedeckten Berge daneben,
muß ich denken, was ich schon häufig dachte:
Diese Art Ohrfeigen brauchte es nicht zu geben.

Da rennt man nun die Natur entlang
und ist froh, daß man Keinem begegnet.
Die Vögel verüben Chorgesang.
Die Sonne scheint im Überschwang.
Aber innen hats ziemlich geregnet.

Die Glockenblumen nicken verständig.
Eine Biene kratzt sich ernst hinterm Ohr.
Und der Wind und die Wellen spielen vierhändig
die Sonnenscheinsonate vor . . .

Das Schicksal wird mich noch öfter äffen,
und schlagen, wie es mich heute schlug.
Vielleicht wird man wirklich durch Schaden klug?
Mich müssen noch viele Schläge treffen,
bevor mich der Schlag trifft! Und damit genug.

Das Gold von Joseph Caillaux

Ja, die Zeit hat sich verändert: das Gold, das vor weniger als zwanzig Jahren noch freudig in den Taschen klimperte, das mit hellem Klang auf den Kassentischen der Geschäfte oder auf dem grünen Tuch der Spielklubs herumhüpfte, ist ganz und gar verschwunden. Es verbirgt sich in den Tresors der Banken. Stünde Shakespeare auf, so müßte er die schönen Verse streichen, die sein Romeo spricht, als er beim Apotheker von Mantua Gift für Gold kauft: „Ein schlimmeres Gift für Menschenseelen ..."

Das Gold gehört jetzt den Volkswirten, die lange Betrachtungen anstellen über die Vor- und Nachteile des Metalls, das durch ihre Sorgen mit der absoluten Königswürde im Geldreich ausgestattet wurde.

Ein allzu gebieterischer Herr, sagen einige von denen, die nicht bereit sind, ihre Knie vor dem Gott zu beugen, der den Blicken der Sterblichen entrückt ist. Er trieb seinen Despotismus so weit, daß er schließlich sich selbst schadete. Um ohne Partner zu herrschen, brachte er das Silber zum Sturz, das von einem Drittel der Erdbewohner verehrt wird. Er tat dies im Glauben, seine Herrschaft zu stärken; in Wirklichkeit schwächte er sie.

Ist das Gold überhaupt noch fähig, die Funktion zu erfüllen, die ihm zukommt? — diese Frage wird von vielen erhoben. Bezeugt nicht die Tatsache, daß es aus dem Umlauf praktisch ausgeschaltet ist, seine Ohnmacht? Besitzt es noch in den Kellern, wohin es geflüchtet, eine genügende Tragfähigkeit, um die Papierpyramiden zu stützen, die es im Umlauf ersetzen?

Mit andern Worten: Ist Gold in genügender Menge vorhanden, um den monetären Bedürfnissen der Welt zu entsprechen? Ein hervorragender Volkswirt, Alfred Lansburgh, hat seine Gedanken hierüber im folgenden Satz zusammengefaßt: „Es ist unmöglich, von einem Goldmangel zu sprechen; es handelt sich vielmehr um eine Bankpolitik, die auf die Zunahme der Goldreserven keine Rücksicht genommen hat." Finanzsachverständige und Geschäftsleute hohen Rufes griffen diese Formel auf und entwickelten sie weiter. Ihrer Ansicht nach ist die offenkundige Schwäche gewisser Währungen darauf zurückzuführen, daß das Gold nicht gleichmäßig verteilt ist. Von diesem Satze ausgehend, schieben sie die Schuld jenen großen Notenbanken, namentlich der Bank von Frankreich, in die Schuhe, die einen großen Teil des wertvollen Metalls für sich behalten hat. Sie beschuldigen die Bank, sie beschuldigen uns damit, daß wir einen „Goldkrieg" führen. Sie stellen die These auf, daß Frankreich der Welt imponieren, Europa durch die großen Metallmengen, die es zusammenscharrt, beherrschen will.

Diese Beschuldigung ist kindisch; es gehört wenig Mühe dazu, sie zu entkräften. Ich würde selbst ungern bei diesem Punkte verbleiben, wenn ich die Worte nicht beherzigte, die ein englischer Staatsmann vor einiger Zeit an mich gerichtet

hat: „Ihr beachtet zu wenig" — sagte er zu mir — „die Legenden, die man gegen euch auszuhecken sucht. Ihr gebt euch zu wenig Mühe, die Gegenwart dieser Goldbarren in eurem Bankkeller zu rechtfertigen, auf die eure Rivalen vor den notleidenden Völkern stets hinweisen. Bedenkt doch die verheerende Wirkung, die in einfachen Geistern ein Bild Frankreichs anrichten kann, das rücksichtslos das gelbe Metall zusammenscharrt, um dem alten Kontinent, der ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist, politische und wirtschaftliche Gesetze zu diktieren."

Ich befolge diesen Rat, der mir gut erscheint. Ich antworte unsern Gegnern, von denen ich annehme, daß sie guten Glaubens sind.

Warum strömt das Gold — eine unbestreitbare Tatsache — nach Frankreich?

Nun, bei Gott, es ist bereits oft genug gesagt worden, daß zur Stunde unser Land der einzige Großstaat ist, dessen Geld volles Vertrauen einflößt. Die Goldproduzenten und Goldbesitzer bringen also das Metall, das sie verkaufen wollen, nach dem Platze, wo man ihnen dafür Papierbilletts gibt, die ihnen ein Maximum an Sicherheit zu bieten scheinen. Außerdem gibt es viele ausländische Kapitalisten, die, aus Furcht vor politischen Wirren in ihrem eignen Lande, ihre Guthaben gern nach einem Lande hinüberretten, das ihnen als eine Insel der Sicherheit erscheint.

Was können wir gegen diese Bewegung tun? Unser Noteninstitut ist durch Gesetz verpflichtet, Gold, das ihm angeboten wird, gegen Noten auszutauschen. Eine natürliche, einfache Bestimmung. Wenn ein Goldbesitzer, dem es daran liegt, sein Metall gegen kein andres Papier als die Noten der Bank von Frankreich herzugeben, eine ablehnende Antwort erhielte, könnte er sehr leicht sich veranlaßt sehen, sein Gold zu sterilisieren — woraus dann der Weltwirtschaft ernster Schaden erwachsen würde.

Anstatt uns der Goldflut zu freuen, die sich auf diese Weise über Frankreich ergießt, beklagen wir uns vielmehr darüber. Ich bringe hier, wohlgemerkt, nur die Ansicht der gutunterrichteten Leute zum Ausdruck, aber ich bin sicher, daß keiner von diesen mir widersprechen wird. Die Goldankäufe bewirken nämlich eine Zunahme des Notenumlaufs. Das Anschwellen der Zahlungsmittelmenge müßte eigentlich eine allgemeine Preiserhöhung nach sich ziehen. Das Thesaurieren der Francnoten — eine zugleich glückliche und unglückliche Erscheinung — verhindert eine Erhöhung der Lebenshaltungskosten, die im höchsten Maße zu beklagen wäre. Aber der Rückgang der Kleinhandelspreise, der in dieser Krisenzeit, wo man auf der ganzen Linie eine Deflation anstreben muß, mit allen Mitteln herbeigeführt werden sollte, kann grade wegen des Überflusses an Zahlungsmitteln nicht verwirklicht werden.

Wer einiges über Volkswirtschaft weiß, kann den Schaden ermessen, der unserm Lande durch die Beibehaltung hoher

Marktpreise erwächst zu einer Zeit, wo diese Preise in unsern Nachbarländern in ständigem Sinken begriffen sind.

Wie werden wir morgen ihrer Konkurrenz standhalten?

So entledigt euch doch des Goldes, das euch drückt! antwortet man uns. Es stehen euch zwei Mittel zur Verfügung: erstens die Herabsetzung der Diskontrate, wodurch die kurzfristigen flottanten Kapitalien sich einträglicheren Anlagen zuwenden würden, zweitens aber die Zeichnung von Auslandanleihen, deren Begebung Goldabzüge aus Frankreich nach sich ziehen würde.

Dies sind die Vorschläge, die man macht. Oft nehmen sie die Form heftiger Beschwörungen an. Man will im Auslande nicht begreifen, warum wir zögern, diese ganz einfachen Methoden anzuwenden. Tun wir es nicht, so geschieht dies zweifellos aus dem Grunde, weil wir — um den Ausdruck eines österreichischen Volkswirtes zu gebrauchen — einen „Goldkrieg" führen.

Nicht im geringsten! Der wahre Grund besteht darin, daß die Methoden, die Sie uns vorschlagen, undurchführbar sind, und zwar zum Teil durch Ihre Schuld. Hören Sie nur zu.

*

Wir sollen die Diskontrate senken, meinen Sie. Ausgezeichnet! Weiß man denn nicht zur Genüge, daß man in einer Krise keine größern Fehler begehen kann, als die Nutzmiete des Geldes zu senken, da man durch dieses Vorgehen bloß die Existenz schlecht ausgerüsteter Unternehmungen verlängert, die im Interesse der Weltwirtschaft besser verschwinden sollten? Das wäre schon ein zureichender Grund, glaube ich. Es gibt auch einen andern, der besonders für unser Land gilt, und den man meines Wissens bis jetzt nicht geltend gemacht hat. Die Fonds unsrer Sparkassen sind nämlich durch die Zentralkasse, der sie anvertraut sind (die Caisse des Dépots et Consignations), so glücklich angelegt worden, daß den Einlegern dieser Institute ein Zins von 3,5 Prozent vergütet werden kann. Dieser Zinsfuß ist übertrieben hoch, das gebe ich zu. Doch was kann man dagegen tun? Er ist eine Folge glücklichen Gebarens. Keine Subvention irgendeiner Art trägt zu seiner Höhe bei. Obwohl der maximale Sparbetrag mit 20 000 Francs (also mit 4000 Goldfrancs) festgesetzt ist, beträgt der Gesamtfonds der Sparkassen infolge der gleichmäßigen Vermögensverteilung in unserm Lande mehr als 50 Milliarden — und da dieser Betrag einzig in Immobilien, in Staatspapieren oder staatlich garantierten Obligationen angelegt werden kann, ist er der Produktion gänzlich entzogen.

Sobald die Bank von Frankreich ihre Diskontrate senkt, werden die Kreditinstitute gezwungen, das gleiche zu tun, und ein Teil der bei ihnen deponierten Beträge wird sich sofort in Spareinlagen verwandeln und sich somit dem Handel und der Industrie entziehen, wodurch die Krise nur verschärft wird. Sind Sie nun im Bilde, mein geschätzter Kritiker?

Aber ich höre Ihre Antwort: „Nun denn, wendet also die zweite Methode an, die euch vorgeschlagen wird, und die auch

ohnehin mehr taugt als die erste. Handelt wieder so wie vor dem Kriege. Veranlaßt euer Publikum, Auslandsanleihen zu zeichnen."

Wir selbst wünschen uns nichts Besseres. Aber ... es gibt ein Aber. Gegenwärtig können wir keine Auslandstitres anbringen, weil unsre Klein- und Mittelsparer, die, wie man weiß, neunzig Prozent des französischen Barvermögens besitzen, die schmerzliche Erinnerung an die schweren Enttäuschungen, die sie erleben mußten, noch immer nicht los sind. Ist es erlaubt, daran zu erinnern, daß die Portefeuilles der französischen Kapitalisten im Jahre 1914 von russischen, österreichischen ungarischen, türkischen, bulgarischen und andern Staatspapieren strotzten? Was sind jetzt diese Papiere wert? Ich will diese Frage nur schwach andeuten.

„Sogar eine verbrannte Katze fürchtet das kalte Wasser" — sagt der Volksmund bei uns. Der französische Sparer ist eine Katze, die sich die Schnauze arg verbrüht hat.

Ich sehe nur eine Möglichkeit, um ihm wieder den Geschmack der Auslandstitres beizubringen: man muß ihm europäische Titres anbieten. Ich stelle mir das etwa auf folgende Art vor:

Ich habe bereits bei verschiedenen Anlässen ausgeführt, daß die Völker des alten Kontinents sich einmal zusammentun sollten, um gemeinsam großangelegte Wirtschaftsaktionen durchzuführen; zur Finanzierung dieser Aktionen müßte dann das große Buch der europäischen Schuld aufgeschlagen werden. Ein Heilmittel für die Zukunft, wenn sich bereits die politische Entspannung, die wir herbeiwünschen, in Europa ausgewirkt haben wird.

Heute kann man nichts andres tun als sich den irrationellen Sprüngen des Goldes anpassen, das ein Land verläßt, ein andres aufsucht, um in kurzer Zeit sich wieder anderswohin zu begeben. Ich bin ganz sicher, daß wir binnen kurzem neue Wanderungen des gelben Metalls erleben werden.

Übrigens ist die Frage der Goldverteilung von ganz untergeordneter Bedeutung. Sie stellt einen nebensächlichen Aspekt des großen monetären Problems dar, das ich eingangs berührt habe, und auf das ich in diesem Zusammenhange nicht näher eingehen kann; heute muß der Hinweis genügen, daß diese Frage äußerst komplexer Natur ist.

Zu diesen Nazis von Friedrich Hölderlin

Eil, o zaudernde Zeit, sie ans Ungereimte zu führen,
Daß sie sehen, wie so ganz unverständig sie sind!
Eile, verderbe sie ganz, und führ ans furchtbare Nichts sie!
Anders glauben sie dir nie, wie verdorben sie sind.
Diese Thoren bekehren sich nie, wenn ihnen nicht schwindelt.
Diese wandeln sich nie, wenn sie Verwesung nicht sehn.

Aus den Epigrammen

Wochenschau des Rückschritts

— Da die bayerische Regierung sich geweigert hat, Waffenscheine für Adolf Hitlers Leibgarde auszustellen, sollen diese Scheine den betreffenden Leuten bei einem Besuch in Oldenburg ausgehändigt werden.

— Der oldenburgische Ministerpräsident hat seine SA-Hilfspolizei wieder entlassen mit der Weisung, in ihren Heimatorten den Schutz des Eigentums zu übernehmen. Der ‚Angriff' teilt dazu mit, daß die betreffenden SA-Männer aus der Partei ausgeschieden seien, „sodaß sie keinerlei Bindungen mehr zu ihr besitzen".

— Nach einem Beschluß des mecklenburgischen Landtags wird während der Sitzungen das Landtagsgebäude neben der Reichsflagge mit der Hakenkreuzfahne geschmückt.

— Oberstaatsanwalt Frhr. v. Steinäcker bekennt sich als Nazi und leitartikelt im ‚Angriff' — offenbar um einen Tatbeweis gegen den preußischen Naziführer Kube zu erbringen, der im Landtag gewisse Staatsanwälte als „Lumpen" und „Giftkröten" bezeichnet hatte.

— Die im Zusammenhang mit der Aktion der ehemaligen preußischen Regierung gegen die SA eingeleiteten Hoch- und Landesverratsverfahren sind vom Oberreichsanwalt eingestellt worden.

— Die Feuerwehr von Alzenau (Mittelschlesien) weigerte sich, den an das Haus eines Republikaners angelegten Brand zu löschen.

— Bei einer Veranstaltung der Vereinigung preußischer Polizeioffiziere sprach nach dem preußischen Regierungskommissar Bracht der nationalsozialistische Landtagspräsident Kerrl.

— Fünfzig Polizeibeamte in Uniform waren an einem Kameradschaftsabend der SA-Unterführer Berlin-West anwesend und beteiligten sich zum Schluß der Versammlung in geschlossener Formation am Vorbeimarsch vor dem Grafen Helldorf.

— In Braunschweig wurde der sozialdemokratische Redakteur Salge zu vierzehn Monaten Gefängnis verurteilt. Er hatte in einer Versammlung mit scharfen Worten gegen den Mord an einem Reichsbannermann protestiert, worauf ihm vorgeworfen wurde, intellektueller Urheber eines politischen Zusammenstoßes zu sein.

— Die Bestimmungen über den Vollzug der Festungshaft wurden wesentlich verschärft; die Gefangenen haben keinen unbeaufsichtigten Stadtausgang mehr und müssen sich mindestens sechs Stunden am Tage in verschlossenen Hafträumen beschäftigen.

— Zwischen der kommissarischen Preußenregierung und den evangelischen Kirchen Preußens ist eine Vereinbarung getroffen worden, wonach diesen an allen Schulen Preußens die Möglichkeit gegeben wird, „durch Beauftragte, in der Regel staatliche Aufsichtsbeamte, ausnahmsweise Leiter oder Lehrer öffentlicher Schulen, die das Vertrauen der Lehrerschaft genießen, den Religionsunterricht besuchen zu lassen".

— Reichskommissar Bracht reinigt das Straßenbild und das Badebild durch Bekleidungsvorschriften.

— Der vor einiger Zeit zur NSDAP übergetretene Ministerialrat Scholz hat seine Ernennung als politischer Kommissar des Rundfunks erhalten. Seine erste Amtshandlung bestand in der Abschiebung des berliner Funkintendanten Hans Flesch.

— Staatssekretär Grieser sprach im Rundfunk über „Die Durchführung des freiwilligen Arbeitsdienstes". Der Vortrag wurde von allen deutschen Sendern übernommen. Die nationalsozialistische Kapelle Fuhsel gab im berliner Rundfunk ein Blasorchesterkonzert.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Heldenpleite

Wir leben jetzt in einer Epoche der Helden und der Heldenverehrung. Wann diese große Zeit anfing, ist schwer zu sagen. Vielleicht als aus Eberts Vornamen Fritz plötzlich Friedrich wurde, vielleicht als Schmeling Weltmeister und damit „unser Maxe" wurde, vielleicht auch erst, als demokratische Zeitungen sich für Hindenburgs Wiederwahl begeisterten, weil er der Sieger von Tannenberg sei. Sicher ist nur, daß die heroische Geistesrichtung kein Überbleibsel des Weltkrieges ist; als an der Front der Tod und in der Heimat der Hunger umging, hatten alle sehr bald vom Heldentum genug, die Helden selbst, die sich nur als Opfer fühlten, am allermeisten.

Der Bedarf an Heldenverehrung zeigte sich erst, als eine neue Generation herangewachsen war, die den Krieg nicht mehr gesehen hatte. Da in der allgemeinen Pleite alles zusammenbrach, woran man früher glauben durfte, die alten Ideale, die alten Vermögen und selbst die Möglichkeit, Karriere zu machen, entstand als Ersatz die Sehnsucht nach den starken Männern, den Rettern und Befreiern. Ach, es ist immer der Ersatz, der bei uns triumphiert; man könnte Bände über seine Bedeutung in Deutschland schreiben.

Die Nachfrage bestimmte das Angebot. Die Nation brach auf, um Helden zu suchen, und gleich waren Helden in Massen da. Uniformträger und Politiker, Filmstars und Athleten, Fliegerinnen und Tenöre, Erfinder und Schönheitsköniginnen wurden als Helden hingestellt und hingenommen. Die meisten waren nur Heldenersatz, gewiß, aber der Bedarf mußte eben gedeckt werden.

Vor allem im Sport gab es eine Heldenhausse, die das deutsche Volk über die Verminderung aller übrigen Leistungen und Genüsse trösten konnte. Nun ja, die Geschäfte gingen schlecht, die Löhne wurden abgebaut, die Unterstützungssätze gekürzt, aber „wir" hielten den Weltrekord im Kugelstoßen und Damenfechten, „wir" waren Meister im Boxen über alle Klassen, „wir" kamen beinahe in die Schlußrunde um den Davis-Cup. Und zur Olympiade nach Los Angeles verfrachteten wir die präsumptiven Sieger gleich dutzendweise, das Stück zu dreitausend Mark.

Die Autarkisten befürchteten schon, wir würden Lorbeer importieren müssen, jedoch die von den Weisen von Zion geleitete Krise macht nicht einmal vor der deutschen Heldenproduktion halt. Oder ist es die Überproduktion, die das in unsre Helden gesteckte Kapital nun als Fehlinvestierung enthüllt? Jedenfalls ist es uns mit unsern Helden nicht besser ergangen als mit andern Dingen, auf die wir so stolz waren.

Heldenpleite! Und nun Heldendämmerung? Durchaus nicht. Wir Deutschen lassen uns unsre Helden nicht rauben, weder im Sport noch in andern Sparten. Unser Ersatz ist immer noch besser als fremde Originale, und wenn eine Sache schief geht, haben stets andre daran schuld. Wir haben höchstens Pech.

Wir haben den Krieg verloren, freilich, aber im Felde sind wir unbesiegt geblieben. Schmeling hat die Weltmeisterschaft abgeben müssen, aber eigentlich hat er gesiegt, nur die Schiedsrichter waren deutschfeindlich. Caracciola fährt nicht mehr auf deutschen Wagen, aber er bleibt unser Caratsch. Im Kampf um den Davis-Cup sind wir nicht in die letzte Runde gekommen, aber „der Sieg war greifbar nahe", wie eine Zeitung schrieb, die über diesen Satz sonst zu spotten pflegt. Zwei farbige Amerikaner liefen besser als Jonath, aber der Deutsche ist der schnellste Weiße, und Neger und Juden zählen bekanntlich nicht. Im übrigen taugte die Organisation in Los Angeles nichts, das Essen bekam unsern Leuten schlecht, und die

Aufregung machte sie nervös. Wetten, daß auch die Dolchstoßlegende bald auftauchen wird?

Wozu überhaupt freier Wettkampf? Helden müssen Erfolg haben, damit man ihnen die Treue halten kann. Und die Treue ist das Mark der Ehre. Da wir aber Helden brauchen, ist es sinnlos, ihren Ruhm zu gefährden. Deutsch sein heißt autark sein!

Treiben wir Wehrsport! Dann ist nur der Vorgesetzte der bessere Mann. Und wenn das deutsche Volk erst eingesehen haben wird, daß seine Vorgesetzten seine Helden sind, wird die Nation, frei von allen fremden Einflüssen, die ihr von ihren aufbauwilligen Kräften gewiesene geschichtliche Aufgabe erfüllen.

Hanns-Erich Kaminski

Wer betrügt . . . wenn Hitler regiert?

Die ‚DAZ' schrieb während der Verhandlungen über den Eintritt der Nationalsozialisten in die Regierung ebenso respektvoll wie frostig: „Sicher hat Herr Hitler die politische Aufgabe, die ihm bisher gestellt war, glänzend gelöst; und es ist subjektiv begreiflich, daß er, von seinen Parteifreunden angetrieben und von dem Beifall seiner Anhänger berauscht, sich auch die Kraft zutraut, die Widerstände zu überwinden, die ihn als Kanzler erwarten würden." Die Befürchtungen, die von den Leuten um Papen, Hugenberg und Dingeldey für den Fall der Kanzlerschaft Hitlers gehegt wurden, sind klar genug: entweder bleibt Hitler seinen Grundsätzen treu, dann nimmt die Wirtschaft Schaden, oder er verleugnet das Programm seiner Partei, dann ist die ganze Rechte blamiert und aus der „aufstrebenden" wird sehr bald eine rückläufige Bewegung.

„Das Staats- und Wirtschaftsprogramm der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei" soll unabänderlich sein. Feders Schrift „Der deutsche Staat", in der das Programm enthalten ist, ist von Hitler selber als „nationalsozialistischer Katechismus" bezeichnet worden. Die Erfüllung des Programms wäre noch weit schwieriger als sie tatsächlich ist, wenn nicht einzelne Grundsätze so unklar gehalten wären, daß sie durch die bisherige Kommentierung bereits ihres eigentlichen Sinnes entkleidet werden konnten.

So lautet Punkt 10 des Programms „Alle Deutschen bilden eine Werksgemeinschaft zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt und Kultur". Die Werksgemeinschaft wird in Punkt 11 als „Allgemeine Arbeitspflicht" erläutert. Um etwaige Angstgefühle hoher Gönner zu zerstören, erklärt Feder hierbei ausdrücklich, daß die Arbeitspflicht weder den bolschewistischen Arbeitszwang noch den Arbeitsdienst der Jugendlichen darstellt, was Arbeitspflicht wirklich ist, erklärt er allerdings nicht.

Schwieriger ist es schon für die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik, den Punkt 13 des Programms zu erfüllen. „Riesenbetriebe (Konzerne, Syndikats, Trusts) werden bekämpft." Abgesehen davon, daß ein Staat wirtschaftliche Institutionen nur bilden oder auflösen, aber niemals bekämpfen kann, weiß man nicht, was Feder überhaupt unter dem Konzern versteht. In Privathand will er nämlich nur Werke las-

sen, die sich noch im Besitz ihrer Schöpfer befinden. (Als Beispiele werden Krupp, Mannesmann und Thyssen angeführt.) Damit den Nationalsozialisten bei ihrer Konzernbekämpfung nicht etwa Fehler unterlaufen, seien sie darauf aufmerksam gemacht, daß sich weder im Vorstand noch im Aufsichtsrat der Mannesmann-Werke eine einzige Persönlichkeit dieses Namens befindet und daß Fritz Thyssen, der Förderer der nationalsozialistischen Bewegung, seine Betriebe bereits 1926 in die Vereinigten Stahlwerke eingebracht und sich damit auch vom „schaffenden" zum „raffenden" Kapitalisten entwickelt hat. Eine besondre Freude werden die ostelbischen Großgrundbesitzer in Punkt 38 des nationalsozialistischen Programms erleben. „Heimfall von Grund und Boden an den Staat im Falle liederlicher Bewirtschaftung" — ist das nicht ein radikalerer Agrarbolschewismus als Brünings Siedlungs-Programm?

Als dringendste Aufgabe gilt der nationalsozialistischen Bewegung die Brechung der Zinsknechtschaft. Soweit es sich um die Enteignung der Bank- und Börsenfürsten handelt, die in einem Antrage der Fraktion vom Herbst 1930 gefordert wurde, ist die Entwicklung den Nationalsozialisten bereits zuvorgekommen. Die Bank- und Börsenfürsten haben sich zum großen Teil bereits selbst enteignet. Weil nun mit der Zinsknechtschaft endgültig gebrochen werden muß, sollen für die Finanzierung des nationalsozialistischen Arbeitsbeschaffungs-Programms (Punkt 18) Staatskassenscheine ausgegeben werden. Feder begreift durchaus nicht, warum öffentliche Aufgaben durch zinspflichtige Anleihen finanziert werden müssen, wo doch für diese Zwecke Banknoten ausgegeben werden können. Der Unterschied zwischen Anleihen und Noten besteht allerdings nicht nur in der Verzinsung sondern auch in der Einlösung, die bei der Banknote jederzeit, bei der Anleihe nur zum Kündigungstermin erfolgen kann. Eine Währungspolitik auf der von Feder gezeichneten Grundlage ist auch dann inflationistisch, wenn ausdrücklich das Festhalten an einer „stabilen Währung auf gedeckter Grundlage" verlangt wird. Die neue Hitler-Mark mag durch den gesamten Grundbesitz des Deutschen Reiches noch so vollständig gedeckt sein: wenn diese Deckung nicht mobilisiert werden kann und für neue Investitionen stets neue Noten gegeben werden, dann haben wir doch die schönste Inflation. Wann werden die Sparer, die unter der Adresse „Gebt Hitler die Macht" einen Blankoscheck auf das Dritte Reich ausgestellt haben, erkennen, wie sie sich selbst enteignen? Um auch den Konsumenten entgegenzukommen, muß Hitler allerdings nach Punkt 21 des Programms die indirekten Steuern aufheben. Da natürlich im nationalsozialistischen Staat eine gerechte Verteilung der direkten Steuern stattfinden soll, haben die reichen Leute, denen dann die schwerste Steuerlast zufällt, nichts zu lachen. Die Produktion soll aber gleichzeitig von einengenden Steuern befreit werden, demgemäß zahlt weder der Produzent noch der Konsument. Wer zahlt also die Steuern? Dank der Notenpresse zahlt sie der verfluchte Sparer. Überhaupt haben die Nationalsozialisten mit den Sparern nicht viel im Sinn. Man soll das Geld künftig nicht sparen, sondern lieber anlegen. Feder empfiehlt „den Kauf oder die Erbauung eines Häuschens, den Erwerb wertvoller Gegenstände, von Sammlungen, von Büchern, Gemälden, von Hausrat, die Erweiterung und Verbesserung des Geschäftsbetriebes, die Ausdehnung der Warenvorräte etcetera." Also der ganze Unfug der Inflationszeit: Klavier in der Bauernstube, Gemälde bei Großschlächtern, sinnlose Investitionen und Anhäufung von Warenvorräten auf der einen, die Enteignung der Sparer auf der andern Seite, all das kehrt wieder in dem heiß ersehnten Hitler-Deutschland.

Bernhard Citron

Alte Kameraden

In diesen Tagen ist Slang, der nach verbüßter Haft zu einem kurzen Erholungsaufenthalt an die Ostsee gefahren war, einem Herzschlag erlegen. Diesen Artikel schickte uns Slang vor einiger Zeit von der Festung.

Der Wachtmeister brachte mir eine Einladung nach Aue zur neunten Wiedersehensfeier des ehemaligen Reserve-Feld-Artillerie-Regiments Nr. 24. Ich habe es unterlassen, mir vom Oberreichsanwalt Urlaub aus der Festungshaft zur Teilnahme an dieser Feier zu erbitten, zweifle aber nicht daran, daß ich ihn bekommen hätte — wenn auch nur zu dem Zwecke, um nach meiner Rückkehr vom heitern Regimentsfeste in die düstere Zelle wegen Zersetzungsarbeit unter den Angehörigen des alten Heeres vor ein neues Hochverrätsel gestellt zu werden.

Es ist schade, daß ich nicht dabei sein kann, beim Festkommers im Hotel Stadtpark, wenn die auer Stadtkapelle detoniert: „Deutschlands Waffenehre", den „Parademarsch des ehemaligen Regiments" von Schubert, die Phantasie über das Lied „Gute Nacht, du mein herziges Kind", den „Kaiserwalzer" von Strauß und das vaterländische Tongemälde „O Deutschland hoch in Ehren".

Wie gerne hätte ich auch die Festansprache des Kameraden Oberlehrer Lange gehört! Ein Trost: Was er ungefähr sagen wird, entnehme ich dem der Einladung beigelegten, gedruckten Bericht über „Die Weihe einer Ehren- und Gedenktafel für das ehemalige Kgl. Sächs. Reserve-Feld-Artillerie-Regiment Nr. 24 bei der 6. Batterie Reichswehr-Artillerie-Regiment Nr. 4 in Bautzen".

Dort hat in der Reichswehrkaserne vor der gesamten Batterie kein geringerer als der Generalmajor a. D. Blochmann die Weiherede gehalten, „so daß die Reichswehr und Teilnehmer treffliche Worte zu hören bekamen".

Blochmann schildert in trefflichen Worten die Heldenlaufbahn des Jahrgangs 1900. „Jünglinge, fast noch Knaben, kamen als Freiwillige zu uns, sie reiften zu Männern, zu deutschen Männern, die alle Leiden mit ihren ältern Kameraden teilten und —" last, not least! — „an ihrer Seite den Heldentod fanden".

Zum August 1914: „Ein besonderes Gottesgeschenk war es für jeden, der diese Tage der deutschen Einigkeit miterleben durfte".

Nach dem „Einmarsch in Feindesland mit dreimaligem Hurra!" und den Tagen des Vormarsches kam der lange Stellungskrieg. Hier wird Blochmann poetisch. „Wie ein Sturm die Bäume knickt, so fegten Geschosse ganze Batterien weg, kein Unterstand bot Deckung und Schutz."

Gar keiner? Sind sich Herr Generalmajor dessen wirklich so bombensicher? Die Gefallenen, denen die Ehrentafel gewidmet ist, schweigen.

Und die Reichswehr? Die 6. Batterie des 4. Regiments? „Ein Schauer der Ehrfurcht, der Wehmut und des Stolzes" durchbebte sie, der sich in einer strammen Ehrenbezeugung manifestierte.

Der Geschoßkorb des tapferen Blochmann ist noch lange nicht leer. Der Herr Generalmajor sagt den jungen Vierern, wofür die jungen Vierundzwanziger den Heldentod fanden, nämlich „für ein christliches, deutsches Volk". Welches Erbe haben sie den christlichen Generälen hinterlassen? „Wir wollen dafür leben! Dieser Ehrentag heute soll keine Aufforderung zum Klagen sein, sondern ein Ruf zur Sammlung des Willens für ein neues Deutschland".

Dieses war das zweite Reich — doch das dritte folgt sogleich.

Nachdem der General noch einiges über Deutschland gesagt hat, das von Gott begnadet und durch den Gottesglauben seiner Herrscher und durch den christlichen Sinn seiner Bewohner groß geworden sei, jetzt schwer geprüft, aber nicht am Boden liegend, schließt er, mit einem Blick

auf das neue Reich: „Das walte Gott!"

„Die Beine der Reichswehr fliegen wie ein Blitz zusammen." Jetzt wendet sich Kamerad Hönemann zu der Traditionsbatterie und erzählt ihr von der roten Schmach, worin er und Herr Generalmajor Blochmann die Heimat vorfanden, als sie vor nunmehr zwölf Jahren aus Frankreich zurückkehrten. „Unwürdige Volksgenossen hatten die Flammen der Revolution entbrannt."

Was sagen die ehemaligen unwürdigen Volksgenossen zu diesen Weihereden vor den jungen Soldaten der „jungen" Republik?

Was werden sie sagen! Die einen entrüsten sich: Es ist geschichtsnotorisch, daß wir die Revolution weder gewollt noch gemacht haben.

Die andern träumen: Wenn wir 1918...

Slang

Vom westfälischen Adel

Brüning war aus guter münsterischer Familie, aber nicht ohne Respekt gegenüber den Feldherrn, die Industriearmeen kommandieren. Von Papen ist aus den sechsunddreißig Familien, die besonderes Erbrecht bis 1919 hatten oder behaupteten als sogenannte westfälische Ritterschaft. Von Papen imponieren nur Erbmarschälle. Ein Mann wie Vögler oder Thyssen ist in seinen Augen ein Emporkömmling. Als der alte Thyssen von Papens Verwandten, dem Baron Fürstenberg, für viele Millionen die Burg Landsberg kaufte, mußte der Käufer ohne Mittagessen trotz dem weiten Weg wieder abfahren. Der Baron setzte sich mit dem alten Thyssen nicht an einen Tisch. Von dem Selbstbewußtsein westfälischer Ritterschaft kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß die alte Gräfin G. in Münster sich bei dem dortigen Bischof anno 14 beklagte, sie werde von soviel Bürgerlichen auf der Straße gegrüßt.

Jetzt liegt dieser sechshundert Jahre so stolze Adel am Boden, wie nicht mal nach dem Dreißigjährigen Krieg. Das Holz der Waldungen ist so gut wie unverkäuflich. Die Fideikommisse sind in der Zwangsauflösung begriffen. Die Wälder geben keinen Ertrag mehr. Die Gemeinden erdrücken den großen ertraglosen Besitz mit Steuern. Ein großer Teil der Besitzungen ist verkäuflich. Kaum hat noch ein Baron ein Auto in Westfalen. Viele treiben wieder Landwirtschaft und sind erbittert über den geringen Ertrag.

Das alles steht Papen vor Augen, wie sich seine sogenannten Standesgenossen um die Milchpreise, Steuern und Zinsen sorgen.

Dabei erfährt er täglich von den Gehältern in der Industrie. Vor kurzem gab der Elektrizitätswerksdirektor Buttke in Dortmund vor Gericht zu, daß er jetzt immer noch 27 000 Mark Jahresgehalt vom Elektrizitätswerk bezieht. Die Direktoren Fischer und Krone bauten Häuser auf Kosten der Gesamtheit, deren Preis in die Hunderttausende ging. Ähnlich lebte Herr Pforte in Hagen. Überall ist dasselbe Bild, daß Industriebarone denselben Aufwand treiben wie früher.

Ein Brüning wagte sich nicht an die Kartelle heran. Ihm hatte man klargemacht, die Banken würden zusammenbrechen, wenn man die Kartellpreise revidierte. Die Banken sind auch so zusammengebrochen. Für Papen sind diese Industriebarone nicht solche Götter wie für Brüning.

Auch Hitler ist für einen Mann wie Papen in erster Linie ehemaliger Tapeziergehilfe. So wird uns der Hochmut westfälischer Ritterschaft noch zum Segen. Schon zittert der Langnamverein. Schon wird Hugenberg unwillig. In der ehemals herrschenden Klasse geht man endlich daran, sich selber zu enteignen zum Nutzen der Gesamtheit. Alle Welt weiß, daß die Größe des Formats unsrer Industriebarone in der Größe ihrer Fehlinvestierungen besteht. Proletariat und Mittelstand liegen so zerschmettert am Boden, daß es bei ihnen nichts mehr zu enteignen gibt.

Das Wunderbare ist nun bei unsern Reaktionären, daß sie bei neuen Maßregeln oft gar nicht erkennen, um was es sich handelt.

Als man unserm dortmunder Oberbürgermeister auseinandersetzte, daß die städtischen Bestrebungen auf Einrichtung eines Milchhofes eine Kommunalisierung des Milchhandels bedeuteten, war er aufrichtig erstaunt.

Ebenso erstaunt wird Papen sein, wenn seine Staatskommissare in Industrie und Banken als Anfang der Planwirtschaft gedeutet werden.

Möge sein ritterschaftliches Selbstbewußtsein ihn vor Männern wie Vögler und Thyssen, Hugenberg und Flick nicht Halt machen lassen.

Lothar Engelbert Schücking

Die Berner

Schotten sind geizig, das weiß jedes Kind. Aber die Berner, die Berner sind langsam.

Da traf der Professor Piccard auf seinem Stratosphären-Flug zwei Engel. Er redete sie deutsch an, nichts; französisch, nichts; englisch, wieder nichts. Da sprachen sie, und sie sprachen bernerdeutsch. „Wer seid ihr denn?" fragte der Professor.

„Wir sind zwei berner Landsknechte", antworteten die Engel. „Wir fliegen in den Himmel — wir sind nämlich in der Schlacht bei Murten gefallen."

•

In Bern haben sie einmal eine Turmuhr frisch gestrichen, da beschwerte sich der eine Malergeselle: der kleine Zeiger laufe ihm immer aus der Hand.

•

Ein Züricher und ein Berner fingen einst um die Wette Schnecken. Nach einer Stunde hatte der Züricher siebzig, der Berner aber sechs.

„Ich hatte schon sieben", sagte der Berner. „Aber beim Zählen ist mir eine wieder weggelaufen."

•

Das eidgenössische Schützenfest für das Jahr 1933 soll in Freiburg stattfinden. Man hatte es erst wieder absagen wollen, aber das geht nun nicht mehr: die Berner sind schon unterwegs.

•

Und kennen Sie schon den letzten berner Witz —?

Nein? Der ist noch in Olten.

Kleine Geschichten aus dem Weltkrieg

Als Clemenceau sich an der Front aufhielt, verweigerte ihm der General Z. den Zutritt zu den Schützengraben. In Gegenwart des Generals ließ Clemenceau sich mit dem Hauptquartier verbinden und sagte durchs Telephon: „Hier Clemenceau. Daß General Z. niemals in die Gräben geht, ist doch wohl kein Grund, daß ich nicht hingehen darf."

*

Ein Major will einen Gemeinen wegen seiner Tapferkeit vor dem Feind zum Kreuz der Ehrenlegion vorschlagen. „Herr Major, das geht nicht," sagt der Soldat. „In Zivil bin ich Zuhälter."

*

Was ist der Unterschied zwischen einer Chinavase und einem Stabsoffizier? Es gibt keinen. Beide werden dekoriert, bevor sie ins Feuer kommen.

Aus ‚L'envers de la guerre'
von Michel Corday

Deutsche Lyrik

Aufmächtigen wird Deutschland
Wie eine Felsin erbeben
Wird die Treue des Reiches:
Auflodern
Wird ihr aus allen Feuern der Tiefe
Die letzte Stärke,
Auferschallen wird das Flügelgebet des geretteten Aars:

Entronnen bin ich ins freie Gewitter des Himmels,
Adlernd stoß ich ins Weite,
Aufwärts dank' ich!
Nicht hock' ich am Tisch mehr der Schwätzer,
Nicht mehr erharr' ich
Vom allmächt'gen Papier ohnmächtiges Schicksal,
Der falschen Gnade des Menschen entriß mich die Ewige Gnade:
Vom Schöpfer allein, vom Gebieter alles Lebens
Empfang' ich mein Erbe und Heil.
Nicht verwes' ich am Feind: groß aufgeflügelt
Mit geretteter Kraft schweb' ich im Abgrund
Meiner Vernichter,
Und überstorben von ihrer sterbenden Welt
Leb' ich ...

Gertrud Le Fort
,Münchner Neueste Nachrichten', 3. August

Dada aktuell

In der 1920 erschienenen Geschichte des Dadaismus „En avant dada" von Richard Huelsenbeck stellt der „dadaistische revolutionäre Zentralrat, Gruppe Deutschland" unter anderm folgende These auf: „Der Dadaismus fordert zweitens die Einführung der progressiven Arbeitslosigkeit durch umfassende Mechanisierung jeder Tätigkeit. Nur durch die Arbeitslosigkeit gewinnt der Einzelne die Möglichkeit, über die Wahrheit des Lebens sich zu vergewissern und endlich an das Erleben sich zu gewöhnen."

Der Druckfehler bringt es an den Tag

Im ‚Angriff' vom 10. August veröffentlichte Graf Helldorf eine Erklärung, in der er der Behauptung entgegentrat, daß die SA zu illegalen Zwecken in der Nähe von Berlin zusammengezogen worden sei. Er fährt dann fort:

„Die Behauptungen sind zum Teil darauf gegründet, daß einzelne Formationen Wehrsportübungen und zum Schutz von Überfällen Alarmübungen vorgenommen haben."

Seufzer von unten

„Der verlorene Kranz", Roman von Toni Rothmund: „Als er aber immer noch so in Gedanken versunken dasaß und nichts von ihrem Tun beachtete, holte sie aus den untersten Gründen ihres Leibes einen Seufzer hervor."

Anzeige in den westdeutschen Blättern: „Blähgase verbittern das Dasein. Lies Drebbers Entgasungskur! 1,30 Mark franko. Drebbers Diätschule, Oberkassel-Bonn N 50."

J. v. Bülow

Ein Fachmann

Die Besorgnis, jene Annäherung an den Geschmack der Verbrauchermassen könne zur künstlerischen Gefahr werden, zerstreute Professor Carl Clewing mit interessanten Ausführungen über die künstlerische Gestaltung auch der an sich minderwertigen Musiknummern. Clewing hat ja grade auf diesem Gebiet eine besonders wertvolle Erfahrung.

‚Der Film'

Liebe Weltbühne!

Zur Zeit, als noch die deutsche Delegation in Genf weilte, saß eine Anzahl deutscher Journalisten dort beim Bier zusammen. Man diskutierte deutsche Außenpolitik. Was will sie eigentlich? Was hat sie in Lausanne, was jetzt in Genf bezweckt? Man riet hin und her, bis einer das erlösende Wort fand: Sie steht eben im Zeichen der Neurathlosigkeit!

Antworten

Deutsche Liga für Menschenrechte. Nach Abschluß der von Ihnen und dem PEN-Club (Deutsche Gruppe) eingeleiteten Petitionskundgebung für Carl v. Ossietzky teilen Sie uns mit, daß im ganzen 42 036 Unterschriften eingelaufen sind.

Kurt Tucholsky bittet die Briefschreiber um Geduld. Infolge Krankheit ist ein Teil seiner Korrespondenz liegen geblieben. Er wird sein Möglichstes tun, das Versäumte nachzuholen.

Reichskommissar Doktor Bracht. Sie haben dem ‚12-Uhr-Blatt' eine Auflage zugehen lassen, weil es in einem Bericht über die Aufdeckung von Waffenschiebungen die politische Zugehörigkeit der Verhafteten anzugeben unterlassen hatte. Da nach Ihren Worten diese „bewußt unklare Berichterstattung" geeignet sei, „den wirklichen Sachverhalt zu verdunkeln und die bestehende politische Spannung zu verschärfen", hat jedermann erwartet, daß sie dem ‚Angriff' ebenfalls mit einer solchen Zwangsauflage bedenken würden, weil er gemeldet hatte, der SS-Mann Jenke aus Reichenbach sei durch einen von Marxisten auf ihn geschleuderten Sprengkörper „in Fetzen gerissen" worden. Während der Polizeibericht und eidesstattliche Zeugenaussagen feststellen, daß Jenke von einer zu früh explodierten Handgranate getötet wurde, die er gegen den Redakteur des ‚Proletarier', Plaschke, werfen wollte und obwohl Jenkes Tatgeselle Wagner den Mordversuch bereits eingestanden hat, darf der ‚Angriff' bis zu dieser Stunde noch immer schreiben, daß der Polizeibericht falsch sei. Angeblich soll der Tatbestand noch einmal geprüft werden, ehe Sie eingreifen. Uns scheint diese sensationell aufgemachte Fälschung des ‚Angriffs' weitaus eher die politische Spannung zu verschärfen und eine Zwangsauflage zu rechtfertigen als die Unterlassungssünde des ‚12-Uhr-Blattes'.

Deutsche Zeitung. Die Tatsache, daß die bayerische Regierung sich sehr vernünftigerweise geweigert hat, für die „Leibgarde" Hitlers Waffenscheine auszustellen, veranlaßt dich, zu schreiben: „In diesem Zusammenhang verdient besondere Beachtung ein Vorgang, der auf die bayerische Regierung ein merkwürdiges Licht wirft. Wie uns von zuständiger Stelle bestätigt worden ist, trifft es zu, daß am 20. Juli von Angehörigen der ‚Eisernen Front' unter Führung von Sozialdemokraten in amtlichen Stellungen bei Stralsund ein Anschlag auf das Leben Adolf Hitlers geplant war, der nur durch einen Zufall vereitelt werden konnte." Wer ist die „zuständige Stelle", die dir diese Räubergeschichte aufgebunden hat? Wenn du sie nicht nennst, entgehst du nicht dem Verdacht, mit einem plumpen Schwindel gegen die Eiserne Front und Sozialdemokraten in amtlichen Stellungen eine gemeingefährliche Hetze entfesselt zu haben. Oder glaubt etwa irgend ein halbwegs denkfähiger Mensch selbst im Lager der Reaktion, daß ein „marxistischer" Attentatsplan gegen den braunen Duce entdeckt werden konnte, ohne daß die braune Presse damit einen Reklamefeldzug ohnegleichen bestritten hätte? So aber bist du mit deinem orientalischen Phantasieprodukt einsam auf weiter brauner Flur geblieben.

Nazi. Die kommunistische Abgeordnete Klara Zetkin wird voraussichtlich als Alterspräsidentin den Reichstag eröffnen. Die Nachricht veranlaßt deine Presse, mit den widerlichsten Beschimpfungen gegen diese Arbeiterführerin vorzugehen und alles Mögliche für den Fall anzudrohen, daß sie die „Frechheit" besitzen sollte, von ihrem Recht Gebrauch zu machen. Solange der ‚Völkische Beobachter' und andre Blätter deiner Partei sie nur „Kommunistenweib" und „Jüdin" titulierten (was sie nebenbei gar nicht ist), hielt sich das Gezeter noch im Rahmen des bei euch üblichen. Im ‚Angriff' vom 11. August aber findet sich eine Karikatur, auf der eine angeblich Klara Zetkin darstellende knöchrige Greisin mit wirren Haaren, die von zwei wil-

den, jüdisch aussehenden Herren gestützt wird, in den Reichstagssaal „Heil Moskau" keift, während Bismarck mit einem leider nicht erkennbaren Gesichtsausdruck zuschaut. Das Ganze ist mit der Umschrift versehen: „Soll es wirklich so weit kommen, daß eine alte kommunistische Vettel den deutschen Reichstag mit ‚Heil Moskau' eröffnet?" Eine Vettel ist ein völlig verludertes, widerwärtiges altes Weib, im Volksmund gar eine alte Hure; das kannst du im Lexikon nachlesen. Wir wissen zwar, daß euer Geisteszustand sich nicht grade großer Rüstigkeit erfreut, aber glaubst du nicht auch, daß selbst für eure Verhältnisse hier die Grenze überschritten ist, wo die politische Auseinandersetzung aufhört und der Sauherdenton in Aktion tritt? Um nicht in den gleichen Ton zu verfallen, wollen wir uns mit dem Satz des von dir sicherlich sehr geschätzten Alten Fritzen begnügen: „Mit solchem Pack muß man sich herumschlagen!"

Pester Lloyd. Du hast dir, dank der Intelligenz deiner jüdischen Redakteure, den Ruf eines Weltblattes erworben. Darum drucken viele Zeitungen außerhalb Ungarns deine Verteidigung des Barbarenurteils gegen Szallay und Fürst nach. Du verteidigst diese Henkerei der beiden Männer, deren einzige Schuld in ihrer kommunistischen Gesinnung bestand, indem du auf die Gewalttaten der kommunistischen Diktatur im Frühjahr 1919 Bezug nimmst. Mit derselben Logik pflegen gewisse Antisemiten die Pogrome durch den Hinweis auf die Kreuzigung Christi zu rechtfertigen.

Mediziner. Im Rahmen des nunmehr endgültig am 27. und 28. August in Amsterdam stattfindenden Kampfkongresses gegen den imperialistischen Krieg wird eine internationale Ärzte-Konferenz veranstaltet mit dem Thema: „Die Folgen des letzten Weltkrieges für die Gesundheit der Bevölkerung und die drohenden Gefahren eines neuen Weltkrieges, insbesondere des Gaskrieges." Anmeldungen an Doktor Felix Boenheim, Berlin-Charlottenburg, Schlüterstraße 33.

Urwaldbote in Brasilien. Als nationalsozialistisches Blatt protestierst du gegen die Ernennung des „Genossen" Zechlin zum Gesandten in Brasilien. Gleichzeitig machst du Reklame für den „hervorragend gescheiten und national denkenden" Doktor von Kaufmann. Was sagt dein Meister in München und sein Rasseforscher Günther zu der Entgleisung? Ehe du deutsche Diplomaten als „nationaldenkend" charakterisierst, kümmere dich gefälligst um ihre Blutmischung!

Weltjugendliga. Im Anschluß an die zur Zeit stattfindende Wanderung deutscher Jugend durch Belgien wird eine Gruppe junger Belgier in Begleitung deutscher Jugend durch das Rheinland wandern. Wer sich dafür und für die innerhalb dieser Wanderung auf der Freusburg vorgesehene deutsch-belgische Lagerwoche interessiert, wende sich an Karl Obermann, Köln-Bickendorf, Akazienweg 33.

‚Angriff'. Du schreibst: „Ferner treibt im Polizeipräsidium Fräulein Polizeirat Dr. Mosse (!) weiterhin ihr Unwesen. Diese hatte z. B. als Leiterin der Filmzulassungsstelle die Kühnheit besessen, am Totensonntag 1931 den jüdischen Hetzfilm ‚Im Westen nichts Neues' und auch zum Bußtag 1931 zur Aufführung in Berlin freizugeben." Uns scheint, daß grade für den Totensonntag kein Film passender ist als der Remarques, selbst wenn — Gott behüte! — Remarque Jude wäre. Aber ist er es denn? Bisher weiß die Welt davon nichts. Willst du nicht so freundlich sein, uns die genealogischen Studien deiner Rasseschnüffler in Sachen Remarque zu unterbreiten?

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Wenn Hindenburg stürbe ... von Hellmut v. Gerlach

Keine Sorge, er wird nicht. Er ist zwar nicht unsterblich, aber in Zeiträumen, mit denen der Politiker von heute zu rechnen hat, ist sein Ableben glücklicherweise nicht zu erwarten.

Einmal ging es ihm körperlich weniger gut, unmittelbar nachdem er Brüning entlassen hatte. Er war seelisch stark bedrückt, daß ihm aus dem Kreise seiner Wähler der Vorwurf gemacht wurde, er habe seinen opferwilligsten Wahlhelfern nicht die Treue gehalten. Die Zweifel, ob er richtig gehandelt habe, nagten nicht bloß an seiner Psyche, sondern auch an seiner Physis.

Inzwischen aber hat er das seelische Gleichgewicht wiedergewonnen. Ihm, dem leidenschaftlichen Jäger und Naturfreund, ist der Aufenthalt in Neudeck mit seiner in jedem Betracht ihm sympathischen Umgebung glänzend bekommen. Wer ihn am 11. August im Reichstag sah, erkannte sofort, daß die eiserne Konstitution dieses Mannes jedem Sturm gewachsen ist. Man darf überzeugt sein, daß er das Alter seines Vorbildes Wilhelm I. mindestens erreichen wird.

Nicht so überzeugt bin ich, daß er seine zweite Präsidentenschaft zu Ende führen wird. Der Politiker braucht nicht mit seinem Tode, aber er muß mit seiner Demission rechnen. So robust nämlich sein Körper, so wenig robust ist sein Gewissen. Er ähnelt Wilhelm I., aber ganz und gar nicht jenem Fridericus, der seinen Antimachiavell nur deshalb schrieb, um sich für seine rein machiavellistische Politik ein moralisches Alibi zu schaffen. Seine Ehr- und Rechtsbegriffe sind sehr empfindlich (in Parenthese: mit dem geschriebenen Recht sich zu befassen, hat ihm seine Laufbahn wenig Zeit gelassen; er ist in der Hinsicht auf seine amtlichen Berater angewiesen).

Daß er die Verfassung von Weimar nicht liebt, darf man von dem alten Monarchisten ohne weiteres annehmen. Aber er hat den Eid auf sie abgelegt. Das ist ihm eine so ernste Sache wie dem Orthodoxen das Gelöbnis der Treue, das er seiner Frau vor dem Altar abgelegt hat, selbst wenn er sie nicht lieben sollte.

Wie konnte aber da Hindenburg am 20. Juli das Vorgehen gegen die rechtmäßige preußische Regierung gutheißen? Das war doch verfassungswidrig.

Mit Verlaub, nach unsrer Auffassung war es verfassungswidrig, bestimmt nicht nach der der amtlichen Berater Hindenburgs. Es handelt sich hier um einen staatsrechtlichen Streitfall. Man darf niemand, der sich in einem solchen Fall auf einen dem unsren entgegengesetzten Standpunkt stellt, einen sittlichen Vorwurf machen. Erwünscht wäre uns natürlich, wir hätten einen Reichspräsidenten, der die Verfassung unter dem demokratischen Gesichtspunkt auffaßt. Aber

den haben wir nun einmal nicht, und da müssen wir wenigstens relativ zufrieden sein, daß der gegenwärtige Reichspräsident die Verfassung zwar konservativ-autoritär, aber nicht fascitisch-macchiavellistisch interpretiert.

Einen offenen Verfassungsbruch wird Herr v. Hindenburg niemals mitmachen. Vielleicht wird er ihn nicht hindern können. Aber mit seinem Namen decken wird er ihn nicht. Lieber geht er.

Stehen wir vor der Wahrscheinlichkeit oder auch nur Möglichkeit eines offenen Verfassungsbruchs?

Ich beneide jeden um seinen Mut, der diese Frage mit einem glatten Nein beantwortet. Herr Major a. D. v. Stephani, ein Großer im Reiche des Stahlhelms, hat ja eben erst hochverräterische Bestrebungen innerhalb der SA zum Zweck bewaffneten Umsturzes enthüllt. Aus der Art, wie die amtlichen Stellen auf diese Enthüllungen reagieren werden, wird man seine Rückschlüsse auf das Maß der Energie ziehen können, mit denen die gegenwärtig Regierenden offenem Verfassungsbruch entgegenzutreten gewillt sind.

Bisher hat die Regierung Papen immer nur mit musterhaftem Eifer gegen die angeblichen Umsturzpläne von äußerst links gearbeitet, aber ein Höchstmaß von Milde und Geduld gegenüber den „aufbauwilligen" Elementen von äußerst rechts bewiesen. Sie tolerierte und sie wurde toleriert. Soll das so weiter gehen, auch nachdem der in seinem Größenwahn verletzte Hitler Herrn v. Papen offen Fehde angesagt, auch nachdem Herr v. Stephani mit seinem Zeugnis über die gemeingefährlichen Unternehmungen der SA ausgepackt hat?

Noch immer scheint Herr v. Papen einem Optimismus zu huldigen, um den man ihn beneiden müßte, wenn er einfacher Privatmann und nicht zufällig deutscher Reichskanzler wäre.

In seinem Interview beim Reuter-Bureau hat er seinen Willen bekundet, dem Reichstag nicht aus dem Wege zu gehen. Er erfüllt damit nur eine selbstverständliche verfassungsmäßige Pflicht. Aber vielleicht war es gut, daß er die Selbstverständlichkeit aussprach, nachdem er nach seiner Ernennung zum Reichskanzler dem Reichstag aus dem Wege gegangen war und ihn lieber gleich aufgelöst hatte.

Herr v. Papen scheint sich von seinem Erscheinen vor dem Reichstag sogar ein Vertrauensvotum oder wenigstens das Unterbleiben eines Mißtrauensvotums zu versprechen. Er rechnet damit, daß ein Appell an den gesunden Menschenverstand der Parteien nicht ohne Erfolg bleiben könne.

Der Gott, an den er glaubt, möge ihm seinen gläubigen Optimismus erhalten!

Wir andern, die wir zu unserm Bedauern über keinen Berge und Parteien versetzenden Glauben verfügen, fragen uns: Wird das, was Herrn v. Papen als gesunder Menschenverstand erscheint, der Mehrheit der Abgeordneten ebenso gesund vorkommen? Und wenn nicht, was wäre die Folge?

Die Wahrscheinlichkeit spricht doch dafür, daß, wenn Herr v. Papen Anfang September vom Reichstag ein Vertrauensvotum heischen sollte, noch nicht ein Zehntel des

Reichstages dafür stimmen wird. Oder kann Herr v. Papen mit freundlicher Unterstützung von Adam Riese eine unsre Annahme widerlegende Gegenrechnung aufmachen?

Was aber geschieht, wenn das Mißtrauensvotum ausgesprochen ist? Herr v. Papen will einerseits lange und andrerseits verfassungsmäßig regieren. Wie gedenkt er nach einem Mißtrauensvotum die Synthese zwischen beiden Absichten herzustellen?

Natürlich kann er nach Ablehnung des Vertrauensvotums vom Reichspräsidenten die Auflösung des Reichstages erwirken. Aber damit wäre doch nur eine Galgenfrist gewonnen. Denn daß der Novemberreichstag papenfreundlicher sein sollte als der Julireichstag — Herr v. Papen, Ihren Optimismus in allen Ehren, aber wollen Sie das wirklich behaupten?

Auch der Weiseste sieht heute keinen verfassungsmäßigen Ausweg, falls nicht Hitler den Weg nach Damaskus findet, den ihm Hindenburg am 13. August vergeblich gewiesen hat.

Ehe Hindenburg einen verfassungswidrigen Weg einschlägt, demissioniert er. Was aber dann?

Dann sind wir, wenn nicht im Chaos, so doch unmittelbar daran. Wer sollte Hindenburgs Nachfolger werden?

Natürlich Hitler! So hat mir bisher noch jeder Ausländer geantwortet, mit dem das Thema erörtert wurde.

Die Ziffern der Präsidentschaftswahl scheinen dafür zu sprechen. Aber es kommt auch ein wenig auf die Gegenkandidaten an. Die Mehrzahl der Deutschen ist nicht parteimäßig organisiert und will keinen Parteiführer in dem obersten Amt, das man sich als überparteilich vorstellt.

Von zahllosen Leuten habe ich in den letzten Monaten, wenn von der Reichspräsidentenschaft die Rede war, den Namen Eckener gehört.

Niemand kennt genau die politische Einstellung Eckeners. Nur das eine weiß man, daß er parteimäßig nicht gebunden, daß er Extremen abgeneigt ist. Er ist klug. Darum wich er der verunglückten Veranstaltung zur Gründung einer neuen Mittelpartei aus. Sein Name ist jedem Deutschen bekannt. Er ist populär.

Ob er Neigung hätte, eine Kandidatur anzunehmen, ob sich die wesentlichen Teile der Gegnerschaft gegen Hitler auf seinen Namen zu vereinigen bereit wären — das sind Fragen, deren Beantwortung im Schoße der Zukunft schlummert. Auf alle Fälle halte ich es für zweckmäßig, seinen Namen öffentlich zu nennen, weil er heimlich überall genannt wird, und ich mit Nietzsche meine: Verschwiegene Wahrheiten werden giftig.

Die Demission Hindenburgs kann uns überraschen wie die SA-Bombe in der Nacht. Das Staatsstreichgespenst geistert durch Deutschland. Niemand freilich bekennt sich zu Staatsstreichplänen. Aber hat je ein Usurpator vorher seine bösen Absichten kundgegeben? Vorher angesagte Revolutionen finden nie statt. Staatsstreiche sind Revolutionen von oben. Die einzige Möglichkeit ihres Gelingens beruht darin,

daß die Stellen, gegen die sie sich richten, nichts davon wissen, durch die Ereignisse überrascht werden. Louis Bonaparte wäre 1848 bestimmt nicht zum Präsidenten der II. französischen Republik gewählt worden, wenn er angekündigt hätte, daß er sich demnächst durch Staatsstreich zum Kaiser Napoleon III. erheben wolle.

Die Verfassungstreue Hindenburgs sichert uns gegen seine Beteiligung an einem Staatsstreich, aber nicht gegen den Staatsstreich selbst.

Nichts sichert uns gegen ihn — als vielleicht die Furcht der Staatsstreichlüsternen vor einem zu allem entschlossenen Widerstand der Massen. Mancher möchte die Macht, die Alleinmacht, einerlei ob legal oder illegal. Aber keiner zahlt gern die Risikoprämie des eignen Lebens.

Nochmals kleineres Übel? von Hanns-Erich Kaminski

Daß der Reichspräsident und seine Regierung sich geweigert haben, Hitler die gesamte Staatsmacht auszuliefern, hat in manchen Kreisen der Linken ein gewisses Aufatmen bewirkt. Dieses Gefühl der Erleichterung mag begreiflich sein; begründet ist es nicht. Und so gewiß wir heute einen Optimismus brauchen, der, wenn nicht auf den nächsten, auf den übernächsten Tag vertraut, so gewiß wäre es für die deutschen Republikaner — Republikaner ohne Republik —, der Untergang, wenn sie sich jetzt auch nur die geringsten Illusionen machten.

Es ist bereits mehrfach darauf hingewiesen worden, daß die Weigerung Hitlers, in ein „Präsidialkabinett" einzutreten, einen eklatanten Mißerfolg des neuen Kurses bedeutet. Die Forderungen der Nationalsozialisten kamen dabei nicht einmal überraschend, mindestens seit der verunglückten Harzburger Tagung waren sie leicht vorauszusehen. Im Ernst wollten sich die „aufbauwilligen Kräfte" niemals „zur Mitarbeit" heranziehen lassen, sie wollten immer die ganze Macht, und es gehörte schon ein übergroßes Maß von Vertrauensseligkeit und Kurzsichtigkeit dazu, ihren anders lautenden Versprechungen Glauben zu schenken. Aber die Reichsregierung, die ja nur dem Namen nach keine deutschnationale Parteiregierung ist, beging den gleichen Fehler wie ihr Inspirator Hugenberg. Auch sie ebnete den Nationalsozialisten alle Wege, in der Hoffnung, später schon auf irgendeine Weise mit ihnen fertig zu werden.

Sehen die derzeitigen Machthaber nun wenigstens ihren grundlegenden Irrtum ein? Dann müßten sie begreifen, daß auch sie mit dem Nationalsozialismus keine Politik machen können. Dann müßten sie endlich erkennen, daß es gegenüber dieser Partei, die alles will, nur Unterwerfung oder Kampf gibt. Dann müßten sie aber auch zugeben, daß ihre gesamte Politik falsch und daß — nicht von unserm aber grade von ihrem Standpunkt aus — die Politik Brünings rich-

tig war. Dann müßten sie also alles rückgängig machen, was sie seit drei Monaten getan haben.

Soviel Selbstkritik wäre vielleicht übermenschlich. Bestimmt kann man sie nicht von Männern erwarten, die zwar keine Gefolgschaft haben, aber sich trotzdem für Führer halten. Ihre Unbelehrbarkeit entspringt, genau wie bei Hugenberg, der naiven Überzeugung, sie allein seien dazu berufen, mit oder ohne Mehrheit zu regieren, und zuguterletzt würden das auch alle einsehen und sich ihnen unterwerfen; bis dahin müsse man eben lavieren. Aristokraten neigen ja leicht zur Überheblichkeit, und die Überschätzung der eignen Fähigkeiten ist typisch für den aus dem Herrenklub hervorgegangenen Kreis, der heute regiert. Aber selbst wenn die Herren von Papen und von Gayl und sogar Herr von Schleicher im Stillen jetzt manchmal an ihren Führerqualitäten zweifeln sollten, Konsequenzen werden sie unter keinen Umständen daraus ziehen.

Einfach katastrophal wäre es darum, wenn nun etwa der Glaube entstünde, die Regierung habe, indem sie vor Hitler nicht kapitulierte, für die Verfassung und folglich für die verfassungstreuen Parteien optiert. Was die Regierung von der Verfassung hält, hat der Innenminister bei der beschämenden Verfassungsfeier im Reichstag deutlich genug gesagt, und daß der deutsche Mussolini sich nicht an das weimarer Grundgesetz halten will, dürfte seine Verhandlungspartner wenig bekümmert haben. Oder gibt es auf der Linken immer noch Leute, die das Vertrauen haben, die Verfassung sei allen entscheidenden Instanzen heilig und sie werde auch in Zukunft weder verletzt noch ausgehöhlt werden? Solchen Optimisten, die weniger mißtrauisch sind als zum Beispiel die bayerische Regierung, ist allerdings nicht zu helfen. Es wäre sinnlos, mit ihnen auch nur zu diskutieren. Man könnte höchstens die Frage aufwerfen, ob sie noch im guten Glauben handeln.

Die Regierung wird, da sie an Rücktritt nicht denkt, auch weiterhin nicht anders regieren als bisher. Sie wird fortfahren, Hitler zu umwerben und ihm immer neue Zugeständnisse zu machen. Denn darüber, daß man auf die Dauer nicht nur mit dem Vertrauen des Reichspräsidenten und den hunderttausend Reichswehrsoldaten regieren kann, sind sich vermutlich auch die Mitglieder und Berater des amtierenden Präsidialkabinetts klar. Schon Machiavelli hat gesagt, daß keine Gewalt ohne Zustimmung auskommen kann. Zustimmung kann die Regierung aber ihrer Entstehung und ihrem Charakter nach nur auf der Rechten suchen, und zwar, indem sie dem Konkurrenten den Wind aus den Segeln nimmt. Sie muß also nationalsozialistische Politik ohne und vielleicht sogar gegen die Nationalsozialisten treiben. Man kann diese Situation auf die staatsrechtliche Formel der konstitutionellen Monarchie bringen: der König herrscht, aber er regiert nicht. Der Herrscher ist heute Hitler, und die Regierung ist nur sein Exekutivorgan, mag sie es gern oder ungern sein.

Die Linke hat somit nichts von der Regierung zu erwarten, gleichgültig ob sie sich doch noch über die personelle

Verteilung der Macht mit Hitler verständigt oder einen Kampf gegen ihn aufnimmt, der nur ein Scheinkampf sein kann. Denn würde es zu einer ernsthaften Auseinandersetzung zwischen den feindlichen Verwandten kommen, so müßte die Regierung die notwendige Zustimmung, die ihr die Rechte versagt, auf der Linken suchen. Mit andern Worten: sie müßte ihre ganze Basis preisgeben und sich selbst verleugnen. Ehe diese Regierung jedoch der Linken auch nur einen Teil ihrer Macht wieder auslieferte, würde sie zweifellos die ganze Macht den Nationalsozialisten überlassen.

Die Kräfte, die hinter der Regierung stehen, haben Brüning und Severing nämlich nicht bloß gestürzt, um das Rundfunkprogramm zu ändern und ein paar Ämter anders zu besetzen. Ihr unverrückbares Ziel ist vielmehr die schrankenlose Durchsetzung der sozialen Reaktion und die Wiederherstellung des Obrigkeitsstaates. Es ist denn auch, gelinde gesagt, wirklichkeitsfremd, wenn der ‚Vorwärts' die Regierung jetzt darauf hinweist, daß sie keine Basis habe und infolgedessen verpflichtet sei, Zurückhaltung zu üben, die Linksparteien nicht weiter zu reizen und „lediglich solche Amtshandlungen vorzunehmen, die im Interesse der Allgemeinheit notwendig sind". Wir wollen hoffen, daß darin noch kein Stellungswechsel der SPD zum Ausdruck kommt. Die ‚Berliner Börsen-Zeitung' sieht freilich schon in diesen Worten „für sämtliche Faktoren der nationalen Bewegung wenn nicht ein Warnungssignal, so doch zum mindesten einen Anlaß, alles zu versuchen und nichts zu unterlassen, um die am letzten Sonnabend zur Freude der Linken eingetretene Entfremdung innerhalb des nationalen Lagers wieder auszugleichen und die leider bestehenden Gegensätze baldmöglichst zu überbrücken".

Wie übertrieben sowohl die Hoffnungen des ‚Vorwärts' wie die Befürchtungen der ‚Berliner Börsen-Zeitung' sind, geht im übrigen aus der Meldung über neue Verhandlungen zwischen Schleicher und Röhm deutlich hervor. Die ‚Hamburger Nachrichten', die zuerst darüber berichtet haben, bemerken mit Recht, die Nachricht entbehre jeglicher Sensation, um dem hinzuzufügen:

Es ist selbstverständlich das Bestreben der Reichsregierung sowie der Nationalsozialisten, den negativen Ausgang der Verhandlungen mit dem Reichspräsidenten über die Regierungsumbildung nicht zu einer erbitterten gegenseitigen Kampfstellung werden zu lassen. Entsprechend der Mahnung des Reichspräsidenten, die Opposition ritterlich zu führen, werden auch weiterhin zwischen Regierung und Nationalsozialisten laufende Besprechungen über die politische Lage stattfinden, da nach wie vor das große Ziel bestehen bleibt, in geeigneter Form die breiten aufbauwilligen Kräfte der Rechtsbewegung zu tätiger Mitarbeit an der Politik der Reichsregierung heranzuziehen.

Natürlich darf man die Deutschnationalen samt der von ihnen geistig abhängigen Reichsregierung nicht einfach mit den Nazis identifizieren. Jedoch noch falscher wäre es, sich nun durch die massiven Ausdrücke des ‚Angriffs' und ähnlicher Revolverblätter täuschen zu lassen und die Gegensätze zwischen den beiden Gruppen zu überschätzen. Über alles We-

sentliche sind sie sich längst einig. Die Verständigung ist auch nicht wegen programmatischer Differenzen mißglückt, sie scheiterte lediglich an der Frage, unter wessen Namen die neue Politik laufen soll. Nicht das Was und nicht einmal das Wie, sondern ausschließlich das Wer trennt somit die Reaktion.

Nichts wäre jetzt verkehrter als die Idee, die Linke müsse die Regierung Papen als das kleinere Übel tolerieren. Diese Theorie vom kleinern Übel, die die Sozialdemokratie dazu verführte, Brüning durch dick und dünn zu folgen, hat die Partei alle ihre Machtpositionen gekostet, wenn sie auch organisatorisch intakt geblieben ist. Dem Präsidialkabinett der Barone gegenüber wäre eine solche Tolerierungspolitik noch viel ruinöser. Die Linke könnte dadurch höchstens die Erhaltung einer fadenscheinigen Legalität gewinnen und wahrscheinlich nicht einmal das. Den Nationalsozialisten aber würde damit die Möglichkeit gegeben werden, auch noch die Taten und Unterlassungen Papens den alten „Systemparteien" zur Last zu legen.

Im Parlament kommt eine derartige Tolerierung freilich nicht in Frage. Diese Regierung, die die Stimmen wägt und nicht zählt, legt keinen besondern Wert auf eine parlamentarische Mehrheit. Sie braucht sie auch nicht. Wird sie im Reichstag gestürzt, so bleibt sie, solange sich keine regierungsfähige Mehrheit gebildet hat, als geschäftsführende Regierung im Amt. Stößt sie auch dabei auf Schwierigkeiten, so kann sie wieder einmal wählen lassen. Der Artikel 25 der Reichsverfassung bestimmt zwar, daß der Reichspräsident den Reichstag nur einmal aus dem gleichen Anlaß auflösen darf, jedoch an derlei Kleinigkeiten stößt sich wohl niemand mehr. Im übrigen sind das nur die legalen Möglichkeiten, die das Präsidialkabinett hat. Die andern sind noch zahlreicher.

Der Wille zur parlamentarischen Tolerierung wäre also bedeutungslos, selbst wenn er an einigen Stellen auf der Linken und im Zentrum vorhanden wäre, was glücklicherweise nicht der Fall zu sein scheint. Nicht minder bedenklich, ja tödlich für die Linke wäre es jedoch, wenn sie sich auch nur zu einer geistigen und seelischen Tolerierung bereit fände. Principiis obsta! Denn eins ist sicher: je länger die Reaktion dauert, desto mehr Postenjäger werden zu ihr überlaufen, desto mehr Feiglinge werden aber auch sagen, man müsse sich mit den nun einmal vorhandenen Verhältnissen aufs beste abzufinden versuchen. Und die Postenjäger sind dabei noch ungefährlicher als die Feiglinge, die ihre ganze Umgebung demoralisieren. Diese Gesinnungslosen möglichst frühzeitig zu entlarven und abzuhalftern, erfordert der nackte Selbsterhaltungstrieb.

Die Opposition darf jetzt nicht lau werden, sie darf nicht zulassen, daß die Situation verdunkelt wird und daß sich das Gefühl ausbreitet, die Regierung Papen-Schleicher sei noch nicht die schlechteste. Sie muß diesem Präsidialkabinett nicht nur ihre Zustimmung versagen sondern ihm Widerstand leisten bis zum äußersten, selbst wenn manchen Leuten eine andre Diktatur noch schlimmer erscheint.

Termin: 6. November von Jan Bargenhusen

Will man den Lauf der Dinge in den reichlich bewegt verlaufenen letzten drei Wochen, seit dem 31. Juli, richtig verstehen, und will man sich ein Bild von der nächsten Zukunft machen, so wird es sicherlich zweckmäßig sein, den leitenden Gedanken der Politik des Papen-Kabinetts einmal klar herauszustellen. Der Feldzugsplan, den die sogenannten klugen Leute im Kabinett von Papen (und im Hintergrund des Kabinetts) für die Zeit nach den Wahlen entworfen hatten, ging von einer ganz richtigen Einschätzung des Wahlergebnisses aus. Man rechnete damit, daß die Wahlen Hitler nicht die Mehrheit bringen würden. Nach der Wahl wollte das Präsidialkabinett dann an die Rechtsparteien und, falls es für eine Majorität erforderlich wäre, auch an das Zentrum herantreten, mit der Erklärung: wenn Ihr uns die parlamentarische Unterstützung verweigert, dann wird der Reichstag wieder aufgelöst. Und daran habt Ihr doch auch kein Interesse. Folglich ...

Worauf gründete sich nun die Zuversicht des Kabinetts, daß eine Tolerierungspolitik zustande kommen werde? Man rechnete erstens damit, daß nach dem erbittert geführten Wahlkampf ein regelrechtes „Koalitionsgespräch" zwischen Kaas und Hitler nicht so bald zustande kommen werde. (In diesem Punkte haben sich ja auch viele andre Leute getäuscht.) Zweitens baute man auf die Schwäche der parlamentarischen Situation des Zentrums, und darauf, daß die Hitler-Leute, ohne eine andre parlamentarische Chance, ohne den Mut auch, gegen Schleicher zu putschen, sich weiterhin mit einer „stillen Partnerschaft" zufrieden geben würden.

Diese Rechnung hat sich zunächst einmal als falsch erwiesen. Das Koalitionsgespräch Kaas-Hitler hat begonnen, — es hatte begonnen, als Hitler nach Berlin gerufen wurde, um mit Schleicher, mit Papen und mit Hindenburg zu reden. Und bei dem negativen Verlauf der Verhandlungen vom 13. August hat es sich ferner gezeigt, daß Hitler nicht zur Tolerierung des Kabinetts Papen bereit sein dürfte. Nun verdoppelt das Zentrum seine Bemühungen, um noch rechtzeitig vor Zusammentritt des Reichstags eine „richtige" Koalition zustande zu bringen, — das Zentrum hat den Ehrgeiz, die Bändigung Hitlers in eigner Regie zu bewerkstelligen; es will diese Aufgabe (aus guten Gründen!) nicht den Herren Schleicher und Papen überlassen. Was geschieht aber, wenn Kaas nicht rechtzeitig mit Hitler zur Einigung kommt? Und was geschieht, wenn Herr von Hindenburg endgültig erklärt, daß ihm die Lösung „Koalitionskabinett" mißfällt?

*

Ehe die Antwort auf diese Fragen zu geben ist, muß man sich einmal die Lage des Zentrums klarmachen, um den verzweifelten Mut verstehen zu können, den es mit seiner Koalitionsbereitschaft bewiesen hat. Die innere Schwäche der Zentrums-Position hat man gleich nach dem 31. Juli vielfach nicht richtig erkannt. Man sprach davon, daß die Wahlen das Zentrum in seiner „Schlüsselstellung" erhalten hätten. Das ist frei-

lich nicht mehr als eine fromme Legende. Eine „Schlüsselstellung" ist ja nur dann wirklich gegeben, wenn die Möglichkeit besteht, zwischen „links" und „rechts" nach Belieben zu wählen. Diese Möglichkeit besteht aber nicht mehr, weil ja die Parteien-Gruppe, auf die sich Brüning gestützt hat, im neuen Reichstag zu einer hoffnungslosen Minorität zusammengeschmolzen ist (was man freilich in der Presse der Mitte, die von einem „Sieg Brünings" sprechen zu sollen meinte, seinen Lesern leider verschwiegen hat). Ein Abschwenken des Zentrums in die Opposition, an die Seite der Sozialdemokraten und der Kommunisten, ist aber — ganz abgesehen von der Gefahr, damit eine Reichstagsauflösung zu provozieren — völlig unmöglich. Zentrum und Kommunisten in gemeinsamer Front: das wäre absurd. Dies hat man auch beim Zentrum sofort erkannt; die Presse der Partei hat den Gedanken an solche Oppositions-Experimente gleich nach der Wahl weit von sich gewiesen. So irreal schien diese Möglichkeit, daß man sie noch nicht einmal als Druckmittel gegen das Papen-Kabinett verwandt hat: das Bluff-Manöver wäre zu durchsichtig gewesen.

Noch aus einem andern Grunde war das Zentrum zu schnellem Handeln gezwungen. Die Möglichkeit, eine Tolerierungs-Majorität für Papen aus NSDAP, Deutschnationalen und Bayerischer Volkspartei, unter Ausschluß des Zentrums also, zu bilden, war nämlich, solange man noch an eine Tolerierungsbereitschaft der NSDAP glauben konnte, durchaus nicht bloß eine Ausgeburt müßiger theoretisierender Köpfe, nicht bloß eine Angelegenheit des Rechenstifts. Warum sollten sich die Bayern unter allen Umständen einer Kombination versagen, die ihre Zentrums-Freunde draußen ließ? Es fehlte ja, im Guten wie im Bösen, nicht an Mitteln, sie zu einer Koalition ohne Zentrum gefügig zu machen. Im Guten: dadurch, daß die Reichsregierung auf die „spezifisch bayerischen Belange" einging. Und im Bösen: durch einen Druck auf die empfindlichste Stelle, auf den Finanzminister (der in diesem Falle Schäffer heißt und mit dem Parteiführer der Bayerischen Volkspartei identisch ist). Vielleicht könnte man einmal darauf hinweisen, daß Bayern infolge gewisser Sondervorteile beim Finanzausgleich, die ihm die parlamentarische Schlüsselstellung der Bayerischen Volkspartei in frühern Reichstagen eingebracht hat, Jahr für Jahr rund 200 Millionen mehr aus dem Reichs-Topf erhält als die andern Länder, und daß es, dank dieser Vorteile, die Gewerbesteuern nicht annähernd in der gleichen Höhe einzuheben braucht wie etwa Preußen. Das Wort „gerechte Reform des Finanzausgleichs" könnte unter diesen Umständen, von einer energischen Reichsregierung ausgesprochen, wie eine Zauberformel in München wirken, und nur böswillige Elemente würden es wagen, dann von einer Erpressung zu reden...

Auch der andre Partner, den man, neben all den kleinen Splittergruppen der Rechten, in einer derartigen Majoritäts-Konstellation brauchte, wäre zu gewinnen: Hugenberg nämlich. Wobei gleich angemerkt werden darf, daß die Behauptung, die Deutschnationalen seien nach dem Wahlergebnis völlig hors de

concours, eine ebensolche Legende ist, wie die Theorie von der angeblichen „Schlüsselstellung" des Zentrums. Hitler könnte nämlich kaum etwas Peinlicheres passieren, als ein „Draußenbleiben" Hugenbergs aus einer (stillen oder offenen) Koalition zwischen seiner Partei und der „Systempartei", dem Zentrum. In einer solchen Opposition hat Hugenberg nichts zu verlieren, wohl aber sehr viel zu gewinnen: nämlich die Sympathien (und später auch die Stimmen) von NSDAP-Leuten, die von der Feindschaft ihrer Partei gegen die „Pfaffen" ehrlich überzeugt gewesen sind, und die ein solches Paktieren nun grenzenlos enttäuschen müßte. Es wäre also, zunächst für Hitler, aber auch für das Zentrum, sicherlich eine große Erleichterung, wenn es gelänge, diese Opposition stillzulegen, indem man Hugenberg in irgendeiner Form in die Kombination einbezieht. Wobei vorerst (von Papens Freunden) daran gedacht war, ihn kommissarisch mit der Ordnung der Osthilfe-Angelegenheiten zu betrauen. Knackt er die Nuß, so ist es gut — versagt er dabei, so ist es zwar wirtschaftlich ein Malheur, politisch aber ein Glücksfall. Außerdem würde die Heranziehung der Hugenberg-Dingeldey-Gruppe die gewerkschaftlich-sozialistischen Tendenzen innerhalb der Gruppierung Zentrum-NSDAP weitgehend paralysieren, und das wäre ja für die Papen-Leute besonders erwünscht.

Daß die christlichen Gewerkschaften gradezu mit Emphase für einen Brückenschlag vom Zentrum zur Hitler-Partei eintreten, das war gewiß für viele Leute eine rechte Überraschung. Gewerkschaften und NSDAP — paßt denn das überhaupt zusammen? Nun, der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband ist jedenfalls der Meinung, daß er bei einem Bündnis mit dem antikapitalistischen Flügel der Hitler-Partei besser fahren wird als in der Opposition gegen Hitler und Straßer, bei der er gewärtigen muß, daß ihm seine Leute zu den radikalern Parolen des Braunen Hauses fortlaufen. Und die eigentlichen Zentrums-Gewerkschaftler sind viel zu gute Parteileute, als daß sie nicht einschwenken würden, wenn es so befohlen wird. Das Zentrum hat viel zu verlieren: nämlich seinen großen (zahlenmäßigen) Einfluß in der Verwaltung des Reichs und Preußens, das Ergebnis einer lange Jahre hindurch skrupellos genug betriebenen Personalpolitik. Und es hat Einiges zu gewinnen — wenn auch vorerst die Hoffnung, das Reichsschulgesetz als Preis für die Unterstützung des neuen Kabinetts zu erhalten, nicht allzu groß ist. Diese Trauben sind noch reichlich sauer, denn tolerieren muß man so oder so, ob der Tolerierte nun Hitler oder Schleicher oder gar Papen heißt: die lockende grüne Weide der Opposition darf nicht betreten werden. Das versteht man auch, trotz dem starken Toback, der im Wahlkampf gegen Papen-Schleicher und gegen Hitler abgebrannt worden ist, bei den Zentrums-Gewerkschaften recht gut, und grade bei den Gewerkschaften. Denn dort ist die Parole, die einst Trimborn gegeben hat, noch unvergessen, und sie wird gradezu als ein heiliges Vermächtnis des großen Führers bewahrt. Diese Parole lautet: „Nur als drinbleiwe! Nur net rausgehe!"

*

Das Zentrum, vor sich die Auflösungsdrohung des Präsidial-Kabinetts, hinter sich das unwegsame Oppositionsgelände, auf dem man, horribile dictu, mit den Kommunisten zusammen auf gleichem Lagerbett kampieren müßte, hat versucht, sich aus dieser strategisch höchst unbequemen Situation, die scheinbar nur eine Unterwerfung unter Schleichers Diktat offenließ, durch den taktischen Zug des Koalitions-Angebots an Hitler zunächst einmal herauszuwinden. Aber Schleicher, der Hitler erst geschickt aus seiner Reserve herausgelockt hat, um ihm dann von Andern sagen zu lassen, daß ein ehemaliger Gefreiter doch nicht Reichskanzler werden könne, besonders dann nicht, wenn er seinen eignen münchner Laden nicht in Ordnung zu halten verstehe — Schleicher sitzt eben doch am längeren Hebel. Er hat es, dank der Rückendeckung durch Hindenburg, völlig in der Hand, ob er die eventuell zustande kommende Koalition Kaas-Hitler als Lösung mindern Ranges dulden will, oder ob er auf die ursprüngliche Linie zurückgehen will, mit der Erklärung: entweder Tolerierung des Präsidialkabinetts („wobei wir durchaus zu kleinern personellen Kompensationen bereit sind") — oder Reichstagsauflösung.

Was nun, wenn sich Hitler und Kaas — wenn auch aus verschieden gearteten Motiven — diesem Diktat nicht beugen? Dann, in diesem vorerst wahrscheinlichsten Falle, ist das „Konflikts-Regime" unvermeidlich. Auch dafür liegen die Pläne schon fix und fertig vor.

Man will nicht etwa ohne Reichstag, das heißt ohne Neuwahlen, weiter regieren — man will auch nicht die von dem (übrigens dem Zentrum nahestehenden) Verfassungsrechtler Professor Carl Schmitt gewiesene Eselsbrücke beschreiten und ein von links und rechts ohne „einheitliches positives Wollen" gegebenes Mißtrauensvotum einfach negligieren. Die „positive Lösung" heißt: Neuwahlen überall — mit einem aufoktroyierten neuen Wahlrecht: Wahlalter 24 Jahre, kleine Wahlkreise („Ein-Mann-Wahlkreis") und Verrechnung der Rest-Stimmen nur im Wahlkreisverband, nicht mehr im ganzen Reich. (Also: „gemildertes" Verhältniswahlrecht.) Der Wähler soll wieder Personen wählen, nicht Listen. Als Wahltermin gilt der 6. November.

Das ist der Plan. Es ist, nicht nur vom verfassungsrechtlichen Standpunkt aus, sehr viel zu ihm, das heißt gegen ihn, zu sagen. Aber man rechnet bei Schleicher-Gayl-Papen damit, daß „das Volk" sehr viel Verständnis für eine Lösung aufbringt, die einen Ausweg aus einer mit den bisherigen parlamentarischen Mitteln unlösbaren Situation eröffnen könnte — eine Lösung, die mit „Persönlichkeiten" rechnet, statt mit Partei-Listen, und die somit das Ende der innerlich ebenso übermäßig wie äußerlich ohnmächtig gewordenen Partei-Bureaukratie bedeuten würde. Auch die aktiven Kräfte der Sozialdemokratie, außerhalb der Lindenstraße, auch die aktiven Gewerkschaftskreise, so rechnet man, würden eine solche Lösung zum mindesten „tolerieren".

Ob man sich dabei wirklich verrechnet?

Ueber die Ursachen des nationalsozialistischen Erfolges

von Kurt Hiller

I

So sehr einstweilen dafür gesorgt worden ist, daß sie nicht in den Himmel wachsen: ihr Erfolg ist Tatsache, jenseits aller Affekte und Theorien; ist unabstreitbar. Ein in der deutschen Parteiengeschichte beispielloser, ein hanebüchener Erfolg. Im Reichstag von 1928 hatten sie 13 Mandate, im Reichstag von 1930 schon 107. Heute haben sie dort 230 Sitze. 230 unter rund 600; das sind fast Zweifünftel! Ihre Stimmenziffer stieg binnen zwei Jahren von 800 000 auf 6,4 Millionen; binnen vier Jahren von 800 000 auf 13,7 Millionen. Und dies, während die Kommunistische Partei zwischen den beiden vorigen Reichstagswahlen von 3,2 Millionen nur auf 4,5 Millionen Stimmen anstieg und selbst jetzt, nach dem schwächlichen Abtritt der preußischen Sozialdemokratie und trotz der Arbeitsdienstpflicht-Drohung, lediglich 5,2 Millionen aufbrachte. In vier Jahren schwerster, sich kontinuierlich verschärfender Wirtschaftskrise und ständig gesteigerter Brutalisierung der Armut hat sich die Anhängerschaft der KPD um knapp Zweidrittel vermehrt, während die der NSDAP sich, sage und schreibe, versiebzehnfacht hat. Weniger als siebzig Prozent Zuwachs gegen siebzehnhundert Prozent Zuwachs! Die Gefolgschaft der Sozialdemokratie ist im gleichen Zeitraum auf etwa 85 Prozent ihres Bestandes zusammengesackt.

Wäre das Verhältnis umgekehrt, das heißt: wäre die Stimmenzahl der marxistischen Parteien in diesen Jahren sich rapide verbreitender und steigernder, durch die Machthaberschicht wissentlich verstärkter Not auch nur halbwegs so phantastisch angestiegen, wie tatsächlich die Zahl der Hakenkreuzler anstieg, dann würde dies gewiß als herrliche Bestätigung der marxistischen Sozialpsychologie verbucht worden sein. Das Gegenteil geschah; wer auf der Linken wagt nun auszusprechen, daß die marxistische Psychologie durch die Ereignisse aufs kläglichste ad absurdum geführt ist? Von Klassenkampf keine Spur! Die Klasse der Nichtbesitzenden, der nur von ihrer Arbeit Lebenden oder sogar von der Arbeit Ausgeschlossenen, auf vier große Parteien verteilt (: KPD, SPD, Zentrum, NSDAP), sich selber zerfleischend, zum Teil in lockerm, zum Teil in engstem Bunde mit dem Klassenfeind! Wer wagt zu bekennen, daß der proletarische Klassenkampf nichts schon Existentes, sondern ein Seinsollendes, ein zu Forderndes ist, daß er keineswegs naturnotwendig aus den Verhältnissen entspringt, vielmehr vernunftnotwendig aus einer Idee; daß er nicht zu „interpretieren" und „analysieren", sondern zu propagieren und organisieren ist?

In einer Zeit, die, ihren objektiven Merkmalen nach, im Sinne des Sozialismus revolutionierender auf die Massen wirken müßte als jede andre vor ihr, optieren Millionen Proletarier gegen ihre Klasse, für die Reaktion. Es kann also doch wohl nicht die ökonomische Lage der Menschen der Faktor

sein, der ihre geistige Haltung ausschließlich bedingt. Es kann also doch wohl nicht der Produktionsprozeß die Geschichte machen. Wachsende Ausbeutung, Not, Verelendung scheinen doch wohl nicht mit Notwendigkeit Klassenkämpfer, Sozialisten, Kommunisten zu erzeugen. Neben dem Materiellen müssen doch wohl noch andre Momente willensbestimmende Kraft besitzen; und offenbar ist im angeblichen „Oberbau" manches Unterbau! So wenig es einem verrannten Freud-Epigonen gelingen könnte, den nationalsozialistischen Erfolg aus der Libido zu erklären, so wenig ist er mit Krise, Erwerbslosigkeit, Proletarisierung des Mittelstandes, Massenverelendung erklärt. (Obwohl ganz gewiß weder Libido noch ökonomische Krise unbeteiligt an ihm sind.)

Mit der Krise erklärt sich der Einbruch des Nationalsozialismus in die Front der bürgerlichen Parteien; mit der Krise erklärt sich nicht, daß dieser Einbruch den marxistischen Parteien mißlang. Ein Negativum von höchster Erheblichkeit! Die Parteien des klassenbewußten Proletariats, die Parteien gegen Ausbeutung und Verelendung, die sozialistischen Parteien haben von der Krise nicht nur nicht profitiert, sondern durch sie verloren; nachdem SPD und KPD im Reichstag von 1928 zusammen über 42 Prozent der Mandate verfügt hatten und im Reichstag von 1930 noch über 38 Prozent, verfügen sie im neuen Reichstag nur mehr über 36,5 Prozent (Hitler über 38). Die ökonomisch-soziale Umlagerung in Deutschland hat keineswegs zur politischen Erstarkung der gewaltig angewachsenen Klasse, der proletarischen, geführt, vielmehr zum Gegenteil. Je breiter der proletarische Gesellschaftssektor wurde, desto schmaler wurde die politische Basis des Proletariats. Daß nämlich in der Firma „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei" das Wort „sozialistische" schlichter Schwindel ist und das Wort „Arbeiter" auch nicht viel Besseres (wenngleich zweifellos eine Anzahl Arbeiter, besonders arbeitsloser Arbeiter, zur Mitgliedschaft und Mitläuferschaft der Partei gehören), steht nachgerade fest. Ebenfalls: daß diese Partei, bei all ihrem antikapitalistischen Maulaufreißen, objektiv weiter nichts als eine Schutzgarde der Besitzenden und Besitzendsten ist, der Prellbock gegen die Vorstöße eines etwa zur Verwirklichung drängenden Sozialismus.

Die Krise also, anstatt eine im Sinne der proletarischen Befreiung, im Sinne des Sozialismus revolutionäre Situation geschaffen zu haben, hat eine konterrevolutionäre Situation geschaffen; sie hat die Gefahr heraufbeschworen, daß in Deutschland die Stunde eines Regimes anbricht, an dessen Barbarei gemessen das fascistische Italien das Paradies auf Erden wäre. Gefahr? Die Zertretung der elementarsten Freiheiten, der selbstverständlichsten Sozialansprüche, die Vernichtung des Rechtsstaats nahm ja längst ihren Anfang.

Der Nationalsozialismus hat den altdeutsch-alldeutschen Konservativismus aufgesaugt, den Liberalismus und bürgerlichen Demokratismus zertrümmert. Nur das im Zentrum und in der Bayerischen Volkspartei organisierte katholische Bürgertum, gestützt bekanntlich durch starke Teile des katholischen Proletariats, hielt stand, ja wurde stärker. Warum? Weil es

von einer Idee, einem zwar unsrer Auffassung nach veralteten, dennoch grandiosen überwirtschaftlichen Gedanken, einem geistigen Prinzip beherrscht war und bleibt. Die nichtkatholischen bürgerlichen Parteien hatten sich längst zu Interessentenhaufen erniedrigt. Die Idee war in ihnen zu Phrasen erstarrt, die bei festlichen Anlässen deklamiert wurden; in Wahrheit verfochten sie, kollektiv wie privat, nur noch privatökonomische Ziele. Nicht die der Verarmten, der durch Krieg, Inflation, Deflation Ausgeraubten, der Entklassten, Proletarisierten, sondern grade die Interessen Derer, die trotz allem noch im Besitze saßen. Da mußten mit Notwendigkeit die Enteigneten abtrünnig werden. Viele flohen zuerst in die politische Indifferenz. Später folgten sie Denen, die das Stadium der Gleichgültigkeit nicht erst durchlaufen hatten, sondern sogleich dem Rattenfänger zugeströmt waren, der ihre Rachegefühle gegen die Reichen mit angenehmem Wortbrei päppelte und zugleich ihre überlieferten Empfindungen, die konfessionellen, die patriotischen, die geschlechtsmoralischen, den gesamten Begriffskitsch des Wilhelminismus schonte, ja pflegte, unterstrich und übertrieb. Der Marxismus verlangte ja nicht nur Klassenbewußtsein, sondern auch eine Leistung jenseits des Ökonomischen: Überwindung der Tradition, Preisgabe der Vorurteile, der anerzogenen, liebgewordenen Vorstellungen und Wertungen, Hinaustreten aus dem konservativen Kulturqualm. Diese Atmosphäre aber verläßt der Spießer, der in ihr aufwuchs, nicht gern — am wenigsten dann, wenn er physisch in ihr gedieh; wenn er rosig, stramm und fett in ihr wurde. Da erscheint ihm die andre gefährlich, mit Krankheitskeimen geschwängert, das Geistige selber als Krankheit. Eine die Dummheit zersetzende Kraft wird abgelehnt, weil angeblich alles Zersetzende Schwäche ist. So kam der Nationalsozialismus als vorgespiegelter „Sozialismus" dem Haß der Verarmten und gleichzeitig als echter, ja radikaler Konservativismus der Angst der Geistscheuen entgegen. Die Zahl Derer, die beides zugleich sind: verarmt und geistscheu, ist ja bei uns letzthin gewaltig angewachsen.

Wunder wirkte, aus ähnlicher Ursache, zweifellos der geschickt gewählte Name der Partei. Als Friedrich Naumann zuerst das „Nationale" mit dem „Sozialen" firmamäßig koppelte, eilte er seiner Zeit voraus. „Nationalsozial" — das konnte unter Wilhelm noch nicht ziehen. Daß im Nachkriegsdeutschland das Nationale als Stimmung und als ein in die politische Rationalität intensiv hineinstrahlendes Gefühl sich stark verbreitete und auch unter den Armen bewußter und lebendiger wurde denn je, ist fraglos dem rachehaften Inhalt des Versailler Friedens zuzuschreiben, der poincaristischen Shylockpolitik, der Zähigkeit, mit der selbst die bürgerliche Linke Frankreichs sich, bis in die letzte Zeit hinein, gegen die Revision der Verträge, gegen die Herstellung internationaler Gerechtigkeit und gegen die Abrüstung gesträubt hat. Der deutsche Nationalismus ist, in seinem Ausmaß, eine Folge des französischen und eben deshalb nicht ohne berechtigten Kern. Die deutsche Demokratie, vor allem die Sozialdemokratie, fing mit ihrer (zwar Panzerkreuzer bauenden) Erfüllungspolitik die antifranzösischen

Sentiments, auch grade soweit sie verständlich und in Ordnung waren, nicht auf; die Kommunistische Partei reihte das nationale Saxophon zu spät und zu absichtsvoll in das Orchester ihrer Tendenzen ein. Der Marxismus kennt nur Verpflichtungen gegen die Klasse, keine gegen die Nation; in Zeiten nationaler Unterdrückung werden diese aber stark empfunden, und nicht nur von Besitzenden. Man will national sein; man will jedoch auch sozialistisch sein... ohne Zweifel, das Faszinierende des Namens dieser Partei schuf den Erfolg mit. Dieser Name bedeutete eine synthetische Parole, die in der Luft lag. Hinzukam die durch jahrtausendealten Militarismus im Volk gezüchtete Liebe zur Uniform, zur Straffheit, zum „Ruck-Zuck", zum Befehlen und Gehorchen, zum Töten und Sichopfern. Man muß in gewissen Erscheinungen nicht einfach Rempelsucht von Rowdies, nicht bloß Knoten- und Mordbubentum sehen. Tiefe erotische Ströme, auch auto-erotische, wirken hier mit. Überschuß junger Kraft sucht sich einen Gegenstand, sucht Betätigungsformen für sich; Herrschtrieb und Dientrieb sind Urphänomene. Man hat sie benutzt. Man hat auch den Haß gegen das Fremdartige, gegen „den Andern" benutzt, jene Antipathie, die noch verbreiteter ist als ihr Gegenteil: die leidenschaftliche Hinneigung zum Fremdartigen, zum Andern. Antisemitismus, soweit er sich nicht als nach außen projizierter Selbsthaß des unrassigen Ariers herausstellt (ich habe zur Charakterologie des Möchtegern-Völkischen Einiges in meiner ‚Verwirklichung' gesagt), ist eine Äußerung des endogamen Liebesgeschmacks. Grade in der Affektbeziehung zur Rasse prägt sich geheime Erotik und Anti-Erotik (Fetischismus und Antifetischismus) unverkennbar aus.

All dies Dumpfe im Menschen, zumal im jungen, hat der Nationalsozialismus benutzt. Ich glaube, nicht einmal mit vollem Bewußtsein; sondern mehr instinktiv appellierte er an die Instinkte.

Gegen die am Ende bei seinen eignen Leuten sich bisweilen meldende Kontrolle der Vernunft hat er sich durch grundsätzliche Ablehnung und Herabsetzung der Vernunft gesichert, durch Verunglimpfung der Vernunft als einer Verfallserscheinung, als einer durchaus unvölkischen Sache, als einer üblen westlerischen und jüdischen Eigenschaft.

Man muß übrigens nicht Nationalsozialist sein, um die Vernunft zu schmähen. Daß der Nazi darin, zum Beispiel, mit dem orthodoxen Materialisten ein Herz und eine Seele ist, weiß er, scheints, selber nicht. Die Extreme berühren sich auch hier. Hab ich die Wahl zwischen den beiden Vernunftfeindlichkeiten: zwischen dem Empirismus der marxistischen Methodik und dem Mystizismus der nationalsozialistischen, dann ziehe ich ohne Besinnen — den Kritizismus Kants vor. Allerdings ist dieser an den philosophischen Börsen heute gestrichen.

So geschickt also oder so instinktsicher die Machtlüstlinge um Hitler auf der Klaviatur der Massenseele zu spielen verstehen — aus dieser Virtuosität allein erklärt ihr märchenhafter Erfolg sich ebensowenig wie aus den Wirtschaftszuständen. Ich glaube vielmehr seine Hauptursache in der mängelreichen Politik unsrer marxistischen Parteien zu sehen.

Es fehlt der alten und in vielem veralteten sozialistischen Bewegung an Überzeugungskraft, Werbekraft, Anziehungskraft; die Spaltung, die anscheinend unheilbare Spaltung, verringert noch die Attraktion. Der primitivere Typ des Nationalsozialisten rechnet: „Dreizehn Jahre sind sie oben und nichts ist erreicht, alles ist noch schlimmer geworden." Wir wissen, in welchen Punkten diese Rechnung falsch ist. Aber in einigen stimmt sie; und man muß begreifen, daß nach soviel Nieten Millionen „es mal andersherum versuchen" wollen. Der kolossale nationalsozialistische Erfolg ist, unter anderm, ein Produkt kolossaler und berechtigter Enttäuschung.

Dem feineren, geistigeren Typ unter den Anhängern des Hakenkreuzes (und ohne den Rohlings- und Blutsäufertyp unter ihnen etwa zu übersehen, wollen wir doch nicht leugnen, daß es auch jenen gibt) fällt das seelische Vakuum auf, das der Marxismus hinterläßt, sobald seine Zielsetzung: klassenlose Gesellschaft, erreicht ist; ja, sobald sie als erreicht gedacht wird. Eine ökonomische Doktrin kann richtig sein, und die des Marxischen Sozialismus ist, jedenfalls in ihrer Zielsetzung, richtig; aber sie ist ausschließlich ökonomisch und kann deshalb tiefere Menschen niemals befriedigen. Da im Menschen etwas lebt, was über den Verstand hinausreicht und an das er in seinen erhabenen Augenblicken sich magisch gebunden fühlt, so kann großen und dauernden Erfolg eine politische Bewegung nur dann haben, wenn sie dies Etwas in ihren Hintergründen aufleuchten läßt; wenn sie eine Perspektive ins Unendliche herstellt. Der Blickpunkt solcher Perspektive kann Gott sein; kann die Idee der Nation oder die Idee der Humanität sein; kann der aktivistische Begriff Geist sein; der Materialismus lehnt ja das alles aber als „bürgerliche Ideologie" und Ausgeburten „unwissenschaftlichen" Denkens ab. Er stößt damit eine Jugend zurück, deren Bewußtsein das Goldne Zeitalter der hellenischen und der deutschen Kultur durchschritten hat.

Schluß folgt

Mein Ausschluß aus der KPD von Josef Dünner

Es sind etwas über drei Jahre her, daß ich auf dem weddinger Reichsparteitag der KPD das Wachstum der Nationalsozialisten, den heranreifenden Fascismus in Deutschland signalisierte. Damals erinnerte ich die Delegierten des Parteitages an den grauenvollen Mordterror des Fascismus in Italien und beschwor sie, alles vorzubereiten, alles zu tun, um der deutschen Arbeiterklasse ein italienisches Schicksal zu ersparen.

Heute — der Fascismus streckt bereits seine Klauen aus, die Macht in Deutschland an sich zu reißen, Terror wütet auf den Straßen der Großstädte, heimtückisch explodieren die ersten Handgranaten in Gewerkschaftshäusern und Redaktionen sozialistischer Zeitungen: da — es ist grotesk — vollzieht die KPD-Führung „auf Grund offnen Kampfes gegen die Grundsätze der Kommunistischen Partei" meinen Ausschluß aus der KPD.

Ich habe mich grundsätzlich für die Einheitsfront der beiden großen proletarischen Parteien erklärt und mit meinen

Grundsätzen ernst gemacht. Als vor wenigen Wochen die Eiserne Front von Hessen-Frankfurt zu einer Demonstration gegen den Fascismus in Frankfurt aufrief, führte ich über achthundert kommunistische Arbeiter zu dieser Demonstration. Unter unsern kommunistischen Losungen, unter einem Sowjetbanner marschierten wir mit den Arbeitern der Eisernen Front, bereit zum gemeinsamen Kampf gegen die Hitlerbanden, bereit, über alles Trennende hinweg, die Einheit der Arbeiterklasse zu verwirklichen. Die Bezirksleitung der KPD hatte mir die Teilnahme an der Demonstration ausdrücklich verboten, und so hatte ich das erste Mal „gegen die Grundsätze der KPD" verstoßen. Die Bezirksleitung enthob mich meiner Funktionen und diktierte mir ein Redeverbot zu — ich sollte nicht mehr zu den Massen sprechen dürfen. Und da verstieß ich ein zweites Mal gegen die kommunistischen Grundsätze, wie die KPD-Führung sie auffaßt; denn jetzt zu schweigen schien mir unkommunistisch. Und in einer großen Kundgebung in Frankfurt vor Tausenden von Arbeitern zeigte ich die Notwendigkeit auf, die Einheitsfront „von unten und von oben", die Einheitsfront der KPD mit der SPD und den Gewerkschaften, mit den Massen wie mit den Führern zu schließen. „Mochte Dünner trunken sein vom Beifall dieser Versammlung," schreibt die ‚Arbeiter-Zeitung', das Zentralorgan der KPD für Hessen-Frankfurt — o hätte die Redaktion doch diesen Beifall richtig verstanden — „wir Kommunisten haben die mühevolle, aber die edle Aufgabe, die Massen vor neuen Illusionen zu bewahren und stemmen uns mit bolschewistischer Kraft gegen die verheerenden Wirkungen falscher Reden über die Einheit." Und dann heißt es klipp und klar weiter: „Die rote Einheitsfront kann unmöglich durch den Zusammenschluß der unvereinbaren Gegensätze: revolutionäre und reformistische Organisationen zustande kommen. Feuer und Wasser lassen sich nicht vereinigen."

Auch ich bin der Ansicht, daß Feuer und Wasser unvereinbar sind, aber ich glaube, daß die Gegensätze zwischen KPD und SPD nicht eine solche Intensität haben. Sie hatten sie in der „demokratischeren" Periode Deutschlands, die fascistische hebt sie mehr und mehr auf. Den ersten entscheidenden Schritt zu einer Verminderung der Gegensätze im proletarischen Lager getan zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst der Regierung Papen-Schleicher: die Aufhebung der ohnehin sehr zweifelhaften parlamentarischen Machtpositionen der SPD. Manches Weitere besorgt der Straßenterror der Nationalsozialisten. Marschierten die kommunistischen Arbeiter auf Geheiß ihrer Führer noch vor einem Jahr mit den Nazis gemeinsam in den „roten" Volksentscheid gegen Braun und Severing, so marschieren sie heute angesichts des gemeinsamen Feindes wenigstens zuweilen, wenigstens in den ersten Anfängen, in einer proletarischen Einheitsfront mit den sozialdemokratischen Klassengenossen. Als ich Thälmann damals in einem längern Schreiben meine Bedenken gegen die Volksentscheid-Politik mitteilte, da nahm mir die frankfurter Bezirksleitung diese Kritik sehr übel. Kritik angesichts einer Parteiaktion sei nicht am Platze. Ich bin aber noch heute der

Meinung, daß Kritik selten schaden kann. Schaden können nur die Fehler, die zur Kritik Anlaß geben. Und diese Kritik ist heute nötiger denn je. Wenn die KPD-Führung noch vor einem halben Jahr Menschen zu Opportunisten gestempelt hat, die von der Partei verlangten, sie solle sich an die örtlichen Leitungen der SPD wenden, um mit diesen gemeinsam antifascistische Kampfkundgebungen durchzuführen, und heute — allerdings ein halbes Jahr später — das wenigstens ab und zu tut, so ist dies doch nur ein Beweis dafür, daß Kritik zuweilen nützlich sein kann. Es genügt nicht, daß an der Bahre ermordeter Proletarier die Vertreter beider Arbeiterparteien gemeinsame Kampfgelöbnisse ablegen, es muß verhindert werden, daß Proletarier überhaupt erst von Fascisten ermordet werden. Es ist falsch und ein Rückfall in die so sehr bekämpfte Spontaneitäts-Theorie, abwarten zu wollen, bis sich die Einheitsfront in der Aktion, während eines Naziüberfalls auf Arbeiter oder ihre Institutionen bildet. Dann ist es in der Regel zu spät. Es ist auch nur ein allzu bescheidener Anfang, wenn, wie in Halle, die Erwerbslosenausschüsse der SPD und KPD gemeinsame Kundgebungen veranstalten oder wenn im Leunawerk die freigewerkschaftlichen, kommunistischen und sogar die christlichen Betriebsräte ein Betriebsprogramm beschlossen haben, das die Leuna-Arbeiter zum gemeinsamen Kampf gegen jede weitere Lohnsenkung, gegen Entlassungen und gegen die Besetzung des Betriebs mit Fascisten auffordert.

Die Perspektive ist kurz. Hitler und Schleicher müssen den fascistischen „Ausweg" gehen, wenn der Kapitalismus die Wirtschaftskrise in Deutschland überleben will. In den nächsten Wochen, vielleicht schon in den nächsten Tagen entscheidet sich darum das Schicksal der deutschen Arbeiterklasse. Es handelt sich nicht mehr um die politische Freiheit, es handelt sich um die physische Existenz der Besten aus dem deutschen Proletariat. Da sollte kein verantwortlicher kommunistischer Funktionär abwarten wollen, bis die sozialdemokratischen Massen sich von ihren Führern gelöst haben und ins Lager des Kommunismus übergegangen sind. Die Rote Front allein genügt nicht, schrieb Gerstorff hier vor kurzem, die Eiserne Front allein auch nicht, eiserne rote Front muß die Parole sein. Das deutsche Proletariat, durch jahrelange Tradition mit seinen Organisationen verbunden, verläßt diese nicht ohne weiteres; erst recht nicht — und das ist ein Glück — in der Stunde der Gefahr. Darum müssen die Organisationen zusammen gehen, wenn sie in den nächsten Monaten noch als Organisationen weiter bestehen wollen.

Manche Depression, manche ängstliche Spannung, manche defaitistische Stimmung der letzten Wochen ist durch die Reichstagswahl vom 31. Juli beseitigt worden. Hitler konnte den Einbruch ins marxistische Lager nicht vollziehen. Die Arbeiterschaft hat ihren Willen zum Kampf gegen den Fascismus, gegen die Beseitigung ihrer letzten Grundrechte deutlich demonstriert. In der Arbeiterschaft lebt der Wille zur Freiheit, zum Sozialismus. Die Zunahme der KPD muß als Ausdruck dieses Willens gewertet werden, nicht als Vertrauensvotum für eine nur zu oft kopflose Führung.

Jetzt müssen alle 222 sozialistischen Mandate, jetzt muß die geeinte Kraft der ganzen Arbeiterklasse in die Wagschale geworfen werden. Das ist das Gebot der Stunde. Nicht nur die Arbeiterschaft wird aufstehen, wenn die Führer der sozialistischen Parteien aufrufen, so mancher, der heute schon an der Echtheit der nationalsozialistischen Versprechungen zweifelt, wird sich anschließen.

Die ersten Ansätze proletarischer Einheitsfront genügten, um in Düsseldorf-West, Aachen, Köln manchen Arbeiter aus den Klauen des Fascismus in das Lager seiner Klasse zurückzuholen. Schafft die ganze Einheitsfront und dann folgen auch die, die nur mit den stärkern Bataillonen marschieren. SPD und KPD — trotz allen Differenzen — in einer Front: und die roten Bataillone werden die stärkern sein.

Berlin liegt nicht in „Preußen" von Hans v. Zwehl

Seitdem Deutschland unter den Herren von Neudeck und Nimmersatt recht unsanft preußisch erwacht ist, geht wieder mancherlei Geschelte von der Mainlinie. Seltsamerweise wissen aber die wenigsten Hakenkreuzler, daß der richtige Fluß eigentlich viel weiter östlich strömt und Brücken hat. Die uralte Kulturgrenze in Deutschland geht nämlich nicht mehr durch Franken, nicht einmal durch den Rhein, sondern wenn überhaupt, dann ist die Rassenscheide die Elbe, die ein tausendjähriges Reich deutscher Nation von seinem später eroberten Kolonialboden trennt.

Preußen, nämlich das alte Ordensland, ist eine brave Roggenprovinz, die manchen ehrlichen Bewohner, manche Schönheiten der Nehrung und Bernsteinküste ihr eigen nennt und sogar einen Republikaner Kant mit einer Handschrift über den ewigen Frieden hervorgebracht hat — nur eben durch und durch germanische Heimat ist sie nicht. Die nordische Rasse sucht man in den waldreichen Orten Judithen und Metgethen oder in Liskaschaken und im fischreichen Palmnicken-Kraxtepellen vergebens. Die Slawen saßen auf ostelbischem Boden, nämlich mindestens 1200 Jahre in Preußen, und ihre äußerste Westgrenze ging bis zur Kieler Bucht, Lüneburg, Oschersleben, Koburg, weit über Leipzig und den Spreewald hinaus. Alle sächsischen Hakenkreuze lagern also tief auf slawischem Urgrund, auch alle Familienbäder an der Ostsee, an der jetzt nordische Wimpel flattern, sind nicht rasserein, und der pommersch Bur hat seinen Namen „po morze" („vor dem Meere") nicht von der Edda sondern von Putkamerun. Nicht einmal Schleswig-Holstein ist rein gezüchtet, „die sechs wendischen Städte" hießen im Mittelalter Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Greifswald und Stralsund.

Die Preußen, ehemals Pruzzen und baltische Slawen, haben trotz heutiger Osthilfe wenig mit Wotan und seinem einen Raben Hugin zu tun. Nehmen wir nur den einen als kaiserliche Heide der Vergangenheit doch gewiß zuverlässigen Namen Rominten. Das Kirchspiel Rominten gehörte, was sicherlich auch unsre Rasseforscher angehen sollte, ursprünglich zu einem Knotenpunkt mit dem ungermanischen Schild Tominkehmen, das nachweislich erst einige Jahrzehnte vor Wilhelms Hunnenfeldzug endgültig germanisiert wurde. Es umfaßt: Ballupönen, Didszullen, Islaudzen, Kiaunen, Kubillen, Laukischken, Pickeln, Pöwgallen, Schackeln, Theweln, Warnen und eine ganze Reihe ähnlich echtpreußischer Dörfer im ABC bis Waldaukadel — lauter germanische Urlaute, bei deren richtiger Aussprache das Herz in jeder braunen Ausrüstung sicher höher schlägt. Bis vor dreihundert Jahren erklang hier fast nirgendwo ein deutsches Wort.

Selbstverständlich sind die Slawen östlich der Elbe, die durch die

Askanier und den Deutschen Orden besiegt wurden, nicht etwa alle ausgerottet, sondern sie haben sich mit der deutschen Einwanderung vermischt. Alle wissenschaftlichen Werke der Slawenforschung, besonders Tetzner, stimmen darin überein, daß östlich der Elbe Blutmischungen und Heiraten der Deutschen mit den Wenden, Sorben, Polen, Pruzzen und Kaschuben in enormem Maße stattgefunden haben. Es ist sehr viel slawisches Blut vorhanden, die wendisch-kaschubischen Herzöge des treudeutschen Pommerns haben zum Beispiel die Germanisierung einfach dadurch vollzogen, daß sie eines Tages die deutsche Sprache annahmen und es darin trotz bisheriger Verehrung von Swantewitt und Triglav bis zum Minnesang brachten. Die Preußen dagegen sprachen noch Jahrhunderte lang slawisch-pruzzisch und haben erst gegen 1700 restlos das Deutsche gelernt, und zwar mehr durch eine notverordnete Germanisierung. Kurz vor Luther war nämlich noch im Ordenslande ein preußischer Katechismus in deutscher und preußischer Sprache erschienen, und erst im Jahre 1677 ist, nach einer Notiz im petersburger Exemplar dieser zweisprachigen Schullehre, der letzte Preuße auf der Nehrung gestorben. München und Köln, die man heute von Rominten aus mores lehren will, waren damals bereits ein Jahrtausend lang deutsch. Und der Anfang des preußischen Vaterunsers lautet nach Abel Will 1561 naturgetreu: „Tawa Nouson kas tu essei Endangon", was man bei den heutigen Auseinandersetzungen auch nicht ganz vergessen sollte.

Die Mark Brandenburg wurde bekanntlich durch Albrecht den Bären, Preußen unabhängig davon durch den Hochmeister Hermann von Salza erobert, nachdem dieser sich vorher schriftlich zu Venedig den Besitz des Landes gesichert hatte. Die Besetzung erfolgte in einem förmlichen Kreuzzug mit Grausamkeiten aller Art, unter anderm wurde der preußische Nationalheld Herkus Monte nach einem Aufstande von den Rittern aufgehängt. Auch das „echt preußische" System wurde gleich von Anfang eingeführt: nach der Landordnung des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen durften im Ordensland keine Juden weilen, die Herrschaft durfte mit dem Gesinde nicht slawisch reden, die eingeborenen Preußen wurden in wüst liegende Äcker abgeschoben, das Gesinde durfte in den Erntemonaten, wo es am meisten zu schuften hatte, nicht heiraten, und wenn ein Dienstbote fortlief, konnte man ihn wieder fangen und an einem Ohre festnageln! Offenbar ein Vorläufer der preußischen Gesindeordnung, die erst 1918 vom „System" aufgehoben wurde.

„Preußisch" im heutigen Sinne ist Ostpreußen erst dadurch geworden, daß der Hochmeister Albrecht, der aus einer Nebenlinie des Hauses Hohenzollern stammte, das Land nach der Reformation als Herzogtum säkularisierte, und zwar unter polnischem Schutz, wobei der in allen Farben schillernde Joachim in Berlin sich erblich von Polen mitbelehnen ließ. Als die Linie in Ostpreußen ausstarb, erbten die Kurfürsten in Berlin die Ostseecke, aber freilich noch unter der warschauer Hoheit. Erst durch besonderen Glücksfall im Ringen der schwedischen und polnischen Großmacht um die Ostsee wurde der Große Kurfürst, der perfekt polnisch gelernt hatte und es sehr gut gegenüber seinem Souverän sprach, von Polen frei. Bei Errichtung der unbeschränkten Herrschaft Friedrich Wilhelms leistete das liebe Land Ostpreußen den Hohenzollern aber erbitterten Widerstand, worauf der neugebackene Herrscher den ostpreußischen Obersten von Kalkreuth hinrichten, den königsberger Schöppenmeister Rothe sechszehn Jahre lang auf die Festung schleppen ließ. Das preußische Herzogtum ist dann 1701, aber wohlbemerkt nicht etwa als ein Teil des alten deutschen Reiches, Königsthron geworden — erst 1848 sind Ostpreußen sowie das bei den Teilungen Polens erworbene Westpreußen nebst Posen in den deutschen Bund eingetreten, politisch also unter die Fittiche des spätern bismarckschen Kaiserreichs gekommen.

Es gibt ein politisches Scherzwort: „Berlin liegt nicht in Preußen". Wenn man es historisch nimmt und die politische Mündigkeit der berliner Weltstadt mit der Rückständigkeit der heute wieder regierenden preußischen Ordensritter vergleicht, so stimmts.

Brief aus der Ferne von Rudolf Arnheim

Der Mensch denkt durch die Augen. Sieht er einen tiefblauen See, von dessen Grund weiße Porzellanscherben geheimnisvoll und gefahrbringend emporleuchten, sieht er Zypressen, zitronen- und apfelsinenfarbene Segel und zwischen Operndekorationen, Torbögen, Winkeln, Fruchtläden ein wimmelndes Volk, so faßt ihn der Gedanke an Deutschland selbst dann nicht so rauh an, wenn er, das Riesensegel der italienischen Zeitung mühsam entfaltend, sich beim Café espresso herausbuchstabiert, wie nunmehr die seelischen Aufbaukräfte des deutschen Volkes drauf und dran seien, die unwürdige materielle Not zu besiegen — was sich, wie man mir glauben wird, auf italienisch besonders gut liest und was einen ja denn auch freuen muß.

Heftiger jedoch, am eignen Leibe, der in der Sonne brät, gewissermaßen spürt man sich ergriffen, wenn man von der neuen Verordnung des Reichskommissars gegen Nacktbaden und sonstige Unmoral erfährt. Auch aus dem Ausland sollen Klagen gekommen sein, liest man im polizeilichen Text und schaut betroffen auf seine Badehose herunter. Ein ganzes Regiment von Feigenblättern, im Winde an den Zweigen wippend, wirft seinen Schatten auf das Zeitungsblatt.

Man hat aus diesen Sommermonaten Beispiele dafür, daß Leute schön braun werden, auch obwohl sie gegen das Nacktbaden sind und mit Würdigerem gesalbt als mit Nivea-Öl. Wo sind die Zeiten hin, da der Präsident der deutschen Republik in kurzer Badehose seinem Volke auf dem Titelblatt der ‚Berliner Illustrirten" mit schönem Beispiel voranging! Heute geht ein Volk in Badehosen der Regierung voran, eine Volksbewegung, keine Partei, wie man zeitgemäßerweise betonen darf, ein Heerbann, an Flüssen und Seen angesiedelt, mächtiger und brauner als jeder andre in Deutschland.

Für die christlichen Grundsätze, auf die sich der Erlaß des Reichskommissars dankenswerterweise beruft, war von jeher Nacktheit schlechthin verwerflich; ein Attribut der Hexen, ein Blocksbergkostüm. Niemals wohl aber hat der Geist dieser Anschauungen groteskeren Ausdruck gefunden als in diesem Erlaß, der die unmoralischste und die moralischste Nacktheit zugleich aburteilt, die Augenprostitution in den schmierigen Animierkneipen der Friedrichstadt, den alten Schmutz, und zugleich die neue Sauberkeit der Turner und Schwimmer, die ihren Körper unbedeckt lassen, weil sie diese Bedeckung als hinderlich und unschön empfinden.

Einmal, als Cicerone eines Verwandten, der, wenn der Hinweis erlaubt ist, aus Ostpreußen zugereist war, habe ich eins der berliner Nacktkabaretts besucht. Auf der Bühne gab es, da laut Polizeivorschrift Nacktheit nur in unbewegtem Zustande gezeigt werden darf, lebende Bilder. Aber ach, sie

lebten nicht. Eine kalte Luft von Unsinnlichkeit wehte ins Parkett. Ein ärztliches Sprechzimmer ist ein lüsteschwangeres Boudoir gegen diesen zu Salz erstarrten Venusberg. Ich erinnere mich einer Haremsszene: Damen ohne Wäsche türmten sich, einem Konditorprunkstück ähnlich, zu Kaskaden um einen vollfetten jungen Mann mit Turban und asiatischer Lendenschärpe, dessen schweinerne Hautfarbe davon zeugte, daß er niemals Anhänger der Nacktkultur gewesen war, und den außerdem der allabendliche Anblick der entkleideten Kolleginnen auf Abwege gebracht zu haben schien, denn während sich seine Hände vorschriftsmäßig in den nächstgelegenen Busen krallten, kokettierte er deutlich mit dem Saxophonisten des Orchesters zu seinen Füßen. Woher mag es kommen, daß diese für den durchschnittlichen älteren Herren so attraktive Darbietung so gänzlich ihre Wirkung auf einen jungen Menschen von heute verfehlte? Weil er nicht mehr unter dem Druck einer Moral stand, die um den nackten Körper Schleiertänze aufführt und die man nun wieder einzuführen wünscht, im Kampf gegen den Fortschritt, der die Jungen so zuverlässig gegen allen Schmutz immunisiert.

Die Friedrichstadt braucht man nicht zu bekämpfen. Sie stirbt sowieso, zusammen mit einer Generation, die heute ihren letzten Geltungskampf kämpft — gegen zu kurze Badehosen und allerlei andres. Kämpft sie gegen die schöne Nacktheit der Badenden und der Turner, so zeigt sie ihre eignen moralischen Mängel. Ich sah dieser Tage an einer italienischen Kirche ein altes Steinrelief: Adam und Eva unterm Baum; vom Baum aus langten zwei Äste, so ungeschickt gradlinig, wie das die Tugendwächter heute selten tun, nach dem Schoß der beiden nackten Menschen und hängten ihnen je ein Blättlein vor die Blöße. Das ist die Sittlichkeit, die mit dem gereckten Finger zeigt. Das ist Ferkelei.

Wenn ich mich etwas sprunghaft ausdrücke, halte man es der italienischen Sonne zugute, die für zweihundert deutsche Reichsmark auf meinen streckenweise entblößten Leib niederbrennt. Die Steine flimmern. Durch eine Lache, in der die Berge sich spiegeln, läuft eine graue Wasserschlange. Blitzschnell windet sie sich um alle Hindernisse, stößt nirgends an, läßt alle Steine liegen, verschwindet in kleinen Höhlen und steckt dann, an unvermuteter Stelle auftauchend, geschwind den Kopf heraus, um zu wittern, wie der Wind geht — so geschickt tut sie das, daß die ferne Tätigkeit jedes deutschen Kabinetts daneben verblassen muß.

Reinhardt, Hand weg! von Felix Stössinger

Als Max Reinhardt dieses Jahr sein Deutsches Theater preisgab, beweinte ein Teil der berliner Presse das Theater Deutschlands um den Verlust seines Führers. In den letzten zwanzig Jahren vollzog sich der Verfall des deutschen Theaters. Wer in dieser Zeit ein Führer des Theaters sein wollte oder sollte, ist daher in erster Linie für diesen Zusammenbruch verantwortlich. Niemals werden wir umhin können, auch dann Personen für Ereignisse zur Rechenschaft zu ziehn,

wenn wir den Kräften des Ganzen den entscheidenden Anteil am Lauf der Dinge geben. War also Max Reinhardt wirklich ein Führer des deutschen Theaters, dann hat weder Berlin noch Deutschland etwas mit seinem Verzicht auf eine leitende Tätigkeit verloren. Dann war Reinhardt ein schlechter Führer, dann ist er verantwortlich für die Pleite des Theatergeistes und Theatergeschäfts, und es besteht kein Grund, seinen Abgang zu betrauern.

In Max Reinhardt steckten stets zwei Persönlichkeiten, eine schaffende und eine auflösende. Im Laufe von fünfundzwanzig Jahren hat seine auflösende Kraft seine gestaltende allmählich überwachsen, und wenn uns auch der letzte Winter noch seine bannende Fähigkeit im „Sonnenaufgang" darbot, so hat doch seine hemmungslose und verantwortungsbare Lust an leerer Schau vor dem nicht Halt gemacht, was einst seine Stärke war, vor der Kunst selbst. Seine Offenbachrevuen waren eine Schändung musikalischer und geistiger Formen. Man kann dieses Vergehen an der Kunst nur verstehn, wenn man annimmt, daß Reinhardt diese Kunst nicht verstanden hat. Denn wo Reinhardt Kunst spürt, hat er gewiß die Scheu des echten Künstlers vor geprägten, unvergänglichen Formen.

Aber in Reinhardt wuchert eine Lüge fort, die Lüge der bürgerlichen Gesellschaft, aus der er stammt, deren Bestes er lange bestrickend verkörpert hat. Das ist die Kunst als Vorwand. Es ist die Maskerade einer Gesellschaft, die sich zu ihren Trieben nicht bekennt, die für ihre Lüste und ihre Lebensformen lügnerische Ideologien sucht, die verklären und verzeihlich machen sollen, was keines Pardons bedarf. Weil Reinhardt eine unausrottbare und auch schöne Neigung zur reinen Schau, zum Spektakelstück, zum katholisch-barocken Farbenrausch hat, glaubte er noch immer, diesen echten und in sich selbst wahren Trieb hinter künstlerischen Vorwänden verbergen zu müssen. Um Reinhardt, um das Symbol Reinhardt bleiben zu können, zog er es vor, seine Lust an Rausch und Schall als Dienst an der Kunst zu verkleiden. Damit seine Chöre sich entfesseln konnten, mußte Sophokles Texte hergeben. Damit jetzt ein düsteres Schmugglergebirge alle Reize des Dunkels, ein Stierfest allen Farbenrausch unter spanischer Sonne entwickelt, soll ein Werk von der Vollkommenheit und Endgültigkeit der „Carmen" in die Arena des Großen Schauspielhauses geschleift werden.

Es ist Zeit, Reinhardt zu sagen, wie zurückgeblieben, barbarisch-bürgerlich die Vorstellung ist, daß er, um solche Bühnenschaufeste entfesseln zu können, des Vorwands eines künstlerischen Anlasses bedarf. Wir wollen ganz davon absehn, daß in diesen Zeitläuften die Verkuppelung von Kunst und Zirkus das denkbar schlechteste Geschäft gewährleistet. Unsre Zeit ist aber vor allem darüber hinaus, die Kunst als des ehrenhaften Prätextes zu gebrauchen, in dem ein Theatermann seine libidinösen Bühnenaffekte abreagiert. Der heuchlerische Vorwand, nicht die Zirkusspiele sind heute verächtlich. Wir haben Tanz, Jazz, Revue, Varieté, kurz alles, was aus dem Körperlichen kommend sich rhythmisch und malerisch sublimiert, längst anerkannt und bejaht. Reinhardt ist

offenbar noch nicht so weit. Er weiß nicht, daß wir den Aufzug von fünfzig nackten Frauen in einer pariser Revue dem verlogenen Schauspiel vorziehn, das sich für den Vorwand eines echten, sich drehenden Gebirges der tragischen Musik Bizets bedient. Reinhardt soll doch endlich zugeben, daß ihm an dieser Kunst nichts mehr liegt, daß es überalterte Traditionen sind, wenn er glaubt, er könne noch die Welt- und Opernliteratur aus dem Aspekt eines Salzburger Hoftheaters erneuern, statt, und das war einmal sein Wert, aus der Substanz des Werkes selbst. Für diese Lust- und Schauspiele auf die Kunst verzichten, das bedeutet ja nicht nur diese Art Theater geschäftlich sichern, sondern auch die Preisgabe jenes bürgerlichen Vorurteils, das für eine gute Unterhaltung auf die Illusion eines geistigen Konsums nicht verzichten will.

Daß freilich Reinhardt ernsthaft plant, grade einem Werk von der Vollendung der „Carmen" die Glieder zu brechen, muß diesen Fall zum Anlaß machen, Reinhardt zu sagen: Hände weg und Schluß mit dieser verlogenen Komödie. Mag er sein Theater machen, so gut, so schlecht er kann, aber sich dann noch aufspielen als der Mann, der jetzt nach Offenbach Bizet entdeckt und richtig auf die Bühne bringen wird — das soll diesmal nicht mehr durchgehn. Keinem Künstler soll das Recht genommen sein, jedes Werk aus seinem eigensten Gesetz neu zu schaffen und es, wenn nötig, auch neuen Bedingungen gemäß, etwa denen des Radio, zu bearbeiten. Sollte jemand „Carmen" neu schaffen, dann gewiß nur, um das Tragische, nicht aber um das Schaumäßige zu betonen. Eine „Carmen", die bereits aus dem Vorspiel heraus den Schluß entwickelt, der durch das Zitat aus Isoldens Liebestod den tiefsten Sinn des Dramas enthüllt — eine solche Carmenerneuerung erwarten wir. Aber nicht von Reinhardt und Hans Saßmann, wie angekündigt, sondern von Stiedry und Ebert oder Klemperer. Ein Helfer hat freilich Reinhardt bereits in Stich gelassen. Korngold, der seit seinem sechsten Lebensjahr keinen Namen zu verlieren hatte, hat ihn sich durch die Ablehnung des Auftrages erworben, Bizets Meisterwerk zu verunstalten.

Aber damit ist die Gefahr, die dem Werk droht, noch lange nicht beseitigt. Der gutmütige Spott der Presse wird Reinhardt nicht abhalten, ein Ziel zu verwirklichen, von dem er sich die Erhaltung des unter Umständen einträglichsten berliner Theaters verspricht. Eine Festaufführung zugunsten des Vereins Berliner Presse, und die Rebellion, die nicht ausbricht, ist niedergeschlagen. Deswegen muß es Reinhardt an den Stellen, die seinen Ruhm zuerst erkämpft, geschaffen, verbreitet haben (und die ihn auch wieder tilgen können), mit aller Deutlichkeit gesagt werden: dieser Unfug wird nicht mehr geduldet. Die Erneuerung des Zirkus aus dem Geist der klassischsten Musik ist eine Barbarei, zu deren Bekämpfung uns der Kampf gegen die andern, blutigen Barbareien dieser Zeit noch immer Muße lassen wird. Reinhardt hat eine Vergangenheit zu verlieren. Aber wenn er sich nicht scheut, sie auf diese Weise preiszugeben, werden wir dafür sorgen, daß er auch eine Zukunft verlieren wird.

Mädchen, warum fährst du nach Berlin?

von Anton Schnack

Mädchen, warum fährst du nach Berlin?
Weil in weißer Seide die Porten geht
Und Harry Liedtke sitzt in der Bar,
Weil um Marlene Dietrich die Unzucht weht
Und die Bergner auch einmal nichts war.
Deswegen fährst du von Bonn und Küstrin
Über Nacht nach Berlin.

Mädchen, warum fährst du nach Berlin?
Weil in Hof der Winter zum Weinen ist
Und in Bamberg kein Kavalier,
In Zwickau ist alles tranig und trist,
In München riecht jeder nach Bier.
Dafür hast du weder Geschmack noch Sinn
Und so gibt es nur eines: Berlin!

Mädchen, warum fährst du nach Berlin?
Weil manchmal die Trauer dich quälend bedrängt,
Wenn die Kleinstadt im Lindenduft kocht,
Weil dein Blut im Bett zu rumoren anfängt.
Wer hört es, wenn es pocht?
Vielleicht hört es ein Graf im Taumel Berlin
Und so fährst du halt hin.

Und wenn du nun dort bist in Berlin?
Und alles ist fern und weit?
Und hinter dir ist eine Mutter, die weint,
Und die Nester Bonn oder Marktbreit,
Und Berlin steht da wie ein Feind?
Und die Porten ist kalt und unnahbar
Und der Liedtke sitzt gar nicht in der Bar?

Und wenn du nun dort bist in Berlin?
Da kommt dann der fette Mann,
Der Verbindungen hat, der die Filmleute kennt,
Am Schlusse ist gar nichts dran.
Ihm ists nur um deinen Leib, der brennt
Nach Liebe, Ruhm, Film, Magazin.
Dann verschluckt dich der Dschungel Berlin.

Und wenn du nun dort bist in Berlin,
Ernüchtert und ruchlos allein?
Da geschieht dann manchmal, was ätzend trifft:
(Es steht in den Zeitungen klein)
Die Tänzerin H. K. nahm heute nacht Gift.
Man nimmt es gelassen und gleichgültig hin;
Alltäglich ist dies in Berlin.

Theater in der Sowjet-Union von Erwin Kaiser

Schluß

Von der wunderbaren Lebenskraft des moskauer Künstlertheaters (Stanislawski) war schon die Rede. Noch heute gehen dort Aufführungen, die vor zwanzig Jahren sein Stolz waren, in der ihnen eignen Stille über die Szene. Ja, wer aus der geladenen Luft des Heut kommt, fragt sogar am Ende: wie ist es möglich, daß so „bürgerliche" Werke sich noch im Spielplan behaupten? Die Antwort ist einfach: weil es schöne Werke sind. Es gehört zur Legende über die Welt drüben, daß die „Kunst" dort zerstört werde. Im Gegenteil. Die vollkommene Leistung wird auch da respektiert, wo sie dem Inhalt nach überholt ist. Und die Dinge bei Stanislawski leben durch den reinen Impuls, aus dem sie einst entstanden, dem Impuls jenes Naturalismus, der durch die verbrauchte Kulisse des Salons zur Wirklichkeit seiner Zeit, zur Armut und zum Menschen durchbrach, und der offenbar nirgends ernster und tiefer war als hier in Moskau. Was da oben auf der Bühne erzählt worden ist, ist mindestens so wahr und phrasenlos erzählt worden, daß es den Wert eines Dokumentes besitzt. Eine Aufführung wie die von Tschechows „Kirschgarten" ist ein melancholischer Anschauungsunterricht über den Untergang der besitzenden Klasse. Das Erstaunlichste aber an diesem Theater ist, daß es auch heut wie vor der Revolution in der vordersten Front steht. Es hat die Wendung zum neuen Stoff, zum neuen Leben ohne weiteres machen können, ohne um Haaresbreite seinen Stil verlassen zu müssen, den Stil der großen Erzählung. Und wenn seine Aufführungen mächtigen aufgeschlagenen Büchern glichen, die auf eine im Theater noch nicht erhörte Weise mit Menschen und mit der Geschichte von Menschen bekannt machte, so tun sie das auch heute noch, nur machen sie heute mit neuen Menschen und mit neuer Geschichte bekannt. Dies Theater hat einen Begriff von Qualität gegeben, um den kein andres drüben mehr herumkommt. Ohne seine Existenz wären die andern nicht; aber es spricht für seinen Reichtum, daß diese andern durchaus anders aussehen. Es sind jene Theater, die den realen Raum der naturalistischen Bühne durch das Spielgerüst ersetzten und alle Mächte des Rhythmischen, Musikalischen und Tänzerischen entfesselten. Das Musterbeispiel, Tairoffs Operette Giroflé-Girofla, sieht man heute noch in Moskau. Es ist nur noch eine Arabeske. Aber war der Vorstoß in dieser Richtung, den ja auch wir (als Expressionismus) kennen, wenn er auch bei uns nur spärliche Früchte getragen hat, zunächst ein artistischer, kam er vom Kunstprinzip her, so ist er tatsächlich einer innerlich revolutionären Kunst zugute gekommen. So daß neben die Stillebenkunst Stanislawskis, die auch das kämpferischste Geschehen objektiviert, ein Theater des bewußten Willens trat, das im prägnanten Sprechstil, in der verschärften Geste, in den Ausdruckschancen des Bühnenbildes Wirkungsmittel von primitiverer Dynamik und heftigeren Akzenten besitzt.

Ein dritter Typ Theater ist der, der von vornherein im Proletarisch-Revolutionären wurzelt, dessen Schauspieler auch

zum Teil ursprünglich Arbeiter waren und erst im Laufe der Zeit ausgesprochene Berufsschauspieler wurden. Auf diese Theater ist man natürlich am neugierigsten. Am meisten überrascht, daß sie an Können keinem der besten Theater von Tradition nachstehen. Sie haben sich alles zunutze gemacht, was das russische Theater bisher geleistet hat, und das Willenshafte, Erzieherische, Vorstoßende ist in ihren besten Sachen (es gibt wie überall auch schlechte) wunderbar locker im Gleichgewicht gehalten von der psychologischen Intuition aus dem Erbe Stanislawskis und der virtuosen Artistik der Jüngeren. Etwas ungeheuer Optimistisches, Ja-Sagerisches in ihrer Kunst ist wie ein Element, in dem alles gewagt werden kann und sich rechtfertigt.

In allen diesen Theatern wechselt der Spielplan täglich. Wöchentlich herausgegebene Programmhefte informieren bis in die Details der Besetzung. Was von früher her wertvoll ist, wird weiter gezeigt. Alles, was neu entsteht aber, hat unmittelbar Bezug auf das neue Leben. Das politische Stück ist bei uns ein Problem, von dem man am liebsten die Hände läßt. Denn da es mindestens ein Dutzend politischer Standpunkte bei uns gibt, kann man es immer nur einer Minorität rechtmachen. Geht es nicht auch ohne Politik? Aber drüben, wo die Weltgeschichte und die großen Probleme sichtbar in den Straßen stehen, würde man fragen: wie soll ein Stück, das uns angeht, nicht politisch sein? Unpolitisch sein hieße drüben: sich blind stellen. Bei uns heißt es bloß: blind sein. Jedenfalls der grundlegende Unterschied zwischen den Theatern bei uns und dort: die kaleidoskopisch-willkürliche, aus den Fingern gesogene Thematik bei uns, die organische, mit dem Leben korrespondierende drüben. Man darf ruhig zugestehen, es gibt drüben Mißglücktes genug, es sind oft nichts weniger als Kunstwerke, die man spielt, aber immer sind es Griffe in Stoff, der einen angeht. Stoff ist die revolutionäre Geschichte, alte und neue, Stoff sind alle Probleme von heut, große und kleine. Aber wenn man einmal vom Stoff und der Problemstellung der Stücke absieht und bloß an die Menschen denkt, die in ihnen die Bühne bevölkern, was für eine Anschauungsfülle! Wie klar jeder, wie saftig, wie differenziert und voll unbewußter Aussage über seine Position im Gesellschaftsganzen. Der arme Bauer, der Kulak, der Mann im Eisenwerk, der Werkführer, die Studenten, jede Art Jugend, die Gesellschaft von einst, die grotesken und phantastischen Figuren des Übergangs, die Halben und die Ganzen — die gesamte Welt, mit der man es zu tun hat, lichtet sich, stellt sich dar, wird durchsichtig und kenntlich. Ich gestehe: der Klassenfeind von gestern, der Schädling, wird noch ziemlich schematisch erledigt; das Rezept: alle Schädlinge tragen Hüte — langt nicht ganz. Aber was für eine noble Schauspielkunst hat ganz untheatralisch den Typ des bolschewistischen Führers geschaffen, eine glanzlose, ergreifend einfache Art Mensch. Wunschbild oder wirklich? Ganz gleich. Welcher Anstand, solche Art Mensch auch nur zu wünschen!

Das Theater drüben „geht", weil die Masse in der Lage ist hineinzukommen. Aber das ist nur ein Grund. Der andre ist:

es „geht", weil es einen Sinn hat, weil es eine bestimmte Funktion erfüllt, die sich ohne weiteres aus der ihm eignen Form zu wirken ergibt; nämlich: durch Anschaulichkeit. Hinter allen Tabellen und Ziffern, von denen drüben buchstäblich die Luft voll ist, hinter allen Grundsätzen, Diskussionen, Zeitungsberichten steht auch drüben das einfache, vom Menschen gelebte Leben. Es ist aber grade das Wesen der marxistischen Lehre, auf dies einfache Leben und seinen Träger, den konkreten Menschen, zurückzukommen; er, der konkrete Mensch, ist ja das Ziel und der ganze Sinn der neu zu ordnenden Gesellschaft, und er ist es, der alle Verhältnisse durchlebt, durchkämpft und gestalten muß. Ihn zeigen heißt mit dem Innersten, um das es drüben geht, bekanntmachen; heißt begreifen lehren, um was man kämpft und wie man kämpft, kurz, heißt die Menschen sich selbst verstehen lehren. Und das in einer Sprache, die zu jedermann redet. In der Sprache der Anschauung. Und weiter, es heißt nicht bloß lehren, sondern auch — spezifische Kraft des Theater — zur Anteilnahme fortreißen. Von hier aus ahnt man, welchen Wert das Theater für eine Gemeinschaft besitzt, für die es darauf ankommt, daß jeder einzelne in ihr von ihren Impulsen, Grundsätzen, Erfahrungen durchdrungen und mobilisiert wird, und welche Verantwortung auf ihm liegt. Von hier aus begreift man, daß das Theater Lebensmittel ist.

Die erste Fabrik, die ich in der Sowjetunion besuchte, war eine kleine Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen unten am Schwarzen Meer. Die erste Fabrik für mich, in der der Arbeiter Herr im Hause war. Als ich sie verließ, war mein Eindruck: es gibt also auch in der Fabrik ein Verhältnis des Menschen zu seiner Arbeit, das nicht Frohn ist sondern Freudigkeit. Auf diesem Begriff von Fabrik beruht das Stück, von dem ich zum Schluß reden will. Die Arbeit ist darin wie ein Rausch, der in allen tobt, ein Fieber, an dem alle leiden. Das Stück heißt: „Gedicht vom Hammer", und in der Tat, kein Märchen kann die Auffindung der blauen Blume zarter und überschwenglicher erzählen, als hier erzählt wird, wie nach immer wieder mißglückten Versuchen, eine bestimmte Metalllegierung zu finden, von der die Fortsetzung der Fabrik abhängt, endlich ihre Entdeckung gelingt. Der Mann, der mit dem Metall rang, ist drei Tage lang in kein Bett gekommen. Nun liegt er mitten in der Fabrik wie ein Toter auf der Bank und schläft. Er weiß noch nicht, daß es ihm endgültig geglückt ist; er hat nicht mehr daran geglaubt. Nun kommt seine Frau, sitzt bei dem schlafenden Menschen, schimpft, daß man für ihn wie für einen jungen Hund sorgen muß. Und dann kommt die Nachricht. Und es kommen die Arbeiter und Arbeiterinnen der Fabrik, treten um den Schlafenden und der übernächtige, dreckige Mensch wacht auf; und was nun ist, das kann nur Musik schildern, und Musik schildert es; und der Mann steht auf und versteht langsam, was geschehen ist und geht nach vorn, das Stück Metall in seiner Hand und dort bricht er in einen Schrei aus ... Man weiß, was in dieser Etappe des sozialistischen Kampfes der Begriff Fabrik bedeutet. In diesem Schrei des Menschen da oben erkennen sich die Menschen, die

ihm zuschauen. Das hier fühlt man, das Theater der Menschen, die im Aufbau der neuen Gesellschaft stehen. Auf ihrem Bauplatz. In ihrer Baugrube. Sie heben die Augen und erblicken ihre Sache vor sich.

Das ist das Theater in der Sowjetunion. Es ist denkwürdig heute als einziges in Europa, das nicht Luxus sondern Lebensmittel ist. Es hilft sehen, denken, handeln. Es ist „moralische Anstalt". Als einziges heut braucht es sich nicht unverbindlich an der Peripherie der Interessen zu bewegen, zur bloßen Unterhaltung, muß es die Kerninteressen nicht ängstlich vermeiden; vielmehr wurzelt es grade in diesen Kerninteressen. Das setzt freilich voraus, daß über diese Interessen eine gewisse Einmütigkeit herrscht, wie es drüben ist. Es ist denkwürdig als Typ einer Kunst, die auf einer durch eine Idee gebundenen Gemeinschaft beruht. Damit ist es der einzige Typ Theater, von dem nicht bloß Genuß sondern Wirkung ausgehen kann. Wie der eine Zuschauer reagiert, geht dem Nebenmann nicht notwendig gegen den Strich, ein Impuls paralysiert nicht den andern. Daß einem etwas bewußt wird, kann praktisches Tun bedeuten, und daß jemand fortgerissen wird, braucht nicht im Parkettsessel zu enden.

Konsumgenossenschaften in Not

von Bernhard Citron

Der Kampf gegen Warenhäuser und Konsumvereine bildet eines der wirksamsten Werbemittel der Nationalsozialisten zur Gewinnung des Kleinbürgertums. Handwerker und Kleinhändler fühlen sich durch die Konkurrenz der billigen Kaufhäuser und der genossenschaftlichen Verteilungsstellen bedroht, sie freuen sich über jeden Angriff, der gegen die verhaßten Kapitalisten und Sozialisten unternommen wird. Außer den Bomben, mit denen diese angeblichen Feinde des Mittelstandes gleichermaßen bedacht werden, sind die Kampfmittel von verschiedener Durchschlagkraft. Es ist weit schwerer, Konsumenten von dem Besuch eines Warenhauses, bei dem sie in der Anonymität bleiben, als von der offenen Zugehörigkeit zum Konsumverein abzubringen. So sind die Genossenschaften zu einem recht dankbaren Objekt des nationalsozialistischen Terrors geworden. Gleichzeitig werden die Konsumvereine auch von kommunistischer Seite angefeindet. Besonders nach dem Scheitern des Versuchs, in Halle eine rein kommunistische Konsumgenossenschaft zu bilden, hat eine heftige Austrittspropaganda von dieser Seite eingesetzt. Dennoch würden alle jene Angriffe, sofern allerdings nicht die politische Propaganda fiskalische Kampfmaßnahmen gegen die Genossenschaften zeitigt, den Bestand der Konsumvereine kaum gefährden. Die akute Gefahr kommt von der wirtschaftlichen und sozialen Seite.

Um sich eine Vorstellung von der Bedeutung der Konsumgenossenschaften zu machen, muß daran erinnert werden, daß der Umsatz selbst im Krisenjahre 1931 insgesamt noch mehr als eine Milliarde Mark betrug. Durchschnittlich war gegenüber

dem Vorjahre ein Rückgang um 13,5 Prozent zu verzeichnen, der damals die Rentabilität der Betriebe noch nicht ausgeschaltet hat. Der große Vorteil der Konsumgenossenschaften bestand bisher in dem Überwiegen des Nahrungsmittelumsatzes, der noch immer über neunzig Prozent des Gesamtumsatzes beträgt. Erst im Jahre 1932 zeigte sich, daß auch das Lebensmittelgeschäft nicht mehr als krisenfest zu bezeichnen ist. Im ersten Halbjahr 1932 wurde kaum drei Viertel des Umsatzes in der entsprechenden Vorjahrszeit erreicht. Die rücksichtslose Kürzung der Löhne und der Unterstützungssätze hat es mit sich gebracht, daß grade die wenig oder gar nicht bemittelten Verbraucherschichten, die den Konsumvereinen angeschlossen sind, auch am Lebensnotwendigen sparen müssen. Trotzdem ist das finanzielle Problem der Konsumgenossenschaften keine Rentabilitäts- sondern eine Liquiditätsfrage. Auch die Konsumvereine sind von der Konzernpsychose, die während der Nachkriegszeit in der ganzen Wirtschaft geherrscht hat, nicht verschont geblieben. Man spürte das Bedürfnis, eigne Produktionstätten zu schaffen, eigne Warenhäuser einzurichten und die Sparabteilung zu einer eigenen Großbank zu entwickeln. So hat allmählich im Rahmen des genossenschaftlichen Betriebs die Eigenproduktion den Handelsumsatz zurückgedrängt, und die großen Neuinvestitionen wurden in steigendem Maße aus Spareinlagen der Mitglieder ermöglicht. Auf diese Weise gelang es den Konsumgenossenschaften, einen gewaltigen Vertikal-Trust zu errichten. Zum Beweise diene eine Statistik der G.E.G. (Groß-Einkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine), in der ein erheblicher Teil der Produktionsstätten konzentriert ist und die gewissermaßen die Zentralbank der Konsumvereine repräsentiert. Von den Umsätzen der G.E.G. entfallen auf die

		1931	1930	1929
			in Reichsmark	
Handelsabteilungen		283 093 211	357 637 734	377 498 652
	=	66,08 Proz.	72,21 Proz.	75,29 Proz.
Produktionsbetriebe		145 326 693	137 619 670	123 879 470
	=	33,92 Proz.	27,79 Proz.	24,71 Proz.

Während die Gesamtumsätze zurückgingen, konnten sich im letzten Jahre die Umsätze der Produktionsbetriebe noch um 5,6 Prozent erhöhen. Im Jahre 1929 stellte die Produktion ein Viertel, im Jahre 1931 dagegen ein Drittel des Gesamtumsatzes dar. Grade unter den Großbetrieben der G.E.G. gibt es Musteranstalten wie die Fleischfabrik in Oldenburg, die ganz nach amerikanischem Muster aufgezogen ist und das größte deutsche Unternehmen dieser Art darstellt. Eine weniger glückliche Hand haben einzelne lokale Konsumvereine gezeigt. Erst in diesen Tagen mußte der Konsumverein für Breslau und Umgebung seine Zahlungen einstellen, was nicht zuletzt auf die Investitionspolitik der letzten Jahre zurückzuführen sein dürfte. Auch um die Liquidität des Konsumvereins für Berlin und Umgebung wäre es zweifellos besser bestellt, wenn die großzügigen Grundstückskäufe und die erst zu Beginn dieses Jahres erfolgte Inbetriebnahme des großen Kaufhauses am Oranien-

platz unterblieben wären. In wie hohem Maße die Spareinlagen dazu dienen mußten, den Erwerb von Grundstücken, Gebäuden etcetera zu finanzieren, zeigt die Bilanz der Konsumgenossenschaft Berlin vom 31. Dezember 1931:

Eigne Mittel	8,3
Spareinlagen	49,5
Liquide Mittel	13,5
Grundstücke, Gebäude und Betriebsgegenstände	40,2
Warenlager	6,0

Das Verhältnis der liquiden Mittel zu den Spareinlagen wäre trotz den hohen Investitionen nicht gefahrvoll, wenn nicht ungewöhnliche Anforderungen durch fortgesetzte Abhebungen an die Konsumvereine gestellt würden. In den achtzehn Monaten der deutschen Kreditkrise von Oktober 1930 bis Juni 1932 haben sich die gesamten Spareinlagen bei den Konsumgenossenschaften, die dem Zentralverband angeschlossen sind, von 413 auf 276 Millionen, also um 33 Prozent vermindert. Bei dem berliner Konsumverein sind noch nach dem Bilanzstichtag weit über 20 Millionen Mark abgezogen worden, das heißt, daß sich die Spareinlagen während des Jahres 1932 noch fast halbiert haben. Die Gründe des Runs auf die Konsumvereine sind ähnlich, aber doch nicht ganz identisch mit denen, die zur Liquiditätskrise der Banken und Sparkassen geführt haben. Da die Mitglieder der Konsumvereine nicht wie die Bankkunden Gelegenheit hatten, Geld ins Ausland zu bringen, machte sich die Krise bis zur ersten Hälfte des Jahres 1931 noch nicht so stark wie bei den eigentlichen Kreditinstituten bemerkbar. Dann allerdings mußten auch die Konsumgenossenschaften die ganze Schwere der Kreditkrise tragen. Im Gegensatz zu Banken und Sparkassen hat sich aber grade im Jahre 1932 die Lage außerordentlich verschlimmert. Ein großer Teil der Mitglieder ist arbeitslos geworden und hebt seine Einlagen weniger aus Mißtrauen als aus wirtschaftlicher Not ab. Wenn auch damit die Konsumgenossenschaften eine hohe volkswirtschaftliche Aufgabe als Sparinstitute der Arbeitermassen erfüllen, so bedeutet diese hohe Beanspruchung für sie selbst doch eine außerordentlich kritische Situation. Allerdings ist bereits im Jahre 1928 der Grundstein zu einer Notgemeinschaft der Konsumvereine gelegt worden, die durch Beiträge der angeschlossenen Genossenschaften nach einem bestimmten, in der jüngsten Zeit wesentlich erhöhten Schlüssel, alimentiert wird. Aus diesen Mitteln sind einzelne kleinere Konsumvereine auch während der jetzigen schweren Krise über Wasser gehalten worden. Einen weitern, sehr wesentlichen Rückhalt bietet die G.E.G., die über erhebliche liquide Mittel verfügt und infolge ihres Charakters als Zentralorganisation von dem Run der Sparer verschont bleibt.

Dennoch haben die Konsumgenossenschaften, deren volkswirtschaftliche Bedeutung nicht erst hinter Banken und Sparkassen rangiert, einen berechtigten Anspruch, auch von der öffentlichen Hand Stützungskredite zu erhalten. Dies ist um so eher möglich, als die Konsumgenossenschaften einen unter ihrer Kollektivgarantie übernommenen Kredit zu einem späte-

ren Termin sicherlich zurückzahlen könnten. Hier brauchte das Reich nicht wie bei den Banken große Summen à fonds perdu zu geben. Vielleicht wäre es auch möglich, den erheblichen Grundbesitz der Konsumgenossenschaften in eine Gesellschaft einzubringen, der aus öffentlichen Mitteln Hypothekarkredit gewährt wird. Die Versuche des berliner Konsumvereins, einen Teil seiner Grundstücke abzustoßen, sind — wie kaum anders zu erwarten — fehlgeschlagen.

Die Konsumvereine haben in ihrer Gesamtheit der minderbemittelten Bevölkerung gute und billige Ware verkauft, haben die Ersparnisse nicht schlechter als Banken und Sparkassen verwaltet und stellen einen so wesentlichen Faktor innerhalb der deutschen Volkswirtschaft dar, daß die Katastrophen-Hilfe, die den privatwirtschaftlichen Unternehmungen gewährt worden ist, ihnen nicht versagt bleiben darf. Gewisse politische Kreise, die angesichts der vorhandenen Schwierigkeiten, mit denen die Konsumgenossenschaften zu kämpfen haben, triumphieren, zeigen wieder einmal, daß sie bar jedes nationalen Zusammengehörigkeitsgefühls und jeder sozialen Gesinnung sind. Wichtiger allerdings als staatliche Hilfe und politische Toleranz wird für die Konsumgenossenschaft der erprobte Gemeinschaftsgeist ihrer Genossen sein. Denn auch im Wirtschaftsleben ist jener Geist ein Aktivum, das grade in Zeiten der Vertrauenskrise eine unschätzbare Reserve bildet.

Wochenschau des Rückschritts

— Zum Pressechef der Reichsregierung ist als Nachfolger Geheimrats v. Kaufmann-Asser der Major des Generalstabs Marcks ernannt worden.

— Die Zahl der berliner Wohlfahrtserwerbslosen ist im Juli von 292 591 auf 304 014, also um 3,9 Prozent, gestiegen.

— Die Sondergerichte haben zunächst ihre Tätigkeit nur gegen linksgerichtete Personen aufgenommen, die sie oft wegen geringfügigster Vergehen zu schwersten Strafen, zum Teil zu Zuchthaus, verurteilten.

— Der wegen dringenden Verdachts der Beteiligung an den Bombenattentaten verhaftete nationalsozialistische Arzt Doktor Först ist aus der Haft entlassen worden.

— Dem Verteidiger der im Felseneck-Prozeß angeklagten Laubenkolonisten, Rechtsanwalt Litten, wurde vom Gericht die Verteidigung entzogen; zur Begründung wurde sein Bestreben, den Tatbestand klarzustellen, so dargestellt, als habe er „hemmungslose parteipolitische Propaganda" entfaltet und die Zeit des Gerichts „mit Fragen aufgehalten", die der Aufklärung des Sachverhalts „nicht dienlich" seien.

— Das von Severing ausgesprochene Verbot der Betätigung von Schutzpolizisten in dem nationalistischen „Verband preußischer Schutzpolizeibeamten" ist von Reichskommissar Doktor Bracht aufgehoben worden.

— Aus der Leitung der Preußenkasse wurden die linksorientierten Direktoren Possel und Doktor Lauffer abberufen.

— Die Emelka dreht einen Film „Des Königs Grenadiere", in dem Emil Jannings die Rolle des Preußenkönigs übernehmen soll.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Die Arbeiterklasse Objekt der Regierung

Der gutunterrichtete ‚Bayerische Kurier' brachte über die Unterredung zwischen Hitler, Schleicher und Papen, die zum Abbruch der Koalitionsverhandlungen mit den Nazis führte, unter anderm folgende Meldung: „Man hat, wie aus allen Einzelheiten hervorgeht, Herrn Hitler goldne Brücken gebaut. Hitler hat aber abgelehnt, nicht nur weil er sich nach dem Beschluß, der in den bayrischen Bergen zustandegekommen war, im entscheidenden Augenblick in der Rolle eines deutschen Mussolini zu geben hatte. Es ging nicht nur um die Frage, ob man den Nationalsozialisten sämtliche Staatsämter ausliefern solle. Wir können heute zunächst nicht deutlicher werden. Es ist anzunehmen, daß die weiteren Auseinandersetzungen zwischen der Regierung und den Nationalsozialisten noch manches zutage fördern werden, was in den Besprechungen zum Vorschein gekommen ist. Nur soviel sei gesagt, daß Hitler seine Forderungen mit einem ganz konkreten Plan zu begründen versuchte, und wenn wir richtig unterrichtet sind, dann hat er auch das alte Lied gesungen, daß die restlose Erledigung des Marxismus die Aufgabe seiner Partei und die der nationalsozialistischen Politik sei. Was das bedeutet, braucht man nicht näher zu erläutern."

Was besagt diese Meldung des ‚Bayerischen Kuriers'? Es hat sich danach bei den Besprechungen zwischen Hitler, Schleicher und Papen nicht nur um die Besetzung der Ministerien gehandelt sondern „um einen konkreten Plan", der sich die Erledigung des „Marxismus" zur Aufgabe setzte. Es ist bedauerlich, daß der ‚Bayerische Kurier' nicht näher ausführte, worum es sich handelte. Aber es geht schon aus seiner Darstellung hervor, daß Hitler bei den Verhandlungen nicht mehr und nicht weniger verlangte, als daß ihm die legale Möglichkeit geschaffen werde, gegen den Marxismus, das heißt gegen sämtliche Arbeiterorganisationen vorzugehen. Den Nationalsozialisten ist es in der Opposition nicht gelungen, den Marxismus entscheidend zu schlagen; im Gegenteil, die entscheidenden Arbeiterkaders in den Betrieben haben sich ihre völlige Immunität gegenüber der nationalsozialistischen Demagogie erhalten. So soll von den Nationalsozialisten diese Aufgabe in der Regierung ausgeführt werden. Denn Hitler und seine Unterführer befürchten mit Recht, daß einige Monate ihrer Regierungskunst genügen würden, breite Massen in das Arbeiterlager zu treiben, wenn dann die legalen Arbeiterorganisationen noch bestehen.

Die Verhandlungen zwischen Hitler und Schleicher-Papen sind ergebnislos verlaufen; nicht nur weil man sich über die Verteilung der Ministerien nicht einigen konnte, sondern sicher auch deshalb, weil die Papen-Schleicher angesichts der Stärke von SPD und KPD, angesichts der Stärke des Zentrums, nicht zu einem hundertprozentigen fascistischen Terror gegen die Arbeiterorganisationen entschlossen sind.

Aber: das Charakteristische für die Beurteilung der augenblicklichen Kräfteverhältnisse in Deutschland ist, daß bei diesem Duell Hitler—Papen-Schleicher die Arbeiterschaft selber nicht eine aktive Rolle spielte sondern die Rolle des Objekts in der Geschichte. Hitler wollte und will die Arbeiterorganisationen restlos zertrümmern. Papen und Schleicher wollen es im Augenblick noch nicht, wollen es, so merkwürdig dies zunächst klingen mag, unter anderm darum noch nicht, weil die Arbeiterschaft, durch ihren Bruderkampf geschwächt, keine starke reale Macht darstellt, und weil daher die Kreise des Herrenklubs, des Monopolkapitals, die hinter Papen und Schleicher stehen, es noch nicht für notwendig halten, die Arbeiterorgani-

sationen zu zerschlagen, um ihre stockreaktionären Pläne durchzuführen.

Der Kampf Hitler—Papen-Schleicher ist natürlich noch nicht beendet. Er geht weiter. Aber er sollte der Arbeiterschaft zu denken geben. Schon bei dem Sturz der Brüningregierung war festzustellen, daß sie nicht einer verstärkten Aktivität von links zum Opfer fiel, sondern daß sie von den reaktionären Kräften von rechts gestürzt wurde. Seit dem Sturz der Brüningregierung ist die Kraft der Arbeiterklasse nicht kleiner geworden; im Gegenteil: befreit von der Last der Tolerierung hat sich die sozialdemokratische Aktivität gestärkt, hat sich, trotz aller Sabotage der führenden Bureaukratie in den Arbeiterparteien, der Einheitsfrontgedanke etwas Bahn gebrochen. Trotz alledem aber ist in diesen entscheidenden politischen Tagen die Arbeiterklasse — obwohl ihre Parteien fast so viel Stimmen erhalten haben wie die Nazis — bei den wichtigsten Entscheidungen Objekt der Geschichte geblieben. Die Nazis haben verstanden, alle rechtsbürgerlichen Parteien zu zerschlagen, sie in ihrer Partei zu sammeln und so eine konzentrierte Aktivität zu entfalten. Nur wenn die Arbeiterschaft auch ihrerseits zur Einheitsfront kommt und so ihre Kräfte konzentriert, wird die Möglichkeit gegeben sein, daß sie bei den weitern politischen Geschehnissen nicht nur Objekt der Geschichte sondern wieder Subjekt wird.

Thomas Tarn

Gebühr rex

Otto Gebühr sieht ähnlich. Er ist (abgesehen von all dem vielen Talent, das er sonst noch hat) mit einer lukrativen Ähnlichkeit gesegnet, wie andre Schauspieler etwa mit einer übermäßigen Leibesfülle, einer großen Nase, einem Sprachfehler, oder sonst einer körperlichen Privateigenschaft, als deren Spezialisten sie vom Theater- und Film-Betrieb verwertet werden.

Krückstock, Schnupftabakdose und etwas Windspiel gehören attributär schon so zu Otto Gebühr, wie zu Chaplin das Stöckchen, der Hut, die ausgetretenen Schuhe.

Jetzt aber hatte ich die Chance, Gebühr als Fridericus rex auch auf der Bühne zu sehen, leibhaftig, dreidimensional, in Naturfarben. Ich erlebte diesen Glücksfall schauspielerischer Mimikry zu München, in dem alten Lustspiel „Die Ballerina des Königs", das die Beziehungen Friedrichs des Zweiten zu jener Barberina erörtert, welche eindreiviertel Jahrhunderte später ein Tanzlokal in Berlin wurde. So abenteuerliche Karrieren nach dem Tode, von denen der, der sie machen wird, sich bei Lebzeiten nichts träumen läßt, gibt es! Hätte Uhland gedacht, daß er einmal eine Untergrundbahnstation sein würde, oder gar ein Telephonamt?

In den drei ersten Akten der „Ballerina des Königs" erscheint Gebühr als Friedrich der Große, wie dieser noch klein war. Aber da die Zuschauer des happy ends sicher sind und im Voraus wissen, daß sie einander kriegen werden, nämlich der Held des Spiels und die Unsterblichkeit, fühlen sie auch schon Tun und Lassen des jugendlichen Herrschers von dessen Altersgröße umwittert. Otto, taktvoll, unterstreicht das Majestätische nicht; es versteht sich von selbst. Er ist als junger König auf charmante Art bedeutend, auf bedeutende Art charmant, immer bei Laune und von einer Güte erster Güte. Um so wirkungsvoller, wenn plötzlich das Strenge aus ihm niederfährt wie ein Blitz aus blauen Augen. Das geschieht aber selten. Meist zeigt sich das Antlitz Friedrichs im mimischen Zustand des Schmunzelns, und besonders launig schmunzelt der König, wenn einer zu ihm, nicht ahnend, daß er zum König spreche, über den König spricht. Das sind auch wahrhaft glückliche Momente für die Zuhörer, mit denen Friedrich der Zweite Blicke des Einverständnisses tauscht, und die das

lustvoll wärmende Empfinden haben, der König spiele mit ihnen unter einer Decke. Sehr beachtenswert, im zweiten Akt, der kleine Zwischenfall mit den zwei Edelleuten, die der Monarch überrascht, wie sie, gegen sein Verbot, über die Logen-Brüstung gebeugt, auf die Bühne gucken. Der König klatscht dem einen Edelmann, leutselig, aber mit Schwung, eine auf den Hintern, hernach zwickt er beide kräftig ins Ohrläppchen, so daß sie schreien (was Friedrich als eine, preußischen Junkern schlecht anstehende, Wehleidigkeit rügt). Ähnliche scherzhaft-schmerzhafte Marotten im Umgang mit Edelleuten werden ja auch von einem spätern Nachfahren des Königs berichtet, welcher Nachfahre aber sonst mit dem hohen Ahn nicht so viel Ähnlichkeit hat wie Otto Gebühr.

Im dritten Akt des Lustspiels, dreißig Jahre später, sehen wir Friedrich in der populären Fassung, den großen alten König, wie er im Drehbuch steht, auf einsamkalter Höhe des Lebens und Ruhms, gebeugt von Podagra und Historie. Die humorige Güte, mit der er in Akt eins bis drei bezauberte, ist noch da, aber durchsetzt von jenem Bitteren, das letzte Früchte der Weisheit und Erkenntnis in sich haben. Bewunderswert, wie Otto Gebühr, jeder Zoll ein Hohenzoller, in das Königliche sich eingelebt hat, wie er das Herrscherische beherrscht, und wie unwiderstehlich er seine Zuschauer für zwei Theaterstunden in die Überzeugung hineinlistet, höchstes Glück des deutschen Erdenkindes sei doch, sich Untertan zu fühlen.

E. Lunz

Offener Brief an den Oberreichsanwalt

Herr Oberreichsanwalt!

Da Sie sicherlich sehr stark mit der Einstellung der Hoch- und Landesverratsverfahren gegen die SA und mit der Durchsicht der boxheimer Dokumente beschäftigt sind, wird Ihnen vielleicht entgangen sein, daß der ‚Fridericus', an dessen vornehmer Gesinnung kein Zweifel erlaubt ist, am 13. August einen Artikel veröffentlicht hat, der Ihr berechtigtes Interesse erregen muß. Gestatten Sie mir daher, Ihnen kurz klarzulegen, wie sehr Sie der notwendigen, von Herrn Bracht auf anderm Gebiet bereits so erfolgreich durchgeführten Reinigung des öffentlichen Lebens dienen würden, wenn Sie den Angaben des Artikels nachgingen.

Der weithin bekannte Schriftsteller Karl Felsen schreibt dort, wie er im Kriege als deutscher Spion Einblick in französische Akten nehmen konnte, aus denen ganz klar hervorging, daß eine große Anzahl linker Untermenschen während des Krieges die schmählichsten Beziehungen zu Frankreich unterhalten hat. Mehr als vierzehn Jahre hat der Verfasser diese Kenntnisse in seiner Heldenbrust verschlossen, bis ihm die Schmach des Vaterlandes dieselbe sprengte und er seine Anklagen herausschreien mußte. Nur durch diese Verzögerung war es möglich, daß sich die Landesverräter David und Grelling durch ein hinterlistiges Ableben ihrem irdischen Richter entziehen konnten, während Erzberger und Haase glücklicherweise die verdiente Strafe ereilt hat (diesen durch ein ahnungsloses Werkzeug Gottes). Sorgen Sie dafür, daß

die andern Herrschaften sich nicht auch des Todes bedienen, um der Sühne zu entgehen. Noch heute laufen die von Felsen aufgeführten Barth, Scheidemann, Landsberg, Dittmann, Wissell, Bauer und Schmidt frei herum.

Natürlich haben nicht nur diese vaterlandsfeindlichen Elemente aus SPD und USPD Deutschland für schmutziges Geld an Frankreich verraten, auch so suspekte Pazifisten wie Hellmut von Gerlach, Otto Lehmann-Rußbüldt und Helene Stöcker fehlen selbstverständlich nicht in der Reihe Derer, die der französische Generalstab (!) als „zuverlässig" bezeichnet. Auch werden wir nun nicht mehr den lügnerischen Angaben des Herrn von Schoenaich glauben können, der in seinem „Damaskus" behauptet, erst nach dem Kriege Pazifist geworden zu sein: Karl Felsens Aufstellung belehrt uns, daß die Franzosen Herrn von Schoenaich schon während des Krieges das Geld zu seiner Damaskusreise gegeben haben. Nicht einmal die Herzen der Jugend zu vergiften, scheute sich das französische Gold; denn schon im zarten Alter von zwölf Jahren geriet Carl Mertens auf die Liste der Franzosenfreunde, womit also eindeutig die schamlose Behauptung widerlegt ist, daß ein solches Subjekt einmal zu den Helden der Schwarzen Reichswehr gehört hat und sich erst dann ins linke Lager verlor.

Ihre Aufgabe wird es sein, zu untersuchen, wie es Dittmann und Crispien gelingen konnte, während des Krieges nach Frankreich zu kommen und sich dort Magen und Brieftaschen zu füllen. Auch sollten Sie der sensationellen Mitteilung Felsens nachgehen, daß in Paris während des Krieges eine „Deutsche Sozialrevolutionäre Partei" existiert habe, deren Mitglieder ständig zwischen Berlin und Paris hin- und herspeisten. Die Historiker werden Ihnen für nähere Angaben über diese Partei unermeßlich dankbar sein.

Herr Oberreichsanwalt! Einer der von Felsen genannten Herren wollte mir, als ich ihn stellte, einreden, er hätte das aus Frankreich akzeptierte Geld in Kriegsanleihe angelegt, somit die Franzosen düpiert und eine vaterländische Tat verrichtet. Glauben Sie diesen feigen Lügen nicht, es spricht aus ihnen nur die schlotternde Angst vor dem Messer, das das „Hochgericht" des Dritten Reiches hoffentlich schon für diese käuflichen Gesellen gewetzt hat.

In der Erwartung, mit dem Hinweis auf den Artikel meinen Teil zur Beseitigung dieser Schädlinge beigetragen zu haben, verbleibe ich

mit ausgezeichneter Hochachtung
Ihr sehr ergebener
Walther Karsch

Erinnerung an Slang

Er gehörte zu meiner Generation der kurz vor der Jahrhundertwende Geborenen — und er ist der erste aus dem schriftstellernden Freundeskreis, der hinwegmußte, er, der physisch Kraftvollste, pausbackigste, sportlich Interessierteste ...

Meine Erinnerung an Slang, an Fritz Hampel also, ist vielfach humorvoller Art. Wir standen uns besonders nahe, als, vor etwa zehn Jahren, der Verleger meines leipziger Drachen ihn in Chemnitz ansiedelte, damit er dort eine Lokalbeilage der Zeitschrift aufziehe. Hampel war Redakteur, Expediteur, Annoncensammler und verschiedenes andre in einem, und fest steht, daß eine rauschende Pleite bei diesem mit schwächsten Finanzmitteln unternommenen Geschäft herauskam, eine Pleite, deren Details unerschöpfliche Quellen für Hampelsche Späße bildeten. Fritz Hampel bekannte sich schon damals zum Kommunismus; immerhin fand er nichts daran, mit uns Schwarz-rot-goldenen einträchtig zusammenzuarbeiten. Später ward er strenger in seiner Auffassung, aber niemals harmonierte mit seinem innersten Menschen die Dogmengläubigkeit, die er bei der ‚Roten Fahne' sich zuzulegen gezwungen war. Niemals ist er, wie es die Nekrolog-Legende wahr haben will, ein ritusfrommer Klassenkämpfer im ZK-Sinne ge-

wesen, wie uneingeschränkt seine Liebe auch dem Proletariat gehörte und wie geistig radikal er auch war.

Ich traf ihn einmal in einem Gerichtssaal Moabits, als er kurz vorher eine von mir als etwas gesinnungstüchtig empfundene Glosse veröffentlicht hatte, in der Max Pallenberg so ungefähr als ein kleiner bourgeoiser Spaßmacher abgetan war. Ich sagte ihm meine Ansicht, und er gestand zu, daß ihm bei der Abfassung der Glosse keineswegs ganz wohl gewesen sei. Dieser Fritz Hampel war eine Eulenspiegelnatur. Sein Witz war weniger elegant als bizarr und immer von vollendeter Pathoslosigkeit. In seiner unpolitischeren Zeit hat er erregend genau beobachtete Szenen geschrieben, die mit einem herrlich pampigen Humor angefüllt waren. Es stammt ein sächsischer Dialog von ihm, der in seiner unheimlichen Echtheit das Beste sein dürfte, das überhaupt jemals in dieser Sprache geschrieben worden ist. Er spielt in dem Wartezimmer eines Arztes und es handelt sich um zwei Patienten, die sich mit bösartiger Verbissenheit in der Schilderung ihrer Leiden zu überbieten trachten, bis der eine schließlich, den höchsten Trumpf ausspielend, stolzgebläht auf die gigantische Wassermenge verweist, derer er sich nachts entledigt. Da kann der andre nicht mehr drüber und gibt sich knirschend geschlagen.

Sie haben einen kommunistischen Satiriker begraben. Und er war mehr als das.

Hans Bauer

Tage der Kindheit

Wir haben da bei uns in Deutschland eine merkwürdige Einteilung der species humana „poeta". Einmal die Autoren, die der Menge teils unbekannt und teils unverständlich und deswegen bei der Kritik beliebt sind. Dann die paar hocharrivierten Männer (Wasser-, Haupt-, Thomas, Heinrich), die schon bei Lebzeiten im Bezirk der Klassik angesiedelt wurden. Jenseits der Schranken drängt sich die zahlreiche Schar der Kitschschriftsteller, freundliche Geschöpfe, die unbeaufsichtigt von der Zunft ihre Arbeit verrichten und damit manchmal Gutes, manchmal Böses und meist gar nichts stiften.

Aber das sind nicht alle. Es gibt da noch einige Autoren, die weder zu den Kitschiers noch zu den Klassikern zählen und trotzdem Auflagen aufweisen, die ein Teil der Kollegenclique ihnen heftig verübelt. Wenn man im Café ihren Namen nennt, so sagt der Cliqueur: Gott, der ... na, wissen Sie ... Das Buch hat ja wohl eine Millionenauflage. Aber können Sie das lesen?

Alsbald stellt sich heraus, daß er selbst es nie versucht hat. Und unbeachtet von denen, die ich trotz Peter Panters Protest Caféhausliteraten nennen muß, erreichen diese Schriftsteller neben der Millionenauflage einen Einfluß auf Volksschichten, die vom Proletariat bis ins Großbürgertum reichen, einen Einfluß, von dem das Café nichts weiß.

Einer dieser Autoren ist Waldemar Bonsels.

Da ich, auf daß Peter Panter seine Ruhe habe, mit einem Teil meiner Existenz gleichfalls Caféhausliterat bin, habe auch ich nur wenige Bücher des Vorvorbenannten gelesen. Zu diesen wenigen aber gehört das letzterschienene: „Tage der Kindheit" (Verlag Ullstein, Berlin). Es ist ein zauberhaftes kleines Buch.

Ein Fünfzigjähriger von unbekümmerter und unausrottbarer Knabenhaftigkeit hält erste friedliche Rückschau auf jene himmlisch unbefangenen Jahre vor der Pubertät, deren Lichtheit und Leichtigkeit zu bekennen heute zu einem gefährlichen Unternehmen geworden ist; denn die herrschende psychologische Mode will sie ausschließlich finster, verworren und tragisch. Schließlich ist sie auch das — in welchem Jahre eines Menschendaseins ließe sich nicht etwas Tragisches entdecken? Auch hier gibt es einen bösartigen Lehrer und einen Vater, der einmal im entscheidenden Augenblick verständnislos und unge-

recht ist. Es gibt die Kindheitstragödie eines zu gewaltsamem Tode prädestinierten und schließlich wirklich verunglückten Kameraden; es gibt ein paar sehr widerwärtige Verwandte, warum soll man das leugnen? Was bedeuten sie angesichts der unendlichen Erlebnisfähigkeit eines Kindes, das mit gesundem Körper und aufgeschlossener Seele Kleinstadt und Hafen, Meeresstrand und Hinterland durchstreift, zur Seite das frechste Göhr von kleiner Schwester, das je die Dummenjungenstreiche des Bruders mitgemacht hat, und im Hintergrund die unversiegliche Güte der Mutter und der Tante Eukarestie, liebenswerteste Altjungferngestalt der neuern Literatur! Dieses Buch ist nicht für Kinder geschrieben sondern für Erwachsene, und ihnen zeigt es etwas, das zu oft vergessen wird: daß neben der Zartheit und Empfindsamkeit des normalen Kindes ausgleichend die Grausamkeit steht, die Lust am Unaesthetischen und Unethischen, am Quälen, die erschreckenden negativen, man könnte sagen teuflischen Kräfte. Das wird nicht etwa behauptet sondern an erlebten und entzückend erzählten Beispielen immer wieder aufgezeigt, und so ist ein Erinnerungsbuch von einer ganz seltenen Unbefangenheit und Unsentimentalität entstanden.

Eines seiner zarten und weichen Kapitel heißt „Mia Stern"; es schildert die Freundschaft mit dem jüdischen Mitschüler Benno und die unbewußte Knabenliebe zu der fremdartigen, anziehenden, schon reifern kleinen Schwester des Benno Stern. („...ich denke zuweilen noch an einen kleinen Streit zwischen uns, in dem er mich damals empört und traurig einen Barbaren nannte. Ich nahm es ihm nicht übel, es klang so sonderbar und prüfend, als wäre es, bei aller Abwehr, Bennos Verlangen gewesen, ein Barbar zu sein.") Eine kaum angedeutete kleine Ghettotragödie mitten in dem norddeutschen Kindheitsbuch. Als Waldemar Bonsels in der sächsischen Stadt Leipzig eines Abends dieses Kapitel vorlas, siehe, da erschienen im Künstlerzimmer zwei teutsche Studenten und sprachen also: Sahrensemal, Herr Bonsels, wir möchten mal ne Auskunft von Ihnen — sind Sie von Ihrem Verlag Ullstein verpflichtet worden, grade dieses Kapitel vorzulesen?! Der große, blonde und blauäugige Bonsels sah die zwei Mannen an und sagte: Raus! Und da gingen sie denn.

Da hätten sie nun einen Dichter, deutsch in einem schönen Sinn der tiefen Naturnähe, der Gefühlsstärke, der Einfachheit, einen Mann, der national empfindet, nicht international. Und können nichts mit ihm anfangen. Aber was Sie mit der deutschen Kultur anfangen, das wissen wir ja allmählich. Armes Deutschland.

Hans Glenk

Hinweise der Redaktion

Berlin

Liga für Menschenrechte. Sonnabend 19.00. Karl Marx-Schule, Neukölln, Kaiser-Friedrich-Str. 208—210: Abschlußveranstaltung aus Anlaß des Aufenthalts belgischer und französischer Austauschschüler in Berlin.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (29.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27: Schelers philosophische Anthropologie, Erich Unger.

Rundfunk

Dienstag Berlin 21.10: Die Arche Noah des Herrn Brehm, Oda Weitbrecht und Edlef Köppen. — Mühlacker 21.10: Rachmaninoffs Aleko. — München 21.25: Claude Debussy zum 70. Geburtstag. — **Mittwoch.** Berlin 19.10: Europäische Jugend und Abrüstung, Hans Hartmann. — Königsberg 20.05: Traumspiel vom Dichter Klabund. — München 20.30: Wedekinds König Nikolo. — Königsberg 21.20: Kompositionen von Claude Debussy. — Langenberg 22.20: Das neue Gedicht in der Musik. — **Donnerstag.** Berlin 16.05: Literatur als Beruf, Rudolf Kayser. — Königswusterhausen 18.00: Aus Paul Hindemiths Marienleben. — Mühlacker 19.30: O. L. Brandt liest B. Traven. — **Freitag.** Berlin 14.00: Mozart (Schallplatten). — Hamburg 19.35: Otto Rombach liest. — **Sonnabend.** Berlin 18.00: Die Erzählung der Woche, Gottfried Benn. — München 19.00: Die Geheimnisse der Gartenarie in Mozarts Figaro. S. Anheisser. — Königswusterhausen: 19.30: Der politische Mensch, Hans Hartmann.

Antworten

Reichskommissar Doktor Bracht. Endlich ist am vergangenen Montag im ‚Angriff' jene Auflage erschienen, die den Fall Jenke klären sollte. Aber wie sah diese amtliche Veröffentlichung aus! Während dem ‚12-Uhr-Blatt' „offenkundig unklare Berichterstattung" vorgeworfen wurde, wo es sich doch nur um die Verschweigung der Parteizugehörigkeit einiger Verhafteter gehandelt hat, wird im ‚Angriff' mit keinem Wort erwähnt, daß die Meldung vom Mord an Jenke erlogen war. Obwohl bereits am Freitag feststand, daß der SS-Mann Wagner den Mordversuch Jenkes zugestanden hatte, findet sich keine Andeutung davon in der Auflage; es heißt da, es sei „wahrscheinlich", daß Jenke durch die eigne Handgranate umgekommen ist. Daher darf der ‚Angriff' am nächsten Tag auch behaupten, es könne ja auch so sein, daß Jenke einen gegen ihn geschleuderten, aber noch nicht explodierten Sprengkörper aus seiner Nähe befördern wollte; womit die Fiktion aufrechterhalten wird, daß ein Mordanschlag auf Jenke geplant war. Wir wissen genau, welch zweischneidigem Schwert die Presse in der Gestalt der Auflagenverordnung ausgesetzt ist, aber wir dürfen doch wohl verlangen, daß derartige Zwangsveröffentlichungen auch so abgefaßt werden, daß ihr Inhalt genau dem inzwischen ermittelten Tatbestand entspricht. Durch Ihre Formulierung ist es dem ‚Angriff' möglich geworden, über den Fall Jenke weiter das Blaue vom Himmel herunterzulügen.

Stahlhelm-Frauenbund. Ihr verbreitet einen Aufruf an die Frauen Deutschlands, in dem zur Durchführung einer Sammlung zum Bau eines neuen Segelschulschiffes „Niobe" aufgefordert wird. Da heißt es: „Ein Volk, das keinen Anteil an der See hat, ist dem Untergang geweiht." Sieh mal einer an: wenn die Polen Zugang zum Meer, ganz gleich in welcher Form, verlangen, weil sie das für ihre wirtschaftliche Existenz brauchen, dann laßt ihr derartige Sätze nicht gelten sondern könnt nicht laut genug schreien ob solcher „Unverschämtheit". Wo es aber Deutschland angeht, ist das natürlich ganz was andres. Ihr solltet doch etwas vorsichtiger sein und Formulierungen wählen, die nicht von so allgemeiner Gültigkeit zu sein beanspruchen wie diese hier. Der böse Feind könnte sie sich zunutze machen, und dann würdet ihr sicher um eine passende Antwort verlegen sein.

Bruno Heilig. Wilhelm Stefan antwortet Ihnen auf Ihre Zuschrift in Heft 30: „Sie beschweren sich über dreierlei. Erstens: Mein Artikel hätte die gesamte wiener antifascistische Publizistik verletzt. Ich habe drei Einzelfälle analysiert; zwei davon (der pornographische Gausaf und die Streikbruchbereitschaft der Nazis) sind in der Sauberkeit der Intention und in der Berechtigung des Angriffs von mir so eindeutig anerkannt worden, daß mir die Grundlage Ihrer ersten Beschwerde unerfindlich bleibt. Ich habe es nur für nötig gehalten, auch diese sauberen und triftigen Argumente gegen die Nazis auf ihre Wirkungsmöglichkeit zu prüfen. Zweitens: In den wiener Zeitungen hätten Sie schon manchen ausgezeichneten Aufsatz über den Weg zur sozialistischen Neugestaltung gelesen. Ich auch. Erlaubt habe ich mir nur, die Wirkung solcher Aufsätze zu bezweifeln, wenn sie (so grad einmal am Sonntag) in Zeitungen erscheinen, die ansonsten (Sie sind bestimmt zum Beispiel über den Fall der Creditanstalt informiert?) den bankrotten Kapitalismus aus impotenter Staatsmännerei stützen. Das, meinte ich, hilft Nazis schaffen, die man dann auch mit den schlagkräftigsten Argumenten nicht mehr vernünftig machen kann. Drittens: Man könne im täglichen Kampfe auch daneben hauen und der Kamerad dürfe den Kameraden, der doch seine Haut zu Markte trage, vor Kameraden nicht so ungerecht angreifen. Ungerecht bestimmt nicht. Aber grade weil wir unsre Haut zu Markte tragen, sollten wir un-

ausgesetzt unsre Rüstung kontrollieren und, wo sich gefährliche Lücken zeigen, verbessern. Und wo sollten wir das denn sonst tun als vor Kameraden, also, wie ich es tat, in der ‚Weltbühne'? Wir haben wirklich keinen Grund, selbstzufrieden zu sein; ich wüßte wenig, was wichtiger wäre, als — solange wir dazu noch Zeit haben — die Fehlerquellen unsrer offenbar so wirkungslosen Gegenagitation aufzuspüren. Das allein habe ich versucht."

A. St. in Köln. Im danziger Hafenausschuß hat der nationalsozialistische Volkstagsabgeordnete Greiser im Gespräch mit einem polnischen Beamten einen geladenen Revolver gezückt und gedroht, im Falle eines Angriffs davon Gebrauch zu machen. Die danziger nationalistische Regierung erklärt, die Äußerung Greisers sei „scherzhaft" gewesen. Sie fragen, was man in Danzig wohl getan hätte, wenn ein Kommunist oder ein Pole sich einem „nationalen" Beamten gegenüber einen solchen „Scherz" geleistet hätte. Wir nehmen an, daß der danziger Senat antworten würde: Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe! Nicht auf die Geste kommt es an, sondern auf den Mann, der sie macht! Und ein Nazi ist immer „aufbauwillig", wenn es auch bisweilen anders aussieht.

Gauleiter Hildebrandt in Mecklenburg. Sie haben den strelitzer nationalsozialistischen Abgeordneten Köhler wegen Ehrenwortbruchs aus der NSDAP ausgeschlossen. Und Gregor Straßer? Der hat sich doch am 18. Oktober 1930 im Reichstag öffentlich seines Ehrenwortbruchs gerühmt.

Deutsche Tageszeitung. Du hast von dem auf die Versöhnung zwischen Deutschen und Polen bedachten „Deutschen Kultur- und Wirtschaftsbund" in Lodz geschrieben: „Diese Organisation wird von polnischen Regierungsmitteln gespeist." Das ‚Andere Deutschland' hat dich um die Beweise für deine Behauptung gebeten. Du hast geschwiegen. Du erhebst also gegen eine ehrenwerte deutsche Organisation im Ausland eine ehrenrührige Beschuldigung und weigerst dich, deine Behauptung zu beweisen. Du willst ein par excellence „christliches" Blatt sein. Ist dir das achte Gebot bekannt?

H. A. I. in Köln. Es ist wirklich gut, daß die Leser oft besser unterrichtet sind als die Redaktionen. An Bibelfestigkeit sind Sie uns weit überlegen. Mit Dank profitieren wir von Ihren Kenntnissen und vermerken, daß zwar auch der Jüngling zu Nain von den Toten auferweckt worden ist, aber sofort nach seinem Tode, während es Lazarus war, der bereits vier Tage mit entsprechender Wirkung in der Erde gelegen hatte und trotzdem wieder lebendig gemacht wurde.

Intourist. In den nächsten Tagen beginnen Ihre letzten billigen Studienreisen für Arbeiter, Ärzte und Studenten nach Rußland. Alles Nähere auch über Fahrten zu den Staatsfeierlichkeiten am 7. November in Ihrem Bureau: Berlin NW 7, Unter den Linden 62/63.

AJZ. Eure nächste Nummer ist dem Antikriegskongreß gewidmet, der vom 27. bis 29. August in Amsterdam stattfindet. Eindrucksvolle Bildreportagen demonstrieren mit wünschenswerter Deutlichkeit den Schaden, den der Weltkrieg angerichtet hat, und den ein neues Morden anrichten würde.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Rechtsfragen — Machtfragen

von Hanns-Erich Kaminski

Während die Verfolgung der Kommunisten auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens weitergeht, sind in Brieg zum ersten Mal auch Reichsbannerleute zu fürchterlichen Zuchthausstrafen verurteilt worden. Was zu der Verhandlungsführung und dem Spruch des brieger Sondergerichts zu sagen wäre, soll hier lieber ungesagt bleiben. Es ist an dieser Stelle zudem überflüssig.

Unsre Auffassung kann durch die Todesurteile von Beuthen nicht korrigiert werden. Jeder anständige Mensch muß es ablehnen, zwischen den beiden Prozessen eine Parallele zu ziehen; sie fielen lediglich zeitlich zusammen. Im übrigen standen in Brieg Teilnehmer an einer Schlägerei vor dem Richter, in Beuthen hingegen Meuchelmörder, für deren losgelassene Instinkte die Politik nur ein Vorwand war. Und ob das Urteil gegen sie zur Vollstreckung gelangt, wird man ja sehen.

Abgesehen von dem völlig vereinzelt dastehenden beuthener Urteil, hat die deutsche Justiz auch in den letzten Wochen die Rechten gestreichelt und die Linken gestriegelt. Die ‚Weltbühne' hat diese Rechtsprechung durch die Verurteilung Carl v. Ossietzkys am eignen Leibe gespürt. Stets jedoch haben wir es von uns gewiesen, in ein lyrisches Geflenne über „die beleidigte Gerechtigkeit" auszubrechen. Daran wollen wir jetzt mehr als je festhalten.

Auch Richter sind Menschen, auch Richter unterliegen den Einflüssen einer politisierten Zeit, denen sich augenscheinlich nicht einmal Generale entziehen können. Grade von den Richtern und nur von den Richtern eine Objektivität zu erwarten, die sonst niemand besitzt und gegenwärtig niemand besitzen kann, wäre sinnlos. Es gibt heute in Deutschland nur Rechte und Linke, und was wir unter Gerechtigkeit verstehen, kann in dieser Auseinandersetzung zweier Welten allein durch unsern Sieg verwirklicht werden. Unser Kampf ums Recht kann folglich nicht im Appell an eine imaginäre Neutralität sondern nur im Kampf gegen alle reaktionären Gewalten, einschließlich der Justiz, bestehen.

Leider ist diese Auffassung immer noch nicht zum Allgemeingut der deutschen Linken geworden. Solange hauptsächlich Kommunisten verurteilt wurden, hörte man allenfalls gelegentliche Proteste. Daß ein Feind kein höheres Wesen wird sondern ein Feind bleibt, auch wenn er eine Robe anzieht, wurde nur zu gern vergessen oder geleugnet. Selbst jetzt noch begrüßten weite Kreise der Linken die Einsetzung von Sondergerichten, in denen sie, unbelehrt durch Erfahrungen, ein Mittel zur Abwehr der nationalsozialistischen Terroristen sahen. Nun urteilen die Sondergerichte. Sie urteilen, wie es Angehörigen der Rechten ihr Gewissen eingibt.

Jetzt lernt die Sozialdemokratie, was es bedeutet, Objekt der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Justiz zu sein.

Bald werden vielleicht auch Mitglieder des Zentrums als Staatsfeinde behandelt werden. Die Zone, in der man verfolgt wird, rückt so immer weiter nach rechts. Aber in Deutschland spüren die Parteien ihr Schicksal immer erst, wenn es sie schon am Kragen hat. Besonders die SPD hat nie begriffen, daß die Behandlung, die die Kommunisten erfuhren, eines Tages auch ihr drohen könnte. Ja, einige Sozialdemokraten meinen sogar, die Schläge der Reaktion würden nur an der Peripherie der Partei stehende Reichsbannerleute, aber keineswegs die Gewerkschaften treffen.

Daß es in Deutschland Gewerkschaftsführer gibt, deren Opportunismus so weit geht, daß sie bereit wären, die Partei preiszugeben, um die Gewerkschaften zu erhalten, möchte ich allerdings vorläufig bezweifeln. Solange für derartige Behauptungen nicht eindeutige Beweise vorliegen, erscheinen sie mir zu ungeheuerlich. Aber, daß solche Gerüchte überhaupt entstehen und selbst in die Presse gelangen konnten, beweist, daß viele Leute sie für möglich halten.

Ähnliche Gedanken entstanden auch in Italien, als Mussolini nach Rom marschierte, und damals wurde in der Tat zwischen Fascisten und sozialistischen Gewerkschaftlern verhandelt. Es wurde dann nichts daraus, aber grade die namhaftesten Führer der freien Gewerkschaften gaben die Idee einer Zusammenarbeit mit dem Fascismus noch lange nicht auf. Ihre Illusionen waren so stark, daß sie sich schließlich der Diktatur in aller Form unterwarfen, in der Hoffnung, wenigstens ihre Organisationen erhalten zu können. Die Männer, die so ihre ganze Vergangenheit abgeschworen haben, dürfen dafür in Italien leben. Sich betätigen dürfen sie nicht.

Bisweilen hat man freilich den Eindruck, als sei die Illusionsfähigkeit mancher Linkspolitiker auch bei uns unbegrenzt. Daß die preußische Regierung nach ihrer gewaltsamen Entfernung den Staatsgerichtshof anrief, läßt sich vielleicht noch rechtfertigen. Weniger begreiflich ist es schon, daß sie ihre Klage nicht zu einem volkstümlichen Propagandawerk verarbeitete sondern zu einem juristischen Schriftsatz. Der Streit um Preußen ist nämlich kein Zivilprozeß, in dem Kläger und Beklagte wenigstens zu einem anständigen Vergleich kommen können. Was sich am 20. Juli abspielte, war ein historischer Vorgang, und der Staatsgerichtshof wird ihn nicht rückgängig machen. Er ist ein politisches Gericht; sein Urteil kann nur eine politische Sentenz sein, wenn auch in juristischer Form.

Ganz unverständlich aber ist es, daß die Führer der Sozialdemokratie die Herren von Papen und Bracht aufgesucht haben, um sich bei ihnen über die Absetzung der sozialdemokratischen Beamten zu beschweren. Der grobe Wels und der sanfte Stampfer sollen dabei erklärt haben, diese Amtsenthebungen kämen einer Diffamierung der Sozialdemokratie gleich und seien mit dem Geist der Verfassung nicht zu vereinbaren. Nun, und wenn schon?

In der Politik sind alle Fragen, auch die sogenannten Rechtsfragen, nichts andres als Machtfragen. Macht aber erbittet man nicht, um Macht prozessiert man auch nicht, man erkämpft sie. Traurig, daß man das einer Partei ins Gedächt-

nis rufen muß, deren Schöpfer schon vor bald einem Jahrhundert lehrte, daß der Appell an ein objektives Recht nur eine Ideologie sei und obendrein die Ideologie einer verflossenen Epoche. Aber der grundlegende Irrtum der Sozialdemokratie ist der Glaube, der 1918 begonnene Abschnitt der deutschen Geschichte sei nur unterbrochen und nicht beendet. Daraus entspringen alle übrigen Irrtümer.

Die ‚Weltbühne' hat seinerzeit die Ansicht vertreten, die Parole „Wer Hindenburg wählt, schlägt Hitler" sei falsch. Vielleicht läßt sich darauf erwidern, man hätte nicht voraussehen können, daß der Reichspräsident das Ultimatum Schleichers hinnehmen, Brüning absetzen, einen Mann wie Papen ernennen, die preußische Regierung mit Waffengewalt entfernen und Hitler den Posten des Vizekanzlers anbieten lassen würde. Aber nachdem das nun alles geschehen ist, hat sich das Bild doch wohl etwas geändert. Kann man jetzt immer noch glauben, es sei richtig gewesen, für einen politischen Gegner zu stimmen, ohne die geringste Garantie für sein künftiges Verhalten zu haben? Kann man womöglich noch behaupten, Hindenburg sei gar kein Gegner, und er habe nur einen Personenwechsel und keinen Systemwechsel herbeigeführt?

Die Gegenfrage pflegt zu lauten: „Wäre es Ihnen lieber, wenn Hitler Reichspräsident geworden wäre?" Nein, es wäre mir nicht lieber. Ich sehe nur nicht, daß Hindenburg Hitler hindert, Machtpositionen einzunehmen, die kaum geringer sind als die des Reichspräsidenten. Oder war es nicht Hindenburg, der Hitler zunächst einmal die Hälfte der Staatsgewalt anbot?

In Wahrheit ist die Situation, in der wir uns befinden, leider sehr klar: Wir sind mitten in der Gegenrevolution, und die Reaktion schickt sich an, ihren Siegeszug zu vollenden. Es wäre gut, wenn sich alle, die es angeht, nun endlich fragen wollten, wie das möglich ist, obgleich Hindenburg Reichspräsident ist und die Rechte keine Mehrheit hat. Geschah etwa alles nur durch den Willen des Reichspräsidenten? Oder gibt es noch andre, stärkere Kräfte? Sollte es am Ende gar nicht so sehr darauf ankommen, wer Reichspräsident ist und was die Mehrheit will?

Es ist das nicht mehr und nicht weniger als die Existenzfrage für die gesamte Linke, von deren Beantwortung vielleicht die Gestaltung ganzer Jahrzehnte abhängt. Denn die Frage, wie die Reaktion zu ihrem Erfolg gekommen ist, enthält zugleich die andre, wie sie überwunden werden kann.

Ganz gewiß kann sie nicht überwunden werden durch Beschwerden, Appelle und Proteste. Weltgeschichte wird nicht von Staatsgerichtshöfen gemacht, und die Untersuchungen, ob die Verfassung gebrochen oder nur interpretiert ist und ob das in gutem oder in schlechtem Glauben geschah, können die Klärung, die die Linke braucht, nur verhindern. Darum kann ich auch nicht ohne Widerspruch lassen, was Hellmut v. Gerlach hier vor einer Woche unter dem Titel „Wenn Hindenburg stürbe ..." gesagt hat.

Gerlach schreibt, Hindenburg habe den Eid auf die Verfassung abgelegt und das sei ihm „eine so ernste Sache wie dem Orthodoxen das Gelöbnis der Treue, das er seiner Frau vor

dem Altar abgelegt hat, selbst wenn er sie nicht lieben sollte." Diesen Vergleich hätte ich nicht gemacht, denn die Fallstricke des Teufels sind gefährlich, selbst Heilige sind schon seinen Versuchungen erlegen, und doppelt gefährlich ist die Macht des Bösen, wenn sie sich des Blendwerks der Liebe bedient, es braucht nicht einmal immer die geschlechtliche Liebe zu sein. Im übrigen darf man an der Verfassungstreue des Reichspräsidenten selbstverständlich nicht zweifeln. Aber Gerlach meint auch, „wir müssen wenigstens relativ zufrieden sein, daß er die Verfassung zwar konservativ-autoritär aber nicht fascistisch-machiavellistisch interpretiert". Und das ist allerdings ein Unterschied, der nicht allen Augen sichtbar sein dürfte.

Vollends unverständlich aber ist mir, daß Gerlach das Vorgehen gegen die preußische Regierung für einen staatsrechtlichen Streitfall hält. „Man darf niemand, der sich in einem solchen Fall auf einen dem unsern entgegengesetzten Standpunkt stellt, einen sittlichen Vorwurf machen." Natürlich nicht. Aber doch wohl einen politischen? Und darauf, nur darauf, kommt es an. Alles andre führt zu Unklarheit und Verwirrung.

Weiter: „Einen offenen Verfassungsbruch wird Herr von Hindenburg niemals mitmachen." Möglich. „Vielleicht wird er ihn nicht hindern können." Warum nicht? „Aber mit seinem Namen decken wird er ihn nicht. Lieber geht er." Was hat es denn also für einen Sinn gehabt, ihn zum Hüter der Verfassung zu wählen?

So führt auch diese Debatte wiederum zu dem entscheidenden Gegensatz: Sind die Fragen, die uns gegenwärtig bewegen, Rechtsfragen oder Machtfragen? Die ‚Weltbühne' hat bisher die Ansicht vertreten, es seien Machtfragen. Die Führer der Sozialdemokratie hingegen meinen, es seien Rechtsfragen. Daß ich einen Mann wie Hellmut v. Gerlach diese Meinung teilen sehe, schmerzt mich. Kann man denn wirklich den Schein so mit dem Sein verwechseln, daß man glaubt, die Rechtskontinuität der demokratischen Republik sei immer noch gewahrt, bloß weil die Verfassung noch nicht offiziell abgeschafft ist?

Gerlach gibt zu, daß Hindenburg nicht einmal den offenen Verfassungsbruch verhindern könnte. Er hält seine Wahl trotzdem für gerechtfertigt. Aber dasselbe, mindestens zweifelhafte Experiment, nur noch unter viel ungünstigeren Umständen, will doch wohl auch er nicht noch einmal machen. Darum bedaure ich, daß er hier auf die Möglichkeit einer Kandidatur Doktor Eckeners hingewiesen hat, ohne ein Wort der Kritik dazu zu sagen.

Wie die Dinge in Deutschland nun einmal liegen, sind allein die Führer der großen Parteien imstande, einem Präsidentschaftskandidaten Wählermassen zuzuführen. Sich vorzeitig die Köpfe dieser Parteiführer zu zerbrechen, erscheint mir weder nötig noch nützlich. Jedoch wenn man es schon tut, dann muß man von vornherein mit aller Deutlichkeit erklären, daß der nächste Präsidentschaftskandidat der Linken ein Mann sein muß, der unsre Stimmen verdient. Das braucht kein abgestempelter Parteipolitiker zu sein, aber er muß die Gewähr

bieten, daß er bereit ist, gegen die Reaktion zu kämpfen. Eckener bietet diese Gewähr nicht. Seine Popularität ähnelt der von Willy Fritsch, so unverbindlich ist sie. Im besten Fall ist Eckener ein politisch unbeschriebenes Blatt. Oder gibt es von dem so oft Interviewten auch nur einen politischen Ausspruch und gar einen gegen die Reaktion?

Die ‚Weltbühne' ist kein Parteiorgan. Deshalb kann ich hier gegen Hellmut v. Gerlach polemisieren, ohne mißverstanden zu werden. Wir sind ein Kreis sehr verschieden gesinnter Mitarbeiter, die untereinander und mit den Lesern nur durch einige grundlegende Ideen verbunden sind. Wir alle stehen links, und vermutlich sind wir alle einig in der Überzeugung, daß die Linke gereinigt und erneuert werden muß, um wieder aktionsfähig zu werden. Dies große Werk, das nur vollendet werden kann durch die Einigung der Arbeiterklasse, können wir hier freilich nicht schaffen. Wir können höchstens zu seinen Voraussetzungen beitragen, indem wir uns bemühen, Situationen zu klären und Fehler aufzuzeigen.

Die Kritik, die von der Schaubühne ausging und sich allmählich auf die Welt ausdehnte, hat dieses Blatt zu dem gemacht, was es ist. Und es bleibt, scheint mir, seine vornehmste Aufgabe, den Dingen auf den Grund zu gehen und durch alle Hüllen das Wesentliche zu erkennen.

Papen auf dem Rüstungspfad von Hellmut v. Gerlach

Es gibt Staatsmänner und Inhaber von Staatsämtern. Was den einen vom andern unterscheidet, ist: der eine betreibt das Wesentliche, der andre vermag Wesentliches und Unwesentliches von einander nicht zu unterscheiden.

Wesentlich für Deutschland ist im Augenblick Dreierlei: Wie bekommen wir eine verfassungsmäßige Regierung? Wie mindern wir die Arbeitslosigkeit? Wie bringen wir eine Mehrheit für die Ratifikation von Lausanne zusammen?

Herr von Papen aber stellt in den Vordergrund seiner rednerischen und sozusagen diplomatischen Tätigkeit ein paar Prestigefragen: Wiedererlangung von Kolonien und Wehrhoheit für Deutschland.

Ob es moralisch gerechtfertigt, ob es politisch klug war, Deutschland im Friedensvertrag alle Kolonien abzunehmen, ist eine Frage für sich. Sie hat ausschließlich historisches Interesse. Denn heute für uns wieder Kolonialbesitz anstreben, sei es in Form von Mandaten oder von direkter Beherrschung, ist so ziemlich der ausgefallenste Gedanke, auf den ein Deutscher kommen kann. Böte man uns auf dem Präsentierteller Kolonien an, müßten wir sie dankend ablehnen. Wir hätten keinen materiellen Vorteil, dafür aber schweren ideellen Schaden davon.

Keinen materiellen Vorteil! Weil nämlich unsre alten Kolonien mit einziger Ausnahme des kleinen Togo sämtlich Zuschuß erforderten, also fressendes Kapital waren. Weil unser Handel keinen Aufschwung dadurch erführe, da schon heute die Mandatsgebiete handelspolitisch allen Staaten gleichmäßig offen stehen. Weil wir unsern Bevölkerungsüberschuß nicht

dorthin ablenken könnten, da das Klima nur ganz wenigen Weißen Ansiedlung gestattet. In allen deutschen Kolonien befanden sich vor dem Kriege insgesamt zweiundzwanzigtausend Deutsche.

Schweren ideellen Schaden! Durch den Weltkrieg sind die Farbigen überall zum Selbstbewußtsein erwacht. Sie emanzipieren sich. Sie wollen sich von fremder Herrschaft lösen. Ob die Lösung sich friedlich oder unfriedlich vollzieht, wird von der Klugheit der Herren wie der Beherrschten abhängen. Kommen wird sie sicher. Bis sie erfolgt ist, tritt ein Zustand dauernder Spannung zwischen den Noch-Herren und den Noch-nicht-Freien ein.

Deutschland bleibt ausgeschaltet aus diesen Kämpfen der Weißen und der Farbigen, dank seinen Besiegern. Sich einschalten wollen, wäre so ziemlich die größte politische Torheit. Die politischen, die wirtschaftlichen, die ethischen Vorteile, die wir aus der uns auferlegten Kolonialabstinenz ziehen können, wären in dem Augenblick verscherzt, wo wir in einen ernsthaften Kampf um ein Stück Ost- oder Westafrika einträten.

Niemand wird Herrn von Papen zutrauen, daß er die Absicht habe, als ein neuer Wiking zur Eroberung fernen Koloniallandes aufzubrechen. Aber die Welt horchte erstaunt und befremdet auf, als der deutsche Reichskanzler grade jetzt gewissermaßen als einen vordringlichen Punkt seines Regierungsprogramms die Kolonialfrage ankündigte. Hat Deutschland wirklich keine dringenderen Sorgen?

Schon eher begreift man, daß im Zusammenhang mit der Abrüstungskonferenz die Wehrfrage eine Rolle in der deutschen Regierungspolitik spiele. Man wundert sich nur über den krampfhaften Eifer, mit dem grade diese Sache betrieben wird, und über die Methode des deutschen Vorgehens. Erst Herr Nadolny in Genf, dann Herr von Schleicher mit seiner Botschaft an Amerika, jetzt Herr von Papen und Freiherr von Neurath mit ihren offiziellen Schritten in Paris und London — was steckt dahinter? Will das noch immer republikanisch firmierende Deutschland vielleicht gar im Ultimatumstil des kaiserlichen Deutschland prozedieren: Entweder ihr konzediert uns Rüstungsgleichheit, oder? Ja — was oder? Will man sonst die Abrüstungskonferenz nicht mehr beschicken, oder aus dem Völkerbund austreten, oder einfach sich an den Friedensvertrag nicht mehr gebunden erklären und selbstherrlich zur Aufrüstung schreiten?

Die Welt ist tief beunruhigt. Das deutsche Volk freilich erfährt davon fast nichts. Die offiziösen Telegraphenagenturen behandeln es nach dem Rezept, nach dem die Umgebung Wilhelms II. verfuhr: Majestät darf nicht mit unangenehmen Nachrichten die Stimmung verdorben werden.

Ein schwerer Irrtum ist es, wenn sich sehr viele, vielleicht die meisten Deutschen einbilden, die fremden Mächte, Frankreich voran, hätten sich in puncto Abrüstung bereits einer Vertragsverletzung schuldig gemacht, die Deutschland freie Hand in der Rüstungsfrage gebe.

An zwei Stellen des Friedensvertrages ist von der allgemeinen Abrüstung die Rede.

Artikel 8 bemerkt dazu:

Die Bundesmitglieder bekennen sich zu dem Grundsatz, daß die Aufrechterhaltung des Friedens eine Herabsetzung der nationalen Rüstungen auf das Mindestmaß erfordert, das mit der nationalen Sicherheit und mit der Erzwingung internationaler Verpflichtungen durch gemeinschaftliches Vorgehen vereinbar ist.

Der Rat entwirft unter Berücksichtigung der geographischen Lage und der besonderen Verhältnisse eines jeden Staates die Abrüstungspläne und unterbreitet sie den verschiedenen Regierungen zur Prüfung und Entscheidung.

Und die Einleitungsformel zum Abschnitt V des Versailler Vertrags lautet:

Um die Einleitung einer allgemeinen Rüstungsbeschränkung aller Nationen zu ermöglichen, verpflichtet sich Deutschland, die im folgenden niedergelegten Bestimmungen über das Landheer, die Seemacht und die Luftfahrt genau innezuhalten.

Ob Deutschland die ihm auferlegten Bestimmungen genau innegehalten hat, ist eine zwischen Deutschland und den andern strittige Frage. Alle unterrichteten Franzosen behaupten, daß Frankreich sehr viel Material gegen Deutschland besitze. (Auch der Weltbühnenprozeß gehört dazu.) Es habe davon noch keinen Gebrauch gemacht, um die deutsch-französischen Beziehungen nicht unnötig zu verschärfen, behalte sich aber die öffentliche Verwertung für den Fall vor, daß Deutschland die Rüstungsfrage akut zuspitze. Jedenfalls sind die Bestimmungen des Friedensvertrages über die allgemeine Abrüstung so unbestimmt formuliert, daß auf keinen Fall schon jetzt ihre klare Verletzung behauptet werden kann. Tun es deutsche Regierungsmänner trotzdem, so wird ihnen jenseits der Grenzen vorgehalten werden, daß man internationale Verträge nicht so eigenmächtig interpretieren könne wie innerrechtliche Verfassungsbestimmungen.

Auf jeden Fall muß die deutsche Regierung aufs ernstlichste gewarnt werden, den „Umbau" der Reichswehr auf eigne Faust vorzunehmen, als ob wir in einem Lande völkerrechtlicher Autarkie lebten. Pacta sunt servanda. Sind die Herren, die augenblicklich bei uns oben sind, der Meinung, daß die Abrüstungsbestimmungen des Friedensvertrages von der andern Seite verletzt seien, so ist der internationale Rechtsweg der einzige, den sie beschreiten dürfen. Dann sollen sie sich mit einer Feststellungsklage an den Weltgerichtshof im Haag wenden. Er, und nur er kann unparteiisch entscheiden. Jeder nationale Staatsmann, der deutsche wie der französische, ist Partei und darum auszuschalten aus der Befugnis objektiver Rechtsfindung.

Die von Herrn von Papen inszenierte, wenn auch vielleicht nicht von ihm inspirierte deutsche Rüstungs- oder Abrüstungskampagne hat bisher nur einen sichtbaren Erfolg gehabt: Weltmißtrauen gegen Deutschland ist wieder erwacht.

Niemand bedroht Deutschland. Selbst wenn es auf seine hunderttausend Mann Reichswehr verzichtete, dächte niemand an Krieg gegen uns. Nicht, weil die Franzosen und die Polen so viel bessre Menschen als die Deutschen sind, sondern einfach deshalb, weil die Sieger, weil die territorial gesättigten

Staaten nicht so dumm sind, den ihnen willkommnen status quo in Gefahr zu bringen.

Aber Frankreich und Polen fühlen sich bedroht, weniger durch die deutschen Machtmittel als durch die deutsche Mentalität. Alle Deutschen, die in den letzten Wochen in Frankreich waren, alle Franzosen bestätigen, daß man in Frankreich mit der Möglichkeit eines Defensivkrieges rechne.

Da war die Parade der Vierzigtausend in Pirmasens mit den Frankreich bedrohenden Reden des Generals von Claus und andrer — in Deutschland kaum beachtet, in Frankreich Gegenstand breitester Bild- und Wortberichterstattung. Da kommt zum Sedantage die Riesenparade des Stahlhelms in Berlin. Da sind die Hunderttausende von braunen Soldaten, die die Straßen der deutschen Städte füllen. Da bildet sich unter Mitwirkung der Millionen des Kyffhäuserbundes und andrer Riesenverbände ein „Ausschuß für nationale Sicherheit", der eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Wehrverein des seligen Generals Keim besitzt.

Wir brauchen Ruhe für den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft, und unsre Herren ohne Volk bringen nichts wie Unruhe in die Welt. Sie sehen eben alles nur unter der Militärperspektive.

Was will Deutschland eigentlich? So fragen in tiefster Besorgnis die leidenschaftlichsten Freunde der Verständigung mit Deutschland in Frankreich.

Ich kann ihnen immer nur erwidern: das deutsche Volk will nach wie vor den Frieden. Was Herr von Papen will, müssen Sie ihn selber fragen. Ich glaube, daß auch er den Frieden will. Seine Methode freilich ... Auch Wilhelm II. wollte den Frieden.

Sozialist Schleicher von Bernhard Citron

Über die wechselnde politische Stimmung des Generals von Schleicher werden geheime Bulletins ausgegeben wie sonst über den Gesundheitszustand gekrönter Häupter. Die Frage, ob Hitler oder Hindenburg dem Reichswehrminister näherstehe, schien zeitweise das wichtigste politische Problem Deutschlands zu sein. Heute lautet die Fragestellung anders: Pg. oder Genosse Schleicher? Der Wehrminister und tatsächliche Machthaber in dem stockreaktionären Kabinett Papen macht — anscheinend wenigstens — eine innere Wandlung zum Sozialisten durch. Gewiß hegt der General keine größere Achtung vor dem Parlament als der Kanzler, so daß es nicht die Furcht vor einem Mißtrauensvotum sein kann, die ihn allmählich dem Präsidialkabinett entfremdet hat. Aber Schleicher will der Scharnhorst der Deutschen Republik werden. Wie der große Militärreformer der Befreiungskriege die Grundlage des Volksheeres in der Vermehrung der Volksrechte erblickte, so dürfte auch Schleicher zu der Überzeugung gelangt sein, daß man nicht gegen ein Volk, dem man die Waffe in die Hand drücken will, regieren kann. Die jüngern militärischen Ratgeber des Ministers sind es anscheinend gewesen,

die ihn für diesen neuen Kurs gewonnen haben, der eine Trennung von der reaktionären Politik der Kabinettsmehrheit bedeutet.

Vorläufig allerdings steht die Wehrhaftmachung des deutschen Volkes noch nicht so nahe bevor, daß in der Bendlerstraße bereits „das Kommando Scharnhorst" eingezogen wäre. Man beschäftigt sich jetzt intensiver mit andern Ideen, die auch bei den Unterhandlungen mit dem französischen Kammerdeputierten Fribourg eine Rolle gespielt haben. Die Motorisierung der Reichswehr, die angeblich keine Erhöhung des Wehretats mit sich bringen wird, ist das nächste Ziel von Schleichers Politik. Man nimmt an, daß die außenpolitischen Hemmungen durch diplomatische Verhandlungen zu überwinden sind. Bezeichnend für die Konzessionen, die der „sozialistischen" Strömung gemacht werden, ist es auch, daß man die Motorisierung gern mit dem Hinweis auf die „sozialen" Vorzüge einer gut beschäftigten Rüstungsindustrie empfiehlt. Aber der „Sozialist" Schleicher geht noch einen Schritt weiter. Die Schwerindustrie, die sich jeden Tag dem Meistbietenden verkaufen würde, muß ganz unter staatliche Kontrolle gebracht werden. Also ist nicht nur die Abwehr irgend einer tatsächlichen oder angeblichen Überfremdungsgefahr sondern stärkster Einfluß des Fiskus auf Produktion und Absatz erwünscht. Die Verstaatlichung von Kohle und Eisen hat wehrpolitische Hintergründe. Aber auch diese Gedanken würde der General von Schleicher nicht so energisch fördern, wenn ihm nicht ein wirtschaftlicher Ratgeber von besondrer Autorität zur Seite stünde. Jener aus dem Dunkel in die deutsche Politik eingreifende Wirtschaftsführer, der in Schleicher bereits den kommenden Mann erkannt hatte, als dieser noch Chef des Truppenamtes war, ist kein andrer als der in allen Sätteln gerechte Otto Wolff. Es gehört zu den vielen Paradoxen der jüngsten politischen Entwicklung, daß der Großindustrielle den General für die Sozialisierung der Montanindustrie zu gewinnen sucht. Der Schlüssel für die Haltung Otto Wolffs findet sich vielleicht in seinem kürzlich veröffentlichten, hier noch zu würdigenden Werk „Die Geschäfte des Herrn Ouvrard". Über den großen Spekulanten, der dank seinen Beziehungen die bedeutendsten Finanztransaktionen während der französischen Revolution, des Kaiserreichs und der Bourbonenherrschaft durchführte, sagt ein von Otto Wolff zitierter Zeitgenosse: „Das Genie der Minister des Kaiserreiches und der Restauration ist in den kritischen Momenten nichts andres als die Inspiration Ouvrards." Otto Wolff scheint die Flick-Transaktion der Regierung Brüning ebenso inspiriert zu haben, wie er jetzt im Begriff ist, den sozialistischen Schleicher-Kurs zu beeinflussen. Otto Wolffs geschäftliches Interesse besteht wahrscheinlich darin, einmal der große deutsche Heereslieferant (siehe Ouvrard!) zu werden. Die Veräußerung seiner Industriebeteiligungen an den Staat würde ihm in diesem Falle wohl auch nicht unwillkommen sein.

Wenn es gelingen sollte, den Reichswehrminister aus militärischen Gründen von der Notwendigkeit einer sozialen oder gar sozialistischen Politik zu überzeugen, so sind es politische

Gründe, die gleichfalls eine Annäherung an die breiten Volksmassen als zweckmäßig erscheinen lassen. Nur notdürftig verkleidet das Kabinett Papen die Schwäche seiner Regierungsbasis mit äußern Kraftbeweisen. Schleicher, zweifellos der beste Kopf im Kabinett, ist sicherlich davon überzeugt, daß auch eine autoritative Regierung eine wirkliche Basis haben muß. Fünfundsiebzig Prozent des deutschen Volkes sind — nach einem Ausspruch Gregor Straßers — sozialistisch; warum sollte dann nicht mit diesen fünfundsiebzig Prozent regiert werden können? So großartig der Gedanke sein mag, unter der Parole des Sozialismus Straßer, Stegerwald und Leipart zu vereinigen, so unmöglich ist die Verwirklichung eines solchen Planes. Die gewerkschaftlichen „Querverbindungen" sind politische Spielereien eines Feldherrn, vergleichbar den phantastischen Staatengründungen der deutschen Armee während des Krieges. Mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit sind während der letzten Woche diese Hirngespinste in die Öffentlichkeit lanciert worden. Die Herren im Reichswehrministerium machen aber folgenden Fehler: Bei den Nationalsozialisten gibt es keine eigentlichen Gewerkschaftler, da dort die Arbeiterschaft fast völlig fehlt. Die Mitgliedschaft des Abgeordneten Stöhr beim Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband, der seinerseits dem deutschen Gewerkschaftsbund angeschlossen ist, dürfte eine sehr schmale Brücke ins gewerkschaftliche Lager sein. Ganz unmöglich aber ist es, die übrigen Gewerkschaftler von ihren Parteien zu trennen. Weder kann man den christlichen Gewerkschaftler vom Zentrum noch den freien Gewerkschaftler von der Sozialdemokratie losreißen. Selbst wenn sich der eine oder der andre Führer durch glänzende Versprechungen verlocken ließe, seine Verbandsstellung mit einem Posten in einer künftigen fascistischen Gewerkschaftsbureaukratie zu vertauschen, würde ihm die breite Masse der Mitglieder und der Funktionäre auf diesem Wege niemals Gefolgschaft leisten. Die freien Gewerkschaften sind sich dieser Konsequenzen auch durchaus bewußt und haben einer kürzlich an sie ergangenen Einladung des Reichswehrministers keine Folge geleistet.

Die Väter der „Querverbindungen", die Förderer des Neo-Sozialismus Wolff-Schleicherscher Observanz und die Protégés dieser beiden Mächtigen in Staat und Wirtschaft sind die Leute des ‚Tat'-Kreises. Niemand hat in der heutigen Zeit mehr Zulauf als die Hellseher. Seit Ferdinand Frieds „Ende des Kapitalismus" glaubt man, daß in der ‚Tat' die Zukunft enthüllt wird. Manchmal geschieht dies in dem schwülstigen, wenn auch wissenschaftlichen Tone, der seit den Tagen des Delphischen Orakels die charakteristische Eigenart aller Propheten ist. Aber genau wie die Priester des Apollo, die aus den hysterischen Schreien der Pythia eine Wahrsagung konstruieren mußten, auch über gute Informationen verfügten, werden die ‚Tat'-Propheten durch ihre internen Kenntnisse gewisser politischer Vorgänge unterstützt. Die Probe aufs Exempel lieferte erst kürzlich die von diesem Kreise mit Unterstützung Otto Wolffs neu ins Leben gerufene ‚Tägliche Rundschau', als sie sich über die Arbeitsbeschaffungspläne der Regierung so

gut informiert zeigte, wie dies nur ein Kabinettsmitglied sein konnte. Überzeugender als die Zukunftsphantasien Frieds und Zehrers hat aber zweifellos die scharfe Analyse des sterbenden Kapitalismus auf Wirtschaftsführer und Politiker gewirkt — auch auf den General von Schleicher. Für diesen unbedingten Verteidiger staatlicher Autorität ist es unvorstellbar, daß man Industrie und Banken, die innerlich längst morsch geworden sind, die von Staatssubventionen, Krediten und Garantien ihr Dasein fristen, die frühere Machtfülle beläßt. Herr von Schleicher wird auch die volle Zustimmung der wirklichen Sozialisten besitzen, wenn er eine Staatskontrolle dort verlangt, wo der Staat Kapital investiert hat. Allerdings sind die Motive des Wehrministers grundsätzlich von denen der Linken verschieden. Nicht an einer neuen Gesellschaftsordnung, die Rohstoffe und Produktionsmittel vergesellschaftet, ist Herrn von Schleicher gelegen; für ihn steht lediglich die Aufrechterhaltung der Staatsautorität im Vordergrund. Der Fiskus verwaltet den Kriegsschatz und nicht den Universalbesitz der Gesellschaft.

Wenden wir uns aber von der ökonomischen Theorie und der staatspolitischen Doktrin zu den menschlichen Trieben, die auch einem Wehrminister und seinem Stabe innewohnen, so spürt man die Erhebung eines dreizehn Jahre lang von sogenannten Wirtschaftsführern gesellschaftlich in den Hintergrund gedrückten Offiziersstandes. Als die Generale 1918 bankrott gemacht hatten, begann die Aera der Generaldirektoren. Nachdem diese jetzt dort angelangt sind, wo die Militärs nach der Niederlage standen, drängen wiederum die Generale zur Macht. Wenn die feudalen preußischen Kavalleriepferde auf dem Wege, der über das Trümmerfeld des Kapitalismus zur Staatsgewalt führt, den Dienst versagen, dann schwingt sich der General bedenkenlos auf das Kosakenpferdchen, das soeben erst aus dem verflixten Bolschewistenstall hervorgeholt wurde.

Ueber die Ursachen des nationalsozialistischen Erfolges

von Kurt Hiller

II

Doch selbst wem alle Eschatologie fernliegt und wer vom Sozialismus nichts als Sozialismus will, nämlich die Einrichtung einer gerechten und zweckmäßigen Wirtschaft, gerät leicht zu skeptischen Ergebnissen, und grade er, wenn er die Wirklichkeit der sozialistischen Parteien in den beiden letzten Jahrzehnten der deutschen Geschichte überdenkt. Diese Wirklichkeit brachte dem Proletariat keinen bescheidensten Anfang von Sozialismus — trotz wiederholter Gelegenheiten (1918/19! 1923!); diese Wirklichkeit baute immer nur wieder die Armen, nie die Armut ab; sie vervielfachte die Armut; der Marxismus, durch seine Gespaltenheit unfruchtbar, und nicht nur durch sie, ließ das Schlimmste zu; er verbrauchte seine Energien im innern Hader. Von seinen politischen Organisationen, von seinen

Agitationen profitierten die Organisatoren und Agitatoren; sonst niemand. Zumindest empfanden Millionen das so.

Über das Philistertum der Sozialdemokratie, über ihren Mangel an Haltung, über ihren seit 1914 fast permanenten Verrat an den eignen Prinzipien ist auf diesen Blättern zur Genüge geschrieben worden. Ihre wiederholten und groben Konzessionen an den trivialsten Nationalismus konnten diesen nicht schwächen; ihre dauernde Stützerei des demo-kapitalistischen Systems stärkte ihn nur. Aus zu moderierter Politik einer Linkspartei zieht, nach seltsamen aber realen massenpsychologischen Gesetzen, nicht so sehr die ultralinke wie eine ultrarechte Partei den Nutzen!

Von der Kommunistischen Partei stieß vor allem die Grunddoktrin ab. Ich will nicht wiederholen, was ich hierüber an dieser Stelle oft ausgeführt habe, zuletzt in der Betrachtung „Sind wir Marxisten?" (Heft 26). Aber ich möchte dem etwas hinzufügen, etwas, was mir angesichts eines sehr dominanten Typs in der NSDAP wichtig erscheint: der proletarisierten oder halbproletarisierten Jugend aus den „gebildeten Ständen". Um dieses Typs willen hätte ein psychagogisch kluger Marxismus immer wieder betonen müssen, daß es nicht auf Galvanisierung des proletarischen Zustands, nicht auf „proletarische Kultur", sondern auf Beseitigung dieses Zustands und Überwindung dieser „Kultur" ankommt. Zu unterstreichen war: die Kulturwerte, die das Bürgertum hervorgebracht hat (in Künsten, Philosophie, Wissenschaften, Technik), sollen nicht zerstört, sondern in ihrer zeugungsstarken Lebendigkeit dem Bewußtsein eines schöpferischen Proletariats einverleibt werden, das aufzuhören berechtigt ist, Proletariat zu sein. Denn nicht darauf — hätte man betonen sollen — werde abgezielt, die Besitzenden zu Proletariern, sondern darauf, die Proletarier zu Menschen zu machen, die Anteil haben an allen sinnlichen und geistigen Gütern dieser Erde.

Hiervon hörte man wenig oder nichts. Oder das Gegenteil. Man hörte über das Außerökonomische platte Phrasen. Geist wurde bagatellisiert zur Ausschwitzung der Produktionsverhältnisse. Man hörte Antiphilosophie. Man hörte: „Proletkult". Welch Unsinn! Enteignet werden soll freilich die dünne Schicht von Eigentümern der Produktionsmittel; enteignet ganz gewiß auch des Bildungsmonopols. Die Gesamtheit der Nation aber der bisher gewonnenen Früchte dieses Monopols zu enteignen, statt sie ihr zu übereignen, wäre doch Wahnsinn! Daß die Produkte einer kapitalistisch unterbauten Kultur selber Dokumente des Kapitalismus und von seinem Wesen durchsogen seien, ist ja nur in einem äußerst beschränkten Sinne richtig. Die Höchsterzeugnisse jeder Kultur tragen überzeitlichen, überrassischen, überklassenhaften Charakter und haben auch ihren Wert und ihre Bedeutung jenseits von Zeit, Rasse, Klasse. Man denke an die gotischen Kathedralen, an die Bildwerke der Renaissance, an Bach, an Goethe. Die Amenophisbüste ist in ihrem Wesen, Sinn und Rang nicht erschöpft durch Einreihung unter die Symptome der altägyptischen Sklavenwirtschaft. Kant ist nicht „frühkapitalistische" Philosophie und Nietzsche nicht „hochkapitalistische". Ein Pfirsich wird gewiß unter anderm be-

dingt sein durch den Mist, mit dem die Erde gedüngt wurde, in der der Baum wurzelt, an dem er reifte; aber es besteht keinerlei Wesensgleichheit oder auch nur Wesensverwandtschaft zwischen Pfirsich und Mist. Schuf die Bourgeoisie Kulturwerte, so waren sie wertig jenseits ihrer bürgerlichen Herkunft. Schafft das Proletariat Kulturwerte, so werden sie wertig sein jenseits ihrer proletarischen Herkunft. Worauf es ankommt, ist: das Proletarische nicht zu konservieren, sondern die Diskrepanz zwischen Bürgertum und Proletariat zu beseitigen, nämlich die Klassen abzuschaffen. Für diese Tendenz haben viele Proletarisierte Sinn, die sich grade deshalb nicht gern als „Proletarier" angesprochen hören, gar mit jenem Tonfall der „Proletkult"-Trottel, als sei die proletarische Lebensform die zu erstrebende und irgendwie heilig. In Wahrheit ist die bourgeoise Lebensform nur deshalb wert, daß sie zugrundegeht, weil die proletarische Lebensform wert ist, daß sie zugrundegeht. Es soll keine Besitzbürger, keine Kapitalisten, aber es soll auch keine Deklassierten, keine Proletarier mehr geben! Dem Proletariat ist nicht zu schmeicheln, sondern es ist als Kategorie aufzuheben. Wir wollen eine Gesellschaft grundsätzlich gleichgeordneter schaffender Menschen, unter denen es wechselseitige Ausbeutung nicht mehr gibt, geschweige denn wechselseitiges Abschlachten; unter denen es aber allerdings Auslese gibt, endlich freie, das heißt von der Besitzlage unabhängige Auslese, so daß die wahren Werte zu ihrer Geltung kommen, statt der Geldwerte, und jeder den Platz in der Gesellschaft einnehmen darf, der seinem Range, das heißt: seinen natürlichen, angeborenen oder durch Training erworbenen, durch Willenskraft gesteigerten Eigenschaften, entspricht. Erst der Sozialismus schafft die Möglichkeit einer echten Aristokratie, eines wirklichen, aus der Gesamtsubstanz einer Nation sich ständig erneuernden Adels und einer Beherrschung der Gesellschaft, zuletzt der Erdgesellschaft, durch solchen Adel.

Was hat dieser Gedanke mit den Ursachen des nationalsozialistischen Erfolges zu schaffen? Allerlei! Die Vernachlässigung dieses Gedankens auf Seiten der Materialisten oder die kuhblöde Ahnungslosigkeit ihm gegenüber trieb sicherlich tausende wertvoller junger Leute — nicht auf dem Wege über das begriffliche Denken, aber auf dem Wege über den Instinkt — zum Hakenkreuz. Die Theorie von den „Untermenschen" wurzelt in diesem Instinkt. Ganz gewiß liegt im Proletarismus, in der Verherrlichung eines Sozialtyps, dem es grade aufgegeben ist, durch solidarischen Kampf sich selbst zu überwinden, eine Art Kultus des Inferioren; und es sind zweifellos durchweg inferiore Typen, die ihn üben. Trotzki hat diesen Kult scharf bekämpft. Bernard Shaw sagt (im Nachwort zu ‚Androklus und der Löwe'): „daß revolutionäre Bewegungen ebensosehr Leute an sich ziehen, die für die bestehenden Institutionen nicht gut genug sind, wie solche, die dafür zu gut sind." Unter unsern kommunistischen Agitatoren und Journalisten ist die Sorte Derer, „die für die bestehenden Institutionen nicht gut genug sind", zurzeit etwas reichlich vertreten. Wer das feststellt, verkennt wahrhaftig nicht, daß es

erst recht bei den Nazis von „Untermenschen" wimmelt und daß überhaupt „Unter-" und „Über-" nicht nach Parteien verteilt ist, so wenig wie etwa nach Rassen.

Wenn ich dergleichen ausspreche, so weiß ich, wie ungeheuer fern ich den Wegen bin, auf denen die Prälaten des Marxismus schreiten; ich weiß aber auch, wie ungeheuer fern die Prälaten des Marxismus den Seelen grade der besten Jugend unsres enteigneten Mittelstandes sind. Eben, weil sie das sind, wird der Marxismus so wenig attraktiv, so wenig suggestiv. Wirtschaft allein tuts nicht — zumal wenn man, theoretisch auf Umsturz ihrer Form aus, durch feige oder durch sture Taktik sie praktisch läßt, wie sie ist.

Wir wollen, daß die Vernunft herrsche. Sozialismus ist nichts als angewandte Vernunft. Aber wir wollen nicht das Irrationale im Menschen leugnen, weder das Sein des Irrationalen noch die Macht des Irrationalen noch auch den Wert des Irrationalen. Der Marxismus erfaßt es nicht; und er packt daher von Denen, die er, ihrer wirtschaftlichen Situation nach, packen könnte und packen müßte, einen sehr erheblichen Teil nicht. Er stößt ab, statt zu gewinnen; statt aus den kosmischen Nebeln ihrer Gefühle und Ideen jene Werte herauszusondern, die gesunde Substanz sind, verspottet er Gefühl und Idee, Adel und Gefolgschaft und den Wert jeder Bindung außer der an die Klasse; pocht er auf seine erbärmliche Enge. „Alle Versessenheit und Verbohrtheit, alle Unduldsamkeit und einsichtslose Ungerechtigkeit und all das hämische Wesen, das fortwährend aus den Wissenschafts- und Parteiherzen der Marxisten zutage tritt" (die Worte stammen von Gustav Landauer!), sind schuld daran, daß Millionen zum Sozialismus Reife leider vom Aftersozialismus, vom Nationalsozialismus, abgefangen werden konnten.

Diese Verbohrtheit, diese pfäffische Engherzigkeit schlug ja sogar die eignen Leute. Es gab und es gibt keine Diskussionsmöglichkeit bei den Marxisten — weder in der Kommunistischen Partei noch in der Sozialdemokratischen noch in ihren Sezessionen. Wer in einem Punkt oder gar in einigen von der vorgeschriebenen Linie abweicht, der fliegt — mag er noch so zielklar, noch so zieltreu sein.

In allen Adern dieses Parteilebens beengt und beschränkt der Kalk den schöpferischen Blutstrom. Die Bonzen vertreiben die Buddhas. Am verhaßtesten bei den Vätern der permanenten Spaltung sind Die, die wirklich und leidenschaftlich die Wiederherstellung der sozialistischen Einheit wollen. Eine Einheit der Aktion kann sehr wohl in Richtungen, selbst in Fraktionen gegliedert sein. Hätten wir die Rote Einheit, statt dieser grauenhaften Zersplitterung, so würde auf die proletarisierten und zunächst atomisierten Teile des ehemaligen Kleinbürgertums zweifellos ein ganz gewaltiger Magnetismus ausgeübt worden sein — trotz allem. Die Einheit fehlt; so wurde Hitler zum Magnetblock (— nicht, ohne daß die Schwerindustrie viel Eisen dazu gestiftet hätte!).

Wenn mein Versuch, die Ursachen des nationalsozialistischen Erfolges zu ergründen, ein Appell an die Linke zur Selbstkritik wird, so kann ich von diesem Appell den Pazifis-

mus nicht ausnehmen. Er ist keineswegs frei von Schuld. Nicht seine Idee zwar; aber die Form, in der sie seit längerm am sichtbarsten auftrat. Der landläufige Pazifismus, der sich in Deutschland am meisten aufdrängende Stil Pazifismus hätte das Gediegene, Wertvolle in der antipodischen Lehre und Haltung erkennen sollen, anerkennen sollen, in die eigne Lehre und Haltung hineinarbeiten sollen; aber er neigte dazu, es zu verketzern und zu verhöhnen. Heroische Selbstaufopferung, Zucht um einer Sache, einer (wenn auch halluzinierten) überindividuellen Sache, einer (wenn auch falschen) Idee willen, Kameradschaftlichkeit und Abstandsgefühl, Freude am Führer, Hingabe des Führers an die Geführten, unter welchen die Führer von morgen sind, wechselseitige Treue, Einswerden von Körper und Gedanke, physische, charakterliche und intellektuelle Straffheit, Sauberkeit in allen Hinsichten, Zuverlässigkeit, Exaktheit, Präzision — lauter Tugenden, wenn auch militärische. Der Brauch, sie verächtlich zu machen, ist unbrauchbar für gesunde Jugend. Der landläufige Pazifismus, statt dem Bellizismus kräftig zu Leibe zu gehen (den er, zum Beispiel, im völkerbündischen Sanktionskrieg munter leben ließ), stürzte sich auf den Militarismus.

Nun bedeutet „Militarismus" zweierlei. Meint er die unbefugte Einmischung von Generalen in die Politik — eine Erscheinung, wie sie weder der Sowjetismus noch die westlichen Demokratien kennen, sondern wie sie nur in amerikanischen Urwaldstaaten, in Ostasien, auf dem Balkan und in der deutschen Republik vorkommt, so bleibt er eine Schande und ein Skandal. Aber „Militarismus" kann auch etwas völlig Andres, eine Lebensform, einen Stil, die Funktionsweise einer Gemeinschaft bezeichnen. Es läßt sich ein Militarismus ohne Mordwerkzeuge, ein Militarismus der spirituellen Aktion denken, ein Militarismus, wie er beispielsweise — im Dienste eines, wie wir glauben, abgelebten und abzulehnenden Ideals — die katholische Kirche lebendig erhielt, eine disziplinierte und militante Art geistigen Vorstoßes, zu der nur die Décadence, die Ziellosigkeit, der Nihilismus Nein sagt. Beste Jugend sehnt sich danach. Der landläufige Pazifismus lacht darüber. Er lacht auch über die Glut nationalen Empfindens. Statt darzutun, warum es verhängnisvoll, sinnlos, verbrecherisch ist, den Krieg sich an ihr entzünden zu lassen, wünscht er sie auszulöschen. Sie ist aber triebhaft, menschentümlich-originär, entspricht, wie die Liebe, einem Ur-Instinkt; das vulgärpazifistische Attentat auf sie, häufig verübt von körperlich Unzulänglichen, kennzeichnet sich mithin als eine besondere Art von Muckertum. Der landläufige Pazifismus ist dumpf-irrendem, aber ehrlichem Nationalgefühl meist mit Frivolität begegnet; statt den Krieg zu entehren, hat er zu oft Die verhöhnt und beschimpft, die, in der Illusion des Dienstes an einer erhabenen Idee, sich opferten oder die geopfert wurden; er hat in seiner Mitte sogar einen Klüngel geduldet und duldet ihn noch, der nicht, wozu wir alle bereit sein wollen, den Krieg an den Frieden, sondern der die deutschen Imperialisten an die Imperialisten der Nachbarstaaten verrät. Man arbeitet nicht gegen die Revanche, wenn man die Revision ablehnt. Die nationale Leiden-

schaft sollte aus ihrer modernen Verrohung erlöst, sollte von Volkserziehern zum Gegenstand einer planvollen Veredlungskampagne gemacht werden; aber man sollte nicht versuchen, sie aus den Seelen zu roden. Das Nationalgefühl will in den Internationalismus eingebaut, nicht verdrängt sein. Der übernationale Gedanke kann Werbekraft nur dann entfalten, wenn er den nationalen als Bestandteil enthält. Ratio vermag sich nur zu verwirklichen, wenn sie irrationale Tatbestände umfaßt.

Der legendäre Erfolg einer Partei, deren Ansprung zur Macht zwar fraglos eine Aera der Herrschaft brutaler Subalternität, geistfreien Sadistentums, vollkommener Barbarei einleiten würde, vielmehr eingeleitet hat, kann gleichwohl nicht simpel als bloßer Triumph der Dummheit oder der Roheit oder gerissenen Demagogentums oder hohenzollernschen Geldes gebucht werden oder als zwangläufiges Ergebnis der Wirtschaftskrise. Wie ein Staat nach einem verlorenen Kriege, so muß die Linke jetzt endlich beginnen, die Schuld hier bei sich selber zu suchen und Folgerungen zu ziehen; der Erkennende hegt keinen Zweifel, daß nur ein gereinigter Pazifismus, daß nur ein auf erneuerte ideologische Grundlage gestellter und geeinigter Sozialismus den „Nationalsozialismus" zur Strecke bringen wird.

Plädoyer für Litten von Erich Cohn-Bendit

Sturmbannführer Schulze: „Wir haben heute noch eine kleine Sache vor, wenn wir Kommune treffen, umlegen, und dann weg. Die Polizei soll sich wundern, wenn sie etwas Schwarzes auf der Erde liegen sieht."

Nach dieser Erklärung wurde ein Kampflied gesungen... Die übrigen SA-Leute — etwa 150 Personen — traten unter Führung des Schulze den Weg in Richtung Reinickendorf (Felsenecke, Laubenkolonie) an.

Anklageschrift im Felsenecke-Prozeß, Seite 25

Meine Herren Richter, meine Damen und Herren Geschworenen, Sie haben eine „so hohe Meinung von der Ihnen anvertrauten Aufgabe der Rechtsfindung" — wie Sie so schön sagen —, daß Sie sich dazu verleiten ließen, sich nicht nur mit der Ihnen anvertrauten Rechtsfindung zu beschäftigen sondern sich zugleich auch rechtsschöpferisch zu betätigen. Als Ergebnis dieser Tätigkeit haben Sie vorerst beschlossen, daß der Kollege Litten als Verteidiger von Angeklagten nicht mehr zugelassen wird. Sie geben selbst zu, daß Ihr Beschluß sich auf eine ausdrückliche, diesen Fall treffende Bestimmung des Gesetzes nicht stützen läßt; aber Sie halten die Zulässigkeit dieser Maßnahme aus verschiedenen, gänzlich unzutreffenden Gründen für selbstverständlich. Wenn Sie diese Frage zu Ende gedacht hätten, was Sie, wie bei andern von Ihnen verkündeten Beschlüssen nicht getan haben, so hätten Sie zu dem Ergebnis kommen müssen, daß nach der geltenden und für diesen Prozeß durch keine Notverordnung aufgehobenen Strafprozeßordnung die von Ihnen getroffene Maßnahme nicht zulässig ist. Natürlich kann man mit schlechten und Scheinargumenten auch die Frage diskutieren, ob der Vor-

sitzende den Verteidiger hinauswerfen könne. Da ich annehme, daß Sie die juristische Literatur zu dieser Frage vor Beschlußfassung geprüft haben, dürfte Ihnen bekannt sein, daß der Rechtsanwalt Graf von Pestalozza im Jahre 1925 in einem Aufsatz der ‚Juristischen Wochenschrift' die Frage mit einer Gegenfrage beantwortet hat: „Darf das Gericht während des Plädoyers sich mit Kartenspielen vergnügen, oder darf der Staatsanwalt die Wirkung seines Plädoyers durch Einlage eines selbstgesungenen Liedes erhöhen?" Halten Sie sich für befugt, meine Herren Richter, zu beschließen: Herr Staatsanwaltschaftsrat Dr. Dr. Stenig wird als Vertreter der Staatsanwaltschaft nicht mehr zugelassen? Die bloße Frage, ob Sie das Recht haben, einen unbequemen Verteidiger hinauszuwerfen, verletzt das Ansehen des Anwaltsstandes. Es hat keinen Zweck, über eine Frage zu diskutieren, wenn die Frage grundsätzlich falsch gestellt ist. Bitte, berufen Sie sich nun nicht auf einen nach Ihrem Beschluß erschienenen Artikel von dem Kollegen Professor Doktor Alsberg. Ich bedaure es, daß Herr Kollege Alsberg, den ich als Verteidiger, wie Sie, und als maßgebenden Strafprozessualisten außerordentlich schätze, in diesem Augenblick einen zu Mißverständnissen Anlaß gebenden Artikel veröffentlicht hat. Ich benenne Herrn Kollegen Alsberg als sachverständigen Zeugen dafür, daß der Artikel mißverständlich ist. Alsbergs Argumente sind auch nicht zutreffend: Er prüft die Zulässigkeit eines Gerichtsbeschlusses und kommt zu dem Ergebnis, daß die Maßnahme „als Ausfluß der Sitzungspolizei des Vorsitzenden" zulässig sei. Die Untersagung der Verteidigung hätte danach von dem Herrn Vorsitzenden angeordnet werden müssen. Nun ist aber im Jahre 1921 durch Änderung der Strafprozeßordnung dem Vorsitzenden das bis dahin bestehende Recht genommen worden, einen Verteidiger wegen Ungebühr in eine Ordnungsstrafe zu nehmen. Wenn er nicht einmal eine Ordnungsstrafe von zehn Mark gegen den Verteidiger verhängen kann, dann sollte er das Recht haben, ihn wegen Ungebühr einfach hinauswerfen zu dürfen? Im übrigen ist in dem Artikel „vom politischen Tageskampf" die Rede. Anscheinend ist Alsberg nach den Pressemeldungen der Ansicht, Herr Kollege Litten hätte im Schwurgerichtssaal eine Rede wie Danton im Convent gehalten, oder Sie, meine Herren Richter, aufgefordert, anläßlich der verschiedenen Wahlen, die während dieses Prozesses stattfanden, Ihre Stimme für die Kommunistische Partei abzugeben? Dies ist, wie Sie bestätigen müssen, nicht geschehen. Was liegt vor? „Mißbrauch des Frage- und Antragsrechtes, unerhörte Vorwürfe gegen Polizei- und Gerichtsbeamte aus Absicht der Prozeßverschleppung und der politischen Propaganda." Herr Kollege Litten hat Ihnen, meine Herren Richter, „in unangemessen langen, bis zu einer Stunde dauernden Begründungen" — wie Sie sagen —, welche Sie zu „zeitraubenden Beschlüssen" zwangen, immer wieder klarzumachen versucht, daß nur durch ein sehr intensives Verhör, das heißt durch sehr viele Fragen, die SA-Zeugen in die Enge getrieben, Widersprüche aufgedeckt werden und damit die Möglichkeit ge-

schaffen werde, an die Wahrheit über die Schuld in dem hier zur Verhandlung stehenden Vorfall heranzukommen. Mit der Zahl der Fragen wächst die Wahrscheinlichkeit, die Wahrheit zu ermitteln. Meine Herren Richter, wenn Sie die Richtigkeit dieses Gedankenganges bestreiten sollten, so wird der Vorwurf mangelnder Objektivität von Herrn Kollegen Litten gegen Sie mit Recht erhoben. Ob seine Fragen ungeeignet oder nicht zur Sache gehörig waren, darüber wird endgültig das Reichsgericht entscheiden. Vor dem Schwurgericht bestimmt der Verteidiger nach pflichtgemäßem Ermessen, was er fragen will, und Sie können darüber entscheiden, ob die Beantwortung der Frage zugelassen wird oder nicht. Wir lassen uns, meine Herren Richter, die Fragen, welche wir nach unsrer Ansicht zu stellen haben, von Ihnen nicht vorschreiben.

„Unberechtigte Vorwürfe gegen die Polizeibeamten"? Wenn Sie dem Kollegen Litten vorwerfen, er habe die Beamten grundlos verdächtigt, so frage ich: Ist es nicht richtig, daß der Herr Vorsitzende Litten gegenüber geäußert hat, wenn er gewußt hätte, daß der Polizeiwachtmeister Oldenstedt seine Pistole einem SA-Mann zum „Halten" gegeben hat, so hätte er die Vereidigung dieses Zeugen ausgesetzt?

„Unberechtigte Vorwürfe gegen die Staatsanwaltschaft"? Herr Staatsanwaltschaftsrat Dr. Dr. Stenig hat zwar noch nicht, wie sein Kollege Freiherr v. Steinäcker, den ‚Angriff', das Fachblatt für Mordanstiftung und Pogromhetze, zu dem Bekenntnis benutzt, daß auch er in seinem Innern schon lange zur NSDAP gehöre; dies kann man aber auch durch konkludente Handlungen bekunden, indem man nämlich eine Anklage wegen Anstiftung zum Morde gegen den Sturmbannführer Schulze, dessen Äußerung ich oben zitiert habe, nicht erhebt.

„Unerhörte Angriffe gegen das Gericht"? Ist es verboten, dem Gericht mangelnde Objektivität vorzuwerfen, obwohl die Strafprozeßordnung dem Verteidiger das Recht gibt, Richter wegen Besorgnis der Befangenheit abzulehnen? Obgleich der Herr Vorsitzende sich bescheinigt, daß er die Zeugen „gründlich und umfassend" vernommen habe, muß ich Ihnen sagen: Die Verteidigung ist trotzdem bezüglich der Objektivität des Gerichts andrer Ansicht. Die Gründe Ihres Beschlusses geben uns erst recht Veranlassung, an Ihrer Objektivität zu zweifeln. Wenn Sie Herrn Kollegen Litten vorwerfen, er wolle nicht „verteidigen" sondern „agitieren", so zeigen Sie nur, daß Sie zwar eine sehr hohe Meinung von der Ihnen anvertrauten Aufgabe, aber überhaupt kein Verständnis für das Wesen der Verteidigung und die Aufgabe des Verteidigers in diesem Prozeß haben. „Agitation"?! Sie wissen, daß der Kollege Litten nicht zur Kommunistischen Partei gehört, weil er links von ihr steht; seit Wochen ist im Gerichtssaal die Presse nicht vertreten. Aus welchem Grunde sollte der Kollege Litten eigentlich politische Propaganda zu treiben versuchen? Für die zwanzig Zuhörer, Verwandte und Bekannte der Angeklagten, die der Herr Vorsitzende in gesetzwidriger Beschränkung der Öffentlichkeit noch zuläßt? Oder sind Sie der Ansicht, daß Herr Kollege Litten versucht

habe, die Herren Staatsanwälte und Richter zum revolutionären Marxismus zu bekehren? Dann möchte ich Sie bitten, mir zu sagen, durch welche Fragen und durch welchen Antrag dies geschehen sein soll. Nein, dieser Verteidiger ist nicht „zurückhaltend", wie Herr Assessor Rosenthal-Peldram, der dafür von Ihnen ein Lobstrich erhielt — denn er weiß, daß er seine Fragen und Anträge vor dem Urteil stellen muß. Er redet nicht um die Sache herum, wenn er der Ansicht ist, ein Beamter habe seine Pflicht verletzt, er sagt es direkt.

Es ist die Aufgabe des Verteidigers, anzugreifen, um die Anklage zu erschüttern, um im Falle Felsenecke aufzuzeigen, wer Angreifer ist und wer in Notwehr gehandelt hat.

Diesen Prozeß mit mehr als zweihundert Zeugen zu leiten, ist gewiß nicht leicht; dieses Orchester von vierundzwanzig Angeklagten und zehn Verteidigern zu dirigieren, ist nicht leicht. Aber den Kollegen Litten trifft an der Dauer dieses Prozesses keine Schuld. Er ist nicht dafür verantwortlich, daß hundertfünfzig SA-Leute, die nun alle vernommen werden müssen, sechs Kameraden „begleitet" haben. Er kann bei der Verteidigung nicht auf die Kosten Rücksicht nehmen, die durch die „Gebühren für acht Offizialverteidiger", zu denen er nicht gehört, entstehen. Wenn Sie auf die Dauer der Untersuchungshaft der Angeklagten hinweisen, so erwidere ich Ihnen, daß die Mandanten des Herrn Litten lieber noch vier Monate in Untersuchungshaft als vier Jahre im Zuchthaus bleiben wollen.

Meine Herren Richter, wenn dieser Beschluß zulässig wäre, so könnte jedes Gericht einem ihm unbequemen Verteidiger schon nach dreistündiger Verhandlung mit den von Ihnen angegebenen Scheingründen die Verteidigung untersagen. Herr Kollege Litten hat sich durch die Art, wie er die Interessen seiner Mandanten wahrnimmt, in den Wochen dieser Verhandlung auch die Achtung der Mitverteidiger einschließlich des Kollegen erworben, der bekanntermaßen im nationalsozialistischen Lager steht. „Verletzte Würde des Gerichts"? Solange Sie Herrn Kollegen Litten unsachliche Verteidigung vorwerfen, muß ich es ablehnen, mit Ihnen über die „Würde" des Gerichts zu diskutieren. Wir sind nicht gewillt, die Interessen unsrer Mandanten auf dem Altare Ihrer „hohen Aufgabe" — wie Sie sie auffassen — und Ihrer Autorität zu opfern. Eins werden Sie mit Ihrem Beschluß bestimmt nicht erreichen: Daß wir in jedem Gerichtssaal das zu sagen unterlassen werden, was wir als Verteidiger im Interesse unsrer Mandanten den Zeugen, den Polizeibeamten, Staatsanwälten und Richtern zu sagen für notwendig halten. Herr Kollege Alsberg, dessen Artikel Sie zu Ihrer Verteidigung vielleicht doch heranziehen werden, hat einmal am Schluß eines bekannten Plädoyers zu der Staatsanwaltschaft gesagt: „Ich werfe Ihnen Ihre Anklage zerrissen vor die Füße." Das war respektlos und deutlich. Ich möchte im Interesse der von dem Kollegen Litten vertretenen Angeklagten, im Interesse des Kollegen Litten und der Institution der Verteidigung gegenüber Ihrem Beschlusse nicht weniger deutlich sein.

Thomas Manns Blutschande, Rassen- und Landesverrat von Werner Hegemann

Eine neue, gradezu teuflische Verschwörung gegen das Heil der germanischen und romanischen Völker ist soeben durch nationalsozialistischen Scharfblick aufgedeckt worden. Es handelt sich um ein Verbrechen gegen die göttlichen Naturgesetze und gegen den heiligen Geist.

Um das riesige Ausmaß dieses neuen Verbrechens zu erfassen, ist ein kurzer Rückblick erforderlich.

Jedes Tier paart sich nur mit einem Genossen der gleichen Art. Meise geht zu Meise, Fink zu Fink, der Storch zur Störchin, Feldmaus zu Feldmaus, Hausmaus zu Hausmaus, der Wolf zur Wölfin usw.... Der Fuchs ist immer ein Fuchs, die Gans eine Gans.

Dies erkannte und verkündigte Adolf Hitler („Mein Kampf", 1930, S. 310 ff.) als „ehernes Grundgesetz des Lebenswillens der Natur". Aber im Jahre 1910 wurde in Berlin das Ungeheuerliche bekannt, woran sich noch mancher Vorkriegs-Berliner erinnern wird:

In der Brunnenstraße ist ein Unglück passiert;
Da hat die Ziege mit der Gans poussiert.

Treffend folgerte Adolf Hitler:

Der tiefste und letzte Grund des Unterganges des alten Reiches lag im Nichterkennen des Rasseproblems und seiner Bedeutung für die geschichtliche Entwicklung der Völker... Der Germane wird der Herr nur so lange bleiben, so lange nicht auch er der Blutschande zum Opfer fällt.

Aus diesen und ähnlichen tiefschürfenden Feststellungen Hitlers geht hervor, daß „der Untergang des alten Reiches" nicht durch dolchstößlerischen Marxismus sondern durch vorkriegliche „Sünde wider den Willen des ewigen Schöpfers" verursacht wurde. Aber Hitler sagt nicht, wann man dieser „Sünde" zu frönen begann. Dieses Datum muß man in den Schriften des „ersten Nationalsozialisten" suchen (zu dem bekanntlich Friedrich der Große neulich im Lustgarten vom SA-Führer Graf Helldorf ernannt worden ist). Wenn Friedrich II. auch die ganze furchtbare Gefahr des Verbrechens gegen die germanische Rasse noch nicht erkannte, so hat er doch wenigstens die Existenz des Verbrechens schon festgestellt. In seinem geheimen Testamente von 1768 (S. 178) schilderte der Große König die Moral seiner ostpreußischen Untertanen folgendermaßen:

Das Volk ist nicht schlecht. Es wird nichts Schlimmeres verbrochen, als daß sich junge Mädchen die Leibesfrucht abtreiben und daß junge Leute die Kühe liebkosen.

Der ahnungslose Große König scheint diese Dinge noch nicht mit der sittlichen Strenge Hitlers sondern noch gemütlich und mit wahrhaft königlichem Humor behandelt zu haben. Einer seiner zuverlässigsten Berichterstatter, de Catt, notierte folgende Äußerung Friedrichs II. vom 21. Juli 1759:

Er wollte einen Menschen mit einem Affen kreuzen... das gäbe eine Art ganz vergeistigter Wesen, gute Kanzler, Staatsminister, Sekretäre.

Vielleicht sogar Nationalsozialisten?

Schon als Kronprinz steuerte der große Friedrich demselben Ziele zu. Sein Vater hatte ihm das Gestüt Trakehnen geschenkt, wo er durch Kreuzung der kalten Stuten des Landes mit feurigen Araberhengsten recht brauchbare preußische Pferde erzeugte und jährlich zwölftausend Thaler damit verdiente. Auf dem Wege zu dieser einträglichen Blutmischungsanstalt schrieb Kronprinz Friedrich am 8. August 1739 an seinen Freund Jordan:

Ich bin an der Spitze fast aller Eheangelegenheiten des Landes. Sie wissen, daß ich bisher schon die Vaterschaftsbescheinigungen unterzeichnet habe; jetzt bin ich auf dem Wege ins Gestüt, wo alles gratis Nachkommen zeugen wird; so werde ich für die Vermehrung der Geschöpfe unserer Staaten, Menschen wie Tiere sorgen. Wenn Sie hier wären, gäbe ich Ihnen die Wahl zwischen dem hübschesten litauischen Mädchen und der schönsten Stute des Gestüts.

Daß diese heitere friderizianische Auffassung wichtiger Rassefragen von den Führern der nationalsozialistischen Partei schon gekannt und insgeheim sogar schon gebilligt wird, geht vielleicht aus dem Bericht hervor, den ‚Der Angriff' (immer vom 22. August) über den neuen amerikanischen Gestütsfilm „Vollblut" veröffentlichte und der — etwa nur zum Scherz? — gradezu nach einem neuen männlicheren „Fritzen" rief. Der ‚Angriff' schloß seine bewundernde Kritik mit den Worten:

Unsere Filmleute wollen anscheinend nichts lernen, sonst hätten sie den Amerikanern doch längst absehen müssen, wie man neue und wirkungsvolle Filme macht. Wir sehen unsre deutschen Gestüte bestenfalls in langweiligen Wochenschauen oder in noch langweiligeren, weil ungeschickt aufgezogenen „Kultur"filmen. Ist noch kein deutscher „Filmfritze" auf die Idee gekommen, unsre schönen Gestüte zu einem Spielfilm zu benutzen, statt aller Mias und Pias mal ein Pferd in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen und so für die deutsche Pferdezucht und den Reitsport zu werben? Oder ist dieser Sport etwa zu männlich?

Aber nicht nur das friderizianische Preußen und „das alte Reich" sind am „Nichterkennen des Rasseproblems und seiner Bedeutung" zugrunde gegangen. Ähnliches Nichterkennen hat Spanien ruiniert. Nach Ansicht immer desselben ‚Angriff' vom 22. August war in Spanien der Hauptsünder „die kastilianische Volksgruppe, die Nachkommen der alten Hidalgos, blutgemischt mit den jahrhundert (sic) dort lebenden Arabern." Araber sind bekanntlich Semiten, und Hidalgos waren ursprünglich germanischer Adel. Das Widerliche an dieser für jeden Germanen tief beschämenden Blutmischung ist, daß sie die von Hitler aufgestellten Rassengesetze auf den Kopf zu stellen schien. Statt durch „Blutschande" schwach und widerstandslos zu werden, erfrechten sich diese bastardierten Kastilier plötzlich, das Herrenvolk der ganzen Halbinsel zu werden. Der ‚Angriff' schreibt weiter:

Die Kastilier hatten sich als Ziel gesetzt, die umliegenden selbständigen Völker der Halbinsel an den fruchtbaren Ufern der Meere wegen ihres Reichtums mit allen Mitteln zu erobern, was ihnen auch mit Waffengewalt gelungen ist.

Die „umliegenden Völker" mit Barmitteln, die Galicier, die Basken und die Katalonier mußten sich also den Kastiliern genau so unterwerfen, wie in Deutschland etwa die Württemberger, Sachsen und Bayern sich den keineswegs germanisch

blutreinen, aber um so waffengewaltigeren Preußen unterwerfen mußten. Der ‚Angriff' berichtet sehr ernst:

Die Geburt der jungen spanischen Republik haben daher diese unterdrückten Völker als ihre Befreiung begrüßt. ... die ersten sonnigen Freiheitstage beim Ausruf der Republik wurden bald durch fremde Elemente getrübt, die die Gelegenheit benutzen, für die „Weltfreiheit" — wie sie sagen — d. h. für den Kommunismus zu agitieren.

Ähnlich wie den nordischen Pferden und den spanischen Kastiliern die Mischung mit Araber- oder Maurenblut scheint sie auch dem „unverschämten" Thomas Mann gediehen zu sein. Derselbe ‚Angriff' vom 22. August schrieb über Thomas Mann:

Wir müssen mit aller Schärfe verlangen, daß diese schreibende Mischung zwischen Indianern, Negern, Mauren und weiß der Teufel was sonst noch sich nicht mehr „deutscher Dichter und Schriftsteller" nennen darf. Was dieser Mann jetzt treibt, das ist nicht nur Vermessenheit und Unverschämtheit, das ist nach unsrer Ansicht schon glattweg Landesverrat.

Thomas Manns „Landesverrat" ist zweifach. Der ‚Angriff' enthüllt:

Mit einer Instinktlosigkeit ohnegleichen gab Thomas Mann dem Vertreter einer ausländischen Judengazette ein Interview, in dem er Adolf Hitler und die nationalsozialistische Bewegung auf das unverschämteste beschimpfte... Das ist Thomas Mann in voller Nacktheit. Hier läßt er wieder einmal die Maske des kultivierten, guten deutschen Bürgers fallen und beweist in aller Klarheit, daß kreolisches Blut in seinen Adern rollt.

Der ‚Angriff' scheint nicht zu wissen, daß Wesen und Stolz der Kreolen grade darin beruhen, daß sie ihre weiße Rasse völlig frei von fremdem Blute bewahrten. Aber der scheußliche Landesverrat Thomas Manns besteht dann auch darin, daß der Dichter dem internationalen „Anti-Kriegs-Kongreß" (in Amsterdam, 27. bis 30. August) „seinen Namen lieh", obgleich „in Deutschland jedes Kind weiß", daß dieser Kongreß „im Dienst der Sowjets arbeitet". Der ‚Angriff' erklärt:

Thomas Mann scheut sich nicht, seinen allerdings nicht mehr zugkräftigen Namen unter einen Aufruf folgenden Wortlauts zu setzen: „Wir rufen alle Frauen und Männer ohne Rücksicht auf ihre Zugehörigkeit zu politischen Parteien oder Gewerkschaften und alle proletarischen, kulturpolitischen und sozialpolitischen Organisationen auf, sich zum großen internationalen Kampfkongreß gegen den Krieg zu vereinigen. Setzen wir uns nicht der Schmach aus, nicht zu verstehen oder zu spät zu verstehen! Laßt uns das Gewissen wach rütteln, um den Willen zu stählen! Laßt uns den geschlossenen Widerstand organisieren! Laßt uns in einer mächtigen Woge alle Menschen zusammenfassen, die ein zweites Mal — und in welch furchtbaren Hekatomben — geopfert werden sollen!"

Der ‚Angriff' schließt seinen Protest gegen diesen verbrecherischen Aufruf mit einem Hinweis auf ähnliche Verbrechen des „schreibenden Gesindels" vom Schlage der Arnold Zweig und Emil Ludwig Cohn und mit den Worten:

Es ist dringendes Erfordernis der Zeit, dem verräterischen Treiben literarischer Subjekte ein Ende zu bereiten. Auch wenn sie Nobelpreise besitzen. Und dann erst recht!

Dann erst recht! Also herbei ihr „nationalen Kämpfer", ihr „Kameraden" Hitlers! Holt den landesverräterischen Nobelpreisträger aus dem Bett, zertretet ihm den Kehlkopf, bringt ihm neunundzwanzig Wunden bei und erschießt ihn von hinten!

Untermieter von Peter René

Untermieter sind auch Menschen. Wie jedoch die Vorsilbe schon andeutet, solche einer niedern Schicht, besser gesagt, einer minderwertigen Rasse. Etwa wie Neger, Juden oder Eskimos. Aus diesem Grunde werden sie symbolisch auch Aftermieter genannt. Ganz früher (also vor dem Krieg) — um historisch vorzugehen — spielten die Untermieter aus Gründen ihrer Minderwertigkeit eine vorstadtbegrenzte Rolle in den Kreisen des aufstrebenden Mittelstandes. Man sagt, daß in jener guten alten und vor allem geordneten Zeit die „möblierten Herren" grade in der Anzahl vorhanden waren, die man zur Füllung von überflüssigem Raum, konkaven Staatspensionen und konvexen Gerichtsakten (Alimentation, Ehebruch, Verführung Jugendlicher ...) sowie als Stoff der daraus sich ergebenden Romane und Dramen benötigte. Ferner stellten die möblierten Herrn das Hauptkontingent an Ehemännern für ledige Töchter (Philinchen). Diese harmonische und ausbalancierte Situation erhielt, wie alles andre, nach dem Krieg einen Dolchstoß in den Rücken und der damals scharenweis auftretende und ausschließlich „Aftermieter" genannte ägyptische Schrecken wurde von Staatswegen den Einzelhaushaltungen zwangsgestellt. Mit Kindergeschrei, Küchenschlachten, Grammophonmusik und verstopftem WC erkämpften sich die Aftermieter schnell das Terrain, wurden zu augenblicklichen Herrschern und chronischem Familiengespräch der ehemaligen. Kaum jedoch hatten sich die Obermieter nach Beendigung der Wohnungszwangswirtschaft wieder aus dem Hängeboden hervorgewagt, kaum war die Flut von Prozessen, Herzschlägen, Notzüchten und andern zwangsläufigen Auswirkungen menschlicher Verbundenheit auf engem Raum abgeebbt, da trat wieder ein völliger Umschwung in der wohnungspolitischen Lage ein. Der eben noch pestartig gemiedene „Aftermieter" wurde zum sehnsüchtig erstrebten „paying guest". Um ihn bewarben sich jetzt im Gegensatz zur Vorkriegszeit weiteste Kreise. Steuersekretärswitwe, Generalin und Regierungsrats — Oberlehrers blieben beim Schüler in voller Pension, mit Familieneinschluß und Aufsicht bei Schularbeiten — einten sich jetzt zum gemeinsamen Beruf. Um diesen zu heben, ward als Begrüßung für Zimmersuchende die Formel gefunden: „...Früher habe ich das auch nicht nötig gehabt!" (Preisausschreiben: Wer hat schon vor der Inflation kein Geld und „etwas nötig" gehabt?)

*

Wenn sich der Obermieter entschlossen hat, einen an der Mietszahlung Beteiligten heranzuschaffen, muß er, nachdem der ehrliche Wille, Geld einzustecken, vorhanden ist, auch zur ärgerlichen Zimmerabgabe schreiten. Zu diesem Zweck tut er folgendes: Er sucht und findet den Raum in der Wohnung, der am weitesten von der Flurtür entfernt liegt und durch demolierte Tapete, geschwärzte Decke und rauchenden Ofen den Satz rechtfertigt: „Da ist doch nichts mehr zu verderben". Ist die weitere Vorbedingung erfüllt, daß das Zimmer zwischen

zwei Flügeltüren liegt, auf deren einer Seite das Ehepaar nächtlich haust, auf der andern ein Schwiegervater hustet, schreitet man zur Einrichtung. Alle Gegenstände, welche Anspruch auf die Adjektiva praktisch, schön oder zweckmäßig erheben könnten, werden entfernt und statt dessen wird alles unter den Schlagworten Plüsch, Nippes, Jugendstil und Brokkensammlung Gängige hineingeräumt. Es folgt das Aufhängen überzähliger Familienphotographien und derjenigen Bilder, deren Glas man sich erhalten möchte. Hat so die „Königin Luise" über dem Bett und der „Blick auf Monte Carlo" über dem Schreibtisch Platz genommen, ist nicht nur die Wohnung aufgeräumt, sondern das möblierte Zimmer ist eingeräumt und bezugsfertig. Die Vermietung kann beginnen.

*

Die Wirtin — ihr Einfluß auf die deutsche Lyrik ist bekannt und vorrätig in jeder guten Privatdruckhandlung — ist nach parteiischer Ansicht der Untermieter das Hauptübel, mit Bestimmtheit aber zu sagen, ein Hauptproblem des möblierten Zimmers. Zu scheiden sind die Wirtinnen in zwei Grundtypen. Klar zu erkennen in jenen Häusern, deren spezifischer Geruch sich aus verschiedensten Mittagessen und den Unterhosen der Hausherrn zusammensetzt. Verschwommener beziehungsweise abgeschliffener, aber trotzdem findet man die Grundtypen in den herrschaftlichen Häusern, wo Dienstmädchen eine teils mildernde, teils verschärfende Zwischenschaltung im Verkehr von Wirtin und Mieter darstellen.

Der Wirtinnentyp I ist lang, schmal und hager. Die straffen Haare sind in der Mitte gescheitelt und auf der spitzigen Nase sitzt ein meist eingerahmter Klemmer. Durch diesen wird der Eventualmieter — wenn die Nase aus dem Guckloch zurückgezogen und der Türspalt geöffnet ist — mißbilligend betrachtet. Hat er sodann die Fragen nach Alter, Einnahme, Rasse, Weltanschauung, Abkunft, Konfession und Stellung zum Alkohol beantwortet, darf er in die Wohnung eintreten. Dort schlägt ihm ein penetranter Geruch nach guter Stube und Sauberkeit entgegen. Auf beides ist die Wirtin stolz. Sie berichtet dem Ankömmling von der letzten Krankheit ihres Seeligen und der Ordnungsliebe des vergangenen Mieters, der jetzt noch Ansichtskarten schreibt und leider nach Schneidemühl versetzt wurde. Ist das kurze Gespräch über den Zimmerpreis, das Wetter und die welthistorische Sendung Hitlers beendet, verschränkt die Wirtin die Arme auf ihrer Vorderfläche und sagt: „Vor allem halte ich in meinem Hause auf Reinheit!" Die Antworten: „Ich trete die Füße immer ab" oder „Ich stelle den Schirm stets in den Ständer und trage Gummischuhe" sind in diesem Fall verfehlt, da die diesmal geforderte Sauberkeit sittlicher Natur ist. Unsittlich — um im Wirtinnenjargon zu reden — ist vor allem Besuch von Angehörigen eines dem Mieter entgegengesetzten beziehungsweise ihn ergänzenden Geschlechts. Diese Unsittlichkeit wächst mit einbrechender Dunkelheit in den Formen einer geometrischen Reihe.

Trotz Mitteilung der zu jeglicher Askese verpflichtenden Legislative der Hausordnung, der verbürgten Exekutive der

Wirtin sowie der angekündigten Nebenrechnung, die jeden finanzamtlichen Erfindungsgeist ins Miniaturenhafte verwandelt, finden manche Zimmersucher nicht den Mut zur Ausgangstür und überreichen die mit Strenge geforderte Anzahlung. Da ihrem fehlenden Frontgeist auch das Kündigungsrecht illusorisch wird, sind sie ihr ganzes Leben von Bohnerwachsgeruch und andern Ausdünstungen primitiver Reinlichkeit begleitet. Wie von einer Notverordnung getroffen, tragen sie ein stilles und gedrücktes Wesen zur Schau und werden von Witzblattzeichnern als Modell für Ehemänner verwandt.

Wie anders Frau Wirtin II!

Nach dreimaligem Läuten — Typ I war schon vor dem Klingeln erschienen, sie hatte die Schritte im Treppenhaus gehört — erfolgt Lachen, Gekreisch und Türenschlagen, dann steht SIE öffnend in der Tür. Überlagerte Fettschichten auf schwellendem Morgenrock spenden einen milden Glanz. Er und ein mehrfaches Doppelkinn laden zu freundlichem Besuch. In der Wohnung selbst herrscht nicht der monoton-ordentliche Geruch von Typ I. Eine interessante Mischung von Houbigant, Coty, Merde, deutschem Hering und undeutschem Knoblauch bietet sich der analysierenden Nase. Mit höflichen Bewegungen wird man ins fragliche Zukunftszimmer geführt, wo Bettzeugteile, eine mit Puppen, Orangenschalen und Magazinen belegte Chaiselongue ein symphonisches Stilleben verursachen. Stöckelschuhe, Vandeveldes „Kochbuch für Männer" und ein fliederfarbenes Spitzenhemd verdunkeln das Geschlecht des derzeitigen Mieters und erhellen die gastfreie Gesinnung der Wirtin. Diese entfernt mit praktischer Hand Frühstücks-, Fliegen- und andre Reste von Tapete und Nachttisch, einen Waschnapf vom Polsterstuhl und ladet den Gast zum Sitzen ein. Mit wachsendem Erstaunen hört dieser — soeben erst Typ I entronnen — daß sich die Beträge für Licht, Gas, Heizung, Dienstmädchen nicht nach dem jeweiligen „Verbrauch" richten sondern großzügig in eine Pauschalsumme einkalkuliert sind; daß Telephon, WC und persönliche Freiheit garantiert werden und das Zimmer früher von einem argentinischen Grafen bewohnt wurde. „Um das Privatleben meiner Mieter kümmere ich mich überhaupt nicht", sagt Frau Wirtin II und führt als Beispiel die Frau eines Arztes an, die den argentinischen Grafen immer besucht habe und bei deren nunmehr angegebener Adresse man sich also nach der Wirtin weitern menschlichen Werten, vor allem aber nach ihrer Diskretion erkundigen kann. Schnell ist man noch über die pekuniären, erotischen und sanitären Verhältnisse der übrigen Hausbewohner sowie die Tücken des Hausbesitzers orientiert.

*

Und dennoch ...

Dennoch erzeugt der menschliche Anspruchsgeist Existenzen, die nicht im großen, wenn auch etwas schmierigen Herzen von Typ II verweilen sondern auch hier wieder die Treppe hinuntersteigen und weitersuchen. Meist sind es Anfänger, geladen mit Ansprüchen und Illusionen. Sie phantasieren von einem Zimmer, das erfüllt ist von brauchbaren, praktischen

Gegenständen und von dessen Atmosphäre man nach persönlichen Zutaten sagen kann: behaglich, gemütlich, mein Zuhause. Sie träumen von einer Wirtin, mit der sie in freundschaftlicher Distanz leben. Wo Sauberkeit nicht stinkt. Weder nach Muff noch nach Moschus. Sie denken daran, Freunde zum abendlichen Tee zu bitten, sogar solche vom andern Geschlecht. Sie bilden sich ein, durch ihre Mietszahlungen eine Art Wohnungsteilhaber zu sein. Sie stellen sich mit den Herrschern auf eine Basis und behaupten, sie könnten keine eigne Wohnung bezahlen und nähmen sich deshalb ein möbliertes Zimmer, und die Obermieter könnten die Wohnung ebenfalls nicht allein bezahlen und gäben deshalb Zimmer ab. Sie sind Phantasten und unverschämt dazu. Man sieht eben wieder, es sind Unter-Menschen. Unter-Mieter: etwa so wie Neger, Juden oder Eskimos.

Brief an ein Brachtexemplar von Erich Kästner

Sehr verehrter Herr Doktor Bracht,
das haben Sie wieder mal brachtvoll gemacht!
Leider ist Ihr Erlaß noch nicht scharf genug.
Mein Weib und ich erfanden in schlaflosen Nächten
einen wasserdichten Jackettanzug.
Ja, wenn Sie diesen in allen Badeanstalten
obligatorisch zur Anwendung brächten,
wäre die Unzucht in Schranken zu halten!
Lassen Sie uns die Atmosphäre reinigen!
Über den Preis werden wir uns schon einigen.

Denken Sie ferner an unsre Parks und Museen,
in denen nackte Leute aus Marmor stehn!
Gratis bieten sie Vorder- und Hinterteil,
noch dazu meist überlebensgroß, feil.
Auch hier muß der Staat einen Ausweg finden!
Mein Weib und ich haben dran gedacht,
nächstens eine Firma zu gründen,
die für Deutschlands Plastiken Kleider und Anzüge macht.
Der Staat gewährt, wie Sie wissen, so oft Subventionen.
In unserm Fall würde sichs endlich mal lohnen.

Ich habe mir übrigens vorgenommen,
am Donnerstag zu Ihnen zu kommen.
Mein Weib und ich sind in stillen Stunden
sehr fleißig und haben so mancherlei
zum Teil entdeckt, zum Teil erfunden.
Und deshalb komm ich bei Ihnen vorbei.
Denn ich und Sie, die Kleinen und Großen,
wurden vom Himmel auserwählt,
die Nacktheit aus dem Anzug zu stoßen.
Und jeder Mann und jeder Groschen zählt.
Mit Ihrer Hilfe könnte da viel geschehn.
Am Donnerstag also auf Wiedersehn!

P. S.

Ich hätte den Brief fast nicht abgesandt.
Wissen Sie, was mir dann Mut gemacht hat?
Eine Tante von mir hat den Storch persönlich gekannt,
der Sie zur Welt gebracht hat.

Krisenwende aus Amerika? von K. L. Gerstorff

Es sind jetzt bald drei Jahre vergangen seit dem new yorker Börsenkrach vom Herbst 1929. Und wenn auch die wirtschaftliche Not in Deutschland nicht erst vom Beginn der amerikanischen Krise datiert, so ist doch sicher, daß die amerikanische Krise, die gleichzeitig die Weltwirtschaftskrise immer weiter vertiefte, auch die deutsche Not außerordentlich gesteigert hat. Der new yorker Börsenkrach kam nicht aus heiterm Himmel. Schon Monate vorher war die Produktion in den entscheidenden Grundindustrien der Vereinigten Staaten rückläufig gewesen, und der Börsenkrach bestätigte nur im „Aktienoberbau" die vorausgegangene Veränderung im ökonomischen Unterbau. Nicht nur die Geschichte der bisherigen Krise sondern auch das wirtschaftliche Schwergewicht des Kapitalismus in USA erklären es, warum alle Welt einen Umschwung zur Konjunktur erst erwartet, wenn er zunächst die Vereinigten Staaten ergreift. Das ist der Grund, warum grade in letzter Zeit die wirtschaftlichen Ereignisse in USA mit größter Spannung von Deutschland verfolgt werden. Durch den Börsenkrach dokumentierte sich die schleichende Krise drüben und gleichzeitig wurde sie durch ihn weiter vertieft. Wird die Belebung der amerikanischen Wirtschaft von der Börsenseite aus einsetzen? Und ist es schon Wirtschaftsbelebung, wenn drüben eine Börsenhausse einsetzt — das ist die Frage, die nicht nur die hundertzwanzig Millionen der USA sondern die vielen hundert Millionen, die von der Krise des Kapitalismus aufs schwerste betroffen werden, heute stellen — und mit den vielen hundert Millionen auch gleichzeitig die Kreise, die für die nächsten politischen Maßnahmen in Deutschland verantwortlich sind.

Was hat sich in den Vereinigten Staaten in letzter Zeit ereignet? Wir bekommen Nachrichten, die von einem sprunghaften Steigen der Aktienkurse berichten. Eine kräftige Börsenhausse hat eingesetzt. Diese Aufwärtsbewegung an der Börse ist nicht jüngsten Datums. Am 8. Juli dieses Jahres waren die bisher tiefsten Kurse in den Vereinigten Staaten erreicht, seitdem trat eine Besserung ein, die in den ersten Augustwochen ein ziemlich starkes Tempo annahm.

Für die Hausse an der Börse ist zunächst einmal eine Faktorenreihe wichtig, die an sich durchaus nicht für eine starke Besserung der wirtschaftlichen Lage in Amerika spricht. Der Staat treibt drüben zur Zeit eine Politik in der Richtung einer Krediterweiterung. Hunderte von Millionen Dollars, die auf diese Weise in die Wirtschaft hineingepumpt wurden, sind aber von den Unternehmern nicht dazu verwandt worden, ihre Produktion zu steigern, ihre Anlagen wieder in Gang zu bringen oder neue Anlagen zu errichten, sondern zum Aktienankauf, zur Spekulation an der Börse. Die Kurse vieler Aktien hatten einen Tiefstand erreicht, der nicht ihrem wahren Werte entsprach. Selbst wenn sich die Produktion auf ihrem augenblicklichen Tiefstand stabilisierte, waren die Aktien unterwertet, so daß natürlich eine gewisse Neigung zu

einer sprunghaften Erhöhung bestand. Es ist aber nicht nur amerikanisches Geld gewesen, das die Börsenhausse hervorgerufen hat, die führenden amerikanischen Bankhäuser berichten vielmehr, daß auch eine Menge ausländischen Geldes kurzfristig nach Amerika geströmt ist und vielfach zum Aktienankauf verwandt wurde. Grade hierin sehen die amerikanischen Banken ein Moment, das leicht wieder krisenverschärfend wirken kann. Denn wenn das fremde Geld plötzlich wieder abfließt, so kann es zu einem neuen katastrophalen Sturz an der Börse kommen.

Die amerikanische Börsenhausse würde an sich wohl kaum eine baldige Besserung der wirtschaftlichen Lage erwarten lassen; denn wir haben im Laufe der Krise schon mehrfach für kurze Zeiträume Haussebewegungen in New York gehabt, die bald von weit stärkern Baissebewegungen abgelöst wurden. Aber diesmal ist die Hausse begleitet von einer Aufwärtsbewegung der Preise auf zahlreichen Rohstoffmärkten. Bei Getreide, bei Kautschuk, bei Baumwolle, bei gewissen Metallen ist eine Erhöhung der Preise nicht zu verkennen. Es ist hier, wie schon oft, so gewesen, daß der Pendelausschlag in der Krise zu tief nach unten gegangen ist und daß nunmehr eine Reaktion eintritt.

Aber genügt die Börsenhausse in den Vereinigten Staaten? Genügt die Erhöhung der Preise auf gewissen Märkten wirklich, um wieder zu einem Konjunkturanstieg zu kommen? Nach allen bisherigen Erfahrungen ist diese Frage vorläufig noch durchaus zu verneinen. Denn die Daten der Produktion und des Außenhandels, die Zahl der Beschäftigten sprechen zu beredt dagegen. Die Weltproduktion ist im letzten Vierteljahr weiter zurückgegangen. War noch vor einem Vierteljahr festzustellen, daß der Schrumpfungsprozeß in der Wirtschaft solche Dimensionen angenommen hatte, daß in der Welt nur noch so viel Güter produziert wurden wie im Jahre 1913, so konnte nicht einmal bei diesem Tiefstand eine Stabilität erzielt werden. Die Produktion ging immer weiter zurück und nach den letzten statistischen Meldungen liegt die Weltproduktion bereits um zehn Prozent unter der Produktion von 1913.

Daß grade die entscheidenden kapitalistischen Kreise für die nächste Zeit durchaus nicht mit einem Wiederanstieg der wirtschaftlichen Produktion rechnen, dafür legen die letzten Vorgänge in England ein beredtes Zeugnis ab. Die ganze ökonomische Presse der Welt ist voll von Bulletins über die glückliche Konversion der englischen Kriegsanleihe. Was hat sich in England ereignet? Die Regierung hat die Kriegsanleihezeichner, denen sie mehr als zwei Milliarden Pfund schuldet, davon verständigt, daß sie von nun an nicht mehr fünf Prozent Zinsen zahlen will sondern nur noch dreieinhalb. Wer damit nicht einverstanden ist, muß bis zu einem bestimmten Termin seine Kriegsanleihe kündigen, er erhält dann das Geld ausbezahlt. Die englische Presse meldet, daß bisher nur die Besitzer von ungefähr fünfzig Millionen Pfund die Anleihe gekündigt hätten, daß etwa achtundachtzig Prozent der Anleihebesitzer sich einverstanden erklärt haben mit der Reduzierung

der Verzinsung auf dreieinhalb Prozent, und daß man hofft, bis zum Schlußtermin würden neunzig bis fünfundneunzig Prozent der Anleihebesitzer ihr Einverständnis erklären. Es ist klar, daß dies ein Erfolg für die englische Regierung ist, und daß dadurch die Balanzierung des englischen Budgets erleichtert wird, das durch die Konversion etwa dreißig Millionen Pfund spart. Aber wenn wir die Frage behandeln, ob wir in nächster Zeit einen Anstieg der Konjunktur haben werden, so ist unter diesem Gesichtspunkt die Haltung der englischen Kapitalisten sehr wesentlich. Wenn sie der Ansicht gewesen wären, daß im englischen Kapitalismus wie im Weltkapitalismus der Tiefpunkt der Krise bereits erreicht sei, ein Konjunkturanstieg also bald kommen müsse, dann hätte fraglos ein weit größerer Prozentsatz als fünf Prozent von seinem Kündigungsrecht gegenüber der englischen Regierung Gebrauch gemacht. Denn bei einem konjunkturellen Anstieg kann man für sein Geld natürlich weit mehr bekommen als dreieinhalb Prozent Zinsen. Daß die englischen Kapitalisten von ihrem Kündigungsrecht nur in so minimalem Umfange Gebrauch gemacht haben, zeigt deutlicher als alles, daß sie mit einem baldigen Anstieg der Konjunktur nicht rechnen, daß ihnen daher die dreieinhalb Prozent der englischen Regierung noch sicherer sind als die Sätze, die man heute in der londoner City für täglich kündbares Geld erhält.

Die Haltung der englischen Kapitalisten entspricht ganz der wirtschaftlichen Situation in England. War kurz nach Aufgabe des Pfund-Goldstandards und nach Englands Übergang zu Schutzzöllen ein kleiner wirtschaftlicher Anstieg zu konstatieren, nahm damals die Produktion zu, so hat diese Belebung nur kurze Zeit angehalten, und wir haben diesmal in England sogar in den Sommermonaten festzustellen, daß die Arbeitslosenzahlen weiter zunehmen und bald die Dreimillionengrenze überschritten haben werden.

Rückgang der Produktion, Rückgang des Außenhandelsvolumens, Vermehrung der Arbeitslosenzahlen, das sind die schwerwiegenden ökonomischen Argumente gewesen, die die englischen Kapitalisten zur Konversion der Anleihe veranlaßt haben. Und was von England gilt, gilt genau so von den Vereinigten Staaten. Auch in USA ist die Produktion weiter zurückgegangen. Es ist ja grade im Gegensatz zum Umschwung bei frühern Krisen das durchaus Charakteristische an der wirtschaftlichen Lage in USA, daß die Unternehmer die ihnen zuströmenden Gelder nicht zur Ankurbelung der Produktion benutzt haben. Und wenn die Produktion auch drüben weiter zurückgeht, dann ist es ganz klar, daß die Arbeitslosenzahlen weiter steigen müssen. Daher wundert es uns nicht, wenn Green, der Präsident des amerikanischen Gewerkschaftsbundes, jüngst feststellte, daß die Arbeitslosenzahlen drüben seit dem Juli noch um dreihunderttausend zugenommen haben, so daß die Vereinigten Staaten zur Zeit zwölf Millionen Arbeitslose aufweisen. Was die Industrie der USA auf den Binnenmärkten verlor, hat sie auf den Außenmärkten nicht wieder gewinnen können, und es spricht auch nichts dafür, daß sich dies in der nächsten Zeit ändern wird. Wie mager

auch die Konferenzergebnisse in Ottawa sein mögen, auf gewissen Gebieten ist eine Verstärkung der Beziehungen zwischen England und den Dominions festzustellen. Und jede Verstärkung dieser Beziehungen bedeutet natürlich ein Hemmnis für die Ausbreitung der amerikanischen Exportindustrie.

Rückgang der amerikanischen Produktion, Rückgang des amerikanischen Außenhandels, steigende Arbeitslosenzahlen — das sind natürlich sehr schwere Gewichte, die einer Ankurbelung der Wirtschaft entgegenstehen. Solange nicht die Produktion wächst und die Arbeitslosenzahlen zurückgehen, solange ist ein echter Umschwung nicht vorhanden.

Man soll die Bedeutung der weitern weltwirtschaftlichen Entwicklung für die nächsten Etappen der deutschen Politik nicht unterschätzen. Was hat nach dem Marsch auf Rom die Stabilität des fascistischen Regimes in Italien gestärkt? Fraglos der Umstand, das grade damals in der ganzen Weltwirtschaft ein Aufstieg festzustellen war und daher auch in Italien, und daß Mussolini den Millionenmassen politisch unaufgeklärter Mittelschichten natürlich nicht sagte: Seit der Fascismus am Ruder ist, geht es euch besser, sondern: Da der Facismus am Ruder ist, geht es euch besser. Die Koalitionsverhandlungen mit den Nazis würden vermutlich weit leichter vor sich gehen, wenn bereits für die nächste Zeit ein beträchtlicher Anstieg der Konjunktur in Deutschland zu erwarten wäre und so die Nazis die Millionenmassen ihrer Mitläufer darauf verweisen könnten, was sie wirtschaftlich für sie täten. Ist dagegen — und alle Anzeichen sprechen dafür — in nächster Zeit weder im Weltkapitalismus noch im deutschen ein beträchtlicher ökonomischer Umschwung zu erwarten, dann wird natürlich auch die Lösung der politischen Krise schwerer, dann werden die Nazis schwerlich in eine Koalitionsregierung gehen, weil sie dann zu leicht vor ihren Anhängern entlarvt werden. In dem Kräfteparallelogramm, das für die nächsten Maßnahmen der deutschen Regierung entscheidend ist, spielt daher die weitere Entwicklung der amerikanischen Krise eine durchaus beträchtliche Rolle.

Wochenschau des Rückschritts

— Sechsundsiebzig republikanische preußische Landräte sind von Reichskommissar Bracht ihres Amtes enthoben worden.

— Die Regierungen von Anhalt und Mecklenburg haben die Beflaggung der Amtsgebäude in den Reichsfarben untersagt. Die Reichsregierung weigert sich einzugreifen, da es ein besonderes Flaggenrecht nicht gebe. Auf dem schweriner Landtag weht die Hakenkreuzflagge.

— Die holländische Regierung verweigerte den Sowjetdelegierten, unter denen sich Maxim Gorki, Lunatscharski und Karl Radek befinden, die Einreiseerlaubnis zum Antikriegskongreß.

— Das badische Kultusministerium hat Professor Gumbel auf Grund eines Antrages des engern Senats und der philosophischen Fakultät die Lehrerlaubnis entzogen. Denunziationen von drei na-

tionalsozialistischen Studenten hatten den Antragstellern das Material gegen Gumbel geliefert.

— Gegen den abgesetzten Polizeivizepräsidenten Weiß und gegen den ehemaligen Kommandeur der Schutzpolizei Heimannsberg ist Anklage erhoben worden wegen angeblichen Vergehens gegen die Notverordnung, durch die der Ausnahmezustand über Berlin verhängt wurde.

— Auf Grund von Aussagen dreier nationalsozialistischer Zeugen wurde ein als Kommunist bezeichneter Arbeiter vom berliner Sondergericht wegen angeblichen schweren Landfriedensbruch zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, während sein nationalsozialistischer Mitangeklagter freigesprochen wurde.

— Der ‚Vorwärts' hat eine Verwarnung erhalten, weil er die Regierung Papen eine deutschnationale Parteiregierung genannt und ihr Einseitigkeit vorgeworfen hat. Die sozialdemokratische ‚Schleswig-Holsteinische Volkszeitung' ist auf acht Tage verboten worden, weil sie behauptet hatte, die Justiz messe mit zweierlei Maß. Ebenso wurde die ‚Rote Fahne' auf acht Tage verboten, weil sie in scharfen Worten das schwere Zuchthausurteil gegen den berliner Arbeiter kritisiert hatte; aus dem gleichen Grunde erhielt ‚Berlin am Morgen' ein achttägiges Verbot. Dem Funktionärorgan der Internationalen Arbeiterhilfe wurde für drei Monate ein Verbot zudiktiert. Am Schlusse der Begründung heißt es: „Eine Veröffentlichung der Verbotsgründe würde zu einem erneuten Verbot der Zeitschrift führen."

— Der Gemeinderat von Dessau hat den nationalsozialistischen Antrag auf Schließung des Bauhauses zum 1. Oktober angenommen.

— Der Ausschluß der „Nationalsozialistischen Jugend" aus der preußischen Jugendpflegeorganisation ist zurückgenommen worden, während die kommunistische Jugend weiterhin ausgeschlossen bleibt.

— Die Ortspolizeibehörde von Linde bei Löwenberg hat die Schließung des Freikörperkulturgeländes der „Brandenburger Ferienheim-Genossenschaft Naturfreunde" am Großen Plötzsee bei Teschendorf angeordnet.

— In Hiddensee wurden dreißig Badegäste vom Landjäger festgestellt, weil sie im Badeanzug zum Strand gegangen waren.

— Der berliner Rundfunk sendet am 2. September ein Hörwerk „Potsdam. Preußenwerk und Preußenstil". Walter Gronostay ist die Verwaltung des musikalischen Ressorts bei der Funkstunde Berlin abgenommen worden. Der Vortrag des Doktor Hans Hartmann über die Abrüstung und die europäische Jugend wurde abgesetzt, weil der Rundfunk schon soviel über Abrüstung gebracht habe.

— Es wird gemeldet, daß Arnolt Bronnen von seinem untergeordneten Posten beim berliner Rundfunk zum Intendanten des Rundfunks in Königsberg avancieren soll.

— Die Filmprüfstelle Berlin hat einen Beisitzer, der sich ständig gegen die Filmverbote gewandt hat, aus ihrer Kommission entfernt.

Wochenschau des Fortschritts

— Die kommunistische Reichstagsfraktion hat an die verurteilten Reichsbannerleute von Ohlau ein Sympathietelegramm gesandt.

Bemerkungen

Pazifismus — ein schlechtes Geschäft

Als der Schriftsteller Henri Guilbeaux sich jetzt der französischen Justiz stellte, um den Wahrheitsbeweis gegen die Anschuldigungen anzutreten, auf denen das schwere Urteil in contumaciam beruht, sprachen die pariser Rechtszeitungen von den phantastischen Summen, die ihm seine Anti-Kriegspropaganda eingebracht hätte. Nun bin ich in Berlin wiederholt Henri Guilbeaux bei Premieren, Vorträgen, Konzerten begegnet. Denn in der modernen deutschen Kunst war er so heimisch wie in der seines Landes. Und ich möchte aus eigner Erfahrung allen Eltern, besorgt um die Berufswahl ihrer Kinder, dies eine sagen: Macht euch keine Illusionen: Der Pazifismus ist ein schlechtes Geschäft.

„Was soll der Junge werden? Börse ist kein Brotstudium mehr! Jurisprudenz, Medizin, Astronomie: aussichtslos! Aber man hört doch soviel von dem Goldregen, der den Defaitisten in den Schoß fällt?"

Nein! Glaubt es nicht!

Es gibt keine Geheimzentralen, genährt von jüdischem und welschem Gelde, an die man Eingaben richten kann: „Ich bitte meinen Sohn Siegfried, der seit frühester Jugend starke Neigung gegen Schußwaffen besitzt, als Pazifisten aufnehmen zu wollen."

Für die Erkenntnis, daß der Massenmord keinem andern Zweck diene als dem, die Landesgrenzen um einige Kilometer zu verrücken, wird nichts gezahlt. Auch nicht vom Feind. Denn die Zahlungskräftigen aller Länder haben ein Interesse an der Erhaltung des Kriegsgeistes im Gegnervolk.

Ist ein Welscher kriegsbegeistert, so heißt es: Hört Ihr es? Wir müssen aufrüsten! Aber ein welscher Pazifist ist ein Pazifist schlechthin und somit eine verächtliche Kreatur.

In allen Uniformmeetings schreit man es in die Welt: „das deutsche Volk sei einig in der Abwehr!

Die Uneinigkeit kommt von den †††Bekämpfern des Giftgasmordes, die man verfolgt, wie die Kirche die Gottesleugner verfolgt hat.

Also existiert eine Kriegslästerung.

Aber der Krieg ist keine Wesenheit wie die Dreifaltigkeit, ist weder ὁμοούσιος noch ὁμοιούσιος. Man kann ihn verdammen, man kann ihn nicht lästern.

Seine Apparaturen sind keine „heiligen Einrichtungen" — aber wer Kritik an ihnen übt, wird bestraft, als habe er gelästert.

Das Verbrechen sei: Willenskraft und Mut eines Volkes zu untergraben? An Veilchengas zu verfaulen, ist keine Mutprobe. Warum regelt Ihr den Autoverkehr? Warum schützt Ihr durch Hygiene das Menschenleben? Und durch Vorschriften über Badehosen das Schamgefühl? Ist das keine Verweichlichung?

Die Höhe der Unfallziffern schreckt vom Automobilkauf ab.

Aber die Statistik der Kriegstoten schreckt nicht vom Waffengeschäft ab.

Deswegen darf man die Mordtechnik nicht kritisieren. Denn Kritik an Verdienstmöglichkeiten, welcher Art sie auch seien, ist Lästerung.

Der Pazifismus ist kein Geschäft mit Postscheckkonto, festem Sitz im Feindesland und Niederlage im eignen. Er vertreibt keine Traktätchen über Feigheit, sichert keinen hundertprozentigen Gewinn, vergibt keine Abzeichen und schüttet keine Dividenden aus. Nicht einmal Ruhm kann man damit ernten.

Seht Euch Henri Guilbeaux an: er lebte in fürchterlicher Armut und jetzt sitzt er im Gefängnis!

Laßt Eure Kinder, wenn Ihr sie liebt, nicht auf Pazifismus studieren!

Krieg ist noch immer das einzige Geschäft — im Krieg wie im Frieden!

Walter Mehring

Schücking an Gumbel

Hochgeehrter Herr Professor!

Zu der unglaublichen Entscheidung des badischen Ministeriums spreche ich Ihnen namens der Ortsgruppe Dortmund der Deutschen Friedensgesellschaft, deren Vorsitzender seit der Gründung zu sein ich die Ehre habe, die Entrüstung der Friedensgesellschaft aus. Wir kommen nicht weiter, wenn wir nicht den Krieg ächten. Ihre geistreiche Bemerkung über die Kohlrübe als Kriegerdenkmal war in diesem Sinne aufzufassen. Wie vernünftige Leute den Krieg ächten, beweist der Kelloggpakt, wohin wir sonst kommen, beweist die Hitlerbewegung mit ihrer stürmischen Forderung der Freiheit für jede Art von Mordtaten. Ein verrücktes Verbrechertum ist folgerichtig das Ergebnis der Kriegsverherrlichung seit achtzehn Jahren. Sie sind das edle Opfer einer Idee, die sicher siegreich sein wird, da die Menschheit nicht ewig unvernünftig bleiben kann, und ich hoffe, daß man Männern wie Ihnen in längstens dreißig Jahren ein Denkmal setzen wird, ebenso wie dem wackern Ossietzky.

In ausgezeichneter Hochachtung und Verehrung Ihr ergebener

Lothar Engelbert Schücking

General und die Frauen

Walther Victor erzählt in einem Aufsatz der Büchergilde, daß er ein Heine-Buch schreiben wollte und am Ende das schöne Buch über Heines Freundin, das „süße, dicke Kind" Mathilde schrieb. Er plante ein Lebensbild der Mary Burns, der Freundin von Friedrich Engels, und es ward ein Buch, dessen Titel „General und die Frauen" verrät, daß die Gestalt von Friedrich Engels, den seine Freunde wegen seiner Neigung zu kriegswissenschaftlichen Studien „General" nannten, ins Zentrum gerückt ist. Victors Buch ist ein liebevoll geschriebener bedeutsamer Beitrag zur psychologischen Deutung dieser großartigen Gestalt.

Engels hatte in einer Zeit, die beherrscht war von spießigen Konventionen, den Mut, in „freier Ehe" mit einer Weberin aus Manchester, Mary Burns, und später mit ihrer Schwester Lizzie, zu leben. Zwanzig Jahre war Mary ihm Kameradin, und wahrscheinlich hat sie ihm das Schicksal der arbeitenden Klasse Englands lebenswahrer geschildert, als es Statistiken und die Berichte der Fabrikinspektoren tun konnten. Nach Marys Tod lebte Engels mit Lizzie weitere fünfzehn Jahre beisammen. Von religiösen Skrupeln bedrängt, wünscht sie die kirchliche Trauung. Der Staat ist ihr gleichgültig, der Himmel nicht. Engels, des Hin und Her müde, legt ihr einen Zettel hin „Zu lesen, wenn du beruhigt bist":

„Die bestehenden positiven Religionen haben sich darauf beschränkt, der staatlichen Regelung der Geschlechtsliebe, das heißt der Ehegesetzgebung, die höhere Weihe zu geben, und können morgen sämtlich verschwinden, ohne daß an der Praxis von Liebe und Freundschaft das geringste geändert wird. Die Möglichkeit rein menschlicher Empfindung im Verkehr mit anderen Menschen wird uns heutzutage schon genug verkümmert durch die auf Klassengegensatz und Klassenherrschaft gegründete Gesellschaft, in der wir uns bewegen müssen: wir haben keinen Grund, sie uns selbst

noch mehr zu verkümmern, indem wir diese Empfindungen in eine Religion verhimmeln..."

Erst als Lizzie auf dem Sterbebett liegt, erfüllt er den Wunsch der Friedlosen, Lizzie wird Frau Engels. Wie eng Jenny von Westfalen, die Frau von Karl Marx, damals dachte, wie wenig Marx es wagte, sich ihr zu widersetzen, zeigt ein Bericht des alten Born. In Brüssel wird vor Arbeitern sein „sozial-politisches" Festspiel aufgeführt. „Unter den Anwesenden befand sich Marx mit seiner Frau und Engels mit seiner —' Dame. Die beiden Paare waren durch einen großen Raum voneinander getrennt. Als ich zu Marx herankam, um ihn und seine Frau zu begrüßen, gab er mir durch einen Blick und ein vielsagendes Lächeln zu verstehen, daß seine Frau Bekanntschaft mit jener —' Dame auf das strengste ablehne. In Fragen der Ehre und Reinheit der Sitten war die edle Frau intransigent. Die Zumutung, auf diesem Gebiet ein Zugeständnis zu machen, wenn eine solche an sie gestellt worden wäre, hätte sie mit Entrüstung zurückgewiesen."

„General und die Frauen", erschienen in der Büchergilde Gutenberg, Berlin, ist ein lesenswertes Buch.

Ernst Toller

Tod 1932

Marcellus Schiffer war niemals laut. Aber seine Renitenz gegen den innern und äußern Plüsch seiner Umgebung, der sich uns schon als Zehnjährigen beklemmend auf Kehle und Magen legte, war auf Meilen hin spürbar. Es gab für meinen Vetter keine befreienden Aussprachen, kein in tyrannos. Seine Qual war schleichend. Das war uns Kindern sonderbar und etwas unheimlich.

Als er die Schule, das in die Potenz erhobene Grauen seiner häuslichen Umgebung, verlassen hatte, begann er zu malen und wahrscheinlich im gleichen Augenblick zu spüren, daß sein Talent nicht ausreichte. Die Flucht in das sich damals selbstbewußt spreizende Kunstgewerbe konnte ihn nicht befriedigen. Er begann zu schreiben. S. J.s schallendes Gelächter ermutigte ihn. Seine ersten Beiträge erschienen in der ‚Weltbühne'. Er wagte sich weiter vor und schrieb sich in Kammerzeitspielen seine Beklemmungen vom Herzen und rechnete mit alten und neuen Gespenstern ab. Er konnte in Menschen und Worten bilden, was ihm als Maler versagt geblieben war. Ich glaubte ihn glücklicher, er hatte Boden unter den Füßen, wenn auch nur den aalglatten und schwankenden des Theaters. Auch hier blieb die Qual nicht aus. Dieser stille, feine, höchst empfindliche Mensch mußte unter den Dompteuren der Autoren und Schauspieler leiden, die ihn von einem Erfolg zum andern peitschten, und wenn dieser einmal aus- und die Abendkasse leerblieb, an ihm, dem kurz vorher Umschmeichelten grußlos vorbeigingen, wie es ihm, um ein Beispiel zu nennen, nach seinem geistreichen und anmutigen Spiel „Was ihr wollt" geschah. Er wußte: man liebte ihn nicht um seiner selbst willen. Er zog sich immer mehr zurück, sein Leben als „Prominenter" ekelte ihn an; die Einfachsten seiner Umgebung standen ihm wohl am nächsten. Die Großstadteinsamkeit fraß ihn auf. Die Rückkehr seiner plüschernen Kindheit mit lebendigen Bleisoldaten verziert — wie hatte er die in Schachteln verpackten schon immer verachtet — müssen diese empfindliche Seele noch tiefer als andre erschreckt haben. Er hatte wohl oft gequält und durchaus nicht immer aus dem Handgelenk, aber doch mit Lachen — der wahrhaftig nicht immer tragische Humorist verstand sehr gut zu lachen — seine zarten Pfeile nach ihnen abgeschossen. Jetzt wußte er, daß sie die funkelnagelneuen Kulturerneuerer nicht einmal mehr würden kitzeln können. Er ging davon. „Der Tod schloß ihm die Augen leise. Mehr Gänse, ach, als Schwäne leben heut, mehr Narren, ach, als Weise."

E. L. Schiffer

Die Drohung von Pirmasens

Die Kriegsparade der pfälzischen Kriegervereine und Stahlhelmverbände vom 14. August in Pirmasens, dicht vor der französischen Grenze, die dabei gehaltenen drohenden und provokatorischen Reden („Der Tag der Rache für Deutschland wird kommen!"), die Entfaltung der Fahnen aus den „verlorenen Gebieten", an erster Stelle der von Elsaß und Lothringen, der von vierzigtausend Männern feierlich wiederholte Schwur, die verlorenen Provinzen an das große Deutschland von einstmals und der Zukunft wieder angliedern zu helfen, haben die französische Presse und besonders die elsässische Presse aufhorchen lassen. Nicht, als ob das Elsaß bisher geschlummert hätte. Die Demonstrationen des Kriegsgeistes in Deutschland waren in der letzten Zeit nicht mehr zu übersehen. Ungeachtet der von der Autonomistenpartei widergespiegelten Versuche der deutschen Propagandazentralen, des VdA und andrer Organisationen, die immer eher als lächerliche und ohnmächtige Stänkereien denn als ernste Bedrohungen betrachtet wurden, war man bisher hier doch der Ansicht, daß für die Sicherheit der drei Departements von der andern Seite des Rheins her keinerlei Gefahr drohe.

Diese allgemeine Meinung hat die Parade von Pirmasens gründlich gestört. Die Zeitungen druckten fast alle nebeneinander die kontrastierenden Äußerungen des bayerischen Generals von Clauß und die Worte, die am gleichen Tage in Metz bei der Einweihung des neuen Moselkanals von Herriot gesprochen worden waren: die Kriegsdrohung und die Mahnung, friedlich und wachsam zugleich zu sein.

Ein straßburger Blatt, das wichtigste und größte des Elsaß, die ‚Neuesten Nachrichten', verglich die Reden der Generale zu Pirmasens mit der Rede, die kürzlich der Präsident der französischen Republik am Beinhaus von Douaumont gehalten hat, und schrieben: „Wenn man in Frankreich vom Kriege spricht, so spricht man von den Toten. Wenn man in Deutschland zu den Lebenden spricht, so spricht man vom Kriege ..." Die elsässischen Zeitungen hetzen nicht gegen Deutschland. Aber sie betonen, wie Herriot es jetzt tat, daß die Elsässer bei aller Friedensliebe doch auf der Hut vor den bösen Absichten mancher deutschen, heute leider nicht ganz unmaßgeblichen Kreise, sein müßten.

Es ist für die elsässische Psyche außerordentlich wichtig, daß die Forderungen auf Wiederaneignung des Elsaß von säbelrasselnden Generalen, von Hitler-Agitatoren und ähnlichen Gesellen erhoben werden, von denen neulich einer gar aussprach, daß die Bevölkerung des Elsaß, wenn sie den Anschluß ans Reich nicht freiwillig vollziehen wolle, eben „germanisiert" werden müsse. Die „Germanisierung" aber kennen die Elsässer. Es gibt nichts in der Welt, was sie mehr fürchten. Hier ist das Projekt des damaligen kaiserlichen Statthalters, des urpreußischen Junkers Johann von Dallwitz, noch unvergessen, das nach erkämpftem Siegfrieden den größten Teil der elsässischen Bauernbevölkerung aussiedeln und nach Kurland oder in andre östliche Erwerbungen der preußischen Krone verpflanzen wollte, um das reiche Bauernland, das seit mehr als vierhundert Jahren keine Gutsbesitzer mehr kennt und dessen schmale feudale Herrenschicht vollends von der großen Revolution hinweggefegt wurde, preußischen Junkern als Schwertlehen zu geben.

Man weiß im Elsaß zu genau, wessen man sich zu versehen hätte, wenn dieses Land jemals wieder dem Deutschen Reich einverleibt werden sollte. Die Gefahr ist freilich nicht groß, und sie wird auch nicht größer, wenn Männer wie der frühere deutsche Reichswehrminister Geßler, der kürzlich vor jungen Studenten in München entsprechende Worte fand, sich zu ihren Dolmetschen machen.

Emmerich Leu

Dürfen Dissidenten Lehrer werden?

Jeder Kenner der Verfassung wird die Frage, ob Dissidenten Lehrer werden dürfen, mit dem lächelnden Hinweis auf Artikel 128 Absatz 1 beantworten, nach dem alle Staatsbürger ohne Unterschied nur nach Maßgabe von Leistung und Fähigkeit zu öffentlichen Ämtern zuzulassen sind, oder auf den noch deutlicheren Artikel 136 Absatz 2, wonach die Zulassung zu öffentlichen Ämtern unabhängig vom religiösen Bekenntnis ist. Wenn aber auch nach dem klaren Wortlaut der Verfassung Dissidenten Lehrer werden dürfen, so können sie es im Augenblick doch nicht werden. Denn seit dem Jahre 1930 besteht auf Grund einer „Empfehlung" des preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung an das Provinzialschulkollegium in Berlin und den Regierungspräsidenten in Arnsberg eine Anstellungssperre für dissidentische Volksschullehrer. Wie kam es zu dieser Sperre in Preußen, einem Lande, das bis vor kurzem „marxistisch" gescholten wurde, zum mindesten also doch wohl „weimarisch" regiert worden war? Die deutschnationale Landtagsfraktion hatte vor dem Staatsgerichtshof den Antrag auf Nichtanstellung dissidentischer Bewerber beziehungsweise Entlassung dissidentischer Lehrer gestellt. Dieser Antrag schon veranlaßte den preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, dem Provinzialschulkollegium in Berlin und dem Regierungpräsidenten in Arnsberg zu „empfehlen", bis zur Entscheidung der Verfassungsstreitsache keinem Dissidenten die Bestätigung zur Anstellung als Volksschullehrer zu erteilen. Obwohl die preußische Regierung selbst von der Verfassungswidrigkeit des Antrags überzeugt war, hob sie nun, nachdem die Verfassungsstreitsache erledigt war, — in der es zu keiner Entscheidung der Frage in sachlicher Hinsicht kam — die Sperre nicht etwa auf. Vielmehr beschloß das preußische Staatsministerium bald danach, die Anstellungssperre für dissidentische Schulamtsbewerber auf das gesamte preußische Staatsgebiet auszudehnen!

Die Organisation der deutschen Freidenker und die entsprechende Lehrerorganisation hatten das genaue Gegenteil erwartet, nämlich die Aufhebung der Zulassungssperre, auf Grund einer Zusage des preußischen Unterrichtsministers. Und so sollte die Klage eines durch Rechtsanwalt Doktor Kurt Labischin vertretenen berliner Schulamtsbewerbers, namens Hans Kunstmann, gegen das preußische Land die Frage nach der Berechtigung der Anstellungssperre vor einem preußischen Gericht aufrollen. Kunstmann, der zur Anstellung als beamteter Lehrer mit Wirkung vom 1. Oktober 1930 empfohlen war, wurde als Dissident von jener Anstellungssperre für Lehrer ohne religiöses Bekenntnis betroffen. Er klagte nun auf Ersatz des Schadens, der ihm durch die Nichtbestätigung dadurch erwuchs, daß seine Familie nach seinem Tode das Gehalt während des sogenannten Gnadenvierteljahrs verlor.

Die 42. Zivilkammer des Landgerichts I in Berlin hat unter Vorsitz von Landgerichtsdirektor Wachler der Klage des Schulamtsbewerbers stattgegeben, die Verpflichtung des Landes Preußen zur Zahlung des Schadenersatzes, nämlich insofern es sich um das Gnadengehalt nach dem Tode des Klägers handelt, anerkannt. Dies Gericht hielt also die Anstellungssperre für Dissidenten für verfassungswidrig.

Auch bürgerliche Rechtslehrer wie Anschütz und Giese, gaben ihr Gutachten dahin ab, daß den dissidentischen Junglehrern die Anstellung nicht verweigert werden darf. Dennoch wies die von der preußischen Regierung angerufene Berufungsinstanz, nämlich das Kammergericht, im Februar 1932 die Klage des Dissidenten ab. Nun ist freilich gegen diese Entscheidung des Kammergerichts beim Reichsgericht Revision eingelegt worden, aber solange das Reichsgericht sich nicht zugunsten der Dissidenten ent-

schieden hat, bedeutet dies, daß die Dissidenten nicht durch das Mittel des einfachen Rechtsweges die preußische Regierung zur Einhaltung der Verfassung gegenüber ihren Ansprüchen veranlassen können. Aber wird das Reichsgericht sich für den Dissidenten, der hier klagte, und damit für alle Dissidenten entscheiden? Entscheidet es für die Dissidenten, dann schützt es die weimarer Verfassung gegenüber einer Regierung, die noch vor kurzem sich vom Reich „unweimarisch" behandelt fühlte! Entscheidet es gegen die Dissidenten, dann handelt es zwar nicht weimarisch, aber es gibt dann einer Regierung recht, die vom Reich entfernt wurde, weil sie zu weimarisch, zu marxistisch und — trotz ihrer Dissidentensperre — zu freundlich gegen die Gottlosen war!

Hellmuth Falkenfeld

Glaube macht selig — auch wenn es viel Geld kostet

Daß die Inflation von ausgesprochenen Feinden der alleinseligmachenden Kirche aus reiner Teufelssucht veranlaßt worden ist, haben wir bisher noch nicht gewußt. Die Reklameschriften eines Stiftungsvorstehers aus der tiefsten Provinz belehren uns darüber, wie die Gläubigen diesen teuflischen Schaden zum Wohle der Kirche, zu ihrem eignen Seelenheil und zum Schaden ihres Portemonnaies wieder gutmachen können.

„Feuerproben: Weil Gottes-Gegner viele irreführen und große Schäden verursacht haben, und weil viele Millionen Mark nach Rom gesandte Stiftungsgelder entwertet wurden, auch gestiftete deutsche Hypothekenbriefe zu je 2000, 3000, 12 000, 30 000, 50 000 Mark zum Teil entwertet sind, werden fortgesetzt Kunstreliefs mitverkauft und der ganze Reingewinn dient jahraus, jahrein als weitere Stiftung. — Jede Person, welche ein Gnadenbild kauft, oder geschenkt bekommt, hat mit ihren lebenden und verstorbenen Angehörigen vollen Anteil an allen Segensfrüchten der dreifachen Stiftung und am gestifteten Meßbündnis.

Das ewige Bild!

Ein unschätzbar, sehr beliebter Wandschmuck. Segensreich für Zeit und Ewigkeit.

In jedem katholischen Haus, in jeder Küche, in jedem Wohnzimmer, Eßzimmer, Schlafzimmer verdient dieser segensreiche Jesus-Maria-Josephwandschmuck einen Ehrenplatz. Dem Himmel zur Freude, den armen Seelen zum Troste, den Familien zum Heil und Segen.

Durch die so zahlreich gewonnenen Ablässe kann dieser Wandschmuck für ganze Familien inklusive Nachkommen und verstorbenen Angehörigen eine sichere Himmelsleiter sein.

Größe 55 mal 46 cm.
gesetzlich geschützt,
Nachahmung verboten.

Dieses Kunstrelief ist ganz aus Messing. Brüniert. Wie antik. Preis per Stück RM. 15,— oder echt versilbert RM. 25,—. Dasselbe in Größe 35 mal 25 cm in Neusilber oder Altsilber 12,50 RM."

Schließlich ist es nicht zu viel verlangt, daß eine Familie für den Ablaß ihrer Sünden inklusive aller Vor- und Nachfahren eine

echt versilberte Himmelsleiter zum Preise von RM. 25,— erwerben soll.

Hilde Walter

Befähigungsnachweis

Zur ehrenamtlichen Mitarbeit werden für unsre Bezirksgeschäftsstelle zwei blonde Stenotypistinnen gesucht, die mindestens ein halbes Jahr Mitglied sein müssen und in der Sektion bereits mitgearbeitet haben.

Schriftliche Angebote an Bezirk Westen der NSDAP.

‚Angriff'

Eine brachtvolle Reklame

Alle Venus-Maratti-Badeanzüge sind schön — kein einziger ist im Sinne der Brachtschen Verordnung „indezent".

Inserat der ‚BZ. am Mittag' 18. 8. 1932.

Sehr peinlich

Mit dem Auftrage, die politischen Vorfälle und Terrorakte in Ostpreußen zu unterstützen, ist der Oberregierungsrat im preußischen Innenministerium, Doktor Diels, nach Königsberg entsandt worden.

‚Tölzer Kurier', 7./8. August

Noch einmal: Die Berner

Schotten sind geizig, das weiß jedes Kind. Aber die Berner, die Berner sind langsam.

‚Weltbühne', 1932, Nr. 33.

Schon lange haben sich die Berner ein Wappen zugelegt; wie es aussieht, ist bisher noch nicht über die Stadtgrenzen hinaus bekanntgeworden: Eine Fahne zieren zwei große Bremsklötze, auf denen sich je eine Schnecke ausruht.

*

Die Berner werden sehr beneidet von den andern Kantonen. Gerät nämlich ein Züricher in Schulden, dann hat der Gerichtsvollzieher schon längst alles bei ihm weggeholt, während ein Berner noch paarmal Silvester feiern kann, ehe die erste Zahlungserinnerung bei ihm einläuft.

*

Ein Berner zertritt auf einem Spaziergang eine Schnecke und muß sich dafür die schwersten Vorwürfe seines Begleiters anhören, worauf er sich empört verteidigt: „I kcha doch nüt derfür, wenn mer dä Hagu vo hinde in d'Scheiche cheibet"! (Ich kann doch nichts dafür, wenn mir das Luder von hinten in die Beine rast.)

*

Vater und Sohn reisen von Bern nach Basel. Gleich hinter Bern macht der Vater den Jungen auf einen Obstgarten aufmerksam: „Lue da, die viele Chriesi." (Schau doch, die vielen Kirchen.) Kurz vor Basel erwidert der Sohn: „Und denn na so schööni grossi". (Und dann noch so schöne große.)

*

Zwei Berner nähern sich mit einem großen Kranz der österreichischen Grenze. Der Grenzwächter erkundigt sich, wohin sie mit dem Kranz wollten. Die Berner: „Mer hei g'hört, der Andreas Hofer sei g'storbe".

Goethe zur Kapitalflucht

Es ist gegenwärtig nichts weniger als rätlich, nur an einem Ort zu besitzen, nur einem Platz sein Geld anzuvertrauen.

‚Wilhelm Meisters Lehrjahre' 8. Buch, 7. Kapitel

Erlöst

. . . Diese gradezu gemeingefährliche Person ist glücklicherweise nun für einige Zeit unschädlich gemacht, indem sie in einer Trinkerheilanstalt untergebracht ist und auch nicht mehr mein Mündel ist.

Pastor Richard Kindler ‚Die Stadtmission', Berlin, August 1932

Liebe Weltbühne!

Von dem Dramatiker Rehfisch erzählt man sich, er gebe gerne zweideutige Witze zum Besten. Ein wahrscheinlich sehr geschmackvoller junger Mann, dem das nicht paßte, entfernte sich darob kürzlich aus einer Gesellschaft, als Rehfisch wieder einmal damit anfing. Worauf sich Rehfisch entrüstete: „Zu meiner Zeit wagten es wir jungen Leute nicht, vom Tisch aufzustehen, wenn Rilke oder Hofmannsthal grade sprachen."

Antworten

Polizeipräsidium Berlin. Der Bund entschiedener Schulreformer wollte am 22. August eine öffentliche Monatsversammlung abhalten, in der Ernst Bulowa über „Die Durchführung der Montessori-Methode in der Schule" sprechen sollte. Das zuständige Polizeirevier rief kurz vorher bei der Verwaltung der Augustaschule an, wo der Vortrag stattfinden sollte, und teilte mit, daß auf Ihre Anweisung hin die Abhaltung der Veranstaltung untersagt sei. Eine schriftliche Begründung war nicht zu erlangen. Die in der Presse angestellte Vermutung, das Montessori-System werde höhern Orts wohl als Kulturbolschewismus angesehen, scheint uns daneben zu treffen. Nicht die Erziehungsgrundsätze der Frau Montessori werden als staatsgefährlich betrachtet, sondern der Bund entschiedener Schulreformer ist es, dem hier ein Knüppel zwischen die Beine geworfen werden sollte. Da es also unrichtig ist, zu glauben, man habe das Thema des Abends als ein politisches aufgefaßt und darum die Burgfriedensnotverordnung zur Anwendung gebracht, muß festgestellt werden, daß Sie grundsätzlich alle Veranstaltungen des Bundes entschiedener Schulreformer als politisch bezeichnen. Können Sie uns vielleicht verraten, was Sie dazu berechtigt?

Adolf Hitler. Sie haben einmal erklärt, in Ihrer Partei geschähe nichts ohne Ihr Wissen und Wollen. Vor ein paar Wochen ist Carlis Hansen, der Führer der dänischen Nationalsozialisten, in Ihrer Parteiversammlung in Stralsund als Redner aufgetreten. Herr Hansen verlangt, daß die Nichtdänen in Dänemark, also auch die Angehörigen der deutschen Minderheit, unter Fremdengesetzgebung gestellt werden. Wissen und wollen Sie, daß Ihre deutschen Volksgenossen in Dänemark durch Ausnahmegesetze entrechtet werden?

Schutzverband Deutscher Schriftsteller. Ihr habt Sorgen. In einem Augenblick, wo alles darauf ankommt, den Kampf gegen die drohende Vernichtung jeglicher Geistesfreiheit zu führen, habt ihr nichts andres zu tun, als den Vorstand der berliner Ortsgruppe hinauszuwerfen, weil er sich erlaubt hat, gegen die Verhaftung Robert Breuers, seines schärfsten Gegners im SDS, zu protestieren und in einem Telegramm an Horthy diesen aufzufordern, mit der Henkerjustiz der Standgerichte ein Ende zu machen. Solche Proteste loszulassen, wäre eure Pflicht gewesen. Statt dessen befürchtet ihr wahrscheinlich, gewisse amtliche Stellen könnten euch das übel nehmen und die Zuwendungen an euch einstellen. Es ist gelungen, den Rausschmiß-Beschluß etwas hinauszuschieben. Es wäre angebracht, ihr setztet euch nicht der Blamage aus, Schriftsteller aus euern Reihen zu entfernen, die es für ihre Pflicht halten, gegen die Reaktion, wo sie sie antreffen, mit allen Mitteln vorzugehen.

W. H. in Zürich. Wir danken Ihnen für die nette Presseschau über den Nationalsozialismus in der Schweiz. Danach braucht die schweizer Demokratie vorläufig nicht zu zittern, sondern nur die Witzblätter haben Stoff bekommen. Der „Flieger" Dippelmann, der von der braunen Presse Deutschlands als der Manager des Dritten Reiches für die Schweiz gepriesen wurde, ist bei seiner Rückkehr nach der Schweiz zwar nicht vom Volk, dafür aber von der Polizei mit ebenso offenen wie festen Armen in Empfang genommen worden. Sie empfand den dringenden Wunsch, diesen ausgebrochenen Fürsorgezögling endlich der wohlverdienten Gefängnisstrafe für Diebstahl zuzuführen. Die deutschen Braunhemden müssen sich also auf die Suche nach einem neuen schweizer Vorkämpfer des Nationalsozialismus begeben.

R. in Nürnberg. Sie interessieren sich angesichts des bevorstehenden Massenaufmarsches des Stahlhelm in Berlin besonders für

das Verhältnis des Reichspräsidenten zu der Organisation der Herren Seldte und Duesterberg. Die Antwort wie überhaupt alles authentische Material finden Sie in dem kürzlich veröffentlichten Heft III des Deutschvölkischen Katechismus, den ein deutscher Hochschullehrer im Verlag von Wilh. Silkenat herausgegeben hat.

K. in Leipzig. Sie schreiben uns: „Kurz vor dem Verfassungsfeiertag schrieb die ‚Frankfurter Zeitung', in Kassel wunderten sich die Bürger, daß die dortige Reichswehr die Feier nicht mitmache. In Leipzig hatte die Reichswehr erst ihre Beteiligung an der in der Universitätsaula stattfindenden Feier und hinterher Reichswehrmusik auf dem Augustusplatz zugesagt, aber als es zum Treffen kam, blieb sie da wie dort aus." Wir wundern uns weder noch beschweren wir uns. Uns genügt es vollkommen, wenn die Reichswehr entschlossen ist, jeden gewaltsamen Versuch zum Umsturz der Verfassung mit Gewalt entgegenzutreten. Wenn . . .

H. Z. Sie haben an das berliner Verkehrsamt einen Brief geschrieben, der also beginnt: „Seit der ersten berliner Funkausstellung bin ich Jahr für Jahr ständiger Besucher gewesen. Daher kann ich nicht umhin, Ihnen meine und meiner ausländischen Geschäftsfreunde Verwunderung und Empörung auszusprechen über die beiden Nazistände, die unter dem Deckmantel des Schallplattenvertriebs hauptsächlich dazu da sind, ihre Aufbaupolitik damit zu beweisen, jüdisch oder ihnen jüdisch oder sonstwie andersdenkend erscheinende Ausstellungsbesucher anzupöbeln. Die Auslandsbesucher sind dieses Jahr ohnedies wegen der Devisenbeschränkungen zum großen Teil ausgeblieben, manche aber, die aus alter Gewohnheit und um die alten Verbindungen aufrechtzuerhalten, wiedergekommen sind, haben mir gegenüber bereits ausgesprochen, daß dieser Besuch wohl der letzte sein dürfte." Wir nehmen an, daß das berliner Verkehrsamt seine Pforten schließen kann, wenigstens für Ausländer, sobald das Dritte Reich in voller Pracht entstanden ist. Höchstens ein paar italienische Fascisten werden sich dann noch bei uns sehen lassen.

Karl von Wiegand. Als Herr von Papen seine Rundfunkrede nach Amerika gehalten hatte, haben Sie in englischer Sprache als Korrespondent der Hearstpresse einen Kommentar daran geknüpft, der alsbald ins Deutsche übertragen wurde. Bei der Übertragung sind, wie uns eine Hörerin mitteilt, zwei Stellen weggelassen worden. In Englisch hatten Sie gesagt, von zwölf Kanzlern, die Sie gekannt hätten, sei Papen der befähigste, und Hitler habe nur eine antisemitische Äußerung getan. Schätzen Sie das amerikanische Publikum wirklich so niedrig ein, daß Sie es wagen, ihm mit solchen faustdick aufgetragenen Behauptungen zu kommen?

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1932

einzuzahlen, da am 10. Oktober 1932 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Re oder Duce von Hanns-Erich Kaminski

Die amtliche Verlautbarung, die die völlige Übereinstimmung zwischen dem Reichspräsidenten und der Reichsregierung feststellte, enthielt auch die Aufforderung des Reichspräsidenten an den Reichskanzler, darauf zu achten, daß die Lebenshaltung der deutschen Arbeiterschaft gesichert und der soziale Gedanke gewahrt bleibe.

Angesichts des Programms, das der Reichskanzler unter dem Beifall der westfälischen Bauern dem deutschen Volk zur Kenntnis gebracht hat, dürfte es nicht ganz leicht sein, diesem Ersuchen nachzukommen. Aber Herr von Papen traut sich alles zu. Er kann gleichzeitig zur Privatwirtschaft zurückkehren und die subventionierten Betriebe unter Staatsaufsicht stellen. Er kann zwei Milliarden Mark beschaffen und gleichzeitig alle Währungsexperimente vermeiden. Er kann die Einfuhr aufs Äußerste beschränken und gleichzeitig die Autarkie ablehnen. Er kann Hitler Zügellosigkeit vorwerfen und Tags darauf mit ihm freundschaftlich zusammenkommen. Er kann die Verfassung reformieren und gleichzeitig in ihrem Rahmen bleiben. Er kann sicherlich auch das Tarifrecht durchlöchern und die Löhne senken und gleichzeitig darauf achten, daß die Lebenshaltung der deutschen Arbeiterschaft gesichert und der soziale Gedanke gewahrt bleibt.

Herr von Papen ist eben ein schneidiger Herr, den nicht das scheinbar Unmögliche und nicht einmal das scheinbar Absurde schreckt. Er fühlt sich stark, denn er besitzt das Vertrauen des Reichspräsidenten. Da er aus dem Zentrum ausgetreten ist, gehört er zu keiner Partei und ist folglich unparteiisch. Kein Wunder, daß er von so hoher Warte aus jede Regierungsbildung und sogar jede Beeinflussung durch das Parlament ablehnt. Früher war er zwar selber Abgeordneter, doch es wächst der Mensch mit seinen Zwecken. Höher als jeden Willen der Wähler schätzt er jetzt seine eigne Autorität und noch höher nur die des Reichspräsidenten. Das Gegenspiel der verfassungsmäßigen Gewalten, meint er in einem kürzlich erschienenen Artikel, habe die Freiheit des Volkes nur gefährdet. „Freiheit kann nur da sein, wo jemand in voller Unabhängigkeit diese Freiheit schützt."

Auch der Reichspräsident ist zwar gewählt und obendrein von Wählern, die der Überzeugung waren, die Staatsgewalt gehe vom Volke aus. Jedoch so viel Autorität und Unabhängigkeit wie der Reichskanzler kraft seiner Betrauung durch den Reichspräsidenten für sich in Anspruch nimmt, kann nicht von Menschen stammen. Ihre Herkunft ist unrationaler, mystischer: sie muß von Gottes Gnaden sein.

Ich darf für mich beanspruchen, schon vor vielen Monaten in der ‚Weltbühne' auf die Monarchisierung Deutschlands hingewiesen zu haben. In Nummer 8 dieses Jahrganges schrieb ich:

Das Deutsche Reich ist eine Republik? Mag sein. Aber sein Klima ist das der Monarchie.

Heute erklärt auch die ‚Germania':

Niemand von denen, die jetzt für die Staatsführung eine hinreichende Fundierung im Volke und im Parlamente zu schaffen suchen, denkt an eine Parteiherrschaft. Ein solches Regime ist seit der Kanzlerschaft Brünings beseitigt und wird nicht wieder aufleben.

Die Filmprüfstelle Berlin trug der Entwicklung nur Rechnung, wenn sie in dem Film „Tannenberg" alle Szenen beanstandete, in denen Hindenburg auf der Leinwand erschien. Die Hersteller dieses patriotischen Werks sind vermutlich keine Kulturbolschewisten, aber sie wissen eben noch nicht genau Bescheid in der neuen Zeit. Auch im Kaiserreich hatte ja eine Kabinettsordre aus dem 18. Jahrhundert Geltung, die die Darstellung von Mitgliedern des preußischen Königshauses verbot.

Wie weit Papen sich von der Logik seiner „konservativen Staatsführung" treiben lassen will, hat er allerdings noch nicht bekannt. Den Mitgliedern der Deutschnationalen Volkspartei, der einzigen Partei, die für die derzeitige Präsidialregierung eintritt, genügt der herrschende Zustand jedenfalls nicht. „Res venit ad triarios!" schreibt Doktor Quaatz im ‚Tag'. Und der Triarier von Oldenburg auf Januschau hat mit seiner gewohnten Offenherzigkeit auch schon ausgesprochen, wie er sich die Sache denkt. „Die preußische Königskrone liegt in der Weichsel, aus ihr muß sie herausgeholt werden", sagt er in einer Rede vor Stahlhelm-Studenten in Deutsch-Eylau. Die Weichsel fließt bekanntlich nicht nur durch Polen sondern auch in der Nähe von Neudeck, und der Gutsnachbar des Reichspräsidenten erklärte den jungen Leuten: „Ohne deutschen Kaiser kein Reich und ohne König kein Preußen!" Und er wünsche, daß Hindenburg die Kraft erhalten bleibe, vorwärts zu gehen, mit oder ohne Parlament, wahrscheinlich aber ohne.

Noch deutlicher wird der Generalmajor a. D. Graf von der Goltz, der Vorsitzende der Vaterländischen Verbände, die es auch noch immer gibt. In der ‚Deutschen Zeitung' untersucht der Graf, wie Papen die Quadratur des Zirkels finden könnte, und er läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen:

Es gibt nur eine Lösung, die Deutschland retten kann: die Wiederherstellung des Rechtszustandes, der es einem Bismarck möglich gemacht hat, den Willen seines Königs siegreich gegen fast das ganze widerstrebende Volk durchzusetzen. Und diese Lösung heißt: Wiederherstellung der Hohenzollern-Monarchie! Ein Mann im Deutschen Reiche scheint berufen, den entscheidenden Schritt hierzu zu tun — derselbe Mann, der Kaiser Wilhelm II. veranlaßt hat, am Morgen des 10. November 1918 die holländische Grenze zu überschreiten. Heute ist Generalfeldmarschall v. Hindenburg Reichspräsident, also oberster Träger der Reichsgewalt, getragen von einer Volkstümlichkeit, die ihm politisches Handeln möglich macht, das einem etwa ihm folgenden Präsidenten versagt sein wird. Generalfeldmarschall v. Hindenburg muß gesehen haben, daß Deutschland unter der heutigen Verfassung nicht leben kann. Er muß erkannt haben, daß es nur durch die Wiederherstellung der überlieferten Monarchie gerettet werden kann. Er, der vor der Geschichte gut zu machen hat, was er im November 1918 tat, muß heute unter Ausnutzung aller ihm zustehenden Befugnisse die staatsrechtlichen Grundlagen für die Wiederkehr der Hohenzollern-

Monarchie schaffen. Dann erst beginnt die Zeit, wo die Quadratur des Zirkels sich lösen läßt.

Die Triarier, die die Restauration vollenden wollen, machen nur einen Fehler. Sie reden immer von der Wiederherstellung des bismarckschen Reichs. Sie vergessen anscheinend, daß es in diesem Reich ein allgemeines, gleiches, geheimes Wahlrecht und ein Steuerbewilligungsrecht des Reichstags gab. Die Verfassung von 1871 wäre für die Gegenwart also völlig unbrauchbar. Was uns fehlt, ist eine Monarchie im Sinne Friedrich Wilhelms IV., in der kein Blatt Papier zwischen dem König und seinem Volke steht. Den preußischen Beamten brauchte dann das Betreten eines so pestverseuchten Gebäudes, wie es der preußische Landtag ist, nicht erst verboten zu werden. Und das Staatsoberhaupt hätte dann nicht nötig, mit dem Reichstagspräsidenten über Politik zu sprechen, was der Reichspräsident diesmal noch nicht abgelehnt hat, obgleich es allgemein erwartet wurde.

Wie sollte auch eine Verfassung aussehen, die sich allein auf Triarier wie den Januschauer und unparteiische Staatsmänner wie Papen stützen würde? Und nach welchen Prinzipien sollte ein Parlament gewählt werden, das dieser Regierung Steuern bewilligen würde? Und wenn Herr von Gayl ein Wahlrecht erfände, demzufolge nur die ostelbischen Rittergutsbesitzer und die Mitglieder des Langnamvereins das Stimmrecht hätten, und wenn er eine erste Kammer einsetzte, in der nur die preußischen Prinzen, der hohe Adel und die Reichswehrgenerale vertreten wären — selbst dann würde das jetzt amtierende Kabinett höchstwahrscheinlich keine Mehrheit finden.

Herr von Papen, der während des Krieges seinen Wagemut bewiesen hat und Ritter des eisernen Kreuzes erster Klasse ist, kennt jedoch keine Schwierigkeiten. Er ist entschlossen, seine Politik durchzuführen, ohne Scheu vor ihren Konsequenzen. Diese Politik beruht nach seinen eignen Worten „auf der bewußten Sorge um die planmäßige Erhaltung des menschlichen Lebens in seinen natürlichen Ordnungen". Und die Republik entspricht doch wohl nicht der „natürlichen Ordnung".

Jedoch die Weimarer Verfassung hat ihre Verteidiger. Wenn die Sozialdemokraten schweigen und das Zentrum schon halb bereit erscheint, sie preiszugeben, dann sind die Nationalsozialisten da, die an ihr festhalten. Wie Hitler im Grunde seines Herzens zur Restauration steht, weiß man allerdings nicht. Bismarck hätte vielleicht von ihm dasselbe wie von Lassalle gesagt: er wäre für die Monarchie, wenn die Dynastie Hitler hieße. Einen Re, der mehr zu sagen hätte als er, will der deutsche Duce jedenfalls nicht.

Die Glorious Revolution der Nazis richtet sich plötzlich gegen den Absolutismus, und im Reichstag und im Landtag kämpfen sie für die Rechte des Parlaments wie einst die Engländer für die Bill of Rights. Wir dachten schon, das „System" sei tot und begraben; Herr Goering hat uns darüber belehrt, daß es noch lebt. Er hat an die schwarz-rot-goldne Fahne, die die Deutschnationalen aus dem Reichstag entfernen woll-

ten, nicht rühren lassen. Er hat Hindenburg feierlich auf die Heiligkeit seines Eides hingewiesen, und zwar des Verfassungseides, nicht des Fahneneides. Ja, die nationalsozialistische ‚Nationalpost' droht dem Reichspräsidenten sogar mit dem Staatsgerichtshof für den Fall, daß er das parlamentarische System verletzen würde. Schade, daß in der Reichstagssitzung kein Kommunist ein Hoch auf die Verfassung ausbrachte; sicher hätten die Nazis begeistert eingestimmt.

Entsetzt konstatiert die ‚DAZ', die Nationalsozialisten seien dem Parlamentarismus verfallen, so sehr das Blatt sich im übrigen darüber freut, daß die rechte Seite des Reichstags „wie ein Feldlager" aussah. Da haben wir also ein parlamentarisches Feldlager! Coupletdichter an die Front!

Es ist eine gute Zeit für Satiriker. Sie können jetzt den Kampf um die demokratische Verfassung schildern, in dem auf der einen Seite der von der Sozialdemokratie gewählte Reichspräsident steht und auf der andern das Parlament, vertreten durch die Anhänger der nationalsozialistischen Diktatur.

Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte, lehrt das Sprichwort. Aber wer ist hier der Dritte? Die Linke, die von beiden Gegnern bekämpft wird, sicher nicht. Die Arbeitermassen bilden nur die Basis, auf der die Kämpfe um die Gestaltung Deutschlands ausgetragen werden.

Neutral ist in diesen Kämpfen allein Herr von Schleicher, denn die Reichswehr dient der ganzen Nation, und wer in der Regierung sitzt, ist für sie ohne Bedeutung, solange die Interessen der Landesverteidigung gewahrt werden.

Schleicher und sein Stahlhelm von Hellmut v. Gerlach

Man spricht so oft von der Regierung der Barone. Man sollte lieber von der Regierung des Generals sprechen. Gewiß, Freiherr von Gayl denkt. Aber General von Schleicher lenkt. Und darauf kommt es doch wohl an.

Die Gelehrten streiten sich über das Maß der Intelligenz des Generals. Sie wurde sehr hoch eingeschätzt, ehe er aus dem Dunkel des Militärbureaus in das Licht der politischen Öffentlichkeit trat. Auch seinem Kollegen von Seeckt ging es so, von Ludendorff ganz zu schweigen. Generale vertragen fast nie die Möglichkeit kritischer Belichtung.

Mich erinnert Schleicher immer an den alten Blücher. Er ist ein ins Politische transponierter Marschall Vorwärts. Ein Draufgänger, der für die Politik von heute die militärischen Methoden von 1813 anwendet.

Er hat keine Mehrheit im Reichstag, vielleicht nicht einmal eine Minderheit. Er ist er, außerdem allerdings noch der Regimentskamerad des Herrn von Hindenburg vom 3. Garderegiment zu Fuß. Einen Zivilisten mag das belanglos scheinen. Aber Zivilisten sind manchmal blöd.

Niemand ist es gestattet, bei Gefahr des Verbots und sonstiger übler Folgen, der Regierung Schleicher den Willen zum

Verfassungsbruch zu imputieren. Aber jeder Mann hat das Recht, der Regierung mit Kommentaren zu der Verfassung unter die Arme zu greifen.

Der berliner Staatsrechtler Carl Schmitt ist kürzlich in weiteren Kreisen dadurch bekannt geworden, daß er die verfassungsrechtliche Gültigkeit der Einsetzung des Reichskommissars für Preußen nachwies. Man erzählt sich, Schmitt sei zur Zeit bei der Ausarbeitung eines Memorandums, wonach es keinen Verfassungsbruch bedeute, wenn die Regierung ohne Reichstag regiere, falls der Reichstag sich als unfähig zur Bildung einer Regierung herausstelle. Der Reichspräsident bekomme dann nämlich freie Hand, da er als Erwählter der Mehrheit des Volkes berechtigt sei, im Namen der Mehrheit zu handeln.

Juristen bestimmter Art haben in der Geschichte Preußens eine große Rolle gespielt. Als Friedericus 1740 seinen Raub an Schlesien beging, wiesen Kronjuristen nach, es sei kein Raub, sondern Verwirklichung eines Erbanspruches. Als 1756 Friedericus in Sachsen einbrach, fanden sich Gelehrte, die darlegten, daß Sachsen eine Verschwörung gegen Preußen angezettelt habe. Und als Bismarck 1865 Schleswig-Holstein seinem legitimen Fürsten, einem Herzog von Augustenburg, zugunsten Preußens entzog, wurde auch dieser Schritt juristisch gerechtfertigt. Selbst der offne Verfassungsbruch Bismarcks im Jahre 1863 wurde mit der Behauptung verteidigt, es sei eine Lücke in der Verfassung.

Natürlich sind das rein historische Betrachtungen. Niemand denkt heute an einen Rechtsbruch.

Herr von Schleicher denkt nur an eins: Wie bilde ich meine Reichswehr um? Seine Umbaupläne versetzen die ganze Welt in Aufregung. In Frankreich ist besonders die Linke beunruhigt. Sie ist es um so mehr, als Herr von Schleicher seine aggressivsten Äußerungen ausgerechnet im ‚Resto di Carlino', also in einem Organ Mussolinis, plazierte. Besorgt fragt sich die nach einer Verständigung mit Deutschland lechzende französische Linke: Bahnt Deutschland ein Zusammengehen mit Italien an? Gegen wen?

In diese Zeit der Hochspannung fällt die nachträgliche Sedanfeier des Stahlhelms in Berlin. Das Ausland sieht in ihr kein zufälliges Ereignis, sondern eine bewußt von der Regierung inszenierte oder wenigstens zugelassene politische Aktion. Spielend leicht wäre sie zu verhindern gewesen, wenn man den Burgfrieden nicht am 31. August, sondern am 15. September hätte ablaufen lassen. Oder noch einfacher: Herr von Hindenburg als Ehrenmitglied des Stahlhelms hätte Herrn Seldte wissen lassen, daß die berliner Parade in diesem Augenblick aus hochpolitischen Gründen unerwünscht sei. Dann wäre sie natürlich unterblieben.

Nichts derartiges ist geschehen. Die Welt folgert daraus: Der Stahlhelmtag ist als Trumpf im Spiele Schleichers gedacht. Er weiß, daß er auf nichts im Reichstag und auf fast nichts im Volke zu zählen hat. Er hat seine Reichswehr, und damit basta. Darum will er der Welt zeigen: Oho! Ich habe

auch noch den Stahlhelm. Parlamentarisch mag er nicht zählen. Aber ein Machtfaktor bleibt er doch.

In gewissem Sinn hat Herr von Schleicher sogar recht. Käme es — hypothetisch gesprochen — zu einer gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen Hitler und Schleicher, so wäre die braune Armee nur ein ohnmächtiger wilder Haufen gegenüber der von den Frontsoldaten des Stahlhelms flankierten Reichswehr.

Wie stark der Stahlhelm eigentlich ist, darüber gehen die Angaben weit auseinander. Kapitän Ehrhardt bezifferte ihn nur auf 240 000 Mann, während Seldte 800 000 nannte. Aber die buchmäßige Ziffer ist nicht ausschlaggebend, da bekannt ist, daß sie eine Unmenge von Papiermitgliedern enthält, das heißt von Personen, für die ihre Arbeitgeber (Großgrundbesitzer, Fabrikanten etcetera) die Beiträge bezahlen. Seine reale Stärke wird mit 300 000 ziemlich richtig eingeschätzt sein. Das ist eine recht imposante Zahl, zumal die Organisation straff ist.

In der Innenpolitik ist der Stahlhelm zuverlässig antirepublikanisch. Sein aufrichtigstes Bekenntnis war die Haßbotschaft, die der Führer des Landesverbandes Brandenburg, Hauptmann a. D. von Morosowicz, am 2. September 1928 in Fürstenwalde erließ:

> Wir hassen mit ganzer Seele den augenblicklichen Staatsaufbau, seine Form und seinen Inhalt, sein Werden und sein Wesen.

Außenpolitisch ist er eine Organisation für Revanche. Sein Vorsitzender Seldte verkündete am 24. Januar 1926:

> Wenn uns das, was uns mit Gewalt genommen ist, nicht zurückgegeben werden kann oder will, dann werden wir die Kraft haben, es uns mit Gewalt zurückzunehmen, um das Dritte Reich zu schaffen.

Sein ostpreußischer Führer Graf zu Eulenburg-Wicken schrieb in demselben Jahre:

> Daher darf die Forderung nach Wiederherstellung von Deutschlands alten Grenzen nie und nimmermehr zum Schweigen kommen, und muß der Wille zur Wehr in jedem Deutschen geweckt werden.

Sein deutsches Schwertlied klingt also aus:

> Dann jagst du die welsche Kanaille
> übern Rhein, übern Rhein bis ins Meer.
> Dann diktierst du einen neuen Frieden,
> dann knechtet dich keiner mehr!

Seine beiden letzten großen Paraden waren Kampfansagen an die „Feinde" im Westen und Osten.

Im Herbst 1930 beantwortete er die vorzeitige Räumung des Rheinlandes mit dem Aufmarsch seiner Hunderttausend in Koblenz und reckte die gepanzerte Faust drohend gegen Paris. Im Herbst 1931 zog er 150 000 Mann in Breslau zusammen und ließ in Gegenwart der Generale von Seeckt und Heye wie des Exkronprinzen samt seiner Familie ein Pronunziamento gegen Polen los. Seldte richtete einen Appell an die alten Maschinengewehrschützen, die Ortsgrenzen zu revidieren:

> Gradeaus eine lange Brücke. Dahinter ein hoher, grüner Baum. Erkannt?

Wie ein einziger Schrei erklingt die Antwort auf diese Frage: „Erkannt!"

Hinter diesem Punkt liegt der deutsche Osten. Erkannt?

Und wieder dröhnt die Antwort: „Erkannt!"

Wenn 150 000 Männer dieses Ziel erkannt haben, so ist das ein Schritt vorwärts. Es liegt nun bei den andren, ob man unsre Mitarbeit bei der friedlichen Reglung der Dinge zulassen will, oder ob man uns zwingt, den Osten über Kimme und Korn ansehen zu müssen.

Der Tagung in Breslau wohnte ein Pole namens Sternal bei, um über sie für Polen zu berichten. Er wurde wegen versuchten Landesverrats zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

Das Ausland sah in dieser Verurteilung fast noch mehr als in der Tagung selbst. Es folgerte aus ihr, daß Stahlhelmangelegenheiten von den Behörden als Staatsangelegenheiten angesehen würden. Wie konnte sonst ein Bericht über die Stahlhelmparade als Landesverrat bewertet werden?

Die berlin-potsdamer Stahlhelmparade vom 3. und 4. September 1932 hat die Reichshauptstadt und ihre Umgebung vorübergehend in ein Feldlager verwandelt. Die Eingeweihten zwinkern einander zu: Avis an Duce! Das Ausland sieht nur die militärische oder wenigstens scheinmilitärische Machtentfaltung und denkt Avis à l'étranger!

Herr von Schleicher will freie Verfügung für die Reichswehr bekommen. Darum hat er den offiziellen Schritt in Paris unternehmen lassen. Gleichzeitig läßt er zu, daß der Stahlhelm in Berlin in einer Stärke paradiert, die in der ganzen Welt nur den einen Eindruck erzeugen kann: Wie darf man von uns Abrüstung verlangen, wenn in Deutschland die von der Regierung offenbar protegierten Wehrorganisationen so macht- und anspruchsvoll auftreten?

Herr von Schleicher mag ein Militär von außergewöhnlichen Qualitäten sein. Seine Politik erinnert in fataler Weise an das Zaberntelegramm des Exkronprinzen: Immer feste druff!

WTB redigiert die Wahrheit von Michael Kurd

Die Nachricht ist der Rohstoff einer jeden Zeitung. Von ihr lebt und aus ihr entsteht die öffentliche Meinung. In tausend Redaktionen ticken tagaus, tagein von morgens bis Mitternacht tausend Ferndrucker. Hier schlägt unermüdlich das Herz der Zeitung. Telegraphisch wird eine Art Schreibmaschine bedient, werden Typenhebel ausgelöst, und auf langen, schmalen Papierstreifen, die aus dem Apparate quillen, bilden sich Worte und Sätze, entstehen schließlich Meldungen. So übermittelt das Wolffsche Telegraphenbureau, dessen Aktienmehrheit sich seit einigen Monaten im Reichsbesitz befindet, der deutschen Presse sein Material. Technisch vollkommen arbeitet der offiziöse Nachrichtenapparat...

Seit der Emser Depesche, dem Mobilmachungsextrablatt des ‚Berliner Lokal-Anzeigers' und der Tätigkeit Lord Northcliffes weiß man, daß Nachrichten als Stimulans und Narkoti-

kum für die Völker wichtiger sind als die schönsten Leitartikel. Als am Tage nach den letzten Reichstagswahlen die nationalsozialistische Attentatsserie mit der Präzision des Uhrwerks einer Höllenmaschine einsetzte, war wieder einmal Gelegenheit gegeben, eindeutig festzustellen, daß Nachrichten, geschickt frisiert und denaturiert, die gleichen Lügenwaffen darstellen wie auf anderm Kampfboden etwa die Statistik. Da hatte sich oder war von höherer Seite WTB das edle Ziel gesetzt worden, klare Tatbestände zu verschleiern und aus schwarz weiß zu machen.

Wer einen Blick in die Nachrichtenwerkstatt getan und nachträglich das gesamte in den kritischen Tagen ausgegebene Material nochmals durchgearbeitet hat, muß zunächst die offenbare Angst feststellen, mit der in den Telegrammen von Wolff und ebenso in denen des ihm verwandten Conti-Nachrichten-Dienstes jede Andeutung nationalsozialistischer Täterschaft unterdrückt oder verschleiert worden ist. Gleichzeitig war das Bemühen fühlbar, kommunistische Ausschreitungen zu vergrößern und zu vergröbern. Einerseits wurde die Planmäßigkeit der rechtsradikalen Terrorakte hinter einer dichten Nebelwand von Abschwächungen verborgen, andrerseits aber gewöhnliche Ausschreitungen, Zusammenstöße, Prügeleien auf eine Stufe gestellt mit jenem balkanischen Feldzug der SA, deren Werkzeuge Bomben und Handgranaten waren. Die Fülle des Materials, das wider diese Berichterstattung zeugt, zwingt zur Auswahl und Konzentration auf eine Reihe besonders eindeutiger und kompromittierender Fälle.

Als in den Morgenstunden des 1. August in Königsberg blutige Anschläge unternommen wurden, denen unter anderm der kommunistische Stadtverordnete Sauff zum Opfer fiel, berichtete WTB hierüber in so farb- und harmloser Form wie über ein gleichgültiges Lokalereignis. Nirgends ein Hinweis darauf, in welchem Lager die Täter zu suchen seien. Selbst eine Auskunft der Polizeipressestelle, wonach „in einzelnen Fällen Nationalsozialisten einwandfrei als Täter festgestellt" seien, wird an dem für die Zeitungen entscheidenden Vormittag gewaltsam unterdrückt. Und so geht es munter und unverdrossen auch die nächsten Tage weiter.

In der gesamten sogenannten neutralen Generalanzeigerpresse füllen diese Meldungen, in trauriger Einförmigkeit aneinander gereiht, die Spalten. Angesichts einer solchen Information ist kein naiver Leser in der Lage, sich ein wahres Bild von den Vorgängen zu machen, deren Neuheit immerhin darin bestand, daß sie den politischen Blutterror in Gestalt individueller Vergeltungsakte als letzte Sensation in den deutschen Parteikampf einführten. Bei WTB versteht man es dagegen vortrefflich, durch kleine Nebensätze bitterernste Geschehnisse abzuschwächen und grauenhafte Ereignisse, die schließlich selbst das Kabinett von Papen zum Handeln zwangen, zu bagatellisieren.

Da wird am 2. August aus Goldberg gemeldet:

In der vergangenen Nacht, gegen 2 Uhr, wurden gegen das Landratsamt auf der Westpromenade, in dem sich auch die Wohnung

des kürzlich seines Amtes enthobenen sozialdemokratischen Landrates Gauglitz befindet, drei Revolverschüsse, anscheinend von mehreren jungen Leuten, abgegeben. Von den Schüssen drangen zwei in ein Privatzimmer des Landrates, ohne aber jemanden zu treffen. Ob dem Anschlag politische Motive zugrunde liegen, konnte, wie die Polizei mitteilt, noch nicht ermittelt werden.

Zweifel an den politischen Motiven? Nein, gewollte Harmlosigkeit: Es stand von vornherein fest, daß es sich um ein politisches Attentat handelte, und Hugenbergs Telegraphen-Union, die Konkurrenz des WTB, war in diesem und in andern Fällen auch so ehrlich, es sogleich einzugestehen.

Musterbeispiel für eine offene Fälschung ist die Berichterstattung über die Erschießung zweier kommunistischer Arbeiter in dem Dorf Tammowischken bei Insterburg. Da meldet der offiziöse Draht am 15. August unter der Überschrift: „Zwei kommunistische Arbeiter erschossen":

Der Besitzer Hinz und einige kommunistische Drainagearbeiter gerieten in einem Gasthause in Tammowischken bei Insterburg beim Zechen in Streit. Hinz fuhr nach Hause, um sich eine Pistole zu besorgen, während die Arbeiter auf der Chaussee nach Insterburg gingen. Hinz holte sie ein und gab etwa 10 bis 12 Schüsse ab. Hierbei erhielt der Arbeiter Karl Groß aus Insterburg einen Brustschuß, der ihn auf der Stelle tötete, auch der Arbeiter Werner aus Bergenthal wurde von etwa fünf Schüssen am Kopf, am Hals und an der Hüfte tödlich getroffen.

Der Bericht verschweigt, daß der Täter ein Nationalsozialist gewesen ist. Er hütet sich ferner, das furchtbare Verbrechen in der Überschrift einen Mord zu nennen, so wie es etwa in einem WTB-Telegramm aus Chemnitz vom 5. August bei einer Kaffeehaus-Schießerei, deren Urheber Kommunisten waren, bedenkenlos getan wurde. Das ist einer von den vielen Beweisen, aus denen hervorgeht, wie dieser Nachrichtendienst mit zweierlei Maß mißt und sehr feine, aber bedenkliche Nuancen zu machen versteht.

Am 9. August, 12.18 Uhr, wurde die Ermordung des Reichsbannermannes Hoffmann, mit dem Zusatz „Die Beweggründe zur Tat sind noch unbekannt" zu einer Zeit gemeldet, da dieses Verbrechen, das auf das Schuldkonto der Nationalsozialisten ging, bereits vollkommen aufgeklärt war. Am gleichen Tage gibt WTB aus Ortelsburg Kenntnis von der Beschießung der Wohnung des sozialdemokratischen Stadtverordneten Turowski, und zwar mit der Bemerkung:

Am vergangenen Donnerstag hatte Turowski auf einer Postkarte die Mitteilung erhalten, daß ihn innerhalb von 14 Tagen der Tod ereilen würde.

Entgegen der Schwurformel, die Verschweigen als Meineid ansieht und die eigentlich auch das vornehmste Grundgesetz jedes wahrheitsliebenden Nachrichtenbureaus darstellen sollte, „vergißt" man hinzuzufügen, daß die anonyme Postkarte „Nazi" unterzeichnet war.

Wenn am 8. August ein Reichsbannermann als Opfer einer Nazischießerei seinen Schußverletzungen erliegt, überschreibt man die Meldung mit seelenvollem Augenaufschlag „Politische Schlägerei", und die Ermordung eines Reichsbannersekretärs

im Kreise Leobschütz, die, wie sofort feststand, im Anschluß an einen Überfall durch Nationalsozialisten erfolgte, wird hurtig mit einem Fragezeichen versehen.

Ein Wunderwerk der Berichterstattung durch die Hakenkreuzbrille bildet schließlich folgende Nachricht, die unter dem 6. August aus Anklam verbreitet wurde:

Auf die Wohnung eines nationalsozialistischen Führers wurde in der vergangenen Nacht ein Feuerüberfall versucht. Unbekannt gebliebene Täter gaben 5 bis 6 Schüsse ab, die jedoch nicht die Wohnung des Nationalsozialisten trafen sondern in die Wohnung eines Mitgliedes der SPD gingen. Der elfjährige Sohn des Sozialdemokraten erhielt einen Schenkelschuß, seine Tochter wurde durch Glassplitter verletzt...

Die Täter sind zwar unbekannt entkommen, aber Wolff serviert dank seiner prophetischen Gabe die Nachricht, es sei ein angebliches Attentat auf den SA-Führer geplant gewesen, obgleich ja den Schaden die Kinder des Sozialdemokraten davongetragen haben. Woher dieser Mut zur Sehergabe, woher das Kombinationstalent, das eher wie ein recht plumpes Umdeutungsmanöver anmutet?

So wird in Dutzenden von Meldungen je nach Bedarf die Parteizugehörigkeit der Täter oder auch die der Angegriffenen verschwiegen. Da werden in der Nacht vom 1. zum 2. August etwa in Marienburg drei Anschläge auf Führer der Linken verübt. WTB erwähnt lediglich von einem einzigen, daß er Funktionär des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes sei, — ebenfalls ein kleiner, jedoch nicht ungefährlicher Trick, um die Planmäßigkeit des Vorgehens zu kaschieren und die Nationalsozialisten zu entlasten. Wenn es in Berlin Krach bei einer Exmission gibt und der Unruhestifter Kommunist ist, so wird das Faktum prompt gemeldet und angeprangert. Verbarrikadiert sich aber in der Genthiner Straße ein Nationalsozialist und hißt, während er das Überfallkommando mit dem Revolver bedroht, die Hakenkreuzfahne, so verschweigt dies das Ferndruckertelegramm und teilt lediglich mit, der „wilde Mann" sei im Besitz des § 51. Man sieht auch hier: Es geht eben nichts über eine höchst diskrete Behandlung der „aufbauwilligen Kräfte der Nation".

Wer die Organisation des Wolffschen Telegraphenbureaus kennt, in dessen berliner Zentrale ein enger Kreis von Redakteuren die Verantwortung für die Nachrichtenstilisierung trägt, weiß nur zu genau, daß im ganzen kein Zufall sondern Absicht im Spiel gewesen ist. Zerschlissen hängt der Mantel der Objektivität, in den sich WTB stets zu hüllen pflegt, im Winde. Über die nationalsozialistischen Attentate ist nach den bösen Methoden des weiland Kriegspressequartiers berichtet und so Millionen von Deutschen die erforderliche Klarheit über Ereignisse vorenthalten worden, die überall aufrüttelnd hätten wirken müssen. Das Korrespondenten-Netz des Nachrichtenbureaus, dessen Monopolcharakter nicht zu leugnen ist, wurde zum Machtinstrument, das ohne Ehrlichkeit und ohne Rücksicht auf die Tatsachen allein zum höhern Ruhm einer etwas unklaren Sorte von Staatspolitik eingesetzt worden ist. Wir wissen Bescheid: WTB redigiert die Wahrheit!

Amsterdam von Bruno Frei

Lenin hat in seiner Instruktion an die Sowjetdelegierten zu dem Haager Friedenskongreß 1922 als die Hauptaufgabe einer konkreten Kriegsbekämpfung die Entlarvung des großen „Geheimnisses der Kriegsmacherei" erklärt. Gibt es etwas Unbegreiflicheres als die Tatsache, daß es den Nutznießern des Krieges immer wieder gelingt, diejenigen für den Krieg wenn schon nicht zu begeistern, so doch zu gewinnen, die schließlich seine Schlachtopfer zu werden bestimmt sind? Die Umwandlung von lebenden Menschen in Material für Massengräber ist für gewisse Industrie- und Finanzgruppen profitbringend — aber mit dieser Begründung kann man keinen Krieg vorbereiten. Die ideologische Vorbereitung des Krieges, seine Einkleidung in vaterländische Ideale, der nationalpolitische, staatspolitische, wirtschaftspolitische Mystizismus, die tausendfachen Formen der Bindung der proletarischen Klassenkräfte an die Interessen der Bourgeoisie, die latente Lähmung des Abwehrwillens und der Widerstandskraft durch Reformismus und Fascismus — das sind in Wirklichkeit die konkreten Vorbereitungsmaßnahmen für den Krieg.

Das muß man wissen, um das Ereignis von Amsterdam zu begreifen. Nichts ist leichter als den praktischen Nutzen des amsterdamer Weltkongresses gegen den imperialistischen Krieg zu bestreiten. Was ist geschehen? Worte, nichts als Worte. Aber sind es nicht ebenfalls nur Worte, die den Krieg auslösen und ermöglichen? Der Schwerpunkt des amsterdamer Kongresses liegt grade in seinen scheinbaren Mängeln begründet. Dieser Kongreß litt sichtlich unter der Heterogenität seiner Teilnehmer. An dem Kongreß nahmen nach dem Bericht der Mandatsprüfungskommission 2195 Delegierte aus 29 Ländern teil. Ihrer sozialen Zusammensetzung nach waren unter ihnen 1865 Arbeiter, 249 Intellektuelle, 72 Bauern. Weltbekannte Schriftsteller wie Henri Barbusse, Romain Rolland, Martin Andersen-Nexö, Sherwood Anderson, politische Führer, hinter denen Millionen stehen, wie der Vorsitzende des Allindischen Nationalkongresses Patel, der japanische Kommunist Sen Katayama, der Franzose Marcel Cachin, der Deutsche Willi Münzenberg, Männer und Frauen der pazifistischen Bewegung wie General Schoenaich, Otto Lehmann-Rußbüldt, Madame Duchesne, die greise Irin O'Donnel, Karin Michaelis — und daneben das babylonische Gewirr von chinesischen Matrosen, westukrainischen Bauern, tschechoslowakischen Munitionsarbeitern, französischen Lehrern, englischen Seeleuten, belgischen Bergleuten, deutschen Kriegsopfern. Italiener, Holländer, Norweger, Polen, Spanier, Schwarze, Gelbe, Weiße, alle durcheinander in dem sonnendurchglühten, langgestreckten Raum einer schrecklichen Autohalle. Ist das noch ein Kongreß? Wird da noch verhandelt? Sind das noch Beratungen? Nein, nein! Längst hat dieser Massenaufmarsch den Rahmen eines „ordentlichen" Kongresses gesprengt, längst hat sich in dem immer wieder aufbrausenden Gesang der Internationale, die in so vielen Sprachen gesungen, sich als besseres Verständigungs-

mittel erweist als die mühsame Arbeit der Übersetzer, die Manifestation des weltumspannenden Widerstandswillens geformt.

Also doch nur eine Parade? Willi Münzenberg hat in seiner hinreißenden Rede auf diese Gefahr hingewiesen. Aber er hat zugleich erklärt, welchen Sinn der Schrei nach „Taten" haben kann, der auf diesem Kongreß nahezu von jedem der mehr als hundert Redner ausgestoßen wurde. Von Amsterdam muß eine große Welle der Massenbewegung ausgehen, sagte er, die über alle Parteigrenzen hinweg, über alle sektiererischen Sondergesichtspunkte hinaus die Einheitsbewegung gegen den Krieg wird, die dem Ungeheuer die Zähne ausstößt. Von Amsterdam muß eine Flut der Masseninitiative ausgehen gegen den Krieg, seine Vorbereitungen und seine Einkleidungen, in welcher Maske immer sie auftreten, mit allen Mitteln zu bekämpfen. Es war einer der Höhepunkte des Kongresses, als der genfer Sozialdemokrat Nicole im Namen einiger Hundert anwesender Sozialdemokraten seine Bereitschaft erklärte, in dieser Einheitsfront mitzukämpfen trotz der Sabotage der „Bureauvorsteher", wie Romain Rolland in seiner feurigen Botschaft an den Kongreß diejenigen Führer der II. Internationale nannte, die eine elementare Massenbewegung als einen Angriff auf ihre Verwaltungsroutine ansehen.

Es gab auf dem Kongreß auch eine winzige Opposition. Sie ging von einer rührigen Gruppe französischer Trotzkisten aus. Der Kongreß hörte den Redner dieser Gruppe mit Unruhe an. Darin äußerte sich der Instinkt, oder wenn man will, die Einsicht, daß wer in diesem Augenblick des imperialistischen Vorstoßes gegen die Sowjetunion die Sowjetunion angreift, die Sache des Feindes, die Sache des Krieges objektiv unterstützt, mag er subjektiv noch so sehr vom Gegenteil überzeugt sein.

Wir haben es bei der Einheitsfront gegen den Fascismus erlebt: je größer, je handgreiflicher die Gefahr, desto elementarer der Durchbruch der Bewegung von unten. So wird es nach Amsterdam mit der Einheitsfront gegen den Krieg sein. Je größer die Gefahr, desto breiter die Front des Widerstandes gegen alle Sabotage. In Amsterdam ist die Bewegung zum ersten Durchbruch gekommen, und zugleich hat sie sich eine feste organisatorische Form geschaffen, die in Zukunft als Hebel der Bewegung dienen wird. Die Massen erkennen — Amsterdam ist dafür ein Signal —, daß jeder Widerstand gegen diese Einheitsfront ebensosehr eine Unterstützung des Krieges bedeutet wie der Widerstand gegen die antifascistische Einheitsfront eine Unterstützung des Fascismus bedeutet. Friedrich Adler hat vor dem Kongreß das Wort geprägt von den „Idealisten in der Hand der Manövristen", womit er die pazifistischen Idealisten als Opfer kommunistischer Manöver hinstellte. Amsterdam zeigt, daß die Zeiten, da solche bureaukratischen Fragestellungen gewirkt haben, vorbei sind. Heute fragen die Massen schlicht und einfach: Wofür bist du? Für den Krieg oder gegen den Krieg? Für den Fascismus oder gegen den Fascismus? Und wenn man von ‚Manövern" spricht, so sind sie bereit zu fragen: Manöver für den Krieg oder gegen den Krieg? Bei dieser Fragestellung zeigt sich, daß es in der Tat so etwas wie „Idealisten in der Hand der Manövristen"

gibt. Nämlich die Masse der sozialdemokratischen Arbeiter, die voll Idealismus gegen Krieg und Fascismus zu kämpfen bereit sind, aber in der Hand reformistischer Führer tatsächlich Opfer eines Manövers jener Bourgeoisie werden, die den Krieg braucht, um ihre durch Krise ausgetrockneten Weinberge mit Menschenblut zu düngen.

Wenn die Einheitsfront gegen den Krieg, die in Amsterdam feierlich beschworen wurde, wirklich feste Formen annimmt — dann gibt es keinen Krieg mehr. Dann ist das „Geheimnis der Kriegsmacherei" endgültig geplatzt. Ohne Einfluß auf die Massen kann der Kapitalismus den kriegerischen Ausweg aus der Krise nicht beheben. Die Massen dem Einfluß der Kapitalisten, in jeder Form, entziehen, die eigne Massenkraft der Arbeiterschaft wecken — das heißt die Kriegsgefahr an ihren Quellen verstopfen. Das war die Aufgabe von Amsterdam; ob sie gelöst wurde, wird schon die nächste Zukunft Gelegenheit geben zu zeigen.

Doktor Scholz funkt dazwischen von H. G. Kahle

Die schlesische Funkstunde verschickte in den letzten Tagen ein kleines, aber vielsagendes Schreiben folgenden Inhalts:

> Herr Dr. Franz Josef Engel, der bisherige Leiter der literarischen Abteilung der schlesischen Funkstunde A.-G., scheidet im September von seinem Posten. Der Grund hierfür ist innerdienstlicher Natur und mit seiner künstlerischen Tätigkeit nicht in Verbindung zu bringen.

Die immer mehr anwachsende schlesische Reaktion, deren Führer der nationalsozialistische Gauleiter Brückner und sein SA-Kommandant, der berüchtigte Fememörder Heines sind, hat ein neues Opfer verschlungen. Mit Doktor Engel verläßt vielleicht der begabteste Funkregisseur Deutschlands einen Posten, den er jahrelang bekleidet hat. Engel hat stets nach neuen funkischen Möglichkeiten gesucht und für das Hörspiel die bisher vollendetste künstlerische Form geschaffen. Gegen die weltanschaulichen und bureaukratischen Einflüsse des Überwachungsausschusses der schlesischen Funkstunde, in dem das Zentrum die erste Geige spielte, hat er sich tapfer durchzusetzen versucht. Das beweist sein erfolgreiches Eintreten für den Hörspielautor Doktor Friedrich Wolf. Für den jungen proletarischen Schriftsteller Georg W. Pijet und sein im besten Sinne funkgemäßes Hörspiel „Mietskaserne", das Arnolt Bronnen in Berlin mit der schnoddrigen Randbemerkung „ungeeignet" ablehnte, ist Doktor Engel mit warmen Worten eingetreten und hat erreicht, daß wenigstens die besten Szenen dieses Hörspiels aufgeführt wurden. Er gehörte zu den wenigen erfreulichen Erscheinungen im deutschen Funkbetrieb. Dieser Pionier für die künstlerischen und technischen Möglichkeiten des Rundfunks, den die politische Reaktion und die Engstirnigkeit bornierter Posträte zugrundegerichtet haben, mußte aus „Gründen innerdienstlicher Natur" seinen Platz räumen.

Intendant Bischoff, der Leiter der schlesischen Funkstunde, der einmal der SPD nahestand und über das Zentrum nach

rechts hinübergewechselt ist und zuließ, daß Nazi-Brückner den Ruf „Heil Hitler" zum üblichen Gruß im Rundfunkhaus machte, läßt durch die Entlassung seines engsten und wertvollsten Mitarbeiters seine Chamäleon-Natur erkennen. Er weicht der Gewalt der Salzsteuersoldaten und opfert seinen besten Mann der Reaktion. Hoffentlich bringt Doktor Engel den Mut auf, vor der Öffentlichkeit der Rundfunkhörer und der Rundfunkautoren gegen seine Entlassung zu protestieren. Hunderttausende von werktätigen Hörern und alle fortschrittlichen Intellektuellen werden ihn in diesem Kampf unterstützen.

Auch Doktor Hans Flesch, der bisherige Intendant der berliner Funkstunde, hatte die Möglichkeit, nach seiner Entlassung durch den nationalsozialistischen Rundfunkkommissar des Reichsinnenministeriums, Ministerialrat Scholz, gegen die Neuordnung des Rundfunks im Sinne der fascistischen Reaktion öffentlich Anklage zu erheben. Er hat es vorgezogen zu schweigen.

Um sich ein Bild von der Auswirkung der fascistischen Rundfunkdiktatur zu machen, braucht man sich nur ein einziges Wochenprogramm der deutschen Sender anzusehen. Greifen wir uns die Woche vom 4. bis 10. September heraus. Die schwarzbraune Koalition wirft ihre Schatten voraus. Über alle deutschen Sender geht am Sonntag vormittag der Festgottesdienst des deutschen Katholikentages in Essen, mit einer erzbischöflichen Festpredigt und der Übertragung der Pontifikalmesse, die der päpstliche Nuntius Orsenigo zelebriert. Die darauf folgende Bach-Kantate richtet an die Hörer die nur zu berechtigte Frage „Warum betrübst du dich mein Herz". Denn anschließend werden die Lautsprecher vor Schmerz aufklirren unter den „Vereinigten Posaunenchören des Jungmännerbundes Mittelsachsens", die auf der Posaunenkundgebung des evangelisch-sozialen Presseverbandes die sächsischen Belange wahren. In den Abendstunden des Sonntags, der günstigsten Abhörzeit, übernehmen Köln und eine Reihe andrer Sender noch einmal eine Übertragung vom deutschen Katholikentag. Nach diesen Konzessionen an die kirchlichen Koalitionsgenossen stehen die wichtigsten Sendezeiten den fascistischen Organisationen zur Verfügung.

Dienstag abend übertragen die berliner Funkstunde und der Deutschlandsender das erste Werbekonzert der Besucherorganisation des Kampfbundes für deutsche Kultur, auf dem der Botschafter Hitlers, Alfred Rosenberg, die Festrede hält. In den ersten Ankündigungen war die Rede nicht vorgesehen. Pg. Scholz hat helfend eingegriffen. Auch vom Frontsoldatenappell des Stahlhelms auf dem Tempelhofer Feld wird ein Hörbericht gesendet, unter Hervorhebung aller reaktionären Geräuschkulissen wie Fahneneinmarsch, großer Zapfenstreich, Fahnenweihe und Vorbeimarsch. Im vergangenen Jahre wurde die geplante Übertragung des Stahlhelmaufmarsches in Breslau im letzten Augenblick abgesagt. Bedarf es eines weiteren Beweises, daß sich heute der Fascismus und die dunkelste kulturelle Reaktion die entscheidenden Positionen im Rundfunk erobert haben?

Der neue Kommissar und seine engsten Mitarbeiter verstehen es vortrefflich, auf dem wichtigsten Instrument der Massenbeeinflussung, dem Rundfunk, zu spielen. Die Herren, die sich Doktor Scholz zur Leitung des Funkbetriebs ausgesucht hat, verfügen über propagandistische Erfahrung, die sie sich bei ihrer Arbeit in Rechtsverbänden und bei der Schwerindustrie erworben haben. So begann der persönliche Referent des Rundfunkkommissars, Doktor Gustav Krukenberg, seine Laufbahn bei der 3. Gardedivision, die ihn über das Reichswehrministerium in das Inlandsreferat der Presseabteilung der Reichsregierung führte. Für kurze Zeit leitete er das Ministerbureau des Auswärtigen Amtes und ging dann in den Reichsverband der deutschen Industrie über. Direktor Walther Beumelburg, der Bruder des fascistischen Schriftstellers, ist ebenfalls aus dem Offizierkorps der alten Armee hervorgegangen und fand in der Nachrichtenabteilung des Generalstabs Verwendung. Nach kurzer Tätigkeit im Pressedienst eines Ministeriums, das der offizielle Chronist schamvoll verschweigt, übernahm er den Posten des berliner Vertrauensmanns der Orgesch, der ersten fascistischen Zelle in Deutschland, aus der zahlreiche nationalsozialistische Führer hervorgegangen sind. Seine Funktion im Haus des Rundfunks scheint noch nicht festzuliegen. Zuerst galt er als der zukünftige Sachbearbeiter für staatspolitische Programmfragen, während er heute als Pressechef der Reichsrundfunkgesellschaft genannt wird. Ein höchst überflüssiger Posten, denn mit Ausnahme einiger weniger unabhängiger Zeitungen und Zeitschriften ist der Rundfunk für die deutsche Presse das „Blümlein rühr mich nicht an"!

Aus Hamburg holte sich Ministerialrat Scholz als kommissarischen Referenten für die kulturellen Programmarbeiten den Direktor der Norag, Doktor Kurt Stapelfeldt, einen frühern Redakteur der ‚Hamburger Nachrichten', eines üblen deutschnationalen Hetzblattes, dessen Urteil über den beuthener Gerichtsspruch folgendermaßen lautet: „Was in Beuthen abgeurteilt wurde, war ja kein Gewaltakt gegen einen deutschen Volksgenossen sondern die Beseitigung eines polnischen (!) Halunken, der zudem (!) noch Kommunist war. Also ein zwiefacher Minusmensch, der das Recht, auf deutschem Boden zu leben, längst verwirkt hatte ..." Kurz nach seinem Eintritt in die Norag ließ sich Stapelfeldt ein Mitgliedsbuch der SPD ausstellen, um beim hamburger Sender, in dessen Programmausschuß der sozialdemokratische Landrat Adler eine große Rolle spielte, rascher avancieren zu können. Die politische Rechtskonjunktur führte ihn wieder in die Nähe seines Ausgangspunktes, des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, zurück.

Diesem Gremium von politisch und persönlich belasteten Männern um Ministerialrat Scholz, einen frühern Amtsrichter aus Oberschlesien, der durch Severing ins Reichsinnenministerium kam, ist der deutsche Rundfunk durch Freiherrn v. Gayl, dessen Kultur die Ullstein-Presse bei jeder nur möglichen Gelegenheit rühmend hervorhebt, ausgeliefert worden. Ihnen „paßt die janze Richtung nicht". Fortschrittliche und begabte

Menschen wie Doktor Engel müssen gehen, damit Mucker und Kulturbanausen das deutsche Rundfunkprogramm bestimmen können. Geld spielt bei dieser Umstellung keine Rolle. Die Rundfunkzeitschrift ‚Arbeiter-Sender' errechnet in einer ihrer letzten Nummern einen Betrag von 2,75 Millionen Mark, die für Abfindungen an abgebaute Angestellte und für Liquidationsunkosten bei der Umwandlung der Gesellschaften gezahlt werden müssen. Im Funkhaus hört man bereits, daß die Umbauarbeiten im großen Sendesaal, die zur Erreichung einer bessern Akustik notwendig waren, eingestellt werden sollen. Der Hörer zahlt es ja.

Was ist jetzt zu tun? Fünfzigtausend Hörer haben im letzten Vierteljahr abbestellt, und zwar nicht allein, weil ihnen die Gebühren zu hoch sind. Das wird weitergehen, aber allein nicht zum Erfolg führen. Millionen hören weiter. Zahlstreik, also nicht abbestellen, aber weiterhören, das wäre ein Druckmittel, wenn einige Hunderttausend es täten. Nicht umsonst hat in diesem Sommer die Reichspost die Bestimmungen für den gebührenfreien Empfang erleichtert. Es gibt heute bereits fast eine halbe Million von gebührenfreien Hörern, unter denen sich grade die kampfbereitesten Schichten befinden.

Man muß klar sehen, daß die kulturelle Reaktion, die grade beim Rundfunk einen so sichtbaren Ausdruck gefunden hat, untrennbar ist von der politischen Reaktion, von der rapiden fascistischen Entwicklung, die Deutschland durchmacht. Zur rechten Stunde wurde von einer Reihe fortschrittlicher Schriftsteller der „Bund freier Rundfunkautoren" gegründet, dem täglich zahlreiche Beitrittserklärungen zugehen. Diese Organisation muß gemeinsam mit den organisierten Hörern und allen antifascistischen Kräften eine Kampagne unter den Rundfunkhörern durchführen.

Harakiri des Theaters? von Herbert Ihering

Was noch vor wenigen Wochen als drohendes Zukunftsbild des deutschen Theaters aufgestellt wurde: die Demoralisierung der Betriebe durch Denunziation, die Zerstörung künstlerischer Gemeinschaften durch Terrorisierung, die Feigheit des Bühnenvereins, das ist längst Gegenwart geworden. Intendanten versperren jüdischen Darstellern das Engagement aus Angst vor den Nazis. Stücke verdächtiger Autoren — und jede Begabung ist verdächtig — werden nicht mehr gespielt. Schauspieler schrecken vor keinem Mittel zurück, gegen ihre Intendanten Material zu bekommen, wenn sie ihnen nicht gefügig sind. Das geht bis zu dem krassen und hemmungslosen Versuch des Schauspielers Gerhart Ritter in Frankfurt am Main, sich aus der Intendantur Briefe verschaffen zu lassen, die gegen Doktor Kronacher verwertet werden könnten. Warum? Weil seine Rolle, den „Urgötz", Heinrich George spielen sollte. Es gibt ein rühmenswertes Gegenbeispiel (die bekannte Ausnahme, die die Regel bestätigt): das technische und künstlerische Personal des Stadttheaters Stettin hat sich, als die Hetze losging, mit einer besonderen Vertrauenskundgebung für

den Intendanten Meißner initiativ an die Einwohnerschaft gewandt.

Es ist klar, daß diese Zustände nicht durch Proteste oder Polemiken aus der Welt geschafft werden können. Mit Literatur ist wenig zu erreichen, weil die Gegensätze so festgefahren, die Geister so stur geworden sind. Die politische Machtfrage ist auch im Theater aufgerollt. Illusionen sind gefährlich. Beleidigttun ist lächerlich. Märtyrergesten sind albern. Es gibt immer noch Mittel, die Linie der Kunst zu sichern: die Leistung. Das klingt wie ein Widerspruch. Die Angeberei vernichtet die Arbeitsatmosphäre, zerrüttet die Ensembles — und doch soll die Leistung noch ein Kampfmittel sein? Die Begabung, grade sie, wird geächtet — und doch soll das Werk noch als Waffe dienen? Auch demoralisierte Epochen, wie unsre, können die Moral der Arbeit nicht gänzlich vernichten. Immer noch schafft Leistung Zusammenschluß. Heute sind es wenige, morgen sind es mehr. Arbeit schafft wieder Macht.

Um so grauenhafter ist, was in Berlin geschieht. Wenn früher die berliner Bühnen vom Konkurrenzstandpunkte geleitet wurden, und jeder Durchfall des einen Direktors den andern freute, so ist dieser Kleinkrieg heute längst eine vorsintflutliche Angelegenheit. Oder sollte es wenigstens sein. Heute steht mit jeder Premiere das Theater überhaupt auf dem Spiel. Die Niederlage einer einzelnen Bühne ist die Niederlage aller. Aus der Ferne des Gegners gesehen, stehen sie alle in gleicher Front. Alle, die in ihren Programmen nichts miteinander zu tun haben, Martin und Eugen Robert, Ebert und Barnowsky. Aus der Ferne des Gegners gesehen, ist Eberts großartige Inszenierung des Verdischen „Macbeth" dasselbe wie ein Cocktail-Lustspiel des snobistischen Renaissance-Theaters. Niemand kann heute mehr sagen: nehmt doch die Kurfürstendammschmarren nicht so wichtig, stoßt euch nicht an Operetten, das Theater hat zwei Seiten, laßt dem Snob die eine, gebt dem Arbeiter die andre. Heute wird mit den Rotters die Volksbühne und mit der „Komödie" die Städtische Oper totgeschlagen.

Es ist also von einer Frivolität ohnegleichen, wenn Max Reinhardts zweiter Sohn Gottfried, zwanzigjährig, ohne eine Lern- und Lehrzeit durchgemacht zu haben, als Regie- und Schauspielerstar auf die Komödie losgelassen wird, wenn ein Stück, dessen Albernheit keine Grenzen kennt, wie diese „Europa A.-G.", als große Premiere sich auftut. Es mag ein Zeichen für die Hysterie des geistigen Lebens sein, daß es keine Bagatellen mehr gibt. Aber es ist eine Tatsache. Es gibt keine Bagatellen mehr. Die Familienangelegenheit Reinhardt wird zu einer öffentlichen Sache. Der Mißbrauch eines Theaters zum Mißbrauch des Theaters überhaupt. Die Zersetzung, ein beliebtes Schlagwort der Reaktionäre, hier ist sie schreckhafte Wirklichkeit. Wenn das nicht deutlich ausgesprochen wird, macht sich die Kritik mitschuldig.

Schlimm genug, daß niemand aufstehen und sagen kann, daß in Berlin eine wertvolle Bühnenkultur zerstört wurde. Sie

hat sich selbst zerstört. Sie ist zugrunde gegangen, weil man solange an einem abgenutzten Direktorentyp festgehalten und der Reaktion die Einbruchsstellen selbst gezeigt hat. Diese Einbruchsstellen waren die mondänen Plauschstücke, der Operettenschund, das Revuegewitzel. Die ganze vorige Spielzeit — was war sie anders als ein Hinweis auf die Minderwertigkeit des berliner Theaters, als eine Aufforderung zur Reaktion. Es kann sich also niemals darum handeln, diesen sogenannten Bestand zu retten, sondern nur darum, den Aufbau zu ermöglichen. Nun ist es der Fluch dieser verwirrten Jahre, daß die jungen Autoren und Schauspieler, die sich heute zu Gemeinschaften und zu Kollektiven zusammenschließen, mit denen verwechselt werden, die zu bekämpfen grade der Sinn ihres Zusammenschlusses ist; daß die Schriftsteller und Regisseure, die gegen das Cocktail-Theater immer gewesen sind, mit diesem Cocktail-Theater heute zusammengeworfen werden.

Es handelt sich nicht um die Rettung der alten Bühnen. Diese sind faul. Es handelt sich um die junge Generation, die geopfert wird. Vielleicht könnte man aus einigen prinzipiell gedachten Aufsätzen des ‚Völkischen Beobachters' schließen, daß selbst ihm dieser Widerspruch dämmert. Mit merkbarem Vorwurf wendet er sich gegen den Sittlichkeitserlaß Doktor Brachts, gegen die Erstarrung in der Negation und im Verbot gegen den Beharrungswillen in der Kultur. Auch er stellt den Leistungsgedanken auf. Auch er schreibt von der Bequemlichkeit und setzt das Wort „anstößig" höhnisch in Anführungsstriche, „als ob ein Neues, das die Entwicklung weitertreibt, nicht immer anstieße!". Kaum aber hat er sich gegen die „Unwahrheit solcher offiziell gehegter und gepflegter Kultur für den Hausbedarf" mit erstaunlicher Deutlichkeit gewandt, als sofort wieder vom „volksvergiftenden Kulturbolschewismus" und von rein völkischen Idealen die Rede ist und damit wieder der Kreis zur Reaktion, zur Beharrung hin geschlossen wird. Das Wort hat wieder der reaktionäre Terror. Wenn das Theater aber fortfährt, sich selbst zu prostituieren, bedarf es dieses Terrors nicht mehr. Dann wird dem Betriebe auch die junge Generation geopfert — und der Kampf gegen die Reaktion ist sinnlos geworden.

Benito Ludovico von Thomas Murner

Emil Ludwig hat ein Buch veröffentlicht, das achtzehn mit Mussolini geführte Gespräche umfaßt. Gespräche über Aktuelles und Vergangenes, über Politik und Geschichte, über Wesen und Moral des handelnden Menschen. Ludwig sieht in Mussolini die heroische Erscheinung im Sinne Nietzsches, den Condottiere von heute. „Ich habe Mussolini als historische Figur empfunden, und da mir vollkommene Freiheit zugesichert war, ihn nicht anders befragt, als ichs mit solchen gewohnt bin. Hier kann ich einen Unterschied zwischen Lebenden und Toten gar nicht empfinden." Nicht so sehr Mussolinis Politik bewegt den Biographen Bismarcks und Napoleons als vielmehr

sein Charakter. „Seit fünfundzwanzig Jahren hatte ich den homo activus umkreist und dramatisch, historisch, psychologisch vorzustellen unternommen. Jetzt saß er mir gegenüber." Eine unerhört günstige Gelegenheit, in etwa vierhundert Fragen dem Diktator unter die Haut zu dringen. Trotzdem ist das Ergebnis enttäuschend. Durch keine Seite dieses Buches weht geschichtliche Luft, nirgends wird ein neues Kriterium zur Beurteilung Mussolinis bemerkbar. Bewiesen wird nur, daß der Duce ein äußerst belesener Mann ist, wohlbeheimatet in schwierigen, literarischen und philosophischen Diskussionen. Das aber brauchte nicht bewiesen zu werden, das weiß man aus seinen Reden und Schriften.

Vielleicht wäre der Eindruck stärker, wenn Ludwig sich auf die trockenen Stenogramme beschränkt hätte. Aber der Mann wirkte zu stark auf seine Phantasie, und so ließ er sich verleiten, ihm einen dämonischen Hintergrund zu schaffen, der nicht ganz frisch anmutet. Dieser neue „man of destiny" hätte im Sinne Bernhard Shaws ganz nüchtern, ganz in seinem Alltag festgehalten werden müssen; hier sprechen aus ihm allzu viel tote Helden und Diktatoren mit. Bald gleicht er dem Colleoni, bald sieht er napoleonisch aus, bald klingt sein Lachen leise und unheimlich. Während Shaw von seinem Cäsar oder den Richtern der heiligen Johanna den Staub der Geschichte abklopft und sie in unsre Gegenwart holt, um zu zeigen, daß sie Menschen waren wie wir, wird bei Emil Ludwig der zeitgenössische Tatbestand Mussolini eine Theaterfigur mit Requisiten des konventionellen Renaissancedramas. Ludwig hat seine Begeisterungsfähigkeit, sein künstlerisches Vermögen, in einer fremden Gestalt aufzugehen, auch seinem Helden mitgeteilt. Das ergibt aber keinen Mussolini sondern ein neues Doppelwesen, das man Benito Ludovico nennen möchte, einen humanisierten Diktator, der seine Flegeljahre als Tyrann hinter sich hat und zum Heile seines Volkes und der Menschheit konstruktiv zu werden beginnt. Das achtzehnte Jahrhundert trug immer das Idealbild des „guten Fürsten" in sich. Der nicht grade verwöhnte geistige Mensch dieser Krisenzeit formt sich nach seinen Wünschen den „guten" Diktator.

Mussolini war in diesen Reden und Gegenreden selbstverständlich wachsamer als Ludwig annimmt. Er hat in höherem Maße Ludwig geführt als dieser ihn. Er hat in den weichen Stoff des ihn bewundernden Interviewers das Bild geprägt, das er von sich wünschte. Mussolini wußte, daß diese zu Ludwig gesprochenen Worte nicht verhallen sondern in Europa und Amerika aufmerksam und kritisch gelesen werden würden. Ludwig scheint wirklich der Meinung zu sein, der Gebieter von zweiundvierzig Millionen bringe ein großes Opfer, sich mit ihm hinzusetzen und platonische Dialoge zu führen. Ludwig unterschätzt sich. Der Duce verkannte die Tatsache nicht, sich hier einem Autor von internationalem Ansehen gegenüber zu befinden, auf den namentlich die angelsächsische Welt viel gibt. Der Meister der Propaganda zauderte nicht. Im Gegensatz zu — sagen wir Herrn von Neurath — weiß er, was ein Schriftsteller bedeutet.

Dabei bleibt Mussolini toujours en vedette. Er verweilt lieber bei Macchiavelli, Nietzsche und Plato als bei der hartkantigen Gegenwart. Wo er sich herbeiläßt, Politik zu berühren und Meinungen abzugeben, ist es bei weitem nicht so ertragreich wie bei Briand, Churchill oder Lloyd George. Der Duce bändigt seine südländische Eloquenz. Wo es ernst wird — also interessant werden könnte — antwortet er knapp und ablenkend. Es ist kein Wunder, daß er über den Fascismus zu sprechen vermeidet. Der Chef der Firma wird nicht leicht das Fabrikationsgeheimnis preisgeben. So bleibt das Thema unberührt, und das ist das wirkliche Manko dieser Dialoge. Was hilft es da, daß beide Gesprächspartner manches Geistreiche über das Mirakel der Persönlichkeit sagen? Das ist ein weites und nirgendwo verpflichtendes Gebiet. Wäre aber von den geschichtlichen Kräften die Rede, die den italienischen Diktator tragen und deren Vollstrecker er ist, dann würde auch die Bildsäule des isolierten Willensmenschen verschwinden, dafür aber ein Politiker vor uns erstehen, der sich aus gesellschaftlichen Bedingungen ergibt und danach beurteilt werden muß. „Deshalb sind diese Gespräche, mögen sie politischer, historischer, moralischer Natur sein, doch immer nur psychologische Gespräche", sagt Ludwig und trifft damit glatt vorbei. Man kann die Psychologie eines Staatsmanns nur mit seinem Werk hinter ihm ergründen. Zu Mussolini gehört Italien — nicht eine Comparserie, die ihm zujauchzt, wohl aber das wirkliche Italien, das gekettete, in dessen großen Städten das Volk aus Furcht vor Angebern nicht laut zu sprechen wagt. Ludwig brauchte gewiß nicht so zu fragen wie ein Zwangsbewohner der Liparischen Inseln es tun würde, denn er war Gast, aber die Gemeinplätze seines Gesprächspartners über die Vortrefflichkeit der carta del lavoro und des vom Fascismus eingeführten sozialen Systems hätte er nicht ohne Widerrede hinnehmen dürfen. Ihn blendete die schimmernde Aura der Macht, die statuarische Römergeste. Er hatte den Colleoni im Kopfe und leider gar keine politische Ökonomie. So kam nur ein Renaissancebild heraus, aber auch das nur aus dritter Hand, nicht Verrocchio sondern Makart.

Schnipsel von Peter Panter

Kaufen, was einem die Kartelle vorwerfen; lesen, was einem die Zensoren erlauben; glauben, was einem Kirche und Partei gebieten. Beinkleider werden zur Zeit mittelweit getragen. Freiheit gar nicht.

*

Manchmal sieht man Freunde wieder, die es zu etwas gebracht haben. Neid? Nein. Aber wenn man lange nachgedacht hat, warum sie einem so fremd und so unsympathisch geworden sind, so dürfte es wohl dieses sein: ihre süßliche Erfolgschnauze.

*

Zitate:

Genießt der Jüngling ein Vergnügen,
so sei er dankbar und verschwiegen —

ist nicht von Wilhelm Busch.

Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen
steht nicht im Lessings Nathan.

Die Staatsgewalt geht vom Volke aus ...
das steht allerdings in der Reichsverfassung.

*

Der elektrische Stuhl geht auf eine Anregung Edisons zurück. Wie alles, was in Amerika geschieht, war auch dieses eine etwas schmierige Konkurrenzgeschichte zwischen zwei Gesellschaften. Aber vorgeahnt hat diese Strafe, wie so oft, das deutsche Gemüt. In Webers Demokritos, der in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erschienen ist, heißt es im Kapitel „Die Juristen und Advokaten":

„Die so schrecklich mißbrauchte Guillotine war eigentlich eine Erfindung der Humanität, da aber die galvanischen Versuche beweisen, daß der Kopf, den die Maschine abschlägt, noch so lange empfindet ..., wie wäre es, wenn man sich an die beliebte Elektrizität hielte? Eine Statue der Gerechtigkeit, die ihr Schwert als Konduktor einer geladenen Batterie von dreißig Leydner Flaschen herabsenkte auf den Missetäter, der kaum berührt tot hinstürzte, wie vom rächenden Blitze des Himmels, wäre die humanste Todesart, und für die Zuschauer dennoch vielleicht das größte Abschreckungsmittel."

Befehl ausgeführt.

*

Es muß immerhin darauf hingewiesen werden, daß Ilja Ehrenburg der einzige Schriftsteller gewesen ist, der in den „Heiligsten Gütern" (erschienen im Malik-Verlag in Berlin) auf Herrn Ivar Kreuger vor dem Krach mit Fingern gezeigt hat. Die Finanzkenner waren entsetzt und zuckten die Achseln, soweit sie lesen konnten. „Was weiß denn dieser Literat davon!" Man soll immer wieder auf die Torheit, die Kurzsichtigkeit, die Instinktlosigkeit und die bodenlose Ignoranz dieser Größen hinweisen. Die Dummheit der Menschen manifestierte sich früher im Militär, heute in den Wirtschaftsführern.

*

Ein Künstler braucht keinen Erfolg zu haben. Aber ein Zahnarzt, der nicht von Schmerzen befreit; ein General, der dauernd Prügel bekommt, und ein Wirtschaftskapitän, der nicht weiß, wo Gott wohnt —: diese drei dürften nicht ganz das Richtige sein.

*

Der Arbeiter haßt den Unternehmer lange nicht so wie der Unternehmer den Arbeiter haßt, fürchtet, verabscheut und in die tiefste Hölle wünscht. Man vergelte ihm das.

*

Wenn Ivar Kreuger Jude gewesen wäre... oder wenn Ivar Kreuger ein kleiner Buchhalter gewesen wäre...

Er war aber nur ein konsequenter Vertreter des kapitalistischen Systems.

*

Eine Geschichte? Dies ist eine schöne Geschichte.

Ein amerikanischer Milliardär — meine Geschichten spielen alle in vornehmer Gesellschaft — ein amerikanischer Milliardär wurde einst von einem Freunde gefragt: „Wie machen Sie das, Herr Moneymaker: auf jedem Ihrer Empfänge werden Ihnen Hunderte von Leuten vorgestellt, Menschen, die Sie nie vorher gesehn haben. Alle aber unterhalten sich mit Ihnen auf das trefflichste. Wie machen Sie das nur?" — „Ich habe mir da eine Methode ausgedacht", sagte der Milliardär. „Ich frage jeden Menschen, der mir vorgestellt wird: Was macht Ihr Leiden —?"

Das ohnmächtige Zwiegespräch

von Erich Kästner

Der Chronist spricht:

Zur Macht gelangt nur, wer die Macht begehrt.
Ihm winkt sie zu. Ihm gibt sie dunkle Zeichen.
Und ihm befiehlt sie, eh sie ihm gehört:
„Stell unser Bett auf einen Berg von Leichen!"
Die Macht liebt den, der sie entehrt.
Denn sie ist eine Hure ohnegleichen.
Sie liebt die Mörder, und sie schläft mit Dieben.
Schaut in die Bücher! Dort stehts aufgeschrieben.

Und dann blickt hoch und von den Büchern fort!
Die alte Hure ist sich treu geblieben.
Noch immer liebt sie Gaunerei und Mord
und schläft wie einst mit Räubern und mit Dieben.
Sie beugt das Recht. Sie bricht ihr Wort.
Und immer gibt es Männer, die das lieben.
Das heilige Gesetz, nach dem sie leben,
ist alt und heißt: Wer hat, dem wird gegeben.

Seht ihr die Wolke, die am Himmel schwimmt?
Dahinter, sagt man, würden Engel schweben,
Und alles, was man euch auf Erden nimmt,
das würde man euch droben wiedergeben.
Die Mächtigen beschwören, daß es stimmt.
Drum nehmt euch, eh man es euch nimmt, das Leben!
Vielleicht könnt ihr zu guter letzt als Leichen,
was euch als Lebenden mißlang, erreichen.

Der Fragesteller meint:

Willst du diesen Spott nicht lassen?
Wickle dich nicht in Geduld.
Seine Gegner soll man hassen!
Ihr seid alt und habt die Schuld.

Weshalb ließt ihr denn den Tröpfen
und den Räubern die Gewalt?
Ihr mit euren Denkerköpfen,
Ihr seid schuld. Nun seid ihr alt.

Wer nur redet und nicht handelt,
redet dumm und handelt schlecht.
Erst wenn ihr die Welt verwandelt,
seid ihr klug und habt ihr recht.

Wir sind jung und wollen wissen:
Weshalb habt ihr denn die Macht
nicht und nie an euch gerissen
und die Läuterung vollbracht?

Standet ihr denn stets daneben?
Habt ihr weiter nichts erreicht
als ein ziemlich langes Leben
und den Bart, den ihr euch streicht?

Der Chronist entgegnet:

Du willst die Dummheit stürzen und dem Geist
die Macht, obwohl er sie nicht mag, verleihen?
Du willst, daß man der Macht die Macht entreißt?
Die Welt von der Gewalt befreien, heißt,
die Welt von den Gewaltigen befreien!

Drum jage dein Gewissen fort.
Es kann das Schießen nicht vertragen.
Du liebst die Menschen bis zum Mord?
Wirf dein Gewissen über Bord.
Ich weiß Bescheid und darf das sagen.

Du willst versuchen, was wir längst versuchten.
Es war uns nicht genug, daß wir die Macht
und ihre Kerle kunstgerecht verfluchten
und im Register unsrer Zeit verbuchten.
Wir wollten mehr. Wir haben mehr vollbracht.

Im Jahre 1940 waren
die Herren der Erde wieder mal soweit:
Sie litten an zu vielen Friedensjahren,
zogen die Völker heftig an den Haaren
und brauchten wieder eine große Zeit.

Man ließ verschiedne Gegensätze klaffen,
weil so ein Schlachtfest Gründe haben muß.
Man gab den Völkern die modernsten Waffen,
ließ beides an die Landesgrenzen schaffen,
und etwas später fiel der erste Schuß.

Er traf, in Rom, den englischen Gesandten.
Der zweite Schuß traf Frankreichs Feldmarschall.
Der dritte traf den spanischen Infanten.
Es starben auch sechs Waffenlieferanten.
Man hörte die neun Schüsse überall.

Die Herrn der Erde stotterten Befehle.
Die Völker sahn sich unentschlossen an
und wollten sich noch immer an die Kehle.

Da fielen zweiundzwanzig Generäle.
Der Krieg war aus, bevor der Krieg begann.

Die Völker ließen ihre Waffen liegen.
Sie fuhren heim und waren wieder frei.
Das war der kürzeste von allen Kriegen.
Zweihundert Männer, mutig und verschwiegen,
gewannen ihn. Und ich war auch dabei.
Zweihundert Mann hatten den Krieg verboten.
Und sie bezahlten, wie sich das gehört.
Sie zahlten bar, mit dreiundachtzig Toten.
Die Andern sind gesund zurückgekehrt...

Der Fragesteller fragt:

Das war der Krieg, den ihr gewannt.
Mehr war euch leider nicht beschieden.
Das war ein Krieg, den ihr gewannt.
Warum gewannt ihr nicht den Frieden?

Der Chronist behauptet:

Weil die Vernunft nicht allzu oft gewinnt!
Denn auch die Menschheit folgt Naturgesetzen.
Und ich befürchte, daß sie ewig sind.
Wer sie verbessern will, muß sie verletzen.

Man darf die Völker ins Verderben hetzen,
weil das den Regeln ihrer Welt entspricht.
Doch sich der Bosheit hilfreich widersetzen,
das darf man nicht!

Der Krieg war aus. Wir waren nichts mehr wert.
Wir hatten viel getan und nichts verwandelt.
Die Macht liebt den, der sie entehrt.
Und auch der Mensch liebt den, der ihn mißhandelt.

Der Fragesteller behauptet:

Was euch mißlang, wird uns gelingen.
Das Ziel, das wir erreichen werden, heißt:
Die Welt zu ihrem Glück zu zwingen!

Was sollen denn die Güte und der Geist,
wenn sich ihr Wesen nur an denen,
die selber gut und weise sind, erweist?

Das Glück der Welt, das wir so sehr ersehnen,
wird durch die Sehnsucht nicht erreicht.
Das Glück der Menschheit kostet Blut und Tränen!

Der Chronist resümiert:

Du liebst die Menschen nicht. Du hast es leicht.

Bürgerkriegsgericht von Gabriele Tergit

In Moabit, niemand, der gerecht, nicht durch eine Parteibrille sieht, kann es leugnen, herrschte bisher eine humanisierte Atmosphäre. Jetzt, seit acht Tagen, ist dort Hochgericht.

Seit Jahren kennen wir diese Prozesse. Mit einer Schlägerei begann es, mit dem Krieg hat es geendet. Immer war es so, daß über die aufgeregte Tat, nach wochenlanger Untersuchung und Untersuchungshaft geurteilt wurde, wenn die Welt sich schon wieder geändert hatte, wenn die Außenwelt sich schon nicht mehr für diesen Fall interessierte. In Stille und Ruhe, mit immer neuen Zeugen milderte sich, aber verwischte sich auch das Urteil über das Geschehnis, und schließlich, wie es bei Kollektivhandlungen nicht anders sein kann, war die Schuld des einzelnen schwer meßbar, schien immer gering, stand nie im Verhältnis zur Erschütterung des Gesamtwohls.

Jetzt tagt in Moabit das Sondergericht. Wie Sondergericht? Es ist ein Kriegsgericht. Es ist ein Bürgerkriegsgericht.

Die Aufregung der erhitzten Straßen, der aufgehetzten Menge, der verängstigten Menschen, die Furcht haben vor dem politischen Gegner, ist nun im Gerichtssaal. Der Schrecken geht um und das Grauen. Todesstrafe, zehn Jahre Zuchthaus! Es gibt keine Laienrichter mehr. Drei gelehrte Richter, drei Juristen fällen den Spruch. Die Urteile sind unanfechtbar. Die Verhandlungen sind rasch. Es ist Kriegsgericht.

Wer ein Leben lang die Gedanken der Humanität gepflegt hat, wessen Weltanschauung fern steht der Gewalt, für den enthalten diese Gerichtsverhandlungen, an deren Schluß der Schrei der verzweifelten Mütter steht und das Brüllen vernichteter Tiere, das Ende einer mildern Welt.

Aber nicht nur dies ist der Schrecken. Diese Gerichtsverhandlungen sind so: der Tatbestand ist geklärt, eine Schlägerei oder eine Schießerei auf die Polizei oder auch nur eine Zusammenrottung. Das Urteil mit seinen hohen Strafen steht fest. Was nicht fest steht, ist etwas ganz Primitives, nämlich: ist der Angeklagte überhaupt der Täter?

Alle Verfeinerungen der Urteilsfindung werden über Bord geworfen. Nicht der Täter wird mehr beurteilt, sondern nur noch die Tat. Für die Staatsräson war immer die asoziale Tat das zu bestrafende. Eine spätere, weniger primitive Zeit hat sich entschlossen, das Individuum über das Kollektiv zu stellen, und es war der Täter, der bestraft wurde. Aber jetzt handelt es sich nicht

mehr darum, das Maß von Schuld abzuwägen, das dieses und grade dieses Individuum trifft nach seinem Verstande, seinem Herkommen, dem Ausmaß seiner Lebensschwierigkeit. Die Psychologie hat ausgespielt, die Staatsräson ist wichtiger. Es ist nur noch die Tat, um die es sich handelt.

Der Staat ließ dem Terror freien Lauf, Jahr um Jahr, nichts wurde gehindert, Drohreden konnten geschwungen werden, Bürgerkriegstruppen sich vorbereiten, der Terror den Friedlichen wie den Unfriedlichen bedrohen, das Morden verherrlicht, zweierlei Recht proklamiert werden, ehe der Staat eingriff. Nun werden die Letzten mit der ganzen Schärfe des Gesetzes vernichtet.

Und wenn nur die Richtigen gefaßt würden! Aus jeder Verhandlung bleibt der Zweifel übrig, der furchtbare Zweifel jedes Indizienbeweises. Und wenn grade Schmidtke nicht geschossen hat, oder Püschel nicht geschossen hat, oder Kopper nicht geschossen hat? Schmidtke, der Junge, Püschel, der fast Blinde, Kopper, der Vater dreier kleiner Kinder! Was dann? Und jeder ist zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden!

Wer ist Zeuge in diesen Prozessen? Der politische Gegner. Oft hat man das Gefühl, für ihn sind diese Prozesse die Fortsetzung des Straßenkampfes mit andern Mitteln. Da treten die Zeugen vor und kennen die Angeklagten ganz genau, sie sahen sie schießen, sie sahen sie demonstrieren. Der Reichsbannermann Rothe wurde verurteilt, weil einige junge Nationalsozialisten bestimmt behaupteten, ihn nachts um 1 Uhr in der Alten Jacobstraße auf der gegenüberliegenden Seite erkannt zu haben, trotzdem einige ältere Nationalsozialisten vorsichtiger erklärten, so bestimmt könnten sie das nicht sagen. Ganz harmlos und nebenbei sagt ein Angeklagter: „Nach den Anweisungen des X. (Nationalsozialist) wurde nach Verdächtigen gesucht." Was schützt davor, daß Mißliebige als Schießende bezeichnet werden, Abtrünnige, oder sonstwie Verhaßte? Nichts.

Vorsichtige Richter wie Landgerichtsdirektor Tolk, dessen Kammer früher Kammer der barmherzigen Brüder genannt wurde, versuchen, die Aussagen der politischen Gegner so viel wie möglich wegzulassen. Das geht manchmal. Schmidtke aber wurde nur auf Aussagen der Gegner hin verurteilt. Andrerseits kann der Grundsatz, den ein andrer Richter in Moabit aussprach, daß Aussagen der politischen Gegner nicht maßgebend sein könnten, zu furchtbaren Konsequenzen führen. Angenommen, ein linker Mann, von einem Gesinnungsfreund begleitet, wird von Leuten der Rechten überfallen oder umgekehrt, so ist er nach diesem Grundsatz vogelfrei. Denn die Zeugen, der Überfallene und sein Begleiter, sind politische Gegner, deren Zeugnis nichts gilt.

In diesen Prozessen, die bisher gegen linke Leute stattfanden, zeigt sich auch, wie sehr sich die Nationalsozialisten als Hilfe der Polizei fühlen. „Ich möchte das Gericht darauf aufmerksam machen," sagte zum Beispiel ein völlig unbeteiligter Zeuge, „daß dieser Zeuge einer der schlimmsten KPD-Funktionäre ist, und dann soll er doch mal sagen, was er denn an dem Tag in der Weißenburger Straße gemacht hat." Das Gericht verbat sich die Einmischung, aber es zeigt die Haltung der Zeugen.

Die Sondergerichte sind vielleicht nützlich. Die Terrorakte haben seit ihrer Einrichtung sehr abgenommen. Aber um welchen Preis! Und dieser Preis, das ist das Furchtbare, wäre nicht nötig gewesen, wenn man früher den Predigern der Rache und des Hasses entgegengetreten wäre, die auch heute noch von beamteten Stühlen zweierlei Recht fordern dürfen, „eine marxistische Forderung, auch wenn sie aus nationalsozialistischem Munde kommt", sagte Papen.

Einmal wurden scheußliche Taten in Moabit abgeurteilt, scheußliche Morde. Damals ließ man Gnade für Recht ergehen, und die Mörder wurden Reichstagsabgeordnete, Führer des Volks. Jetzt gibt es ein Recht ohne Gnade.

Antisoziales Wirtschaftsprogramm

von Bernhard Citron

Frage mich, wer dich lobt, und ich sage dir, wer du bist! Der Hansa-Bund, der in seiner Kritik an der öffentlichen Wirtschaft und in seiner Bekämpfung sozialer Einrichtungen die reaktionärsten Industrieverbände stets übertroffen hat, stimmt jetzt einen Hymnus auf das Wirtschaftsprogramm der Reichsregierung an. Jeder Satz in der Äußerung des Geschäftsführers Mosich beginnt mit den Worten: „Wir begrüßen", um dann einen Satz aus der Papen-Rede wörtlich zu übernehmen, in dem jeglicher Eingriff in die Sphäre der Privatwirtschaft abgelehnt wird. Mit welchen Opfern aber diese Begeisterung des Unternehmertums erkauft werden muß, erhellt aus den Worten:

Wir freuen uns der Risiko-Bereitschaft, mit der die Reichsregierung an das schwierige Werk der Entlastung und Entspannung der Wirtschaft herangeht.

Dieses Risiko, von dem selbst die unbedingten Anhänger der Papen-Politik sprechen, liegt auf dem Gebiet der Währungs-, Handels- und Sozial-Politik.

Vier Prämien hat Papen der Wirtschaft ausgesetzt. Die erste Prämie erhält jeder Unternehmer, der Umsatz-, Gewerbe-, Verkehrs- und Grundsteuern bezahlt. Für alle diese in der Zeit vom 1. Oktober 1932 bis zum 1. Oktober 1933 eingehenden Steuern werden Steueranrechnungsscheine gewährt, die von 1934 an jährlich mit einem Fünftel bei der Begleichung der Steuerschulden in Zahlung gegeben werden können, und zwar werden auf die Umsatzsteuer fünfzig Prozent, auf die Gewerbesteuer vierzig Prozent, auf die Grundsteuer fünfundzwanzig Prozent und auf die Beförderungssteuer hundert Prozent in Steueranrechnungsscheinen zurückvergütet. Die zweite Prämie erhält derjenige Arbeitgeber, der über den Stand von 1931 hinaus Arbeiter einstellt, und zwar werden ohne Unterschied der Lohnhöhe jährlich vierhundert Mark Steueranrechnungsscheine für jeden neu eingestellten Arbeiter gewährt. Die dritte Prämie erhält gleichfalls der Arbeitgeber, der die Kopfzahl seines Personals erhöht. Nur wird diese dritte Prämie nicht vom Staat sondern von der Arbeiterschaft bezahlt. Sie muß sich bei Neueinstellungen eine Tarifsenkung gefallen lassen, die bis zwölfeinhalb Prozent des Einkommens betragen kann. Schließlich erhalten auch die schlecht rentierenden Betriebe eine weitere Prämie, die wiederum der Arbeiter zu zahlen hat. Der Schlichter soll nämlich, wenn es die Erhaltung des Betriebes erfordert, auf Antrag des Arbeitgebers und nach Anhörung der Arbeitnehmer Unterschreitungen der Tariflöhne ohne Neueinstellungen bewilligen.

Betrachten wir die verschiedenen Punkte des neuen Prämien-Systems im einzelnen, so spricht aus den beiden ersten Punkten ein großes Maß von Optimismus. Schon heute werden die Erträgnisse aus künftigen Steuern zurückgegeben, weil man einerseits jetzt noch nicht auf diese Steuereinnahmen verzichten kann, andrerseits aber die Wirtschaft sofort in den Genuß der Vergünstigungen setzen will. So erdachte man das

komplizierte System der Steueranrechnungsscheine, durch das die künftigen Steuerrabatte als eine Art von Schatzanweisungen mobilisiert werden. Der Vater dieses Gedankens ist Professor Wagemann, der Präsident des Instituts für Konjunkturforschung. Herr Wagemann, von dessen Kreditausweitungsplänen die frühere Regierung abgerückt war, hat nun endlich seine wirtschaftlichen Ideen durchsetzen können. Aus diesem Grunde scheint er auch den Vierteljahresbericht des Instituts für Konjunkturforschung so optimistisch gefaßt zu haben, daß dieser plötzliche Tendenzwechsel im Konjunkturforschungsinstitut — nicht in der Konjunktur — Aufsehen erregen muß. Das Institut feiert die Wiederauferstehung der totgeglaubten Unternehmerwirtschaft und hofft, daß die Regeln früherer Konjunkturerfahrungen jetzt wieder in Kraft treten werden. Allerdings wäre auch dies nur durch großzügige Staatseingriffe ermöglicht worden. Niemand weiß, woher das Institut jene Wissenschaft von dem natürlichen Erwachen des Unternehmergedankens nimmt. Hier dürfte wohl der Wunsch der Vater des Gedankens sein. Denn erst durch den Papen-Plan will man versuchen, zu streng privatkapitalistischen Formen zurückzukehren. Am 2. August 1932 schrieben wir:

Man gebe dem Fiskus, was des Fiskus ist, und der Wirtschaft, was der Wirtschaft ist... Das heißt: der Staat subventioniert nicht mehr, und die Wirtschaft zahlt keine sozialen Lasten. Dieser Pakt wird abgeschlossen werden, wenn über jenes Bindeglied zwischen Staat und Wirtschaft, das der gewöhnliche Staatsbürger in seiner Eigenschaft als Verbraucher und Arbeitnehmer darstellt, von beiden Seiten frei verfügt werden kann.

Jetzt sind wir so weit. Papen hat in seiner Rede erklärt, daß dort, wo der Staat in den letzten Jahren Anteile an bisher privaten Betrieben übernommen hat, der Allgemeinheit nicht nur die Lasten sondern auch die Früchte der Arbeit zufallen sollen. Ferner sprach er von einer besondern staatlichen Beaufsichtigung dieser Unternehmungen. Auf der andern Seite aber wird die Wirtschaft da, wo sie noch nicht mit dem Staat verbunden ist, von allen Hemmungen befreit. Das Reich erteilt nicht die Aufträge zur Arbeitsbeschaffung, sondern die Wirtschaft erhält ohne Gegenleistung 1,5 Milliarden Mark Lombard- und handelsfähige Steuerscheine, die sie nach freiem Ermessen in den Tresor schließen, zum Zweck von Aktienkäufen beleihen oder als Grundlage neuer Expansionen verwenden kann.

Nur auf einen kleinen Sektor der Wirtschaft, nämlich den verstaatlichten, besitzt die Regierung Einfluß, um die volkswirtschaftlich beste Verwertungsart dieser Steuerscheine bewirken zu können. Die Reichsbahn, die 190 Millionen Mark an Verkehrssteuern zurückerhält, benutzt diese Mittel selbstverständlich zur Auftragerteilung an die Industrie. Dafür wird schon Herr von Siemens in der ihm geeignet erscheinenden Weise Sorge tragen. Auch andre Betriebe der öffentlichen Hand werden mit Hilfe der Steuerscheine die Ankurblung der Wirtschaft zu betreiben suchen. Aber wer kann ermessen, was die Masse der Gewerbetreibenden, was Agrarier und Industrielle mit diesen Subventionen anfangen

werden? Sind denn die Erfahrungen, die das deutsche Volk mit der privaten Unternehmer-Initiative gemacht hat, so überaus glänzend, daß der Staat sein Arbeitsbeschaffungsprogramm ohne Garantien der Privatwirtschaft zur Durchführung überläßt? Wir haben es doch in den Jahren 1926 bis 1929 erlebt, wie sinnwidrig das aus dem Auslande einströmende Kapital verwandt worden ist. Wir wagen zu bezweifeln, daß man aus jenen Erfahrungen genug gelernt hat, um nunmehr folgsam auf den Wegen zu wandeln, die nach Ansicht der Regierung die gangbarsten sind. Man hofft, daß die Wirtschaft sich darauf beschränken wird, den Verschleiß zu ersetzen und Reparaturen vorzunehmen. Wenn dies aber nicht geschieht, wenn eine Börsenhausse inszeniert wird, die später zusammenbricht, wenn Neuanlagen geschaffen werden, die infolge der geschwächten Konsumkraft des Volkes auf die Dauer brach liegen müssen, dann sind jene 1,5 Milliarden Mark umsonst geopfert. Unter diesen Umständen darf man auch nicht geringschätzig von den lumpigen 312 Millionen, um die sich der Etat jährlich verschlechtert, sprechen. Hauptträger der deutschen Steuerkraft sind die Arbeitnehmer, ihre Einkünfte werden weiter beschnitten. Wenn dann die Wirtschaft nicht das Loch zustopfen kann, dann sind auch dreihundert Millionen Mark eine unerschwingliche Summe, die unter weit schlimmeren Verhältnissen als heute überstürzte Währungsmaßnahmen notwendig machen würde.

Die Unternehmerschaft zur Schaffung neuer Arbeitsplätze anzuspornen, wäre an sich ein großes Verdienst der Regierung, wenn nicht die Form der Prämien dem Sinn der Arbeitsbeschaffung zuwiderliefe. Die Zahlung von vierhundert Mark für jeden neueingestellten Arbeiter kommt besonders den Betrieben zugute, die ihre Arbeitnehmer niedrig entlohnen. Also ist diese Bestimmung an sich schon dazu angetan, dem Arbeitgeber für schlechte Entlohnung noch obendrein den größeren Vorteil zu gewähren. Außerdem muß die Regierung besorgt sein, daß diese Vierhundert-Mark-Prämie in mißbräuchlicher Weise ausgenutzt wird. Man hat in den Organen der Schwerindustrie und der Hochfinanz früher immer wieder die bewegte Klage gelesen, daß die Arbeitslosenversicherung von vielen Leuten mißbraucht wird. Man verlangte Umbau des Unterstützungswesens, um einigen falschen „Stempelbrüdern" die Möglichkeit zu nehmen, sich zu „bereichern". Was dort vielleicht an Pfennigen verloren gegangen ist, wird bei Mangel einer ganz scharfen Kontrolle in dem neuen Prämiensystem an Millionen eingebüßt werden. Man rechnet, daß 150 Millionen Mark Steuerbescheinigungen, die im Höchstfalle durch diese Prämien in Anspruch zu nehmen sind, nicht nur an Unterstützungen eingespart werden, sondern daß darüber hinaus sogar noch ein Überschuß bei der Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung entsteht. Der ‚Berliner Börsen-Courier' brachte am Tage nach der Papen-Rede die Mitteilung aus angeblich authentischer Quelle, daß ein etwaiger Überschuß zur Aufbesserung der stark reduzierten Unterstützungssätze dienen soll. Leider ist in dem offiziellen Kommentar zu den sozialen Punkten des Programms hiervon nicht mehr die Rede. Als be-

sonders ungerechtfertigt muß es erscheinen, daß grade den Unternehmern, die ihre Arbeiter früher skrupellos auf die Straße gesetzt haben, durch die Vierhundert-Mark-Prämie eine ausgezeichnete Gewinnmöglichkeit geboten wird.

Während an diesen Prämien für die Unternehmerschaft die Gesamtheit des Volkes zu tragen hat, zwingt man die Arbeitnehmerschaft noch zu einem Sondertribut an die Privatwirtschaft. Die Lockerung des Tarifwesens als Lohn für zusätzliche Arbeiterbeschäftigung bedeutet, daß die Arbeiterschaft desto weniger Lohn erhält, je mehr in den Betrieben verdient wird. Wenn Arbeiter eingestellt werden, sind auch Aufträge vorhanden, dann aber können die Löhne bis zu 12,5 Prozent gesenkt werden. In krasserer Weise konnte man das Arbeitseinkommen nicht herabsetzen. Auf diese Weise wird die Konsumkraft des Volkes planmäßig zerstört. Bei steigender Konjunktur und bei sinkenden Löhnen wird das Realeinkommen des Arbeiters zweimal reduziert. Die Regierung hat lediglich versprochen, daß die Lohnsumme für die Gesamtheit der Arbeiter erhöht werden soll. Tatsächlich aber hätte man das Realeinkommen der Lohn- und Unterstützungsempfänger zusammenziehen müssen, um ein Bild von der künftigen Konsumkraft der Bevölkerung zu erhalten. Selbst dem Reichspräsidenten scheinen große Bedenken gekommen zu sein, daß hier ein freventliches Spiel mit der Arbeiterschaft getrieben wird. Sonst wäre jener Satz in dem amtlichen Kommuniqué über den Empfang der Reichsregierung bei Hindenburg nicht zu verstehen, der folgendermaßen lautet:

> Der Reichspräsident ersuchte den Reichskanzler, bei der Ausarbeitung der einzelnen Bestimmungen insbesondere darauf zu achten, daß die Lebenshaltung der deutschen Arbeiterschaft gesichert und der soziale Gedanke gewahrt bleibe.

Hindenburg hätte diese kräftige Formulierung, die zweifellos seinem persönlichen Wunsche entsprochen hat, nicht gewählt, wenn ihm bei der Abfassung des Wirtschaftsprogramms der antisoziale Kurs nicht allzu gefährlich erschienen wäre.

Reichskanzler von Papen hat in seiner Rede einen Satz gebraucht, der auf den ersten Blick gradezu liberal anmutete. Er hat nämlich den westfälischen Bauern erklärt, daß die Landwirtschaft sich nicht allein von der Zollseite her beleben lasse. Die Handlungen der Regierung scheinen aber zu jenen Äußerungen in eindeutigem Widerspruch zu stehen. Das Reichsernährungsministerium hat sich zum Sprachrohr der agrarischen Wünsche nach einem ausgeprägten Kontingentierungssystem gemacht, das die Einfuhr gegenüber dem Vorjahrsstande einschränken soll, in einzelnen Fällen bis zu neunzig Prozent. Die deutschnationale Fraktion als einzige Regierungspartei hat übrigens in ganz konkreter Form bereits die Kontingentierung der Vieh-, Speck- und Fetteinfuhr verlangt. Also wird auch durch Verteuerung der aus dem Auslande bezogenen Lebensmittel der Konsum des arbeitenden Volkes beschränkt. Letzten Endes kann diese Politik auch der Wirtschaft keine Rettung bringen. Grade wenn der Binnenmarkt besonders gepflegt werden soll und man trotz der Ablehnung einer grundsätzlichen Autarkie die Handelsbeziehungen verkümmern läßt, gibt es

keine Absatzmöglichkeiten bei gleichzeitiger Schwächung des Konsums. Jahrelang hat die Wirtschaft geklagt, daß sie an den fixen Kosten — Löhnen und Steuern — zugrunde gehe, und daß eine zerstörte Wirtschaft auch für die breiten Massen des Volkes Hunger und Arbeitslosigkeit bedeute. Jetzt ist man auf dem Wege, die fixen Kosten der Unternehmer auf die Arbeiter und Verbraucher abzuwälzen. Glaubt die Wirtschaft tatsächlich, daß sie im luftleeren Raum produzieren kann?

Wochenschau des Rückschritts

— Der ‚Vorwärts' wurde auf drei Tage verboten, weil er das Programm des Reichskanzlers als Programm des Verfassungsbruchs bezeichnet hatte. Das Organ der Eisernen Front, der ‚Alarm', wurde bis zum 30. September verboten, für den gleichen Zeitraum die kommunistische Zeitschrift ‚Kampfruf'. ‚Der Volkswille' und die ‚Fahne des Kommunismus', die beiden Organe des Leninbundes (Linke Kommunisten) wurden bis einschließlich 30. November verboten, weil sie in einem Artikel vom 15. Juli zur Bildung einer überparteilichen Arbeitermiliz zum Schutz gegen SA und SS aufgefordert hatten.

— Die Sondergerichte fällten in den letzten Tagen wiederum schwere Zuchthausstrafen gegen Angehörige linker Organisationen; ein Reichsbannermann erhielt in Berlin fünf Jahre Zuchthaus wegen schweren Landfriedensbruchs, obwohl das Gericht zugab, es sei ihm nicht nachgewiesen worden, daß er geschossen habe. Das breslauer Sondergericht verurteilte einen SA-Führer nur wegen Waffenmißbrauchs und unterlassener Anmeldung der Schußwaffe zu sieben Monaten Gefängnis, obwohl er von einem „Überfallwagen" der SA mit den Worten „Straße frei! Es wird geschossen" heruntergesprungen war und mehrere Schüsse abgegeben hatte, und obwohl ein Unbeteiligter dabei schwer verletzt worden war. Das berliner Sondergericht hat bisher in sieben Prozessen zweiundvierzig Jahre Zuchthausstrafe und über zehn Jahre Gefängnisstrafe verhängt. Der einzige bisher angeklagte Nationalsozialist wurde freigesprochen.

— In der Strafanstalt Plötzensee wurde den politischen Gefangenen die gemeinschaftliche Sprechstunde mit den Vertretern der Roten Hilfe entzogen; ebenso werden keine proletarischen Zeitungen und Bücher mehr zu ihnen gelassen.

— In den Bureaus der Internationalen Arbeiterhilfe und des Neuen Deutschen Verlages wurden wegen „Verdachts des Hochverrats" Haussuchungen veranstaltet, bei denen das Material über den Antikriegskongreß beschlagnahmt und einige Verhaftungen vorgenommen wurden.

— Die für den 2. September angesetzte Kundgebung des berliner Kampfbundes gegen den Fascismus und der KPD wurde verboten.

— Der Zechenverband im Ruhrgebiet und der Arbeitgeberverband für den Mitteldeutschen Bergbau haben zum 30. September die Tarife gekündigt, um sie „auflockern" zu können.

— Bei den in den letzten Tagen vorgenommenen Zollerhöhungen ist auch der Zoll für die Einführung ausländischer Filme um das Vierfache erhöht worden.

Wochenschau des Fortschritts

— Der 3. Strafsenat des Kammergerichts Berlin hat der Beschwerde, die Rechtsanwalt Doktor Litten gegen seinen Ausschluß aus den Verhandlungen im Felseneck-Prozeß eingelegt hatte, stattgegeben.

Bemerkungen

Nazi-Reue über Dessau

Die Nazi-Stadtverordneten von Dessau haben das dortige Bauhaus zu Fall gebracht. Und schon folgte die Reue. Schon wendete sich die ‚DAZ' (die als Milchschwester mit der NSDAP an den Zitzen derselben schwerindustriellen Geldschweinchen saugt) gegen ihre eignen dessauer Leute: „Nicht eine politsche Partei hat gesiegt sondern Kurzsichtigkeit, eine Eigenschaft jener Geister, die in politisch noch nicht geformten Zeiten sich gern als Regierende aufspielen" (Herrn Hitler und der ‚DAZ' ins Stammbuch!). Die plötzlich so aufgekratzte ‚DAZ' wendet sich (in ihrer selben Nummer 396) sogar gegen Schultze-Naumburg, der als Sachverständiger der dessauer Stadtverordneten und als Gewährsmann Fricks auch als hauptverantwortlich für den Sturz des Bauhauses gilt. Schlankweg macht die ‚DAZ' den berühmten Naumburger dafür verantwortlich, daß bei der NSDAP „die kulturellen Dinge zu kurz kommen". „Solange Herr Schultze-Naumburg, ein Mann, dessen Verdienste fast 30 Jahre zurückliegen, den Kurs in Kunstdingen bestimmt, solange die Partei Zufluchtsort aller enttäuschten ältern Künstler ist, solange nicht der jugendliche Atem auch in solchen Fragen zu spüren ist, nicht der Aufbauwille aller jungen Baumeister, Kunsthandwerker, Maler, Musiker, Schriftsteller, — solange muß man hier von einer geistigen und politischen Unterlassungssünde sprechen".

Worin sucht also die ‚DAZ' die „geistige und politische Unterlassungssünde" (Geist und Politik sind dort Gegensätze!)? Sie liegt darin, daß die NSDAP sich nicht schon längst von ihrer scheußlichen Kulturmufferei freigemacht und sich mit Nachdruck für die moderne Kunst eingesetzt hat. Die ‚DAZ' erklärt: „Der Glaube an ein neues Deutschland kann nur mit einer schöpferischen Haltung allen Kulturfragen gegenüber verwirklicht werden. Der Futurismus und die revolutionäre italienische Kunst haben den Marsch auf Rom vorbereitet". Um sich Hitler als Bahnbrecher der „futuristischen" Kunst vorzustellen, muß man an den internationalen Kongreß des PEN-Clubs in Budapest (Mai 1932) zurückdenken, auf dem der Vertreter Italiens, die bramabarsierende Fascisten-Exzellenz des Futuristen Marinetti, dem Kommunisten Toller (der Bessres verdient hätte) begeistert die Hand schüttelte: Wir Avant-Gardisten fordern das Jahrhundert in die Schranken!

Um den Humor dieser Kulissenverschiebung zu würdigen, muß man an die Memoiren des armen Teufels Hitler denken, in deren Kloake er alle Lesefrüchte zusammenpanschte, die er halbverdaut wieder von sich geben mußte. Dort schwärmt er froh für Böcklin und wendet sich gegen die moderne Kunst, klagt, ausgerechnet das berliner Reichstagsgebäude sei nicht aufwendig genug ausgestattet, und wiederholt dann auch wieder Gedanken, die aus dem Arsenal der modernsten Kunstbewegung genommen sind. Seine Partei braucht also nicht ausschließlich „Zufluchtsort aller enttäuschten ältern Künstler" zu sein, wie die schnöde ‚DAZ' behauptet, sondern Hitler ist auch der Vorkämpfer der modernsten Sachlichkeit und erklärt, „wie man sich überhaupt darüber klar werden muß, daß die höchsten Ideale immer einer tiefsten Lebensnotwendigkeit entsprechen, genau so wie der Adel der erhabensten Schönheit im letzten Grunde auch nur im logisch Zweckmäßigsten liegt". Also wohl verstanden: Hitler ist Vorkämpfer der höchsten, tiefsten, erhabensten, zweckmäßigsten und modernsten neuen Sachlichkeit! Wer die tiefsten Arbeiterbedürfnisse und die höchste Schwerindustrie befriedigen kann, verdient es, vom ‚Völkischen Beobachter' neuerdings auch als „der ersehnte großgeartete Kulturpolitiker" gerühmt zu werden.

Wer sich etwa darüber freuen wollte, daß die ‚DAZ' so viel viver ist als ihr noch in österreichischer Gemütlichkeit dahinsimpelnder Zwillingsbruder Hitler, muß an ein treffendes Wort erinnert werden, mit dem Schultze-Naumburg schon vor einem Jahre die ‚DAZ' kritisiert hat. Er zeigt trotz seinen häufiger werdenden Anfällen von Vergreisung („Kunst und Rasse"!) auch heute noch manchmal Zeichen des überlegenen Witzes, mit dem er vor dreißig Jahren die wilhelminische Baukunst angeprangert hat. Kürzlich sagte er einmal: „Die konservative Presse Deutschlands neigt täglich mehr zu einer neuen Tracht. In politischen Dingen tut sie konservativ, in kulturellen Fragen radikal. Über dem Nabel trägt sie Frack, unter dem Nabel geht sie nackt".

Aber es wäre ein Irrtum zu glauben, daß man nicht auch im Frack ohne Hose Erfolg haben könne. Die katholische Kirche, die in politischen und kulturpolitischen Dingen durchaus nicht radikal sein möchte, läßt schon seit Jahren Kirchen in modernistischem Stil bauen. Wenn Hitler sich sein Präsidenten-Palais in Berlin errichten läßt, wird es sicher von Mies van der Rohe im dessauer Bauhausstil gebaut werden. Vorausgesetzt, daß man ihm ungestört die gesamte politische Macht einräumt, wird Adolf wie Mussolini und Friedrich der Große Geistesfreiheit gewähren.

Werner Hegemann

Kunst und Geldsack

Die holländische Kunsthändlervereinigung für alte Kunst versendet ein kostbar aufgemachtes Werbeheft: „Grijpt als trijpt" (Ergreift, was reift!). Es sind schlechte Zeiten, vielen, sogar besseren Leuten gehts dreckig. Alter Kunstbesitz, Familiengut, an dem durch Generationen hindurch festgehalten worden ist, wird locker. Also, heißt es da, greift zu, nie wiederkehrende Gelegenheit, Sachen zu schnappen, die vielleicht demnächst schon viel, viel mehr wert sein werden. Geschäft ist Geschäft. Es soll nichts dagegen gesagt werden. In den Upanishads gibts einen Satz: Der Dieb ist vorbestimmt zu stehlen, der Mörder ist vorbestimmt zu morden. Und der Althandel in Kunst ist eben vorbestimmt, mit alten Sachen zu handeln. Die Russen brauchen zur Durchführung des Fünfjahresplans Devisen; Gelegenheit für den amerikanischen Schatzsekretär Mellon, etliche „Perlen" der Eremitage an sich zu bringen. Familien zerfallen und verfallen, Gelegenheit für den Kunsthandel, aus solcher Notlage Gewinn zu ziehen und seiner Kundschaft eine Spekulationschance auszumalen. Künstler hungern und verhungern, der Staat baut Akademien und Zeichenunterricht ab, der Kunsthandel rechnet den Leuten vor, welch vorteilhafte Kapitalsanlage Kunst ist, Kunst von Menschen, die in früherer Zeit sich durchfretten und durchhungern mußten.

Was uns beileibe nicht Veranlassung geben soll zu moralischer Entrüstung. So lange es diese kapitalistische Wirtschaft gibt, so lange kann es gar nicht anders sein, als daß man diejenigen, die dem Markt die Spekulationschancen verschaffen, — man denke an Hercules Seghers, an Ruisdael, an den im Armenhaus gestorbenen Hals, an den alternden, mit Schulden überladenen Rembrandt, — elend verkommen läßt, ausgenommen die, die sich auf den Betrieb verstehen, beispielsweise liefern, was immer gern und gut bezahlt wird: hochwertige Fälschungen.

Grade neulich sind, ebenfalls in Holland, in der Wereldbibliothek Amsterdam, die Briefe Theos an Vincent van Gogh erschienen. Auch so ein Beitrag zum Thema: Kunst und kapitalistische Gesellschaft. Heute sind die Bilder des armen Vincent das, was man so stolz „Kulturbesitz der Menschheit" nennt.

Hunderttausend, zweihunderttausend Mark werden unbesehen dafür gezahlt, so unbesehen, daß es ja unserm Wacker ein Leichtes war, mit seinen falschen van Goghs in wenigen Monaten eine Million Umsatz zu machen. Und

was war dieser Vincent, damals, bevor er sich die Kugel in die Schläfe jagte, als er diesen „Kulturbesitz der Menschheit" in fieberheißer Ekstase schuf? Nichts. Er hätte verrecken müssen, er hätte den ganzen „Kulturbesitz" niemals schaffen können, wenn er nicht diesen Bruder Theo gehabt hätte, der, mäßig bezahlter Kunsthandelsangestellter, das bißchen, was er verdiente, mit dem armen Maler teilte, diesem Vincent, der in seinen Briefen immer wieder dem Bruder vorzurechnen versucht, daß man vielleicht doch einmal hundert Francs für so ein Bild bekommen werde und daß sich damit die Kosten für die Farben doch einmal bezahlt machen müßten. Theo, der als Kunsthändler weniger Illusionen hat und die zahlungsfähige Gesellschaft besser kennt, will von all diesen Milchmädchenrechnungen nichts wissen. „Wenn man will", schreibt er einmal, „daß die Bilder hundert Francs wert sein sollen, so sind sie gar nichts wert, weil diese erbärmliche Gesellschaft nur für die ist, die nichts von ihr brauchen..."

Wollte sagen, diese Gesellschaft hat eine sehr lukrative Methode, zu ihren Kulturwerten zu kommen. Sie nassauert ganz einfach. Um so einen Künstler, der das schafft, was später einmal „Kulturbesitz" sein wird, kümmert sie sich zunächst gar nicht. Soll er schaffen, soll er sehen, wie er durchkommt. Daß er hungert, daß er am Abend nicht weiß, wovon er am nächsten Tag leben soll, ist gewiß unerwünscht; aber die Kunst ist doch frei! Die Künstler selbst legen ja gerade darauf so großen Wert. Stellt sich dann eines Tages heraus, daß der arme Hungerleider „genial" ist, das heißt, daß seine Arbeiten ein Wert, marktfähige Ware und Spekulationschance sind, so greift man schnell zu. Pech, wenn er selbst nichts mehr davon hat, weil er vorher verhungert ist, oder wie dieser van Gogh — „den Sieg zum Greifen nahe" — sich eine Kugel in den Schädel jagen mußte. Daß Kunst eine große Sache ist, wenn sie ein Geschäft ist, muß doch auch so ein Künstler verstehen. Und im übrigen: wir täten nichts für die Kunst?! Unterhalten wir nicht mit unserm Geld die Museen? Da hängt doch alles, was gut und teuer ist. Sogar die Künstler können sich das kostenlos ansehen. Worüber beklagen sie sich?

Paul Westheim

Tristan Bernard im Krieg

Im Februar 1915 äußert er: „Der Friede droht auszubrechen, aber wir sind nicht gerüstet."

Er träumt von einem Bild des Diogenes mit der Beschriftung: „Ich suche einen Menschen und finde nur Helden."

Als man ihm erzählt, ein General wäre erschossen worden, ruft er aus: „Nur kein unbegründeter Optimismus!"

Bei einer Debatte über die Frage, warum die Deutschen ihren Vormarsch auf Paris nicht fortgesetzt hätten, erklärt er: „Ich weiß den wirklichen Grund. In Paris gibts dreihunderttausend Drückeberger. Das sind die stattlichsten Burschen in ganz Frankreich."

Als ein Minister sich über die Steigerung der Kriminalität während des Krieges verbreitet, meint Tristan Bernard: „Was bedeutet Kriminalität während des Krieges? Etwa die Weigerung, zu töten?"

Aus ‚L'envers de la guerre' von Michael Corday

Die Bettler von Paris

Meist liegen sie in den Winkeln und schlafen am Mittage noch,
denn sie sind die Nacht durch die Straßen gewandert.
Immer wieder triebs mich an dem in der abseitigen Ecke des Louvre vorüber —
was für einen Schlaf schlief er im Schmutze.

Die Irrenden sehen niemanden an,
niemand wagt sie anzusehen,
jeder Blick hin und her gleitet ab —
sie wissen, daß niemand hilft.
Sie dürfen leben auf der Insel ihrer Not,
das ist jammervoll alles.

Gänzlich zerstörtes Wesen hält dich im Fluge diese furchtbare Einäugige auf;
rot trieft die ausgelaufene Höhlung,
wie runder Glasknopf starrt unbewegt das einzige Auge.
Geronnenes Grau ist das Antlitz, von Strähnen schimmligen Haares umzettelt.
Unsagbar der Gang dieser wegrutschenden, faltig umstrumpften hölzernen Füße.

Auf der Steinschwelle im Torbogen bricht sich mit nackten Armen
einer sein Kummerbrot.
Er hat keinen Rock und kein Hemd unter der dreckigen Weste.
Ich sehe nur den Urwaldschopf seiner langen weißen Haare.

Auf der Brücke lehnt schlafend am Geländer diese ausgestopfte Puppe,
drei schmutzigbunte Ordenreihen nutzen ihm nichts.

In den leeren Kirchen schläft das den ganzen Tag zusammengekauert auf den Stühlen.
Nachts stolperst du über die übelriechenden Leichen auf den Treppen der Métro.
Auf Zeitungspapier liegen sie eng aneinander, sich gegenseitig wärmend,
und suchen den stinkenden Wärmehauch dieser Höhlen.
Unter die Brückenbogen wag ich mich nicht, Furcht und Mitleid im Herzen.

Fritz Oßwald

Brief nach drüben

Es war nur eine kurze Zeitungsnotiz, lieber Alexander Gergely; aber sie war um so erschütternder.

Da stand, Sie hätten sich — nun — ausgelöscht. Ich mochte es erst kaum glauben. Zu der Zeit, in der ich Sie noch des öftern auf Ihrer Wohnung unter dem Dach, die gleichzeitig Redaktionsstube der ‚Neuen Revue' war, besuchte, waren eigentlich immer Sie derjenige, der dem Leben mutig und herausfordernd entgegensah. Wenn auch Ihr Skeptizismus dem Bestehenden gegenüber, glaube ich, schon damals das beherrschende Moment in Ihnen war.

Ich kenne die Hoffnungen nicht, mit denen Sie das heruntergekommene Blatt des Gert von Gontard übernahmen, aber ich kenne die anständige Gesinnung, in der Sie die ‚Neue Revue' führten und umbauten. Und loshieben gegen Kirche und Kapital, gegen Verkalkung und Dekadenz. Es war nicht verwunderlich, daß die Angegriffe-

nen zurückschlugen, so brutal, so äußerlich, daß Sie zusammenbrachen.

Genug. Ich weiß, Sie liebten keine feierlichen Reden.

Ich erinnere mich, wie Sie mir das Bildmaterial zu Ihrer Nummer „Der liebe Gott in Deutschland und anderswo" zeigten. Auf dem Titelblatt sollten zwei Photos übereinander montiert werden: ein lüstern feixender Pfaff und das schmerzerfüllte Gesicht einer Madonna. Welch bittere, gefährliche Symbolik! Alles übrige waren mittelalterliche Zeichnungen und Holzschnitte: trunkene Mönche, Nönnchen und Mönchlein auf einer Lustpartie, Beichtstuhlszenen — das ganze Arsenal christkatholischen Muckertums. Und ich erinnere mich, wie Sie sich freuten und meinten, das könnte man doch nicht verbieten — mittelalterliche Kunst...

Sie irrten sich. Man hat Ihnen ein Heft nach dem andern verboten. Das Mittelalter war augenscheinlich toleranter als das Deutschland des gottgesegneten Jahres 1932. Uns will man sogar das Lächeln von den Gesichtern streichen, weil es die spitzeste, giftigste Waffe ist gegen eine kulissenhaft errichtete Autorität.

Sie haben gelächelt, ein sehr gewinnendes und liebenswürdiges Lächeln. Ich weiß nicht, ob Sie noch gelächelt haben, als man mit Verboten und Schikanen Ihre Existenz untergrub. Ihre und die Ihrer Zeitschrift. Wenn Sie noch lächelten, dann wohl sehr ironisch, da Sie wußten, daß das, was Sie sagen wollten und gesagt haben, immer wieder gesagt werden wird, bis eben die Kulissenwand, gegen die Sie Sturm liefen, zu dem Häufchen Plunder zusammengestürzt ist, aus dem sie von Natur besteht.

Bestimmt aber haben Sie gelächelt, als Sie sich das Leben nahmen. Die bäurischen Heiligenbilder, die die Wände Ihres Zimmers schmückten, trugen ein ebenso schmerzliches Lächeln.

Man kann darüber streiten, ob das Ende, das Sie Ihrem Weg machten, richtig ist, oder ob es Flucht oder Resignieren genannt werden muß. Das ist aber schließlich und endlich gleichgültig und vorbei. Jedoch Ihr Leben und Wirken, als Publizist und Kämpfer, war — soweit ich Sie und es kannte — gut und richtig und ehrlich. Und das ist wohl die Hauptsache.

Ihr
Gregor Holm

Der Nachruf der Nazis

Mit gutem Beispiel vorangegangen

Der ungarische Jude Alexander Gergely, der sich Bildhauer nannte und Herausgeber der schmierigen Sudelzeitschrift ‚Die neue Revue' war — dieser Typ von einem geifernden Schmarotzer — hat gestern, offenbar aus Ekel vor seinen eigenen Schweinereien — seinen Lebensfaden abgerissen, indem er sich mit Gas vergiftete.

‚Nationalpost', 30. 8. 32.

Antworten

Oesterreichische Leser. Da Ihr immer wieder den Wunsch geäußert habt, die besondern politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse Oesterreichs bei uns eingehender gewürdigt zu finden, als das bisher möglich war, soll ab Ende September allwöchentlich für Euch eine in engem Zusammenhang mit unserm Blatt stehende wiener ‚Weltbühne' erscheinen, die die wesentlichen Beiträge unsres Blattes übernimmt, darüber hinaus aber jedesmal auch Aufsätze bringt, die sich besonders an den österreichischen Leser wenden und von einer eignen wiener Schriftleitung redigiert werden. Die wiener Schriftleitung wird bei der Bearbeitung ihres Sondergebiets ganz die Linie einhalten, die unsre Leser seit siebenundzwanzig Jahren als die besondre der ‚Weltbühne' kennen. Wir hoffen, daß die wiener ‚Weltbühne' in Oesterreich die Verbreitung finden wird, die sie zur Erfüllung ihrer Aufgabe braucht, und wir bitten alle österreichischen Leser, für die wiener Weltbühne Leser zu werben. An unserm Blatt, das nach wie vor in Berlin herausgegeben wird, ändert sich selbstverständlich nichts.

Gerichtsassessor. Was geschieht mit Ihnen, wenn Sie in einer Urteilsbegründung gegen Nationalsozialisten die Bürgerkriegsmethoden der SA und SS kritisieren und auf der andern Seite zur Entschuldigung der Angeklagten anführen, daß durch die Aufhebung des Uniformverbotes die politischen Gegensätze verschärft worden seien? Ihnen wird mit einer Frist von drei Tagen Ihr Beschäftigungsauftrag entzogen, so daß Sie arbeitslos auf der Straße sitzen. Also nehmen Sie sich zusammen: SA und SS gehören zu den aufbauwilligen Elementen, und die Aufhebung des Uniformverbots ist eine Maßnahme, durch die die Ordnung in Deutschland gefördert worden ist.

Nazi in Radolfzell. Gibt es eigentlich auch eine besonders „aufgenordete" Arithmetik für das Dritte Reich? Bei einer Hitlerversammlung sollen nach euerm eignen Zeitungsbericht fünfzigtausend Besucher zugegen gewesen sein. Der billigste Platz kostete eine Mark, der teuerste zehn. Die Stadt Radolfzell hatte für Überlassung des Stadions Anspruch auf drei Prozent der Roheinnahme. Die Aufstellung der Versammlungsleitung über die Roheinnahme schließt mit 16 500 Mark ab! Ihr scheint, wenn es sich um das Steuerzahlen handelt, die doppelte Buchführung grade so gut zu verstehen wie die Agrarier Ostelbiens.

Die Monarchie. Seit dem 27. August erscheinst du als offizielles Organ der deutschen Monarchisten. Wir haben deine erste Nummer natürlich mit lebhaftem Interesse durchgelesen — seine Feinde muß man kennen! — und haben nun etwas Hoffnung für die Republik bekommen. Noch tödlicher als die Lächerlichkeit wirkt die Langeweile.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1932

einzuzahlen, da am 10. Oktober 1932 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Schleichers Ultimatum von Hellmut v. Gerlach

Es war in diesem Frühjahr in einem südfranzösischen Wahlkreis. Der Kandidat der radikal-sozialistischen Partei wurde in einer Wahlversammlung von einem sozialistischen Handwerker wiederholt mit Zwischenrufen unterbrochen, die von dem extremen Pazifismus des Interpellanten Kunde gaben. Der Kandidat wandte sich zu dem Vorsitzenden und sagte: „Ich bitte, den Citoyen Durand als ersten Redner nach mir auf die Liste zu setzen, damit er mich jetzt ruhig zu Ende sprechen läßt."

Nun blieb es zunächst ruhig. Der Kandidat — er steht auf dem linken, ausgeprägt pazifistischen Flügel seiner Partei — setzte seine Stellung zur Abrüstungsfrage auseinander. Dabei mußte er natürlich immerfort militärische Ausdrücke gebrauchen, von Divisionen und Dienstzeit und Tanks und Bomben und Giftgasen sprechen. Die Versammlung wurde unruhig. Plötzlich sprang der ultrapazifistische Citoyen Durand wie in einem Tobsuchtsanfall auf und stürzte gegen den pazifistischen Kandidaten mit geballten Fäusten los, ihn als Militaristen und Kriegsfreund beschimpfend. „Wir wollen nichts mehr von diesem militärischen Dreck hören. Wir wollen Frieden und Abrüstung." Und die große Mehrheit der Versammlung applaudierte.

Ob Franzose, ob Deutscher, wer durch die französische Provinz kommt, ist gradezu fasziniert von dem bedingungslosen Friedenswillen der Massen der französischen Bauern und Arbeiter. Nur eins tritt jedem Fremden fast ebenso stark vor die Augen: die gradezu tödliche Angst, daß das deutsche Volk dem französischen Friedenswillen mit einem Kriegswillen begegne, der einen neuen Krieg unvermeidlich erscheinen lasse.

Deutschen Friedensversicherungen glaubt man nicht: Und Stahlhelm? Und SA? und Ossietzky-Prozeß? Und Schleicher? Der Franzose ist von Natur skeptisch.

Seit Bethmann Hollwegs ruchlosem Wort vom Fetzen Papier traut man den Deutschen oder wenigstens den deutschen Führern jede Doppelzüngigkeit zu. Mit ungläubigem und doch ein bißchen hoffnungsvollem Staunen las das französische Publikum das Interview des Stahlhelm-Vorsitzenden Seldte im ‚Matin', das so pazifistisch ausklang: Merde à la guerre! Ein paar Wochen später las es von der Riesenparade, die Seldte über 150 000 Uniformierte in Gegenwart der alten Generale und der jungen Prinzen auf dem Tempelhofer Felde abgenommen hatte. Und es sagte sich: So sprach der Deutsche in Paris, so handelt er in Berlin!

In Genf trat die deutsche Delegation als Vorkämpferin der radikalen Abrüstung auf. Französische Beobachter meinten: „Die Deutschen fordern so viel, damit gar nichts herauskomme. Sie sagen Abrüstung der andern, sie wollen die eigne Aufrüstung."

Diese französische Meinung ist sicherlich nicht erweislich wahr. Aber die Taktik der deutschen Delegation wie die der

deutschen Regierung war leider nicht dazu angetan, die Franzosen in den Augen der Welt Lügen zu strafen. Man wollte natürlich ebensowenig ein Scheitern der Konferenz, wie man 1914 den Weltkrieg wollte. Aber man verfuhr so ungeschickt, daß das negative Ergebnis fast automatisch eintreten mußte. Man krönte sein Ungeschick damit, daß man schließlich sogar gegen die fast von der Gesamtheit der Mächte einschließlich Englands vorgeschlagene Resolution die Stimme abgab. Und man droht jetzt, die Abrüstungskonferenz in ihrem zweiten Abschnitt boykottieren zu wollen.

Inzwischen hat sich herausgestellt, daß Deutschland (das heißt seine derzeitige Generalsregierung) tatsächlich eine gewisse Aufrüstung offen will. Das denkwürdige Memorandum des Freiherrn v. Neurath enthält ausdrücklich die Forderung der „kurzfristigen Ausbildung einer besonderen wehrpflichtigen Miliz für Zwecke der Aufrechterhaltung der innern Ordnung sowie des Grenz- und Küstenschutzes."

Also neben der Aufrechterhaltung des Berufsheeres der Reichswehr will sich die Regierung ein Volksheer zulegen. Die Wehrpflicht soll wieder eingeführt werden. Die Miliz ist Regierungsprogramm und außenpolitische Forderung zugleich.

„Das alles ist ja nur für den innern Bedarf gedacht. Die Regierung plant eine neue Reichstagsauflösung und möchte sich dafür eine starke Regierungspartei sichern. Sie hofft auf Zuzug nicht bloß aus den Reihen des Zentrums, sondern vor allem der Nazis. Zu diesem Zweck muß sie den Nazis den Wind aus den Segeln nehmen. Darum ihr Aufrüstungsprogramm."

So reden allerlei kluge oder sich klug dünkende Leute bei uns.

Hätten sie recht, wäre es ein gefährliches Spiel mit dem Feuer. Aber daß sie nicht recht haben, bestätigt der Mann, der am ersten zur Interpretation des Regierungsmemorandums berufen ist, weil es seinem eignen Kopf entsprang. General v. Schleicher hat unmittelbar nach Bekanntgabe des Memorandums in Elbing ein Interview gegeben, dessen Schluß nach der ‚Königsberger Allgemeinen Zeitung' lautet:

„Ich kann Ihnen nur erklären, daß Deutschland in jedem Falle" — er unterstrich die Worte „in jedem Falle" mit einer besonders entschlossenen Geste seiner Hand — „das durchführen wird, was für seine nationale Verteidigung notwendig ist."

„Auf jeden Fall, Herr General?"

„Jawohl, auf jeden Fall! Wir lassen es uns nicht mehr weiter gefallen, als eine Nationalität zweiter Klasse behandelt zu werden."

So rückte der General die deutschen Forderungen aus der Sphäre der Verhandlungen in die Stratosphäre des Ultimatums. Der Diplomat weiß, daß der Erfolg seiner Schritte von der Transigenz abhängt. Der General, auf unbedingten Gehorsam seinen Kommandos gegenüber eingestellt, kennt nur Intransigenz. Auf jeden Fall!

Die ‚Deutsche Zeitung', gewissermaßen die Synthese zwischen Hitler und Schleicher, unterstreicht (am 7. September) die Erklärung Schleichers:

„Die Regierung Papen hat die Franzosen keinen Augenblick im Unklaren gelassen, daß sie ihre Entscheidungen zu treffen wissen werde, wie auch immer diejenige der Franzosen ausfallen würde."

Mögt ihr Franzosen euch entscheiden, wie ihr wollt, unsre Entschlüsse stehen fest! Wobei die ‚Deutsche Zeitung' übrigens noch die Kleinigkeit übersieht, daß es sich keineswegs bloß um Entschließungen von uns und den Franzosen handelt, sondern daß wir durch Unterzeichnung des Versailler Vertrags, der jetzt zum Teil außer Kraft gesetzt werden soll, uns auch Dutzenden von andern Vertragspartnern gegenüber gebunden haben, darunter auch dem nicht ganz unwesentlichen England. Und daß die deutschen Forderungen zumindest in der Art ihres Vorbringens überall ein wenig freundliches Echo gefunden haben.

Der ultimative Ton in der Erklärung Schleichers erweckt überall peinliche Erinnerungen an die Ausdrucksweise der Mittelmächte im Sommer 1914. Er mag antihitlerisch gemeint sein. Er wirkt, als wäre er von Hitler inspiriert.

Ich wünsche nicht, mich einer Verächtlichmachung Schleichers schuldig zu machen, und will ihn deshalb nicht mit Wilhelm II. vergleichen. Aber seine Sprache und seine Handlungsweise erinnert manchmal an den Verflossenen.

Als Wilhelm II. Ende 1916 sein Friedensangebot herausgehen ließ, annullierte er dessen Wirkung dadurch, daß er am gleichen Tage eine von Siegerübermut strotzende und die Gegner schmählich herabsetzende Ansprache an seine Truppen hielt.

Die deutsche Regierung hält grundsätzlich, wie sie selbst betont, an ihrem Abrüstungswillen fest. Gleichzeitig verkündet sie jedoch ein gewisses Maß von Aufrüstungswillen. Oder bedeutet die Schaffung einer Miliz neben der Reichswehr etwa nicht Aufrüstung?

Damit hat sie für immer auf die Rolle des Vorkämpfers der Weltabrüstung verzichtet. Man kann nicht gleichzeitig Abrüstung der andern und eigne Aufrüstung predigen, mit dem Weinglas in der Hand Abstinenz propagieren.

Die Regierung des Generals hat Deutschland um die schönste Rolle gebracht, die ein Großstaat unsrer Zeit überhaupt spielen konnte, um die des Protagonisten der allgemeinen Abrüstung.

Gewiß, noch sind fast alle Regierungen von einer peinlichen Zaghaftigkeit in Sachen der Rüstungsminderung. Aber alle Völker lechzen danach, wenn nicht aus Gründen des ethischen Pazifismus, so doch um der Steuererleichterung willen. Sie vergehen unter dem Steuerdruck. Und sie sagen sich: Zwanzig Milliarden Mark geben die Regierungen der Welt jährlich für Rüstungen aus. Wie wären wir von der misera contribuens plebs entlastet, wenn zunächst einmal zehn Milliarden davon durch Halbierung der Heeresbudgets eingespart würden!

Hoover ließ nach Genf eine Anregung gelangen, wonach die Heereskosten um ein Drittel herabgesetzt werden sollen. Diese Anregung hätte Deutschland adoptieren und mit der Liebe einer echten Mutter verteidigen sollen. Eine unüberwindliche moralische und zugleich politische Position hätte es

sich erworben. Manche Regierung hätte vielleicht scheel gesehen. Aber dafür hätte es das Vertrauen und die Zuneigung der Massen in der Welt gewonnen. Schluß mit dem verrufenen militaristischen Preußengeist! Deutschland hat sich wieder besonnen auf seine humanitäre Mission als Erbe Goethes und Kants.

Aber einem General darf man wohl nicht gut mit Goethe und Kant kommen. Er zieht das eiserne Feldbett dem west-östlichen Divan, er zieht das Exerzierreglement dem Traktat zum ewigen Frieden vor. Und wenn er dichtet, so höchstens eine Elegie an das entschwundene Kaiserheer, das nun wenigstens in einer wehrhaften Miliz kümmerliche Urständ erfahren soll.

Wenn Generale regieren...

Der Weg zur Einheit von Hanns-Erich Kaminski

Ist die deutsche Linke nur ein imaginäres Gebilde, ein literarischer Begriff, eine politische Konstruktion? Nein und dreimal nein! Sie ist organisatorisch gespalten, durch Parteikämpfe verfeindet, und wer sie nur von weitem betrachtet und folglich nur ihre Spitzen sieht, dem mag es scheinen, als sei die Entfernung zwischen ihren einzelnen Teilen unendlich groß. Dennoch ist die Spannung zwischen den Massen sehr viel kleiner als zwischen den Führern. Vor allem in der Arbeiterschaft wächst die Sehnsucht nach Aktivität und die Überzeugung, daß sie nicht erfolgreich sein kann ohne Einheit.

Was sollen wir tun, um dieses Ziel zu erreichen? Sollen wir aus unsern Parteien, die die Spaltung konservieren, austreten und uns andern, einheitsfreudigeren Gruppen anschließen? Oder sollen wir auf den Wunsch zur Einheit verzichten, der unsern Wunsch zur Aktivität lediglich verdächtig macht? Und ist Aktivität ohne Einheit überhaupt möglich? Diese Fragen treten heute an jeden heran, der sich durch das, was er sagt oder schreibt, ein wenig Vertrauen erworben hat. Ihnen auszuweichen, wäre Feigheit.

Zunächst freilich muß man den Begriff der Einheit klären. Ja, es gibt eine deutsche Linke, aber gemeinsam ist ihr nur das Gefühl, ein Ganzes zu bilden, als ein Ganzes angegriffen zu sein und sich als ein Ganzes verteidigen zu müssen. Zu welchem Ziel und mit welchen Methoden ihr Kampf geführt werden soll, ist jedoch unklar, es gibt darüber mindestens zwei gänzlich verschiedene Auffassungen, nämlich die kommunistische und die sozialdemokratische. Die Anschauung, die beiden Parteien brauchten sich nur zu verschmelzen, damit alles gut werde, ist darum rein sentimentaler Natur.

Der Gegensatz zwischen der Idee der demokratischen Reform, die die SPD, und der bolschewistischen Revolution, die die KPD vertritt, ist nicht von ungefähr entstanden. Er ist keine Folge von Mißverständnissen oder bösem Willen, er beruht vielmehr auf einer grundsätzlich verschiedenen Einschätzung unsrer Epoche. Dieser Gegensatz kann nicht verwischt, er muß ausgetragen werden. Wäre eine Verschmelzung

der beiden Parteien überhaupt möglich, so würden die Auseinandersetzungen, die jetzt von Partei zu Partei geführt werden, dadurch nur in die Gesamtpartei verlegt werden. Das unvermeidliche Ergebnis aber wäre, daß diese Gesamtpartei erst recht aktionsunfähig wäre. Die Forderung der Einheit durch Verschmelzung ist also sinnlos.

Womöglich noch unfruchtbarer ist die offiziell von den Parteien verfochtene Meinung, die Einheit müsse durch Unterwerfung der Konkurrenz zustande kommen. Daß keine der beiden Arbeiterparteien imstande ist, die andre zu vernichten, darf nachgerade als erwiesen gelten. Selbst wenn aber, getrieben von dem Wunsch nach Einheit um jeden Preis, alle Sozialdemokraten in die KPD oder alle Kommunisten in die SPD einträten, wäre damit nichts gewonnen. Denn diese Proselyten würden in die andre Partei nur mit innern Vorbehalten eintreten, sie würden ihre alte Mentalität mitbringen, und ehe sie zu richtigen Sozialdemokraten oder zu richtigen Kommunisten werden würden, müßte eine lange Erziehungsarbeit an ihnen geleistet werden. Der Hinweis auf die Verschiebung der Wähler besagt dagegen gar nichts; Wähler sind noch keine Parteimitglieder.

Ebenso würde es sehr lange dauern, wenn größere Massen die Einheit durch ihren Beitritt zu einer dritten Partei verwirklichen wollten. Parteien entstehen nicht aus dem Nichts. Und wenn schon große Parteien viel Zeit brauchen, um ihr Menschenmaterial zu amalgamieren, so würde eine neue Arbeiterpartei Jahre brauchen, bis sie wirklich schlagkräftig wäre, Jahre, die erfüllt sein würden von theoretischen Diskussionen. Zeit aber hat die Linke gegenwärtig wahrhaftig nicht zu verlieren, am wenigsten für die Wiederaufwärmung so alter Streitfragen wie es die Probleme der Demokratie und der Diktatur sind.

Die Arbeiterparteien können folglich nicht verschmolzen werden, man kann auch nicht darauf warten, daß die eine die andre auffrißt, und es wäre schließlich auch ein allzu riskantes Experiment, eine dritte Partei aufzubauen. Jede dieser Methoden würde die Aktionsmöglichkeit der Linken statt zu stärken nur schwächen. Und es versteht sich von selbst, daß die Einheit nicht an sich wünschenswert ist sondern lediglich als Mittel zu größerer Aktivität.

Dennoch ist klar, daß die Linke an Stoßkraft und Anziehungskraft unendlich gewinnen würde, wenn sie als Ganzes auftreten könnte und sich nicht mehr im Bruderkampf zu zersplittern brauchte. Unmöglich ist es nur, die Frage der Einheit organisatorisch zu lösen, von welcher Seite man sie auch anpackt. Wohl aber ist möglich, daß die beiden Parteien sich zu gemeinsamen Aktionen zusammenfinden.

Die Einheit der Linken, die Einheit der Arbeiterklasse, kann demnach nur bedeuten, daß die Arbeiterparteien in bestimmten Situationen vereint handeln, wenn auch getrennt denken. Und daß eine solche Situation jetzt vorhanden ist, bedarf keines Beweises. Denn jetzt handelt es sich nicht darum, wie die Macht im Staat auszuwerten ist, sondern darum, sie erst einmal wieder zu erobern.

Damit die Parteien aber gemeinsam handeln können, müssen sie zunächst einmal überhaupt handeln. Nicht die Einheit führt also zur Aktivität, sondern die Aktivität führt zur Einheit und dadurch freilich zu noch größern Aktionsmöglichkeiten.

Ein taktisches Bündnis nun kann selbstverständlich nur von Partei zu Partei geschlossen werden. Und der Einzelne kann am meisten dafür tun, indem er in seiner Partei bleibt und dazu beiträgt, sie bündnisfähig und bündniswillig zu machen: Oder mit andern Worten: indem er sich bemüht, sie zu größerer Aktivität gegenüber der Reaktion zu veranlassen.

Niemand kann sich darüber täuschen, daß das in der Praxis Opposition gegen die herrschenden Parteiführungen bedeutet. Auch die Parteiführer dürften nämlich begreifen, daß ihre Parteien sich um so näher kommen müssen, je nachhaltiger jede für sich gegen die Gegenrevolution auftritt. Würden Sozialdemokraten und Kommunisten heute zum Beispiel alle Kräfte auf den Kampf gegen die neueste Notverordnung konzentrieren, so wäre die Herstellung einer taktischen Einheitsfront unvermeidlich, sie würde sich ganz von selbst ergeben, auch und grade wenn beide Parteien sich zunächst um die Nachbarpartei überhaupt nicht kümmerten. Wer die Einheit verhindern will, muß daher auch vor einer Aktivität zurückschrecken, die über die „normale" politische Tätigkeit hinausgeht.

Es ist denn auch kein Zufall, daß in beiden Arbeiterparteien eine Mißstimmung herrscht, die sich in erster Linie nicht gegen den mangelnden Einheitswillen sondern gegen die mangelnde Aktivität der Zentralen richtet. Die Unzufriedenen fühlen recht gut, daß die Unfähigkeit, die Einheit zu schaffen, nur ein Teil jener Impotenz ist, die überhaupt nicht mit der gegenwärtigen Situation fertig wird. Bezeichnend ist es dabei, daß die Opposition in beiden Parteien nicht von altbekannten Oppositionellen geführt wird — die sind längst ausgeschlossen oder ausgetreten —, sondern daß sie Leute erfaßt hat, die sonst brav jeder Parole folgten, ja, daß sie sogar parteivorstandstreue Funktionäre anzustecken beginnt.

Hoffentlich werden sich diese Oppositionen organisieren, obgleich das in den Zentralbureaus beider Lager als das größte Verbrechen gilt. Denn wenn es den Oppositionen nicht gelingt, die Parteien zu aktivieren, besteht die Gefahr, daß der Erdrutsch, dem alle bürgerlichen Parteien zum Opfer gefallen sind, bald auch den Marxismus ergreift. Grade wer jede Schwächung der Arbeiterparteien als das größte Unglück ansehen würde, muß darum wünschen, daß die Opposition in ihnen alle Unzufriedenen zusammenfaßt und zum Erfolg führt.

Für die Sozialdemokratie ist das völlig klar. Ihre gesamte Politik beruhte bisher auf der Theorie, wir lebten in einer Epoche, in der Kapitalisten und Proletarier ungefähr gleich stark seien und einander nicht viel tun könnten. Es käme daher darauf an, ihre Parität auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens festzulegen; dann hätte das Proletariat die beste Basis für seinen allmählichen Aufstieg. Jetzt ist die „funktionelle Demokratie" zerbrochen, und ihre Charte, die Weimarer Verfassung, ist nur noch ein Schemen. Entweder war also die

Theorie falsch, oder die Partei hat sie falsch angewandt. Irgendwo muß der Fehler doch stecken. Jedoch vergeblich sucht man in den Organen der Sozialdemokratie nach einem Wort der Rechtfertigung ihrer bisherigen Politik. Die Opposition in der Partei hat es verhältnismäßig leicht, hier anzusetzen und die Frage aufzuwerfen, ob die Sozialdemokratie an ihrer Theorie und selbst an ihrer Praxis auch in Zukunft festhalten darf oder woran sie sich nun eigentlich orientieren soll.

Aber auch bei den Kommunisten herrscht eine Selbstgefälligkeit, die erschreckend ist. Die führenden Schichten der Partei berauschen sich an ihrem Wahlerfolg, den sie ohne weiteres mit der fortschreitenden „Bolschewisierung" des deutschen Proletariats gleichsetzen, ohne sich zu überlegen, ob er nicht einfach auf der Verärgerung dieser neuen Wähler durch die Passivität der SPD beruhte. Oder sind diese „bolschewisierten" Wähler auch nur zu einem kleinen Teil Parteimitglieder geworden? In jedem Fall muß selbst Thälmann zugeben, daß die deutsche Arbeiterklasse am 20. Juli eine Niederlage erlitten hat und daß die Generalstreikparole der Kommunisten wirkungslos blieb. Wenn aber das Proletariat eine Niederlage erleiden und die Kommunistische Partei gleichzeitig einen Sieg erfechten konnte, dann sind sie also nicht identisch, dann können die Kommunisten auch nicht allein die Interessen des Proletariats wahrnehmen. | Thälmann meint — oder sagt wenigstens —, die wichtigste Aufgabe der KPD sei es trotzdem auch fernerhin, die Mehrheit des Proletariats zu erobern, und zwar im Kampf gegen die Sozialdemokratie. | Inzwischen darf das Proletariat wohl weitere Niederlagen erleiden? Die Gegenfrage für die kommunistische Opposition ergibt sich hieraus förmlich zwangsläufig. Würde die KPD ihrem Wesen und ihrer Geschichte nicht besser gerecht werden, wenn sie mit der Sozialdemokratie im Kampf gegen die Reaktion konkurrierte, statt ihre Hauptkräfte gegen sie anzusetzen? Und selbst wenn die beiden Parteien so vorübergehend auf die gleiche taktische Linie kämen — würde die KPD nicht dadurch die Möglichkeit erhalten, die SPD desto besser zu kritisieren und schließlich auch die Mehrheit des Proletariats an sich zu ketten?

Nach alledem ist selbstverständlich, daß die Opposition in beiden Parteien von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen muß. Jede Partei kann nur aus sich selbst heraus erneuert werden. Beiden Oppositionen bietet sich allerdings das gleiche Kampfmittel: die Forderung nach einem Parteitag. Denn für beide gilt die gleiche Logik: durch Diskussion zur Aktion, durch Aktion zur Einheit, durch Einheit zum Sieg.

Spaltungstendenzen bei den Nazis

von K. L. Gerstorff

Von krisenhaften Erscheinungen bei den Nazis ist seit ihrem Wahlsieg vom September 1930 ständig die Rede gewesen. Aber sie nahmen bisher niemals ein größeres Ausmaß an. Im Gegenteil: bis zu den Preußenwahlen in diesem Jahr nahm die nationalsozialistische Bewegung auf dem Lande wie in den

Klein- und Großstädten ziemlich gleichmäßig zu, und es war für Hitler nicht schwierig, mit der Oppositionsbewegung um Otto Straßer und später um Stennes fertig zu werden. Die Presse dieses oppositionellen nationalbolschewistischen Flügels wurde zwar in manchen Kreisen der Nationalsozialisten noch gelesen; aber auf die politische Aktion der Partei blieb sie bisher ohne nachhaltigen Einfluß. Es ist selbstverständlich, daß die offizielle Nazipresse auch heute allen Abspaltungsgerüchten nachdrücklich entgegentritt, die Einheit der Partei als selbstverständlich hinstellt und alle gegenteiligen Behauptungen als Wunschphantasien der „Juden" oder der „Marxisten" bezeichnet.

Und doch ist eine schwere Krise innerhalb der NSDAP vorhanden, eine Krise, die sich mit Notwendigkeit aus der Zusammensetzung der Partei und den letzten politischen Aktionen ergibt. Die Zusammensetzung der NSDAP als Partei entspricht in ihrer soziologischen Struktur nicht ganz der Zusammensetzung ihrer Wählermassen. Das überwiegende Gros der 13,5 Millionen vom 31. Juli setzt sich aus dem alten und dem neuen Mittelstand zusammen. Das heißt: es sind in den Städten die Angestellten, Beamten, Kleinhändler, Handwerker, auf dem Lande die Bauern. Bei den Wählermassen spielt neben diesen proletarisierten Mittelschichten die eigentliche Arbeiterschaft keine sehr bedeutende Rolle. Anders liegt es bei der Partei selbst. Anders liegt es vor allem bei den Kaders der Partei, die sich vor den Septemberwahlen 1930 gebildet hatten. Schätzungen, die die SA und SS heute auf etwa dreihunderttausend Mann beziffern, dürften der Wirklichkeit entsprechen. Den Grundstock dieser dreihunderttausend Mann bilden etwa sechzig- bis siebzigtausend SA- und SS-Leute, die bereits vor den Reichstagswahlen von 1930 zusammengefaßt waren. Unter diesen ist das proletarische Element weit stärker vertreten als bei den Wählermassen. Es ist allerdings ein proletarisches Element mit besonderem Einschlag. Es sind nicht die Betriebsarbeiter aus den Großbetrieben. Im Gegenteil: hier hat die nationalsozialistische Bewegung aus leicht erklärlichen Gründen bisher die geringsten Erfolge gehabt. Sondern innerhalb der SA und SS ist jene proletarische Jugend außerordentlich stark vertreten, die, wenn überhaupt, nur kurze Zeit im Produktionsprozeß gestanden hat. Es finden sich dort Massen von Erwerbslosen, viel Lumpenproletariat und in gewissem Umfange auch Arbeiter aus Kleinbetrieben und aus Industrierevieren, die industriell zurückgeblieben sind, so aus dem Bezirke der Heimindustrie im sächsischen Vogtland. Es ist kein Zufall, daß, wie auch sämtliche Betriebsratswahlen beweisen, die Nazis in den industriellen Großbetrieben kaum weiter kommen. Dort kann man die Arbeiter am wenigsten über den wahren, also kapitalistenfreundlichen Charakter der NSDAP täuschen, dort sagt der Arbeiter: „Entweder Du bist mit mir, dann mußt Du gegen den Unternehmer kämpfen; oder Du nimmst die Partei des Unternehmers, — dann gibt es unversöhnliche Feindschaft." Der Betriebsarbeiter hat mit andern Worten durch seine Stellung im Produktionsprozeß sich

eine bisher fast unerschütterte Immunität gegenüber der nationalsozialistischen Demagogie bewahrt. Er spürt grade im Betrieb am deutlichsten, daß die Nationalsozialisten trotz ihren sozialistischen Phrasen die Schildknappen der schwärzesten Sozialreaktion sind.

Anders steht es mit jenen oben schon erwähnten Arbeiterkategorien. Die Jugend und die Erwerbslosen, sie haben nicht oder nicht mehr durch die Stellung im Produktionsprozeß die Erfahrung, die ihnen die Entlarvung der Nazis erleichtern würde. Sie glaubten und glauben noch immer vielfach an die sozialen und sozialistischen Versprechungen im nationalsozialistischen Programm. Sie glaubten um so mehr daran, als sie sich von den beiden großen Arbeiterparteien grade in der Krise vielfach enttäuscht sahen. Während schon alle Welt wußte, daß diese Krise an das Mark des kapitalistischen Systems rührte, tolerierte die Sozialdemokratie noch die Brüningregierung mit der Motivierung, daß diese Krise eine Krise wie jede andre sei. Das empörte die jugendlichen Arbeiter genau so wie die Erwerbslosen; und während sie durch diese Empörung radikalisiert wurden, spürten sie die Aktionsunfähigkeit der Kommunistischen Partei, sahen daher auch in ihr keine Kraft, die sie aus der Krise zu bessern Zeiten führen konnte.

Diese proletarischen Elemente, die noch heute innerhalb der SA und SS einen außerordentlich wichtigen Bestandteil bilden, sind also zum größten Teil aus Enttäuschung über die großen Arbeiterparteien zu Hitler gekommen, sie verlangen von ihm die Schaffung eines neuen wirtschaftlichen Fundaments, das sie verschwommen als nationalen Sozialismus bezeichnen. Sie konnten nicht durch Betriebserfahrungen über den wahren Charakter der NSDAP aufgeklärt werden; sie konnten und können nur durch ihre eignen Lebenserfahrungen darüber aufgeklärt werden; und das heißt heute: durch die politische Aktion der NSDAP selbst. Hier zeigt sich einer der vielen entscheidenden Gegensätze der deutschen Entwicklung zur italienischen. Auch in Italien waren neben den Mittelschichten manche Arbeiterkreise die getreusten Anhänger Mussolinis in der Zeit der Machtergreifung. Aber da Mussolini in verhältnismäßig kurzer Zeit die vollständige fascistische Diktatur errichtete, da keine Koalitionspolitik auf lange Dauer von ihm getrieben wurde, so geschah seine Entlarvung als Degen des italienischen Kapitals erst nachdem die gesamte Staatsmacht in seinen Händen war. Erst als ihm Heer und Polizei gehörten, als er die italienischen Gewerkschaften, die sozialistischen und die bürgerlichen Parteien vernichtete, gingen vielen italienischen Arbeitern, die ihm bis dahin Gefolgschaft geleistet hatten, die Augen über den wahren soziologischen Charakter des italienischen Fascismus auf. Im deutschen Kapitalismus verläuft auch an diesem Punkt die Entwicklung anders. Schon vor der Machtergreifung erlebten wir die wenn auch versteckte Tolerierung der Papenregierung durch die Nazis bis zum 31. Juli. Und die Folge war, wie an dieser Stelle schon vielfach bemerkt wurde, daß die eigentliche marxistische Linke gegenüber dem nationalsozialisti-

schen Einbruch immun blieb, ja daß sie sogar gegenüber den Preußenwahlen bei den Reichstagswahlen stark aufholte, und daß die Nazis in den Industrierevieren wie in den Großstädten absolut abnahmen.

Die Tolerierungspolitik gegenüber der Papenregierung hat sich jedoch nicht nur in einem Rückgang der Nazistimmen in der eigentlichen Arbeiterschaft ausgewirkt sondern sie verstärkte die krisenhaften Tendenzen innerhalb der SA. Man hatte den proletarischen Elementen immer erklärt, man wäre für die sozial-reaktionären Maßnahmen der Papenregierung nicht verantwortlich, denn man übernähme die Verantwortung nur dann, wenn man die vollständige Macht besäße. Was will aber Hitler jetzt tun? Lehnt er jede Koalition, sei es mit dem Zentrum, sei es, unter irgend einem Deckmantel, mit der Papenregierung ab, dann meutern die SA, weil man ihnen immer versprochen hat, man würde jetzt bald an die Macht kommen. Beteiligt er sich an irgendwelchen Koalitionen, dann meutern sie auch, weil sie von ihm, wenn auch stark verschwommen, irgend etwas Sozialismus-Ähnliches erwartet haben. Daß die zahlreichen Koalitionsgespräche Hitlers zu Meutereien und Niedergeschlagenheit der SA Veranlassung gegeben haben, zeigen nicht nur die Nachrichten, die grade in letzter Zeit von vielfachen Auflösungen einzelner SA-Abteilungen sprechen — die Krise geht bereits viel tiefer. So heißt es zum Beispiel in der Zeitschrift ‚Der Ring' (Heft 34):

Die anfänglich von der nationalsozialistischen Führung abgestrittene Mobilisierung ihrer SA, die insbesondere vor Berlin zusammengezogen wurde, wird heute auch offen zugegeben. Der Tatbestand der Konzentrierung der SA außerhalb Berlins ist also feststehend. Wichtiger aber ist heute zu wissen, daß innerhalb der SA ausgesprochene Niedergeschlagenheit herrscht. Es wäre verfrüht, von einer Krise zu sprechen. Aber der Keim zu der Krise ist gelegt. Man bedenke, daß die SA nun zum dritten Mal angetreten ist, um die Revolution durchzuführen. Jede Vertagung, jede Verschleppung der Machtergreifung löste schon bei diesen am stärksten zur Aktivität aufgeputschten Nationalsozialisten Unruhe aus. Sie ist jetzt besonders groß, nachdem sich das gleiche wiederholt hat — von 1923 einmal abgesehen — wie im September 1930 und März 1932. Nach unsern Informationen war aber auch schon am Sonnabend, 13. August, die SA insofern nicht mehr intakt, als ein Teil resignierte. Der Tatbestand, daß die staatliche Abwehr gleichfalls vorbereitet war und daß es als sicher gelten mußte, daß sie jetzt im Unterschied zu etwa der Zeit vor einem halben Jahr einheitlich funktionieren würde, hatte ihre Wirkung nicht verfehlt.

Wichtig an diesen krisenhaften Zuständen ist, daß sie in absehbarer Zeit nicht beseitigt werden können. Lehnen die Nazis die Beteiligung an der Regierung ab, weil man ihren Ansprüchen auf Prädominanz nicht nachgäbe, dann müssen die Meutereien zunehmen; denn das wissen heute auch die SA in den kleinsten Orten, daß die Nazis nicht auf legalem Wege zur absoluten Majorität, zu einundfünfzig Prozent der Wähler kommen werden. Grade dieser Druck der SA ist es also, der Hitler immer wieder zu Verhandlungen zwingt. Gehen aber die Verhandlungen aus, ohne daß die Nazis die entscheidenden politischen Machtpositionen bekommen, dann muß die Krise innerhalb der NSDAP sich weiter verstärken, weil der Wider-

spruch zwischen den politischen Versprechungen und der wirtschaftlichen Realität dann immer schwerer zu überbrücken sein wird. Es ist dabei wichtig, daß die Empörung der proletarischen Strömungen nicht nur Ausdruck in den spontanen Bewegungen der SA finden, nicht nur ihren literarischen Ausdruck außerhalb der NSDAP, in den Veröffentlichungen derer um Otto Straßer und Stennes, sondern daß sich bereits innerhalb der NSDAP ein sozialistischer Flügel um Reventlow immer stärker zu regen beginnt. Hitler wagt angesichts der gesamten Krise der Partei zur Zeit nicht, gegen diesen Flügel aufzutreten. Und so kann Reventlow immer offener schreiben In einem Artikel im ‚Reichswart' heißt es:

„Sozialismus durch die NSDAP." — Der so überschriebene Aufsatz des ‚Reichswart' vom 13. August 1932 hat auf der Linken komischerweise erhebliches Aufsehen erregt, weil er Verstaatlichung der Großbetriebe fordert, eine Forderung, die das nationalsozialistische Parteiprogramm, seitdem es besteht, also seit dem Winter 1919/20 enthält. Da an diesem Programm während der verflossenen zwölf bis dreizehn Jahre nichts geändert, auch keine Ergänzung dazu gemacht worden ist, so sollte eigentlich nicht ausdrücklich gesagt zu werden brauchen, daß die Partei selbstverständlich entschlossen ist, alle Programmpunkte, also auch diesen, zur Verwirklichung zu bringen.

Es ist selbstverständlich, daß in der Praxis die Dinge etwas anders aussehen, daß sich die NSDAP nicht an Aktionen in der Richtung der Verstaatlichung der Großbetriebe beteiligen kann, weil sie sonst als Partei zerfiele. Es ist daher weiter selbstverständlich, daß die Gegensätze zwischen dem Reventlow- und dem Rosenbergflügel innerhalb der NSDAP, wenn sie einmal politische Verantwortung zu tragen haben wird, zur schärfsten Krise führen müssen.

Jede Krise innerhalb der NSDAP ist selbstverständlich eine Verstärkung der politischen Kräfte der Linken in Deutschland; aber sie wird nur dann ausgewertet werden können, sie wird nur dann das Pendel wieder nach links schwingen lassen, wenn in der heutigen Defensive die Aktionsfähigkeit, die Aktionskraft der Arbeiterschaft wieder ausgebildet wird.

Christus in der Großstadt von Hans v. Zwehl

Die Behrenstraße in der Friedrichstadt, zwischen Bleichröder, Banken, Metropoltheater und Passage-Kokotten, wird heutzutage flankiert vom Neu-Katholizismus Berlins: auf dem einen Ende liegt der von der Republik errichtete Bischofspalast, auf dem andern mit ihrer grünen Peterskuppel die Hedwigskirche. Der Bischof mit dem Bureau wohnt in den dreihundert Zimmern des vormaligen Militärkabinetts, Tiara und blaue Handschuhe haben die Uniformen abgelöst. Auch die Hedwigskirche ist sehr verändert: in den antikisierenden Tempel aus der Zeit des alten Fritzen ist der moderne Flächenstil des neuern Kurfürstendamms eingebrochen — der Bischofsthron, weiß mit Goldbaldachin, prunkt unter den offenen Orgelpfeifen, mitten durch die Kirche vor den Chor geht ein Marmorgeländer, in dem links das Viereck der Kanzel wie ein Schaffnerplatz steht, rechts ein Versenkloch für den unter-

irdischen Orgelspieler, die Wand ist theatralisch durchbrochen zum Anblick eines Sakramentshäuschens, und oben an der Decke schimmern ernste moderne Sinnierer und Geschäftsleute von Peter Hecker.

Die Schlagseite, die das Schifflein Petri bei dem großen Fischzuge in den Norden erlitten hat, wird hier doppelt versinnbildlicht — im Hirtenstabe an der Stätte der Litzen des Hofgenerals der Einbruch des Preußentums, in der restaurierten Hedwigskirche das Eindringen der Großstadt und der Technik in das reine lateinische Christentum. Und wie der Hirt so die Herde: Der diesjährige Katholikentag in Essen, auf roter Erde unter den Kumpels und Halden, hatte als Hauptthemata unsichtbar: die Abwehr der Nationalkatholiken (deutlicher: der Nationalkirche), sichtbar: den Kreuzzug „Christus in der Großstadt". Der Kreis ist geschlossen.

Gegen die Gefahr der preußisch-deutschen Nationalkirche, die latent unter der Asche Luthers glüht, hat der Nuntius Orsenigo, der unhörbar vor einer feinen und stillen Villa des alten Tiergartenviertels vorfährt und die Fäden lenkt, noch kein Kräutlein in den vatikanischen Gärten wachsen sehen. Die Kirche, die in Jahrtausenden denkt, meditiert noch. Aber daß die Hälfte der deutschen Katholiken, trotz dem Frauenstimmrecht, nicht mehr Zentrum wählt, steht sicher in den Safes der Weisheit hinter den Toren der ewigen Stadt groß verzeichnet, und hinter der klugen Brille der Monsignori wiegt sie schwerer als die vage Aussicht, daß Seine Bischöflichen Gnaden von Berlin dermaleinst Vorpommern oder die Altmark und das Oderbruch bekehrt oder der hessische Bayer Held als zweiter Tilly aufersteht. Seine Eminenz sinnt — die Völker sind wie die Kinder... Hat nicht der Nachfolger des kleinen Windhorst, der noch die Partei des langen Bismarck an die Wand drücken wollte, „daß sie quietschte", seinen Frieden mit dem Feinde der Gesellschaft Jesu, mit dem Feinde des alten römischen Reiches gemacht? Ja, als Wilhelm den alten Spahn, zum Dank für Heer- und Flottenleistung, in Frankfurt zum Oberlandesgerichtspräsidenten machte, war der erste Schritt getan — der Sohn war bereits Professor bei Tirpitz, und heute ist die Hälfte vom goldenen Mainz und vom heiligen Köln verloren. Heute gesteht die Kirche bereits ihre eigne Schwäche ein: sie protestiert eine Generation zu spät gegen die Vergottung des Staates, die nicht die katholische Staatslehre sei — aber die wahren Machtmittel ihres Glaubens, Verweigerung der Sakramente und des katholischen Begräbnisses, wagt sie nicht mehr gegen die Träger von Hakenkreuz und Stahlhelmbrosche anzuwenden, nicht einmal gegen Frauen in der Beichte. Inzwischen setzt sich die Veräußerlichung des 20. Jahrhundert-Katholizismus rasend fort: es gibt einen katholischen Rundfunk wie es katholische Justiz, Oberpräsidien und Polizei gibt, katholische Hochschulen, katholische Zensur, katholische Grammophone, auch katholisches Theater (von Calderon bis Weismantel) und katholische Beschäftigung mit dem Film (und der Filmpleite), nur noch keinen katholischen Sport. Solch eine äußere Machtpolitik hat die Kirche auch seit dem Investiturstreit immer getrieben, aber heute ist die innere

Mystik, die Nachfolge Christi nicht mehr vorhanden. Die Masse hat über sich katholische Symbole in Form von Behörden, aber das Volk denkt in Wahrheit nicht mehr so katholisch-religiös wie früher, das ist das Entscheidende. Viel berliner Tamtam — selbst eine Reklameausgabe wie die des Kaplans Fahsel, vormals Islam, jetzt allerdings nach seiner Box-Photographie auf die Weltreise geschickt und in Ungnade gefallen, wurde denkbar.

„Christus in der Großstadt", was bedeutet das heute? der reine Katholizismus ging ursprünglich vom mittelalterlichen Leben aus. Das katholische Jahr greift tief in den Tageskalender des einzelnen ein, jede Jahreszeit hat ihre Feste, und die Grundprinzipien der Menschheit, Geburt, Ehe, Krankheit, Sterben haben ihre festen Regeln und Gebräuche — es gibt eine unvergeßliche Romantik von Fasching, Aschenkreuz, Palmwedeln, geweihten Feldern, Prozessionen, Weihnachtsschnee mit leuchtenden Kirchen in der Nacht. In katholischen Dörfern ist Betglockenläuten etwas Selbstverständliches, Weihwasserkessel hängen selbst über der Schwelle der Bierwirtschaften, Heiligenbilder über dem Sofa und dem Bett, Sonntagskirchgang und österliche Zeit einigen die Gemeinde — wer das nicht versteht, versteht das ganze katholische Leben nicht. Diese Religion beruht zutiefst auf dem Glauben an die Demokratie des Todes, dem beruhigenden Dogma und dem weltlichen, ach so weltlichen Bequemlichkeitsideal — „unterm Krummstab ist gut wohnen" (wenig Steuern, viel Feiertage), diese Überlieferung hat sich nicht nur am Rhein gehalten. In der Diaspora auf dem Wedding, in den Planschbecken am Wannsee, in den Zuhälter-Bezirken am Alex, im Elend der Stempelstelle und der Gormannstraße sieht der Katholizismus natürlich ganz anders aus. Die Tragödie der von ihrer Herrschaft nicht zur Frühmesse gelassenen schlesischen Dienstmädchen, die Dramen der Mischehe, der Fruchtverhinderung, der Scheidung in der katholischen Familie entstehen. Ihre Dramaturgen sind Leute wie der münchen-gladbacher Kaplan, der tote Doktor Sonnenschein, und diese, nicht die Jesuiten, nicht der Pater Muckermann sind heute die wahren Stützen des Katholizismus. Der römische Papst, der als eine der wenigen noch gebliebenen internationalen Kräfte einen Teil Europas regiert, hat diese Entwicklung gefühlt. Daher telegraphierte er seinen deutschen Millionen auf die traditionelle lateinische Huldigung ein Bekenntnis zur Katholischen Aktion und zur sozialen Ordnung (oder dem, was er dafür hält), und zu dem Riesen-Christus, der in der einen Halle des Katholikentages hing, scholl es immer wieder herauf: „Sozialpolitik".

Ich glaube, daß dies, wenn auch vielleicht mit Zickzack, die erste klarere Klassenscheidung im katholischen Lager ist, die erste deutliche Niederlage des adlig-borussischen Flügels, der vordem zusammen mit den schlesischen Magnaten die Gardeoffiziere stellte, die erste Abkehr vom neuerwachten hegelschen Staate. Dem katholischen Hunger schmeckt offenbar das neupreußische Schleichersche Kommißbrot nicht — „qui mange du Papen en meurt" ... — das ist das Ergebnis des essener Katholikentags.

Akademiker zum Fall Gumbel von Kurt Großmann

Der Angelpunkt des Falles Gumbel ist in der Presse überhaupt noch nicht hervorgehoben worden. Der Kampf gegen Professor Gumbel war nicht ein Kampf aus sachlichen Motiven sondern wurde, wie der cand. med. Karl Georg Dörr, Heidelberg, im ‚Völkischen Beobachter' vom 6. Juli darlegt, geführt gegen den Juden Gumbel, gegen den Pazifisten, gegen den Mann, der das unvergängliche Verdienst hat, Deutschlands schwärzeste Zeit, die der Morde und Fememorde, unerbittlich entlarvt zu haben. Dörr, der Hauptzeuge in dem Verfahren gegen Gumbel, sagt selbst:

Trotzdem schien es, daß die jüdische Mentalität und der wehrzersetzende Pazifismus des Juden Gumbel siegen sollten.

Gumbels Äußerung, die den badischen Kultusminister unbegreiflicherweise bewogen hat, ihn der nationalsozialistischen Meute zu opfern, nennt Herr Dörr in jenem Artikel eine „neue, niederträchtige Beschimpfung". Er sagt wohlweislich nicht, wie das der Untersuchungsausschuß versucht hat, eine Beschimpfung der Gefallenen. Denn der Akademiker Dörr weiß sehr genau, daß Gumbel alles gegen den Krieg und nichts gegen die Krieger gesagt hat.

Als am 11. August 1930 Gumbel zum Professor ernannt wurde, war das für die nationalistische Studentenschaft ein Fanal, gegen diesen Juden, Pazifisten und Mordbekämpfer zu Felde zu ziehen. Und damals schon waren seine Kollegen nicht gesonnen, um der Meinungsfreiheit willen den anmaßenden Forderungen der Studentenschaft — ihr voran der Hauptzeuge Dörr — entgegenzutreten. In einem Schreiben vom Vorstand des Verbandes der deutschen Hochschulen wurde den protestierenden Studenten mitgeteilt:

Der Vorstand begrüßt selbstverständlich jede Äußerung auf das warmste, in der die deutsche Studentenschaft ihre vaterländische Gesinnung bekundet; er versteht aus dieser Gesinnung heraus auch, daß die Ernennung des Privatdozenten Dr. Gumbel zum nichtetatsmäßigen außerordentlichen Professor bei zahlreichen Studenten eine starke Erregung veranlaßt hat.

Zur Sache selbst stellte der Vorstand des Verbandes, gezeichnet „Tillmann", fest, daß die philosophische Fakultät der Universität Heidelberg Gumbels Zugehörigkeit zu ihr als durchaus unerfreulich bezeichnet habe und daß man die Ernennung Gumbels zum außerordentlichen Professor durch den badischen Kultusminister durchaus mißbillige.

Gegen diese Äußerungen haben seinerzeit jedoch eine Reihe von Kollegen Gumbels in würdiger Weise protestiert. Eine Erklärung von sechsundachtzig Professoren kam neben vielen Einzeläußerungen zustande, in der gesagt wurde, daß in der Antwort des Hochschulverbandes die gebührende Zurückweisung des studentischen Versuchs vermißt werde, mit der aus politischen Gründen geforderten Entfernung Gumbels aus seiner Lehrtätigkeit in Heidelberg die akademische Lehr- und Gesinnungsfreiheit zu vernichten.

Insbesondere fühlen sich die Unterzeichner des Protestes verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß das Schreiben des Hochschulverbandes nicht die gesamten geistigen Interessen der gesamten aka-

demischen Lehrerschaft vertritt sondern sich zum Sprachrohr für politisch intolerante, vom kulturellen Standpunkt sehr unzeitgemäße Anschauungen einer einzelnen Gruppe macht.

Diese Erklärung wurde in den Blättern des Hochschulverbandes veröffentlicht, und der Protest bewirkte, daß auch in Heidelberg Ruhe eintrat.

Aber Herr Dörr lag auf der Lauer, und so kam es denn zu dem Ende des Falles Gumbel, das von den Nationalsozialisten mit Recht als ein Sieg gefeiert wird. Hätte die Entfernung Gumbels nicht für die gesamte Kollegenschaft ohne Unterschied der Partei ein Signal sein müssen, sich für die durch diese Maßnahme bedrohte akademische Freiheit einzusetzen? Denn Gumbel wird nicht allein bleiben. Schon suchen sich die Nationalsozialisten weitere Opfer. Jener Doktor Mönius, der in München die ‚Allgemeine Rundschau', eine katholische, pazifistische Zeitschrift herausgibt, Abderhalden und andre mehr stehen auf der Liste derer, die sich die Nationalsozialisten als nächste Opfer erkoren haben.

Radbruch hat sich Gumbel als Verteidiger zur Verfügung gestellt, weil er empfand, daß Gumbel mit seiner inkriminierten Äußerung nur den Krieg hatte treffen wollen, nie und nimmer die gefallenen Soldaten. Aber die Eingabe, die einige Universitätslehrer an das badische Staatsministerium gerichtet haben, trägt bisher nur wenig Unterschriften. Viele glauben offenbar, sich nachgerade genug für die akademische Freiheit eingesetzt zu haben oder sehen ihre eigne Position bereits so gefährdet, daß sie meinen, im Interesse ihrer eignen Existenz diesen Weg nicht weiter verfolgen zu dürfen.

Darum ein doppeltes Lob denen, die wie der bekannte marburger Professor Goetze aus eigner Entschließung Vorstellungen schon vor der Entscheidung bei dem badischen Kultusminister erhoben, ohne zu fragen, welche Kollegen mitgehen würden, einfach weil ihm Gumbel bedroht schien.

Ein frankfurter Dozent sagte über die neue Hetze gegen Gumbel,

daß sie jedem deutschen Hochschullehrer klar zeigen müsse, daß von nationalistischer Seite eine ständige Hetze gegen politisch Mißliebige, besonders gegen pazifistische Professoren in Szene gesetzt wird, die die persönliche und geistige Freiheit jedes Einzelnen von uns auf das schwerste bedroht und zu einer unerträglichen Gesinnungsschnüffelei führen muß. Jeder Kollege muß sich sagen, daß diese Hetze sich auch jeden Tag gegen ihn selber richten kann; das sollten sich besonders diejenigen gesagt sein lassen, die mit den Hetzern offen oder geheim sympathisieren.

Professor Anna Siemsen sieht in dem Fall Gumbel die Terrorisierung Andersdenkender, die von den Hochschulen vertrieben werden sollen:

Alle diese Aktionen sind deswegen auch nicht zu werten als Ausdruck einer verletzten Überzeugung oder eines gekränkten Gefühls, möge diese Überzeugung noch so töricht, das Gefühl noch so überreizt sein; sondern als der Kampf einer terroristisch gerichteten Machtgruppe, um eine Gesinnungsdiktatur auf den deutschen Hochschulen aufzurichten, welche durch Gewalt und Einschüchterung wirkend das Ende der wissenschaftlichen Freiheit, damit wenigstens für eine Zeitspanne auch das Ende der deutschen Wissenschaftlichkeit bedeuten würde.

Der Professor der Psychologie und Pädagogik zu Gießen, Doktor August Messer, erinnert in seinem Gutachten an den Ausspruch von Lagarde:

Alles Parteiwesen ist giftig, weil es die Freiheit, wahr und gewissenhaft zu sein, ertötet.

Professor Walter Berendsohn, Hamburg, sieht in dem Vorgehen gegen Gumbel

die wachsende Bedrohung der akademischen Freiheit in Deutschland... Es geht — das ist meine Auffassung im Falle Gumbel — wie in zahlreichen Fällen um viel mehr als um Personen. Es geht um die geistige Freiheit schlechthin, die preiszugeben in der Zeit der Gedenkfeiern für Lessing und Goethe ein Verrat am köstlichsten deutschen Erbe und damit an der nationalen Idee im tieferen Sinne bedeutet.

Und Professor J. Herrmann, der frühere württembergische Kriegsminister, weist dem Senat in Heidelberg und dem badischen Kultusministerium die Aufgabe zu, die akademischen Lehrer gegen derartige Angriffe zu schützen und eine solche grundlose Hetze von den Hochschulen fernzuhalten,

denn der klare Sinn seiner (Gumbels) Äußerungen war nicht, wie jene falschen Zeugen glauben machen wollen, eine Verächtlichmachung des Andenkens an unsere Feldgrauen sondern die Abscheu vor einem Kriege.

Professor Ferdinand Tönnies, Kiel, hält es für eine Tatsache, daß im Laufe der letzten Jahre mehr und mehr von der sogenannten nationalsozialistischen Arbeiterpartei aus eine Denkungsart auch in der studierenden Jugend Wurzel geschlagen hat, die er für moralisch verwerflich und politisch gefährlich hält „wegen einer Unduldsamkeit und Verfolgungssucht, die nur als jugendlicher Fanatismus sich verstehen läßt".

Professor Franz Oppenheimer schrieb:

Die Entwicklung der deutschen Hochschulen muß einen alten akademischen Lehrer wie mich mit schwerer Sorge erfüllen. Ihr wertvollstes Gut, die Lehrfreiheit, ist in ernster Gefahr. Wo sie nicht von innen her, von den Fakultäten selbst, genügend verteidigt wird, weil diese bereits dem Zeitgeist allzu sehr verfallen sind, da erscheint es mir als die heilige Pflicht der vorgesetzten Staatsbehörde, diesen Schutz zu vollziehen.

In diesem Sinne äußern sich noch viele Gelehrte. Immer wieder die Auffassung, wie sie auch Professor Doktor Karl Brandt klarlegt, es bedürfe keines Hinweises, daß der Kampf gar nicht gegen die einzelnen Professoren sondern gegen das System ginge. Eine Reihe der besten Namen haben beim badischen Kultusministerium ihre Stimme erhoben. Aber trotz dem völlig ungeklärten Tatbestand und obwohl in der Anklageschrift stand: „Zweifellos hat Professor Gumbel wissenschaftliche Qualitäten und wissenschaftliche Interessen. Der Wert seiner wissenschaftlichen Leistungen ist weithin anerkannt und wird auch seitens des Ausschusses in keiner Weise bezweifelt", — dennoch Entziehung der venia legendi, dennoch Brotlosmachung eines Mannes, der mutig wie keiner gekämpft hat. Dieser Mut ist am besten beweisbar aus Gumbels Verteidigungsschrift gegen das Gutachten des Untersuchungsausschusses. Da schreibt er:

Die Wirkung des von den Nationalsozialisten verbreiteten Satzes („Das Kriegerdenkmal des deutschen Soldaten ist für mich nicht eine leicht bekleidete Jungfrau mit der Siegespalme in der Hand sondern eine einzige, große Kohlrübe") kann also nicht mir zur Last gelegt werden. Ich habe keine heilig zu haltenden Gefühle verletzt. Ich habe zu ehren die gemeinsame Scholle, die Würde der Arbeit, die Not der Mütter, das Leiden der Armen und das Andenken der Toten. Gegen keine dieser Pflichten habe ich verstoßen. Der Krieg ist kein wesentliches Gut der Nation sondern ein Unglück. Es gibt daher keine Pflicht, ihn heilig zu halten. Wohl aber hielt und halte ich mich für verpflichtet, die Leiden, die er über die Menschheit und damit auch über unser Volk bringt, zu betrauern, die Lebenden vor ihm zu warnen und den Frieden als Kulturgut zu verteidigen.

Mit dieser Auffassung weiß ich mich mit der Mehrzahl derjenigen einig, die ins Feld gezogen und deren Namen auf den Kriegsdenkmälern stehen. Ich weiß mich zudem einig mit allen denen, die noch heute die Republik verteidigen. In einem Lande, das entsprechend dem Kellogg-Pakt den Krieg geächtet hat, besteht für niemand und gewiß nicht für einen Lehrer, dessen Unterricht nach der Reichsverfassung im Geiste der Völkerversöhnung zu geschehen hat, eine Verpflichtung, dem Krieg anders als mit Grauen gegenüberzustehen.

Zu diesen Worten steht Gumbel heute wie damals. Keine Macht wird ihn zu einer andern Auffassung bringen. Das badische Staatsministerium aber sollte, wenn es nicht von allen guten Geistern verlassen ist, die einzig mögliche Konsequenz ziehen und den unverständlichen Beschluß des Kultusministeriums revidieren.

Boulanger und Hitler

Das ist die Geistesverfassung
der Unzufriedenen aus allen Lagern — aller Ermüdeten — der um ihre Hoffnung Getäuschten — der Dummköpfe, die die Republik für eine schlechte Ernte verantwortlich machen — der Einfaltspinsel, die Phrasen und theatralischem Auftreten nachlaufen — der Kranken, die, weil sie auf der linken Seite schlecht liegen, sich ohne Grund auf die rechte legen —

das ist die Geistesverfassung
der schwankenden Masse, die sich wenig darum schert, ob die Regierung auf einem Prinzip beruht oder nicht, aber von der Regierung verlangt, daß sie regiert; wenn die Zivilgewalt dieser Forderung nicht nachkommt, läßt man den ersten besten Sporenträger hochleben.

Das ist die Geistesverfassung
der Trottel, die das parlamentarische System für die Fehler der Parlamentarier verantwortlich machen.

Das ist die Geistesverfassung
der enttäuschten Wähler, die es überdrüssig geworden sind, keine ernsthafte und praktische Arbeit im Parlament zu sehen, sondern nur von byzantinischen Streitereien hören und sich dann einbilden, ein Feldwebel könne in fünf Minuten die Versprechen einlösen, mit denen alle Abgeordneten in ebenso vielen Jahren nicht fertig geworden sind.

Das ist die Geistesverfassung
der Unruhigen und Mißvergnügten, die an irgend etwas leiden und wünschen, daß irgend etwas geschieht, wenn es nur energisch aussieht.

Joseph Reinach, ‚La foire Boulangiste', 1889

Der Sprung ins Helle von Willi Wolfradt

Alle Streitschriften, Ansprachen, Rundfunk-Diskussionen, Abrechnungen und Offenen Briefe, die Kurt Hiller jetzt zu einem bei W. R. Lindner in Leipzig erschienenen Bande vereinigt hat, münden aus in die Forderung: Zusammenschluß der roten Kräfte. Die leidenschaftliche Klarheit ihrer Erkenntnisse und Formulierungen erglüht immer wieder im Aufruf, sich revolutionär zu sammeln und einzusetzen für die Befreiung des Proletariats und für das unbedingte Menschenrecht auf Leben. „Rote Einheit" postuliert Hiller zugleich als Notwendigkeit sozialistischer Frontgemeinschaft und als Ausdruck dessen, daß der Kampf gegen den Krieg und der Kampf gegen das Unrecht in der Gesellschaft nur unter ein und derselben Fahne geführt werden können.

Trotzdem darf jeder Lakai der Massen diesen fanatisch unzweideutigen Manifestanten straflos berülpsen. Die ganze grauenhafte Verblendung unsres politischen Zustandes wird offenbar, wenn die rote Gesinnungstüchtigkeit auf den freimütigen Verweigerer marxistischen Kadavergehorsams loszetert, ohne den nachdrücklichen Betreiber roter Solidarität auch nur eines Blickes zu würdigen. Wer es wagt, die philosophischen Grundlagen Lenins anzutasten, wird von der Parteiborniertheit nicht etwa als Gegner betrachtet sondern zügellos verleumdet, — mag er sich noch so entschlossen zu den Zielen der von Lenin geweckten Bewegung bekannt, noch so eindeutig sogar die pazifistische Aktion dem proletarischen Befreiungskampf verknüpft haben. Die unter dem Terror der Schlagworte verhängnisvoll erstarrte Partei-Ideologie heischt, hier wie anderwärts, bedenkenlose Unterwerfung. Davon kann gar keine Rede sein bei Einem, dem Preisgabe der errungenen Überzeugung schändlichster Verrat bedeuten würde an aller Befugnis, zu wirken und zu kämpfen, — wie stark er auch das unentbehrliche Mittel der Partei bejaht.

Daß Hiller nicht nur überlegungsmäßig die Notwendigkeit des Parteiinstrumentes anerkennt sondern aus einem tiefen Kameradschaftsverlangen heraus die Partei will, den Kampfbund begehrt als Ort des eignen eingefügten Aufmarsches: das ergibt den ausgeprägt tragischen Zug dieser publizistischen Erscheinung. Er mag den Widerspruch zwischen Parteiraison und persönlicher Unbedingtheit des Denkens, zwischen der gefesselten Vernunft organisierter Zweckhandlung und der zu jeder Korrektur und Unterscheidung freien Autonomie des einzelnen Kopfes nachgrade erfahren, nie aber verwunden haben. Aus jedem seiner Sätze ist der Schmerz über ein Außenseitertum zu spüren, in dem sich Hiller durchaus nicht gefällt, über eine Isolierung, die zu vermeiden Hiller seit jeher die ganze Inbrunst seines Intellektes aufgeboten hat. Es hat für mein Empfinden etwas Ergreifendes, wie dieser vorbehaltlos Gemeinschaftswillige, alle Regung der Exklusivität in sich bezwingend, immer wieder den ganzen Eifer seines Wesens daran setzt, kameradschaftlichem Zusammengehen die Wege zu ebnen und noch in der offenen Gegnerschaft das Verbindende zu betonen, — und doch unter dem unnachgiebigen Zwange geistiger Präzision und

Sauberkeit stets die sachlichen Klärungen und Auseinandersetzungen vornehmen muß, die ihn aus fast allen Gruppierungen und Bündnissen eliminieren. Dieser Vereinsamungsprozeß eines politischen Theoretikers von redlichstem Kollektivsinn scheint unaufhaltsam. Grade der absolut unzynische Charakter Hillers verwehrt seiner kritischen Einsicht jedes Zugeständnis an die geheiligten oder opportunitätshalber unantastbaren Irrtümer einer Partei. Sache der betroffenen Gruppen wäre es, trotzdem und ohne Vertuschung der Gegensätze seine Zugehörigkeit anzuerkennen, mindestens durch Respekt vor einer prüfenden Gewissenhaftigkeit, die Schärfe mit Freundschaft zu verbinden weiß und ihrerseits niemals in Bausch und Bogen verwirft, wo sie Denkfehler und Entgleisungen exakt tadelt. Das aber scheint heute, zu unserm Unheil, über allen bündischen und sogar privaten Horizont zu gehen.

Die Buch-Verdichtung formt die Gestalt des Polemikers Hiller noch bestimmter und überzeugender heraus, als sie selbst den Bewunderern einer seltenen Klarheit der Argumentation, einer wahrhaft blanken Schlüssigkeit des Einspruches und der Verfechtung, einer erfrischenden Stringenz der Phrasenzersetzung bekannt sein wird. Vor allem sollte hier auch dem Abgeneigten die lebendige Verbundenheit nur scheinbar divergenter Angriffe deutlich werden, die menschliche Logik einer die Ungleichwertigkeit der Erdbewohner kennenden Gerechtigkeitsglut, welche Anlaß hat, sich so ziemlich in jeder Richtung der politisch-weltanschaulichen Windrose mit eingefrorenen Thesen, Verworrenheiten und Infamien herumzuschlagen. Inkonsequenzen, die man bemerkt haben will, können keinesfalls die vernunftvoll bündige Einheit beherzter Denkhandlungen in Frage stellen, die ja weniger an einem System basteln als unmittelbar drohendem Untergang entgegenzuwirken trachten. Daß der Vorwurf der Inkonsequenz, also der rationalen Brüchigkeit, besonders hartnäckig von ebendenselben Leuten wiederholt wird, die dann Hiller sofort als öden Routinier des Verstandes und als blutleeren Berechner abfertigen, ist freilich etwas ungereimt. Es sind diejenigen, deren so gern von ihrem gläubigen Seelentum faselnde Anmaßung unfähig ist, Materialismus von Rationalismus zu unterscheiden, also zwei durchaus unvereinbare Haltungen. Es sind diejenigen, die den „aussichtslosen Kampf gegen die emotionalen Mächte der Erde“ verlachen, zu denen Hiller durch seinen Glauben an die Vernunft angetrieben wird, — welcher schließlich kein ganz undämonisches Movens sein dürfte. Neben der kahlen Intellektualität neunationalistischer Schicksalstheorie und Mord-Sanktionierung gewinnt Hillers humanitäre Begeisterung, sein heißer Gerechtigkeitswille besondere Leuchtkraft.

Es ist nicht nötig, dem Leser dieser Blätter das Profil eines Schriftstellers bis in jeden Zug hinein auszuführen, den sie ja seiner Themenskala nach wie in den glänzenden Eigenschaften seines Stils kennen. Auch manche Aufsätze aus der ‚Weltbühne‘ sind in das Buch übernommen, aber sie füllen es nur zum Teil. Zu den vor allem wichtigen Stücken möchte ich zwei Rundfunk-Dialoge rechnen: das Gespräch mit Schauwecker

über „Krieg und Frieden" und das mit dem pazifistischen Pater Stratmann über Kriegsverhinderung. Ferner die Auseinandersetzungen mit dem jüdischen Nationalismus, mit dem demokratischen Prinzip einer Diktatur der Mehrheit, mit der kommunistischen Un-Taktik, mit einem gewissen frankophilen Pazifismus, der den linksrheinischen Militarismus bedient. Münzenberg, Theodor Wolff, Coudenhove, Willy Haas sind Adressaten entscheidender Vorhaltungen, aber auch mancher lästige kleine Quasselpeter bekommt etwas ab. Ein Kernsatz in Hillers Katechismus erklärt den absoluten Pazifismus, der auch der Gerechtigkeit die Bewaffnung verweigert, für ein konterrevolutionäres Prinzip, — was in seiner Geltung doch wohl nicht abhängt von der oft wiederkehrenden dubiosen Formel: „Vertreibbar ist der Teufel einzig durch Beelzebub!" Ein anderer Satz fundamentiert: „Humanität — der einzige Sinn von Politik", — dem auch beipflichten kann, wer die eudämonistische Maxime „Wir sind auf der Erde, um glücklich zu sein" nicht für graniten hält. Ein kühn eiferndes, nach hundert Seiten Aktivität ausstrahlendes Buch wie dieses kann nicht durchwegs besiegelt Endgültiges sagen, nicht alle Fragen schließen. Aber es ist bezwingend in der klugen und klaren Entschiedenheit seines Geistes. Es ist eine einzige herrliche Ermutigung.

Rede an den brotlos werdenden Mitmenschen von Frithjof Rüde

An sauber gedeckten Tischen aufgewachsen, hörtest du im Jahre 1919, als der Beruf des Mordens ein Ende zu nehmen schien, zum ersten Male das Wort „Arbeitslosigkeit". In den folgenden Jahren erfüllte dich die Beobachtung dieses Ereignisses mit wachsender Besorgnis. Es war ein Ereignis, mit dem du nichts anzufangen wußtest. Ich erzähle dir etwas davon.

Vom Himmel

Wenn du in Zeiten anhaltender Existenzgefährdung im Haus deiner Arbeit sitzst und die Sorge vor der vielleicht auch über dich hereinbrechenden Arbeitslosigkeit dein Dasein beschwert, lebst du im Himmel. Drum sei zufrieden, aber erkenne:

Auch ein Himmel auf Erden pflegt des öftern ein Ende zu nehmen. Dann mußt du wissen, was zu tun ist!

Von der neuen Rasse

Wenn du eines Morgens vor dem Tore des Hauses stehst, das dir Arbeit und Brot gab, nun aber für dich verschlossen bleibt, beiß die Zähne zusammen und erkenne:

Du bist plötzlich, ob bisher Arier, Jude oder Neger, zu einer neuen Rasse gestempelt, über deren Eigenschaften du erst deine Erfahrungen sammeln mußt, um ein Wort mitzureden und deiner weiteren Existenz Richtung zu geben. Es ist nichts getan, wenn du auf Besserung deiner Lage hoffst, weil du begabt bist für deinen Beruf, weil die Gesellschaft Mitleid mit dir haben dürfte, weil du Freunde hast oder die Nummer deines Loses einen Treffer machen könnte. Du bist einer neuen Rasse gehörig, zu der man wenig Zutrauen hat!

Von der vielen Zeit und von deinem Wert

Wenn du plötzlich findest, daß du entsetzlich viel Zeit hast, die dich zu erdrücken versucht, beiß die Zähne zusammen und erkenne:

Nun kommt es darauf an, wie du mit deiner vielen Zeit umgehst! Wie du sie verwendest, zeig, was du bist, was du warst: ein Arbeiter oder ein Nutznießer deines Daseins. Die Tage des Broterwerbs konnten dich über dich täuschen, denn unter der Knute des Broterwerbs arbeiten, beweist nicht deinen Eifer zur Arbeit. Nun aber wirst du bald wissen, wieviel von dir zu erwarten ist.

(Wenn es deine Zeit ausfüllt, stumpfsinnig dahinzubrüten und mit dem unabänderlichen Schicksal zu hadern, oder) wenn du dich wohlfühlst, den Tag totzuschlagen mit Schlafen, Essen, Trinken, Kartenspiel oder Weibern, soweit die Groschen der Unterstützung solches ermöglichen, beiß die Zähne zusammen und erkenne:

Da die bequeme Trägheit in der Zeit mangelnder Arbeit dir angenehm war, wirst du sie fortan für unentbehrlich halten und nicht bereit sein, wenn die Arbeit dich sieht. Drum schließe dich Männern an, die für dich denken. Schließe dich einer Bewegung an, die dir vielleicht unverdient Besserung schaffen könnte, der du dienst als Stimmvieh und lärmendes Instrument. Mehr bist du nicht!

Benutzt du die freie Zeit, deinem Beruf weiter nachzugehen, ohne Entlohnung, aus Liebe zu ihm, indem deine Hände sich regen oder dein Hirn Wissen über ihn sammelt, oder benutzt du die Zeit, nachzudenken über Zusammenhänge von Wirtschaft und Politik, dann wirst du stündlich empfinden, wie unrecht die Gesellschaft dir tat, deine Kräfte beiseite zu schieben. Es hilft nichts. Beiß die Zähne zusammen und erkenne:

Schlimmer als Krankheit ist, wenn es bergab mit dir geht, das Bewußtsein eignen Verschuldens. Die Schuld von außenstehenden Gewalten herzuleiten, stärkt den Trotz und die für die Zeit des Wartens erforderliche Widerstandskraft. Doch du wirst enthoben sein der Sorge des Vorwurfs gegen dich selbst, ob du auch alle erreichbaren Chancen beachtet hast. Dich wird weder die viele Zeit erdrücken, noch werden deine Fähigkeiten einrosten, wodurch du kostbare Jahre vergeudest. Dein Tag wird ausgefüllt sein in Bereitschaft zur Arbeit. Nur du bist berechtigt, neue Wege durchzudenken, deine Stimme zu erheben und dich an die Spitze einer Bewegung zu stellen, die gegen das System gerichtet ist, das wahllos verzichtet auf die Arbeit Unbrauchbarer und Brauchbarer, also auf dich!

Vom Wert des Geldes

Wenn du am Zahltag dein erstempeltes Geld empfängst, wirst du erschrecken, denn es ist weniger, als bisher die Miete deines Bettes betrug. Beiß die Zähne zusammen und erkenne:

Du bist einer Rasse gehörig, die mit der asiatischen gemein haben muß die Bedürfnislosigkeit von Kulis und ihr Unterscheidungsvermögen zwischen Notdurft und Luxus, das der abendländischen Rasse abhanden gekommen ist. Du mußt lernen, daß auch der Pfennig Kaufkraft besitzt und nicht erst

Wert erlangt durch Aneinanderreihung von zehn seiner Prägung. Was sättigt, können Pfennige dir schaffen; was darüber ist, steht dir nicht zu und ist entbehrlich!

Von der Moral

Wenn du dem andern Geschlechte begegnest, wirst du rücksichtsloser und leichtfertiger von ihm Besitz ergreifen. Halte dich nicht für tief gesunken. Beiß die Zähne zusammen und erkenne:

Von dem Frohn der tagausfüllenden Arbeit nicht mehr gehemmt, wird die Rasse der Arbeitslosen bald mit wilden Rassen gemein haben: den geschärften Instinkt, besser entwickelte Sinne und wildere Triebe als die Gesellschaft der Arbeitenden, die dich ausstieß. Bald werden dich die entrüsteten Blicke der Moral nicht mehr stören, da du nichts mehr zu verlieren hast als die wenigen dir von der Natur selbst verliehenen Eigenschaften. Zu diesen gehört auch die Liebe!

Von den Versuchungen

Wenn du einer Einladung Folge leistest zu einem üppigen Mahl, wirst du Schmerz empfinden und Sehnsucht nach dem, was dir nicht mehr zusteht. Beiß die Zähne zusammen und erkenne:

Von dem Tische der Arbeitenden gestoßen, hast du mühselig gelernt, dich an die Erfordernisse deines neuen Zustandes zu gewöhnen. Deshalb hüte dich, der Versuchung einer reichen Tafel nicht zu widerstehen, die geeignet ist, dich zu erniedrigen und mit Sehnsucht und Schmerz zu schwächen. Habe den Stolz einer Rasse!

Wenn du, folgend einer unbedachten Eingebung, dich in Liebe hingeben willst einem Mann, einer Frau aus der Zahl derer, die in Arbeit und Geld sind, sei auf der Hut! Beiß die Zähne zusammen und erkenne:

Es ist die stets gefährliche Liebe zu einer andern Rasse, diesmal zu einer Rasse, die mit Geld blufft, oft auch mit guten Manieren. Untersuche den Andern, wie er sich hält, wenn er nackt wäre, ohne Arbeit und Geld. Frage dich, wo er dann hingehört. Wenn du ihn dann noch achten könntest und lieben, weißt du, ob er jetzt dich achtet und liebt. Sonst stehst du erniedrigt vor dir, ein Kuli fremder Lüste.

Über Ursprung und Entwicklung der neuen Rasse

Wenn du den seit Erschaffung der Welt noch nie beobachteten Ursprung einer Rasse nicht begreifst, so wisse:

Wie ein Ungeheuer der Vorwelt brach die Technik über die bescheidenen Hütten der Menschen herein, fraß diese mit der Versprechung, daß es in ihrem Bauche wärmer sei und bequemer als in den schaukelnden Hütten des Windes. Da dieses Tier nun dick und gesättigt von der Mahlzeit, speit es die Hilflosen aus, die nicht mehr wissen den Weg in die bescheidnere Heimat und, wie man lebt unterm Himmel. Allen Stürmen und Entbehrungen preisgegeben, rotten sie sich zusammen zu einer neuen, sehr primitiven Rasse, der bald zähe Muskeln wachsen und die Wildheit der Männer, die fern von Städten und Eisenbahn hausen. Du hast mit dieser Rasse zu rechnen. Sie steht an deiner Türe und wartet, ob du mit ihr marschierst oder den Kampf wagst!

Wunder um Verdun von Alfred Polgar

Hans Chlumberg, Dichter dem Drange seines Herzens nach, läßt die Gefallenen des Weltkriegs auferstehen und mit der Realität des lebendigen Heute zusammenstoßen. Schwer enttäuscht über diese — die Politiker politisieren noch wie dazumal, der Krieg ist nicht aus der Welt, und die Menschen sind im Blutbad nicht sauberer geworden als sie waren — marschieren die Gefallenen wieder in ihre Gräber ein.

Es drängt sich die Frage auf, was sie getan haben würden, wenn die Prüfung der irdischen Verhältnisse sie zufriedengestellt hätte. Wären sie oben geblieben? Oder doch nach unten zurückgekehrt? Dreizehn Millionen Tote, die mit Anspruch wieder ins Leben, in ihr eigenes und in das der andern treten: das ist eine Vision, um die trotz allem Schauer und Dunkel, die sie umwittern, komödische Irrlichter spielen.

Chlumbergs Tote, obschon sie das erst seit zwanzig Jahren sind, kommen doch aus der Ewigkeit. Sie waren drüben. Da ist es erstaunlich, daß sie nun, durch ein Wunder wieder herüben, nur durchaus zeitliche Aspekte aus der Unendlichkeit mitgebracht und ihr Endlich-Individuelles behalten haben. Sie sind immer noch, wenn auch mit makabrem Vorzeichen, was sie waren, da sie waren. So wirken sie weniger als vom Tode Auferstandene, denn als nur Verschüttete, die wieder ans Tageslicht und zu Atem gelangten.

Die außerordentlich bildkräftige Inszenierung Karlheinz Martins, der in der Bühnengestaltung des Dramas seine szenische Phantasie groß bewährt, verstärkt solchen Eindruck. Wie da die Gefallenen aus der Tiefe kriechen, in der langentwöhnten Erdenluft taumeln und durcheinander stürzen, das scheint mehr ein qualvolles Aufstehen (von langem Liegen), als ein Auferstehen, welches man sich, wenn überhaupt, doch nur als Vorgang denken mag, in dem alles Schwere sublimiert ist, und das Materielle, weil eben durch ein Wunder überwunden, nicht mehr überwunden zu werden braucht.

Hernach sehen wir die Toten gelagert auf grüner Wiese. Ein merkwürdiges Bild, diese rastenden Gespenster, diese Truppe leibhaftiger, in jedem Sinne des Wortes: todmüder, revenants im Sommersonnenschein. Einzelne von ihnen (Schuster, Zimmermann, Fabrikarbeiter, Schauspieler) erinnern sich laut der Zeichen und Inhalte ihrer Vorkriegsexistenz. Diese, im träumerischen Selbstgespräch vorgebrachten, Erinnerungen, haben den undramatischen Charakter von Stichproben, von Beispielen. Das heißt: sie könnten nach Belieben durch andre ersetzt und ins Endlose vermehrt werden.

Drei der Auferstandenen läßt der Dichter in Heim und Arbeitsstätte, die sie vor zwanzig Jahren verlassen mußten, zurückkommen. Sie erkennen dort, daß ihr Opfertod vergeblich gewesen ist, daß Torheit und Brutalität der Welt im Fegefeuer des Krieges nicht weggebrannt, sondern nur gehärtet worden sind. Aber nicht ganz leuchtet ein, warum es dem auferstandenen Schuster so weh tut, daß seine Witwe wieder geheiratet hat und auf seinem Schustersessel ein neuer Meister Schuhe macht, mit andern Worten also: daß das

Leben nach seinem Tode weitergegangen und der Platz, den er eingenommen hatte, besetzt ist. Es gehört schon die ganze Welt-Entwöhnung eines lange nicht mehr in der Welt Gewesenen dazu, um über derlei natürlichen Ablauf der Dinge so bitter erstaunt zu sein, wie der arme Schuster es ist.

Hier zerrinnt und verschwindet, gleich dem Fluß im Meer, die besondere Frage des Stücks: wie, wenn die Kriegsgefallenen wiederkämen? in der allgemeinen: wie, wenn die Toten wiederkämen?

Die Hauptszene des Dramas spielt in einer genfer Diplomaten-Versammlung, vor der die Toten erscheinen und peinliche Fragen stellen. Sie werden durch die Dialektik der Staatsmänner (obgleich oder weil diese so unstichhaltig und hintenherum ist) in ihre Gräber zurückmanövriert. Die Sitzung dauert fort. „Und so fragen wir und fragen ... bis man uns mit einer Handvoll ... Erde endlich stopft die Mäuler", dichtete vor langem ein Kultur-Bolschewist.

Seine dramatische Besonderheit erhält das Chlumbergsche Stück dadurch, daß es das Wunder, welches es imaginiert, und die Wirklichkeit, die es abschildert, als Gegenspieler auf die gleiche Ebene setzt. Gewissermaßen: die Verbindung von Irdischem und Überirdischem schafft der Dichter bloß durch ein schlichtes Pluszeichen zwischen beiden.

Um die vielen, von Martin scharf differenzierten, Figuren sind so gute Schauspieler wie Hoermann, Kalser, Winterstein, Vallentin und andre bemüht. In der Charge eines verbindlichen Wissenschaftlers fällt Herr Gronau durch die feine Strichführung seiner Komik auf.

„Wunder um Verdun" übt nicht ganz die Wirkung, die der Kühnheit und dem eingeborenen Pathos seines Vorwurfs entspräche. Vielfach scheint im Stück dramatische Kraft ersetzt durch den betonten Entschluß zu dieser, Ton und Tonfall der Beweisführung sind stärker als die geistigen Mittel, deren sie sich bedient, die Gesinnung des Dichters eindrucksvoller als das Wort, das er ihr leiht. Und weiter, als der Flug dann führt, spannt seine Phantasie die Flügel. Man könnte sagen: ein großer Aufwand ward höchst würdig hier vertan.

Flucht in die Kulisse von Rudolf Arnheim

Neben den hundertprozentigen Filmfabrikanten, die ins Atelier wie ins Geschäft gehen und jeden Drehtag, den Gott werden läßt, einzig zur Stärkung ihrer wirtschaftlichen Hausmacht verwenden, gibt es unreine Fälle, Leute, die mit ein wenig guter Gesinnung, ein wenig geistigem Ehrgeiz ausgestattet sind, aber dennoch unfähig, eine runde künstlerische Arbeit zu leisten, sei es aus eigner Unzulänglichkeit, sei es unter der giftigen Einwirkung der Bakterien des Ungeschmacks, die in den Filmbetrieben umherschwirren. Diese Zwittertypen, Launen der Natur wie zweiköpfige Kälber oder Runkelrüben in Menschengestalt, sehen sich doppelt bestraft durch leere Kassen und durch den Tadel der Anspruchsvollen, deren Urteil natürlicherweise besonders empfindlich wird, sobald ein Film die Bezirke des Geistigen streift. Gewiß, man

möchte jeden Versuch, den Film aus den Operettenwüsten der tönenden Nutten und der autofahrenden Tenöre zu befreien, lebhaft unterstützen, aber andrerseits bietet ein jenseits von Gut und Böse daherkutschierender, reiner Schmarren einen angenehmeren, säuberlicheren Anblick als ein für den Geschmack des Publikums bunt geschminktes Stück Kulturgut.

Immerhin ist der erschreckende Verfall alles geistigen Schaffens selbst noch hier, im verdächtigen Zwielicht, deutlich spürbar. Es ist recht fraglich, ob Richard Oswald den „Hauptmann von Köpenick" oder den „Dreyfus", zwei Filme vom erfolgreichen Kampf des Zivils gegen die Soldaten, heute noch wagen dürfte, und G. W. Pabsts Bergwerkfilm „Kameradschaft", der eine wenn auch nicht revolutionäre, so doch fortschrittlich-völkerversöhnende Gesinnung vertritt, soll nur einen Bruchteil der Herstellungskosten eingebracht haben. Die immer zunehmende Geschmacks- und Gesinnungsverseuchung des Publikums — Otto Gebühr kann Krückstock und Flöte Tag und Nacht nicht mehr aus der Hand legen —, die Verschärfung der Zensur, die nationalsozialistische Zellenbildung in den Kreisen der Kinobesitzer, die Angst vor Protestkundgebungen im Kino, dieser ganze entsetzliche Rückfall eines Volkes um Jahrzehnte, erlaubt den Filmleuten selbst die bescheidene Fortschrittlichkeit der letzten Jahre nicht mehr. Sie flüchten in die Kulisse; der eine aus dem Grauen der Wirklichkeit in das Grauen der Unwirklichkeit, in eine finstere Gegend, deren Bewohner weniger unter den Erleichterungen auf dem Gebiete des Tarifwesens als unter den harmlosen Schrecknissen eingemauerter Ehefrauen, entfesselter Wahnsinniger und kartenspielender Selbstmörder leiden: Richard Oswald zeigt, mit Hilfe von Robert Louis Stevenson und Edgar Allan Poe, einen Film „Unheimliche Geschichten", in dem beschrieben wird, welche Entsetzlichkeiten ein Pressemitarbeiter zwischen Filmkulissen erleben kann — eine Schilderung, die allerdings jeder Filmkritiker als bei weitem zu milde wird ablehnen müssen. Der andre Regisseur, G. W. Pabst, verbirgt sich in den Katakomben der Sahara, in denen Brigitte Helm als „Herrin von Atlantis" eine eigentümliche Sondergerichtsbarkeit über junge Europäer übt.

Man darf Oswald und Pabst ihrer künstlerischen Fähigkeit nach nicht auf dieselbe Stufe stellen. Oswald ist auf seinem Gebiet ziemlich genau das, was auf anderem der Hofmaler Fischer. Er pinselt seine Figuren mit viel Bart und Kostüm hin, er fabriziert, unter Nichtachtung alles dessen, was die Filmarchitekten in den letzten zehn Jahren gelernt haben, schief beleuchtete Straßenwinkel, unterm Vollmond daherhuschende Silhouetten, Falltüren, mit Stanniolstreifen beklebte Pappsalons und verschmäht selbst die beliebte Erfinderwerkstatt nicht, in der allerhand blinkender Christbaumschmuck im Kreise herum wedelt. Reißen ihn nicht die guten Schauspieler, die er zu engagieren pflegt, ein bißchen aus der Patsche, so sind in seinen Filmen Tragik und Grauen von der gleichen harmlosen Komik. Schwer, einem Regisseur unter diesen Umständen zu danken, daß er sich um anspruchsvolle Stoffe bemüht.

Für G. W. Pabst möchte man nach dem Mißerfolg der „Kameradschaft" gern ein gutes Wort finden, aber wenn, wie es in seinem Atlantisfilm heißt, der Prophet gestattet, einmal im Leben das Mitleid vor die Pflicht zu stellen, so dürfte die Gelegenheit dazu hier nicht vorliegen. Pabst hat den Geschmack und die Routine des Auges, er weiß in einem Schatten auf der Erde eine ganze Szene einzufangen, er erhascht das Wüstenlicht und ordnet durch geschickte Kameraeinstellungen unübersichtliche Figurengruppen zu guten Bildern. Andrerseits hat er niemals den Mut, zur Schere zu greifen — die Intelligenz eines Filmregisseurs wie die eines Denkers zeigt sich darin, wieviele Etappen er im Kurzschluß zu überspringen vermag! —, und es passiert ihm und seinen Autoren Vajda und Oberländer der handgreifliche dramaturgische Fehler, die Handlung noch um Hunderte von Metern auszuspinnen, wenn sie längst zu Ende ist. Dursttod und Sandsturm lassen den Zuschauer selbst in der Sahara kalt, wenn sich der Regisseur nicht auf das versteht, was in der Wochenschau der Sprecher der deutschen Olympiaruderer einen „rasanten Endspurt" nannte. Die Scheibe, die sich Pabst von Herrn von Sternberg abschnitt, indem er die Schlußszene aus „Marokko" übernahm, hätte ruhig dicker ausfallen dürfen.

Schlimmer aber als diese mehr handwerklichen Fehler ist, daß Pabst zwar den Geschmack des Auges, aber nicht den des Herzens und des Verstandes besitzt. Er schätzt es, wenn seine Schauspieler die Köpfe langsam wie auf einem Stativ alter Bauart drehen, er schreckt vor Augenauf- und abschlägen nicht zurück, und er hält es für feierlich, wenn die Leute einander mit großen Augen anschweigen wie die Fische im Aquarium statt schön die Hand zu geben und sich nach dem werten Befinden zu erkundigen. Daß er den Provinzdilettantismus des Schauspielers Sokoloff nicht zu veredeln versteht, mag hingehen, aber den begabten Matthias Wieman kann ein brauchbarer Regisseur durchaus dazu bringen, die Mundwinkel und die Schultern nicht mehr als nötig hängen zu lassen. Pabst spürt auch nicht, daß Brigitte Helm zwar die höchst seltene Fähigkeit hat, eine stilisierte Figur, eine Statue, in Fleisch und Blut nachzubilden, daß sich dieser seltsame Reiz aber sofort verflüchtigt, sobald sie den Mund zu einer Kleinmädchendeklamation auftut... wie einfach und wie wirksam wäre es gewesen, aus dieser Königin eine stumme Rolle zu machen.

Wie denn überhaupt das Schweigen nach wie vor der beste, bestverwendete und am leichtesten zu erzielende Effekt des Tonfilms ist. Bei Pabst wie bei Oswald gibt es lange Szenen, deren Wirkung unfehlbar ist durch die Beklemmung, mit der sich einem das Schweigen auf die Lungen legt. Pabst versteht es, eine solche stumme Szene durch ein monotones, in Abständen auftretendes Tonmotiv gut zu akzentuieren, etwa wenn bei der Jagd durch die Katakombenstadt immer derselbe Name gerufen wird, eine Art akustischer Orgelpunkt unter dem Ablauf der Bilder. Sonst aber findet sich, wie überhaupt in der heutigen Filmproduktion, wenig, was man zur Entwicklung der Tonfilmform notieren könnte. Der Film hat sprechen gelernt, aber er tönt noch nicht; er macht Konversation.

Wenn irgendeiner plötzlich stirbt...

von Alice Ekert-Rothholz

Wie uns das immer die Stimmung verdirbt
wenn irgendeiner plötzlich stirbt!
Unsere Alltagsmusik kommt jählings ins Stocken.
In den Jazz bimmeln peinliche Totenglocken...
Sie sollen plötzlich und unerwartet Ihrem Bureauchef
ein dankbares Andenken bewahren?
Stellen Sie sich vor:
Gestern ist er noch Autobus gefahren!

Wenn einer direkt vom Bureau aus sein Grab bezieht
gilt er insgeheim als Störenfried...
So sind auch die werten Angehörigen fast niemals auf Tod
eingerichtet
sondern wollten fast immer ins Kino und sitzen
nun wie schnellgefärbte Raben mit roten Nasenspitzen.
Aber wenn die sich erst übern Grabbrunnen biegen —
Stellen Sie sich vor:
Wenn Sie erstmal selber da unten liegen!

Und das ist es auch, was uns die Stimmung verdirbt
wenn irgendeiner ganz plötzlich stirbt.
Dann sehn wir im Blitzlicht — sonst sind wir schön blind —
daß wir alle bestellt und bloß noch nicht abgeholt sind...
Bringt der Tod einen unverhofft um die Ecke
kriegt unsere Seele jedesmal blaue Flecke...
Und wir werden stoßempfindlicher mit den Jahren!
Stellen Sie sich vor:
Wie lange wird man noch Autobus fahren?

Wenn der Tod sich so plötzlich um einen bewirbt
ists so, als ob in uns selber was stirbt.
Wir sehen uns stumm in der Gegend um
und denken plötzlich: „Der Plumpsack geht um..."
Mensch, dreh Dich nicht um! Dreh Dich bloß nicht um!
Auf dem Potsdamer Platz geht der Tod herum!
Und das Biest schnappt und schnappt und sieht nicht nach
den Jahren:
Heute Dich! Morgen mich! Übermorgen den Generaldirektor!
Sehen Sie sich vor!
Gestern sind Sie noch Autobus gefahren!

Wenn einer mit Tod abgeht... so außer der Zeit
tun wir uns viel mehr als der Tote leid...

Wochenschau des Rückschritts

— Bei der Stahlhelmkundgebung auf dem Tempelhofer Feld ließen sich die Reichsminister Gayl und Braun mit Lüttwitz, Pabst und Starhemberg photographieren. Herr von Papen empfing in Anwesenheit des Reichswehrministers die Bundesführer und andre führende Mitglieder des Stahlhelms.

— Zum Pressechef des preußischen Staatskommissars ist der aus dem Reichswehrministerium hervorgegangene Hauptmann von Carlowitz, Inspirator des geplanten Gesetzes gegen die Pazifisten, ernannt worden. Regierungsdirektor Goerke ist seines Amtes als Leiter der politischen Abteilung beim Polizeipräsidium Berlin enthoben worden.

— Reichskommissar Doktor Bracht hat einer Anzahl von Linksblättern eine Auflagennachricht zugehen lassen, in der ein Teil der schriftlichen Begründung des Ohlauer Urteils gegen die Reichsbannerleute enthalten war. Der berliner Polizeipräsident hat das kommunistische Organ für Brandenburg — Lausitz — Grenzmark, das ‚Volksecho', und die kommunistische Zeitung für Pommern, ‚Die Volkswacht', bis zum 15. September einschließlich verboten. Die in Frankfurt am Main erscheinende sozialdemokratische Tageszeitung ‚Die Volksstimme' wurde für drei Tage verboten, während die ‚Rote Fahne' von einem Verbot von vier Wochen betroffen wurde. Das Blatt der antifascistischen Einheitsfront, ‚Antifascistische Aktion', wurde bis einschließlich Februar 1933 verboten, weil es in einem Artikel vom Juli zur Verhinderung eines kommenden Kriegs mit allen Mitteln aufgefordert und in der August-Nummer das Vorgehen gegen die Preußenregierung einen Staatsstreich genannt hatte.

— Vom berliner Sondergericht wurde ein Nationalsozialist, der an einem Zusammenstoß beteiligt war, bei dem zwei Kommunisten getötet worden waren, freigesprochen. In Waldenburg hatte sich ein Nationalsozialist vor dem Sondergericht zu verantworten, weil er einen Reichsbannermann niedergeschossen hatte; er wurde nur wegen Waffenmißbrauchs zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, das Gericht billigte ihm Notwehr zu. Das Amtsgericht in Blankenburg hat den Rechtsanwalt Frank aus Braunschweig zu einem Monat Gefängnis verurteilt, weil er in seiner Verteidigungsrede behauptet hat, daß die Polizeibeamten auf die von ihm verteidigten Arbeiter eingeschlagen hätten und also die Richtigkeit ihrer gegenteiligen Aussagen zu bezweifeln sei.

— 43 000 berliner Wohlfahrtserwerbslosen wurde infolge der verschärften Bedürftigkeitsprüfungen die Unterstützung entzogen.

— Im Anschluß an das Vorgehen der Preußischen Bau- und Finanzdirektion gegen Werke revolutionärer Künstler auf der Großen Berliner Kunstausstellung hat der Vorsitzende des Hauptausschusses im preußischen Landtag, der nationalsozialistische Abgeordnete Hinkler ein Schreiben an Doktor Bracht gerichtet, in dem er sich darüber beschwert, daß in einem staatlichen Gebäude „eine von deutschem Kunstverfall und bolschewistischer Gestaltungsart zeugende minderwertige Ausstellung veranstaltet wird und dadurch gewissermaßen nach außen hin eine amtliche Duldung und Förderung derartiger Mißbildungen abgeleitet werden kann".

— Alfred Kerrs vierzehntägige „Tagesglossen" sind aus dem Programm der berliner Funkstunde gestrichen worden.

Wochenschau des Fortschritts

— Die tschechoslovakische Regierung hat Leo Trotzki die Erlaubnis erteilt, sich im Moorbad Pistyan einer Kur zu unterziehen.

Bemerkungen

Ein Nazi entdeckt Frankreich

Frankreich, das einer seiner Dichter zu den unbekanntesten Ländern Europas zählt, ist in den letzten acht Jahren von Deutschland immer dann entdeckt worden, wenn die Politik eine Geste der Annäherung für nötig hielt. Zum Handwerkszeug der deutschen Politik gehört die moralische und ideologische Herabsetzung des Gegners. Verständigungspolitik äußert sich daher auch ideologisch in einer höhern Wertung des Gegners. Die angelsächsische Orientierung der Außenpolitik führte zu einer geistigen Hörigkeit Amerika gegenüber, die Rapallopolitik zu salonbolschewistischen Kundgebungen der kapitalistischsten Presse, und so hat auch die Tendenz einer Annäherung an Frankreich eine wahre Verständigungswissenschaft gezeitigt. Ich lehne sie politisch ab, weil sie unwahr ist, auch dann, wenn sie sachlich gut und nützlich erscheint. Wir wollen uns nicht einreden lassen, daß der deutsch-französische Krieg 1918 bis 1932 die Folge schlechter Völkerkunde ist. Das ist er außerdem. In der Hauptsache ist er ein Willensakt, der jederzeit, auch ohne ethnographische Vorstudien, aufgehoben werden kann.

Nun hat ein Nazi Frankreich entdeckt, nämlich Eitel Wolf Dobert, der in einem Bericht gleichen Namens (Gotthelf Verlag Bern) zu der schönen Erkenntnis kommt: „Du warst es wert ein Feind zu sein, du bist auch wert, ein Freund zu werden." Wie gern möchte man einem ehemaligen SA-Mann bestätigen, daß das, was er entdeckt hat, wirklich in Zukunft das Wesen der deutsch-französischen Verständigung ausmachen wird. Aber Dobert entdeckt nichts andres, als daß er mit dem Schreckbild der sadistischen Franzosen, die uns vernichten wollen, belogen worden ist. Er entdeckt den Franzosen als Menschen, Frankreich als Humanität, das Volk als Träger einer großen und echten Friedensgesinnung. Das alles ist wunderschön und macht Dobert auch als Nationalsozialisten alle Ehre. Man muß auch, grade in einem solchen Buch, jedes Wort würdigen, das die frühere Hingabe dieses Menschen und aller seiner Kameraden an den nationalsozialistischen Glauben mit überzeugender Wahrhaftigkeit schildert. Ja, diese Jugend glaubt, sie ist glücklich durch die Totalität, in die sie sich begeben hat, und sie ist wahrhaft das Opfer, das beklagenswerteste Opfer der deutschen Politik seit 1918, die nicht imstande war, die prachtvolle Jugend, die grade im Kriege und nach dem Kriege aufgewachsen ist, mit neuen und bessern Idealen zu erfüllen. So mußte sie in einer Notzeit das Opfer irgend eines falschen Demetrius werden. Wenn aber grade Leute dieser Jugend wie Dobert zum erstenmal die Wirklichkeit sehn, dann sind sie auch schnell zu gewinnen, dann können grade sie Vorkämpfer einer bessern Politik werden.

Leider ist Dobert noch nicht so weit. Er ist in Frankreich nur vom menschlichen, nicht vom geistigen Teil der Aufgabe erfaßt worden. Mit dem ganzen Speisezettel seiner politischen Forderungen und Vorwürfe kehrt er unversehrt nach Deutschland zurück. Was hat er erlebt? Frankreich als Frieden, als geistigen Willen, als Wahrheitssucher. Das ist gewiß viel. Aber nicht das Entscheidende. Denn wenn Frankreich alles dies nicht wäre sondern das volle Gegenteil, müßten wir trotz alledem zur deutsch-französischen Arbeitsgemeinschaft als Voraussetzung des Vereinigten Europäischen Kontinents gelangen. Was Dobert nicht gefunden, nicht erarbeitet hat, sind die entscheidenden Fragen der Politik, der Aufgabe selbst. Natürlich ist ihm der Weg dazu nun eröffnet, weil er glaubt. Weil er sich durch eignes Erleben von dem scheuß-

lichen Zerrbild befreit hat, das in der Deutschen Republik von Frankreich geschaffen wurde und Millionen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Kann man dadurch dem Wesentlichen näher kommen? Vielleicht. Aber erst dann beginnt, nach der schönen ethnographischen, die wichtigere Entdeckung, die politische des deutsch-französischen Problems, das keine Sache mehr des Glaubens, der Liebe oder gar der „Frankophilie" ist sondern nur der Erkenntnis.

Felix Stössinger

Der pazifistische Stahlhelm

Die heroisch schäumenden Barden auf der Rechten werden sehr erstaunt sein, zu hören, daß sich in ihre ehern schimmernden Reihen ein schlimmer Defaitist einzuschleichen verstanden hat, noch dazu einer von blauem Geblüt, was in den Zeiten der Herrenklub-Baronie besonders bedenklich ist. Der Mann heißt Freiherr von Wechmar und hat ein Stück geschrieben, das den leicht kulturbolschewistisch anmutenden Titel „X = 5.30" führt und für würdig befunden wurde, auf dem Festabend des Stahlhelms in der Krolloper als vaterländisches Weihespiel aufgeführt zu werden.

Es hat sich herausgestellt, daß der vornehme Autor bei der Produktion seines patriotischen Erbauungsdramas Einflüssen unterlegen ist, die die Stahlhelmleitung bei dem Träger eines adligen Namens nicht glaubte vermuten zu dürfen. Herr von Wechmar soll das in Rechtskreisen marktgängige Heldenschema erheblich verbogen und darum dem garantiert echten Frontgeist schweren moralischen Schaden zugefügt haben. Insbesondere wird bemängelt, daß in seinem Stück ein Leutnant auftritt, der sich vor dem Sturmangriff drückt und sich damit zu der schändlichen von Lernet-Holenia geprägten Parole bekennt: „Lieber zwei Minuten feig, als das ganze Leben tot." Nun wissen wir aber aus ‚Lokal-Anzeiger' und ‚Angriff', daß die deutschen Leutnants während des Krieges ohne jede Ausnahme lächelnd in den Tod stürmten, irgendein vaterländisch Lied auf der jäh bleichenden Lippe. Darum ist es selbstverständlich, daß jetzt die in den Belangen der Heldenbranche sehr sachverständige ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' Herrn von Wechmar, diesem Remarque des Herrenklubs, gehörig die Leviten liest. Das sieht folgendermaßen aus:

„Die Figur des Leutnants d. R. Schlußlick weist Verzerrungen auf... Ein Mann, der sich als Offizier vor einem Sturmangriff drückt und eine Verwundung vortäuscht, der einen sich ebenfalls drückenden Infanteristen über den Haufen schießt, der uns im übrigen völlig überflüssig als ewig dozierender Oberlehrer dargestellt wird (wozu mußte überhaupt auf den Privatberuf des Offiziers zurückgegriffen werden?), gehört nicht auf eine Tagung, die das Fronterlebnis und die Frontkameradschaft auf ihr Banner geschrieben hat."

Am Schluß bemerkte der peinlich berührte Kritiker noch, daß man an jenem Abend die Krolloper mit einem bittern Nachgeschmack verlassen habe. Ist ja auch toll: zwei Drückeberger in einem Stück. Wo bleibt da das Fronterlebnis! Und sowas führt der Stahlhelm, die Privatarmee des Kabinetts der Barone, vor gestrigen und morgigen Frontsoldaten auf. Nur gut, daß das pazifistisch verseuchte Nationalistenstück an nur einem Abend gegeben wurde. Sonst hätte Goebbels bestimmt seinen Weiße-Mäuse-Trupp zur Aktion angesetzt.

Paul Mouch

Aerzte auf der Bühne

Der Arzt Credé hat nach seinem Stück gegen den Abtreibungsparagraphen ein zweites medizinisches Drama, „Ärzte im Kampf", geschrieben, das im Rose-Theater uraufgeführt wurde. Es behandelt die Friedmann-Affaire. Ausdrücklich wird zwar

betont, daß die Fabel des Stükkes frei erfunden und es dem Autor mehr um Schilderung der allgemeinen Zustände als um Hervorhebung eines besondern krassen Einzelfalles zu tun sei. Tatsächlich stimmt die Fabel aber in vielen Einzelheiten nach Art eines Schlüsseldramas mit den wirklichen Geschehnissen um Friedmann überein.

Warum ist das Friedmann-Mittel zur Bekämpfung der Tuberkulose noch immer nicht medizinisches Allgemeingut? Liegen die Gründe hierfür wirklich in der Angst der Ärzte und der Heilmittelindustrie, eine für sie so „wertvolle" Krankheit wie die Tuberkulose, Ernährerin zahlreicher Spezialisten, Erhalterin von Sanatorien, Brotgeberin von Pflegepersonal, indirekte Ursache mancher Aktien-Dividenden in der chemischen Industrie, könne durch konsequente Anwendung des Friedmann-Mittels zum Aussterben gebracht werden? Die Friedmann-Schule behauptet es, und Credé äußert in seinem Stück die gleiche Ansicht.

Jeder, der etwas in der Geschichte der Medizin Bescheid weiß, erkennt die Sinnlosigkeit dieser Behauptung. Durch ärztliche Bemühungen und oft unter Überwindung schwerster Widerstände ist es gelungen, mit der zwangsweisen Einführung der allgemeinen Schutzimpfung nach Jenner die schwarzen Pocken in Deutschland praktisch auszurotten. Die Syphilis, in der Verlaufsform als Infektionskrankheit eine nahe Verwandte der Tuberkulose, ist stark zurückgegangen infolge sachgemäßer ärztlicher Behandlung des Einzelfalles und durch die ebenfalls von Ärzten propagierte sexuelle Aufklärung, nicht zuletzt durch das Lebenswerk des berliner Arztes Blaschko, das in dem Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten seine Krönung fand. Neuerkrankungen an Lues sind in Deutschland bereits ziemlich selten geworden. Durch die von dem wiener Nobelpreisträger Wagner-Jauregg erdachte Methode der Malaria-Behandlung der Paralyse ist es gelungen, eine große Zahl bis dahin unheilbarer Geisteskranker aus den Irrenhäusern zu befreien und zu arbeitsfähigen Mitgliedern der Gesellschaft zu machen.

Mit dem Merkantilismus des Ärztestandes kann es demnach nicht so schlimm sein, wie die Friedmannsche Schule und wörtlich übereinstimmend mit ihr Credé in seinem Tuberkulosedrama behauptet. Nur in Ausnahmefällen mag es vorkommen, daß die beiden Fakultäten, Medizin und Nationalökonomie, zusammenwirken, wie Credé ganz witzig aber wenig zutreffend sagt. Die Ärzteschaft, besonders die Schulmedizin, hat ihre großen Schwächen, aber der ehr-

liche Kritiker muß anerkennen, daß die Geschäftemacherei nicht zu ihren Fehlern zählt.

Medizinische Außenseiter wie Friedmann haben es allerdings in Deutschland schwer. Eine Publikation, die nicht aus den heiligen Hallen einer Universitätsklinik kommt, wird im allgemeinen scharf kritisiert, besonders dann, wenn die in einer solchen Arbeit geäußerten Ideen von dem im Augenblick „modernen" Ansichten der Schule abweichen. Ausnahmen bestätigen die Regel. Eine solche Ausnahme ist das Eintreten Sauerbruchs und seiner Schule für Gersons Tuberkulosediät. Aber Homöopathie und Naturheilkunde haben viele Jahrzehnte um ihre Anerkennung zu kämpfen gehabt. Das hypnotische Verfahren, die Psychoanalyse und die Individualpsychologie wurden als halbe Kurpfuscherei betrachtet. Über diese Dinge eine Satire zu schreiben, wäre nicht schwer. Aber das hat Herr Kollege Credé leider nicht getan.

Hans Lehfeldt

Hausrecht contra Gastrecht

Neuerdings ist „Hausrecht" sehr beliebt. Was früher der gesunde Menschenverstand und ein gewisses natürliches Taktgefühl verboten, erlaubt heute das weitherzig geweitete Hausrecht. Rausschmeißen war früher Hausknechtsarbeit, heute ist es ein sozial sehr gehobenes, beinahe nobles Geschäft. „Ich mache von meinem Hausrecht Gebrauch" . . . da braucht es gar keine Gründe weiter. Nur sollte man lieber von „Hausmacht" als von „Hausrecht" sprechen.

Hausrecht . . . darunter verstand man einmal das Recht, das der Gast nach einem uralten Brauch in aller Welt in einem fremden Hause genoß. Was ist schon heute ein Gast? Einer, den man laut § X jederzeit an die Luft setzen kann. Künstler wurden in gewissen fernen Zeiten als Gäste besonders gern gesehen und auch besonders geehrt. Na, das ist lange her. Schiller legte seinem Ibykus noch Worte des Vertrauens auf das heilige Gastrecht in den liedersüßen Mund.

Die berliner Künstlerschaft hat kein eignes Ausstellungshaus mehr, seit der Glaspalast am Lehrter Bahnhof durchrostet. Sie ist auf das Gastrecht . . . beinahe kann man auch sagen: auf Armenrecht . . . angewiesen, und das heißt: über ihr schwebt das Hausrecht.

Seit einigen Jahren ist sie ungern gesehener Gast im Schloß Bellevue. Dort hütet das Gastrecht die Preußische Bau- und Finanz-Direktion. Das ist keine Kunst-Instanz. Ihr obliegt Verwaltung und Instandhaltung der öffentlichen Bauten. Als sie die Künstler erstmals zur Ausstellung hereinließ, forderte sie Unterwerfung unter eine besondre Hauszensur. Leider verstand sich die Künstlerschaft in ihrer Notlage dazu, diese anzuerkennen. Die hohe Direktion des Hauses ist eine Finanz- und Technik-Instanz. Sie braucht von Kunst keine Ahnung zu haben. Aber wer wird denn auf die Möglichkeit verzichten, ein bißchen Zensor zu spielen, wenn es sich machen läßt! „Kunstwerke einer Richtung, die nicht der Einstellung der Bau- und Finanz-Direktion entsprechen", darf besagte Direktion laut Hausrecht vor die Türe setzen. Na, also!

Als ich zur Presse-Vorbesichtigung durch Schloß Bellevue ging, waren in einigen Räumen die Wände größtenteils leer. Gegen vierzig Bilder und Zeichnungen waren von dem Bau- und Finanz-Zensor bereits entfernt. Und das ist nun eine neue Nuance. Der Zensor greift heute schon vor dem Erscheinen der Presse ein; das bedeutet, daß keinerlei Kontrolle seines Waltens mehr möglich ist. Nachher ging dann auch noch ein schmukker Polizei-Offizier elastisch durch die Ausstellungsräume. Ich weiß nicht, welche Sendung er zu erfüllen hatte. Aber sympathisch . . . nein, sympathisch ist das alles nicht. Er wirkte wie das personifizierte Damokles-

schwert über dem heimatlos gewordenen Kartell der Künstler. „Sei uns der Himmlische gewogen ...“

Ich weiß natürlich: wer recht und brav malt und meißelt, dem passiert nichts. Schade nur, daß die andern meist die Interessanteren sind. Diesmal hat es bestimmt die, mit den Saarländern, interessanteste Gruppe getroffen. Ich sah am Morgen wenigstens noch die Bilder von Malpricht und Nagel und die Plastik von Peri. Über den künstlerischen Wert der schon abgehängten Arbeiten kann ich natürlich nicht urteilen. Aber die Bilder Malprichts würden genügen, mein Urteil zu rechtfertigen. Selbstverständlich haben die andern Künstler der Gruppe sofort alle Arbeiten zurückgezogen.

Und nun? Protestieren? Ja, aber ohne Pathos. Pathos ist in dieser Zeit nur Zeitverlust.

Ich vergaß wohl zu sagen, welcher Gruppe das Malheur passierte, der „Einstellung“ der Bau- und Finanz-Direktion nicht zu entsprechen. Selbstverständlich dem Bunde revolutionärer bildender Künstler.

Mit Reaktion hat das Ganze natürlich gar nichts zu tun.

Adolf Behne

Die Frommen

In der ‚Kolberger Zeitung für Pommern‘, Nummer 152, fand ich folgende Anzeige: „Ihre Verlobung geben bekannt Anna Rennhak — Johannes Kramer. Psalm 38,8.“ Ich schlug den Psalm nach. Es ist zum Erschrecken! Die bezeichnete Stelle lautet: „Denn meine Lenden verdorren ganz und ist nichts Gesundes an meinem Leibe.“

Joachim v. Bülow

Referenzen

... Wir wollen nicht vergessen zu erwähnen, daß der Präsident von Castellane, Bruder der Grafen Boni von Castellane, ehem. Deputierter der Basses-Alpes, und Jean von Castellane, ehem. Präsident des pariser Stadtrates, Schwager der Gräfin, späteren Prinzessin von Fürstenberg, auch der direkte Neffe der Prinzessin Antoine von Radziwill, der Gattin des Prinzen von Radziwill, des einstmaligen Adjutanten Kaiser Wilhelms II., ist.

‚Pariser Illustrierte Zeitung‘ Nr. 9, Januar 1932

Die feindlichen Brüder

Schriftleitung des ‚Angriff‘
z. H. des Dr. Goebbels,
M. d. R.

Sie erlauben sich, uns — alte Frontsoldaten — „Nachtwächter“ zu nennen. Sie, der feige Drückeberger, der nie Pulver gerochen!

Besehen Sie doch zuerst die scheißfarbig bedreßten SA- und SS-Operettenfiguren, diese bunte Gesellschaft größtenteils jugendlicher Idioten, Narren, Abenteurer, Desparados, Kommunisten und sonstiger Verbrecher! Die sind — mit wenig Ausnahme — nichtmal für Nachtwächter geeignet!

Dämpfen Sie Ihre Stinkdrüsen, mäßigen Sie Ihre Klappe, Sie hysterischer Scheißhaufen, sonst gibts Maulschellen. — Ein Scheißhaufen und nicht Scheißkerl nennen wir Sie, denn nichtmal in Verbindung mit Scheiße sind Sie vor uns ein „Kerl“, —.

Mit gebührender Mißachtung

Drei alte Haudegen des Stahlhelms

Antworten

Essener. Der Hügel gegenüber der Villa von Krupp hörte bisher auf den sinnigen Namen „Heimliche Liebe". Nun sollte dort anläßlich des Katholikentages ein Weihegottesdienst stattfinden, und siehe da, aus der „Heimlichen Liebe" wurde der „Baldeneyer Berg". Man erzählt sich in Ihrer Stadt, es sei auch erwogen worden, den Platz hinter dem Hügel nicht mehr „Schwarze Lene" sondern „Fromme Helene" zu nennen. Daß sich Herrn Brachts Sittlichkeitserlaß auch auf die Reinigung von Ortsbezeichnungen bezog, war uns bisher nicht bekannt. Den Sittlichkeitsschnüfflern ist ein neues Feld eröffnet, denn solche anstößigen Namen gibt es ja nicht nur in Essen.

A. E. Ihre Nachricht stimmt: Es besteht begründete Aussicht, daß im Oktober ein Gymnasium mit polnischer Unterrichtssprache in Beuthen eröffnet wird. Es war höchste Zeit, daß endlich einmal die polnische Minderheit in Deutschland wenigstens eine höhere Schule erhält. In Polnisch-Oberschlesien gibt es schon sieben deutsche Privatgymnasien, neben einer erheblichen Anzahl höherer deutscher Schulen im Korridor und in andern Teilen Polens. Die polnische Minderheit bei uns dagegen war lediglich auf eine kleine Zahl von Elementarschulen angewiesen. Es liegt natürlich im höchsten Interesse nicht nur der Gerechtigkeit sondern vor allem auch der deutschen Minderheit in Polen, daß auf deutscher Seite die Parität gewahrt werde.

Arbeitsloser. Sie wundern sich, daß Hitler für seine Versammlung im Sportpalast von den Erwerbslosen noch vierzig Pfennige Eintrittsgeld zu fordern riskierte. Wir wundern uns nicht. Nationalsozialistische Erwerbslose sind eben Idealisten, die ihre materiellen Bedürfnisse hinter dem Wunsche zurückstellen, ihren Adolf genießen zu können. Der Mensch lebt nicht von Brot allein!

Deutsche Liga für Menschenrechte. Sie haben es übernommen, durch einen Ausschuß von Juristen die Nachprüfung der Sondergerichtsurteile vornehmen zu lassen. Sie bitten darum, alle Urteilsausfertigungen, etwa vorhandene Anklageschriften, den Tag des Strafantritts und die Adresse des Verurteilten Ihrem Bureau, Berlin N 24, Monbijouplatz 10, mitzuteilen.

Nationalsozialistische Monatshefte. In deinem „Erziehungsprogramm" (Heft 22) heißt es unter anderm: „Im Dritten Reich werden Kinderheime geschaffen, in denen die Kinder sittlich und rassisch verdächtiger Eltern untergebracht werden". Was „rassisch verdächtig" ist, das wissen wir ja nun schon, aber was ist eine „sittlich verdächtige" Mutter oder ein „sittlich verdächtiger" Vater? Willst du uns das mal erklären? Ist damit vielleicht gemeint, daß die Kinder derjenigen, die nicht ans Dritte Reich glauben, der Zwangserziehung überantwortet werden sollen?

Leipziger. Jeden zweiten Montag sollen wie im vorigen Winter wieder Zusammenkünfte der Leser Ihrer Stadt veranstaltet werden. Interessenten mögen sich an Herrn Kurt Löwenthal, Leipzig C 1, Windmühlenstraße 19 IV bei Maaß, wenden.

Oesterreichischer Leser. Wenden Sie sich bitte in allen Fragen, die mit der wiener ‚Weltbühne' zusammenhängen, an die Adresse: Wien I, Kohlmarkt 10, II. Stiege.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Blutstreif am Horizont von Hellmut v. Gerlach

Seit wir die siebeneinhalbprozentige Regierung haben, hat kein Minister ein so dunkles und bedenkliches Wort gesprochen wie Freiherr v. Gayl, als er vor der Presse erklärte:

Die Reichsregierung hat durchaus die Absicht, die verfassungsmäßigen Vorschriften innezuhalten. Wenn eine Wahl erfolgt, dann wird sie unter den geltenden verfassungsmäßigen Umständen durchgeführt werden. Ich muß allerdings die Einschränkung machen, daß Wahlen nur dann möglich sind, wenn in Deutschland Ruhe und Ordnung herrschen.

Warum malt Freiherr v. Gayl, der wahrhaftig kein leichtfertiger Schwätzer ist, Gespenster an die Wand? Was bezweckt er damit?

Wenn es eine klare Bestimmung in der Verfassung gibt, so die, daß die Neuwahlen binnen sechzig Tagen nach der Auflösung zu erfolgen haben. An dieser Bestimmung kann man wirklich nicht drehen und deuteln, ohne sich des offenen Verfassungsbruchs schuldig zu machen. Es gibt keine Voraussetzungen für die Anberaumung des Wahltermins, es gibt nur einen kategorischen Imperativ: spätestens am 6. November wird gewählt!

Für Ruhe und Ordnung im Wahlkampf und am Wahltag zu sorgen, ist Sache der Regierung. Die staatlichen Machtmittel sind ihr nicht umsonst in die Hand gegeben. Erklärt sie sich unfähig, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, so erklärt sie damit ihren eignen Bankrott.

Wer die unbedingte Verfassungstreue der Regierung anzweifelt, wird verboten, wenigstens wenn er das Unglück hat, in Preußen zu domizilieren. Ich zweifle sie natürlich nicht an. Und ich zweifle auch nicht daran, daß die Wahlen am 6. November stattfinden werden.

Was aber aufs stärkste bezweifelt werden muß, das ist, daß diese Wahlen irgend einen vernünftigen Sinn haben.

Eine Parlamentsauflösung hat dann einen Zweck, wenn man damit rechnen darf, daß das neue Haus ein wesentlich andres Gesicht tragen wird, als das alte.

Das ist diesmal ausgeschlossen. Gewiß, die Kommunisten werden den Sozialdemokraten ein paar Sitze abnehmen, die Deutschnationalen werden sich ein wenig auf Kosten der Nationalsozialisten und des Zentrums verstärken. Einen bürgerlichen Linkspolitiker konnte man dieser Tage auf Grund seiner genauen Sachkenntnis sagen hören: „Die früher staatsparteilichen Juden, die am 31. Juli Zentrum gewählt haben, wählen am 6. November zumeist deutschnational.“

Die Gründung einer Partei Papen erübrigt sich, seitdem die Partei Hugenberg sich als einzige regierungstreue Partei erwiesen hat. Ihr gliedert sich nicht nur die volksparteiliche Brockensammlung, sondern überhaupt alles an, was in Papen den letzten rettenden Ritter des Kapitalismus erblickt. Durchaus möglich ist, daß auf die Weise Hugenberg und durch ihn Papen es auf fünfzig Mandate bringt. Das nächste Mißtrauensvotum würde vielleicht nicht mit 92,5 Prozent, sondern nur noch mit 90 Prozent abgelehnt werden. Und dann?

Dann müßte natürlich eine neue Reichstagsauflösung kommen. Denn selbst der verwegenste Kronjurist wird nicht nachzuweisen wagen, daß die Umwandlung eines Mißtrauensvotums von 92,5 Prozent in ein solches von nur 90 Prozent ein Vertrauensvotum darstelle.

Die neue Reichstagsauflösung im Dezember wäre daher ganz legal. Nach dem Wortlaut der Verfassung darf nur nicht aus demselben Grunde zweimal hintereinander aufgelöst werden. Aber wenn die Auflösung vom 12. September wegen der Gefahr erfolgte, daß die Notverordnung vom 4. September aufgehoben werden könnte, so kann die Auflösung vom 12. Dezember durchaus verfassungsmäßig deshalb angeordnet werden, weil die Gefahr bestehe, daß die Notverordnung vom 4. Dezember aufgehoben werden könne. Neue Notverordnungen zu schaffen, die voraussichtlich der neuen Reichstagsmehrheit mißfallen werden, dazu bedarf es keiner besonderen Staatsmannskunst.

Es widerspricht nicht dem Wortlaut der Verfassung, Reichstagsauflösungen am laufenden Band zu fabrizieren. Es widerspricht lediglich dem gesunden Menschenverstand und dem Lebensinteresse der deutschen Politik. Es widerspräche vor allem dem tatsächlich überhaupt Möglichen. Wieder einmal träte der Karl Marx so wesentliche Umschlag der Quantität in die Qualität ein. Der Sinn der Verfassung würde durch ihren formalistischen Mißbrauch zum Unsinn. Das Volk müßte das bittre Gefühl bekommen, daß mit ihm und seinem Wahlrecht Schindluder getrieben werde. Explosionen wären unvermeidlich.

Die Regierung hat sich in eine Sackgasse hineinmanöveriert. Wer weiß einen legalen Ausweg daraus?

Oft habe ich den Eindruck, daß die Deutschen selbst, weil sie den Dingen zu nahe stehen, gar nicht die Größe des Unheils erfassen, in dem wir uns befinden. Das Ausland sieht da viel klarer.

Am 14. September schrieb William Martin, der musterhaft unparteiische Leitartikler des ‚Journal de Genève':

Unser berliner Korrespondent hat kürzlich die Lage seines Landes als grotesk bezeichnet. Das Wort ist hart, aber nicht übertrieben. Schon in vielen Ländern hat man Krisen, Staatsstreiche, Revolten,

Revolutionen gesehen. Nirgendwo hat man je ein solches Tohuwabohu gesehen, so viel Konfusion und Ungewißheit. Jedermann in Deutschland macht das Gegenteil von dem, was er vorher angekündigt hatte.

Herr v. Papen ist Kanzler geworden, um den Nationalsozialisten die Teilnahme an der Macht auf gesetzlichem Wege zu ermöglichen. Heute versperrt er ihnen den Weg. Er wurde Kanzler, um den... (wir lassen das von Herrn Bracht verpönte Wort aus) unmöglich oder unnötig zu machen. Heute ist er es, der ihn macht...

Präsident v. Hindenburg hat einen prinzipiellen Präzedenzfall geschaffen, daß die Regierung des Vertrauens des Parlamentes nicht bedarf. Das Vertrauen des Präsidenten genügt, um sie an der Macht zu erhalten. Das bedeutet Rückkehr zu dem alten Stand der Dinge. Das ist die kaiserliche Verfassung — minus den Kaiser.

Wenn solche Ansichten schon in der neutralen Schweiz geäußert werden, so kann man sich die Tonart der Presse in Frankreich und andern Ländern denken.

Es ist schauerlich, zumal wir doch nicht vergessen dürfen, daß auch auswärtige Politik gemacht werden muß. Der Machtbereich der Notverordnungen hört an den Grenzen auf.

Fast jeder Ausländer, mit dem man jetzt spricht, ist der Meinung, Deutschland steuere auf einen auswärtigen Krieg los, um der innern Schwierigkeiten Herr zu werden. So entschieden man auch dieser Deutung unsrer militärpolitischen Maßnahmen widersprechen mag, man findet keinen rechten Glauben. Warum, fragt der andre, sonst die Aufrollung des Aufrüstungsprogramms? Warum der Boykott der Abrüstungskonferenz? Warum die Militarisierung der Jugend? Warum die Kiellegung des Panzerkreuzers C? Warum die Besetzung der amtlichen Pressestellen im Reich und in Preußen mit Offizieren, also gewissermaßen ihre Umwandlung in Militärpresseämter?

Auf alle diese Fragen läßt sich allenfalls noch eine Antwort geben. Keine Antwort aber ist möglich auf die Frage, wie man die Rückkehr — nicht zur Legalität, in der leben wir ja, — aber zu einer von keiner Seite mehr bestrittenen Legalität sich denke

Ruhe und Ordnung, scheinbare Ruhe und formelle Ordnung herrschen bei uns. Die Regierung hat nicht den geringsten Anlaß, mit der Anberaumung des Wahltermins auch nur einen Tag zu zögern. Das schwere Dunkel liegt nur über den Wochen nach der Wahl. Will die Regierung auch dann auf jeden Fall, „auf Grund höchstumstrittener staatsrechtlicher Konstruktionen", wie der Zentrumsführer Joos sich ausdrückt, am Ruder bleiben, dann allerdings steht es verzweifelt um die Zukunft Deutschlands. Das deutsche Volk ist lammsgeduldig. Aber — sunt denique fines.

Herr v. Papen fühlt sich fest im Sattel. Er reitet nur leider auf einem Regenbogen.

Chaos von Hanns-Erich Kaminski

Nun sind wir so weit! Die deutsche Politik hat keine Basis mehr, nichts steht noch fest, alle kämpfen gegen alle, jeder geht seinen Weg, und keiner weiß, wohin er führt, wobei sogar zweifelhaft ist, ob jeder seinen eignen und nicht einen fremden Weg geht. Selbst der Rundfunkkommissar Doktor Scholz ist sich im Unklaren, wie der Wind weht, und gehört augenblicklich keiner Partei an. Chaos!

Das ungeeignetste Mittel, diese Situation zu klären, ist die Jurisprudenz. Sämtliche deutschen Stammtische haben sich jetzt als Staatsgerichtshöfe konstituiert, und die deutschen Spießbürger studieren nun die Reichsverfassung, interpretieren die Geschäftsordnung des Reichstags, graben Präzedenzfälle aus und zerbrechen sich den Kopf, ob der dies und jener das tun durfte. Ganz Begabte haben auch schon Kompromißlösungen gefunden. Alle diese Juristen aus Beruf und Neigung vergessen nur wieder einmal, daß die Politik ein Kampf um die Macht und keine Seminaraufgabe ist, so wertvoll ein kritisches Studium der Verfassung sein kann.

Wahrscheinlich sind die Fragen, über die Hindenburg und Goering mit und ohne Höflichkeitsfloskeln korrespondiert haben, wirklich strittig. In solchen Fällen pflegen sich Realpolitiker — die sich dafür halten, sind es meist nicht — für die Auffassung zu entscheiden, die ihnen den größten Vorteil bringt. Hier ist demnach allein zu untersuchen: Hat die Linke richtig gehandelt, und was erheischt ihr Interesse jetzt?

Was die Lage so verworren macht, ist die Tatsache, daß es sich um zwei Konflikte handelt: einen zwischen zwei Diktaturen, den andern zwischen Regierung und Parlament. Und noch komplizierter wird das Ganze dadurch, daß diese beiden Konflikte nicht zu trennen sind sondern ineinander übergehen.

Den Konflikt zwischen den beiden Diktaturen, der absolutistischen Papens und der demagogischen Hitlers, schildert die ‚Deutsche Zeitung' mit epischer Eindringlichkeit:

> Man sah als Gegenspieler den Reichskanzler von Papen und den Reichstagspräsidenten Goering. Beide tapfere Offiziere und aufs höchste bewährte Frontsoldaten. Zwei harte Männer, beide mit nationalen Kampfzielen. Papen zeigte die schnelle Entschlußkraft, den Schneid des Auftretens, nach dem — Hand aufs Herz — alle nationalistischen und aktivistischen Deutschen sich dreizehn Jahre lang vergeblich gesehnt hatten, jene souveräne Überlegenheit über den längst erstorbenen Parlamentarismus. Und gegen ihn stand — ausgerechnet in der Rolle des Hüters des Parlamentarismus — der nationalsozialistische Präsident Goering mit den 230 Vertretern der aktivistischen Jugend der Nation ... und mit einer Koalition, die im Augenblick des Zusammenstoßes über das Zentrum und die SPD bis zu den Kommunisten reichte. Wir machen uns nicht zu Trägern irgendwelcher Parteiauffassungen, wenn wir feststellen, daß hier — zur Freude der schwarzen und roten Marxisten — die Fronten schief gewesen sind.

Daß die Fronten schief waren und noch sind, kann in der Tat nicht bezweifelt werden. Papen hat nicht nur so geschickt manövriert, daß seine natürlichen Bundesgenossen jetzt seine Todfeinde sind, es ist ihm auch gelungen, den Reichspräsiden-

ten zwischen zwei Stühle zu bringen. Er setzt ihn einem neuen Plebiszit aus, dessen Ausgang vorauszusehen ist. Und wenn dann eine Zweidrittelmehrheit des Reichstags alle Verantwortlichen in Anklagezustand versetzt? Wird sich der Reichskanzler dann nur auf Gott zurückziehen, von dem, wie er im Rundfunk sagte, letzten Endes jede Obrigkeit ist?

Auf der andern Seite liegt Hitler nicht weniger schief. Nicht mit Unrecht können ihn seine Anhänger fragen, warum er lieber den schwarzen Zentrums-Marxisten als dem Präsidialkabinett Zugeständnisse macht. Auch seine Wandlung zum Verfassungsfreund und Hüter der parlamentarischen Tradition wird er seinen Leuten nicht leicht erklären können. Seine Sache, wie er damit fertig wird, ebenso wie es Papens Sache ist, aus seiner selbstverschuldeten Isolierung herauszukommen.

Die ‚Deutsche Zeitung' hat selbstverständlich recht, wenn sie meint, daß dieser Kampf der Reaktionäre uns zur Freude gereicht. Bloß wie wir uns am besten in ihm verhalten, ist leider umstritten. Am einfachsten scheint es freilich, der Auseinandersetzung zwischen dem Absolutismus und der Demagogie mit verschränkten Armen zuzusehen und abzuwarten, bis die Stunde des Handelns für die Linke gekommen ist. Aber die Passiven haben immer unrecht, und außerdem wäre eine solche Neutralität gar nicht durchführbar. Die Hälfte des deutschen Volkes kann es der andern Hälfte auch nicht vorübergehend überlassen, das Schicksal des Landes zu bestimmen. Wir müssen also positiv Stellung nehmen, auch wenn wir, so wie die Dinge nun einmal liegen, dadurch taktisch entweder in die Nähe Hitlers oder Papens geraten.

Theodor Wolff hat neulich, geistreich wie immer, das Zentrum wegen seiner Verhandlungen mit den Nazis getadelt. Die ‚Vossische Zeitung' rühmt die „guten Nerven und die rasche Entschlußkraft" der Reichsregierung und meint ebenso lyrisch wie optimistisch: „Im Hintergrund steht ‚aus' Erz gegossen die Gestalt Hindenburgs, der Fels des Vertrauens." Und der ‚Vorwärts' erklärt: „Wer das Hakenkreuz schlägt, schlägt die Regierung Papen."

Die Nuancen dieser Äußerungen braucht man nicht zu unterstreichen. Gemeinsam ist ihnen jedoch die Auffassung, Hitler sei ein gefährlicherer Feind als Papen, man müsse darum alle Kräfte auf den Kampf gegen die Nazis konzentrieren; den Kampf gegen die Regierung könne man vertagen und vorläufig sogar ignorieren.

Diese Taktik wäre unstreitig richtig, wenn es sich nur um einen Kampf zwischen der herrschenden und der herrschgierigen Diktatur handelte. Aber es handelt sich ja auch um einen Kampf zwischen der Regierung und dem Parlament. Wer die Regierung als das kleinere Übel ansieht und sie toleriert, wer ihr auch nur den kleinen Finger reicht, der unterstützt also ihren Feldzug gegen das Parlament.

Das Parlament aber ist ein entscheidendes Bollwerk im Kampf gegen die Diktatur. Die Deutschnationalen begreifen das sehr gut und tun darum alles, um es zu entwerten und aktionsunfähig zu machen. Ebenso konsequent sind die Kom-

munisten, indem sie versuchen, die Nazis in der Verteidigung des Reichstags immer weiter zu treiben. Nur die reinblütigen Anhänger des parlamentarischen Systems sehen nicht ein, daß sie zu ihrem eignen Untergang beitragen, wenn sie ihre Kraftquelle verschütten.

Ich möchte nicht annehmen, daß diese überzeugten Demokraten Papen vorziehen, weil ihnen ein Teil seines Wirtschaftsprogramms in den Kram paßt. Selbst wenn seine Ankurbelungsversuche besser wären als sie sind, ist ja nicht einzusehen, warum nicht auch unter den Maßnahmen einer Regierung Hitler—Brüning neben vielen schlechten einige passabel sein könnten. Das Mißvergnügen dieser Kreise über die Verhandlungen zwischen Nazis und Zentrum ist überhaupt nicht recht verständlich. Grade ihnen galt doch das Zentrum stets als eine verfassungstreue Partei und Brüning als ein großer Mann. Warum erscheint ihnen jetzt Papen, der ohne und sogar gegen den Reichstag regieren will, unbedenklicher, als Hitler es unter der Aufsicht eines so bedeutenden und konstitutionellen Politikers wie Brüning wäre?

Aber der gemäßigte Flügel der Linken hofft eben, Papen werde ihn sehr bald nötig haben und durch diese Bundesgenossenschaft wieder auf den Weg des parlamentarischen Systems gedrängt werden. Nun ist sicher richtig, daß auch eine Präsidialregierung, mag sie innerhalb oder außerhalb der Verfassung stehen, auf die Dauer nicht isoliert bleiben kann. Nur scheint mir die Voraussetzung falsch, daß der Bruch zwischen Papen und Hitler endgültig ist und Papen folglich gezwungen sein wird, Unterstützung auf der Linken zu suchen. Wenn er schon paktieren muß, wird er sich immer noch lieber an die Nazis wenden, und wenn er persönlich dazu außerstande ist, kann es sein Nachfolger tun, ob er Schleicher oder sonstwie heißen wird.

Erhält die Präsidialregierung jedoch zunächst die Möglichkeit, ihr „Reformwerk" durchzuführen, dann wird es nachher keine Parlamentstribüne mehr geben, von der aus die Feinde der Diktatur zum Volke sprechen können, und erst recht wird der Reichstag dann nicht mehr fähig sein, irgendwelchen Maßnahmen der Diktatur Einhalt zu gebieten. Ich habe hier schon öfter an das Wort Cavours erinnert, daß das schlechteste Parlament immer noch besser ist als das beste Vorzimmer. Heute kann man diese Mahnung dahin abwandeln, daß ein Reichstag mit Hitler immer noch besser als gar kein Reichstag.

Daß die Nazis ihren neuen Parlamentarismus selber nicht ernst nehmen, braucht nicht besonders betont zu werden. Sie wollen sich des Parlaments nur bedienen — aber vielleicht bedient sich das Parlament ihrer? Je mehr sie ihre Anhänger auf seine Bedeutung hinweisen, je mehr sie ihnen einprägen, daß seine Erhaltung ein Rechtsgut ist, das unter allen Umständen verteidigt werden muß, desto mehr arbeiten sie ja tatsächlich gegen sich selbst. Wenn die Linke sich heute also die weitestgehende Interpretation in dem Verfassungsstreit um den Reichstag zu eigen macht, ist es nicht sie, die die Politik der Nazis macht, es sind die Nazis, die ihre Politik machen.

Freilich darf in diesem Kampf zwischen Regierung und Parlament nicht der Eindruck entstehen, als seien die Nazis mit dem Parlament identisch. Das Land muß vielmehr darüber aufgeklärt werden, daß der Kampf für die Rechte des Reichstags nicht nur gegen die Diktatur Papens geführt werden kann sondern daß er sich automatisch auch gegen jede andre Diktatur richten muß. Je weiter man die Nazis in diesem Kampf treibt, desto besser kann man dabei ihre Verlogenheit aufdecken. Hätte die Linke auch noch die Möglichkeit, der Zwietracht der Rechten ihre Eintracht gegenüberzustellen, der Sieg wäre ihr gewiß: sowohl über die absolutistische wie über die demagogische Diktatur.

Die Reichsverfassung bricht sich selbst

von Kurt Hiller

Auch bei meinen Gegnern hoffe ich nicht im Verdacht der Neigung zu stehn, mit meiner politischen Überzeugung hinter dem Berge zu halten. Also setze ich mich vielleicht keinem Mißverständnis aus, wenn ich der folgenden Betrachtung die Verkündung des eisernen Vorsatzes vorausschicke, ihr jede, auch die kleinste Beimischung politischer Tendenz fernzuhalten. Es soll nämlich eine rein staatsrechtliche Betrachtung werden; und zwar eine im Bereich der Deutung geltenden Staatsrechts, keine legislative. Über die politischen Ideen, die in der Reichsverfassung von 1919 ihren Niederschlag gefunden haben, müssen Monarchisten und Republikaner, Sowjetrepublikaner und Demokraten verschiedener Meinung sein; es gibt darüber keine irgend aussichtsreiche Diskussion zwischen ihnen; aber über die Frage der Auslegung und, damit zusammenhängend, der gesetzestechnischen Zulänglichkeit der Reichsverfassung können sich Konservative, Liberale, Sozialisten, können sich Reaktionäre und Revolutionäre bei gutem logischen Willen prinzipiell sehr wohl verständigen. Rechtsinterpretation ist etwas Andres als Rechtsphilosophie, und die juridische Kritik eines Staatsgrundgesetzes hat nicht das Mindeste zu tun mit dem, was der kleine Moritz ‚Weltanschauung' nennt.

Ja, wer eine Verfassung verfassen will, der muß seine Ansicht vom Sinn des Staats, seine Vorstellung vom Ziel des Gemeinschaftslebens, sein soziales Ideal, seine ‚Weltanschauung' (unter uns: Weltwollung) freilich einschalten; doch wer eine gegebene Verfassung verstehen, prüfen, auf gesetzestechnische Mängel ableuchten will, hat diese voluntariellen Kriterien hübsch auszuschalten; er hat nicht Ideolog, sondern durchaus nur Logiker zu sein. Leider pflegt schaurigste Kategorienvermanschung hier (und nicht hier nur) verübt zu werden; Politik und Staatsrecht bleiben nicht gegeneinander isoliert. Aber der Staatsrechtler hat, als solcher, sich aller Politik zu enthalten. („Als solcher" heißt: der Staatsrechtler ist ja noch etwas Andres als Staatsrechtler; so wie der Tischler ja noch etwas Andres als Tischler ist, nämlich beispielsweise Staatsbürger; als Staatsbürger, also jenseits seiner abdifferenzierten Spezialfunktion, hat er natürlich das Recht

und, aktivistisch gesehen, sogar die Pflicht zur Politik. Jedoch Tische haben unpolitisch zu sein, staatsrechtliche Betrachtungen auch.) Was hier folgt, ist mithin weder von einer Abneigung gegen Hindenburg, Papen, Schleicher, Hitler, Goering, Brüning, Löbe, Torgler oder sonstige Politiker getragen, noch von einer Zuneigung zu einem von diesen; auch zu den von ihnen repräsentierten Ismen scheiden Affektbeziehungen aus.

Eine einzige Affektbeziehung soll nicht geleugnet werden: die zum Satz vom Widerspruch. Meine Liebe zu ihm ist unsterblich. Die Weimarer Verfassung...

*

An drei Beispielen sei gezeigt, wie widerspruchsvoll sie ist.

Erstes Beispiel: die Exekution gegen ein Land. In Artikel 48 werden alle Artikel der Reichsverfassung aufgezählt, die „zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung" vom Reichspräsidenten vorübergehend außer Kraft gesetzt werden dürfen. Klar, daß Artikel, die in dieser Aufzählung fehlen, nicht suspendierbar sind. Es fehlt in der Reihe Artikel 5, wonach „die Staatsgewalt" „in Landesangelegenheiten durch die Organe der Länder auf Grund der Landesverfassungen ausgeübt" wird. Dieser Artikel darf also niemals außer Kraft gesetzt werden. Gegen ihn ist indes nicht nur durch die Reichsexekutionen gegen Sachsen-Thüringen 1923 und gegen Preußen 1932 tatsächlich verstoßen worden, sondern jede Reichsexekution verstößt a priori gegen ihn. Wie und auf welche Art eigentlich soll ein Reichspräsident gegen ein Land „mit Hilfe der bewaffneten Macht" „einschreiten" und es zur Erfüllung seiner Pflichten „anhalten", wenn er die verfassungsmäßige Regierung des Landes unangetastet läßt? Aber dieses Einschreiten und Anhalten gestattet ihm die Reichsverfassung, unter bestimmten Voraussetzungen; im selben Artikel 48.

Zweites Beispiel: die Notverordnungen. Der Reichspräsident darf sie erlassen, aber er hat davon „unverzüglich dem Reichstag Kenntnis zu geben", und sie „sind auf Verlangen des Reichstags außer Kraft zu setzen". (Artikel 48 Absatz 3.) Klar, daß es dem Sinn dieser Bestimmung zuwiderläuft, den Reichstag aufzulösen, bevor er zu der erlassenen Notverordnung Stellung genommen hat; oder nachdem er sie abgelehnt hat; oder ihn (wie Brüning es 1930 tat) zunächst aufzulösen und dann erst die Notverordnung zu erlassen, damit sie zumindest ein Vierteljahr lang gelte und ihre Wirkung tue — jenes Vierteljahr, das zwischen Auflösung des Reichstags und Zusammentritt eines neuen verfassungsgemäß gelegt sein darf. All dies sind zweifellos Manöver, das in Artikel 48 festgesetzte Einrederecht der Volksvertretung gegen reichspräsidentielle Dekrete, wenn nicht zu beseitigen, so doch zu schmälern. Aber bricht eine Regierung, die in dieser Weise verfährt, die Verfassung? In Artikel 25 heißt es: „Der Reichspräsident kann den Reichstag auflösen." Daß er ihn nach Erlaß einer Notverordnung aus Artikel 48 oder vor dem beabsichtigten Erlaß einer solchen Verordnung nicht auflösen dürfe, steht an keiner Stelle des weimarer Dokuments. Gewisse Reichstagsauflösungen also, die nach Artikel 48, soll dessen Ab-

satz 3 irgend Sinn haben, verfassungswidrig sind, sind nach Artikel 25 verfassungsgemäß.

Hiernach darf der Reichspräsident nicht nur Einen Reichstag, sondern jeden Nachfolger dieses Reichstags unmittelbar nach dem Zusammentritt auflösen; er muß nur jedesmal einen neuen Grund nennen; im übrigen darf das Spiel bis in die Puppen gehn. „Der Reichspräsident kann den Reichstag auflösen, jedoch nur einmal aus dem gleichen Anlaß." Man beachte die sprachliche Monstrosität dieser Bestimmung! Zwei logische Schnitzer in einem kurzen Satz! Das Parlament kann nämlich in Wahrheit auch aus ungleichem Anlaß „nur einmal" aufgelöst werden — so wie die Kreatur nur einen Tod sterben und nicht mehrmals an verschiedenen Krankheiten verrecken kann. Die ‚zweite" Auflösung des Reichstags träfe ja einen andern, den neuen Reichstag. Daß er aber „nur einmal aus dem gleichen Anlaß" aufgelöst werden könne, diese von der Verfassung aufgestellte Behauptung läßt die Einsicht vermissen, daß die Begriffe „einmal" und „gleich" inkompatibel sind. Sie beißen sich. Eines kann einander nicht gleich sein! „Gleich" läßt sich immer bloß von einer Vielheit, mindestens Zweiheit, aussagen. Zweimal, dreimal, xmal aus dem „gleichen" Anlasse — das geht; „einmal": Unsinn. Ein Statut, das statuiert: eine Körperschaft könne „nur einmal aus dem gleichen Anlaß" aufgelöst werden, involviert die Möglichkeit, daß sie auch einmal aus verschiedenem Anlaß aufgelöst werden könne — eine Hypothese, die immerhin gegen den Satz von der Identität verstößt.

Das mag eine zu formalistische Kritik sein. Wesentlich bleibt, daß Artikel 25 dem Reichspräsidenten mitnichten die Anlässe vorschreibt oder auch nur einschränkt, aus denen er auflösen darf. Begründet dermaleinst ein Reichspräsident die Auflösung des Reichstags, die er verordnet, mit dem Unbehagen, das ihm die Nase des Abgeordneten A. einflößt, so wird er gewiß nicht vorbildlich, aber — sofern Artikel 25 dann noch gilt — ebenso gewiß nicht verfassungswidrig handeln.

Er darf die Auflösung also auch mit der Gefahr motivieren, eine seiner Notverordnungen könnte vom Reichstag verworfen werden. Nirgends steht, daß er das nicht darf. Es widerspricht Artikel 48 Absatz 3? wonach der Reichspräsident seine Notverordnungen dem Reichstag unverzüglich zur Entscheidung vorzulegen hat? Ei, freilich widerspricht es Artikel 48 Absatz 3; aber dafür kann doch der Reichspräsident nichts! Dafür kann die Verfassung! Man sollte ihm nicht zumuten, auf Rechte zu verzichten, die sie ihm gibt; und dem Reichstag nicht, zu protestieren, daß ihm Rechte, die sie ihm ebenfalls gibt, mit dem gleichen Akte genommen werden, mit dem der Reichspräsident die ihm zustehenden ausübt.

Das dritte Beispiel: parlamentarisches System und „Präsidialregierung". Zu den Verfassungsartikeln, die unsuspendierbar sind, gehört jener Artikel 54, der feststellt: „Der Reichskanzler und die Reichsminister bedürfen zu ihrer Amtsführung des Vertrauens des Reichstags." Eine loyale Deutung dieser Bestimmung führt zu der Erkenntnis, daß von Amtsführung eines Reichskanzlers nicht die Rede sein kann ohne

zuvor ermitteltes Vertrauen des Reichstags. Darf ein Kabinett amtieren, ehe es ergründet hat, ob es das Vertrauen des Reichstags besitzt? Eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Staatsrechts, Professor Gerhard Anschütz, geht sogar so weit, zu behaupten, daß „der Reichspräsident niemand zum Reichskanzler oder Minister ernennen darf", „von dem anzunehmen ist, daß er das Vertrauen des Reichstags nicht besitzt" (‚Die Verfassung des Deutschen Reichs', 11. Auflage, 1929, Seite 276); und der fast ebenso berühmte Professor Friedrich Giese erklärt ähnlich, Reichspräsident und Reichskanzler „dürfen nicht solche Kandidaten auswählen, von denen ihnen bekannt ist, oder bei gewissenhafter Prüfung bekannt sein muß, daß sie das Vertrauen des Reichstags nicht besitzen und auch nicht gewinnen werden" (‚Die Verfassung des Deutschen Reiches', 8. Auflage, 1931, Seite 149). So rechtsunwirksam das Mißtrauensvotum vom 12. September sein mochte — es bewies, was bis dahin nur vermutbar gewesen war: daß 7½ Prozent des Reichstags und der Nation hinter dieser Regierung und 91½ Prozent gegen sie stehen (1 Prozent unentschieden). Da, nach Artikel 54, jede Regierung (nicht zu ihrem Seelenfrieden, sondern zu ihrer Amtsführung) des Vertrauens des Reichstags bedarf und die Regierung Papen es keine Sekunde lang besaß, so spricht vieles für die Vermutung, daß Amtshandlungen seitens dieser Regierung rechtens nicht vorliegen, vielmehr alles, was sie getätigt hat und tätigen wird, die von ihr gegengezeichneten Notverordnungen vorneweg, rechtsunverbindliche Privatbetätigungen waren und sein werden. Jedes ihrer Mitglieder „muß zurücktreten, wenn ihm der Reichstag durch ausdrücklichen Beschluß sein Vertrauen entzieht" (Artikel 54) — eine Bestimmung, die selbstverständlich illusorisch wird, wenn die Regierung solchem Beschluß immer wieder durch Auflösung des Reichstags zuvorkommt. Auflösungen dieserart sind also verfassungswidrig? Aber Artikel 25 erlaubt sie doch! Und Artikel 53 konstatiert klar: „Der Reichskanzler und auf seinen Vorschlag die Reichsminister werden vom Reichspräsidenten ernannt und entlassen." Ist in 54 das parlamentarische, so ist in 53 das reichspräsidentialische Regime verankert. Beide Anker zerren das Staatsschiff nach entgegengesetzten Richtungen; wie einst die Rosse den zu Vierteilenden. Ein Staatslenker, der entgegen dieser Verfassung handelt, handelt zugleich auch immer gemäß ihr.

Ihm Verfassungsbruch vorzuwerfen wäre ungerecht. Von Staatsstreich kann dort nicht die Rede sein, wo das Staatsgrundgesetz ihn rechtfertigt. Ich bekenne als republikanischer Jurist, die Weimarer Verfassung aus den erwähnten und andern Gründen, unbeschadet ihrer guten Absichten, für eines der größten Pfuschwerke der Rechtsgeschichte zu halten. Und ich weiß als Antidemokrat, warum sie das werden mußte.

Aber der letzte Satz ist bereits „Weltanschauung". Ich nehme ihn, um meinen Schwur nicht zu brechen, mit tiefem Bedauern zurück. Und füge hinzu, daß auch Verfassungen, die wenig taugen, befolgt sein wollen — soweit das logisch möglich ist.

Auf dem Boden der Tatsachen von Ernst Reisch

Januar 1919, Wahl zur Nationalversammlung. Die deutsche Zentrumspartei hat den Wahlkampf gegen die Sozialdemokratie geführt, hat ihn mit großer Schärfe geführt. Der politische Katholizismus ist mobilisiert zur Abwehr der Kulturpolitik, die von einer linken Mehrheit befürchtet wird. Auf keinen Fall darf eine rein sozialistische Mehrheit zustandekommen, ist die Parole, der unter anderm ein Listenbündnis mit den Deutschnationalen und der Deutschen Volkspartei dienen muß. Kaum ist die „Gefahr" abgewendet, erscheint das Zentrum als Koalitionspartner der Parteien, mit denen es seit 1917 unter Erzbergers Führung enge Fühlung gehalten hat, die Reichstagsmehrheit der Friedensresolution wird die Regierungsmehrheit der deutschen Republik

Sommer 1920, Wahl zum ersten Reichstag dieser Republik. Die Weimarer Koalition hat die Mehrheit verloren, USP und Deutsche Volkspartei sind die Gewinner. Kurz darauf ist unter dem Zentrumskanzler Fehrenbach eine Minderheitsregierung der bürgerlichen Mitte gebildet, an der die Deutsche Volkspartei, damals, vor Stresemanns Wandlung so schwarzweiß-rot wie je unter Dingeldey, maßgebend beteiligt ist.

Ein Jahr später, das Londoner Ultimatum hat zur Verschiebung der Fronten geführt. Joseph Wirth bildet das Kabinett der Erfüllungspolitik, dem die Spaltung der Unabhängigen und die bevorstehende Wiedervereinigung der sozialdemokratischen Parteien die breitere Basis verspricht.

1922, die Bedrohung der Republik durch den Rechtsradikalismus ist sichtbar geworden, die Ermordung Erzbergers und Rathenaus zeigt, wie angriffslustig die Gegner wurden. Wirth ruft zum Kampf auf, gegen den Feind, der rechts steht.

1923, das Jahr des Ruhrkampfes, der Höhepunkt des Inflationsexperimentes. Reichskanzler Cuno, von dem man damals sagt, daß er dem Zentrum „nahe steht", führt die „nationale", „überparteiliche" Regierung. Helfferich und Stinnes, die Gegenspieler Erzbergers und Rathenaus, sind die beherrschenden Figuren der politischen Kombination, von der sich das Zentrum nicht ausgeschlossen hat.

1924. Deutschnationale, Völkische und Nationalsozialisten drängen vor. In beiden Reichstagswahlkämpfen dieses Jahres verteidigt das Zentrum seine Position gegen die Rechte. Die Dezemberwahl zeigt die Sozialdemokratie im Wiederaufstieg, aber auch die Deutschnationalen haben keine Einbuße erlitten, das Zentrum entschließt sich zum Experiment mit der Rechten. Luther bildet das Kabinett, in dem zum erstenmal eingeschriebene Mitglieder der stärksten antirepublikanischen Partei, der Deutschnationalen sitzen.

1925. Eberts Nachfolger muß gewählt werden. Im entscheidenden Wahlgang stellt das Zentrum, das mit den Deutschnationalen im Reich, mit den Sozialdemokraten in Preußen in der Regierung sitzt, dem „Volksblock" der weimarer Parteien den Kandidaten. Der Kampf um die Reichspräsidentschaft geht verloren, in Preußen behauptet sich die Regierung der Weimarer Koalition.

1927. Der Volksblock-Kandidat Marx ist der Kanzler eines Rechtskabinetts.

1928. Wahlsieg der Sozialdemokraten. Das Zentrum gehört zur Regierungsmehrheit der Großen Koalition.

1930. Zerfall der Großen Koalition. Der Fraktionsvorsitzende des Zentrums, Heinrich Brüning, der überraschend hervorgetretene neue Mann, bildet eine Regierung, die sich vom Parlament distanziert, gegen die Sozialdemokraten wird der Reichstag aufgelöst, Brüning hofft durch das „volkskonservative Experiment", die Spaltung der Deutschnationalen, eine Mehrheit zu gewinnen. Das Experiment ist mißlungen, 107 Nationalsozialisten ziehen in den neuen Reichstag ein, die fascistische Gefahr ist in ihrer ganzen Größe sichtbar geworden. Brüning schließt das Bündnis des politischen Katholizismus mit der Reichsexekutive, es beginnt die Epoche der „autoritären Demokratie" und der offenen und getarnten Versuche zur „Erziehung" der Nationalsozialisten. Die Zentrumsminister Wirth und Guerard werden im Herbst 1931 den Rechtsneigungen in der Umgebung des Reichspräsidenten zum Opfer gebracht, Brüning sucht durch eine Außenpolitik unter den Parolen der „nationalen" Opposition dem Rechtsradikalismus den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Durch all die Jahre hindurch regiert in Preußen unverändert die Weimarer Koalition, die Erhaltung der preußischen Position ist der Hauptgrund für die sozialdemokratische Tolerierungspolitik. Zentrum und Sozialdemokraten führen den Kampf für die zweite Präsidentschaft Hindenburgs.

1932. Brünings zweites Experiment und die Tolerierungspolitik enden mit einem Mißerfolg. Das Kabinett Brüning wird durch Schleicher gestürzt und durch die Regierung der Barone ersetzt, Preußen durch einen Gewaltstreich erobert, der Pakt Hitler-Schleicher tritt an die Stelle der Kombination Hindenburg-Brüning-Braun. Das Zentrum führt einen Wahlkampf in der antifascistischen Front, es gilt eine Rechtsmehrheit, die Gefahr der nationalsozialistischen Parteidiktatur, zu verhindern. Das Zentrum erscheint neben der Sozialdemokratie als der einzige Garant der Verfassung. Die von Exponenten des politischen Katholizismus regierten süddeutschen Länder rücken in die preußische Position ein.

Die gouvernementale und die fascistische Variante der deutschen Reaktion beginnen ihren Kampf auszutragen. Am 13. August ist die Hitlerbewegung auf dem toten Punkt angelangt. Sie darf es nicht wagen, sich durch Beteiligung an der Macht abnutzen zu lassen, deren Alleinbesitz die einzige Garantie gegen eine Wandlung der Volksgunst wäre. Sie ist ratlos, was sie den Anhängern bieten soll, die sich nicht länger auf das so oft als die Realität des kommenden Tages versprochene Dritte Reich vertrösten lassen wollen. Da wird die Öffentlichkeit durch die Nachricht von Verhandlungen über eine schwarz-braune Koalition überrascht. Zentrum und NSDAP fechten einen hitzigen Kampf gegen Papen, es erscheinen gemeinsame Erklärungen der beiden Parteien, die sich gegenseitig ihre Loyalität bescheinigen. Goering spricht von der großen und regierungsfähigen „nationalen" Mehrheit

des Reichstags, der Pakt Schleicher-Hitler ist zerrissen, die Spannung entlädt sich in dramatischen Szenen. Am Tage nach der Reichstagsauflösung erscheint ein Kampfruf des Zentrums gegen das Kabinett Papen, der von unüberbietbarer Schärfe ist. Der Kampf für die Volksrechte gegen das Kabinett der Barone scheint den schwarz-braunen Block mit den „Marxisten" in eine Einheitsfront zu stellen.

Am dritten Tag nach der Reichstagsauflösung machen es die Veröffentlichungen der Zentrumspresse offenkundig, daß die Partei in die Periode der Vermittlung zwischen der Präsidialregierung und der NSDAP eingetreten ist. Schon vor Beginn des Wahlkampfs beginnt sich die künftige Koalition Schleicher-Hitler-Brüning abzuzeichnen. Das Zentrum hat sich mit dem Ende von Weimar abgefunden, das Erziehungsexperiment am Fascismus tritt in ein neues Stadium.

*

Der Grund, warum hier die Geschichte von dreizehn Nachkriegsjahren unter Hervorhebung der Rolle rekapituliert wurde, die das Zentrum gespielt hat: es muß deutlich gemacht werden, daß die Maßstäbe, die fast neun Zehnteln des deutschen Volkes die politische Orientierung erleichtern, für diese Partei nicht gelten. Die Entscheidung für die Reaktion oder den gesellschaftlichen Fortschritt, für die Demokratie oder die Diktatur, für den Fascismus oder den Antifascismus hat für den politischen Katholizismus nur relative Bedeutung. Er faßt seine politische Mission — die nach außen hin als die der ausgleichenden Mitte erscheint und auf die banale Formel gebracht werden könnte, „es muß auch unter veränderten Verhältnissen weiter gehen" — als eine in der christlichen Staats- und Gesellschaftslehre metaphysisch begründete Funktion der Vermittlung zwischen der innerweltlichen Position und der außerweltlichen Bestimmung des Menschen auf und hat es deshalb leicht, sich jeweils auf den Boden der gegebenen Verhältnisse zu stellen. Wer dem Zentrum sein Bündnis mit der „atheistischen", von der Kirche verurteilten Sozialdemokratie nicht verzeihen wollte, hat vom Wesen des politischen Katholizismus ebensowenig begriffen (auch wenn er gläubiger Katholik ist) wie der aufrechte Demokrat und Antifascist, der sich entrüstet über die Verhandlungen des Zentrums mit der Partei der Mörder von Potempa, mit den von den kirchlichen Autoritäten wiederholt gebrandmarkten Nationalsozialisten.

Wer die Zentrumspolitik verstehen und beurteilen will, hat sich also eines unter allen Umständen vor Augen zu halten: dieser Partei sind Bereiche relativiert, die allen andern Schichten des Volkes als absolute Größen gelten. Das macht es dem Außenstehenden so schwer, ja fast unmöglich, das Zentrum zu begreifen und sich vor der Verschiebung des politischen Urteils auf die moralische Basis zu hüten („die charakterlose Partei, die es mit allen kann, und nur eines im Auge hat, die Erhaltung ihrer eignen Machtposition"). Mit diesem Urteil ist politisch gar nichts anzufangen, das Zentrum muß so genommen werden, wie es ist, nicht wie man es haben oder nicht haben möchte. Gewiß ist die Erhaltung der Machtposition, die sich

der politische Katholizismus nicht erobert hat sondern die ihm zugefallen ist, für den jeweiligen Kurs der Partei bestimmend. Aber das kann ihr nur zum Vorwurf machen, wer nicht begriffen hat, daß alle Politik ein Kampf um die Macht ist. Auf den Charakter dieser Machtposition, auf die Substanz des politischen Katholizismus kommt es an.

Da gilt es zunächst zu erkennen, daß diese Machtstellung nicht ungefährdet ist. Ist das Zentrum seit der Bildung des Kabinetts Brüning nicht von Mißerfolg zu Mißerfolg geführt worden? Alle Versuche, die es gemacht hat, angesichts der fortschreitenden Fascisierung Deutschlands zu behaupten, was ihm in der Demokratie zugefallen war, sind fehlgeschlagen. Es wird deutlich: eine Rolle, wie sie das Zentrum gespielt hat und seinem ganzen Wesen nach spielen muß, ist nur in der bürgerlichen Demokratie, nur bei labilen Verhältnissen und stagnierenden Klassenfronten möglich. Sowie sich der Klassenkampf zu einer Entscheidung zuspitzt, ist für die Partei des relativierenden Ausgleichs auch eine parlamentarische Schlüsselstellung wertlos. Wohlgemerkt, für die politische Partei vom Charakter des Zentrums, die Frage nach der Stellung des Katholizismus in einem fascistisch oder reaktionär diktatorisch regierten Deutschland (oder auch in einer sozialistischen Republik) führt auf ein ganz andres Gebiet. Das Zentrum scheint uns in einem Grundirrtum befangen, wenn es für möglich hält, mit den Nationalsozialisten zu wiederholen, was ihm mit der Sozialdemokratie und den Deutschnationalen gelungen ist. Es hätte sich unweigerlich das Popolari-Schicksal bereitet, wenn es die schwarz-braune Koalition in reiner Form verwirklicht und den Nationalsozialisten in die entscheidenden Machtpositionen verholfen hätte. Eine antidemokratische Partei kann man nicht mit parlamentarischen Mitteln zähmen, auch wenn sie sich vorübergehend noch so demokratisch gebärdet. Solange die Linke aus dem unmittelbaren Spiel um die Macht ausgeschaltet ist, hat das Zentrum nur eine Chance, die es jetzt und nach manchen taktischen Fehlern der letzten Wochen auszunutzen sucht: den Versuch, von dem Gegensatz der reaktionären und fascistischen Gruppen zu profitieren.

Dieser Versuch kann auch für die Sache des Antifascismus zur positiven Größe werden, indem er die Etablierung eines eindeutig militant-fascistischen Regimes verhindert. Aber das Zentrum darf deshalb nicht als antifascistische Partei im Sinne der Klassenfronten bewertet werden. Dem widerspricht seine innere Struktur, die neben den Arbeiterflügel die Mittelstandsschichten stellt. Schichten, in denen der NSDAP parallel laufende Tendenzen zur Macht innerhalb der Partei drängen. Gewiß, es gibt im Zentrum bewußte Demokraten, aber auch die Reaktionäre haben die Partei nie ganz verlassen.

Antifascistische Strategie und Taktik hat deshalb ebenso wie mit dem Interesse des Zentrums an der Demokratie und der Verhinderung einer rein fascistischen Diktatur mit der Fascisierung des deutschen Katholizismus zu rechnen. Sie wird bestimmt kommen, wenn es dem Fascismus gelingt, in den uneingeschränkten Besitz der Macht zu gelangen und sich für längere Zeit darin zu behaupten.

Ein Satiriker von Walter Mehring

Wenn man von den Nöten der verschiedenen Literaturgattungen spricht: Niedergang des Theaters, Verfall der Lyrik, so unterläßt man es meistens, den Verlust der Satire zu nennen. Sie geht, mehr noch als durch den Mangel an Nachfrage, im Überfluß der Rohstoffe zugrunde. Aus reiner Liebhaberei für Raritäten sollte man deswegen jedes neue Beispiel von Satire und der noch seltneren Ironie feiern und verbreiten.

Diese pathetische Einleitung gilt — wie der Leser vorausgeahnt hat — der Entdeckung eines Satirikers. Er heißt Ernst Batsch, ist deutscher Konteradmiral und hat über die „Wiederaufrüstung Deutschland" im ‚Matin' (2. September 1932) geleitartikelt.

„Meise geht zur Meise", sagt Hitler. „Fink zu Fink, der Storch zur Störchin, der Wolf zur Wölfin" — „Der Brüning zum Hitler und der Germane zum Welschen" vergaß er hinzuzufügen.

„Wenn man", meint der neue Satiriker, „die Zeichen der Zeit zu deuten weiß, muß man erkennen, daß die deutsch-französische Annäherung notwendiger ist als je..."

Ich werde mich aber schön hüten, die Zeichen der Zeit zu deuten. Es soll vorgekommen sein, daß solche Zeichendeutung als Landesverrat gedeutet wurde.

Jahrhunderte alte Traditionen, schwere Vorurteile, verschärft durch sentimentale Erwägungen, verzögern die unerläßliche politische Entspannung.

Den Haß gegen den Erbfeind als schweres Vorurteil zu bezeichnen, das möchte ich doch noch nicht wagen. Ich möchte es nicht, weil sonst die Steuerbehörde monieren könnte, daß unter „Einkünften aus freier Tätigkeit" Bestechungsgelder fehlen. Geahnt habe ich das alles ja schon längst; auch: „daß es bedrohlichere Dinge gibt als die polnische Gefahr, die Rüstungsfrage und die Reparationen." Neu ist mir vielmehr:

Die Konflikte zwischen Frankreich und Deutschland, von der Moskowiter-Politik systematisch geschürt, haben die Gemüter derart erhitzt, daß sie ganz dabei vergaßen, daß sie das Spiel der Weltbolschewisierung trieben.

Was aber nun? Der Haß-Sang: „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen!", Hugenbergs Hetze gegen den Erbfeind in Schrift und Tonfilm — die Reden von Pirmasens: das wäre nur ein Werk des moskauer ZK, vielleicht der ganze Weltkrieg nichts als marxistische Erfindung?

Ein deutscher Konteradmiral forcht sich vor nichts, am wenigsten vor den Gefahren der Logik:

Dieser Refrain (es geht um eine Neuordnung der Weltwirtschaft) wird von allen bürgerlichen Parteien bis zur Unersättlichkeit wiederholt. Und was sehen wir statt Neuordnung und Eintracht? Überall nichts als Elend, Arbeitslosigkeit, Chaos. Und die Weltrevolution im Anmarsch.

Diesmal vergaß aber der Herr Konteradmiral, die Zeichen der Zeit zu deuten. Denn wenn Arbeitslosigkeit und Chaos

die Folgen des Bolschewismus sind, warum sehen wir sie dann überall außer im Lande des Bolschewismus selbst?

Trotzdem fordert der ironische Konteradmiral — bei jeder Zeile hat man den Verdacht, es verberge sich hinter dem hohen Titel ein moskauer Söldling — es müsse anders, noch ganz anders werden, als Herr von Papen es schon angedeutet habe.

Jeder billigt den Entschluß der Regierung, die freie Benutzung des Rundfunks zu Propagandazwecken allen Parteien, außer den Kommunisten, zu gewähren.

Und die Absetzung des Vortrages von Doktor Hans Hartmann über „Die Abrüstung und die europäische Jugend" ist eine Gewähr dafür.

Mit solchen Verboten allein ist indessen nichts getan, sondern um den Wiederaufbau Deutschlands, Europas, der ganzen Welt zu effektuieren, muß man — meint der Schalk — jeden Pakt mit den Bolschewiken brechen! Bumm!.

Deutschland, nur um seine Exportziffern besorgt, hat dieser Paktpolitik viel von seiner nationalen valeur (Würde? Belang? Wert?) geopfert.

Aber sowas darf man doch nicht öffentlich sagen! Ich dachte immer, es gehe um Kulturgüter und nicht um Exportziffern! Der Konteradmiral der Satire beschlagnahmt einem die letzten Illusionen:

Ich weiß, daß Deutschland diese Politik mit der Behauptung rechtfertigt, daß es sie gegen den Vertrag von Versailles ausspiele... Aber wer sieht nicht, daß Deutschland, um momentaner Vorteile willen, die Rolle des Werkzeugs und Opfers der bolschewistischen Weltdiktatur spielt!

Also das habe ich bisher nicht gesehen! Ei! Ei!

Der Kampf gegen Schandvertrag, Schmachfrieden, Tribute ward nur um momentaner Vorteile willen geführt? Zu wessen momentanem Vorteil, bitte?

Denn es läßt sich leider nicht behaupten, daß die Erbfeindschaft der Gesamtheit des deutschen Volkes überhaupt einen Vorteil gebracht hätte.

Nun verrät der Herr Konteradmiral leider nicht, in wessen Namen er seine kolossal aufgemachten Erklärungen im ‚Matin' abgibt, doch scheint er den Besitzern vaterländischer Gesinnung nicht fern zu stehen.

Neulich wurde in einem berliner Rechtsklub wieder einmal die Möglichkeit einer deutsch-französischen Annäherung diskutiert, und man konnte feststellen, daß die einhellige Meinung der Wunsch war: gründliche Revision des unheilvollen Nachkriegsgeistes.

Leider machen diese Herren ihre Friedensliebeserklärungen immer nur im feindlichen Ausland.

Die Heimat erfährt nichts davon — trotz der Internationale der Berichterstattung — wie die 180 000 Stahlhelmer kein Wörtchen erfahren haben von dem im ‚Intransigeant' faksimilierten Antikriegsbekenntnis ihres Führers Seldte.

Das sollte ein Linker riskieren!

Welche Satiriker: diese Herren der Rechten!

Kamerad Lampel von Thomas Murner

Der vielgewanderte Peter Martin Lampel, den wir im Laufe weniger Jahre als Rebellen und als Loyalisten, als Fememörder und als Philantropen staunend kennen gelernt haben, zieht jetzt mit dem Johanniterkreuz des Jungdeutschen Ordens durch die Lande und begeistert sich am freiwilligen Arbeitsdienst. Er hat im vergangenen Frühjahr in Hannover, Sachsen und Schlesien die Arbeitslager des Jungdo und andrer Organisationen besucht und gibt jetzt eine umfangreiche Reportage heraus („Pakt an, Kameraden! Erkundungsfahrten in die Arbeitslager", Rowohlt). Die Arbeit mußte wohl schnell fertig werden, und sie ist in der Tat unglaublich geschludert. Die Diktion hält glücklich die Mitte zwischen Arnolt Bronnen und Max Jungnickel. Das Deutsch ist vielfach nicht nur schlecht sondern auch falsch. Haben Rowohlts Lektoren das nicht gemerkt? „Zu mindestens" gibt es nicht. „Das Handmitanlegen" ist eine abscheuliche Wortbildung und sei hier nur als symptomatisch für den Stil des Ganzen vermerkt. Hat man das seufzend festgestellt, hat man sich verärgert durch dichtes Satzgestrüpp gearbeitet, hat man umfangreiche Partien als unlesbar aufgegeben, so gesteht man doch gern zu, daß vieles in unmittelbarer Frische gesehen ist, daß Lampel auch hier seine angeborene Begabung beweist, mit ein paar Strichen Menschen in ihrer sozialen Bedingtheit zu zeichnen. Aber das Talent verwildert, ohne dabei reicher zu werden. Zunächst einmal: Zwanzig Wochen freiwilligen Hilfsdienst über einem Lehrbuch der deutschen Sprache. Pack an, Kamerad Lampel!

Nun mag man sich zu Lampels Stil stellen, wie man will, wenn man sich durch sein Buch geschaufelt hat, weiß man über den freiwilligen Arbeitsdienst mehr als bisher. Der Verfasser möchte um alles in der Welt überzeugen, deshalb setzt er Detail auf Detail ein. Aber je mehr er gibt, desto weniger gelingt es ihm, alle Sträubenden zu sich herüberzuziehen. Wer den freiwilligen Arbeitsdienst ohnehin ablehnt, wird bei Lampel nur neue und recht konkrete Argumente finden. Zunächst erfaßt man sehr deutlich die Unterschiede zwischen den Beweggründen der Propagandisten und denen der Jugend, die sich um sie drängt. Die jungen Leute möchten nur der verrottenden Misere der Untätigkeit entrinnen. Da ihnen sonst niemand hilft, greifen sie zu, ohne zu fragen. Das ist ganz einfach. Aber es ist ein Unfug, ein Handeln aus zwingendem Notstande glorifizieren und zu einer spontanen Volksbewegung machen zu wollen. Lampels eilfertiger Überschwang sieht in dem Arbeitsdienst ein neues Instrument der Nationalerziehung und zur Selektion einer führenden Schicht. Dafür eifert er, mit dem flotten Temperament des Schnellgewonnenen, darüber vergißt er die auch noch vorhandene Frage, ob der freiwillige Arbeitsdienst überhaupt als volkswirtschaftlich nützlich zu vertreten ist.

Wie steht es aber mit dem pädagogischen Wert? Bedeutet dieser freiwillige Arbeitsdienst wirklich eine Vorbereitung fürs Leben? Ich halte die Spekulation Lampels für grundfalsch. Denn dieses Lagerleben mit Baracken und Zelten und bunten Fähnchen ist in seiner reizvollen Naturnähe und Pri-

mitivität keine wirkliche Vorbereitung auf die Arbeit, wie sie nun einmal ist und sein wird. Die wirkliche Arbeit ist ja ganz anders, trocken, eintönig, unromantisch. Da gibt es kein unterhaltsames Camping mehr, wo sich so nett über „Führertum" diskutieren läßt. Niemals habe ich so gut wie bei Lampel begriffen, warum sich die Reaktion schon so lange für den freiwilligen Arbeitsdienst interessiert. Es fing schon gleich nach der Abschaffung der Wehrpflicht an. Lampel schildert einige Lager und das Leben darin mit minutiöser Treue, und es ergibt sich immer der gleiche Eindruck: Wallensteinerei der Arbeit; hinter nicht ganz klarer Phraseologie fascistischer Drill; das ganze: die erste Orchesterprobe für eine spätere Militarisierung der Arbeit. Den jungen Leuten wird eine Ideologie eingeimpft, die antidemokratisch ist und antisolidaristisch, die das alte Klassengefühl der Arbeiterschaft durch Subordination unter den Willen von „Führern" ersetzt. So werden Betriebsbullen für die fascistische Fabrik gezüchtet. Zugleich aber läßt man den Glauben bestehen, es handle sich bei alledem um ein „antikapitalistisches" Werk, weil in Einzelfällen Zwischengewinne eines Unternehmers ausgeschaltet werden. Überall wimmeln frühere Offiziere herum, Angehörige eines Standes also, der noch niemals und nirgends ein sympathisch betontes Interesse an schwerer körperlicher Arbeit genommen hat, und wenn man erfährt, daß der ganze freiwillige Arbeitsdienst in Sachsen, zum Beispiel, einem alten Freikorpsmann und Verschwörer wie Heinz Hauenstein untersteht, so müßte Lampel schon mit einer die deutsche Grammatik virtuos beherrschenden Engelszunge reden, um zu überzeugen, daß es hier mit rechten Dingen zugeht.

Natürlich bedeutet der freiwillige Arbeitsdienst für seine Organisatoren nicht eine praktische Frage, über die man verschiedner Meinung sein kann, sondern eine neue Heilslehre wie Mazdaznan oder Gesundbeten. In Deutschland wird alles augenblicklich Weltanschauung, und während junge Leute in Heide und Moor schippen und schwer scharwerken, um endlich wieder abends einen Topf Essen zu haben, hat der Vereinsvorstand in seinem Bureau bereits das Ritual einer nicht sehr klaren, aber trotzdem oder eben deshalb sehr zugkräftigen Ideologie entwickelt. Die kleinbürgerliche Betätigungsmanie hat hier ein neues unbegrenztes Feld gefunden; es gibt sogar schon eine Volkshochschule für freiwilligen Arbeitsdienst, wie lange noch, und die Universitäten verleihen den Doktor frw. Arb. Es gibt ohne Zweifel einen Wandervogel-, einen Rucksacktyp, Menschen, denen es Spaß macht, unter freiem Himmel am Lagerfeuer ein paar Suppenwürfel in Wasser aufzulösen, dann nach eingenommener Mahlzeit befriedigt unter die Zeltbahn zu kriechen und sich dem Ursinne des Lebens näher zu fühlen.

Wir wollen ihnen nicht das Vergnügen stören, sie mögen in Gottes Namen ihre Weltanschauung pflegen, so viel und oft sie wollen, aber sie sollen uns in Ruhe lassen. So erzählt Lampel manche Episoden, von deren Komik er keine Ahnung hat. Da ist dieser Dialog mit einer Helferin in einem hannoverschen Lager:

Sie ist schlank, dunkelblond, etwa an vierzig. Mit einem klaren Gesicht und entschiedenem, männlichem Einschlag.

„Wie kommen Sie sich derart mutterseelenallein vor in dieser moorigen Öde und unter den vierzig handfesten Gesellen, gnädige Frau?"

Sie antwortet zurückhaltend und kühl: „Ein Privatleben wollte ich auch nicht, mich interessiert der Durchschnitt durch den deutschen Menschen."

Kamerad Lampel gibt das wieder, ohne mit der Wimper zu zucken. Warum sollte er auch lächeln? Das ist ja doch sein eigner Stil.

Packt an, Kameraden! Eine wunderschöne Parole, die leider nicht hilft, weil es für sechs Millionen eben nichts anzupacken gibt. So ein Freiwilligensystem wäre wohl denkbar in Pionierzeiten, wo ohne augenblicklichen Nutzwert für eine kommende Prosperity gedarbt, gespart, geschuftet wird. Einstweilen räumt die Wirtschaft noch eine Position nach der andern. Infolgedessen kann also der heutige Arbeitsdienst auch nur Pläne realisieren, die volkswirtschaftlich noch recht dubios sind. (In diesem Zusammenhang sei an Werner Hegemanns scharfe Fehde gegen Kanalbauten erinnert.) So bleibt bis auf weiteres alles ein Experiment, bei dem ein Aufwand, dessen Zweckmäßigkeit noch unbewiesen ist, aus Mitteln bezahlt wird, die wir nicht haben. Alles an diesen Fragen ist herzlich vieldeutig, und eindeutig ist nur die grimmige Not der Jugend, die sich selbst gegen Hunger und Verkommenheit schützen will. Deshalb ist es notwendig, daß überall die Gewerkschaften mitbestimmend hinzugezogen werden, nicht nur um der heute schon arg grassierenden Ausbeutung Grenzen zu ziehen, sondern auch um zu verhindern, daß diese Arbeitslager zu Zuchtanstalten von gelben Fabrikfeldwebeln werden. Bekanntlich ist das System der Betriebsräte in unsrer Verfassung „verankert". Das System des freiwilligen Arbeitsdienstes bedeutet die beste Möglichkeit, den Anker in aller Ruhe wieder hochzuziehen. Kamerad Lampel — gestern noch Genosse Lampel —, den Kopf vollgestopft mit bündischen Faxen, sieht das nicht und weiß wahrscheinlich auch gar nicht, was er tut, für welche Interessen er sich begeistert und andern den Sinn verwirrt.

Bracht als Dramaturg von Herbert Ihering

Wer noch vor wenigen Wochen gesagt hätte, daß Ludwig Thomas Komödie „Moral" in der neuen Saison einen Aktualitätserfolg haben könnte, wäre ausgelacht worden. Was verulkte diese Satire? Eine Plüschmöbelmoral, die längst verschollen war. Mit welchen Waffen kämpfte das Stück? Mit einem etwas spießigen Liberalismus, der längst verrostet schien.

Aber es bedurfte nur des Sittlichkeitserlasses von Doktor Bracht, um dieser Komödie eine Angriffsschärfe zu geben, die sie in der Vorkriegszeit nicht hatte. Damals war sogar die allgemeine Meinung gegen das Sittlichkeitsgetue. Damals galt diese Komödie als eine spaßige, leicht anrempelnde Unterhal-

tung, etwa als die deutsche Ausgabe der französischen Schwänke, die Richard Alexander im Residenztheater spielte. Es fällt nicht schwer, den Rentier und Sittlichkeitsvereinsvorsitzenden Fritz Beermann auf den Schwerenöter in tausend Verlegenheiten zurückzuführen, der die Standardfigur der Boulevardposse war.

Heute ist das anders. Heute erhält, was damals nur deftiger Ulk und saftiger Spaß war, eine polemische, ja eine kämpferische Richtung. Eine hübsche Belanglosigkeit, wie diese liberale Posse, und die Tatsache ihrer Aufführung im Herbst 1932 erhellen blitzhaft eine kulturpolitische Situation. Heute befindet sich im Vorstoß, was damals in gesicherter Behaglichkeit, in bequemer Trägheit beinahe gleichgültig Positionen verteidigte: das Spießertum einer selbstgerechten Moral. Heute hat eine Willensrichtung, was damals Beharrung war.

Vor dem Kriege glaubten die Satiriker, Restbestände einer durchlöcherten Moral aufzuarbeiten. Heute sind die Bestände neu aufgefüllt, und Packerarbeit gehört dazu, sie abzutragen. Das Lachen bleibt einem im Halse stecken, wenn man auf der Bühne des Komödienhauses die hochgeschlossenen Frauenkleider der Jahrhundertwende, die Haartürme und Stirnbänder und Klemmer sieht. Thomas „Moral" wurde zurück gespielt? Der Schwank wurde nach vorn gespielt, in die Zukunft übertragen. Die freundliche Randsatire Thomas, diese liebenswürdige Peripheriekomödie trifft heute den Punkt, auf dem sich von allen Seiten her die einzelnen Reaktionstruppen vereinigen: die falsche Moral und die falsche Heimatkunst, die Zensur, der Rassenhaß und die patriotische Prüderie. Wir haben es so weit gebracht, daß von Weltanschauungen und politischen Willensbildungen nicht die bewegenden sondern die niederdrückenden Elemente Macht, Einfluß und offizielle Geltung erhalten: also vom Zentrum nicht der überschauende Geist und die imponierende elastische Organisation sondern der finstere Moralfanatismus, vom Nationalsozialismus nicht die flackernde Unruhe sondern die starre Unduldsamkeit. Die weltanschaulichen Auseinandersetzungen werden erstickt. Eine Linksfront zersplittert sich. Eine Rechtsfront manöveriert sich fest, und in diesem grauenhaften Stellungskrieg gewinnen die Moralschnüffler und Sittlichkeitsspießer. Die politischen Dramaturgen geben die Themen an, die in der Wirklichkeit und auf der Bühne nur mit ältesten Mitteln bewältigt werden können. Ein Federstrich der Bureaukratie verändert die geistige Situation, vertauscht die Vorzeichen und macht in einer Nacht zur berliner Wirklichkeit von 1932, was vor 1914 Kleinstadtidyll war. So wird Thomas „Moral", eine bürgerliche Komödie gegen den Vorkriegsbürger, fast zur polemischen Prophetie und zum geistigen Kampfsignal. Der Ministerialerlaß als Dramaturg.

Theater von Alfred Polgar

„Schicksal nach Wunsch"

Diese Komödie von Christa Winsloe greift hinein ins volle bürgerliche Leben, das es kaum noch gibt, und wo sies packt, da ist es wenig interessant.

In gewissem Sinn: ein Zeitstück. Von Vieren nämlich, die Sylvia, das wärmebedürftige Frauchen, lieben, haben drei keine Zeit; der vierte hat Zeit, aber nur Zeit. Da er jedoch außerdem jung, frech, immer bei Humor ist, und keine Gelegenheit, eine solche beim Schopf zu packen, versäumt, flüchtet die Frau in seine kräftigen Arme. Es bleiben zurück: Sylvias Mann, der zuviel Betrieb in sich hat, als daß mit ihm trautes Heim möglich wäre; und der reiche ältere Verehrer, von dem Sylvia grade in dem ungünstigen Augenblick aufgefangen werden will, da eine Bank, an der er interessiert ist, kracht. Obschon das Finanzgewitter — darüber werden wir gleich beruhigt — an ihm, ohne Schaden anzurichten, vorübergeht, obschon es nur kracht, ohne einzuschlagen, ist der Bankier doch, eben da Sylvia ihn braucht wie einen Bissen Wärme, so tief mittendrin in geschäftlicher Aktion, so dicht umtelegraphiert und eingeklemmt zwischen Telephonen, daß die Frau sich resigniert sagen muß: Besetzt! Auffallend, mit welcher Fassung Mann und Verehrer es tragen, daß ihr superblondes Glück davon ist. Noch haben sie das Geschehene kaum erfahren und erfaßt . . . und schon hören wir deutlich das beruhigende Rauschen der Tagesordnung, zu der sie übergehen werden.

Ferner lief, im Rennen um Sylvia, eine junge Ärztin. Enttäuscht vom Manne, der ihr statt Liebe nur Kameradschaft geben wollte, wendet sich ihr zärtliches Verlangen, ihre Neigung stärker der Freundin zu, in einem Neigungswinkel von fünfundvierzig Grad, der die Gefahr völligen Umkippens auf die Seite, die andre Seite, nah erscheinen läßt. Und Sylvia, unverstanden wie sie ist, wäre vermutlich der Freundin gefolgt, wenn diese nicht im entscheidenden Augenblick auf die Uhr gesehen und gesagt hätte, sie habe keine Zeit. Im Stück der Christa Winsloe (das die geistige Kultur der Verfasserin und deren Theaterbegabung nicht verleugnet) wird oft auf die Uhr gesehen, auch von den Zuschauern.

In der Erscheinung der jungen Ärztin nimmt das Problem der einsamen, durch Arbeit im Mannsbezirk leicht vermännlichten und also in ihrem Anspruch auf Liebe behinderten Frau Gestalt an. Leider bleibt die interessante Figur im Entwurf stecken. Eine noch interessantere Figur allerdings ist der Bankier, der dem heiteren Nichtsnutz von Nichtstuer auf die erste Anspielung hin sofort tausend Mark leihweise schenkt. Hier hebt sich das Spiel ins Gefilde holder Romantik, in das sonst nur der musikalisch beflügelte Tonfilm entführt.

Erstaunlich, wie ein so mattes Stück durch angenehme Schauspieler lebendig wird, wie da dem trocknen Dialog Saft einschießt, Gleichgültiges zu Witz und Wirkung kommt.

Luise Ullrich als Frau, die an Zeitmangel der Andern leidet, spart nicht mit kindhaftem Getue, aber sie macht das

reizend und am reizendsten dort, wo sie durch ein paar gefährliche Lichter im Blick und Ton ihre Unsolidarität mit der Figur verrät, und daß ihr weit besser als die Rolle deren Parodie läge. Margarete Melzer hat das Dramatische in sich. Es strahlt aus, ohne daß sie großes Spiel spielen müßte, durch ein Geringes schon an sprachlichem und mimischem Ausdruck überträgt sich die Spannung, die in ihr ist, der Luft um sie. Mit vollendeter Delikatesse spielt Fräulein Melzer die Ärztin am Scheidewege, die Frau, die, das Land der Liebe suchend, heimatlos zwischen den Gefühlen irrt. Heiterkeit bringen auf die Szene: Johannes Riemann durch das laute leerlaufende Temperament, das er dem Ehemann gibt, Arthur Mainzer als Bankdiener, der eine Pleite zu genießen versteht, Hans Brausewetter als ungenierter Naturbursch, noch dazu mit Grübchen. Der immer liebenswerte Alfred Abel macht glaubwürdig einen Bankmenschen, dessen Vornehmheit schon an Noblesse grenzt.

Einen Prolog, in dem die Personen des Stücks, sich gradewegs an die Zuhörer wendend, diesen ihr erotisches Wunschbild bekennen sollten, hat der Regisseur in eine Reihe sehr netter Szenchen vor dem Mikrophon aufgelöst. Für diesen guten Einfall des Doktor Beer empfing die Autorin viel Lob.

„Was Ihr wollt“,

(also gewissermaßen Shakespeares: Schicksal nach Wunsch) im Staatstheater.

Die leichte Welt des Spiels, in der auch der Schmerz nicht wiegt, wird, von Lothar Müthel, auf einer ziemlich modern gelockerten, zum Teil im Rohzustande befindlichen Bühne entfaltet, die, um es mit keinem Stil zu verderben, was sie an Illusion gibt, gleichzeitig wieder nimmt. Damit es an nichts althergebrachtem Neuen fehle, ist auch ein Treppenvorbau ins Parkett da. Die Szenen im Hause des Herzogs und der Olivia werden auf einer engen Sonderbühne abgewickelt. Ringsherum sind Anspielungen auf freie Natur; wenn die Handlung sich ganz in diese begibt, werden die Anspielungen durch ein paar giftgrüne Bäume von auffallender Häßlichkeit deutlicher. Das Ganze hat die Stimmung und trockene Atmosphäre eines Speichers, in dem verschiedenster Theaterhausrat nebeneinander gelagert ist. Rumpelkammerspiel.

Kalt wie der Schauplatz, ist, was sich auf ihm begibt. Der Duft des blühenden, von Weisheit und Torheit gesegneten, von Lebens- und Liebeslust durchglänzten Spiels ist weg, sein lyrischer Zauber wirkt sich nicht aus. Ungebrochen bleibt auch in der neuen Inszenierung die Schlagkraft der heiteren Szenen, soweit nicht die Figuren durch Übersteigerung ihrer Komik sich einen Knacks in dieser zuziehen. Ist es zu denken, daß ein so zartes, empfindlich-empfindsames Fräulein wie Olivia (ebenso dargestellt von Eleonora Mendelssohn), eine überderbe Stallmagd, wie Frau Koppenhöfer sie hinlärmen muß, als Zofe um sich duldet? Der Spaß, den diese mit Malvolio sich leistet, ist doch ein geistiger Spaß; aus so grober Natur und Humorigkeit aber, wie die Regie sie in das Mädchen pflanzte, könnte höchstens der Einfall reifen, Malvolio einen Kübel schmutzigen Wassers über den Kopf zu

gießen. Junker Toby, Hans Leibelt, ist auf gründlichste, ihn und die Zuschauer überwältigende, Art besoffen. Aber warum muß er, auch wenn er nüchtern ist, auf verhatschten Krummfüßen schwanken? Maria Bard hat für die Viola die geistige Behendigkeit (von der körperlichen ganz zu schweigen), den Witz, das rechte Brio der Schelmerei. Aber die Gefühls-Saite klingt nicht. Liebesleid und -lust dieser Viola sind und lassen kalt. Dem possierlichen Bleichenwang, den Franz Weber schmettert, ist das Soldatische in die Glieder gefahren. Wenn er so mit geblähter Brust und gesträubtem Schopf herumstelzt, erwartet man immer, daß er Kikeriki schreien werde. Als noch nicht gefoppter Malvolio ist Aribert Wäscher von wohltuend verhaltener, verdeckter Komik. Und wenn er, am Schluß, seine Beschämung und Trauer bekennend durch die Art, wie er sie verbirgt, Abschied nimmt, hat er, ohne daß das Komische völlig von ihm fiele, fast tragische Würde. Schade, daß er in seiner großen Szene den Schritt vom Lächerlichen zum Kretinischen macht. Es ist nicht einzusehen, warum Malvolio, wenn er auch vor Liebe und Eitelkeit aus dem Häuschen gerät, schnurstracks ins Irrenhäuschen geraten müßte. Das Komische hört auf, wo das Pathologische beginnt. Als Narr, gesprochen, gesungen und auch ein bißchen gehüpft von dem trefflichen Paul Bildt, sehen wir einen Hauslehrer in Trauer, der gewiß in Olivias Familie schon die dritte Generation in Latein und Schlagfertigkeit unterrichtet. Es tut weh, einen so eleganten Privatgelehrten im Silberhaar vom Herzog Trinkgeld schnorren zu sehn.

Ernst im Spiel und Spiel im Ernst

von **Rudolf Arnheim**

Glücklich Liebende sehen sehr aufmerksam aus, das heißt für einen Franzosen: tieftraurig.

Stendhal: Über die Liebe.

Es ist trostreich zu denken, daß die Filme, über die heute ernsthafte Menschen sich den Kopf zerbrechen, in zwanzig Jahren genau so komisch sein werden wie für uns jetzt die Tragödien von 1910, in denen vollbärtige Herren und vollbusige Damen einander eilends lieben und töten. Man wird in rohes Gelächter ausbrechen über das Drama der blonden Spionin, das zu spielen um 1930 keinem Vamp, weder der Maurus noch der Susa, weder der Dietrich noch der Garbo erspart blieb. Der blinde Fliegeroffizier wird keine Gnade finden und auch der indische Shivatanz mit Räucherkesseln und nacktem Bauch nicht; nicht der Spielklub und nicht die Hinrichtung bei Trommelklang. Und man wird sich nicht genug wundern können über die Verdorbenheit einer Zeit, die es fertig brachte, die große Schauspielerin Greta Garbo zu Filmen wie dieser „Mata Hari" zu zwingen, einen Edelstein in solches Blech zu fassen.

Ergreifend, wie diese Frau, der als privates Schicksal bestimmt ist, einen welterschütternden Lärm dadurch zu erregen, daß sie in der Stille lebt, die Hollywood-Rumpelkammer in eine Kirche verwandelt. Eine Pygmalionleistung, wie sie dämonischen Pritzelpuppen Leben gibt, wie sie Tiefen gräbt, wo der Bauplan nur Seichtheiten vorsah. Wo sie hintritt, wächst

Gras, der ausgedörrte Atelierboden wird fruchtbar, und der Ernst, mit dem sie um sich blickt, macht schwer, was zu leicht befunden werden müßte. Es ist die Aufmerksamkeit der Liebenden, von der Stendhal spricht. Diese Augen, in denen die Güte der Nacht schläft, leben ungestört zusammen mit einer Klugheit, die auch das Traurige mit einem Lächeln zu überkleiden weiß und die den gerümpften Augenbrauen gebietet, wachsam zu sein, damit die Hürde nicht falle. Dieser Wohlklang im Zusammensein der großen Seelenkräfte, die bei minder vollkommenen Menschen einander zu stören oder auszuschließen pflegen, diese gelungene Verteilung von Geist und Gefühl dürfte das sein, was den Zauber und die Schönheit von Greta Garbo ausmacht.

Wie lebhaft wünscht man sie aus dem Plunder der Kostümpantomimen fort, wenn man daneben Paul Czinners „Träumenden Mund" sieht, einen Film, der, ohne ein großes Kunstwerk zu sein, doch auf den guten Geschmack der Kulturmenschheit hält und zugunsten des Mienenspiels aufs Puppenspiel verzichtet. Grade wer Czinners frühere Filme heftig abgelehnt hat, darf sich freuen, mit welchem Anstand, mit welcher Gleichmäßigkeit des Formniveaus diesmal — vielleicht unter dem Einfluß des Mitarbeiters Carl Mayer — gearbeitet worden ist. Während sich in George Fitzmaurices „Mata Hari" die wenigen formal bemerkenswerten Szenen als aufgesetzte Pointen herausheben (der unheimlich rumpelnde Klumpfuß des Verwundeten auf der Lazarett-Treppe, der Dialog der glimmenden Zigaretten im Dunkel), gliedert sich bei Czinner ein Höhepunkt wie der gut gelungene Traum durchaus in seine Umgebung ein. Dieser Traum bringt nicht malerische Phantastik sondern ein kleines Kaleidoskop irdischer Geschehensbrocken: Ähnliches verschwimmt ineinander, der unterbewußte Mordwunsch verkörpert sich zu der symbolischen und doch aus dem Bestande des Wirklichen hergeleiteten Vergiftungsszene, der Tote spricht mit der behaglichen Stimme des Lebenden, und um das Telephon schwirren die Rufe der Widersacher als tongewordner Konflikt. Czinner läßt die Kamera keine kurzen Sätze machen; sie folgt geduldig, wennschon vom Operateur Krueger merkwürdig unruhig geleitet, dem kurvenreichen Gang der Darsteller durch die Handlung, und wenn sie den Schauplatz verläßt, streift sie häufig noch einmal, wie um nachzusehen, ob sie nichts vergessen habe, durch das ganze Zimmer. Dieser Mangel an Bildwechsel läßt das äußere Geschehen recht glücklich zurücktreten — man schaut auf die Leinwand wie auf die unveränderliche Stirnseite eines Konzertsaals.

Und doch fühlt der Zuschauer Ungeduld, Ärger und Unfähigkeit zu ruhigem Genuß. Denn im Spiel der Schauspielerin Elisabeth Bergner ist, jenseits von ihrer handwerklichen Technik, etwas seltsam Empörendes. Sie erregt bei natürlichen Menschen einen Widerspruch, der leicht zu fühlen aber schwer zu erklären ist. Es gibt Menschen, die der Verstand strahlend macht, und andre, auf denen er wie eine Staubschicht liegt. Zu diesen gehört die Bergner. Die Kühle dieser ermüdeten, statt entflammten Augen ist zu offenkundig, als daß man für eine keusch erkaltete Lavaschicht um einen feuerflüssigen

Kern halten könnte, was pures Gestein ist. Hier treibt ein Mensch mit gekappten Wurzeln auf der Oberfläche, von jeder Strömung ergriffen, geschmeidig, fügsam, und fähig, sich in jede Windung einzupassen. Sie kann alles, und dagegen sträubt sich die beleidigte Natur. Falsch der ernste Augenaufschlag vor der Musik, unehrlich — bei einem Menschen, der nach psychoanalytischen Abendkursen aussieht — die Vortäuschung harmlos tollender Kindlichkeit. Dies ist ein Mißbrauch der Unschuld, und wenn uns Gottlosen etwas heilig ist, so ja doch wohl das Kind. Wer hier, unter dem Vergrößerungsglas der Filmlinse, nicht die tragischen Verkleidungskünste des modernen Intellektmenschen erkennt, wer die schrillende Nervenklingel dieses Lachens nicht hört, dem kann man, was hier vorliegt, förmlich beweisen an den Szenen in denen Frau Bergner spielen soll, daß sie nur spielt. Wenn sie mit dem Mann, den sie betrügt, zärtlich herumwirbelt, so ist in dieser Lustigkeit nichts vom Unterton des Grauens, den sie etwa bei der Garbo mit Notwendigkeit enthielte, sondern sie zeigt dieselbe unechte Echtheit wie diejenigen Szenen, die nicht Verstellung sein sollen sondern Natur. Diese Frau ist niemals auf Abwegen, weil sie nirgendwo zu Hause ist; sie kann täuschen, weil sie nur täuschen kann. Gewiß sind dies Dinge, die sich nicht auf das Können sondern auf das Sein beziehen — aber ist es nicht der moralische Haken jeder Kunstkritik, daß sie grade das zu tadeln oder zu loben hat, wofür der Beurteilte nichts kann?

Bettler von Gabriele Tergit

Vor dem Schnellgericht standen 163 Bettler, die von der Straße weg verhaftet worden waren.

Der Italienreisende sagt entzückt: „Und Bettler sieht man kaum mehr in Italien." Daß das keine Frage der Fürsorge oder der verbesserten wirtschaftlichen Lage ist sondern eine Frage der Polizei, sollte dem Tieferdenkenden klar sein. Man kann leicht das Elend unsichtbar machen, ohne das Elend zu verändern. „Weg mit den Bettlern von der Straße", ist der neue Kurs im Polizeipräsidium.

Sie waren um elf Uhr vormittags verhaftet worden, am nächsten Tag um zwölf Uhr war die Verhandlung und ging bis in den Nachmittag. Alle gaben übereinstimmend das fast Unglaubliche an, daß sie während vierundzwanzig Stunden nichts zu essen und zu trinken bekommen hatten. „Sie kommen ja jetzt raus", sagte der Richter tröstend. Was ist draußen? Wächst ihnen die Stulle auf der flachen Hand?

Die Bettler wurden in Trupps von Vieren und Fünfen vorgeführt. Dann entspann sich folgender Dialog: „Franz Griebel?" — „Ja" — „1897 geboren?" — „Ja" — „Sie haben an der Potsdamer Brücke gebettelt?" — „Ja".

Der Nächste: „Otto Moschke?" — „Ja" — „1902 geboren?" — „Ja" — „Sie haben an der Bendlerstraße gebettelt?" — „Ja".

Der Amtsanwalt: „Ich beantrage gegen jeden der Angeklagten einen Tag Haft unter Anrechnung der Untersuchungshaft."

Der Richter: „Sie werden also zu einem Tage Haft verurteilt, verbüßt durch die Untersuchungshaft."

Die Aussagen variierten nach zwei Richtungen. Es gab Angeklagte, die sagten: „Nein, ich habe musiziert", und andre, die sagten: „Ich habe gehandelt." Je nachdem wurden sie nach den §§ 65, 69, 77, 85 der berliner Straßenordnung bestraft. Die Paragraphen wechselten,

aber die Strafe blieb gleich, soweit die Bettler zum ersten Mal vor Gericht standen. Beim zweiten Mal gab es schon zwei oder drei Tage Haft, beim fünften Mal gar drei Wochen. Ob man durch längere Bestrafung des Hungers den Hunger gründlicher vertreibt, kam nicht zur Erörterung.

Die 163 Verhafteten rekrutierten sich aus drei völlig verschiedenen Kreisen. Jeder dieser Kreise umfaßte ein Drittel der Angeklagten. Da waren die Händler, die hauptsächlich wegen Überschreitung der Zweihundert-Meter-Grenze, innerhalb deren sie nicht verkaufen dürfen, angeklagt waren. Den Händlern ging es zeitweise sehr gut. Leute, die auf den Jahrmärkten mit sogenannten Schlagern herumzogen, verdienten noch 1929 sechs-, sieben-, achthundert Mark im Monat. Mir erzählte ein Händler, der Schals und Krawatten aus dem Koffer auf der Straße verkauft, daß er 1927 fünfundzwanzigtausend Mark verdient habe. „Ich habe", sagte er, „manchmal in fünf Stunden dreihundert Schals verkauft. Der Schal kostete zwei Mark, eine Mark davon verdient, sind dreihundert Mark in fünf Stunden. Das ist wie bei Hitler, wer am besten redet und so ne Suggestion hat, daß sich die Leute alle wie die Mauern rumstellen, der wird seine Ware bald los." Noch 1929 verdiente er fünftausend Mark im Jahr. Der ganze Reichtum ist zerronnen bis auf die gut eingerichtete Wohnung. Er bezieht Unterstützung. Jetzt haben sich die Händler auf Lacktaschen und Ketten geworfen. Immer drohen ihnen Polizeistrafen, da sie in den Hauptverkehrsstraßen nicht handeln dürfen, aber Bettler sind sie keineswegs.

Den zweiten Kreis von Angeklagten bilden die Musikanten. Junge Burschen im bunten Polohemd, mit Klampfe, mehr Wandervogel als Stempler, tun sie sich in Trupps zusammen, finden den Mut und die Lebenskraft, von Mai und Sonne und Seligkeit zu singen, und bekommen gern ein paar Pfennige, die eher Lohn sind als Almosen. Es finden sich unter ihnen viele arbeitslose Musiker und Klavierbauer, aber auch Halbintellektuelle wie Drogisten, Mechaniker etcetera. Einer von ihnen erzählte mir, daß er neben der Unterstützung von 8,50 Mark in der Woche 1,50 bis 2,00 Mark am Tag verdient. Das sind 80 bis 95 Mark im Monat, was nicht üppig aber ausreichend ist, während die Unterstützung allein zu absoluter Verelendung, zum körperlichen und noch sicherer zum seelischen Zusammenbruch führt.

Der dritte Kreis erst setzt sich aus den eigentlichen Bettlern zusammen. Das sind nun wirklich Breughelsche Gestalten, das ist nun wirklich die letzte, die bitterste Not. Da sind die Krüppel, die Lahmen, die Tauben, die Halbblinden, die harmlos Geisteskranken, die Stotterer, die Schüttler und die Greise. Es sind die, denen man wünschte, daß es ihnen besonders gut ginge, da es ihnen von Natur schon so schlecht geht.

In Lübeck gibt es das Spital zum heiligen Geist. Das ist keineswegs so, wie es die Baupolizei verlangt, denn es ist 1200 als Pestspital gebaut worden. Ein Hospitalist, der es mir zeigte, erklärte: „Das ist für alle armen und kranken Bürger unsrer Stadt." Siech und sechsundachtzigjährig, ein alter Arbeiter, fühlte er sich dennoch als Bürger seiner Stadt. Und voll von großem Bürgergeist ist heute noch dieses Spital, keine graue Wandwüste wie in andern Städten.

Mit Strafen und mit der Polizei ist der Not nicht beizukommen. Das ist ja wohl das Banalste, was man dagegen sagen kann, aber trotzdem geht der neue Kurs so vor. Diese Verhandlung mit ihrer Vermengung heterogener Elemente war nur eine Farce auf die Gerechtigkeit. Die arbeitslose Jugend, die in den Straßen musiziert, ist etwas ganz andres als die hilflos kranken und verkrüppelten Bettler. Darüber sind sich alle Leute aus der Fürsorge einig. Aber wen hatte unsre Mutter, die Stadt, zur Beobachtung dessen, was heute die Fachleute den Wohlfahrtsschwindel nennen, zu diesem Prozeß der Not entsandt? Obermagistratsrat Knauth, prominent geworden in den grauenhaften Akten

der Skandale in den Fürsorgeanstalten Scheuen und der Innern Mission, in denen schutzlose Zöglinge zu Tode geprügelt wurden. Die Stadträtin Weyl, die Sozialdemokratin, die gewiß nicht zu verteidigen ist, mußte, nach den Aufdeckungen der kommunistischen Blätter, gehen. Der eigentlich Verantwortliche, der rechtsstehende Obermagistratsrat, viel weniger angegriffen, blieb, hat weiter einen Posten inne, für den eine leidenschaftliche Liebe zur Gerechtigkeit und ein großes Herz nötig ist. Was ändert sich eigentlich im berliner Magistrat?

Gäbe es das, was der Hospitalist unter Bürger verstand, könnte ein neuer Kurs nicht gegen den Hunger mit der Polizei vorgehen. Die Gerechtigkeit wird mißbraucht als Organ einer hilflosen Verwaltung.

Die Krise der Gewerkschaften von M. Bergmann

Die deutschen Gewerkschaften befinden sich seit zwei Jahren in einer akuten Krisis. Der Mitgliederbestand ist im fortgesetzten Rückgang, die Finanzen sind stark im Schwinden. Ihre Existenz ist nach vierzig Jahren mehr als je bedroht. Es fehlt ihnen schon lange die frühere Stärke, die während der zwei entscheidenden Jahrzehnte ihrer Entwicklung, 1895 bis 1914, in der Kraft der sozialistischen Ideenwelt begründet war, aber jetzt ist es auch zu Ende mit der Illusion der Wirtschaftsdemokratie, deren reale Basis man in dem hoffnungsvollen Jahrfünft 1925/29 neugeschaffen glaubte. Die Gewerkschaften sind außerstande, von sich aus eine Auseinandersetzung mit ihren Gegnern, sei es auch nur in tariflichem Rahmen, zu eröffnen, und fühlen sich wie ungestört, wenn der „Kontrahent" scheinbar eine günstige Gelegenheit verpaßt.

Der Mitgliederrückgang der freien Arbeiterverbände, des ADGB, betrug 1930 4,7 Prozent, 1931 12,3 Prozent und allein im ersten Halbjahr 1932 schätzungsweise weitere 10 Prozent. Gegen Ende 1929 zählten die freien Gewerkschaften annähernd fünf Millionen Mitglieder, heute nur etwa 3,7 Millionen. Dieser Rückgang in den letzten zwei Jahren mag im Vergleich zu den viel stärkeren Verlusten 1923 bis 1925 von etwa acht auf rund vier Millionen gering erscheinen. Aber der gegenwärtig vom ADGB verzeichnete Mitgliederbestand ist der niedrigste seit 1918. Entscheidend ist ferner, daß von den Mitgliedern rund fünfundvierzig Prozent arbeitslos sind und weitere dreiundzwanzig Prozent in Kurzarbeit stehen. Im ganzen sind also vielleicht 1,2 Millionen Mitglieder vollbeschäftigt, so daß sie sich für den Bestand und das Wirken der freien Gewerkschaften wirklich einsetzen können. Mit nur etwas über einer Million Mitgliedern kann die Finanzgebarung, muß die Gewerkschaftspraxis heute rechnen gegen 2,5 Millionen — doppelt soviel — im Jahre 1913. Die christlichen Arbeiterverbände weisen für Ende 1931 eine Mitgliederzahl von 578 000 aus, ihr Mitgliederverlust betrug im letzten Jahr ebenfalls genau 12,3 Prozent.

Die Ursachen des anhaltenden Mitgliederrückgangs, der sich in fast allen Gewerkschaften zeigt und immerhin ein beachtliches Symptom der Gewerkschaftskrise darstellt, werden von den Gewerkschaftsführern zuerst in der gewaltigen Arbeitslosigkeit gesehen. Tatsächlich aber verlassen nicht viel

mehr arbeitslose Mitglieder die Verbände als beschäftigte, sonst würde sich nicht etwa die Hälfte der Mitglieder aus Arbeitslosen zusammensetzen. Die arbeitslosen sind vorläufig noch mehr materiell an den Gewerkschaften interessiert als die beschäftigten Mitglieder. Den stärksten Anteil der Austretenden werden die bilden, die sich erst in den letzten fünf Jahren organisiert haben. Es ist wenig bekannt, daß ein frappanter Parallelismus zwischen der allgemeinen Lohnentwicklung und der Mitgliederbewegung in den Gewerkschaften besteht. Die Lohnentwicklung ist es, die vor allem das Auf und Ab im gewerkschaftlichen Bestand bestimmt. Die Erhöhung der Löhne 1927 bis Mitte 1930 (es ist hier nicht von Bedeutung, daß die Löhne vorwiegend nur nominell als Folge der Intensitätssteigerung in die Höhe gingen) führte zu einer fast gleichmäßigen Mitgliederzunahme in den Verbänden. Nach den Berechnungen des Instituts für Konjunkturforschung stiegen die Tariflöhne im Gesamtdurchschnitt von Januar 1927 bis zum Höhepunkt 1930 um etwa dreiundzwanzig Prozent. Die Mitgliederziffern der ADGB-Verbände wiesen von Ende 1926 bis Ende 1929 eine Zunahme um mehr als fünfundzwanzig Prozent auf. Der Mitgliederrückgang trat etwa gleichzeitig mit dem Beginn des Lohnabbaus ein, den der Oeynhausener Schiedsspruch für Arbeit-Nordwest einleitete. Von Ende 1930 bis zur großen Notverordnung im Dezember 1931 gingen die Tariflöhne um mehr als 12 Prozent zurück, die ADGB-Mitgliederzahl um genau 12,3 Prozent. Auch heute zeigt sich dieselbe Parallelität: Wenn wir den Mitgliederbestand des ADGB am Ende des ersten Halbjahres 1932 auf mindestens zehn Prozent niedriger schätzen als Ende 1931, so nicht etwa einfach aus dem Grunde, weil in der Tat die Lohnsenkung in dieser Periode amtlich auf rund zehn Prozent berechnet wird; unsre Schätzung ist ziemlich exakt, nur würde es zu weit führen, hier das Berechnungsmaterial zu erläutern.

Der Zusammenhang zwischen Lohnentwicklung und Mitgliederbewegung ist eigentlich selbstverständlich. Man mag seit November 1918 die Aufgaben der Gewerkschaften anders umschreiben, sie zu Unterstützungsorganisationen stempeln, wie es die einen tun, oder sie mit den offiziellen Gewerkschaftstheoretikern als „verantwortliche Träger des Staates und der Wirtschaft" ansehen; der Zweck, den das einfache Mitglied mit seiner Zugehörigkeit zur Gewerkschaft verknüpft, ist derselbe geblieben: das materielle Interesse, die Tagessorge um mehr Lohn und weniger Arbeitszeit. Die Gewerkschaften haben in den letzten Jahren mit viel Geld und Geschick versucht, diese Tendenz auszuschalten und die von der Lohnseite her bedingten Krisemeinflüsse auf die Mitgliederbewegung dadurch abzuschwächen, daß die Mitglieder durch den Ausbau des gewerkschaftlichen Unterstützungswesens am Verbleiben in den Verbänden besonders in Krisenzeiten interessiert werden. So haben die meisten der freien Verbände erst seit 1927 die Invalidenunterstützung eingeführt. Aber dieser Gedanke erweist sich jetzt als ein Irrtum; die Lohntendenz setzt sich durch. Im Gegenteil, auf die Dauer mußte sich in den wechselreichen Konjunkturen nach dem Kriege der Ausbau

der Unterstützungseinrichtungen als sehr gefährlich erweisen. Die Gewerkschaften übernahmen Verpflichtungen gegenüber ihren Mitgliedern, die sie nun in der Krise nicht mehr erfüllen können.

Überhaupt ist das Finanzproblem die größte Sorge der Gewerkschaftsspitzen. Noch niemals in ihrer Geschichte haben die deutschen Gewerkschaften mit so horrenden Summen zu rechnen gehabt wie in dem Jahrfünft 1925/29. Die Einnahmen der freien Verbände beliefen sich 1929 auf mehr als eine Viertel Milliarde Mark. Diese Finanzentwicklung gab auch die Basis ab für den sogenannten Gewerkschaftskapitalismus. Es ist ganz gut zu verstehen, wenn die gefüllten Kassen ihre großen und kleinen Wirkungen auf die Sorgen und Ideen der verantwortlichen Beamten und Funktionäre hinterließen; man sah vor allem die Möglichkeiten, die diese Gelder schufen: Unterstützung statt Streik, Sorge für das Alter statt Sozialismus.

Die Wendung ist jetzt da. Die Kassen haben sich als sehr empfindlich erwiesen (weniger die Köpfe ihrer Verwahrer). Die Einnahmen sinken mit zunehmender Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit und Mitgliederabnahme. Die großen Unterstützungsanforderungen wachsen noch stärker. Alle Verbände weisen Defizite auf, die das Vermögen aufzehren. 1931 waren die Gesamteinnahmen schon um ein Drittel niedriger als 1929, dagegen die Ausgaben beträchtlich höher. Wenn es gut geht, werden die Einnahmen in diesem Jahre die Hälfte von 1929 erreichen, während die Ausgaben nur durch radikale Abstriche am weitern Steigen zu hindern sind. Es vergeht kein Verbandstag mehr, auf dem nicht die Unterstützungsleistungen herabgesetzt werden. Man wartet sogar nicht mehr den Verbandstag ab, der allein berechtigt ist, die in den Statuten festgesetzten Leistungen zu ändern; die Verwaltung nimmt sich das Recht, empfindliche Sparmaßnahmen zur Rettung der Finanzen vorzunehmen. Es braucht nicht gesagt zu werden, welche Wirkungen die Einschränkung der Aufwendungen, besonders für die Versorgung der arbeitslosen, kranken und invaliden Mitglieder hinterlassen kann und wird.

Dazu kommt, daß die Gewerkschaften sehr schnell ihre wichtigsten tarifrechtlichen und sozialpolitischen Stellungen verloren haben und sie selbst nach Jahren auch bei einer Konjunkturwende nicht zurückgewinnen werden. Die beiden Grundpfeiler der modernen Gewerkschaftsbewegung, das kollektive Arbeitsrecht und die selbstverwaltende Sozialversicherung, sind geknickt; die Sozialversicherung wird weiter „gereinigt", und die Unabdingbarkeit des Tarifs, der wichtigste Grundsatz des Arbeitsrechts seit 1918, ist praktisch beseitigt. Was das bedeutet, wird dann klar, wenn man weiß, daß die Gewerkschaften sich nicht mehr die Aufgaben stellen und die Mittel anwenden, die vor der Unabdingbarkeit des Tarifvertrags selbstverständlich waren. Selbst der tariflose Zustand erlaubt den Gewerkschaften nicht, einen Streik zu führen, denn im Grunde waren es niemals rechtliche Momente, die den Gewerkschaften soziale Friedenspflicht auferlegten. Die Gewerkschaften selbst haben sich diese Friedenspflicht gelobt und wollen sie auch heute nicht aufgeben.

Die Bedeutung der Gewerkschaften ist erschüttert. In der Tat bleibt ihnen nichts andres übrig, als sich auf ihre etwas vergessenen Aufgaben und Koalitionskampfmittel zu besinnen. Denn schon Brüning hat den Gewerkschaftsführern immer seltener Empfänge bereitet, und unter Papen haben sie ganz aufgehört; selbst in der Scharnhorststraße werden nur noch ihre feierlichen Proteste entgegengenommen. Indes ist nicht zu übersehen, daß trotzdem noch heute etwa sieben Millionen Arbeiter von den Tarifverträgen erfaßt werden, die die ADGB-Verbände abgeschlossen haben, und daß ferner noch heute der größte Teil der Arbeiterschaft „ideologisch" zu den freien Gewerkschaften steht und ihnen folgt.

Wochenschau des Rückschritts

— Das kommunistische ‚Thüringer Volksblatt' ist auf vierzehn Tage verboten worden. Die kommunistischen Zeitschriften ‚Der Rote Block', ‚Die Jugendinternationale', ‚Der junge Bolschewik' und ‚Der Agitator' wurden bis Mitte März 1933 verboten. Von längeren Verboten wurden betroffen ‚Der Syndikalist', ‚Der freie Arbeiter', ‚Die Arbeiterpolitik' und ‚Spartakus'. Die sozialdemokratische ‚Mecklenburgische Volkszeitung' und ‚Das freie Wort' wurden wegen Beschimpfung von Goebbels und Goering verboten. Das wegen Nachdrucks eines im ‚Bayerischen Kurier' veröffentlichten Gutachtens über die Verfassungsstreitigkeiten gegen die ‚Berliner Volkszeitung' ausgesprochene Verbot wurde wegen völliger Unhaltbarkeit nach zwei Tagen zurückgenommen.

— Der berliner Polizeipräsident hat eine Belohnung ausgesetzt für Personen, die Hersteller und Verbreiter illegaler kommunistischer Schriften anzeigen.

— Vor dem berliner Sondergericht wurde ein Kommunist zu eineinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt wegen eines Überfalls auf einen gar nicht ermittelten Stahlhelmer. Dasselbe Sondergericht verurteilte Nationalsozialisten wegen eines Überfalls auf einen Nachtwächter nur zu zwei Wochen Gefängnis, weil es den Angaben der Angeklagten glaubte. Das Schöffengericht in Hameln verurteilte einen Gemüsehändler, der bei Eintritt in eine SPD-Versammlung seine Schreckschußpistole abgegeben hatte, zu drei Monaten Gefängnis, während das gleiche Gericht einem SA-Mann, dem in einer Versammlung eine große Hundepeitsche abgenommen worden war und der seiner Entwaffnung Widerstand geleistet hatte, nur fünfzig Mark Geldstrafe zudiktierte.

— Der sozialdemokratische Regierungsdirektor Buchwald wurde seines Amtes als Leiter der Abteilung für Kirchen- und Schulwesen bei der Regierung in Potsdam enthoben.

— Der Arbeitgeber-Verband der Rheinisch-Westfälischen Zementwerke hat den Tarifvertrag zum 1. Oktober gekündigt und sich aufgelöst, damit die Neureglung der Tarife durch Abmachungen der einzelnen Werke vollzogen werden kann.

— Zum Präsidenten des Nationalen Clubs ist der den Nationalsozialisten nahestehende Herzog Carl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha gewählt worden; politischer Beauftragter des Clubs wurde Major Pabst.

— Die tschechoslowakische Regierung hat die Einreisebewilligung für Leo Trotzki rückgängig gemacht.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

SDS

Der Hauptvorstand des „Schutzverbandes deutscher Schriftsteller" hat die berliner Ortsgruppe „aufgelöst". Eine Vereinsangelegenheit? Ein kulturpolitischer Staatsstreich, ein Stück Fascismus, nicht nur durch die Form des Gewaltaktes sondern auch durch seinen Inhalt. Denn jetzt wird es ganz klar, um was der jahrelange Streit ging. Über alle Zwischenfälle dieses nicht immer sehr erhebenden Kampfes hinweg zeigt sich jetzt, daß zwischen dem, was die berliner Ortsgruppe, die größte und älteste des SDS, und dem, was der Hauptvorstand als Aufgabe des Verbandes ansah, keine Meinungsverschiedenheit bestand. Man sprach zwar davon, daß der SDS nicht politisiert werden dürfe — das soll ja eben das Verbrechen der berliner Ortsgruppe gewesen sein — und daß die schriftstellerische Arbeit jenseits der Politik geschützt werden müsse. Aber nun stellt sich heraus, daß der Hauptvorstand ebenso unpolitisch ist wie die Papenregierung, als sie Preußen vom Geist des Parteibuchbeamtentums reinigte. Der Hauptvorstand ist gegen jede Politik mit Ausnahme seiner eignen.

Dieses unpolitische Lied kennen wir. Es ist das Hohelied des Fascismus. Wenn die berliner Ortsgruppe für die in den Gefängnissen sitzenden Schriftsteller, wie etwa für Ossietzky, eintritt, wenn sie gegen Galgenjustiz, Zensurverbot, Militärdiktatur (sofern sie sich auf die schriftstellerische Produktion erstrekken) protestiert, so ist sie politisch und wird aufgelöst. Wenn der Hauptvorstand diese Proteste unterdrückt und damit sich objektiv zur Schutzgarde der herrschenden Gewalten des Kulturfascismus macht, so ist er unpolitisch.

Die Aufgabe des Schutzverbandes ist es, die Schriftsteller zu schützen. Vor unberechtigtem Nachdruck — ja, aber vor unberechtigtem Nichtdruck — nein? Ist der Schutz des Schriftstellers gegen die seine moralische, materielle und physische Existenz bedrohende Staatsgewalt nicht auch Schutz? Der Hauptvorstand sagt: nein, das ist Politik. Wir sagen umgekehrt: die Unterlassung dieses Schutzes ist Politik, die Bekämpfung und Verfolgung der berliner Ortsgruppe, die diesen Schutz durch ihre Aktionen in Gang zu setzen suchte, ist Politik. Fascistische Politik.

Von Bronnen bis Breuer — es ist die auf andern Gebieten sich vorbereitende, aber noch nicht so rundlich geschlossene vaterländische Einheitsfront. Diese Papenheimer haben von ihrem Herrn und Meister gelernt, wie man mit Macht das Recht interpretiert und gegen wen und für wen es Nutzen bringt. Sie vergessen nur eines, daß des Schriftstellers Ware zugleich seine Waffe ist. So breit ihre Sitzgelegenheiten sind, sie werden auf ihren Federkielen noch weniger lange ausruhen können als Papen auf seinen Bajonetten.

Bruno Frei

Deutschland zwischen Gestern und Morgen

Man hat es nicht leicht als Anhänger der materialistischen Geschichtsbetrachtung! Die philologischen Kollegen verstehen zumeist unter Marxismus und Materialismus — nun, was man halt unter Marxismus und Materialismus so versteht! Und für viele der Genossen ist die materialistische Betrachtungsweise ein Religionsersatz. Wie die Teleologie es uns ermöglichte, von allen Dingen und Zusammenhängen anzugeben, warum der liebe Gott das so gemacht und was er sich dabei gedacht hat, so weiß auch der Gläubige der materialistischen Betrachtungsweise stets, warum etwas so sein und kommen mußte, längst ehe er genau erforscht hat, was eigentlich

war und kam. Konnte das griechische Chordrama sowie das Drama Shakespeares auf der Grundlage der damaligen Produktionsverhältnisse anders sein, als es war? Und da Schülerselbstmorde und erotische Nöte und Probleme typische Fäulniserscheinungen der bürgerlichen Gesellschaftsordnung sind, so werden sie mit der Beseitigung des kapitalistischen Systems nicht bloß gelöst sein sondern überhaupt als Probleme vollkommen wegfallen. So ähnlich hat Haeckel die Welträtsel gelöst. Es ist gewiß etwas Schönes, wenn man den einen Schlüssel zu sämtlichen Türen der Welt und der Weltgeschichte hat. Und wie überlegen und wissenschaftlich kann man die Leute mit den Resten sentimentaler bürgerlicher Ideologien belächeln, die nicht wissen, daß Zielsetzungen, Moralnormen, Persönlichkeiten, Charaktere weiter nichts sind als Ausdrucksformen ökonomischer Differenzierungen.

Nur ganz wenige wissen, wie beunruhigend komplex die historischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge sind; unter den marxistischen Schriftstellern weiß ich nur einen, der sie, fern allem Feuilletonistischen, gestalten kann: Anna Siemsen. Fern allem Feuilletonistischen, das heißt kühl und präzis in allem Wissenschaftlichen, aber ganz Künstlerin auch wieder, wo sie Lebendiges, seinen Raum, seine tragische Hintergründigkeit, seine Fülle und Atmosphäre darzustellen hat. Sie hat jetzt in einem neuen Buch („Deutschland zwischen Gestern und Morgen", Urania-Freidenker-Verlag, Jena) eine Wanderung über deutsche Straßen, durch deutsche Städte, Landschaften, Kirchen und Museen, in deutsche Industriezentren und Bauerndörfer gemacht. Wieder wie in ihrem „Daheim in Europa" und in den „Literarischen Streifzügen" bezaubert hier ihre Fähigkeit, die Wechselwirkung und das Ineinander von Wirtschaft, Mensch und Landschaft darzustellen. Kaum ein direkt anklägerisches Wort; aber die Gedämpftheit und Verhaltenheit der Sprache und des Erzählens strömt größere Aktivität aus als programmatische Anklage und revolutionäre Deklamation. Wir haben Parteischulen, die ihre Schüler mit ähnlichem Hochmut und oft noch größerer innerer Dürre und heilloserer Welt- und Menschenfremdheit in die Politik entlassen als Priesterseminare die jungen Theologen. Diese mittlern und höhern Beamten der Revolution sollten bei Anna Siemsen lernen, daß marxistische Realistik, politisch radikale Zielsetzung, frohe Hingabe an die Dinge der Kultur und Ehrfurcht vor dem Unnennbaren durchaus keine Gegensätze zu sein brauchen; und daß man nicht nur aus Haß und gegen etwas sondern auch aus tiefer und erlebter Liebe für etwas seine klassenkämpferische Pflicht und Schuldigkeit tun kann.

Hein Herbers

Unsichtbare Arbeitslosigkeit

Die Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung meldet in ihrem letzten Bericht, daß die bei ihr registrierten Arbeitslosen um mehr als 100 000 abgenommen haben. Aber diese Abnahme war nur eine in der Statistik, nur eine formale. In Wirklichkeit hat die Arbeitslosigkeit auch in den letzten Wochen und Monaten zugenommen. Das geben auch die amtlichen Stellen zu. Und sie sprechen heute von einer „unsichtbaren Arbeitslosigkeit". Was bedeutet das? Wir haben im Verlauf der Krise neben den staatlich registrierten Arbeitslosen eine ständig wachsende Zahl von Arbeitslosen, die sich nicht mehr registrieren lassen, weil sie bei den immer mehr verschärften Bestimmungen über die Unterstützung sowieso keinen Unterstützungsanspruch durch ihre Anmeldung begründen können.

Es handelt sich dabei um ganz außerordentlich beträchtliche Zahlen. In dem vor kurzer Zeit erschienenen ‚Vierteljahrsheft zur

Konjunkturforschung' wird eine Untersuchung über die Stärke dieser unsichtbaren Arbeitslosigkeit angestellt. Und zwar nach folgender Methode. Wenn man die beschäftigten Arbeiter, die Arbeitslosen und die Kranken zusammenrechnet, so war die Gesamtzahl Ende 1929 20,3 Millionen. Dieser so errechnete Bestand an Arbeitskräften sinkt seit Beginn des Jahres 1930 zunächst nur sehr wenig; seit 1931 aber immer stärker. Nach dem Stand von Mitte 1932 werden auf diese Weise im ganzen nur noch 18,4 Millionen Arbeitskräfte registriert. Nun sind seit 1929 aus Gründen des Altersaufbaus der Bevölkerung tatsächlich wohl 200- bis 250 000 Arbeitnehmer aus dem Erwerbsleben ausgeschieden. Der übrige Teil der Differenz — reichlich 1,5 Millionen Menschen — stellt offenbar zum großen Teil jene stille Reserve des Arbeitsmarktes dar.

Man muß daher zu der offiziell von der Statistik angegebenen Arbeitslosenzahl, die heute knapp 5,5 Millionen beträgt, noch diese 1,5 Millionen hinzuzählen, das heißt wir haben bereits im Sommer 1932 7 Millionen Arbeitslose. Durch diese „unsichtbare Arbeitslosigkeit" klärt sich auch folgender scheinbare Widerspruch auf. Vom Höhepunkt der Arbeitslosigkeit im Februar dieses Jahres hat sie nach der Statistik bis zum Juli um mehr als 700 000 abgenommen. Neben den offiziellen Arbeitslosenzahlen berichten aber auch die Gewerkschaften über die Anzahl der Vollarbeitslosen und der Kurzarbeiter unter ihren Mitgliedern. Und bei ihnen ist die Abnahme gegenüber den Höchstzahlen vom Februar nur eine ganz minimale. Die Gewerkschaften berichten für den Sommer, daß mehr als sechsundvierzig Prozent ihrer Mitglieder Vollarbeitslose und fast vierundzwanzig Prozent Kurzarbeiter sind. Nur dreißig Prozent der Gewerkschaftsmitglieder waren somit voll beschäftigt. Die geringe Abnahme unter den arbeitslosen Gewerkschaftsmitgliedern erklärt sich also daraus, daß ein Teil der unsichtbaren Arbeitslosen, die bei der offiziellen Statistik unter den Tisch gefallen sind, von den Gewerkschaften weitergeführt werden.

Aber es gibt diese unsichtbare Arbeitslosigkeit nicht nur unter der Arbeiterschaft. Sie ist vielleicht noch stärker bei den gesamten Mittelschichten. Hatten wir in der Vorkriegszeit in Deutschland 70 000 Studierende, so haben wir heute bei ungleich verschlechterten Berufsaussichten über 130 000. Die industrielle Reservearmee wächst daher bei den Jungakademikern ganz katastrophal. Und auch in den sogenannten selbständigen Mittelschichten der Stadt, beim Kleinhandel wie beim Handwerk, haben wir eine außerordentlich große unsichtbare Arbeitslosigkeit, die sich statistisch darum nicht auswirkt, weil innerhalb dieser selbständigen Berufe kein Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung besteht. War so allein bei der Arbeiterschaft im Sommer die Arbeitslosigkeit knapp sieben Millionen, so war sie insgesamt in Deutschland kaum unter acht Millionen. Und wir werden daher uns auf eine Arbeitslosigkeit im Winter 1932/33 gefaßt machen müssen, die an die Zehn-Millionen-Grenze heranreicht.

Thomas Tarn

Patriotismus

Deutsche Mädchen schnitten sich in den napoleonischen Kriegen die Haare ab, weil sie das Bedürfnis empfanden, ihren Patriotismus in handgreifliche Tat umzusetzen. Eine Handlung, die damals ungefähr soviel bedeutete, wie der Opfermut der Hausfrauen, die hundert Jahre später messingene Türklinken und blitzende Mörser aus der Wohnung und dem blutenden Herzen rissen und dem Vaterland gaben. Wir tauschten im Kriege, da der Friseur Haare nur noch gegen Barzahlung behielt, an ihrer Stelle gesammelte Goldstücke für Eisen. Dies ist uns bis heute geblieben, das Gold sahen wir niemals wieder, da es nicht nachwächst wie die Haare.

Immerhin repräsentiert das, was der Europäer dem Vaterland in den Schoß zu werfen sich verpflichtet fühlt, einen realen Wert, sei es Gold, sei es Kupfer, Messing oder Charpie.

Die Japaner, deren Patriotismus von Hysterie schwer zu trennen ist, geben neben Realem gern Symbolisches.

Der Maler Ito Hikozo malte während des letzten Feldzugs gegen das unbotmäßige China das Bild seines Mikado mit Blut, das er seinem eignen Körper entnahm. Da der blutige Kaiser in Lebensgröße auf der Leinwand erstehen sollte, zwang der Blutverlust den Maler zu längern Pausen. Aber mit japanischer Beharrlichkeit überwand er die Hindernisse, welche die Natur der Gestaltung seiner Gefühle entgegensetzte, und der religiöse Fanatismus eines Patrioten schuf schließlich siegreich dies eigenartige Bild seines Kaisers.

Schulmädchen aus Tokio, von dem großen Beispiel angeregt, stachen sich in die Finger und opferten auf dem Altar des mit nichten bedrohten Vaterlandes einen Teil ihres jungen Blutes, das zur Herstellung der aufgehenden Sonne auf einer Regimentsfahne dienen mußte. Vielleicht bekommen die wackeren Mädchen dafür eine Belohnung, oder ein Autogramm des tapferen Regimentskommandeurs, mit echtem Chinesenblut auf ein zartes, japanisches Seidentaschentuch geschrieben, oder auch vom Lehrer, wenn er streng war und sie wegen der zerstochenen Fingerspitzen keine Schularbeiten machen konnten, den Dank des Vaterlandes in Gestalt einer Tracht Prügel mit echt japanischem Rohr.

Dieses Japan von heute schlug, was bisher keine Kunst war, China, dessen Opferwille weniger groß und dessen Kanonen weniger gut waren, und ist bereit, mittels des Blutes seiner willigen Landeskinder, die vornehmlich zu diesem Zweck da sind, jeden zu zertreten, der sich in seinen Weg stellt.

Der Patriotismus ist ein Baum, dessen Zweige oft seltsame Blüten treiben. Von Begeisterung zu Narrheit ist nur ein kleiner Schritt. Das seltsame an den Japanern ist, daß sie diesen Schritt mit demselben undurchdringlichen Gesicht gehen, mit dem sie ihren Reis essen, Europa bereisend Wissenschaft treiben, Harakiri verüben, Krieg führen, ohne ihn zu erklären, und, wenn sie am Ziele ihrer Politik stehen, dem geschlagenen Feind, dessen Provinzen sie mit einem glücklichen Jiu Jitsu-Griff erobert haben, herzlich die Hand drücken und mit gewohnter Liebenswürdigkeit dazu sprechen: „Sagen Sie Ihrem Volk, daß wir Freunde sein müssen."

Ihr Gesicht ist wie eine Maske und ihr Handeln, so verrückt es sich mitunter gebärden mag, im Grunde unheimlich zweckmäßig. Ihr Patriotismus ist anders als unser verbrauchter europäischer. Er ist noch immer Religion, und das ist, solange er es ist, nicht gut.

Rhedo

Die eineiigen Zwillinge der Erb von Schönaich-Carolath

So lautet der Titel einer wissenschaftlichen Arbeit, die jüngst in der Frauenklinik der berliner Charité an eine Medizinstudentin vergeben wurde. Diese Medizinstudentin behauptete, ein Sproß der „Erb von Schönaich-

Carolath" zu sein und eine Schwester zu haben, mit der zusammen sie ein eineiiges Zwillingspaar darstelle. „Eineiige" Zwillinge sind — im Gegensatz zu den „zweieiigen" — aus einem Ei entstanden, es sind gewissermaßen Doppelbildungen, einander zum Verwechseln ähnlich, „siamesische Zwillinge", nur durch ein gütiges Geschick nicht auch körperlich miteinander verwachsen, aber einer seelisch ein Stück des andern und in diesem Sinn unzertrennlich.

So erschienen die Zwillinge eines Tages bei einem Dozenten der Frauenklinik. Sie hatten, sonst in der Einzahl umherlaufend, schon lange in den Kliniken von sich reden gemacht. Man hatte eifrig in der Chirurgie „praktiziert" und im Kreißsaal Gebärenden in der Stunde der Not Hilfe geleistet. Am Wohlwollen und am Interesse der Professoren fehlte es nicht, denn eineiigen Zwillingen begegnet man nicht alle Tage, und wenn dieses eine Ei und seine Zwillinge zudem noch aus dem hochfeudalen Geschlecht der Erb von Schönaich-Carolath stammen... kurzum, ein von der Republik besoldeter Hochschullehrer weiß, was er dem alten Adel der Monarchie schuldig ist. Den Gefahren des Staatsexamens konnte man also getrost ins Auge sehen! Man tat es auch und lachte über ängstliche Gemüter.

Doch kurz vorm happy end kam das Künstlerpech. Die eine von den beiden Eineiigen war grade damit beschäftigt, die vorgeschriebene „Examensgeburt" zu absolvieren, als sie unter den Gebärenden plötzlich eine alte Bekannte bemerkte, eine Frau aus der Wichertstraße in Berlin N, wo auch das angebliche Fräulein cand. med. Erb von Schönaich-Carolath eine fröhliche, aber keineswegs aristokratische Jugend verlebt hatte. Die werdende Ärztin hatte grade noch Zeit, die Nabelschnur zu durchschneiden und das Kind der Mutter in den Schoß zu legen — dann mußte sie die geburtshilfliche Tätigkeit jäh unterbrechen. Nun war es nämlich nicht mehr zu verheimlichen, daß die Eineiigkeit, das aristokratische Geblüt und verschiedenes andre nur Phantasie gewesen waren. Kein Wunder, daß die Professoren — bisher keine Spielverderber — jetzt nicht mehr gewillt waren, mitzumachen. Die verlangten Ausweise vorzulegen war dem eineiigen Zwilling nicht möglich, ins Ei zurückzuschlüpfen war noch unmöglicher. Man ging also zum Chef und belehrte ihn, daß auch deutsche Professoren nicht gefeit seien gegen Betrug; daß auch namhafte Fachärzte der Frauenheilkunde eineiige Zwillinge aus vornehmer Familie (Töchter eines hohen Staatsbeamten, wie man sich bis dahin zugeflüstert hatte...) nicht von Mädchen aus Berlin N differentialdiagnostisch zu unterscheiden vermögen. Sogar außerordentliche Professoren, bekannt als strenge Prüfer im Staatsexamen, die — warum soll man es verschweigen? — Einpaukkurse zu dreißig Mark („mindestens zwanzig Teilnehmer") veranstalten, haben sich bei diesem Casus in der Diagnose geirrt!

Der deutsche Medizinerstand darf bekanntlich nur die Tüchtigsten des Volkes beherbergen. Ein außerordentlicher Professor, der keine Bedenken trägt, seine Studenten, die das Examen bei ihm ablegen wollen, für dreißig Mark in einem „Einpaukkurs" vorzubereiten, ist nun zweifellos recht tüchtig, fast schon tüchtiger, als es mit den guten Sitten in Einklang zu bringen ist. Und ein so tüchtiger Medizinmann konnte von einem Mädchen aus der Wichertstraße, das ihm das Blaue vom Himmel vorschwindelte, ohne weiteres hereingelegt werden? Gab ihm gleich eine Doktor-Arbeit über „Die eineiigen Zwillinge der Erb von Schönaich-Carolath"? In seiner Klinik konnte es geschehen, daß das Mädchen ohne Kontrolle der Ausweise „Examensgeburten" machen durfte? Nun, man wird

das Mädchen mit der eineiig-aristokratisch-proletarischen Herkunft bestrafen, man wird in Zukunft Ausweise verlangen, man wird „sieben" und die Prüfungen erschweren, so daß es nur den Tüchtigsten und nur mit Hilfe der Einpaukkurse der Prüfer in der Frauenklinik gelingen wird, das Examen zu bestehen. Aber der Hauptmann von Köpenick kommt in immer neuer Gestalt.

Stephan Heinroth

Überschrift: Putativ-Notwehr

Am 13. Juli sprach in Mülheim-Ruhr der Doktor Goebbels. Anschließend bewegte sich ein Nazifackelzug am Haus der Freien Gewerkschaften vorbei. Die Nazis warfen mit Wasserflaschen und Steinen nach einer Fahne der Eisernen Front und später brennende Fackeln in die Wohnungen des Gewerkschaftshauses. Ein einziger Nazi wurde als Täter von der Polizei ermittelt, der nun vor dem Richter stand. Er war geständig. Er verteidigte sich damit, es sei aus dem Haus mit Gegenständen nach ihm geworfen worden. Das sei zwar nicht der Fall gewesen, stellte das Gericht fest, aber, argumentierte es weiter: er habe die von den Nazis gegen das Haus geworfenen und von dort zurückgefallenen Gegenstände als ein Bombardement auf sich ansehen können. Es billigte ihm Putativ-Notwehr zu und sprach ihn frei.

Franz Krey

Zeichen und Bilder

Die neue Malerei will den Raum in allen Dimensionen, in seiner vom Leben erfüllten Gesamtheit unabgeschwächt realisieren. Sie bringt ihn also auf eine optische Ebene, auf der alle Punkte mit der gleichen Entschiedenheit gegenwärtig, in den Vordergrund gerückt, zur Frontalität ausgerichtet sind. Diese Konzentration ist nur in der Fläche, nur durch Farbformen möglich, die, jeder einschränkenden illusionistischen Verquickung mit dem leibhaften persönlichen Sehen entzogen, nicht als vereinzelnde Abbilder sondern als Sinnbildzeichen von universaler Beziehungsweite ihrer baugesetzlichen, dynamischen und rhythmischen Funktionen stehen. Die neue Malerei verzichtet auf den räumlichen Augenschein des Vielen in der Welt, um eine Vision vom Lebensraum des Ganzen zu gewinnen. Das ist der Sinn, die geistige Grundspannung ihrer ungegenständlichen „Ornamentik".

Wie vollendet diese Raumvision in ihrer Geschlossenheit sein kann, wie überwältigend in ihrer Bewegungsfülle und wie prägnant in ihrer Rhythmik, das erweist sich vor allem an den Bildern von Gleizes und Herbin, die im ersten Heft der internationalen Zeitschrift ‚Abstraction-Création' abgebildet sind. Das Heft ist das eindrucksvolle Dokument einer Künstlervereinigung, die die Kunst der reinen Form pflegen will, mit Ausschluß aller gegenständlichen und literarischen Elemente. Diese reine Form ist für das realistisch-impressionistische, durch Photo und Film zum geläufigsten Massengut gewordene Sehen bestenfalls geschmackvolles „Flächenmuster", Ornamentik ohne jede notwendige Zuordnung zur Wirklichkeit. Die Raum- und Bewegungsvisionen von Herbin und Gleizes zeigen, wie sehr die „Ornamentik" dieser Maler von Urbildern und Universalien der Wirklichkeit gezeichnet ist. Der Zusammenhang ist so unmittelbar und sinnvoll wie der zwischen Gesicht und Charakter.

Nicht alles im Heft der ‚Abstraction-Création' hält einer solchen Betrachtung stand. Die Auswahl hätte strenger sein müssen, weniger wäre mehr gewesen. Aber im ganzen ist diese Veröffentlichung trotzdem ungemein wertvoll. Wer mit dem Zustand der bildenden Kunst in Deutschland, ihrer reaktionären oder charakterlos vermischten Ausstellungen und Veröffentlichungen unzufrieden ist, der wird in diesem Heft zumindest eine Gelegenheit zur klärenden

grundsätzlichen Auseinandersetzung finden. (Es ist gegen 20 Francs zu beziehen von A. Herbin, 26 Boulevard Masséna Paris 13.) Ohne auf die überraschende Vielfalt ihrer visionären und konstruktiven Phantasien einzugehen, seien einige Künstler genannt: Doesburg, Mondrian, Vantongerloo und Vordemberge-Gildewart, Baumeister, Gleizes, Herbin, Kupka, Schwitters, Valmier und Villon, Gabo und Pevsner. Ihre Werke bewegen sich in geometrischen Planungen oder nehmen diese zum Kern einer organisch beschwingten Entfaltung. Es sind formale Gleichnisse, Verklärungen und Utopien, aus dem Geist der Zivilisation und des Fortschritts geboren. Arp, Foltyn und Séligmann dagegen schaffen biologische Urzeichen, elementare, zugleich trieb- und ideenbeseelte Naturwesen. In diesen mitunter agressiv-phantastischen irrationalen Gebilden ist gleichsam ein Samenfädchen, ein Infusorium, eine Eizelle für die ganze Welt gesetzt. Fortschritt und Zivilisation kommen schlecht weg dabei.

Arp ist letzte Einschrumpfung und Vereinsamung, ist nackte Daseinsangst des Persönlichen, die sich selbst grimmassiert. Zeitdienstbeflissene, sich an Massen- und Volkskonstellationen betriebsam anschließende Dichter, Künster und Schriftsteller sollten inmitten ihrer sozialen Betriebsamkeit nicht versäumen, das eigene Herz einmal ganz erbarmungslos abzuhören. Ich weiß nicht, ob sie den Dadaismus eines Hans Arp auch dann noch nur als leichte Randbemerkung zu Kunst und Leben betrachten werden. Diese oft humorvollen, immer „lächerlich primitiven" Zeichenbilder weisen auf schreckliche Abgründe der Existenz. Wann wird es endlich in Berlin eine Kollektivausstellung von Hans Arp geben?

Weiter ist in Kladno (Tschechoslowakei) im Verlag der Zeitschrift ‚Nase Cesta' ein kleines Heft erschienen: „Soziale Grafik" mit neunzehn Abbildungen von Alma, Arntz, Hoerle, Krinski, Seiwert, Tschinkel. (Zu beziehen für 25 Pfennig in Briefmarken durch die Administration a bis z Köln-Mühlheim, Mesmerstraße 1.) Die einführenden Worte von Bretislav Mencák verdienen es, fast ungekürzt zitiert zu werden: „Die Maler dieser internationalen Auswahl wollen nicht neuen Wein in alte Schläuche gießen. Sie knüpfen an solche Formen an, wie es der Inhalt verlangt, dessen Tendenz schon Elemente des neuen Weltbildes enthält. Diese Formen sind vom Formmaterial des bürgerlichen Realismus und seiner Armeleutekunst ebenso entfernt wie die heutige Typographie von verschnörkelten Pergamenthandschriften: ihr Inhalt und thematischer Ausgangspunkt ist die wichtigere Realität der Mechanisierung, der Kollektivisierung, der Überwindung des Individualismus. Für solche Abschnitte dieser sozialen Wirklichkeit wird hier der graphische Ausdruck gesucht, der die klassenmäßigen Zusammenhänge und Gegensätze unmittelbar aufzeigen soll, in einer klaren, zeichenartigen und Allen verständlichen Sprache des Malers zur Masse."

Diese zum einprägsam rhythmischen Ornament vereinfachte Zeichensprache weiß jede Figur, Situation und Handlung so typisch zu gestalten, daß sie für tausend gleiche steht. Mit bildnerischen Qualitäten im Sinn des farbig oder tonig modellierten gegenständlichen Augenscheins hat sie freilich nichts gemein. Sie muß jedem Realisten-Impressionisten dürftig und sinnlich verkümmert erscheinen. Ihm sei ein Satz aus dem kleinen aber bedeutsamen Buch des Malers Otto Nebel: Worte zur rhythmischen Malerei (Dion-Verlag, Dresden-A. 21) aufs Merkblatt geschrieben: „Ein Maximum an realen Daten bei einem Minimum an rhythmischen Beziehungen — das bleibt die Kennformel für alles Unvornehme, Minderwertige, Abwegige in den Künsten."

Ernst Kállai

Gumbel und Ossietzky

Aus dem Beschluß des badischen Kultusministers gegen Gumbel:

Dieselbe Eigenart kommt auch darin zum Ausdruck, daß Professor Dr. Gumbel vor Beginn seines Vortrags eine Einzeichnungsliste für den wegen Landesverrats rechtskräftig verurteilten C. v. Ossietzky in Umlauf setzen ließ. In der von den Studierenden zu unterzeichnenden Erklärung war der Verurteilte als „ein Mann von untadeliger Gesinnung" bezeichnet. Der Angeschuldigte hat die Belege zu diesem Schritt selbst zu den Akten gegeben. Offensichtlich hat sich ihm nicht die Frage aufgedrängt, ob nicht ein derartiges Eintreten für einen wegen Landesverrats Verurteilten die Studierenden zu der Auffassung verleiten könnte, daß ein akademischer Lehrer das Delikt des Landesverrats als solches nicht als ehrenrührige, die Grundlagen der staatlichen Ordnung gefährdende Verfehlung betrachte.

Die Soziologie des kleinen Moritz

Familie, Habe und Heimat sind dem Staat untergeordnet, sie dienen dem Staate, nicht ist der Staat für Familie, Habe und Heimat da.

Darum ist der Kriegerstand der erste Stand im Staate. Das Kleid des Kriegers heißt des Königs Rock. Wer des Königs Rock trägt, ist königlich und hat im Benehmen und Handeln die Königlichkeit darzustellen. Der zweite Stand ist der Stand der Beamten; sie sind Krieger in Zivil. Zivil ist freilich immer ein bißchen komisch, aber es muß das auch geben. Der König kann sogar das Zivil erträglich machen. Der dritte Stand sind die Bauern. Die waren vom Anfang der Welt an da und müssen schwer arbeiten. Darum gebührt ihnen die Ehre. Der vierte Stand sind die Gewerbe- und Handeltreibenden. Die sind für die Staatsfinanzen wichtig, deshalb muß man sie gelten lassen. Außerdem gibt es seit einiger Zeit noch Menschen im Staat, die das tun, was früher nur die Juden taten: sie erwerben viel Geld und machen mit ihrem vielen Geld viel her. Diese Menschen dürfte es eigentlich nicht geben, und man hält sie sich am besten vom Leibe.

Aus ‚Preußen muß sein' von Wilhelm Stapel

Welsches Vorbild

„Ein Deutscher", der sein Hirn in Heidelberg verloren hat, schreibt den ‚Heidelberger Neuesten Nachrichten':

„In den Konfektionsgeschäften sieht man jetzt vielfach Kleider in den französischen Nationalfarben blau-weiß-rot ausgestellt. Es ist bezeichnend für den Nationalstolz unsrer Nachbarn, daß sie jetzt auch ihre Farben der Damenmode aufzwingen wollen. Andere Nationen haben dies erkannt und die Mode in ihre Landesfarben umgeändert. Der deutsche Michel scheint aber wieder zu schlafen, und es ist nur zu hoffen, daß die deutsche Frau Nationalgefühl genug besitzt, die französische Farbenzusammenstellung abzulehnen. Die deutsche Konfektion hat noch nicht einmal einen Herrenbinder in den Farben Schwarz-weiß-rot herausgebracht, obgleich breite Streifen jetzt doch so Mode sind und mancher Herr diese Zusammenstellung gern tragen würde. In Heidelberg sind sie jedenfalls nicht zu finden."

Ja, der Schlips auf dem Dach und die Fahne vorm Chemisett, da kann der Weltfrieden nicht ausbleiben. Prost Frankreich, wir kommen mit einem beträchtlichen breiten Streifen nach.

Tim Bowie

Liebe Weltbühne!

Vor ein paar Tagen entlieh ich der badischen Landesbibliothek Karlsruhe die Novellen C. F. Meyers. In der Novelle „Das Amulett" charakterisiert Meyer den französischen Admiral Coligny mit den Worten: „Er schaute wie ein Richter in Israel." Mit Blei fand ich an dieser Stelle ein Sternchen und daneben die Anmerkung: „Du willst Protestant sein und Deutscher und vergleichst einen Deiner besten mit Juden!"

Antworten

Ernst Friedrich. Ihr Buch „Festung Gollnow" ist vor etwa sieben Monaten beschlagnahmt worden. Die Begründung war, wie in allen andern Fällen, äußerst dürftig, und die Aufhebung des Verbotes ist somit nur allzu gerechtfertigt. Jetzt ist es aber an der Zeit, über einen Punkt zu sprechen, den wir damals aus der Diskussion gelassen haben, weil man nicht gern gegen ein Buch polemisiert, das dem Zensor zum Opfer gefallen ist. Sie führen in Ihren Aufzeichnungen heftig Klage über die bösen Kommunisten, die Sie so niederträchtig in Gollnow schikaniert hätten; Sie schreiben weiterhin etwas von dem Schlemmerleben, das die Festungsgefangenen führen, und meinen zum Schluß etwa, Festung sei keine Strafe sondern eher eine Belohnung. Inzwischen ist die Strafvollstreckung für die Festungshaft erheblich verschärft worden, und überall hört man auch Klagen über schlechtes Essen. Sehen Sie, das müssen wir Ihnen zum Vorwurf machen, daß Sie den Reaktionären das Material an die Hand geliefert haben, auf Grund dessen sie dann den Gefangenen ihr Los erschweren konnten. Lieber Ernst Friedrich, Sie sind ein Wahrheitsfanatiker, aber wäre es nicht besser gewesen, Sie hätten sich vor Niederschrift Ihres Buches überlegt, was Sie anstellen? Das Leben in Gollnow mag noch so herrlich gewesen sein, Freiheit ist Freiheit, das dürfen Sie nicht vergessen. Auch sollten Sie einmal in Ruhe darüber nachdenken, ob nicht das Ihnen eigentümliche Unvermögen, sich einzufügen, schuld an den Nörgeleien Ihrer kommunistischen Mitgefangenen war. Die Nazis oder andre, parteilose, Gefangene von Gollnow haben sich nie über Ähnliches beschwert. Die Kommunisten sind gewiß keine Engel, aber sie haben es nicht verdient, daß ein linker Mann dazu beiträgt, ihnen den Aufenthalt auf der Festung zu erschweren.

‚Reichsbote'. Du bedauerst, daß General von Schönaich und Hellmut von Gerlach nicht schon längst „mit der Hundepeitsche aus Deutschland hinausgetrieben worden sind". Diese Art der Widerlegung pazifistischer Anschauungen scheint dir orthodoxem Pastorenblatt wohl als die einzig mögliche? Zu einer geistigen Auseinandersetzung reicht das Köpfchen wohl nicht?

Ludwig Hohlwein. Sie sind nun glücklich zum Plakatmaler der Nazis avanciert. Ihren neuen Freunden kann man nur gratulieren, Ihnen weniger.

‚Deutsche Zeitung'. In deinen Spalten wird mit Eifer darüber diskutiert, ob Herr v. Papen als Frontsoldat oder nur als Etappenhengst zu qualifizieren sei. Eure Sorgen! Bismarck ist bestimmt nie Frontsoldat gewesen, und war doch nach eurer Auffassung der beste aller Reichskanzler. Oder haltet ihr Papen ob seiner viermonatigen Tätigkeit an der Front für Bismarck überlegen?

Prinz Eitel Friedrich. Auf einem der vielen Bilder vom Stahlhelmtag sieht man Sie breit und behäbig neben Ihrem kronprinzlichen Bruder sitzen. Bei näherer Betrachtung drängt sich eine Frage auf, um deren Beantwortung wir Sie höflichst gebeten haben möchten. Wie machen Sie sich nur bei Ihrem enormen Bauchumfang die Wickelgamaschen fest? Das muß doch gar nicht so einfach sein.

‚B. Z. am Mittag.' Der Begrüßungsartikel, den du dem Stahlhelm gewidmet hast, gibt dem ‚Ring' des Herrenklubs Anlaß zu der Frage, ob man einen solchen Artikel nicht eher in der ‚Kreuzzeitung' oder in der ‚Deutschen Tageszeitung' oder in der ‚Börsenzeitung' erwartet haben sollte. Fühlst du dich sehr geschmeichelt durch den Gedanken an die Möglichkeit einer solchen Verwechslung?

Rundfunkkommissar Doktor Scholz. Sie sind nicht mehr Pg. Recht so. Bei diesen unsichern Zeiten kann man wirklich nicht

wissen, ob die Nazis jemals Regierungspartei werden. Da ist es wohl besser, man gehört, solange die Regierung „überparteilich" ist, lieber keiner Partei an, was einen ja nicht hindert, später, wenn ein andrer Wind weht, wieder einzutreten. Hoffentlich verbiegen sie sich Ihren Charakter bei dem ständigen Wechsel nicht allzusehr.

Fridericus. Du hast dir wirklich einen Gentleman zur serienweisen Anfertigung von Verleumdungsartikeln gegen die Pazifisten zugelegt! Jetzt verdächtigt der feine Mann sogar die persönliche Integrität Professor Foersters, von dem du schreiben läßt, daß er „im teuersten pariser Viertel wohne". Wer je Professor Foerster in seiner überaus bescheidenen Wohnung in der Rue de la Pompe besucht hat, fragt sich, ob der Herausgeber des ‚Fridericus' sich wohl mit solchen Zimmerchen begnügen würde.

Kaiserlich russischer Gesandter in Bukarest. Sie gibt es also noch. Da die diplomatischen Beziehungen zwischen Rumänien und der Sowjetunion noch nicht aufgenommen worden sind, hat die Union also auch keinen Gesandten in Bukarest. Sie stehen aber auf dem Standpunkt, die Regierung des Zaren habe Sie nicht abgerufen. Also bleiben Sie da und spielen mit dem alten Personal und einem ebenso alten Auto den Gesandten von Niemandsland. Man erzählt sich, Sie seien eifrig bemüht, das Zustandekommen normaler Beziehungen zwischen Rußland und Rumänien zu verhindern. Bitter ist es nur für Sie, daß Sie nicht mehr wie früher drei Millionen Rubel jährlich beziehen. Verkloppen Sie vielleicht so ganz allmählich das gesamte Inventar der Gesandtschaft? Hoffentlich werden Sie dereinst, wenn endlich auch Rumänien die diplomatischen Beziehungen zu Rußland aufgenommen haben wird, sorgfältig in Watte gepackt nach Moskau transportiert, um dort ins Museum einzugehen als Symbol eines aufrechten Mannes, der mit einer alten Benzinschaukel den Kampf gegen ein Faktum aufgenommen hat, das nun schon seit fünfzehn Jahren nicht mehr aus der Welt hinwegzudiskutieren ist.

F. H. S. in Friedenau. Die Reichsverfassung bestimmt in Art. 43: „Vor Ablauf der Frist kann der Reichspräsident auf Antrag des Reichstags durch Volksabstimmung abgesetzt werden. Der Beschluß des Reichstags erfordert Zweidrittelmehrheit." Praktisch wirksam dürfte diese Bestimmung kaum werden, da der Reichspräsident ja immer in der Lage ist, dem Reichstagsbeschluß durch Auflösung vorzubeugen.

Kurt Hiller. Ihr in den Nummern 34 und 35 erschienener Aufsatz „Über die Ursachen des nationalsozialistischen Erfolges" ist als Flugschrift unter dem Obertitel „Selbstkritik links!" zum Preise von 30 Pfennigen im Verlag von Wolfgang Richard Lindner, Leipzig, erschienen.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1932

einzuzahlen, da am 10. Oktober 1932 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Deutschland kreist sich aus

von Hellmut v. Gerlach

Noch heute gibt es viele Millionen von Deutschen, die fest davon überzeugt sind, Deutschland sei vor dem Weltkrieg von dem schlauen Eduard VII. systematisch eingekreist worden.

In Wirklichkeit hatte der kluge, aber keineswegs deutschfeindliche Engländer nur die Konsequenz daraus gezogen, daß sein Neffe sich den englischen Bündnisangeboten gegenüber schroff ablehnend verhalten hatte. Er sah die Sabotierung der beiden Haager Friedenskonferenzen durch den deutschen Kaiser, er sah Deutschlands fieberhafte Aufrüstung zu Wasser und zu Lande, und er wußte, daß Deutschland auf keinen Fall mit England gehen wolle. Sehr naheliegende Folgerung für ihn: Wilhelm hat böse Absichten, darum muß ich mir, für den Fall des Falles, Bundesgenossen suchen.

Eduard trat seine erfolgreichen politischen Geschäftsreisen zu den Höfen Europas an. Jeder Deutsche, der im Ausland Bescheid wußte, kannte die Stimmung der Welt gegenüber Wilhelm II. Nur Wilhelm selbst und seine Regierung kannte sie nicht. Bethmann Hollweg war wie aus den Wolken gefallen, als ihm Ende Juli 1914 der englische Botschafter Goschen die Augen öffnete. Eben noch hatte man auf die angelsächsischen Vettern gerechnet. Jetzt erging die Parole: Gott strafe England!

Gott hat es nicht gestraft. Aber der Wunsch, daß er es doch noch tun möge, beginnt wieder bei uns rege zu werden, nachdem man zehn Jahre hindurch England als heimlichen Bundesgenossen gegen Frankreich angesehen hatte.

Man fällt bei uns gewohnheitsmäßig aus den Wolken. Herrn v. Papen ist es eben genau so gegangen wie 1914 seinem Kollegen Bethmann. Von Frankreich hatte man Ablehnung des deutschen Aufrüstungs-Memorandums erwartet. Aber von England erhoffte man Unterstützung. Und bekam statt dessen eine Antwort, neben der sich die französische beinahe wie eine verhüllte Liebeserklärung ausnimmt.

Wie war es möglich, daß man sich in Berlin derart über die Stimmung in England täuschen konnte? Einfach deshalb, weil man heute wieder bei uns an amtlicher Stelle Wunschträume für Realitäten nimmt, weil man keinen Schimmer von Völkerpsychologie besitzt.

Ein Teil der Forderungen des deutschen Memorandums ist begründet. Ganz besonders begründet ist die Forderung, daß nun endlich eine wesentliche Abrüstung der Andern erfolge. Mit einem solchen Programm hat Deutschland fast alle Völker der Erde auf seiner Seite.

Der tödliche Fehler der deutschen Diplomatie — man verzeihe mir den Gebrauch dieses Wortes in diesem Zusammenhang — liegt darin, daß sie hinter den Abrüstungswünschen

für die Andern die eignen Aufrüstungswünsche allzu deutlich durchschimmern läßt, daß neben oder vielmehr über Neurath immer Schleicher auftaucht, daß der Verhandlungston von Kommandorufen übertönt scheint.

Deutschland ist heute so isoliert, wie es seit dem Weltkrieg nicht mehr war.

Als am 23. Juli die Abrüstungskonferenz über die Resolution ihrer Kommission abstimmte, gesellte sich zur Neinstimme Nadolnys wenigstens noch die Litwinows.

Jetzt ist das Abrüstungsbureau in Genf vollzählig zusammengetreten. Auch Litwinow ist da. Nur Nadolny fehlt. Es gibt keinen Staat der Erde, der Neigung bekundet, sich mit Deutschland solidarisch zu erklären.

Der altpreußische Militarismus war wenigstens ein Machtfaktor, ein höchst unerfreulicher, aber immerhin.

Der neupreußische Militarismus ist nur ein Ohnmachtsfaktor. Daß er ein Machtfaktor werden könnte, das zu verhüten ist der Wunsch aller Völker. Darum schließen sie sich instinktiv gegen ihn zusammen. Nicht vor der Quantität der Rüstungen haben sie so sehr Angst wie vor der Qualität des Geistes, der hinter den Rüstungen steht. Tausend Tanks in der französischen Armee scheinen ihnen minder bedrohlich als zehn Tank-Attrappen im deutschen Odermanöver. Denn sie glauben an den französischen Friedenswillen, aber sie zweifeln an dem deutschen.

Ob dieser Zweifel berechtigt oder unberechtigt ist, darauf kommt es nicht an. Er ist da. Er beunruhigt die Welt. Er entscheidet die Stimmung gegen uns.

Die Franzosen sagen: qui trop embrasse, mal étreint. Das deutsche Rüstungsmemorandum war ein diplomatischer Offensivakt, der für sich allein die internationalen Verhandlungskosten auf lange hätte decken können. Aber die Regierung Papen begleitete ihn mit andern Aktionen, die der Welt als realistischer Kommentar zu dem wahren Geist des Memorandums erscheinen.

Da ist der Bau des Panzerkreuzers C. Brüning hatte ihn aufzuschieben versprochen, um die Arbeiten der Abrüstungskonferenz nicht zu stören. Papen hält ihn für unaufschiebbar, obwohl die deutsche Finanzlage sich inzwischen nicht grade gebessert hat. Als die sehr militärfromme ‚Vossische Zeitung' ihn ankündigte, sah ihre erste Seite so aus:

Überschrift rechts — Panzerschiff C wird gebaut.
Überschrift links — Notschrei aus dem Saalkreis, Gemeinde Ammendorf zusammengebrochen.

Da ist das Reichskuratorium für Jugendertüchtigung. An der Spitze steht der General a. D. von Stülpnagel, seine rechte Hand ist der Major a. D. von Olberg, der bisher Leiter des Akademischen Wehrsportlichen Verbandes war. Es sollen zwanzig Lager eingerichtet werden, in denen je hundert bis zweihundert junge Leute immer drei Wochen lang ertüchtigt werden. Die Schulleiter sollen zumeist ehemalige Offiziere sein, die Lehrer desgleichen, unter Hinzunahme von ehemaligen

Polizeioffizieren und Unteroffizieren. Mit der Waffe sollen die jungen Leute nicht ausgebildet werden, aber:

> Für den eigentlichen Ausbildungszweck, die Geländeübungen, werden an die Teilnehmer größere Marschanforderungen mit 25 Pfund schwerem Gepäck gestellt. Auch der Gebrauch von Karte und Kompaß soll geübt werden. Weitere Programmpunkte sind: Entfernungsschätzen, Gelände-Beurteilen, Abfassen von Meldungen und Skizzen und dann alle Arten von Geländespielen. Dazu gehört auch die Handhabung der gebräuchlichsten Nachrichtenmittel, Fernsprechen, Winken, Blinken und Ähnliches. Der Geländesport dient der Erziehung der deutschen Jugend zu wehrhaften Männern.

Da ist der große deutsche Diplomatenschub. Herr v. Schubert, der mit Stresemann zusammen die deutsch-französische Annäherung als Zentralproblem der europäischen Politik behandelt hatte, war durch Curtius aus dem maßgebenden Staatssekretariat entfernt und im fascistischen Rom zur Hälfte kaltgestellt worden. Jetzt wird er, unser verdientester Diplomat, ganz aus dem Verkehr gezogen. Sein Nachfolger wird der Schwiegersohn des Herrn v. Tirpitz, Herr v. Hassel, bisher Gesandter in Belgrad. Herr v. Hoesch muß aus Paris verschwinden, nachdem er dort zehn Jahre lang mit besonderem Nutzen der Politik Stresemann-Briand gedient hat. Im auswärtigen Dienst wird gesäubert, wie Herr Bracht in Preußen und Herr Scholz im Rundfunk gesäubert hat. So wird allgemeine Homogenität erreicht.

Auch Kleinigkeiten müssen erwähnt werden, weil sie dem Inland zwar meist unbekannt bleiben, vom Ausland aber als Symptome und darum nicht als Kleinigkeiten bewertet werden.

Da ging soeben in Mitteldeutschland in dem Orte Roßbach ein großer Festrummel zur Erinnerung daran vor sich, daß vor 175 Jahren dort Fridericus die Franzosen geschlagen hat. Die Schlacht fand am 5. November 1757 statt. Die Erinnerungsfeier hat man vorverlegt, wahrscheinlich um der angenehmeren Temperatur willen. Neben Stahlhelm und Kyffhäuserbund hat sich die Reichswehr offiziell beteiligt. Ein Feldgottesdienst krönte die Feier, und alles sang: Herr, mach uns frei!

Da wurde am 11. September in Bad Kreuznach vom Semper-talis-Bund der Garde eine Tagung veranstaltet, in Gegenwart des Landrats und andrer Amtspersonen. Kurdirektor Major Prausnitzer schwärmte für die Parole: Mit Gott für König und Vaterland. Die pièce de résistance aber war eine Rede des Prinzen Eitel Friedrich. Drohend rief er unter stürmischem Beifall nach Westen hin: Wenn Ihr nicht abrüstet, dann rüsten wir auf! Und seinem eignen Volk verkündete er:

> Gehorsam muß das Volk wieder lernen, dann kann man auch wieder seine Kompanie mit Zuversicht vor den Feind führen.

Kleinigkeiten, jawohl! Aber die Kleinigkeiten häufen sich. Und der Reichsfechtbund hatte recht mit seiner Parole: Viele Wenig machen ein Viel.

Das Ausland summiert alle diese Kleinigkeiten und subsumiert sie unter dem Begriff: Wiedererwachen des borussischen Militärgeistes.

Léon Blum, der Führer der französischen Sozialdemokratie, hat immer leidenschaftlich das Recht der Deutschen auf stärkste französische Rüstungsminderung vertreten. Jetzt aber wendet er sich entschieden gegen den deutschen Boykott der Abrüstungskonferenz.

Wladimir d'Ormesson, der seit Jahren für deutsch-französische Annäherung und für Rüstungsbeschränkung Frankreichs kämpft, schreibt im ‚Temps':

Deutschland beschwert sich, daß es von Enttäuschung zu Enttäuschung getrieben werde. In Wahrheit schreitet es selbst von Irrtum zu Irrtum. Es beklagt sich über die ihm angelegten Ketten. Diese Ketten schmiedet es sich selbst. Nur Stresemann hat sie zu lockern gewußt. Aber Stresemanns Politik wird heute in Deutschland verfemt.

Selbsterkenntnis soll der erste Schritt zur Besserung sein. Die Inhaber der Macht in Deutschland sind entrüstet über die englische Antwort. Von Selbsterkenntnis scheinen sie noch fern zu sein.

Manchmal hat man den Eindruck, daß unsre Außenpolitik nicht von Generalen inspiriert werde, sondern von Kadetten.

Der Volksentscheid der SPD

von Hanns-Erich Kaminski

Wer den Nullismus für das größte Unglück der deutschen Linken hält und den beiden Arbeiterparteien unaufhörlich ihre Passivität vorwirft, der darf nicht nörgeln, wenn nun eine von ihnen endlich etwas unternimmt. Seien wir froh über jeden Anfang!

Der Volksentscheid, den die SPD gegen den sozialpolitischen Teil der letzten Notverordnung eingeleitet hat, ist in jedem Fall eine Aktion. Das allein ist nicht wenig. Aber es ist auch eine nützliche und erfolgversprechende Aktion. Und das ist noch mehr.

Wenn ich sage: erfolgversprechend, so meine ich damit nicht, daß der Volksentscheid bestimmt zur Aufhebung der Maßnahmen, gegen die er sich richtet, führen wird. Selbst wenn er durchgeht, kann die Regierung, wie es Brüning schon einmal getan hat, die beanstandeten Stellen ihrer Notverordnung aufheben — und durch andre, ähnliche ersetzen. Das würde zwar die Einrichtung des Volksentscheids genau so zunichtemachen, wie Brüning durch seine Umgehung eines Reichstagsbeschlusses seinerzeit ein verfassungsmäßiges Recht des Parlaments zerstört hat, aber wir leben eben im Jahre 1932.

Indessen kommt es bei einer Aktion nicht nur darauf an, daß sie ans Ziel führt. Es genügt schon, wenn sie Massen in Bewegung setzt und ihnen das Gefühl gibt, sich sammeln und kämpfen zu dürfen. Das Grundübel der sozialdemokratischen Politik war bisher grade das Bemühen, bloß „positive Erfolge" zu erreichen, mochten sie auch nur in der Eroberung eines Landratspostens bestehen. Zur Politik gehört jedoch auch die Agitation, sie ist überhaupt erst die Voraussetzung jedes Wirkens. Wenn das die Sozialdemokratie zu begreifen beginnt, ist es ein wahres Glück — auch für sie selbst.

Selbstverständlich läßt sich mancherlei gegen diesen Volksentscheid sagen. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, einen mehr umfassenden, mehr programmatischen Gegenstand zu wählen. Versucht man ihn zu finden, so zeigt sich freilich sehr bald, daß es kaum eine allgemeine Frage gibt, in der auch nur die Linke einig ist, geschweige, daß es ihr gelingen könnte, mit ihrer Hilfe ins Lager der Reaktion einzubrechen.

Der Kampf gegen den Lohnabbau und für die Erhaltung der sozialen Gesetzgebung wird allerdings die Mittelschichten zunächst gleichgültig lassen, die zu gewinnen eine der Hauptaufgaben der Linken ist. Um so mehr muß er die Arbeiterklasse packen. Und in einem Augenblick der Mutlosigkeit und Desorientierung wie diesem ist es höchst notwendig, erst einmal den eignen Leuten eine Parole zu geben.

Früher zitierten sozialdemokratische Redner gern den Heinevers:

> In hungrigen Magen Eingang finden
> nur Suppenlogik mit Knödelgründen.

Das deutsche Proletariat hat immer wieder bewiesen, daß es für seine Ideale zu jedem Opfer bereit ist. Aber heute muß ihm näher als jede politische Frage die Sorge um seine Existenz stehen. Der Kampf gegen weitern Lohnabbau und gegen die Zertrümmerung der Versicherungen ist tatsächlich ein Kampf ums Brot. Er stellt der Phraseologie des Herrenklubs „Suppenlogik mit Knödelgründen" entgegen. Darin liegt seine Unwiderstehlichkeit.

Auch die nationalsozialistischen Arbeiter werden sich dem nicht entziehen können. Es dürfte für Hitler gleich schwer sein, seinen proletarischen Anhängern die Teilnahme an dem Volksentscheid zu verbieten wie ihnen zu sagen, daß der Marxismus sich damit für ihr wichtigstes Interesse einsetzt. So bietet sich hier eine ausgezeichnete Gelegenheit, Hitler zu entlarven. Denn auch die Entlarvungstaktik, über die die Sozialdemokraten sonst immer gespottet haben, gehört zur Politik.

Am wenigsten stichhaltig von allen Einwänden gegen den Volksentscheid ist der kommunistische, es handle sich nur um ein Betrugsmanöver; und zwar darum, weil er sich nicht gegen die ganze Notverordnung richte sondern nur gegen ihren sozialpolitischen Teil, also vom Kampf gegen das ganze System der Präsidialdiktatur ablenke.

Sachlich geht diese Behauptung fehl, weil ein Volksentscheid über die ganze Notverordnung gar nicht möglich ist. Der Artikel 73 der Reichsverfassung bestimmt nämlich:

> Über den Haushaltsplan, über Abgabengesetze und Besoldungsordnungen kann nur der Reichspräsident einen Volksentscheid veranlassen.

Richtete der Volksentscheid sich auch gegen die wirtschaftspolitischen Teile der Notverordnung, so brauchte die Regierung ihn überhaupt nicht zuzulassen. Sie könnte sogar sagen, sie dürfe es nicht.

Darüber hinaus aber enthüllt die Haltung der Kommunisten einen entscheidenden Fehler ihrer gesamten Politik. Denn es ist klar: wenn man nur aufs Ganze gehen will und jeden Teilangriff ablehnt, muß man entweder Revolution machen oder nichts tun. Die KPD sieht selbst ein, daß sie jetzt keine Revolution machen kann. Folglich tut sie nichts. Das ist der Grund, weswegen die Partei immer mehr aus der Öffentlichkeit verschwindet, obgleich sie Wähler gewinnt.

Ob man seine Passivität staatspolitisch oder revolutionär nennt, macht jedoch nur in Leitartikeln einen Unterschied aus. In der politischen Praxis ist das Resultat genau das Gleiche. Heute kann jede Aktion nur eine Teilaktion sein. Wenn sie den Kommunisten nicht genügt, können sie sie kritisieren und sich bemühen, sie zu erweitern. Wenn sie sie von vornherein hemmen und bekämpfen, beweisen sie damit nur, daß ihre totalitäre Strategie zwangsläufig zu einer inaktuellen Deklamationspolitik führt.

Hoffentlich werden die Kommunisten bei ihrer Ablehnung, die ja vorläufig nur theoretische Bedeutung hat, nicht beharren. Sie können nicht leugnen, daß der Volksentscheid ein vitales Interesse der Arbeiterklasse berührt. Und lediglich aus Konkurrenzgründen können sie ihn erst recht nicht verneinen, nachdem sie bei dem Volksentscheid für die Auflösung des preußischen Landtags sogar mit den Nazis gemeinsame Sache gemacht haben. Im übrigen ist nicht einzusehen, warum die Teilnahme an diesem Volksentscheid der KPD nicht genügend Spielraum lassen sollte, um ihre eignen Ziele in den Vordergrund zu rücken.

Der Zeitpunkt ist außerordentlich günstig für die Einleitung einer Aktion. Die ganze Linke will heraus aus der Untätigkeit, überall spürt man die Sehnsucht nach einer Initiative. Und so begrenzt auch das Thema des Volksentscheids ist, richtig geführt, könnte er beleben und sogar begeistern. Allein durch die Tatsache, daß das Proletariat als Ganzes wieder kämpft, könnte er schließlich auch andre Schichten ergreifen, besonders wenn ihnen klar gemacht wird, daß jede weitere Schrumpfung der Konsumkraft zum völligen Ruin des Mittelstandes führen muß, der von seinen proletarischen Kunden lebt.

Bisher hat man freilich den Eindruck, die Sozialdemokratie wage nicht recht, sich zu ihrem eignen Kinde zu bekennen. Sie wartet erst ab, ob der Volksentscheid von der Regierung für zulässig erklärt wird, statt ihrerseits die Regierung unter Druck zu setzen. Soll ihr das ganze Unternehmen etwa nur dazu dienen, die unzufriedenen Mitglieder zu beschäftigen und abzulenken? Das wäre ein gefährliches Spiel; eine neue Enttäuschung könnte die Partei selbst am wenigsten vertragen.

Will die SPD den Volksentscheid zu einer wirklichen Volksbewegung machen, so muß sie aber vor allem ihren allzu selbstzufriedenen Stil ändern und ihren gesamten Apparat gründlich überholen und erneuern. Denn darüber kann kein

Zweifel sein: diese wie jede Aktion wäre sinnlos, wenn ihre Urheber, stolz, einmal einen guten Einfall gehabt zu haben, sich darauf wieder schlafen legen wollten.

Der Volksentscheid kann viel, er kann alles werden, wenn er nur das erste Glied in einer Kette fortgesetzter Handlungen ist. Ihn dazu zu machen, ist eine Aufgabe, der sich am wenigsten die Kommunisten entziehen dürften.

Hitler baut um von Jan Bargenhusen

Einer meiner Freunde hat einmal in vertrautem Kreise, als das Gespräch auf die Zukunft der SPD kam, gesagt:

> Ich bin doch nicht bei dieser Partei, weil sie so besonders gut ist, sondern im Gegenteil, weil sie so schlecht — ich meine: so unvollkommen — ist, weil man die in der Masse der Partei schlummernden Kräfte verhältnismäßig schnell entwickeln, verhältnismäßig leicht formen kann.

Das mag vor zehn oder zwölf Jahren gewesen sein, und ich weiß nicht recht, wie mein Freund heute über seinen damaligen reformerischen Optimismus urteilt. Aber ich muß noch oft an jenen Ausspruch denken — denn: wieviele Anhänger Hitlers und Mitglieder seiner Partei mögen heute, zur Rechtfertigung ihrer Parteizugehörigkeit, dieselben Worte gebrauchen —?

Es handelt sich bei diesen Leuten durchaus nicht um das „Treibholz", um die Massen, die bei den Wahlen von Partei zu Partei, von der Mitte nach rechts und vielleicht bald wieder nach ganz links wandern, sondern um entschiedene und eifrige Parteimitglieder, die, vom Standpunkt des „Braunen Hauses" aus, nur den einen entscheidenden Fehler haben: daß sie sich nicht kommandieren lassen sondern selbständig denken, daß sie den Kurs der Partei nach ihrem Kopf beeinflussen oder gar ummodeln wollen — daß sie die Partei nicht als Selbstzweck gelten lassen sondern die Macht der Organisation als Mittel zur Erreichung ihrer eignen Ideen ansehn. Die Zahl der Leute dieses Schlages ist in der NSDAP gewiß nicht klein. Rechnet man dazu alle übrigen Elemente, die vom Standpunkt der Parteileitung als unsichere Kantonisten gelten müssen — Opportunisten, Postenjäger, Politiker aus verletzter Ehre, Leute, die, von gewissen Ressentiments erfüllt, mit Hilfe der Parteimacht nur irgendwelche persönlichen Rachegelüste austoben wollen —, so kann man verstehen, daß der Stoßseufzer „Gott schütze uns vor unsern Pg-Freunden" im „Braunen Hause" recht oft zu hören ist. (Dabei ist, wohlgemerkt, nur von den einfachen Pgs und den kleinen Funktionären die Rede, nicht von den Prominenten, deren Cliquen untereinander einen schrecklichen Kleinkrieg führen — schrecklich deswegen, weil Jeder vom Andern viel zu viel weiß. Was sich da so abspielt, zumal in dem Klüngel um Rosenberg und seine baltisch-britischen Freunde, spottet eigentlich jeder Beschreibung.)

Eine andre Gefahr für den innern Zusammenhalt der Partei besteht in der Passivität allzuvieler Parteimitglieder, eine

weitere in der Rivalität zwischen den „zivilen" und den „militärischen" Instanzen, und schließlich ist auch der Meinungsstreit zwischen dem kapitalistischen und dem sogenannten proletarisch-gewerkschaftlichen Flügel ein höchst bedenkliches Faktum. Man kann es deshalb durchaus verstehen, daß Hitler, unablässig bemüht, die auseinanderstrebenden Elemente zusammenzuhalten, immer wieder versucht, Sicherungen in den Parteiapparat einzubauen, um unruhige Geister zu kontrollieren und laue Parteimitglieder zu aktivieren. Es ist ein Zeichen innerer Schwäche der Hitler-Bewegung, daß dieses Ziel lediglich durch Einsatz organisatorischer Maßnahmen angestrebt wird, wobei der dauernde Umbau naturgemäß eine ewige Unruhe in das Ganze bringt — aber es ist vielleicht auch umgekehrt ein Zeichen von Vitalität, daß man, sobald gewisse Mängel erkannt sind, sofort an Reformen im Aufbau der Partei herangeht.

*

Ehe die neueste Organisationsänderung im Hitler-Lager geschildert wird, sei noch ein Wort über den Begriff der „Passivität" gewisser Mitglieder der NSDAP gesagt — hier darf eine kleine Geschichte erzählt werden, die vielleicht doch nicht nur anekdotische Bedeutung hat:

Ein Großstädter, überzeugter Republikaner, besucht mit seinem Wagen während der Urlaubszeit die ländliche Verwandtschaft — in einer Provinz, deren bäuerliche Bevölkerung fast geschlossen für Hitler gestimmt hat — und nimmt dort an einer großen Dorfhochzeit teil. In seinem Auto soll das Brautpaar zum Standesamt und zur Kirche gefahren werden, und dabei erklärt er sich auch zu der Konzession bereit, den schwarzrotgoldenen Klubwimpel einzuziehen, um den vielen Nazis unter den Gästen kein Ärgernis zu bereiten. Aber sofort verwehrt ihm einer seiner nationalsozialistischen Vettern dies Vorhaben, mit den Worten: „Laß man schon stekken — dat Fahnchen flackert so hibsch im Winde!" Und so fuhren Nazi-Braut und Nazi-Bräutigam mit Schwarz-Rot-Gold zur Kirche.

Moral: Allzu tief sitzt der Nationalsozialismus noch nicht bei den Bauern — grade dort, wo die Bewegung sehr in die Breite gegangen ist, fehlt es ihr an Intensität.

*

Hitler baut also um — diesmal versucht er eine Neu-Konstruktion der SS, der „Schutzstaffeln", die schon von jeher besonders vertrauenswürdige Leute zusammenfassen sollten: als eine Art Garde der Parteiführung, im Gegensatz zur „Linientruppe" der SA-Leute. (Ursprünglich hieß SA „Sport-Abteilung" — so hat wenigstens einmal vor einem deutschen Gericht ein SA-Führer als Zeuge ausgesagt; heute weiß jedermann, daß die volle Firma „Sturm-Abteilung" lautet.) Aber jetzt werden die Kompetenzen der SS-Leute ganz genau festgelegt. Der einfache SS-Mann hat ohne Weiteres Offiziers-Rang — er ist demnach „im Dienst" der Vorgesetzte jedes SA-Zugführers (ich halte mich hier an die alten militärischen

Bezeichnungen, da die Hitler-Wehr ja genau nach preußischem Muster gegliedert ist; das Kauderwelsch der „neuen" Dienstrangstufen versteht ja doch niemand). Nur der SA-Kompagnieführer also steht im Range noch über dem einfachen SS-Krieger. Und während der Gauführer — der ja etwa in seiner Stellung, Hitlers Intentionen nach, dem preußischen Oberpräsidenten entsprechen würde — eine weitgehende Befehlsgewalt über die SA seines Bezirks hat, folgen die SS „im Dienst" lediglich den Weisungen ihrer eignen, direkt von München aus instruierten Führer.

Der Sinn dieser Bestimmungen, mit denen die SS zu einer Art gehobener Gendarmerietruppe gemacht werden — der Vergleich mit der Heeresgendarmerie und mit italienischen Vorbildern (Carabinieri) liegt nahe —, ist ziemlich klar zu erkennen: die SS von Hitler direkt instruiert und nur ihm verantwortlich, sollen eine neue durchgehende Verstrebung für den allzu stark in Etagen, das heißt regional gegliederten Parteiapparat abgeben. Hätte man nicht die Notwendigkeit empfunden, den Einfluß der Zentrale auf die dezentralisierte und unübersichtlich gewordene Parteiorganisation wieder zu verstärken, so wäre eine solche Reform gewiß überflüssig gewesen.

Von einer gewissen Bedeutung ist nun auch, daß die Auswahl der SS-Leute nicht nur unter der Perspektive erfolgt, besonnene und disziplinierte Leute in den neu aufgefüllten Formationen zu sammeln, sondern daß auch auf die „sozialistische" Note großer Wert gelegt wird. Aus den SS stammt das Wort, daß der Nationalismus dazu berufen sei, die steckengebliebene Revolution von 1918 zu vollenden und die Interessenten- und Cliquenwirtschaft der bürgerlichen Politiker überall, von der Reichsregierung angefangen bis zur letzten Dorfgemeinde, endgültig „hinwegzufegen". Ob dies Wort ehrlich gemeint ist —? Jedenfalls wird es geglaubt.

Natürlich sickert mancherlei von dem „neuen Geist", der in den SS kultiviert wird, bis zu den übrigen „gewöhnlichen" Pgs durch. Und dort, besonders bei Mittelständlern, Unternehmern und Landwirten, wird es nicht immer mit Beifall aufgenommen. Sozialismus — Revolution — das hört man nicht gern, ebensowenig wie ein normaler Beamter von dem Telegramm Hitlers an die Verurteilten von Beuthen erfreut sein kann. Da und dort äußert sich die Mißstimmung in Nörgeleien an der Parteiführung, in erbitterten Debatten über die „Richtung", in der Abkehr Sympathisierender, ja sogar vereinzelt bereits in Austrittserklärungen alter Pgs. „Und wenn nun noch der Papen mit seinem Wirtschaftsprogramm tatsächlich Erfolg hat — dann weiß ich nicht, wie das enden soll, dann laufen uns wahrhaftig eine Menge Leute davon." So hat dieser Tage einer der einsichtsvolleren Parteiführer gesagt.

*

Seitdem Herr von Schleicher, auf direkte Weisung Hindenburgs, seinen Frühstückstisch nicht mehr so oft für seine Protégés unter den Braunhemd-Trägern decken darf — seitdem sieht es überhaupt ein bißchen mulmig um die NSDAP aus.

Von Stein zu Papen-Bracht von * * *

Die Reichskommissare von Papen und Bracht, die seit dem 20. Juli 1932 an Stelle einer dem Parlament verantwortlichen Regierung kraft Artikel 48 der Weimarer Verfassung Preußen beherrschen, haben am 1. September eine „Verordnung zur Vereinfachung und Verbilligung der Verwaltung" veröffentlicht, deren Vorschriften in der Hauptsache am 1. April 1933 in Kraft treten sollen. Mit lobenden Artikeln in der Rechtspresse, mit Rundfunkreden haben sich die Väter und Unterzeichner dieser Verordnung feiern lassen oder selbst gerühmt. Ja im allen Ernst haben Bracht und Papen diese Verordnung selbst als eine der größten Verwaltungstaten seit der Stein-Hardenbergschen Reform bezeichnet. Und wenn man den Reden und Artikeln Glauben schenken wollte, so wäre grade auf dem Gebiete der Vereinheitlichung, der Reform der preußischen Verwaltung in den Jahren seit 1918 auch nicht das geringste geschehen, alles sei beim alten geblieben unter der Herrschaft des „Systems" — bis endlich Bracht und Papen als entschlossene Männer der Tat mit kühnem Wurf und entschlossenem Mut die heiß ersehnte Verwaltungsreform dem harrenden Preußen geschenkt haben. Kaum ein Wort davon, daß nicht nur die Grundzüge sondern auch die Einzelheiten dieser Septemberverordnung bereits unter den „roten" Ministern Grzesinski und Severing ausgearbeitet sind und vorgelegen haben. Kein Wort darüber, daß die durch diese „Reform" angeblich erzielten Ersparnisse für die nächsten zehn bis fünfzehn Jahre überhaupt nicht vorhanden sind und auch nach Ablauf dieser Zeit keinen nennenswerten Betrag ausmachen.

Hat denn nun wirklich die Republik Preußen unter den sozialdemokratischen Innenministern auf dem Gebiete der Verwaltungsreform, die schon im königlichen Preußen eifrig erörtert wurde, nichts geleistet? Wir sind über den Verdacht erhaben, daß wir die Fehler und Unterlassungssünden der Republik Preußen nicht scharf und deutlich sähen. Aber es hieße den Tatsachen ins Gesicht schlagen, wenn man die große regionale reformerische Tätigkeit leugnen wollte, die in den Jahren 1919—1932 zum Beispiel auf dem Gebiet der Um- und Eingemeindungen unter tatkräftiger Förderung der sozialdemokratischen Innenminister Preußens vollbracht worden ist. Diese Umgemeindungsgesetze von Königsberg, Breslau, Frankfurt a. M., Altona, Harburg-Wilhelmsburg, Köln etcetera haben den Städten gegenüber nachgeholt, was das Königreich Preußen geflissentlich vernachlässigte. Sie haben der wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Entwicklung Rechnung getragen, indem sie kommunal zusammenlegten, was zusammengehörte, der städtischen Bevölkerung Raum für Wohnungen, für Park- und Kleinsiedlungen schufen, ihr Gebiet für kulturelle und sozialhygienische Aufbauarbeit erschlossen. Auch die im Jahre 1920 vollbrachte Schaffung Groß-Berlins im heutigen Umfange verdient durchaus hier als Reformtat erwähnt zu werden. Und das große Umgemeindungswerk in Rheinland-Westfalen, das im wirtschaftlichen Herzen Deutschlands für 6,4 Millionen Einwohner, also 16,6 Prozent der Bevölkerung

Preußens, die längst überholten kommunalen Grenzen den modernen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen anpaßte, ist durchaus als ein Reformwerk ersten Ranges zu bezeichnen. Die Aufhebung der preußischen Gutsbezirke im Jahre 1928 beseitigte endgültig die obrigkeitliche Vorherrschaft der junkerlichen Gutsbesitzer vor allem im deutschen Osten, gab den 1,5 Millionen Einwohnern der Gutsbezirke die ihnen bisher vorenthaltenen kommunalen Selbstbestimmungsrechte. War das keine Reform, Herr Bracht? Und in die Aufzählung reformerischer Taten republikanischer preußischer Regierungen, die hier keineswegs vollständig ist, gehört die Erwähnung des Polizeibeamtengesetzes, die Neuordnung des Beamtendisziplinarrechts, das Polizeiverwaltungsgesetz, das das Polizeirecht Preußens auf eine moderne Grundlage stellte, aufräumte mit zum Teil jahrhundertalten Vorschriften, Verordnungen, Erlassen etcetera.

Diese und andre Reformgesetze haben die sozialdemokratischen Innenminister Preußens auf dem ordentlichen Wege der Gesetzgebung geschaffen. Und was das bei dem Widerstand der Interessenten und Betroffenen aller Parteien bedeutete, vermag nur der zu ahnen, der einmal mit lokalen und Kirchturmsgesichtspunkten bei politischen Maßnahmen zu kämpfen hatte. Die Herren von Papen und Bracht brauchten keine Rücksicht auf einen Landtag zu nehmen, hatten nicht zu fragen nach den Wünschen der Parteien, die in einzelnen Fragen bestimmte Bedingungen und Sicherungen verlangten, sie hätten wirklich ein von allen Belastungen durch Tradition und von überkommenen Rechten freies modernes Reformwerk vollbringen können.

Was aber ist herausgekommen? Verträgt die „Reform" von Papen und Bracht auch nur entfernt den Vergleich mit dem Werke des Freiherrn vom Stein? Steins Verwaltungsordnung, Steins Städteordnung verfolgte bewußt den Zweck, aus Untertanen am Staats- und Gemeindeleben interessierte, mitverantwortliche Bürger zu machen. Stein schuf im Zuge des Aufstiegs, den die Klasse des Bürgertums erlebte, seine Verwaltungsgesetzwerke, die in den Ideen des Liberalismus wurzelten. Die Herren von Papen und Bracht aber wenden sich ab von der Demokratie, nehmen damit Stellung gegen die Arbeiterschaft, sie schnüren die Selbstverantwortung und Selbstverwaltung ein, statt sie zu erweitern, und geben damit der vorübergehend zurückgedrängten Bureaukratie des Staates einen vermehrten Einfluß. Das muß sich um so rückschrittlicher auswirken, als auch durch die Personalpolitik der seit dem 20. Juli verstrichenen Monate die Vertreter der Arbeiterklasse bis auf geringe Reste aus dem preußischen Beamtenkörper entfernt worden sind.

Gewiß, die Papen-Bracht-Verordnung bringt unleugbar auch einige Verbesserungen gegenüber dem bisherigen Zustande in der preußischen Verwaltungsordnung. Die Sonderverwaltungen, das ist vor allem die Landeskulturverwaltung, werden aufgelöst. Ihre Aufgaben werden auf die Regierungspräsidenten, zum Teil auf den Bezirksausschuß und das Oberverwaltungsgericht überführt. Die Kollegialverfassung der Do-

mänenabteilung und der Schulabteilung bei den Regierungen wird beseitigt und auch hier das sogenannte „bureaukratische" System eingeführt, das heißt die Entscheidung und damit auch die Verantwortung dafür hat jetzt der Regierungspräsident und nicht mehr das Kollegium. In der ganzen Verordnung werden dem Regierungspräsidenten mehr Aufgaben als bisher zugeteilt, der Oberpräsident also entlastet. Aber die beiden Mittelinstanzen in der Verwaltung, Regierungspräsident wie Oberpräsident, werden beibehalten und damit auch der Zustand, daß zwischen Lokal- und Zentralinstanz in Preußen sich zwei Behörden einschieben, während man im ganzen übrigen Deutschland mit einer Mittelbehörde auskommt. Der Oberpräsident bekommt neu die Geschäfte der Provinzialschulverwaltung, die an Stelle der bisherigen Provinzialschulkollegien tritt. Und da die „Reformverordnung" dem Oberpräsidenten auch noch andre wichtige erstinstanzliche Befugnisse zuteilt, so ist es nur ein leeres Gerede, wenn von der Verordnung gerühmt wird, daß der Oberpräsident von Detailarbeit entlastet und die Verwaltung beim Regierungspräsidenten einheitlich zusammengefaßt werde.

Genau die gleiche Halb-, nein Viertelarbeit ist bei der Neuordnung in der Stellung der Kreisinstanz geleistet worden. Von einer wirklichen Zusammenfassung der Kreisbehörden kann gar keine Rede sein. Die Vorsteher der verschiedenen Kreisbehörden haben sich mit dem Landrat „in ständiger Fühlung" zu halten. In Streitfällen entscheidet der Regierungspräsident oder bei den vorgesehenen Kreisämtern der Landrat und der Leiter der Kreisbehörde gemeinsam. Das heißt also, daß eigentlich alles beim alten bleibt, verstärkt wird lediglich der Einfluß der Beamten von der Regierungsinstanz. Die kommunale Aufsicht über die Kreisstädte unter zehntausend Einwohnern bekommt nun statt des Regierungspräsidenten der Landrat, wobei nur eine Verschiebung der Teilung in der Kommunalaufsicht herbeigeführt wird, aber nicht eine Vereinheitlichung. Und schließlich hat man auch in der Vereinheitlichung der Rechtsmittel, handle es sich nun um Beschwerden gegen Verfügungen oder Beschwerden im Beschlußverfahren oder Verwaltungsstreitverfahren, eine empfindliche Lücke gelassen, indem man die Angelegenheiten der Steuerverwaltung etcetera herausgelassen hat.

Nach welcher Richtung man sich also diese vielgerühmte „Reform" von Papen und Bracht auch ansieht, immer wieder wird man zu dem Ergebnis kommen, daß es sich hier um die Arbeit fleißiger Bureaukraten handelt, die vom schöpferischen Geiste aber auch nicht einen Hauch verspüren läßt. Gleichsetzung mit dem Werke Steins? Das hieße brave durchschnittliche Handwerkerarbeit vergleichen wollen mit der Schöpfung eines genialen Künstlers, die geschlossen aus der Intuition entstanden ist. Die Selbstgefälligkeit, mit der die Herren Papen und Bracht ihr Werk preisen und empfehlen, steht im umgekehrten Verhältnis zu seiner Bedeutung. Die preußische Verwaltung muß auch nach der Verordnung der Herren Papen und Bracht weiter auf den modernen Freiherrn vom Stein harren.

Blutbund Doppelkreuz von Bruno Heilig

Der ungarische Frankenfälscherskandal hat nach sechs Jahren eine unvermutete und sensationelle Auferstehung erlebt. Fürst Ludwig Windischgraetz, selber einer der verurteilten und später feierlich begnadigten Fälscher-Patrioten, hat dem Reichsverweser Horthy einen Brief geschrieben, worin er die Wiederaufnahme des Prozesses verlangt, mit der Begründung, in dem 1926 durchgeführten Verfahren hätten eine Reihe von Schuldigen im Gerichtssaal gefehlt, und zwar grade die Hauptschuldigen, die wichtigsten und vornehmsten Akteure, deren Namen den Fall erst ins richtige Licht gestellt hätten. Er zählt sie der Reihe nach auf: den Grafen Stefan Bethlen, kön. ung. Ministerpräsident von 1921 bis 1931, seinen Vorgänger, den Grafen Paul Teleki, den Innenminister Keresztes-Fischer, den budapester Polizeipräsidenten Herrn von Bezzegh-Huszágh, Nachfolger des neben Windischgraetz als Haupttäter verurteilten Herrn von Nádosy, den Präsidenten des obersten ungarischen Gerichts, Herrn von Töreky, der den Fälscherprozeß geleitet hat (und dem wir zuletzt in dem Blutprozeß gegen Sallai und Fürst begegnet sind), und den Präsidenten der ungarischen Postsparkasse Gabriel von Baross.

Der naive Europäer schüttelt den Kopf. Ist das möglich? Ist es möglich, daß man als Nachfolger des Fälschers Nádosy den Fälscher Bezzegh-Huszágh zum Polizeipräsidenten gemacht und die Fälscher Windischgraetz und Genossen von dem Fälscher Töreky hat aburteilen lassen? Ist die Geschichte von dem Brief nicht eine boshafte Ausgeburt der Phantasie vom Genossen Bert Brecht?

Sie ist es nicht. Der Brief wurde bisher auch nicht dementiert. Für den Wissenden hat er aber nicht einmal erschütternd Neues gebracht. Man hat schon damals, 1926, in Ungarn solches und ähnliches gemunkelt, ja zum Teil auch offen ausgesprochen. Ich kann einiges aus meinen eignen Berichten zitieren, die ich über den Fall der ‚Vossischen Zeitung' aus Budapest geschrieben habe. Zuerst am 10. März:

> Markgraf Georg Pallavicini beschuldigt den Grafen Bethlen, er habe schon Monate vor der Verhaftung des Obersten Jankovich (der in Holland den Vertrieb der Falsifikate versuchte und von den dortigen Behörden geschnappt wurde) von den Fälschungen gewußt, er habe auch davon gewußt, daß Nádosy daran beteiligt war, aber nichts zur Vereitelung des Unternehmens getan, ja nach der Entdeckung des Skandals die Fälscher mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln gedeckt. Bethlen muß jetzt wohl klagen.

Bethlen hat, in diesem einen Punkt muß ich meinen damaligen Bericht dementieren, nicht geklagt...

Auf Drängen der Opposition im ungarischen Parlament wurde ein politischer Untersuchungsausschuß eingesetzt, um die Schuld der Regierung Bethlen zu prüfen. Die Mehrheit hat vierundsechzig Anträge der Opposition auf Vernehmung wichtiger Zeugen abgelehnt. Unter anderm wollte die Opposition den Markgrafen Pallavicini und den Grafen Emmerich Károlyi anhören, die Bethlen der direkten Mitwisserschaft beschuldigten, ferner die Angestellten des Kartographischen

Instituts fragen, ob es wahr sei, daß man sie unter Berufung auf die Regierung zu den Frankenfälschungen kommandiert habe. Die Klärung dieser entscheidenden Frage wurde verhindert, und die Regierung bekam von ihrer Mehrheit ein Vertrauensvotum.

In einem Artikel vom 28. April faßte ich die vom Markgrafen Pallavicini gegen die Regierung erhobenen Anschuldigungen in folgenden vier Punkten zusammen:

Die Regierung habe sowohl von den Tschechenkronen- wie von den Frankenfälschungen Kenntnis gehabt, ja nach der Angabe der Hauptbeteiligten habe sie die Fälschungen sogar gebilligt.

Nach dem Aufkommen des Skandals habe sie alles unternommen, um die wirklichen Täter zu retten.

Innenminister Rakovszky habe für die Werbung von Strohmännern Geld in Aussicht gestellt.

Der Innenminister habe (zu einer Zeit, wo er noch nicht aktiver Politiker war) den Auftrag erhalten, mit falschen 500-Tschechokronen-Noten in die Slovakei zu reisen, habe aber erklärt, solche Noten seien schwer anzubringen, man möge doch 50-Kronen-Noten machen.

Aus einem Prozeßbericht vom 8. Mai:

Prinz Ludwig Windischgraetz wundert sich sehr, daß man ihn wegen der Frankenfälschungen zur Verantwortung zieht, denn, so erklärt er mit Nachdruck in seinem Gerichtsverhör, was er getan habe, habe er mit Wissen der Behörden getan...

Auch die andern Namen, die Windischgraetz in seinem Brief an Horthy aufzählt, kommen zum Teil in den damaligen Berichten schon vor. Der Graf Teleki, Haupt der ungarischen Irredentaorganisationen, wurde wiederholt als der eigentliche intellektuelle Urheber der Affäre genannt. Unter großer Bewegung sagte einmal ein Abgeordneter im Parlament, er verstehe nicht, wie der Mann überhaupt noch ruhig schlafen könne. Herr von Baross, der Präsident der Postsparkasse, leitete den Vertrieb der falschen Noten.

Nur flüsternd wagte man von der Rolle des Herrn von Töreky zu sprechen. Daß auch er auf die Anklagebank und nicht auf den Richterstuhl gehörte, bezweifelte niemand. Aber vor ihm hatte man mehr Respekt als vor allen Ministern und Polizeigewaltigen zusammen. In der ungarischen Dreigroschenoper, die noch geschrieben werden muß, wird dieser Mann eine überragende Rolle spielen. Er ist die Seele jenes „Blutbundes Doppelkreuz", der seit dem Sieg der Gegenrevolution Ungarn beherrscht. Der Blutbund besetzt mit seinen Vertrauensleuten die obersten Posten in der ungarischen Regierung, in der Justiz, in der Polizei. Mutige Politiker haben es einige Male versucht, dieses Thema vor die Öffentlichkeit zu bringen. Ohne Erfolg. Der Bund ist heute so stark wie damals.

Der demokratische Abgeordnete Fabian sagte einmal im Parlament.

Ich selbst habe der Polizei Mitteilungen über die Geheimorganisationen gemacht. Am nächsten Tage war der Bericht im Besitze der betreffenden Organisation, von wo er mir wieder zugesteckt wurde.

Zum Blutbund Doppelkreuz gehörten auch Mordorganisationen der „Erwachenden Magyaren", auf deren Schuld-

konto unter andern Verbrechen schwere Bombenattentate in einem budapester demokratischen Klub und in einem Ballsaal in Csongrád stehen. Es wurden wegen dieser Taten mehrere Personen vor Gericht gestellt, aber freigesprochen. Fabian sagte über diesen Fall im Parlament:

Ich hatte im voraus erfahren, daß die Bombenwerfer vom Gericht werden freigesprochen werden. Der Herr Justizminister kann es mir bezeugen, ich machte ihm Mitteilung von meinen Informationen...

Graf Bethlen versprach einmal unter dem Ansturm der Opposition, er werde gegen die Geheimorganisationen vorgehen. Ein Zwischenrufer antwortete ihm: „Da müssen Sie sich aber zuerst selbst maßregeln!" und ein andrer fügte hinzu: „Aber auch Ihren Innenminister, der selbst Mitglied des Blutbundes ist, für den er mich und andre keilen wollte!"

Im gütlichen Einvernehmen von Franz Joseph Engel

Sehr geehrter Herr Kahle! Ihr Aufsatz „Doktor Scholz funkt dazwischen" in Nummer 36 der ‚Weltbühne' nimmt zu meiner Entlassung aus dem Verband der Schlesischen Funkstunde Stellung und deutet sie als das Ergebnis politischen Drucks. Sie erwarten von mir, daß ich „den Mut aufbringe, vor der Öffentlichkeit der Rundfunkhörer und Rundfunkautoren gegen meine Entlassung zu protestieren"

Ich kann es mir grade jetzt, da ich mich um die Frucht jahrelanger leidenschaftlich-bemühter, sachlicher Arbeit betrogen weiß und, vor allem, um die Möglichkeit, sie fruchtbar fortzusetzen, nicht leisten, mein Schweigen am Ende als Mangel an persönlichem Mut verdächtigt zu sehen, und breche es um so leichter, als keinerlei Verbindlichkeit mir den Mund verschließt.

Mit Recht könnten Sie fragen, warum ich nicht aus eignem das Wort ergriffen habe, warum erst Ihr Aufsatz mich dazu bestimmte. Aus zwei Gründen. Der erste: ich hoffte, daß die Öffentlichkeit aus sachlichen Gründen diesen Protest erheben würde (denn es hat etwas verstimmend Persönliches, wenn ein vermeintlich in seinem Recht Gekränkter in die öffentliche Erörterung seines Falles flüchtet; ein Restchen Lächerlichkeit haftet solchem meist ergebnislosen Beginnen immer an). Der zweite Grund: sehe ich mich zum Kampf gezwungen, kann ich ihn wohl von mir aus offen, aber nur gegen einen maskierten Gegner führen. Ob solcher „Gaskrieg" nicht am Ende mehr üblen Geruch als Wirkung hervorbringt, das zu entscheiden bin ich nicht Fachmann genug. Und nun zur Sache: Ganz so klar, wie Sie, sehr geehrter Herr Kahle, die Angelegenheit — grundsätzlich richtig — sehen, ist sie nicht; sonst wäre ihr bei weitem leichter beizukommen. Vorausschicken muß ich, daß mich Jahre kameradschaftlicher Zusammenarbeit mit dem Intendanten F. W. Bischoff der Schlesischen Funkstunde verbanden; dieser Umstand mag Ihnen auch verständlich machen, daß ich mich bei Behandlung aller Tatsachen, die ihn betreffen, mit knapper Andeutung begnügen möchte, und daß ich alles, was vor dem Zeitpunkt liegt, da er mich preisgab (wem und wofür, vermag ich beweisbar nicht zu behaupten), lediglich soweit streife, als es zur Erhellung der Dinge unbedingt erforderlich ist. Diese Kameradschaft hat die Belastungsprobe im entscheidenden Augenblick nicht bestanden; da sie sich hätte bewähren müssen, verriet er sie.

Zwischen unser beider Wollen und Planen ergaben sich schon seit längerer Zeit Gegensätze nicht persönlicher sondern grundsätzlicher Natur. Ob dieser Wandel in den Anschauungen bei Herrn Bischoff durch Wandlung seiner persönlichen Überzeugung oder durch Druck von außen hervorgerufen war, läßt sich nur mutmaßen; eine

klare, eindeutige Entscheidung hat er nie getroffen. Er hatte, vermutlich, gehofft, auch ich würde eines Tages den heute so zeitgemäßen Gesinnungswechsel vollziehen und zwischen meinen Anschauungen und herrschenden Zeitströmungen eine Vernunftehe stiften. Hatte er das erwartet oder zumindest zur Ermöglichung weiterer reibungsloser Zusammenarbeit gehofft (und ich bin davon ganz fest überzeugt), dann mußte er sich getäuscht sehen: nach wie vor bestand ich auf Un- oder Überparteilichkeit des Programms, verlangte Aufnahme alles Wertvollen und Ablehnung alles Minderwertigen, beides ohne Rücksicht darauf, von welcher Seite es komme. Das Parteibuch genügte mir weder bei Autoren noch bei Darstellern als hinlänglicher Beweis ihres Könnens.

Hätte die Intendanz aus dieser in heutiger Zeit unbegreiflichen Starrnackigkeit die letzte, sei es in ehrlicher Überzeugung oder Klugheit begründete Folgerung gezogen, sie hätte immerhin mannhaft und offen gehandelt. Sie tat es nicht, gab scheinbar nach und nützte den nächsten sich bietenden Anlaß einer ganz belanglosen dienstlichen Meinungsverschiedenheit, die zu jeder andern Zeit nach kurzer Aussprache beigelegt worden wäre, zu meiner Entfernung. Und darum wird man es verzeihlich finden, wenn ich der Ansicht bin, daß die „Dienstverweigerung", deren ich mich „schuldig gemacht" habe (ich hatte die Durchführung eines mir vom Intendanten telephonisch in schroffstem Befehlston erteilten Auftrages als nicht in meinen Pflichtenkreis gehörig ruhig abgelehnt), sehr klug und wirkungssicher inszeniert war. Zwei Tage nach diesem Vorfall erhielt ich ein Schreiben von drei Zeilen, das „unter dem Zwange meines Verhaltens" die Kündigung aussprach und in dieser Form vier schöne und schwere Arbeitsjahre quittierte, die, so hoffe ich in aller heute gebotenen Bescheidenheit, wie für mich so auch für den deutschen Rundfunk nicht unfruchtbar geblieben sind.

Um aber das Satyrspiel nach der Tragödie nicht fehlen zu lassen, will ich Ihnen nicht verschweigen, daß mir in der nach der Kündigung ersten und zugleich letzten Unterredung, die abschließend stattfand, von der Intendanz zugemutet wurde, in einer gemeinsam mit ihr zu verfassenden Mitteilung die Presse zu unterrichten, daß ich „im gütlichen Einvernehmen" von meinem Posten scheide. Als ich darauf bemerkte, ich hätte mir gütliches Einvernehmen naiverweise bisher wesentlich anders vorgestellt, der mir übersandte Kündigungsbrief rede eine andre Sprache, wurde mir bedeutet, die mir gebührende Wertschätzung werde in meinem „Dienstzeugnis" zum Ausdruck kommen. Auf dieses habe ich verzichtet, unbescheidenerweise der Ansicht, daß über meine Leistung nicht ausschließlich die Intendanz als Dienstgeber zu befinden habe; jenes, das gütliche Einvernehmen, mußte ich als — gelinde ausgedrückt — nicht den Tatsachen entsprechend zurückweisen. Und damit bin ich, ohne Einigung, in offen einbekannter Gegnerschaft, aus der Schlesischen Funkstunde geschieden.

Und soll ich Ihnen, sehr geehrter Herr Kahle, sagen, wie nun dieser mir durch Sie aufgenötigte Kampf weitergehen wird? (Bitte, mißverstehen Sie mich nicht! Wenn es sein muß, kämpfe ich gern.) Wahrscheinlich gar nicht! Denn heutzutage ist jeder „Mächtige" nur Gott und sich selbst Verantwortung schuldig; mit beiden wird der Mensch am leichtesten fertig, mit dem einen, weil er zu groß, mit dem andern, weil er so klein ist.

Wozu soll ich also einen von vornherein ergebnislosen Protest erheben? Ich erhebe ihn nicht für mich sondern für alle, die nach mir kommen werden. Dem deutschen Rundfunk aber, von dem ich in dieser Stunde öffentlich Abschied nehme, wünsche ich, daß er nach Entfernung aller Ungehorsamen, Unbotmäßigen seine Hochziele, ungehindert durch mich und meinesgleichen, erreiche.

Filmwinter von Rudolf Arnheim

Der Film ist heute nicht mehr geächtet. Ihm ist, in bezug auf die allgemeine Abrüstung der Künste, Gleichberechtigung zuerkannt worden. Zwar hat man ihn noch nicht so grundsätzlich, wie seinen kleinen, frühreiferen Bruder, den Rundfunk, zum Gegenstand der großen Politik gemacht, und zwar sind die jahrelang gehegten Pläne der Regierung, eine eigne Filmproduktion zu unternehmen, bisher — man darf wohl sagen: glücklicherweise — nicht verwirklicht worden, aber immerhin haben die offiziellen Stellen aller Art inzwischen eingesehen, daß das, was sie, um sich den Mund nicht zu beschmutzen, ein „Lichtspiel" oder einen „Bildstreifen" nennen, in die Reihe der hoffähigen Künste gehört. Auch die Kirche, die immer erst eine gewisse Karenzzeit verstreichen läßt, ehe sie den sündigen Neuentdeckungen der Techniker das „Cum licentia superiorum" erteilt, bemüht sich nunmehr auf Kongressen eifrig um den Film, gründet Besucherorganisationen und Produktionsfirmen, und wenn auch auf der diesjährigen nürnberger Tagung des evangelischen Bildspielverbandes Herr Pfarrer Heppe ernstlich behauptet hat, das Gebundensein des Films an die Dimension der Fläche bringe die Gefahr der Verflachung mit sich, so ist doch nicht jeder Geistliche so sehr wie dieser an die Fläche gebunden, beispielsweise der Papst nicht, der jüngst drei Mitglieder der römischen Kurie nach dem fleischeslustigen Hollywood geschickt hat, damit sie sich Anregungen für die Einrichtung eines Filmstudios im Vatikan holen. Den Entschluß dazu soll der Papst amüsanterweise gefaßt haben, als er in einem Film, der zur Sechshundertjahr-Feier des Heiligen Antonius in Padua lief, dargestellt sah, wie sich die Fische aus dem Wasser erheben, um die Predigt des Antonius zu hören.

Grade daß der Film Wunder, fromme Sinnestäuschungen aller Art so naturgetreu vorführt, als seien sie Wirklichkeit, grade das macht ihn ja so gefährlich, macht ihn für alle politischen Verführungskünste, nicht bloß die kirchlichen, so brauchbar. Der naive Zuschauer hält das, was sich vor seinen Augen auf der Projektionswand handgreiflich bewegt, bewußt oder unbewußt für einen Bericht aus der Wirklichkeit. Er sieht auch den Spielfilm als Wochenschau, und selbst wenn die Handlung deutlich in einer andern Welt spielt, hat das Filmbild für ihn die Gewichtigkeit des Authentischen. Ein Film ist ihm mehr als ein unverbindlicher Einfall von ein paar phantasievollen Künstlern, mehr als Schein, für ihn hat er die Evidenz des photographierten Seins. Und deshalb mißtraut er den wohlfrisierten Kitschproletarierinnen nicht, die da auf 2500 Metern ihren geschwinden Umzug aus der Wohnküche in die herrschaftliche Villa bewerkstelligen. Er erkennt nicht, daß das Irrlichter sind, die ihn vom Wege locken. Auf mehr oder weniger plumpe Art flößt man ihm das Gift durch die Augen ein. Da erheben sich, wie die frommen Fische aus dem Wasser, die blauen Vorkriegsuniformen aus der Vergessenheit, der Gefreite Kaczmarek wandelt wieder im Fleische und heilt durch bloßes Hand-an-die-Mütze-Legen die galoppierende Schwindsucht der Kinokassen. Da produziert eine Firma, aus-

gerechnet unter der Regie des bekannten Generalstäblers Max Ehrlich, eine Serie „Kasernenhofblüten", sechs „lustige Militäreinakter" mit den Titeln: Die neue Uniform. Mutterns Futterkiste. Das Spukquartier. Erste Instruktionsstunde. Revierkrank. Kaczmarek als Rosenkavalier. In den Produktionsprogrammen erscheinen, zwischen Kriminalreißer und Schlagerkomödien sinnvoll eingebettet, Ankündigungen wie „Das Volk steht auf", unter welcher Spitzmarke dann der sonst so launige Pressechef jäh in die gehämmerte Sprache Theodor Körners verfällt. Selbst Richard Eichberg muß in rauhes Erz die zarten Glieder hüllen und an Stelle des ihm angestammten Berlinisch den zackigen Kommandoton und das kurze militärische Lachen erlernen; er dreht einen U-Boot-Spionagefilm, der, wie zu erwarten, des erotischen Einschlags nicht ganz entbehrt, indem er „das Schicksal eines jungen Mädchens" behandelt, „das ein Opfer gewissenloser Spione wird, dann aber selbst zur Meisterspionin heranreift und so ihrem Vaterland unvergängliche Dienste erweist". Aufrüstung in der Kostümkammer, Abrüstung der Kunst. Bezeichnenderweise sind es nicht so sehr die ganz großen Firmen, die ihrem Vaterland auf diese Weise unvergängliche Dienste erweisen. Bei der Terra durfte man dies voraussetzen, aber auch wer etwa von der Ufa ein eindeutig reaktionäres Programm erwartet, täuscht sich. Unter den ungefähr dreißig Filmen, die der Geheimrat mit der Bürstenfrisur ankündigen läßt, sind allenfalls zwei oder drei, von denen man sicher sein kann, daß sie Tankstellen für nordisches Blut und deutsche Seele abgeben werden; im übrigen aber, diesmal wie jedesmal: mancher neuartige, geschickt ausgewählte Stoff, anerkannte, aber zugleich routinierte Künstler, süße Musik und lächelnde Jugend, Kamerakünste, Kokettieren mit zeitgemäßen Stoffen, und über allem schwebt der parfümzerstäubende Zeppelin, den viele Besucher von Ufa-Theatern kennen. Die kleinen Firmen huldigen viel hemmungsloser dem Wehrsport. Beileibe nicht, weil in ihren Privatkontors mehr aufbauwillige Kräfte am Werk wären sondern weil es im Wesen des Filmgeschäfts liegt, daß sich die kleinen Firmen lieber auf den todsicheren Durchschnittserfolg verlassen, den eben ziemlich jede Kasernenhofhumoreske ihnen heute garantiert, während die großen es sich leisten können, auf die Ausschlachtung der Serienfabrikation zu verzichten, das Risiko neuer Experimente auf sich zu nehmen und damit die Chance eines Riesenerfolgs mit Rekordkassen zu gewinnen. Riesenerfolge aber sind heute mit ausgesprochenen Militärfilmen wohl kaum noch möglich. Bei den ersten zehn Parademärschen schlägt dem kleinbürgerlichen Kinobesucher der rechte Arm höher. Aber balde ruhet er auch.

Die Serienfabrikation, der Mangel an neuen Einfällen und die Scheu, sich von den erprobten zu trennen, ist nach wie vor der unangenehmste Fehler des mittlern Filmbetriebes. Man riskiert zur Not einmal eine neue Blondine, weniger gern schon einen neuen Manuskriptautor und so gut wie nie ein neues Milieu. Man klammert sich an alles, was einmal Geld gebracht hat, selbst an die Titel. Lustigstes Beispiel: sichtlich angeregt durch den Erfolg der „Mädchen in Uniform",

dreht eine kleinere Firma sowohl eine Operette „Liebe in Uniform" wie einen Mädchenhändlerfilm „Mädchen in Gefahr". Da kann der Erfolg nicht ausbleiben.

„Mädchen in Uniform" war die Kollektivarbeit eines Studios. Solche Außenseiter wagen sich mit ihrem Geld an neue Themen und neue Mitarbeiter. Geht der Versuch gut aus, kann nichts mehr passieren, dann stellt sich die Industrie ein, kopiert die neuen Ideen, engagiert die neuen Schauspieler, Regisseure, Manuskriptautoren, Musiker weg, verdirbt sie und saugt sie aus wie weiland Madame Chopin in Dreyers „Vampyr". Man beobachte etwa die Entwicklung von Hertha Thiele und Dorothea Wieck. Die Thiele, in „Mädchen in Uniform" ergreifend in ihrer blassen, verkrampften Leidenschaftlichkeit, ist jetzt in allerhand Konfektionsfilmen eine Blonde unter Blonden; die Wieck, deren glatte Kühle im gleichen Film wundervoll ausgenutzt war, wird wieder zur leeren Puppenschönheit. Noch schlimmer steht es mit Käte v. Nagy und Anna Sten, mit Albers und Bressart. Man greift nach dem Guten, aber man verdirbt es.

Das gilt vor allem auch für die Verfilmungen literarischer Stoffe. Man übernimmt den äußern Vorgang eines Romans, eines Dramas, und glaubt, den Dichter mitgefangen zu haben. Wer nur einmal Oswalds „Unheimliche Geschichten" mit der für diesen Film benutzten Novelle „Die schwarze Katze" von Poe vergleicht, wird bemerken, daß Poe die greuliche Mordgeschichte nur als stilisierende Überspitzung allgemeiner und alltäglicher Seelenerlebnisse verwendet, in deren Darstellung der Sinn der Erzählung liegt. Der Film bringt nur die Schauermär. Aus diesem Grunde darf man nicht zu viel Hoffnung auf die Verfilmung von Bruckners „Verbrechern" und Irmgard Keuns „Kunstseidenem Mädchen" setzen, die Oswald ankündigt. Anders schon steht es mit Robert Siodmaks „Brennendem Geheimnis", nach Stefan Zweig, und gradezu wie für den Film geschaffen ist Falladas „Kleiner Mann — was nun?"; denn die literarische Dürftigkeit des Originals braucht das Zustandekommen eines guten Films nicht zu verhindern, und alle künstlerischen Aufgaben, deren eigentlicher Sinn in der lichtechten Schilderung eines Milieus liegt, lassen sich ja von jeher mit literarischen Mitteln, auch wenn ein wirklicher Dichter sie handhabt, nicht ohne gewaltsame Anstrengungen des Autors wie des Lesers bewältigen, während der Film alle natürlichen Vorbedingungen dafür mitbringt. Ein neues, herrliches Beispiel für den Wert solcher dokumentarischen Filmarbeit bietet der französische Kriegsfilm „Hölzerne Kreuze", der ebenfalls nach einem Roman geschaffen worden ist. Hier wird — im Gegensatz zu den großen amerikanischen Kriegsfilmen, die neben aller raffiniert erzeugten Eindringlichkeit doch den Donner der Geschütze gern mit etwas Dolores del Rio in der Etappe kombinieren — ohne alle Liebesgeschichten und Burschenherrlichkeit eine entsetzlich zermürbende Zeitaufnahme des Mordens geboten, kein herzerfrischender Held tritt als Lederstrumpf im Stahlhelm vor die Front, Tapferkeit und Furcht erscheinen nebeneinander, und der Infanterist Demachy stirbt, in der

letzten Szene, nicht an einem Brust- sondern an einem Unterleibsschuß.

Hier ist einmal nicht versucht worden, den Krieg ins Heroisch-Appetitliche oder gar, höchster Greuel, ins Humoristisch-Burschikose umzufälschen. An solchen Vorbildern schult sich das arg verdorbene Gefühl des Publikums für Echtheit. Wie denn überhaupt, trotz aller schlechten Beispiele, der Blick für das Echte und Wahre sich mit Notwendigkeit immer mehr schärft. Wer sich dem nicht fügt, wird es bald unter dem Zwang unerwünschten Gelächters tun müssen. In diesem Zusammenhang sei auf die Amateurfilmbewegung hingewiesen, die immer mehr von sich reden macht. Wenn es auch niemals gelingen kann, mit den kleinen Handapparaten der großartig entwickelten Licht- und Kameratechnik der Spielfilmproduzenten Konkurrenz zu machen, und wenn auch bisher Tonfilmaufnahmen auf Schmalfilm nicht möglich sind, so wird man doch durch das häufige Betrachten oder gar Selbstdrehen ungestellter Reportageaufnahmen ganz von selbst kritischer gegen alles, was die Ateliers als Wirklichkeit präsentieren. Seltsamerweise ist es ja den meisten Menschen nicht gegeben, ihre Augenerfahrungen aus der Wirklichkeit unmittelbar auf das Filmbild anzuwenden. Sie legen da andre Maßstäbe an, sie spüren die Unnatur nicht. Sie lernen nur aus dem Filmbild für das Filmbild.

Aber auch das haben wir alle, nach wie vor, sehr nötig.

Die Hauptmann-Feiern von Herbert Ihering

Alle deutschen Theater begehen in diesen Monaten Gerhart Hauptmanns siebzigsten Geburtstag. In den Jahren der Barbarei wirkt es fast wie ein Bekenntnis, daß ein Künstler, ein Dichter von Gemeinschaften sichtbar gefeiert wird. Wir wissen, daß es kein Risiko ist, Gerhart Hauptmann heute zu spielen. Wir wissen, daß es für viele Bühnen weiter nichts als die Rettung aus einer Verlegenheit bedeutet, seine Werke darzustellen, weil die Direktoren selbständige Spielplanentschlüsse nicht mehr zu fassen wagen. Trotzdem bleibt es ein schöner und fast rührender Zug der Treue, wenn heute überall von Königsberg bis Köln, von Berlin bis München dem greisen Dichter gehuldigt wird.

Aber die Hauptmann-Ehrungen könnten noch etwas ganz andres bedeuten. In den ersten zehn Jahren nach dem Kriege hatte sich in Deutschland eine offizielle Feierei herausgebildet, die oft etwas Unernstes und fast etwas Frivoles hatte. Der Wille zu repräsentieren, der Wille der Regierungen, sichtbare Zeichen und Persönlichkeiten für die Republik zu finden, vergewaltigte die Künstler der ältern Generation (die sich allerdings gern vergewaltigen ließen). Die Prominenten wurden eingeladen, herumgereicht und amtlich mit dem Stempel „Weimar" versehen. Es wurde kein Stil für Ehrungen und Feste gefunden. Alles blieb im Gesellschaftlichen hängen, alles war auf Glanz und Namen abgestimmt. Ein dauernder

Presseball. So wurden keine neuen Symbole geschaffen, sondern die bekannten Namen wurden nur auffallender arrangiert. Das offizielle Deutschland übernahm — bildlich gesprochen — für seine geistigen Größen die Rolle der Boulevard-Zeitungen und tat für Gerhart Hauptmann und Thomas Mann, was die Tagespresse für Schmeling und Albers tat. Es war ein erfreulicher Fortschritt, daß überhaupt geistige Repräsentanten sichtbar geehrt, sichtbar herausgestellt wurden. Aber diese Ehrungen wurden falsch aufgezogen. Es hatte sich ein leerer Festrednerstil herausgebildet, der es den Theatern leicht machte, auch ihrerseits Verpflichtungen allein mit schnell arrangierten Festvorstellungen abzugelten. Wer die ganze Politik der literarischen Vereine und Gesellschaften im letzten Jahrzehnt verfolgt hat, die Art, wie und an wen Preise verteilt wurden, der wird sich nicht wundern, daß die Theater es bei den Wiederholungen und Neueinstudierungen immer wieder derselben, der populären Werke bewenden ließen. Alles war offiziell geworden. Alles lief nach demselben Schema ab. Jeder Theaterdirektor wußte genau, was geschah, wenn er eine Hauptmannvorstellung unter besondrer Flagge startete. Der Dichter wurde eingeladen. Der Dichter erschien. Das Parkett erhob sich. Das Parkett applaudierte. Das wiederholte sich nach jedem Aktschluß und besonders am Ende der Vorstellung. So sahen die Hauptmannvorstellungen in den letzten zehn Jahren aus. Von 1922 bis 1932, von Hauptmanns sechzigstem bis zu Hauptmanns siebzigstem Geburtstage, ein dauerndes Feiern, eine Kette von Ehrenaufführungen, ein Wirbel von Jubiläen. Kein Wunder, daß die Theaterleute nicht auf den Gedanken kamen, sich mit Hauptmann wirklich auseinanderzusetzen, die junge Generation mit ihm zu konfrontieren. Es blieb meistens bei einer Darstellungsform, die längst Klischee geworden war. Der naturalistische Schauspielerstil war mit der Gesinnung der neunziger Jahre verlorengegangen. Was damals Wahrhaftigkeit, Schlichtheit, Lebensnähe war, ist heute Verlegenheit und Charge. Der schlürfende Schritt und die gebückte Haltung, die der Schauspieler von 1890 annahm, wenn er einen alten Weber darstellen wollte, ist für den Schauspieler von 1930 leere Nachahmung und äußerliches Theater. Die Lebenshaltung hat sich geändert. Die Gestik ist eine andre geworden. Wenn damals die Schauspieler sich Bärte klebten oder Perücken aufsetzten, so entsprachen diese Masken dem Spiel. Heute wirken sie wie Verkleidung. Man spielt heute bei Hauptmann Vollbart, auch wenn man ihn nicht trägt. Man spielt auf Mitleid und glaubt, menschlich zu sein. Nur ein Darsteller spielte die Greisenrollen Hauptmanns aus einer neuen und selbständigen Phantasie heraus: Werner Krauß als alter Hilse in den „Webern", Werner Krauß in „Dorothea Angermann" und in „Vor Sonnenuntergang".

Aber man versäumte, eine neue Schauspielergeneration in ihrer Gesamtheit Hauptmann gegenüberzustellen. Man ließ einmal hier, einmal da junge Schauspieler aus ihrem Blut und aus ihren Nerven sich an Hauptmannrollen versuchen (grade jetzt erleben wir das Wunder der Paula Wessely). Aber es

fehlte der planmäßige Versuch, einen neuen Hauptmannstil zu finden. Martin versuchte es. Fehling versuchte es einmal. Jeßner dachte im „Florian Geyer" daran. Aber es fehlte die organische Weiterwirkung auf die Andern. Es blieb beim Vollbart, bei der Träne, beim Bibber, es blieb beim offiziellen Schema. Hauptmann wurde theatralisiert und vergröbert grade dadurch, daß man glaubte, den diskreten Wirklichkeitsstil wiederholen zu können. Die Hauptmanntreue war die Hauptmannbequemlichkeit. So stehen die Hauptmannfeiern seit zehn Jahren im Zeichen des Rückschritts. Eine neue Schauspielergeneration wird immer wieder von ihren Aufgaben abgedrängt. Neue Dramatiker kommen nicht heran. Denn auch das versäumte man im Zeichen der Hauptmannfeiern: das Drama Hauptmanns mit dem Drama Wedekinds und Georg Kaisers und Brechts zu kontrastieren. Auf den Gedanken ist niemand gekommen, mit dem siebzigjährigen Hauptmann das ganze deutsche Drama zu ehren, an einem Wendepunkt auf den Reichtum junger schauspielerischer Begabungen hinzuweisen und die radikale Dichtung von 1930 der radikalen Dichtung von 1890 gegenüberzustellen. Statt dessen sieht man nur das Vorkriegsdrama und die Vorkriegsschauspielkunst. Eine Zeit, die immer, in der Politik und in der Kunst, von der Jugend spricht, entrechtet auf dem Theater grade diese Jugend. Die Hauptmannfeiern, die eine Huldigung des gesamten deutschen Theaters mit allen künstlerischen Kräften aus allen noch wirkenden Generationen hätten sein müssen, bringen den Muff und die Verlegenheit. So werden die Hauptmannfeiern, die grade heute wieder einen kämpferischen Sinn bekommen könnten, in die Front des allgemeinen Rückschritts eingereiht. Die Reaktion versteht es, sich auch eines Dichterjubiläums zu bedienen.

Primitive und sublimierte Hakenkreuz-Aesthetik

von Fritz Schiff

Berlin besaß keinen van Gogh. Justi erwirbt vier Bilder und eine Skizze. Das wurmt den Widersacher, den alten Liebermann; in einer solchen Zeit über zweihunderttausend Mark für einen „Ausländer", dazu noch für einen Maler, der eigentlich keiner sei. Das läßt sich die „Münchner Künstlerschaft" nicht zweimal sagen und protestiert. Der „Reichsverband bildender Künstler" folgt. Justis Antwortschreiben ist eine ängstliche Rechtfertigung vor dem Nationalismus; unter den Ausländern, die er gekauft habe, seien nie Franzosen gewesen. Denn van Gogh und Munch seien Germanen. Folglich, so sollte man meinen, seien Picasso und Gris Romanen? Keineswegs! Spanier. Wie das? Eben noch galt für van Gogh und Munch die angeblich gemeinsame Rasse, hier aber gilt plötzlich das Geburtsland? Und die deutschen Impressionisten? Sind „mehr oder minder gut nachgemachte Franzosen". Also sozusagen artfremde Verräter. Jawohl, meint Justi, van Gogh und Munch stehen uns näher, sind also offenbar „deutscher" als diese „Französlinge"

Was ist nun den untereinander so verschiedenen van Gogh und Munch wirklich gemeinsam? Der Expressionismus. Aber der ist ja grade laut Schultze-Naumburg unnordisches Untermenschentum. Jeder Künstler, sagt dieser offizielle Kunsttheoretiker des Nationalsozialismus, gestalte in seinem Werke das Wunschbild seiner Rasse. Ein Vergleich der Bilder von Nolde, Heckel, Marc mit Photographien aus einer Krüppelklinik beweise einwandfrei die rassische Entartung des Expressionismus. Kunst, meint er, habe es eigentlich nur in der Renaissance gegeben, und die sei das Ergebnis einer unter besonders günstigen Umständen gelungenen Züchtung nordischer Rasse auf italienischem Boden. Beweis: nur der nordische Mensch könne so Großes geschaffen haben. Wer von diesen beiden nationalistischen Ästhetikern ist nun im Recht? Justi oder Schultze-Naumburg?

Versuchen wir systematisch Ordnung zu schaffen! Die große Bedeutung der Kindheitsfixierungen grade für den Künstler steht fest. Angeborene Dispositionen geben das Material. Was aber daraus wird, bestimmen weder imaginäre Rassen noch mythologische Blutsgemeinschaften sondern die Gegend, in der das Kind aufwächst, und die Klassenschichtung, in der es seine Jugend verbringt. Obschon die Industrialisierung heute die Landschaften der ganzen Erde stark einander angeglichen hat, bleibt es ein Unterschied, ob einer an der Nordseeküste aufwächst, an der die schrägen Sonnenstrahlen und die wässrige Atmosphäre alle Gegenstände ineinander fließen lassen, oder in Toscana, wo die senkrechteren Sonnenstrahlen und die trockenere Luft die Dinge den Augen kubisch darstellen; bleibt es ein Unterschied, ob der erste Blick des Kindes über das Meer, über eine sandige oder bebaute Ebene, über tannenbestandene Höhen oder graue Felswände wandert, ob der erste Baum, den das Auge des späteren Künstlers erblickt, eine Kiefer oder eine Zypresse ist. In jedem seiner Werke, sei es eine Landschaft, ein Porträt, ein Stilleben oder eine Abstraktion, werden diese elementaren Eindrücke nachklingen.

Und weiter: der Künstler, der seine Kindheit in einer kleinen Stadt verbracht hat, wird anders malen als der, dessen erste Eindrücke düstere Höfe oder autobelebte Straßen gewesen sind. Doch stärker noch als diese Unterschiede bestimmen die häuslichen Verhältnisse das Erleben der frühen Jugend. Das Kind des Gutsherrn hat auf dem gleichen Fleckchen Erde entscheidend andre Eindrücke als das Kind des Bauern oder gar des Knechts, das des Beamten andre als das des kaufmännischen Angestellten, das des Generaldirektors wieder andre als das des Professors, ja selbst innerhalb der proletarischen Quartiere sind in diesem aus Tradition leidenschaftlich individualistischen Europa auf einem einzigen Treppenflur noch keine drei gleichartigen Lebensbedingungen und Atmosphären zu finden; ganz zu schweigen von den Unterschieden in den familiären Schicksalen, und gar nicht zu reden von den persönlichen Erlebnissen.

Ob aber einer, der, sagen wir, auf dem berliner Wedding groß geworden ist, später immer nur wieder düstere Höfe

malt, oder aber, weil er diese seine Kindheit innerlich überwinden will, nur Stilleben mit leuchtenden Blumen, das hängt allein von der Gesinnung ab, in die er hineinwächst, hängt ab von der Klasse, zu der er sich, weit häufiger unbewußt als bewußt, bekennt.

Ein Beispiel aus der Geschichte: Dürer malt Nürnbergerinnen, wenn ihm Venezianerinnen Modell sitzen. Holbein malt englische Adlige, als sei er auf der Insel geboren. War Dürer nun ein besserer Deutscher als Holbein? Hier erweist sich die Sinnlosigkeit solcher Fragestellungen. Holbein, in der Fuggerstadt Augsburg geboren, im kosmopolitischeren Basel zum Manne gereift, und folgerichtig der Atmosphäre des jungen englischen Kapitalismus assimiliert, besaß bereits die Freiheit einer rücksichtslos objektiven Gestaltung, um die Dürer, der Sohn eines aus Ungarn eingewanderten Goldschmiedes, in seiner trotz allem Reichtum weit kleinbürgerlicheren Heimat Nürnberg noch sein Leben lang gerungen hat.

Es sind die geistigen Bedürfnisse ökonomischer Gruppen, die allen in ihr Kraftfeld gezogenen Künstlern eine Form geben, den Stil, in dem die Kindheitserinnerungen allein die individuellen Unterschiede ausmachen.

Eine sehr mechanische Darstellung aber wäre es nun, wollte man generell sagen, die Stile aufsteigender Klassen hätten stets einen materialistischen oder naturalistischen, jedenfalls rationalen Charakter, während umgekehrt die Stile müder, verängstigter, um ihre Macht bangender Klassen immer metaphysisch, expressionistisch, jedenfalls irrational wären. In der deutschen Kunst der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wird grade im ersten naturalistischen Tasten eine echte und leidenschaftlich mystische Religiosität als revolutionäres Element im Kampfe gegen die in theologischem Rationalismus erstarrte Welt des feudalen Mittelalters sichtbar. Die gleichzeitige Kunst der Niederlande wiederum war in dem großen Handelszentrum Gent weit rationaler als in den Städten, in denen das Kleinbürgertum vorherrschte. Daher der Gegensatz van Eyck—Roger van der Weyden.

Das alles träfe daneben, denn nicht abzustreiten sei ein den Nationen eigner Charakter, der in allen ihren, untereinander noch so verschiedenen Stilen seinen Ausdruck finde. Deutsch oder nordisch (beide Begriffe säuberlich trennende Definitionen sind in einer Weltanschauung, der Gefühl und Wille oberste Kriterien sind, natürlich überflüssig) sei das Ringen, das inbrünstige Suchen, die mystische Ekstase, das Irrationale. Romanisch aber, besonders in seiner französischen Form, sei das Rationale, das Mathematische, sei, nur die Oberfläche zu sehen und nie zu versuchen, hinter die Dinge zu schauen. Als sei die Mystik ein deutsches Privileg! Aber es ist schon richtig, Mystik und Metaphysik haben in Frankreich in der Tat meist einen rationaleren Zug als in Deutschland. Hat das seinen Grund in einer den Franzosen eingeborenen nationalen Konstitution? Keineswegs, so wenig wie die Vorliebe der Deutschen für die Mystik. Sondern: die Neigung des mittlern deutschen Bürgertums, in wirtschaftlich schlechten Zeiten sich in einen Mystizismus, in eine zu nichts verpflich-

tende subjektive Religiosität zu flüchten, ist in Deutschland stärker als in Frankreich. Denn das deutsche Bürgertum war stets durch die Vorherrschaft des Land und Volk ökonomisch und politisch zerreißenden Feudaladels und durch dessen späteres Bündnis mit der kapitalistischen Bourgeoisie politisch ohnmächtiger und daher seelisch gelähmter als die gleiche seit dem nationalen Zusammenschluß im fünfzehnten Jahrhundert weit selbstbewußtere Schicht in Frankreich. Aus dieser Zerrissenheit, aus dieser Hilflosigkeit quillt trüb und zäh der angeblich so deutsche Irrationalismus jedesmal dann, wenn die herrschende Klasse ihn zur Ablenkung, zur Sicherung ihrer Macht braucht. Der Irrationalismus, heißt es dann, die Mystik sei eine deutsche Tugend, der Rationalismus eine artfremde Verirrung. Welche Beleidigung für ein Volk, das (ganz abgesehen von den großen Naturforschern) einen Menzel, einen Leibl gehabt hat. Waren sie alle Renegaten des Nordischen? Und wohin umgekehrt gehört dann der Franzose Cézanne, der doch ein besessener Metaphysiker der Malerei gewesen ist, der das Bleibende, das Absolute, das also, was es gar nicht gibt, gesucht hat, wie nur irgend ein Frommer? Gilt dieser Schöpfer des Expressionismus den Justinianern nun ebenfalls als ein deutscher oder nordischer Mensch?

Helfen wir ihnen! Der Expressionismus ist die Kunst der schmalen Schicht der letzten geistigen Bürger Europas, die, vor der Fülle der sich einander widersprechenden Geschehnisse skeptisch und hoffnungslos geworden, in eine höchst persönliche Wunschwelt geflüchtet waren. Da ihnen die Dinge, die eben noch den Vätern gehört hatten, entglitten, philosophierten sie, daß das, was ihre Väter im impressionistischen Bilde zu besitzen vermeint hatten, der Schein gewesen sei, daß sie aber zu den eigentlichen Wesenheiten gelangen würden. Ganz im Banne eines psychologischen Idealismus hielten sie die vitalen Erlebnisse, die sie von den Gegenständen hatten, für das letzte Erfaßbare und schufen neue künstlerische Formen, die sie dem in solcher Wesensschau Gewonnenen für adäquat erachteten, weil ihnen nichts mehr von dem Illusionismus der Vergangenheit anhaftete. Van Gogh war der erste, der, den satten Illusionismus der Impressionisten zerstörend, diese vitalen Urerlebnisse zu gestalten suchte, nicht weil er „Germane" war sondern weil er, sozial empfindlicher als seine Zeitgenossen, unter den Kohlenarbeitern des Borinage bei Streik und Redeverbot die Verlogenheit der bürgerlichen Welt erlebt hatte, die den Renoir und Monet unter ihrem engen ästhetischen Sehwinkel nur schön und liebenswert, dem frommen Katholiken Cézanne aber als unabänderliche Gegebenheit erschien. Van Gogh war Expressionist aus Empörung, Cézanne aus dem strengen Konservativismus der in ihrer Selbstbewußtheit unbeirrbar klaren französischen Bourgeoisie. Van Gogh schuf eine neue Form, Cézanne und nach ihm Picasso und die Kubisten suchten als gute französische Bürger mit ihren mathematischen Systemen der ins Wanken geratenen Welt aufs neue Ordnung zu geben. In Deutschland mit seinem unmündigen Bürgertum aber fanden diese Spannungen ihre Formulierung in der angstvoll-dunklen, subjektiv-religiösen Leidenschaftlich-

keit der Expressionisten um die „Brücke". Eine herrliche Kunst, aber keine Tugend!

Der Expressionismus war eine Absage an die Zivilisation, an die Technik, lange vor Spengler. Zurück zum Bäurischen, sagen, nicht ganz originell einhundertsiebzig Jahre nach Rousseau, die Nationalisten. Das Bäuerische allerdings ist ihnen nicht die Arbeit sondern in Wahrheit das patriarchalische Verhältnis von Herr und Knecht, die Festigung eines engstirnigen Eigentumsbewußtseins. Technik und Zivilisation aber schärfen den Intellekt, machen leicht subversiv.

Die „Aufnordung" des Expressionismus durch die Justinianer ist der letzte Akt der Tragödie, ist Ausdruck der endgültigen Flucht des gesamten Bürgertums in den Schutz des militaristischen Feudalismus, ist genau das, was wir fascistisch nennen. Die extremsten Vorkämpfer dieses Fascismus, die Nationalsozialisten mit ihrem Schultze-Naumburg allerdings lehnen den Expressionismus ab, weil sie ahnen, daß seine Quellen noch aus der Humanität des kultivierten Bürgertums strömen. Der Nationalsozialismus aber braucht, zunächst wenigstens noch, das Trugbild eines heroischen Idealismus.

Wir sind uns klar: die Gespenster des Nordischen sind nicht durch Beweise allein zu bannen; es kommt darauf an, ihre Existenzbedingungen zu überwinden.

Ein Kubikkilometer genügt von Erich Kästner

Ein Mathematiker hat behauptet,
daß es allmählich an der Zeit sei,
eine stabile Kiste zu bauen,
die tausend Meter lang, hoch und breit sei.

In diesem einen Kubikkilometer
hätten, schrieb er im wichtigsten Satz,
sämtliche heute lebenden Menschen
(das sind zirka zwei Milliarden!) Platz!

Man könnte also die ganze Menschheit
in eine Kiste steigen heißen
und diese, vielleicht in den Kordilleren,
in einen der tiefsten Abgründe schmeißen.

Da lägen wir dann, fast unbemerkbar,
als würfelförmiges Paket.
Und Gras könnte über die Menschheit wachsen.
Und Sand würde daraufgeweht.

Kreischend zögen die Geier Kreise.
Die riesigen Städte stünden leer.
Die Menschheit läg in den Kordilleren.
Das wüßte dann aber keiner mehr.

Papen kann nicht zaubern von Thomas Tarn

Die Zuspitzung der politischen Gegensätze, die Auflösung des Reichstags und die politische Ungewißheit über das, was in den nächsten Wochen und Monaten kommen wird — sie geben leicht die Möglichkeit, zu erklären: der Wirtschaftsplan der Papenregierung war gut, mit ihm hätte die deutsche Produktion sicher angekurbelt werden können. Wenn es doch nicht so weit kommt, wenn die Krise sich weiter vertieft, dann liegt das nicht an dem Wirtschaftsplan sondern eben an den politischen Unsicherheitsfaktoren, die trotz dem Plan die ökonomische Lage weiter verschärft haben. Diese Legendenbildung kann nicht früh genug bekämpft werden. Grade gegenüber einer solchen Argumentation, die man bereits heute in der schwerkapitalistischen Presse findet und in den nächsten Wochen in immer größerm Ausmaß finden wird, ist es notwendig, mit allem Nachdruck darauf zu verweisen, daß weder im Weltkapitalismus noch im deutschen Kapitalismus das Tief der Krise erreicht ist. Wir befinden uns mit dieser Feststellung im schärfsten Gegensatz zu der entscheidenden Voraussetzung, von der Papens Wirtschaftsprogramm getragen ist. Es beruht auf der Anschauung, daß die Weltkrise ihren tiefsten Punkt erreicht hat und sich in absehbarer Zeit die Tendenzen zur Besserung durchsetzen werden. Der federführende Minister bei dem Wirtschaftsprogramm soll Warmbold gewesen sein. Warmbold ist der Schwager von Professor Wagemann, dem Direktor des deutschen Instituts für Konjunkturforschung. Die letzten Vierteljahrsberichte des deutschen Instituts für Konjunkturforschung sind am 27. August abgeschlossen, am 28. August wurde das Wirtschaftsprogramm veröffentlicht. Grund genug, hier nicht nur einen zeitlichen Zusammenhang zu sehen.

Die Vierteljahrsberichte sind denn auch in ihrer gesamten Analyse optimistisch. Sie sind optimistisch, obwohl ihre Darlegungen im einzelnen ihren Optimismus selbst Lügen strafen, obwohl grade aus den dort publizierten Zahlen alles andre herauszulesen ist als ein Konjunkturumschwung in der ganzen Welt. Bereits vor der Krise in den Vereinigten Staaten hatte sich bekanntlich im Jahre 1929 die deutsche Wirtschaftslage verschlechtert. Aber es ist sicher, daß durch die Krise in den USA die Krise im gesamten Weltkapitalismus und so auch im deutschen eine große Vertiefung erfahren hat. Die Vereinigten Staaten sind das Land der größten industriellen Produktion und des stärksten Kapitalreichtums; wenn sich dort ein Umschwung bereits vorbereitete, so wäre es klar, daß seine Folgen nicht nur auf dieses eine Land beschränkt sein sondern den gesamten Weltkapitalismus ergreifen würden. Und wie steht es in den Vereinigten Staaten? Daß wir dort eine Börsenhausse hatten, daß die Rohstoffpreise anzogen, ist bekannt. Aber auch dem deutschen Monopolkapitalismus scheinen diese Faktoren durchaus noch nicht zu genügen, um einen Tendenzumschwung in USA zu erwarten. Darum heißt es in einem Bericht der ‚DAZ' über die Vereinigten Staaten:

Die zuversichtliche Stimmung der new yorker Börse, die in dem kräftigen Kursauftrieb der vergangenen Wochen einen deutlich sichtbaren Niederschlag gefunden hat, stützt sich hauptsächlich auf den in der Wallstreet durch Berichte aus der Geschäftswelt erweckten Eindruck, daß sich in Amerika nun doch eine Wirtschaftsbelebung anbahne. Eine zahlenmäßige Bestätigung dieser lediglich auf Stimmungsberichten basierenden Auffassung läßt sich zum mindesten aus den Wirtschaftsstatistiken für den vergangenen Monat noch nicht herauslesen. Die wichtigsten der für den Monat August bisher veröffentlichten amerikanischen Produktions- und Umsatzziffern sind in der folgenden Tabelle denen des Vormonats gegenübergestellt. Zwecks Kenntlichmachung eventueller Saisoneinflüsse ist in dieser Tabelle auch die Entwicklung in den beiden entsprechenden Monaten des Vorjahres zum Vergleich herangezogen worden. Die Rohstahlgewinnung und die Roheisenerzeugung sind in der Zusammenstellung in 1000 Tonnen wiedergegeben, die Automobilproduktion Amerikas und der Weltabsatz der Generalmotors-Corporation in 1000 Wagen, der Umsatz der Woolworth-Einheitspreisgeschäfte und des Warenversandhauses Montgomery-Ward & Co. in Millionen Dollar und der Abrechnungsverkehr der amerikanischen Banken in Milliarden Dollar.

	1931		1932	
	Juli	August	Juli	August
Stahlproduktion	1876	1719	793	832
Eisenproduktion	1463	1281	572	531
Autoproduktion	223	192	119	90
Generalmotors Absatz	87	70	37	30
Woolworth-Absatz	21,1	21,7	18,1	18,2
Montgomery-Ward Absatz	15,3	16,4	11,8	13,0
Bankenabrechnungsverkehr	34.8	29,3	19,3	20,0

Bei der Betrachtung dieser Zahlen könnte man vor allem versucht sein, aus der Entwicklung des Abrechnungsverkehrs der Banken auf eine gewisse Wirtschaftsbelebung zu schließen, denn dieser Verkehr hat im laufenden Jahre eine leichte Steigerung aufzuweisen. Das wäre jedoch zweifellos ein Trugschluß, da diese Entwicklung offensichtlich nur mit der aus der starken Belebung des Börsengeschäfts resultierenden Zunahme des Scheckverkehrs zusammenhängt.

Bis auf die Stahlproduktion, die einen besonders starken Tiefstand hat, haben wir also in der gesamten übrigen amerikanischen Produktion selbst im August dieses Jahres noch einen Rückgang gegenüber dem Juli zu verzeichnen. Und das ist ja kein Wunder. Ein wirklicher Aufstieg der Produktion ist erst dann gegeben, wenn auf Basis des verringerten Preisniveaus, auf Basis billiger Zinsen die Unternehmer in unsrer heutigen privatkapitalistischen Wirtschaft größere Beträge zu neuen Investitionen verwenden und von dieser Belebung der Produktionsindustrien aus die gesamte Wirtschaft zur Konjunktur kommt.

Von irgend einer Belebung der Investitionen und Hand in Hand damit von einer Belebung der Konsumindustrien ist aber in den Vereinigten Staaten nicht im geringsten die Rede. Das geben auch die von Wagemann herausgebrachten Konjunkturhefte rückhaltlos zu. Es heißt dort (wegen der Wichtigkeit dieser Dinge bringen wir den ganzen Abschnitt ohne Kürzungen):

Die Investitionstätigkeit ist daher mit der allmählichen Aufzehrung früher aufgenommener Kapitalien und der wachsenden Einschränkung aller nicht unbedingt erforderlichen Ersatzinvestitionen weiter zurückgegangen und hat die ohnehin schon außerordentlich geringe Kapazitätsausnutzung der Produktionsgüterindustrien auf einen neuen Tiefstand sinken lassen. Vor allem aber sind in den letzten Monaten die Verbrauchsgüterindustrien zu verstärkten Produktionseinschränkungen gezwungen worden. Der Umstand, daß sich die durch den Rückgang der Produktionsgütererzeugung hervorgerufene Arbeitslosigkeit nun mit voller Macht auf den Einzelhandelsabsatz auswirkt, hat hierzu in gleicher Weise beigetragen wie der fortschreitende Lohn- und Gehaltsabbau, der durch den Einsatz von Sparguthaben und die Senkung der Lebenshaltungskosten — Faktoren, die übrigens beide mehr und mehr an Gewicht verlieren — nur noch wenig gemildert wird. Insgesamt dürfte die industrielle Produktion von April bis Juli um kaum weniger als 7 v. H. gesunken sein, und dies, obwohl bereits das im April erreichte Niveau um etwa 50 v. H. hinter dem konjunkturellen Höchststand von 1929 zurückblieb.

Es ist ja kein Wunder, daß in den Vereinigten Staaten die Produktion noch lange nicht ihren Tiefstand erreicht hat. Denn auch drüben sind grade in der letzten Zeit die Arbeitslosenzahlen beträchtlich gewachsen, sind weiterhin die Löhne der beschäftigten Arbeiter erheblich herabgesetzt worden. Auch drüben sind die Preise weniger gefallen als die Löhne. Und daher müssen die Vierteljahrshefte feststellen:

Auch in bezug auf die Konsumgestaltung birgt die konjunkturelle Dynamik eher produktionshemmende als produktionssteigernde Kräfte. Zunehmende Arbeitslosigkeit und das Bestreben der Unternehmer, sich durch Lohnsenkungen zu entlasten, lassen das Einkommen breiter Konsumentenschichten weiter schrumpfen. Es scheint sogar, als seien gegenwärtig die Lohnsenkungen erheblich stärker als der Rückgang der Lebenshaltungskosten.

Wenn aber die Unternehmer nicht die mindeste Neigung zeigen, neu zu investieren, wenn auf der andern Seite die eigentlichen Konsumindustrien stärker eingeschränkt werden müssen — dann ist wahrlich nicht einzusehen, woher in nächster Zeit der Konjunkturumschwung in den Vereinigten Staaten kommen soll. Und es ist schon etwas grotesk, wenn dasselbe Konjunkturinstitut, das grade von den Vereinigten Staaten einen Tendenzumschwung erwartet, im gleichen Bericht schreibt:

Als Ergebnis der rein konjunkturellen Komponenten der gegenwärtigen Marktkonstellation kann also kaum mehr als ein allmähliches Auslaufen des Produktions- und Beschäftigungsrückgangs erwartet werden.

Daran werden auch die Maßnahmen der augenblicklichen amerikanischen Regierung nichts ändern. Und wenn die Präsidentenwahlen drüben vorbei sind, werden die amerikanischen Massen sehr deutlich spüren, was es mit der Hausse ist, die man ihnen versprochen hat.

*

Der Wirtschaftsplan der Regierung ging davon aus, daß in den entscheidenden angelsächsischen Ländern, in den Vereinigten Staaten und England, das Tief der Krise bereits erreicht sei. Wir haben den Nachweis gebracht, daß davon keine Rede sein kann. Die objektiven Faktoren zeigen für Amerika, daß die wirtschaftliche Lage sich noch weiter verschlechtert, und was für die Vereinigten Staaten gilt, gilt ebenfalls für England. Auch dort sind grade in den Sommermonaten die Produktion und der Außenhandel weiter rückläufig gewesen, auch dort haben trotz der sonst eintretenden Sommerbelebung ebenso wie in den Vereinigten Staaten die Arbeitslosenzahlen sogar noch zugenommen.

Wir wissen, daß die Lage des deutschen Kapitalismus noch weit schlechter ist als die des angelsächsischen Kapitalismus. Auch der Wirtschaftsplan der Papenregierung und die Vierteljahrshefte bestreiten das nicht. Wenn sie trotzdem schon heute eine Belebungsaktion zu organisieren suchten, so taten sie das unter folgender Perspektive: der Zwischenraum zwischen einer Belebung der Wirtschaft in Amerika und England und einer erst später erfolgenden in Deutschland sollte durch das Ankurbelungsprogramm überbrückt werden. Wir halten diese Anschauung schon dadurch für widerlegt, daß ihre entscheidende Voraussetzung, die Annahme, daß das Krisentief in den Vereinigten Staaten und England bereits erreicht ist, falsch ist. Aber selbst wenn wir einmal annehmen wollten, daß schon in nächster Zeit in den angelsächsischen Ländern ein Konjunkturumschwung stattfinden würde, so wäre auch dann noch gegen Papens Programm in allen entscheidenden Punkten Widerspruch anzumelden. Bei aller Differenziertheit des Wirtschaftslebens im Kapitalismus soll man den einfachen Satz nicht vergessen, daß immer nur so viel produziert werden kann wie abgesetzt wird, das heißt daß die Verstärkung einer zahlungsfähigen Nachfrage die unbedingte Voraussetzung für jede dauerhafte Produktionssteigerung sein muß. Woher aber soll grade in Deutschland die Steigerung der zahlungsfähigen Nachfrage kommen? Etwa vom Unternehmer? Das wäre dann der Fall, wenn die Unternehmer bereits Neigung zeigten, neue Produktionsstätten zu eröffnen, größere Kapitalien neu zu investieren. Die Unternehmer aber denken gar nicht daran. Und das ist kein Wunder. Wenn in der Schwerindustrie, wie die amtlichen Statistiken zeigen, häufig nur ein Drittel der Produktionskapazität ausgenutzt wird, dann ist heute und auch in nächster Zeit kein Anreiz für neue Investitionen da. Wie steht es mit dem Export? Da weist der amtliche Bericht nach, daß grade im Jahre 1932 die deutsche Export-Entwicklung eine besonders schlechte ist. Daß beim Rückgang des Gesamtwelthandels die Kurve des deutschen Rückgangs noch schneller ist, so daß der Anteil des deutschen Kapitalismus am Weltexport zurückgeht. Die Vierteljahrsberichte sagen weiter, daß in nächster Zeit keine Wendung eintreten wird. Und wie steht es mit der zahlungsfähigen Nachfrage der breiten Massen, vor allem nach Konsumprodukten? In frühern Krisen wurde der Aufschwung neben der Eroberung neuer Märkte, neben zahlreichen In-

vestitionen der Unternehmer auch dadurch eingeleitet, daß die Preise stärker fielen als die Löhne, so daß die Konsumkraft der breiten Schichten schon in der Depression zunahm. Wir haben heute das genaue Gegenteil festzustellen. Die Löhne der beschäftigten Arbeiter sind bereits stärker gesunken als die Preise. Bei den gigantischen Arbeitslosenzahlen ist die Konsumkraft der breiten Massen in der Krise außerordentlich gefallen. Die Vierteljahrsberichte müssen melden, daß auch in den letzten Monaten die Kaufkraft der breiten Massen weiter rückläufig war. Das Wirtschaftsprogramm der Papenregierung verstärkt diese Entwicklung noch weiter. Denn es bringt einen verschärften neuen Lohnabbau, und wenn er durchgeführt wird, dann wird seine Wirkung nur die sein, daß auch die eigentlichen Konsumindustrien noch stärker als bisher in den Rückgang der gesamten Produktion einbezogen werden.

So ist die weltwirtschaftliche, so ist die deutsche wirtschaftliche Lage. Schon heute müssen, um das noch einmal zu sagen, mit allem Nachdruck diese objektiven Daten betont werden, damit die Legende, Papens Wirtschaftsprogramm werde nur durch die böse Politik an der Entfaltung gehemmt, zerstört wird, bevor sie Unheil stiften kann.

Wochenschau des Rückschritts

— In Mecklenburg fanden Manöver der mit Nationalsozialisten durchsetzten Ordnungspolizei statt.

— Der Frontkriegerbund e. V. hat beim Reichsminister des Innern Zulassungsantrag zur Durchführung eines Volksbegehrens gestellt, das die Wiederherstellung der deutschen Wehrmacht auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht zum Ziele hat.

— Reichsanwalt Jorns, der in der letzten Zeit bereits im innern Dienst beschäftigt war, tritt jetzt wieder öffentlich als Vertreter der Reichsanwaltschaft auf.

— Die Reichsbannerortsgruppen von Richtenberg (Vorpommern) und von Ohlau sind aufgelöst worden.

— Die kommunistische ‚Tribüne' von Magdeburg-Anhalt wurde verboten. In Preußen sind in der Zeit vom 29. Juli bis zum 14. September dreiundsechzig Zeitungs- und Zeitschriftenverbote ergangen.

— Die Landesschulbehörde von Hamburg hat den ihr unterstellten Schulen eine Verfügung zugehen lassen, die das frühere Züchtigungsrecht wiederherstellt.

— Zum Leiter der berliner Prüfstelle für Schund und Schmutz ist Regierungsrat Siehl ernannt worden, der früher bei einer evangelischen Kirchenstelle tätig war.

— Der Herausgeber der ‚Bayerischen Radiozeitung', Richard Kolb, der der NSDAP angehört, ist zum Programmleiter der berliner Funkstunde eingesetzt worden.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Die Kronzeugin

Die kleine, dicke, blonde Polin war eine der Kronzeuginnen im Sondergerichtsprozeß gegen die neun Arbeiter wegen Totschlags und verlangte vor ihrer Aussage Ausschluß der Öffentlichkeit, weil sie sich bedroht fühle. Von wem? Eine Frau habe gesagt: „Warte, du Sau, du wirst auch noch kaltgemacht." Welche Frau? Was für eine Frau? „Also nicht nur eine Frau sondern auch ein Mann!" „Also ein Ehepaar?"

„Ja, beide haben gesagt, warte, du Sau, du wirst auch noch kaltgemacht." Auch seien ihr Fensterscheiben eingeworfen worden. Wann sind ihr Fensterscheiben eingeworfen worden? Sind überhaupt Fensterscheiben eingeworfen worden? Also, so ganz genau weiß sie das nicht und geht darüber hinweg. „Wenn der Herr Rechtsanwalt mich so viel fragt, kann ich überhaupt nicht antworten." Tränen.

Die Öffentlichkeit wird nicht ausgeschlossen.

Die blonde Frau ist aus barer Neugierde mit den Kommunisten mitgegangen, war mitten drin, hat alles beobachtet, prima Zeugin also. Hauptbelastungszeugin der Staatsanwaltschaft. „Ein Mädchen reichte eine Pistole einem Mann aus ihrer Bluse. Ich ahnte schon, daß da jemand totgeschossen wird." So gehts weiter. Es waren zwei Trupps, einer, in dem geschossen wurde, und ein Nachtrupp. Im Schützentrupp schossen zwei Leute, die sie in der Anklagebank bezeichnet, und zwei weitre waren mit im Trupp. Glatt und rund, unter Eid, sind das zwei Todesurteile und zwanzig Jahre Zuchthaus. Der Verteidiger Rosenfeld versucht ihr den Ernst der Lage klar zu machen, dabei sagt er: „Leider kam ein Nationalsozialist ums Leben." „Warum leider?" sagt sie, „ich weiß doch, wie sehr sie sich freuten!"

Ja, sie kann die Kommunisten nicht leiden. Sie hat einen Laden, und da nennen sie sie Nazikaufmann und boykottieren sie, und Flugblätter gibt es „Rote Wacht, habt acht". Alles gegen sie. Es ist kein angenehmes Leben. Und sie bleibt dabei, zwei haben geschossen, und zwei andre waren dabei. Sie erkennt sie, nach Gesicht, nach Gestalt, nach Anzug, nach grauer Hose und blauem Hemd und aufgekrempelten Ärmeln. Zweifel ausgeschlossen. Und als der Verteidiger Litten immer eindringlicher fragt, sagt sie: „Muß ich mir dessen süßen Schmus weiter anhören?" Sie sitzt auf dem hohen Roß. Sie weiß alles. „Ich hätt noch welche festnehmen lassen können. Der Herr Hauptmann hat bloß keine Zeit gehabt, als ich ihm Leute melden wollte." Aber die Rechtsanwälte fragen weiter, ohne Gnade und Barmherzigkeit. „So", sagt sie und springt auf, blond und dick und voll Wut, „jetzt werde ich Ihnen auch die Wahrheit sagen, jetzt grade. Da hinten stehen noch zwei, die dabei waren, und die hab ich sogar verhaften lassen." Und sie zeigt auf zwei weitre in der Anklagebank: „Diese beiden haben am andern Tag an der Litfaßsäule gestanden und geschimpft, auf die verdammten Nazis, die ihre eignen Leute totschießen. Wie können die so reden, habe ich gedacht und habe den Schupo geholt und gesagt, die Beiden waren auch dabei, und das sind die Beiden, die da hinten stehen." Glatt und rund, unter Eid, sind das zwanzig Jahre Zuchthaus für Tobehn und Krüger, die Männer, die da hinten stehen. Niemand bringt sie davon ab. Es sind die Beiden, die da hinten stehen. Aber die Beiden, die da hinten stehen, wurden erst acht Tage später verhaftet, und die Beiden, die sie acht Tage früher an der Litfaßsäule verhaften ließ, das waren ein Mitglied eines katholischen Gesellenvereins und ein Radrennfahrer, die keinesfalls an diesem Abend bei der Schießerei dabei waren.

„Das sieht ja nun sehr duster aus", sagt der Vorsitzende, „und es wird zu erwägen sein, ob Sie nicht der Teilnahme am Landfriedensbruch verdächtig sind, und nun können Sie nach Hause gehen."

Und wen wird sie nach der nächsten Schießerei an der Litfaßsäule verhaften lassen?

Das ist Pfänderspiel und nicht Justiz. Eine hysterische Dame sagt: „Die zwei schossen." Und dann kommen die Zwei auf zehn Jahre ins Zuchthaus. Das ist Rätselraten, Sherlock Holmes, Wallace, aber mit einer Justiz nach den Regeln des Strafgesetzbuchs hat das gar nichts zu tun.

Wenn schon lettre de cachet, dann doch lieber von ehrlichen Häschern des Herzogs als von der hysterischen Dame im Kaufmannsladen. Wir können jetzt alle das schöne Spiel spielen, wenn wir jemanden nicht mehr leiden können: Ich werde dich an der Litfaßsäule verhaften lassen.

Gabriele Tergit

Wenn die Soldaten . . .

Das einzig Bemerkenswerte an den Herbstmanövern der deutschen Reichswehr ist die verblüffende Schnelligkeit, mit der eine gewisse gutlinksbürgerliche berliner Presse sich auf Kriegsberichterstattung umgestellt hat. Lauter Kreuzzeitungen sind plötzlich über uns gekommen. Doch erst wer die rasenden Reporter so mancher berliner Boulevard-Zeitung, sich überschlagend vor hinreißender Soldatenspiel-Fröhlichkeit, leibhaftig vor sich sehen würde, könnte genau ermessen, wie hier der heiß ersehnte Augenblick gekommen ist, aller Minderwertigkeiten ledig, von dem nationalen Kurs wieder als anständiger Mensch betrachtet zu werden.

Je böser das Gewissen, um so malerischer die Schilderung. Je weiter bisher links, um so wortreicher der Kampfbericht. Daß „sich die Fronten im nun angebrochenen Zeitalter des motorisierten Krieges blitzschnell verschieben können", findet in der berliner Presse eine treffliche Bestätigung.

Die ‚Kreuzzeitung' persönlich, den Griffel für eine nochmalige Änderung ihrer Leitdevise am Kopf des Blattes gespitzt, verkündet letzte Wahrheiten; mit kurzen, knappen, deutschen Worten wird aus dem kämpfedurchtobten Odergebiet gemeldet: Majestät, das Volk steht bereit. „Soldatenvolk bleibt im Kern Soldatenvolk." „Ja, wenn die Soldaten . . .", dann stehen die Mädel mit hochroten Backen und die Jungen jubeln. Die Männer bekommen merkwürdig leuchtende Augen, ein Denken steht auf ihrer Stirn geschrieben, als stünde da etwas auf, was lange verschüttet und verschwunden schien." „Die Herzen der Bevölkerung schlagen wieder für das liebe, liebe Militär, das abgefeimte ausländische Rechner und inländische Nichtkenner der Volksseele in den fluchwürdigen Militarismus umfälschten." „In rasendem Tempo brennt der Wille des Führers. Feldgraue Ledersoldaten — Kobolde der Fixigkeit — preschen

vor. Mehr Menschen jedoch als Waffen."

Linksstehende berliner Journalisten, die vor kurzem noch das entsetzliche Grauen des Krieges besprachen, wie es einmal in Kriegsbüchern zu lesen stand, plaudern jetzt mit kühn gesuchten Worten von dem „hinreißenden Schauspiel, von dem mitreißenden Erlebnis, das ihnen der Übergang von kleinen BMW-Wägelchen mit motorisierten Pontons über den nächtlichen Fluß vermittelte."

„Schade, daß der Krieg nicht eben so gemütlich ist", schreiben ganz Schlaue und glauben, damit dem Weltgewissen Genüge getan und den eignen kriegsstarken Bericht wieder aufgehoben zu haben. Reiter sehen braungebrannt aus, wofern man sie nicht direkt mit frisch bezeichnen kann, Motorradfahrer sind heranjagende Erkunder, der junge Deutsche ist kriegerisch, die Fronttruppen sind, von einigen Dropsverkäufern aufgeheitert, bei gutem Humor, wie alle Fronttruppen. „Die Aufgabe der Etappe ist nicht, sich Sorgen hinzugeben", schreibt die ‚BZ am Mittag'.

Daß „die Infanteriekämpfe von außerordentlichem Reiz" sind, wird für keinen guten Deutschen, vierzehn Jahre nach dem Weltkrieg, etwas Beachtliches oder gar Neues sein. Daß „Straßenpanzerwagen (selbstverständlich) Eisenspitzen sind, die weit voraus in den Feind getrieben werden müssen", wird für alte Soldaten ziemlich neu sein, der Dichter nennt sie „beschwingte Kraft einer modernen Windsbraut", was einem diese Dinger sofort sympathisch macht.

Daß Maschinengewehre nicht nur ein häufiges sondern auch „ein nervöses Tack-Tack hämmern", verdient Gemeingut der Bevölkerung zu werden, und freudig stellen die Herren Kriegsberichterstatter fest, daß die Gastwirte rund um Fürstenberg es verstanden haben, die Preise ein wenig aufzuschlagen, „wie das in einer Etappenstadt so üblich ist", schreibt die Ullsteinpresse.

Die berliner Presse konnte sich überzeugen, daß zu „ständigen Erfolgen die technischen Mittel gehören, und daß die gesamte Entwicklung die ungeheure Überlegenheit zeigt, die Rot durch Motorisierung gegenüber dem kraftfahrzeugarmen Blau besitzt". Diese besser ausgerüsteten „Streitkräfte, wie sie alle unsere Nachbarn besitzen", ergeben folgendes Bild, wie alle Kriegsreporter belehrt wurden:

„Nicht einmal die Oderlinie ist zu halten, geschweige denn irgend welcher längerer Widerstand an der Reichsgrenze zu leisten, wenn die bekanntlich zehnfach überlegenen technischen Streitkräfte gewisser Nachbarn gegen uns eingesetzt würden."

Eine Beunruhigung deswegen scheint aber nicht nötig, denn „da rennt der Knirps vor die Schützenlinie und kräht was er kann: ‚Jetzt bloß keine Angst haben, jetzt druff'." (‚Deutsche Zeitung.')

Fritz Friedrichs

Materialistisches Ragout

Man nehme eine beliebige Anzahl Zitate von Marx, Engels, Lenin und Stalin, konfrontiere diese mit ebensovielen Zitaten von andern marxistischen Theoretikern oder von Gegnern, Halb- und Viertelgegnern des Marxismus, mische dies schlecht und recht durcheinander, setze etwas eignen Senf dazu und bringe das alles in Buchform — dann würde dies etwa ein populäres Lehrbuch des Materialismus ergeben, das sich bemüht, Lernenden die Anfangsgründe dieser Anschauungen beizubringen. Von einem Buch aber, das mit dem Anspruch auftritt, nun einmal „den" Materialismus darzustellen, wie er wirklich ist, dürfte man etwas mehr verlangen; besonders wo wir doch bisher immer wieder feststellen mußten, daß es nicht einen Materialismus gibt sondern sehr viele — so viele nämlich wie Materalisten.

Wenn da nun plötzlich ein Parteioffiziosus, Leiter des dem Namen nach von Münzenberg herausgegebenen ‚Roten Aufbaus',

mit einem Buch an die Öffentlichkeit tritt, das den Titel „Der dialektische Materialismus" führt, dann stürzt sich der von den widerstreitendsten Ansichten und Darlegungen über dieses Thema Hin- und Hergezerrte selbstverständlich mit besonderer Neugierde auf dieses Werk. Endlich einmal etwas Authentisches! Was ist denn nun dieser geheimnisvolle „dialektische Materialismus"? Mit Mühe gräbt man sich durch die dreihundert Seiten, muß aber am Schluß konstatieren, daß man doch keine Aufklärung des Rätsels bekommen hat. Gewiß, dieser erste Band ist der Geschichte des dialektischen Materialismus gewidmet. Trotzdem darf erwartet werden, daß an irgendeiner Stelle gesagt wird: dies ist er, so ist er und nicht anders. Davon kein Wort. Statt dessen eine disziplinlose Anhäufung von „Widerlegungen" kritischer Einwände, mit denen man nur wenig anfangen kann, weil das Ding selber nicht dargestellt wird. Und da der Verfasser unsre nur allzuberechtigte Frage nach dem Wesen des dialektischen Materialismus unbeantwortet läßt, können wir uns hier auch nicht auf eine Kritik dieser Anschauungen einlassen. (Wen es interessiert, die knappste Widerlegung des dialektischen Materialismus kennenzulernen, der sei nachdrücklichst auf Leonard Nelsons kleine Schrift „Die bessere Sicherheit" verwiesen; Kapitel III enthält alles Notwendige.)

Warum ich aber dennoch das Buch anzeige? Weil der Verfasser einen wunderschönen Beweis für die hier schon oft aufgestellte Behauptung liefert, daß die dogmatische Engstirnigkeit der Materialisten einen großen Teil Schuld an der Stagnation der Arbeiterbewegung trägt. Man lese nur, wie unser „Philosoph" da (übrigens mit kaum einem eignen Gedanken, fast nur mit aneinandergereihten Zitaten der Meister und in einem Deutsch, das allein schon zeigt, wie schlecht sein Autor denken kann — „... das Ergebnis der Geschichte der Erkenntnis der Welt" ist nur eine kleine Kostprobe) einen nach dem andern abbürstet, der bisher geglaubt hat, er sei im Besitz des echten Ringes. Nichts da: Rosa Luxemburg (die immerhin ihr Leben ließ für die Arbeiterbewegung), Karl Liebknecht (der Gleiches anzuführen hat), Mehring, von Bernstein, Kautsky, Max Adler und andern Sozialdemokraten ganz zu schweigen — alle kommen sie unter das erbarmungslose Messer dieses forschen jungen Mannes, der ihnen die Leviten liest, als seien sie dumme Schulbuben.

Und da wundert ihr euch noch, wenn sich eure Freunde über die Verbohrtheit beklagen, mit der ihr eure Doktrin handhabt? Marx in allen Ehren, aber die Welt ist mit ihm nicht stehen geblieben sondern um einige sehr wesentliche Erkenntnisse reicher geworden. Wenn man hier nun sehen muß, wie einer mit den dürftigsten Argumenten etwas zu konservieren sucht, was im höchsten Grade revisionsbedürftig ist, dann wundert man sich nicht mehr, daß die sozialistische Revolution in Deutschland nicht weiterkommt, trotz allen Wahlerfolgen der KPD. Wenn das hier die Philosophie der Partei sein soll — und sie soll es sein, denn der Verfasser spielt im Orchester der Parteitheoretiker die erste Trompete —, dann sieht es ärmlich aus um diese Philosophie. Wie scholastisch, wie dünn, wie eng, wie verbohrt ist das alles, welche Kälte geht davon aus! Wo ist da revolutionäre Glut, die fortreißen könnte, fortreißen könnte vor allem die, auf die es ankommt, die Jugend?

Auf dreihundert Seiten keinen eignen Gedanken bringen, wie ein Grammophon Zitate hersagen, dann aber beanspruchen, daß man allein die richtige Methode habe, mit meist sehr kümmerlichen Argumenten gegen jeden kritischen Einwand kläffen, wie ein Amokläufer jeden abstechen, der einen solchen Einwand erhebt, seine Motive verdächtigen, ihn von vornherein als zum „Vortrupp der konterrevolu-

tionären Bourgeoisie" gehörig beschimpfen, den Bogen der „Feinde" „von den Nationalfascisten bis zum Weltbühnekreis" spannen — wenn dies, ihr Herren vom ZK, auch nach eurer Meinung nicht die richtige Methode ist, die revolutionäre Front zusammenzuschweißen, den revolutionären Elan zu wecken und den Sozialismus zum Siege zu führen, dann nehmt euch bitte einmal dieses Buch vor und weist den Verfasser in die ihm gebührenden Schranken.

(Er heißt Kurt Sauerland, und sein Buch erschien im Neuen Deutschen Verlag zu Berlin.)

Walther Karsch

Paula Wessely aus Wien

erleidet jetzt allabendlich, im Deutschen Theater, das traurige Schicksal der Rose Bernd aus Schlesien. Rose Bernd ist nicht nur, weil sie schuldlos in Verstrickungen gerät, die zu lösen ihre Kräfte nicht reichen, eine tragische Figur, sondern auch, weil sie keine Worte hat, sich und ihre Not auszusprechen. Sie schweigt sich in ihr Verderben hinein. Allerdings fehlt ihr der Mensch, zu dem sie sprechen könnte („man sollte doch eine Mutter haben!", sagt sie selbst einmal). Von Streckmanns erpresserischen Attacken dem Leutnant Flamm etwas mitzuteilen, das bringt sie wohl aus Zartgefühl für das Gefühl, das sie mit diesem verbindet, nicht über sich; und beim Pfarrer scheint sie nicht gewesen zu sein.

Höchst eindrucksvoll macht Paula Wessely das nicht Gewollte sondern Auferlegte solcher Stummheit der Kreatur (der zum Schreien ist) deutlich. Darum wirkt dann auch ihr Abwerfen der Stummheit nicht als Temperamentsausbruch. Es ist vielmehr so, als gerate da, unterm Druck der Verzweiflung, ein Mensch aus seiner ihm eingeborenen seelischen Form, aus der „Fassung", die ihm gegeben wurde, und die ein Teil dessen ist, was wir seine Natur nennen.

Diese junge Schauspielerin Paula Wessely, in deren Stimme und Antlitz Weichheit und Energie ineinanderfließen, hat die Gabe, was sie spielt, ihrem Wesen so zu verschmelzen, daß kein Rest von Nur-gespieltem übrig bleibt. Auf ihrer Kunst, die das durchaus ist, ruht der Segen der Selbstverständlichkeit. Sie trifft, vermutlich, aus dem Unbewußten das Richtige, aber wie sies macht, wie sie etwa ihre Rose Bernd beginnt (und fast zwei Akte durchhält), sparsam in Spiel und Ton, frei nach allen Möglichkeiten der Entwicklung hin: das wäre kaum möglich ohne die Mithilfe eines sehr exakt führenden und ordnenden Verstandes, eines, sozusagen, inneren Regisseurs von unbeirrbarer Weg- und Zielsicherheit. Dabei ist Fräulein Wessely eine redliche Verstellerin, die sich selbst in den guten Glauben an das, was sie vortäuscht, hineinspielt; und so der Theater-Gestalt eine Wahrheit gibt, die sich auch dort durchsetzt, wo ihr der Dichter nur Wahrscheinlichkeit oder nicht einmal diese gegeben hat.

Was für eine urgesunde, ursprüngliche Begabung Paula Wessely ist und wie rein die Farben ihres Talents sind, das zeigt sich, wenn sie in heller Lustspielsonne steht. Sie hat soviel echten Humor wie echtes Gefühl und gleich kräftige Ausdrucksmittel für jenen wie für dieses. Hoffen wir, daß Berlin den Enthusiasmus, mit dem es sie empfangen hat, nicht allzu früh an ihr rächen wird.

Alfred Polgar

Elisabeth Bergner

Hat nicht Rudolf Arnheim bei seiner Besprechung des Films „Der träumende Mund" der Elisabeth Bergner Unrecht getan? In diesem neuen Film ist Elisabeth Bergners Spiel fern der Unnatürlichkeit, der Unehrlichkeit. Sie ist ein ewiges Kind, ein Kind dem Herzen nach. Ihre Gaby ein kostbares, bezauberndes Geschöpf mit dem Segen und auch mit dem Fluch des Kindes, fest verankert bei ihrem väterlichen Peterle, diesem Gatten, dem auch

nicht ein Zug des närrisch verliebten Papas fehlt. Sie verankert sich in dieser liebevollen Freundschaft, in ihren Launen, in den kleinen Dummheiten des Alltags, denn sie fürchtet ihr eigenes volles Erblühen, sie fürchtet das dunkle Meer der Leidenschaft, sie fürchtet die Liebe, weil sie ahnt, daß sie eine der großen Liebenden werden wird, die die Liebe allzusehr lieben. Sie flieht vor der Liebe wie das Reh vor dem Jäger, sie trotzt ihr wie ein Kind, dem man das, was man ihm versprochen hat, auch halten muß. Sie versucht mit ihr zu spielen, wenn sie ihr schon verfallen ist, sie erliegt ihr, sie wird von dem Konflikt der Leidenschaft beschmutzt, sie geht davon, „sich den Dreck abzuspülen".

Elisabeth Bergner gibt der Fabel eine Verhaltenheit, eine bittersüße Tragik selbst im Tölpelspiel, die wehe Lieblichkeit einer von Anbeginn Gezeichneten. Die Bergner ist eine große stille Tragödin, eine Tragödin aus Hamsuns Reich. Nur einmal versagt sie: in der Tanzszene, schade, ein schwarzer Fleck auf einem schimmernden Bilde. Dort ist sie gekünstelt, unfrei. Warum? Weil ihr diese Szene wider die Natur ist? Das darf kein Grund sein. Ihr Versagen ist ein Rätsel, hoffentlich löst sie es im nächsten Film. Ein Rätsel, das durch ungünstiges Schminken, schlechte Tonaufnahme noch peinlich unterstrichen wird.

Aber vergessen wir diese Szene, erinnern wir uns an ihre Augen, an denen die Seele, der Körper hängt. Musik ist wohl noch nie optisch so eindringlich und schön dargestellt worden wie durch diese Augen, dieses Profil, dieses kluge, ernste Kindergesicht, das die Musik trinkt, aufsaugt, kurz: das ewige Unsagbare, nämlich das Erlebnis der Kunst, sichtbar macht. Elisabeth Bergner verwebt ihren Film mit Musik: Beethovens Violinkonzert, Tschaikowskys Walzer, Tristan II. Akt. Ein kühnes Unterfangen, sie wagt es, und es entsteht keine Dissonanz.

Erich Holmsen

Auch eine Tragik

Wir sind nicht Götter, Heroen.
Die flohen längst aus der Welt.
Wir sind nur flackernde Lohen,
die auszulöschen drohen,
umeinander aufgestellt.

Wir sehen uns scharf auf die Finger,
und sehen nicht in uns hinein.
Wir sind nicht Himmelsbezwinger,
nicht einmal Selbstdurchdringer.
Wir sind nur meist allein.

Wir essen Kompott und Suppe.
Wir tun, als wüchsen wir groß.
Im Meer auf einer Schaluppe
ist jeder angstwächserne Puppe —
die Hände zittern im Schoß.

Wir stehen auf tummelnden Plätzen.
Das Leben rauscht wie Verkehr.
Wir suchen in Wolken nach Schätzen.
Wir mühn uns und möchten uns setzen
und können es nicht mehr.

Helmut Flieg

Kleines Lehrstück der Zensur

Neulich hörte ich in Paris einen Satz, der mir ein Schulbeispiel für Polemik scheint.

Ein alter Volkssänger stimmte vor einer Caféhausterrasse sein Lied an und ärgerte gewaltig einen höhern Offizier, der ihn anschnauzte, er solle sich fortscheren.

Der alte Sänger hielt inne, verbeugte sich, blickte dem Militär in die Pupille und sprach: „Herr General! Ich habe den größten Respekt vor der glorreichen Uniform unsrer prächtigen Armee. Abgesehen davon, sage ich Ihnen: merde!"

Walter Mehring

Der entzückende Mord

Kürzlich kramte ich in alten Papieren. Dabei fiel mir ein vergilbtes Zeitungsblatt in die Hände, das das Datum 2. Juni 1915 trug.

Damals hat also ein münchner Pädagoge, Herr Hans Plecher, eine Klasse von zwölf- bis fünfzehnjährigen Schulkindern auf „Wehrfreudigkeit" geprüft.

Lehrer: Warum führen wir Krieg? Ein Knabe: England hat gehetzt, auch ist in Oesterreich der Thronfolger ermordet worden.

Lehrer: Was gefällt Dir am besten am Krieg? Ein Mädchen: Mir gefällt am besten am Kriege, wenn unsre Helden mit blumengeschmückter Brust ihre Heimat verlassen, um im Feindesland ihr Blut für uns zu verspritzen.

Lehrer: Was würdest Du tun, wenn Du mit in den Krieg ziehen müßtest? Ein Knabe: Ich würde alle totschlagen, keinen erschießen.

Lehrer: Was ist in Deinen Augen der Krieg? Ein Mädchen: Ich halte den Krieg für einen entzückenden Mord.

Lehrer: Warum werden wir Sieger bleiben? Ein Knabe: Unsre Soldaten stürmen so mutig vor, und die meisten haben auch einen Rosenkranz mit oder ein Gebetbuch.

Der Herr Oberlehrer ist sehr zufrieden und schließt seinen Bericht mit den Worten: „Ich bin der Überzeugung, daß ein zukünftiger Krieg ein ebenso starkes und vor allen Dingen ein ebenso wehrfähiges Geschlecht in Deutschland finden wird wie der gegenwärtige Krieg."

Das also war die „Mentalität" deutscher Schulkinder in der „großen" Zeit.

Und heute?

Wenn man die Enquete des Pädagogen Grünewald über die Stellung der Schulkinder zu Polen durchmustert, muß man erschüttert feststellen: alles ist geblieben, wie es war! Von den befragten Schulkindern der Ostmark haben 92 Prozent geantwortet, daß sie Polen hassen. Zwischen diesem Haßgefühl und dem Entschluß zu einem neuen „entzückenden Kriege" liegt nur ein einziger Schritt.

Kubra

Der Regierung ins Stammbuch

Es ist eine schlechte Ehre, über Bettler zu herrschen, und viel ruhmwürdiger, wenn man reichen Untertanen befehlen kann...

Vom Kriegführen halte ich nichts, es bringt nichts Gutes...

Die Armen nehmt in Euren Schutz. Ihr werdet Euren Fürstenthron nicht besser befestigen können, als wenn Ihr den Unterdrückten helfet, wenn Ihr den Reichen nicht nachsehet, daß sie den Geringern überwältigen, und wenn Ihr Recht und Gesetz widerfahren laßt...

Vergesset nicht, den Adel im Zaum zu halten, denn dessen Übermut verübt viel Böses. Straft sie, wenn sie die Gesetze und Landesordnungen übertreten, und lasset ihnen nicht zu, daß sie Jemand wider die Gebühr beschweren können...

Liebster Prinz, ich hinterlasse Euch ein großes Land, allein es ist kein deutsches Fürstentum, in dem mehr Zank, Mord und Grausamkeit im Schwange gehen als in unsrer Mark. Wehret doch solchem Unwesen und schaffet, daß Eure Untertanen liebreich und sanftmütig bei einander wohnen.

Aus dem Testament des Kurfürsten Johann Cicero von Brandenburg an Joachim I.

Humor der Woche

In Kiel wurde dieser Tage die Nationaldemokratische Partei (NDP) gegründet. Die neue Partei will unter Betonung des nationalen Gedankens alle republikanisch-demokratischen, an der Privatinitiative festhaltenden aufbauenden Kräfte sammeln, die die kollektivistische wie auch die kapitalistische Idee ablehnen.

Antworten

Deutsche Präsidialpartei. Auf dich haben wir schon lange gewartet, du gehörst zu Papen wie die Uniòn pattriotica zu Primo de Rivera gehörte, auch wenn der Reichskanzler dich nur als sein illegitimes Kind gelten lassen will. Deine Gründer sind die bekannten Politiker Hans Georg Heye und Kurt von der Mehden aus Hildesheim. Die böswilligen Behauptungen, die beiden Herren seien dort Redaktionsvolontäre, hat Herr von der Mehden dementiert; er ist schon Redakteur. Herr Heye hat nicht dementiert, er scheint also tatsächlich noch in dem Alter zu sein, in dem man seinen Beruf erst erlernt. Das ist beileibe keine Schande für dich, denn was braucht man eigentlich zu lernen, um in Deutschland eine Partei zu gründen und obendrein eine Präsidialpartei? Aber bist du dir auch bewußt, nun in Idealkonkurrenz zu Hugenberg zu stehen, dessen Deutschnationale ebenfalls zur Präsidialpartei geworden sind? Denk mal, zu deren Organen gehört sogar das Ufa-Magazin, während du nur über ein Blatt in Hildesheim verfügst. Jedoch unser patriarchalischer Reichskanzler, der mit christlich-konservativer Liebe das ganze deutsche Volk betreut, wird auch für dich sorgen. Wähler kann er dir allerdings nicht verschaffen, aber vielleicht wird er wenigstens etwas für deine Gründer tun. Junge Leute können immer Protektion brauchen. Als Motto empfehlen wir dir: „Aller Segen kommt von oben."

Königsberger Allgemeine Zeitung. Die historische Wahrheit scheint dir sehr im Magen zu liegen. Sonst könntest du nicht einen gegen die deutschen Rassefanatiker gerichteten Artikel der ‚Weltbühne' aus der Feder Hans v. Zwehls in eine Presseoffensive des Dreibundes Frankreich-Polen-Weltbühne gegen Ostpreußen umfälschen. Natürlich widerlegst du die von Hans v. Zwehl angeführten Tatsachen nicht. Sie sind unwiderleglich. Erregt bestreitest du nur, daß die Pruzzen ein slavischer Stamm gewesen seien. Du behauptest, es handle sich bei ihnen um einen baltischen Stamm. Wichtigkeit! Daß sie keine Germanen gewesen sind, kannst du nicht leugnen. Darauf aber kam es Hans v. Zwehl in seinem Anti-Rasseartikel lediglich an. Jeder gute Deutsche muß sich freuen, daß die Mischrasse östlich der Elbe unter dem Einfluß der deutschen Kultur so gut deutsch geworden ist. Dir scheint es, wie Hitler, nur auf das „Blut" anzukommen. Uns kommt es auf Gesinnung und Leistung an.

Professor Gumbel. Die Erklärung, die eine Anzahl von Professoren gegen Ihre Maßregelung erlassen haben, hat inzwischen neue Unterschriften gefunden. Wir finden unter den Unterzeichnern: Ernst v. Aster, Albert Einstein, Max Goldschmidt, Carl Grünberg, J. Jastrow, Franz Keller, Theodor Lessing, Franz Oppenheimer, Paul Oestreich, Arthur Rosenberg, Levin L. Schücking, Anna Siemsen, Oskar Stillich, Ferdinand Tönnies, R. Wilbrandt und andre.

Deutsche Zeitung. Du versuchst, die französische Ankündigung, nötigenfalls mit Material über deutsche Illegalitäten herauszukommen, dadurch zu bagatellisieren, daß du erklärst, kein Mensch werde „dies mutmaßlich aus ganz obskuren Spitzelberichten zusammengedichtete Material ernst nehmen". Hältst du das Reichsgerichtsurteil gegen Carl von Ossietzky für einen obskuren Spitzelbericht?

Frau F. B. in Warnemünde. Ihre evangelische Gemeinde hat sich von Pastor Beyer unter dem Titel „Christentum und Nationalsozialismus" einen Reklamevortrag für Hitler halten lassen. Dabei hat sich die Hakenkreuzpartei die Behauptung geleistet, das „positive" Christentum stehe im schärfsten Widerspruch zum Pazifismus, der nicht aus dem Christentum stamme, sondern aus der Aufklärung und mit dem bürgerlichen Humanitätsideal identisch sei. Das „positive"

Christentum des Herrn Pastor Beyer scheint demnach identisch zu sein mit Hitlers Inhumanitätsideal.

Illustrierter Beobachter. Aus deiner Partei teilst du mit: „Vor wenigen Wochen erst haben Pg. Bitter und Rudolf Kahn, Holzminden, sich entschlossen, einen Hundetrupp auszubilden und in Dienst zu stellen. Als vorzüglich geeignet wurde der deutsche Schäferhund befunden... Wenn eine SS-Abteilung mit gut arbeitenden Hunden marschiert, werden KPD und Rotmord bald die Freude an feigen Überfällen verlieren." Wären für euren Parteizweck die Bluthunde, die man einst in Amerika zur Jagd auf entflohene Sklaven züchtete, nicht noch geeigneter als die deutschen Schäferhunde, die auf Katzen schärfer zu sein pflegen als auf politische Gegner?

Apotheker in Ochtrup. Nach Pressemeldungen gab es in Ihrem Städtchen außer Ihnen nur noch fünf tätige SA-Leute. Jetzt sind Ihre vier Mitkämpfer wegen Bandendiebstahls verhaftet worden. Der Starke ist am mächtigsten allein! Wir nehmen an, daß Sie den Feinden des Dritten Reichs noch manche bittre Pille zu schlucken geben werden.

E. C. in Lich. Sie schicken uns das ‚Kasseler Sonntagsblatt' mit den ulkigen Angriffen gegen Hellmut v. Gerlach — der sich übrigens nie Hello v. G. genannt hat. Das Blättlein, das die Hauptlektüre der Landbewohner Hessen-Nassaus darstellt, strotzt gleichermaßen von Frömmigkeit und Ignoranz. Selig sind, die geistig arm sind. Es wäre unbillig, von Verlogenheit zu sprechen. Die Leute wissen es nicht besser.

E. J. in Schwerin. Wir haben mit Vergnügen davon Kenntnis genommen, daß Ihr nationalsozialistischer ‚Niederdeutscher Beobachter' seinen Leitartikel vom 15. September also beginnt: „Auch eine Bullenschau kann Ausgangspunkt politischer Gedanken sein." Besonders natürlich in einem Lande, das mit Recht den Ochsenkopf im Wappen trägt.

Rote Hilfe. Da unter den gegenwärtigen Zuständen die Zahl der von euch betreuten Gefangenen immer größer wird, reichen die Bestände eurer Bibliothek nicht mehr aus, um den Lesehunger der Inhaftierten zu befriedigen. Ihr sprecht daher die dringende Bitte aus, jedes verfügbare Buch eurer Gefangenenbibliothek Berlin NW 7, Dorotheenstr. 77/78, zu übermitteln.

Ralph Beaver Strassburger-Stiftung in Deutschland. Bewerbungen um den Preis des nächsten Jahres werden jetzt entgegengenommen. Es kommen hauptsächlich Arbeiten politischer, wirtschaftlicher oder soziologischer Art, aber auch literarische Werke in Frage, die der Förderung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschland dienen und im letzten Jahr erschienen oder entstanden sind. Bewerbungen sind zu richten an Doktor Rudolf Kayser, Berlin-Schöneberg, Nymphenburger Str. 2.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1932

einzuzahlen, da am 10. Oktober 1932 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Überall Linksruck von Hanns-Erich Kaminski

Seltsame Nachrichten kommen aus Italien. Seit Monaten schon läßt Mussolini keine Gelegenheit vorübergehen, ohne zu erklären, er wünsche den Frieden und die Abrüstung, die Voraussetzung einer neuen Prosperität sei die Niederlegung der Zollschranken und jede Autarkie bedeute wirtschaftlichen Selbstmord. Jetzt hat er einem Mitarbeiter der radikalen ‚République' ein Interview gegeben und darin um Verständnis bei der französischen Linken geworben, die doch aufs engste mit den italienischen Emigranten verbunden ist; der Fascismus, sagte er, stehe der Demokratie viel näher als der Reaktion. Auch von dem bisher verhätschelten Nationalsozialismus ist der Duce in letzter Zeit abgerückt. Ja, die fascistischen Gewerkschaftler führen neuerdings eine gradezu sozialrevolutionäre Sprache, Mussolini läßt die Vierzigstundenwoche diskutieren, und die Löhne der Landarbeiter hat er in mehreren Fällen heraufgesetzt, ohne sich um den Einspruch der Arbeitgeber zu kümmern.

Die Behauptung, das alles sei nur die Fortsetzung der seit jeher vom Fascismus betriebenen Politik, ist einfach unwahr. Tatsächlich führt Mussolini einen Verzweiflungskampf, nicht nur gegen die Krise sondern um seine Existenz, und mit der letzten Umgestaltung seiner Regierung hat er einen ganz neuen Weg eingeschlagen. Bis jetzt ist es ihm trotzdem nicht gelungen, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Es wird wieder gestreikt, obgleich die Zeitungen darüber nichts berichten; besonders die Landarbeiter im Potal — die einzigen Landarbeiter der Erde mit gewerkschaftlicher Tradition — sind in Bewegung. Sechstausend politische Gefangene befinden sich in den Gefängnissen und auf den Verbannungsinseln, sechstausend Agitatoren hat man also gefaßt, und die unterirdische Opposition dehnt sich immer weiter aus. Daran übertriebene Hoffnungen zu knüpfen, wäre falsch. Aber es rührt sich in Italien, und die Diktatur kann sich nicht mehr mit polizeilichen Maßnahmen begnügen sondern muß politische und soziale Anstrengungen machen, die im Grunde schon Zugeständnisse sind.

Nicht anders ergeht es der Diktatur des jugoslawischen Königs. Auch Alexander hat seine Regierung umbauen und immer mehr Wasser in den Wein seines ursprünglichen Programms tun müssen. Dennoch wird die Opposition immer stärker und sichtbarer, sie existiert nicht nur in Kroatien, sie hat längst auch Altserbien ergriffen, selbst das Offizierskorps ist durchsetzt mit Geheimorganisationen. Nur der furchtbarste Terror vermag den Bestand des Regimes noch zu sichern, ohne seine Bedrohung völlig verschleiern zu können.

Nun ist es freilich schwierig, die Verhältnisse in diktatorisch regierten Ländern zu beurteilen und den Umfang der in ihnen vorhandenen Opposition richtig einzuschätzen. Ganz ähnliche Tendenzen wie in Italien und Jugoslawien zeigen sich jedoch auch überall dort, wo es ein öffentliches Leben gibt und wo man die Stimmung besser kontrollieren kann.

In Rumänien hat der König auf seinen Versuch, ebenfalls Diktator zu spielen, bereits vor einiger Zeit verzichtet. In Griechenland ist der Angriff der Royalisten auf den Staat abgeschlagen worden. In Bulgarien befindet sich die Linke deutlich im Aufstieg, in Sofia haben die Kommunisten sogar die absolute Mehrheit erobert. Selbst in Ungarn hört man zum ersten Mal nach Jahren wieder etwas von einer Opposition; zwar ist die Regierung Gömbös noch reaktionärer als ihre Vorgängerin, aber lange wird die unbeschränkte Herrschaft der Magnaten jedoch nicht mehr dauern; die Mittelparteien sind der Macht schon sehr nahe.

Auch in England ist der Rausch der nationalen Einigung bereits verflogen. Die Liberalen sind aus der Regierung ausgetreten, und die Nachwahlen ergeben wachsende Stimmziffern für die Oppositionsgruppen. Vielleicht wird das nächste Ergebnis dieser Entwicklung sein, daß die nationale Regierung ihr konservatives Gesicht noch mehr als bisher enthüllt. Aber damit würde das Feld für eine Opposition, die zunächst normal funktionieren und später siegen kann, nur geebnet werden.

Ähnlich wie in Europa liegen die Dinge jenseits des Ozeans. In Süd- und Mittelamerika kämpfen die Völker in allen Staaten gegen die Diktatoren, und wenn an ihre Stelle auch meist andre Diktatoren treten, ist das Auftauchen mitunter sehr weit linksstehender Ideen in allen diesen Revolutionen unverkennbar. Schließlich ist auch die Reaktion in den Vereinigten Staaten in die Defensive gedrängt. Die oppositionellen Demokraten sind zwar kaum weniger reaktionär als die herrschenden Republikaner, jedoch um eine Nuance haben sie immer ein wenig mehr links gestanden, und heute sammelt sich um sie alles, was nach Erneuerung strebt.

Wohin man blickt, überall ist die Reaktion auf dem Rückzug. In Spanien, Frankreich und Schweden ist sie bereits geschlagen.

Mit alledem soll nicht etwa gesagt sein, daß eine neue Weltrevolution anbricht. Selbst die Bezeichnung „Linksruck" ist vielleicht für das, was vorgeht, schon übertrieben. Sicher ist allein, daß die rückschrittlichen Mächte, die während der letzten Jahre in nahezu allen Ländern der Erde gesiegt hatten, an Boden verlieren und daß ihre Gegner wachsende Chancen erhalten. Die Wirtschaftskrise, mit der die Verteidiger des Althergebrachten nicht fertig werden, ist dabei selbstverständlich der Schrittmacher der Linken.

Und Deutschland? Ist es psychologisch ebenso isoliert wie politisch? Inmitten einer Welt, die sich einheitlich, wenn auch mehr oder minder langsam, von der Umklammerung durch die Gestrigen löst, ist es gegenwärtig das einzige Land, wo die Reaktion mächtiger ist als jemals seit dem großen Krieg. Aber am Ende beruht das auf einer Täuschung, und die Rechte erscheint stärker als sie tatsächlich ist?

Die Nazis haben ihren Höhepunkt zweifellos überschritten. Ihre revolutionäre Unschuld haben sie durch die Verhandlungen mit dem Zentrum und ihren plötzlich erwachten Parlamentarismus verloren. Abgesperrt vom Industrieprole-

tariat, das sie jetzt bestimmt nicht mehr erobern werden, in Feindschaft zu der regierenden alten Herrenkaste, haben sie keine Aussicht mehr, ihren Traum von einer die ganze Nation umfassenden Bewegung zu verwirklichen. Das Dritte Reich, an dessen Schwelle wir doch angeblich schon standen, ist in die Ferne gerückt wie jeder andre messianische Glaube. Der „Führer" wird glücklich sein, wenn er im November nicht zu viele Wähler verliert.

Aber auch der augenblicklich herrschende Teil der Rechten ist nicht so stark wie er sich gibt, und die gesunde Farbe seiner Wangen ist nur Schminke. Die Treuhänder der Industrie und der Landwirtschaft liegen sich bereits in den Haaren, sogar zwischen dem Landwirtschaftsminister von Braun und dem Wirtschaftsminister Warmbold soll kein ganz brüderliches Einvernehmen herrschen. Und wer sich in den nun wieder regierenden Kreisen nur ein bißchen auskennt, kann sich leicht vorstellen, daß die englische Note ähnlich gewirkt haben wird wie 1914 die englische Kriegserklärung, bei deren Empfang Bethmann erschüttert und Moltke ratlos war und Wilhelm einen Weinkrampf bekam. Die Herren treten gewiß alle sehr schneidig auf, ihre Reden sind kraftvoll und ihre schriftlich gegebenen Interviews noch kraftvoller, sie haben weittragende Ideen, und sie fassen energische Beschlüsse. Jedoch wer genau hinhört, der hört deutlich in den starken Worten einen leisen Ton von Unsicherheit mitklingen, auch wenn er in den klischierten Sätzen kaum vernehmbar ist; und wer näher zusieht, der sieht, daß die mutigen Beschlüsse nicht ohne Zaghaftigkeit durchgeführt werden, auch wenn man der laufenden Maschine nicht gleich anmerkt, daß die Bremsen angezogen sind.

Unsre Diktatoren — die es schon sind wie die es erst werden möchten — sind gar keine Diktatoren, sie tun bloß so. Sie bevorzugen die harte Geste, denn sie haben beobachtet, daß es gefällt, wenn man das Gesicht in strenge Falten legt und die Peitsche schwingt, aber eigentlich fühlen sie sich nicht wohl dabei und sehnen sich nach der Idylle. Sie möchten alle Vater des Vaterlandes sein, patriarchalisch den Untertanen bald Geschenke bald Strafen austeilen und von artigen Kindern dafür dankbar geliebt werden. Jeder von ihnen ist ein Jupiter tonans, aber wenn es wirklich donnert, fahren sie zusammen, und wenn sie die Verantwortung in einer hübschen Koalition unter Hindenburgs Ägide aufeinander abwälzen könnten, wären sie heilfroh.

Ein Vierteljahr hat ausgereicht, um Papen zu verbrauchen, und die andern Diktatoren und Diktaturanwärter stehen auch nicht mehr ganz fest auf den Beinen. Die Linke hat dagegen den Augenblick der tiefsten Mutlosigkeit überwunden, nur geschieht leider nichts, um ihre latente Opposition zu aktivieren und zu führen.

Fünf Wochen vor den Wahlen wissen Hunderttausende noch nicht, wem sie diesmal ihre Stimme geben sollen, weil sich keine Partei ernsthaft um sie bewirbt. Freilich, der Wahlkampf hat noch nicht begonnen. Jedoch der grundlegende Irrtum ist eben zu glauben, es genüge, im Laufe weniger

Wochen Plakate ankleben, Flugblätter verteilen und Reden halten zu lassen. Mit solchen Mitteln kann man allenfalls der Nachbarpartei ein paar Stimmen abtreiben; den Gegner erschüttern und größere Massen aus seinem Lager herüberziehen, kann man damit nicht.

Die Logik der Ereignisse, die die Welt nach links treibt, kommt der Linken auch in Deutschland zugute. Doch da niemand nachstößt, fällt, was fallen muß, bei uns langsamer als nötig, und das Allerschlimmste ist, daß ihm niemand die Richtung weist.

Papens agrarischer Ständestaat

von Hellmut v. Gerlach

Am 25. September brachte die ‚Deutsche Tageszeitung‘, das Organ des Reichslandbundes, einen begeisterten Artikel zu Ehren des Junkers Ludwig v. d. Marwitz und seiner „weitblickenden Fronde". Der Artikel schloß:

> Der preußische Adel darf stolz sein auch auf diesen Mann, der ein Jahrhundert voraus dachte, wahrhaft adlig handelte und eisern auf dem als richtig erkannten Posten stand. Auch von den Standesgenossen haben damals nur wenige seinen Wert erkannt und ihn gestützt. Mögen dafür jetzt, im Jahre des Kampfes 1932, viele deutsche Menschen aus seinen Schriften und seinem Leben Beispiel und Kraft schöpfen, zum Aufbau des neuen Staates!

Der Reichslandbund ist der nächst dem Stahlhelm getreueste Schildknappe der Regierung Papen. Wenn sein Organ jetzt Herrn v. d. Marwitz als einen Mann feiert, der ein Jahrhundert voraus dachte, und seine Tätigkeit als beispielgebend für den Aufbau des neuen Staates preist, so lohnt es sich, auf diesen Marwitz wenigstens einen flüchtigen Blick zu werfen.

Am 9. November 1807 hatte Freiherr vom Stein seinen König zu jenem ewig denkwürdigen Edikt veranlaßt, das in dem Satze gipfelte: „Nach dem Martinitage 1810 gibt es nur freie Leute". Damit war die Erbuntertänigkeit der Bauern aufgehoben, die Zwingherrschaft der Junker gebrochen.

Eine wilde Fronde der Junker erhob sich. Fühlten sie sich doch in ihren heiligsten Geldbeutelinteressen getroffen, wenn sie zum Beispiel nicht mehr, wie es in dem Votum des preußischen Justizministeriums vom 9. März 1810 heißt, auf Grund des Brauzwanges „schlechtes Bier brauen und die Bauern nötigen konnten, es für gutes zu trinken". Die Rittergutsbesitzer Ostpreußens schrieben dem König, daß sie von der Reorganisation des Staates „das Verderben des Vaterlandes" befürchteten. Und die Rittergutsbesitzer des Kreises Stolp in Hinterpommern schlossen ihren Protest an den König mit dem Satz: „Unsre Güter werden für uns eine Hölle werden, wenn unabhängige bäuerliche Eigentümer unsre Nachbarn werden".

Das sozusagen geistige Oberhaupt der Fronde war Herr Ludwig v. d. Marwitz auf Friedersdorf in der Mark. Er ließ am 9. Mai 1811 in Frankfurt a. d. O. eine letzte Vorstellung des lebusischen Kreises, dem sich der beeskowsche und storkowsche anschloß, an den König beschließen. Darin erklärten die Herren Junker,

„daß wir unserer wohlerworbenen und festbegründeten Gerechtsame uns nicht begeben haben, sondern sie solange noch als bestehend betrachten, bis Ew. K. M. gefallen wird, über diejenigen unter denselben, die dem allgemeinen Wohl zuwiderlaufend erscheinen möchten, Verträge mit uns abzuschließen und sie solchergestalt auf gesetzlichem Wege zu lösen."

Man sieht, in Herrn v. d. Marwitz und seinesgleichen war der Geist jener Köckeritz und Lüderitz, jener Itzenplitz und Kracht wieder aufgelebt, die einst ihre Raubritterrechte gegenüber dem Monarchen in Berlin wie einen rocher de bronze zu stabilieren versucht hatten. Die lebusischen Stände beschuldigten ihren König des Gesetzesbruchs und sprachen ihm das Recht ab, die Bauern durch Gesetzesakt freizumachen. Sie sprachen ihm nur das Recht zu, mit ihnen, den Ständen, Verträge zu schließen. Ihre eignen Gutsuntertanen wollten sie behalten, aber sie selbst wollten nicht als Untertanen des Königs behandelt werden, sondern höchstens mit ihm Verträge schließen, Gleiche mit einem Gleichen.

Dem Kanzler Hardenberg schien dieser Tabak denn doch ein wenig zu stark, und er veranlaßte den König, Herrn v. d. Marwitz ein paar Monate auf der Festung Spandau darüber nachdenken zu lassen, ob wirklich Anfang des 19. Jahrhunderts der Epoche der Faulen Grete zu fröhlicher Urständ verholfen werden könne.

Im Jahre 1932 aber erhebt sich ein großes, der Regierung nahestehendes Blatt und feiert Herrn v. d. Marwitz als den Mann, der ein Jahrhundert vorausgedacht habe und zum Beispiel für den Aufbau des neuen Staates werden solle.

Der Staat des Herrn v. d. Marwitz war der Junkerstaat in Reinkultur. Hat die ‚Deutsche Tageszeitung' nicht bloß den Wunsch, sondern auch die Hoffnung, ihn wieder heraufziehen zu sehen?

Die Regierung Papen ist offen antidemokratisch. Ihr bester theoretischer Kopf, Freiherr v. Gayl, ist ein Freund des Ständestaates, wie aus seiner sogenannten Verfassungsrede vom 11. August deutlich genug hervorleuchtete. Die Regierung erstrebt eine grundlegende Verfassungsänderung, mit einem ständisch aufgebauten Oberhaus. Wie sie, die so eifersüchtig über dem Prädikat „verfassungstreu" wacht, sich die parlamentarische Durchführung ihres Verfassungsumbaues denkt, ist ihr Geheimnis. Fest steht nur, daß ihr Ideal nicht der demokratische, sondern der Ständestaat ist.

Daß die Grundlage dieses, wie die ‚Deutsche Tageszeitung' sagt, neuen Staates die Landwirtschaft sein soll, ist selbstverständlich. Zwar lebt nur noch wenig über ein Viertel des deutschen Volkes von der Landwirtschaft, während fast drei Viertel aus Industrie und Handel ihren Lebensunterhalt beziehen. Aber unsre amtliche Wirtschaftspolitik sieht so aus, als läge die Erhaltung des pleitesten Großgrundbesitzers weit mehr im Staatsinteresse als die Sicherung des deutschen Exportes.

Das ist nicht etwa erst seit Papen so. Das war schon so unter Brüning, das war leider selbst dann schon so, als die Sozialdemokratie in der Regierung noch etwas zu sagen hatte. Das scheint die Erbsünde der deutschen Politik zu sein.

Ihre Qualität war immer schlecht. Aber die Quantität des Schlechten hat unter Papen phantastische Ausmaße angenommen.

Das Lebensinteresse der gewaltigen Mehrheit des deutschen Volkes von der Landwirtschaft, während fast drei Viertel bleibt, eine Politik langfristiger Handelsverträge mit der Meistbegünstigungsklausel. Die Regierung Papen aber denkt nur an Abbau, wenn nicht gar an Abschaffung der Meistbegünstigung. Grade jetzt reist eine deutsche Kommission in alle möglichen Länder, um Änderung der Handelsverträge herbeizuführen, widrigenfalls sie gekündigt werden sollen. Überall soll an die Stelle der Meistbegünstigung das System der Kontingentierung treten, das heißt, es soll jedem Lande nur ein bestimmtes, möglichst engbegrenztes Einfuhrquantum bei uns zugestanden werden. Der internationale Wettbewerb wird ausgeschaltet. Das Prokrustesbett wird zum Symbol dessen, was man früher einmal freien Warenaustausch nannte.

Es gibt eine Reihe von Staaten, mit denen die bestehenden Handelsverträge sehr zum Vorteil Deutschlands funktionieren. Aus Holland führten wir nur für 141 Millionen Mark ein, aber wir führten für 321 Millionen dorthin aus. Die entsprechenden Zahlen für Frankreich lauten: 98 und 265, für Dänemark 62 und 90, für Schweden 44 und 111, für die Tschechoslowakei 71 und 137. Der deutsche Nettogewinn war gewaltig.

Das alles wird jetzt in Frage gestellt, weil Deutschland, das sich naturgemäß zum überwiegenden Industriestaat entwickelt hat, widernatürlich zum Agrarstaat zurückgeschraubt werden soll.

Zu einem Agrarstaat nota bene, bei dem nicht die Interessen der Millionen Klein- und Mittelbauern, sondern die der Viertelmillion von Großgrundbesitzern und Großbauern ausschlaggebend sind. Wir haben nämlich nur eine Viertelmillion Landwirte, bei denen der Verkauf von Getreide irgend eine Rolle spielt. Ihnen zuliebe werden die Getreidepreise auf das Doppelte bis Dreifache des Weltmarktpreises gesteigert, auf Kosten der Verbraucher, auf Kosten der Exportindustrie, auf Kosten sogar der großen Menge der Bauern, die auf Zukauf von Futtermitteln angewiesen sind. Die einzigen Gewinner sind die Nachfahren des Herrn v. d. Marwitz und seiner Standesgenossen. Sie können noch so schlecht wirtschaften, ihnen wird ihr Grundbesitz erhalten. Denn wie soll man sich einen Ständestaat denken, ohne den wertvollsten aller Stände, den landsässigen Adel, als Grundlage?

Der wirtschaftliche Widersinn unsrer heutigen Agrarpolitik tritt vielleicht am sinnfälligsten zutage auf einem landwirtschaftlichem Spezialgebiet, der Schnapsbrennerei. Die Kartoffelbrennereien sind fast ausschließlich auf den Rittergütern zu finden. Sie sind immer, schon zur Kaiserzeit, im Interesse des Großgrundbesitzes durch Steuerprivilegien künstlich am Leben erhalten worden. In den parlamentarischen Kämpfen der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts spielt die Kritik an der Branntweinliebesgabe eine überragende Rolle. Nicht nötig zu sagen, daß diese Kritik, so

unwiderleglich sie war, nie zum Ziel geführt hat. Die Junker waren eben immer die heimlichen Herrscher.

Jetzt haben wir eine Spiritusmonopolverwaltung. Sie gebietet über unheimlich große Vorräte, zwei Millionen Hektoliter. Die wird sie nicht los, weil das deutsche Volk leider zu wenig Schnaps säuft. Darum wird ein vermehrter Zusatz von Spiritus zu den Treibstoffen angeordnet. Das Benzin wird dadurch verschlechtert. Macht nichts. Die Kartoffelbrenner wünschen es.

Aber selbst wenn man das Benzin noch so sehr verschlechtert, nur ein kleiner Teil des Übersegens an Spiritus kann damit untergebracht werden. Die Monopolverwaltung bleibt weiter auf ihrem trotz seines flüssigen Zustandes nicht mobilisierbaren Kapital sitzen.

Nur eine Maßregel gäbe es, die sie allmählich von ihrem Ballast erleichtern könnte — die Verringerung des Brennrechts, das jeder Brennerei zusteht, also die Verminderung der Produktion, zu deren Abnahme der Staat gesetzlich gezwungen ist.

Statt Verminderung des Brennrechts ist soeben seine Steigerung von 70 auf 85 Prozent beschlossen worden! Wir haben viel zu viel Spiritus, aber den paar Tausend großgrundbesitzlichern Brennern wird erlaubt, noch mehr zu produzieren. Der Staat muß es ihnen ja abkaufen. Die Steuerzahler haben es zu bezahlen.

Wir haben den Agrarstaat in seiner schlimmsten Form, nämlich den Agrarstaat nicht im Interesse der gesamten landwirtschaftlichen Bevölkerung, sondern den im überwiegenden Interesse einer kleinen Minderheit großer Besitzer.

Den Ständestaat sollen wir bekommen.

Die Synthese zwischen Agrar- und Ständestaat verwirklicht dann das Ideal jenes Vormärz, bei dem der Mensch erst beim Baron anfing.

Poeta Propheta

König Heinrich: Glaubt mir, schon wissens meine zarten Jahre,
ein gift'ger Wurm ist innerlicher Zwist,
der an des Staates Eingeweiden nagt.

(Man hört draußen einen Lärm: „Nieder mit den Braunröcken")
Welch ein Tumult?

Warwick: Ein Aufruhr will ich wetten,
erregt aus Tücke von des Bischofs Leuten.

(Wiederum Lärm: „Steine! Steine!" *Der Mayor von London tritt auf mit Gefolge.)*

Mayor: O liebe Lords und tugendhafter Heinrich!
Erbarmt euch der Stadt London und des Volks!
Des Bischofs Leut' und Herzog Glosters haben,
da Wehr zu tragen jüngst verboten ward,
die Taschen angefüllt mit Kieselsteinen,
und, in Partein gerottet, schmeißen sie
so heftig einer an des andern Kopf,
daß manchem wird sein wirblicht Hirn zerschmettert;
in allen Gassen schlägt man Fenster ein,
und unsre Laden zwingt uns Furcht zu schließen.

(Die Anhänger Glosters und Winchesters kommen unter beständigem Handgemenge mit blutigen Köpfen.)

Shakespeare: König Heinrich VI. 1. Teil, III, 1.

Streik gegen Lohnraub von Walther Karsch

Was fast allen unmöglich schien, ist seit einigen Tagen Wahrheit geworden: die These der Revolutionären Gewerkschaftsopposition, man könne auch in der Krise Streiks durchfechten, ist durch die Tatsachen gerechtfertigt worden; und zwar in dem Augenblick, als die Freien Gewerkschaften die Streikbewegung mitmachten.

Das Aufbauprogramm der Papenregierung bedenkt jeden Unternehmer mit einem Geschenk von vierhundert Mark, wenn er einen Arbeiter neu einstellt. Auch darf der Brotherr dann die Arbeitszeit, ohne Tarifausgleich, auf vierzig Stunden verkürzen und drittens für die einunddreißigste bis vierzigste Stunde die Löhne senken — und zwar, je nach dem Umfang der Neueinstellungen, bis zu fünfzig Prozent. Hat also ein Unternehmer bisher hundert Arbeiter zu einem Stundenlohn von achtzig Pfennigen beschäftigt, dann betrug sein Lohnetat bei einer Achtundvierzigstundenwoche 3840 Mark. Vermehrt er nun seine Belegschaft um fünfundzwanzig Prozent, stellt er also fünfundzwanzig Arbeiter neu ein, dann braucht er für die einunddreißigste bis vierzigste Stunde nur noch je vierzig Pfennige zu zahlen. Führt er dann noch die Vierzigstundenwoche ein, so stellt sich nunmehr sein Lohnetat auf nur noch 3500 Mark — das heißt, er erhält zu seiner Prämie noch 340 Mark pro Woche geschenkt; nicht zu vergessen, daß ihm jetzt ja nicht mehr nur 4800 Arbeitsstunden (nämlich 100 mal 48) sondern 5000 (nämlich 125 mal 40) zur Verfügung stehen. Man sieht, Herr von Papen ist sehr spendabel gegen die Unternehmer gewesen, während die betroffenen Arbeiter eine solche Aktion etwa sechsundzwanzig Prozent ihres ohnehin kargen Lohnes kostet. Wie unser Kanzler, der einen solchen Zustand wahrscheinlich als der gottgewollten Ordnung entsprechend ansieht, mit unserm Zahlenbeispiel den Satz aus seiner Rede von Münster vereinbaren will: „Der Lohn wird aber nicht in dem gleichen Maße ermäßigt, wie die Belegschaft ansteigt, damit die in den Betrieben gezahlte Lohnsumme nicht nur erhalten bleibt sondern sich sogar noch erhöht" das weiß wohl er nur allein, und ebenso dürfte es sein Geheimnis sein, wie die verringerte Lohnsumme die Kaufkraft heben soll. Inzwischen herausgekommene Regierungserklärungen bezeichnen diese Auslegungen zwar als unrichtig, aber sie lösen keineswegs den Widerspruch.

Abend für Abend muß der geduldige Rundfunkhörer die Zahlen der Neueinstellungen über sich ergehen lassen, wobei er sich gewiß nicht ein skeptisches Lächeln verkneifen kann, wenn die kleinen Ziffern da mit soviel Tamtam aus dem Lautsprecher marschieren. Sein skeptisches Lächeln wird aber sicher zu einem Hohnlachen werden, wenn er die Neueinstellungen mit den Entlassungen der letzten Tage vergleicht. In die Töne der Reklametrompete mischen sich erhebliche Disharmonien, die auch der Unmusikalischste nicht überhören kann.

Die Versuche einiger Arbeitgeber, ihren Lohnempfängern auf Grund der Notverordnung den Hungerriemen noch enger zu schnüren, stießen überall auf den Widerstand der Arbeit-

nehmer. Auf einmal gab es Streiks, ein seit langem ungewohntes Bild. Obwohl doch der Arbeiterschaft seit Jahren ununterbrochen die Löhne gekürzt worden sind, hat es bisher trotzdem nur vereinzelte wilde Teilstreiks gegeben. Die Haltung der Freien Gewerkschaften hinderte die Arbeiterschaft, diese Waffe in Anwendung zu bringen. Die Gewerkschaftsführung sah zum Beispiel in Brünings Lohnabbau keinen Einbruch in den Tarifvertrag, weil die damalige Notverordnung nach ihrer Ansicht nur eine andre Vertragserfüllung verlangte, während die neue die Vertragsgrundlage antaste, indem sie die Unabdingbarkeit der Tariflöhne teilweise aufhebe. Dies sei ein Rechtsbruch, der die Freien Gewerkschaften ihrer Friedenspflicht entbinde und ihnen die Unterstützung der Streiks ermögliche. Anders die christlichen Gewerkschaften. Für sie ist die Notverordnung Gesetz, weil sie rechtmäßig nach § 48 der Verfassung erlassen sei und sich der Unternehmer, der sie befolge, somit nicht aus dem Rahmen des Tarifvertrages entferne. Jedem Streik sei daher die Unterstützung zu versagen.

Die Belegschaften der einzelnen Betriebe, durch die Ereignisse der letzten Wochen immer stärker aktiviert, haben sich nicht um diese Rechtsstreitigkeiten gekümmert; sie sind in den Streik getreten, sowie ihre Brotgeber das Papengeschenk einstreichen wollten. Die Zahlen über den Umfang der Ausstandsbewegung schwanken erheblich; je weiter nach links man hört, desto größer wird das angegebene Ausmaß. Für die Allgemeinheit bedeutete es eine Überraschung, als manche dieser Streiks einen vollen Erfolg für die Ausständigen zeitigten. Wer allerdings weiß, daß ein solcher Sieg nur dort errungen wurde, wo dem Unternehmer durch eine Arbeitsunterbrechung Verluste entstanden wären, der wird den Erfolg nicht mehr ganz so überraschend finden. Und trotzdem ist er noch merkwürdig genug, angesichts der Unzahl von Erwerbslosen. Doch sie bewahrten Solidarität, sie ließen sich nicht zu Streikbrechern degradieren, obwohl ihnen Unterstützungsentzug drohte. An andern Stellen wieder führte der Streik schließlich zu Aussperrungen, und auch hier ließen sich die Arbeitslosen nicht einfangen.

Ein Teil der Unternehmer, voran der Gesamtverband der Metallindustrie, ging die Regierung um ein generelles Streikverbot an, was aber bisher an der Befürchtung des Kabinetts scheiterte, daß dadurch eine Verschärfung der Situation eintreten würde. Zu einem weit aussichtsreicheren Mittel griffen die sieben bestreikten Schuhbetriebe von Weißenfels, indem sie den Gewerkschaften durch eine einstweilige Verfügung, die hohe Geldstrafen androhte, jede Tätigkeit für den Streik und jede Unterstützung der Ausständigen verbieten ließen. Die Arbeiter haben sie damit aber nicht kirre bekommen, sie streiken weiter, so daß die Unternehmer nach der durch das Arbeitsgericht, allerdings nur aus formalen Gründen erfolgten Aufhebung der einstweiligen Verfügung erst einmal nachgaben, da die Rechtslage noch ungeklärt sei.

Damit, daß das Amtsgericht dem Antrag auf Erlaß einer einstweiligen Verfügung stattgab, hatte es entschieden, daß keine Durchbrechung des Tarifvertrags vorliege, daß also die

Gewerkschaften an ihre Friedenspflicht gebunden seien. Wenn nun die Arbeitsgerichte, höhere Instanzen oder gar das Reichsarbeitsgericht zu der gleichen Auffassung kommen, was werden die Gewerkschaften dann tun? Der ADGB hat vor wenigen Tagen erklärt, seine Rechtsauffassung stünde gegen die des Reichsarbeitsministers, die Arbeitsgerichte müßten entscheiden, wer Recht habe. Ist dies nicht schon der erste Schritt zum Nachgeben? Sollte es tatsächlich so sein, daß die Freien Gewerkschaften, wie die Kommunisten behaupten, die Streiks gar nicht gerne sehen? Hat man wirklich nur unter dem Druck der Mitglieder die Ausstände sanktioniert, weil die Gefahr drohte, daß diese Mitglieder sonst der Führung entfremdet würden, also nur aus Selbsterhaltungstrieb? Will man sich nun hinter dem juristischen Paravent verstekken, wenn es hart auf hart geht?

Dieser Lohnkampf ist nicht nur wirtschaftlich zu werten, er ist ein bedeutsames politisches Faktum. Wenn man bedenkt, daß sich die Nazis bei der Entscheidung, ob sie mitmachen sollen, in schwerer Bedrängnis befinden (die sich durch Beteiligung an einem Ort und durch Nichtbeteiligung an einem andern manifestiert); wenn man weiterhin bedenkt, daß sich auch die christlichen Arbeiter den Streiks vielfach angeschlossen haben (gezwungenermaßen, sagen die Herren vom Deutschen Gewerkschaftsbund — aus eignem Antrieb, die Freien Gewerkschaften und die RGO); wenn man drittens bedenkt, daß die Erwerbslosen sich nicht zum Streikbruch mißbrauchen ließen, obwohl sie doch alle lieber heute als morgen wieder arbeiten wollen; und wenn man schließlich noch bedenkt, daß SPD- und KPD-Arbeiter hier in einer Front stehen, dann wird es klar, daß diese Streiks von den verantwortlichen Führern ausgewertet werden müssen, mit dem Ziel, endlich die Einheitsfront der Werktätigen zu schaffen. Diese Abwehrbewegung gegen den Lohnraub könnte der Arbeiterschaft den Anstoß zum Kampf um die Macht geben. Fürchtet man beim ADGB etwa diese Konsequenzen?

Ewiger Friede in Gänsefüßchen von Kurt Hiller

Der Nationalbolschewist Karl O. Paetel (er nennt sich selbst so), mit dessen Doktrin ich mich in Heft 31 der ‚Weltbühne' kritisch befaßt hatte, ist nicht davor zurückgeschreckt, mir sachlich zu erwidern — eine Rarität ersten Ranges. Öffentlicher Meinungsstreit über Wesentliches, in Formen, die der Geistesgeschichte dieses Erdteils, zumal der deutschen, leidlich würdig sind — so etwas gibts ja kaum noch! Daß auf Argumente mit Argumenten geantwortet wird, statt mit überheblichen Gemeinplätzen an der Sache vorbei, statt mit feigem Schweigen, statt mit Schüssen oder, Hauptfall, mit warmen Produkten der Pferdephysis —: verdammt selten erlebt mans. Die Art, wie Paetel antwortet (in der Zeitschrift ‚Der Umsturz'), beweist den sittlichen Hochstand der Gemeinschaft, die er führt.

Aber nicht ihren geistigen. Der bleibt problematisch. Wir können uns ganz gewiß nicht bis in die Puppen unterhalten. Aber Einiges, was Paetel sagt, fordert zur Replik heraus.

„Die Frage nach Krieg und Frieden", äußert er, „kann überhaupt nicht absolut gestellt und nur im Zusammenhang mit dem Wofür beantwortet werden." Falsch! Die Frage „nach Krieg und Frieden" kann in ihrer Grundsätzlichkeit durchaus nur „absolut" gestellt werden, und sie muß als grundsätzliche gestellt werden, nämlich so: Soll Krieg fürder sein unter den Menschen oder soll Krieg nicht sein? Ist diese Frage gestellt und ist sie — woran für den Humanitär, für den Religiösen, für den Sozialisten kein Zweifel besteht — im Sinne des Friedens beantwortet, dann erst wird die Paradoxie möglich, daß empirisch und als Weg erlaubt, ja geboten scheint, was prinzipiell und als Ziel verworfen wird. Auch für jene Kriegsgegner, die gewisse Fälle von Krieg bejahen (der bürgerliche Pazifist den völkerbündischen Exekutionskrieg, der revolutionäre den sozialistischen Verteidigungskrieg), bleibt die Frage nach dem prinzipiellen ethischen Ob des Krieges „absolut gestellt" und absolut verneint; erst auf der Grundlage der absoluten Verneinung des Krieges wird seine relative Bejahung sinnvoll; sie geschieht nämlich um des Friedens willen. Unterläßt man, den Frieden, das heißt die Lebendigkeit der durchgeisteten Kreatur, als absolutes politisches Ziel, als obersten Wert anzusetzen, dann versiegt einem freilich die Quelle aller Idee und man hat nichts, woraus man ein Handeln ableiten könnte, das aus der Barbarei dieses Zeitalters hinausführt.

Paetels Denken enträt eines obersten Wertes keineswegs. „Die Nation" ist es ihm. „Ihre Existenz und Souveränität ist das politische Kriterium. Nur von hier erhält alles, was geschieht, seine Bewertung. Auch die Frage nach Krieg und Frieden." Woher weiß Paetel das? Von welchem Luftbaum hat er dieses Dogma gepflückt? Wie will er begründen oder auch nur plausibel machen, daß „Existenz und Souveränität der Nation" das politische Kriterium sei? Wie will er widerlegen, daß vielmehr Menschenglück das politische Kriterium ist; die Nation mit Kriegen gar nicht gut fährt; Staatssouveränität höchstens als Mittel zum Zwecke des Menschenglücks tauglich sein kann (heute längst untauglich!); daß jede Organisation, vom Kegelklub bis zum Staatenverband, um der Menschen willen da ist, die sie umfaßt, aber nicht die Menschen um der Organisation willen?

Dieser sozialrevolutionäre Nationalist beruft sich auf den katholisch-konservativen Staatsrechtler Carl Schmitt, den Kronjuristen der Papendiktatur. Solange ein Volk in den Sphären des Politischen existiere, müsse es die Unterscheidung von Freund und Feind selber bestimmen. Krieg sei nur „die äußerste Realisierung der Feindschaft". Er brauche nicht als etwas Ideales oder Wünschenswertes empfunden zu werden, müsse aber „als reale Möglichkeit vorhanden bleiben, solange der Begriff des Feindes einen Sinn hat".

Dies, im Abriß, der Schmittismus. Reizendes Doktrinchen, nicht bloß up to date (anno Hitler), sondern auch interessant. Ein strengkatholischer Jurist stellt den Feindschaftsgedanken in den Mittelpunkt seiner Theorie; allerlei! Das hätte Benedikt XV. noch erleben sollen. Was sagen eigentlich die Ehlen, Franz Keller, Stratmann, Thrasolt, Weismantel dazu?

Nun muckre ich keineswegs gegen Feindschaft. Ich möchte Feindschaft im Leben nicht missen. Werfels Wort „Feindschaft ist unzulänglich" erscheint mir platt. Was wäre der sonnenstrahlende Tag ohne die düstre Nacht, der Mai ohne den November, die Jugend ohne das Alter, Speise und Trank ohne Hunger und Durst, die Erkenntnis ohne den Zweifel, Schönheit ohne das Gemeine, der Ruhm ohne die Erniedrigung, die Erfüllung ohne die Sehnsucht? Unerlebbar bliebe die Süße der Freundschaft, wenn Feindschaft nicht wäre.

Das gilt für den Einzelnen. Für das Collectivum, genauer: für den Einzelnen, insofern er als Glied des Collectivums und für das Collectivum empfindet und handelt, muß es gleichfalls gelten. Auch soweit ich Nation bin, will ich auf Feindschaft nicht verzichten. Warum Sympathien, warum Antipathien ertöten? Warum soll einer Nation verwehrt sein, eine andre „nicht zu mögen", wieder andre zu lieben? Ich plädiere, gegen alles Muckertum, für eine unverkümmerte Erotik und Anti-Erotik, auch von Typen gegen Typen, auch von Völkern gegen Völker.

Aber: so wenig ich als Einzelner aus meinem Feindschaftsgefühl das Recht folgre, meinen Feind zu töten, ihm auch nur ein Haar zu krümmen (physisch! physisch!), so abgeschmackt ist Professor Schmitts These, für Völker höre der Begriff des Feindes einen Sinn zu haben auf, wenn sie die Chance verlieren, ihn zu vernichten!

Es sollten innerhalb des Christentums Instanzen da sein, „christliche" Gelehrte solchen Schlages zur Räson zu bringen, oder besser: zur Strecke; (nicht physisch! nicht physisch!).

Gegeben ist den Menschen, die Realisierung der Feindschaft mitnichten bis zum Morde vorzutreiben; den Völkern, sie mitnichten bis zum Kriege zu steigern. Gegeben und aufgegeben. Paetel hat, in der Überschrift seiner Erwiderung, „Ewiger Friede" in Anführungszeichen gesteckt, in die billigen Hohn-Gänsefüße des Utopiefeinds. Er nennt mich „den Kantianer Hiller". Danke; der Fall liegt ein wenig verwickelter. Aber freilich vermag Hohn nicht außer Kraft zu setzen, womit Kant, 1795, seinen unsterblichen ‚Entwurf' schließt: „... so ist der ewige Friede... keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele... beständig näher kommt."

Hitlers Deutsch von Heinz Horn

> „Eine Dreißig-Zentimeter-Granate zischt immer noch mehr als tausend jüdische Zeitungsvipern — also laßt sie nur zischen."
> *Adolf Hitler: Mein Kampf, S. 169*

Adolf Hitlers grundlegendes Buch „Mein Kampf" ist in der deutschen Literatur vollkommen einmalig. Durchaus angebracht, daß uns andre Völker ob dieser reichhaltigsten Kathederblüten-Sammlung der Welt beneiden. Mögen andre Leute derartige Dinge mühsam aus Hunderten von Büchern und Schriften zusammenklauben, was hier vorliegt, ist von der ersten bis zur letzten Zeile Originalarbeit, tierisch ernst gemeint und mit wundervollem Pathos vorgetragen — in einer

Sprache, die in ihrer orientalischen Üppigkeit und in ihrem östlichen Bilderreichtum noch die Tiraden des kleinen Hadschi Halef Omar in Karl Mays Reisebeschreibungen übertrifft. Wer nicht weiß, wo Braunau liegt, muß aus der Sprache, die der größte Sohn dieser kleinen Stadt spricht, schließen, es läge im verdächtigsten Morgenland.

Die Bilder und Vergleiche, mit denen Hitler seine tiefsinnigen Aussprüche ziert, sind mit Vorliebe dem Gebiet der Naturwissenschaften entnommen, wobei vor allem unappetitliches Kleinvieh wie Maden, Bazillen und Quallen eine prominente Rolle spielt.

So wie man nur vorsichtig in eine solche Geschwulst hineinschnitt, fand man, wie die Made im faulenden Leibe, oft ganz geblendet vom plötzlichen Lichte, ein Jüdlein (S. 61).

So schön an sich diese reiche Bildersprache ist, läßt sie einen doch nicht recht erkennen, wer da eigentlich vom plötzlichen Lichte geblendet ist: die Made, das Jüdlein oder der kühne Chirurg höchstpersönlich. Außerdem ist dem Dichter bei diesem Vergleich leider entgangen, daß die Made im Leibe ist, weil er faulig ist, und nicht etwa der Leib deshalb fault, weil die Made darin ist. Weiter:

Man bedenke, daß auf einen Goethe die Natur immer noch leicht zehntausend solcher Schmierer der Mitwelt in den Pelz setzt, die nun als Bazillenträger schlimmster Art die Seelen vergiften (S. 62).

Wo immer man so einen Apostel ergriff, umschloß die Hand qualligen Schleim; das quoll einem geteilt durch die Finger, um sich im nächsten Moment schon wieder zusammenzuschließen.

So wie der Engerling nicht anders kann, als sich zum Maikäfer zu verwandeln, so verlassen die parlamentarischen Raupen das große gemeinsame Puppenhaus und flattern flügelbegabt hinaus zum lieben Volk (S. 411).

Mit besserem Wissen oder Wollen aber hat dies nichts zu tun, sondern nur mit jener hellseherischen Begabung, die solch eine Parlamentswanze gerade noch zur rechten Zeit warnt und so immer wieder auf ein anderes warmes Parteibett fallen läßt (S. 113).

Aber auch wo sie die Tierwelt in Ruhe läßt, zeichnet sich Hitlers Prosa durch eine Farbenpracht der Diktion aus, für die hier noch einige Beispiele gegeben seien:

Dieses Pack aber fabriziert zu mehr als zwei Dritteln die sogenannte „öffentliche Meinung", deren Schaum dann die parlamentarische Aphrodite entsteigt (S. 94).

Noch zur Zeit der Befreiungskriege waren die deutschen Städte nicht nur der Zahl nach gering sondern auch der Größe nach bescheiden (S. 289).

Der Fortschritt der Menschen gleicht dem Aufstiege auf einer endlosen Leiter; man kommt eben nicht höher, ohne erst die unteren Stufen genommen zu haben (S. 323).

Wenn Menschenherzen brechen und Menschenseelen verzweifeln, dann blicken aus dem Dämmerlichte der Vergangenheit die großen Überwinder von Not und Sorge, von Schmach und Elend, von geistiger Unfreiheit und körperlichem Zwange auf sie hernieder und reichen den verzagenden Sterblichen ihre ewigen Hände (S. 388)

Der schwarzhaarige Judenjunge lauert stundenlang, satanische Freude in seinem Gesicht, auf das ahnungslose Mädchen, das er mit seinem Blute schändet und damit seinem, des Mädchens Volke raubt.

Der Held von Sanssouci verhält sich zum ehemaligen bremenser Kneipenwirt (Ebert) ungefähr wie die Sonne zum Mond; erst wenn die Strahlen der Sonne verlöschen, vermag der Mond zu glänzen.

Es ist deshalb auch der Haß aller Neumonde der Menschheit gegen die Fixsterne nur zu begreiflich (S. 286).

Was wirklich über das Normalmaß des breiten Durchschnitts hinausragt, pflegt sich in der Weltgeschichte meistens persönlich anzumelden (S. 96).

Man hatte keine blasse Ahnung, daß die Begeisterung, erst einmal geknickt, nicht mehr nach Bedarf zu erwecken ist (S. 183).

Ebenbilder Gottes dürfte man nur mehr wenige finden, ohne des Allerhöchsten freveln zu wollen (S. 281).

Ohne des Allerhöchsten freveln zu wollen: wer solches mit ungeknickter und nach Bedarf zu weckender Begeisterung zu lesen vermag, dem ist wohl nicht zu helfen.

Der Primaner und die Politik

von Walther Graetzer

Dem reichenbacher Anschlag, der dem Attentäter, SA-Mann Jenke, selbst das Leben kostete, verlieh die Verhaftung des nationalsozialistischen Sturmstaffelmitglieds Wagner ein gewisses Aufsehen über das starke Echo hinaus, das der Fall durch ~~seine tragischen~~ und politischen ~~Begleitumstände~~ gefunden hat. Der jugendliche Mittäter war Oberprimaner des Reichenbacher Gymnasiums gewesen; einige Zeit vor dem Attentat war er wegen politischer Umtriebe von der Schule verwiesen worden. Sicherlich hat der Junge das Wohlwollen seiner ihm kongenialen Erzieher sehr ausgibig in Anspruch genommen, sonst wäre es wahrscheinlich nicht zur Relegation gekommen. Außer auf den sozialdemokratischen Redakteur Päschke waren Anschläge noch auf andre mißliebige Gegner geplant, unter andern auf einen sozialdemokratischen Stadtverordneten. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß der Primaner daran teilgenommen haben würde.

Man kennt sie, diese Pennäler, aus eigner Erfahrung; viele Schuljahre hindurch hatte man unter ihnen zu leiden. Mit einem angebornen Widerwillen gegen das stille Arbeiten, den lautlosen Fleiß, den unbekümmert nur auf die Schulpflichten gerichteten Eifer haben sie den Mitschüler bald heraus, der sich ihnen, wenn nicht körperlich, so doch geistig überlegen fühlt. Es beginnt mit Eifersüchteleien, die bald in offene, bei hundert Gelegenheiten erklärte Feindschaft übergehen. Unerträglich wird die Spannung, wenn jene beginnen, kraft ihrer weniger auf Eigenschaften beruhenden Klassenführerschaft die hörigen Mitschüler in ihrem Sinne politisch zu beeinflussen. Man darf sie auf dem Bummel in der Kluft einer nationalen Pfadfinderorganisation oder eines Wehrbundes bewundern, in der sie sich zur Schau stellen; man muß in den Schulstunden darauf bedacht sein, den Herausforderungen und Gehässigkeiten der heimlich gebildeten Schülerclique auszuweichen. Der Geschichtsunterricht, den geschichtlichen Ablauf von Krieg zu Krieg rechnend, wird zum Anlaß genommen, dem deutschen Vaterland mit unbedenklicher Großzügigkeit den ersten Platz in der Welt anzuweisen, deutsche Werke über Gebühr lobzupreisen. Die Turnstunden geben Gelegenheit, die Wehrfreudigkeit der deutschen Jugend unter Beweis zu stellen. Hier ist sie in ihrem Element! Der Turnlehrer ist persona grata wie der Geschichtslehrer. Die Liebe beruht auf Gegenseitigkeit. Man muß er-

fahren, wie die Turnprimi sich die Gunst einiger Lehrer erwerben, was man auf die offenbar beide Seiten befriedigenden Pausengespräche und den sich daraus entwickelnden Privatverkehr zwischen Lehrern und Schülern zurückzuführen weiß. Auf Fragen dieser Schüler an diese Lehrer muß man Frontgeschichten über sich ergehen lassen, die trotz ihrem augenscheinlichen Anekdotismus ihre Wirkung nicht verfehlen. Frontgeist beherrscht den Geschichtsunterricht.

Den neuen Lehrer, von uns andern mit innerm Jubel als Vertreter einer unbefangenen, neuzeitlichen Anschauung begrüßt, umgeben sie zunächst mit Mißtrauen, dann mit Feindseligkeit. Trotz und Starrsinn zerbrechen an der Güte des Lehrers — man versucht es mit dem Erfolg verheißenden Mittel des Kleinkrieges, der Erschwerung der Unterrichtsführung. Man erlebt die mutigen Anstrengungen des Bekämpften, sich der Hinterlist der Clique mit Verständnisbereitschaft zu erwehren, und sieht die Niederlage kommen: Unvermittelte Strenge gegen alle, ängstliche Vermeidung des Persönlichen im Unterricht, Gewöhnung an den vorgeschriebenen Lehrgang, bewußte Beschränkung auf den Unterrichtsstoff ... Die Clique hat den Gesinnungsfeind kleingekriegt.

Es kommt die Primanerzeit, mit ihr die Lockerung des pädagogischen Verhältnisses zwischen Lehrern und Schülern. Die politische Auseinandersetzung, vom politisierten Elternhaus unterstützt und angeregt, nimmt bedenklichere Formen an. War sie bisher die Austragung von Meinungsverschiedenheiten zwischen Altersgenossen in kaum begriffenen Anschauungsfragen, so wird sie jetzt Substanz der geistigen Haltung des Primaners. Im Bewußtsein baldiger Vollgültigkeit verlegt dieser den Schauplatz seiner politischen Pubertät von der Schule ins Leben, hier zunächst verborgen wirkend, denn noch hält die Schule die Hand über ihn. Selbständig denkend, wird er sich der Verantwortlichkeit bewußt, welche die Erziehung zum nützlichen Staatsbürger in ihn gelegt hat. Wer wie der Verfasser im letzten Jahrzehnt in einer schlesischen Kleinstadt die Schule besucht hat, weiß, was man unter dieser staatsbürgerlichen Nützlichkeit zu verstehen hat; der kennt die stickige Atmosphäre, in der sich die politische Emanzipation des Primaners vollzieht. Das Staatsideal der angehenden Republikaner ist die von den Alten längst noch nicht verschmerzte, oft gepriesene Vorkriegsherrlichkeit des Kaiserreichs. Erzieher und Lehrer wetteifern untereinander mit mehr oder weniger Takt gegen die Republik, in der Wachrufung stolzer Erinnerungen an das verflossene Regime. Nirgends wird mehr wider den Geist der Republik gesündigt als in der deutschen Provinz. Bei jeder passenden Gelegenheit läßt man mit der gleichen Inbrunst wie früher das Deutschland über alles hochleben, jeder hat dabei die Vorstellung eines längst nicht mehr bestehenden Glanzes; keiner im Nachkriegsdeutschland denkt dabei an das zerbrochene, neu aufzurichtende Reich, niemand an die Republik. Am vorlautesten schreien die Jungen; sie kriegen dabei einen furchtbaren Tatendrang, der nach Befriedigung ruft; im Geist onanieren sie ihn durch das gloriose Bild künftiger Heldentaten.

Das Nationalgefühl dieser Patrioten identifiziert sich allzuleicht mit dem nationalistischen, wechselt allzueilig in Aggressivität über, Ausdruck des Mißtrauens, die Art sei im neuen Staat nicht ausreichend berücksichtigt. Hitler hat instinktiv erkannt, daß der schlechte Republikaner ein besserer Monarchist wäre. Er suggerierte ihm die Angst vor dem Verfall der Nation; diese stellte er als durch den „innern Feind" bedroht hin. Er war sich seines Erfolges sicher.

In dieser Luft träger Umgewöhnung empfängt der junge Nachkriegsdeutsche, Kind unsrer Zeit, seine ersten politischen Eindrücke und verarbeitet sie; mit ihnen verschreibt er sich der Politik.

Für die Mehrzahl ist es heute die nationalsozialistische Tagespolitik. An ihr reizt den Primaner weniger die „Richtung", denn sie war von jeher die eigne; ihn nimmt die „Betätigung" gefangen. Was die SA und SS treiben, entspricht dem eignen Bedürfnis, sich auszutoben. Es ist die von der vollwertigen Erwachsenenwelt sanktionierte unbedenkliche Gewaltanwendung; die anarchische Unbändigkeit des jungen Menschen sieht in der Zügellosigkeit des nationalsozialistischen Parteibetriebes das Feld, auf dem es letzte Bedrängnisse werdender Mannbarkeit auszufechten gilt; Mannbarkeit nicht bloß im erotischen Sinn . . .

Gibt er einem „Gegner" auf der Straße eine Ohrfeige, so ist ihm das erlaubt, zwar nicht in seiner Eigenschaft als Primaner, aber er darf es als Nationalsozialist. Demjenigen grollte er, der sein Handeln verständlich fände, jedoch mit einem letzten Rest von Verantwortung es nicht gutzuheißen vermöchte. Weiß dieser nicht, daß man im höhern Auftrag handelte? Den biologisch zu erklärenden Prozeß der Abführung überschäumender Jugendkraft, die nützlich aufzufangen Aufgabe der Erzieher sein sollte, entschuldigt der Primaner mit der parteipolitischen Notwendigkeit, mit dem „höhern Motiv". Wenn man dieses offiziell nicht gelten lassen kann — im geheimen freut man sich doch über die dem Marxisten verabreichte Ohrfeige. Die väterliche Ermahnung durch den Lehrer kann den Ruhm, Held des Tages zu sein, nur noch unterstreichen.

Zwischen Schule und Partei steht die politische Wirksamkeit des Primaners. Hier mit einem zugedrückten Auge geduldet, dort gefordert. Die Partei überschattet schließlich alles. Mit restloser Hingabe widmet sich der politisierte Schüler der interessantern Aufgabe. Verständnisinnig lächelnd vermittelt ihm der Nationalsozialismus die Geltung, nach der der Klassenführer und Turnprimus sich schon immer sehnte: Sturmabteilungen, Sturmstaffeln, militärischer Ton, von der Turnstunde her gewöhnt, die Schaustellung strotzender Körperstärke, das Messen der Bizepsausmaße untereinander, die sie raffiniert andeutende Uniform, die interessierte Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit, insbesondere die der weiblichen — das ist sein Fall. So läßt sich am angenehmsten die Art vertreten. Parteikonventikel, Verschwörungen, geheime Instruktionen, mit denen der junge SA-Mann, seiner Wichtigkeit bewußt, herumläuft, schwarze Listen und die Kenntnis von nicht jedermann bekannten Dingen schaffen jene Femeatmosphäre,

in der sich der junge Nationalist wohlfühlt. Diese Rolle liegt ihm.

In der nationalsozialistischen Terminologie ist er bald zu Hause, jener Sprache, die Barbarismus und Unbildung prägten; sie ist Ausdruck eines Lebensgefühls, das den Mangel an Werten deutlich spürt und sich in haßvollen Ressentiments wider Selbstbewußtsein und Gesittung ergeht.

Man merkt den Unterschied, wenn man die Bemühung jener sympathischen Streber aus den linken Lagern um Klarheit im Denken, ihren Ehrgeiz nach politischer Logik der Unausgegorenheit und dem ideologischen Eiferertum der jungen Nationalsozialisten entgegenhält. Etwaige Ansätze zu intellektuellen Denkäußerungen, wenn man solche überhaupt von unserm Primaner erwarten kann, werden im Keime erstickt. Hitler verlangt von seinen Mannen denkfaule Bescheidung in das Herdenideal vom „Führer", Naturtrieb und Artbewußtsein sind dafür willkommene Ingredienzien. Die Physiognomie des „Führers" drückt dieser Bewegung den Stempel auf.

Letzte Hemmungen fallen. Der Mord wird zum erklärten Mittel der Parteipolitik. Dem Psychoanalytiker müssen wir die Erklärung all dieser Komplexe überlassen, die sich hier zu erleichtern drängen. Mit dem Finger auf den Namen der schwarzen Liste gibt der SA-Führer den Befehl zum Meuchelmord. Freiwillige vor! Unter ihnen finden wir den Primaner; er will sich die ersten Sporen verdienen. Auf der Lauer, in zittriger Erregung, liegt er, in der Ferne seines Empfindens wird die Mordromantik urzeitlicher Vorfahren wach.

Als die Ladung den Menschen neben ihm zerriß, lief der Mithelfer entsetzt davon.

Kriegskind von Marta Hillers

Solange ich noch Embryo war, durfte mein Vater zuhause bleiben. Doch schließlich wurde ich geboren, und zehn Tage nach mir kam der Gestellungsbefehl. Dies nahm sich meine Mutter so zu Herzen, daß ihr die Milch wegblieb, und ich wurde mit den Nährmitteln jener autonomen Zeit kümmerlich genug hochgebracht. Einmal kam mein Vater auf Urlaub, da drehte ich ihm einen Knopf von der Uniform. Aus Flandern schickte er mir eine Puppe in Roter-Kreuz-Schwestern-Tracht. Ich habe sie gefühlt, nicht gesehn, denn meine Augen waren vom Scharlachfieber vereitert, und als ich gesundete, kam die Puppe in den Ofen. Das alles ist mir erzählt worden. Meine älteste Erinnerung an den Krieg sind nasse Kartoffeln im Kinderwagen. Und dann ein Brief, mit Rübenkraut verklebt, über den meine Mutter laut schrie. Aber der Vater war nicht tot, nur vermißt. Mutter trug Markstücke zu Wahrsagerinnen, worauf diese sagten, er käme dereinst wieder. Inzwischen betete ich und sammelte Pflaumenkerne. Eines nebeligen Morgens war der Krieg aus, und stundenlang zogen Gulaschkanonen mit Soldaten darauf durch unsre Straße. Ich lief nebenher und bettelte um Keks. Dann kamen die Belgier; sie zeigten uns Schokolade und Weißbrot, aber wir durften nicht in ihre Baracken, weil sie Kinder anfaßten. Heimlich sammelten wir die Mundstücke ihrer „Roi d'Albert"-Zigaretten, trockneten den Tabak und verkauften ihn an Burschen. 1921 kam ein Kriegskamerad unsres Vaters und berichtete, er habe auf einer Anhöhe gestanden, bei Verdun, der Johannes habe einen Oberschenkelschuß gehabt, er sei von Franzosen gefangen genommen und in einen feindlichen Unterstand geschleppt

worden, und dann hätten deutsche Geschütze den Unterstand verschüttet. „Deutsche Kugeln!" schrie die Mutter. Ich kannte keinen Johannes. Wochen später spielte ich mit Sophie Nachlaufen. Plötzlich lief Sophie zu andern Kindern. Es war auf dem Schulhof. Ein paar Große riefen mich an: „Bäh, hast ja niemand!"; da brach ich in Tränen aus und schrie: „Mein Vater ist tot!" Die Großen nahmen mich in ihre Arme, und ich weinte hemmungslos und glücklich. Dann war der Weltkrieg aus, und der Krieg um die Rente begann. Mutter ging in die Fabrik, mein Bruder und ich kamen in den Kinderhort. Als Mutter krank wurde, verlor sie die Arbeit. Schließlich bewilligte man ihr Invalidenrente. Nach der Billionenzeit bekam sie noch Ausgleichszulage, weil mein Vater eine gehobene Stellung innegehabt hatte; dazu gab es Erziehungsbeihilfen, denn wir Kinder zeigten einen guten Kopf. Man hätte schon ein wenig leben können. Aber die Mutter hatte Verehrer, doch keinen drängte es zum Altar. Das gab Klatsch im Haus, Streit und Prügelei, und Prozesse jahrelang. Wenn ich als Zeuge vortreten mußte, zitterte ich am ganzen Leib. Inzwischen errichtete unsre Pfarre, Sankt Elisabeth, eine Kriegerkapelle, in der, golden und vier Zentimeter hoch, unsres Vaters Name stand. Es kostete eigentlich nur drei Mark, aber Mutter gab fünf, den Rest für eine stille heilige Messe. Einmal fand Mutter in einer Illustrierten die blasse Reproduktion nach einem Kopf mit Soldatenmütze. Der Text besagte, dies sei ein Verschütteter, der durch Gedächtnisverlust seinen Namen vergessen habe. Meine Mutter schnitt das blasse Photo aus, brannte sich ihr Haar und fuhr zum Verlagsort. Doch das Ganze erwies sich als eine redaktionelle Erfindung. Sie kam zurück; es hätten übrigens noch viele Frauen dagestanden, das Zeitungsbild in der Hand. 1929 begann die Krise: zuerst fielen alle Zulagen, dann die Erziehungsbeihilfen, und schließlich ging es an die Grundrente, einmal Notverordnung, noch einmal, noch einmal. Wohnungswechsel, Kuckucks, Geschrei und Haß. Wir Kinder standen dumm da, mit unsrer staatlich finanzierten Ausbildung. Wie unsre ganze Generation, so traten auch wir in eine Partei. Mein Bruder ist Hitlerjunge, er hat Renn und Remarque gelesen und nennt sie schlechte Rasse. Sein Leitwort ist „Stahl auf Stahl, Dreck verbrennt". Ich habe Marx studiert und bin Kommunist. Zwischen uns beiden ist Krieg, ohne Anspielungen auf die gemeinsame Mutter (die Sonntags zur Kirche geht). Ich mache meinen Bruder in seinem Kreis unmöglich; er bewirkt, daß man mir mißtraut. Wir sind uns deshalb zuwider. Wenn es Unruhen gibt, will mein Bruder im deutschen Befreiungskampf sterben, ich für die proletarische Revolution. Aber das ist gar nicht wahr: in Wirklichkeit wollen wir und alle Kriegskinder nichts als das, was uns bisher versagt blieb. Wir wollen Arbeit haben und leben.

Christoph Kolumbus

von Walter Hasenclever und Peter Panter

Im Goldenen Anker zu Sevilla, 5. Februar 1505. Eine kleine verräucherte Matrosenkneipe. Im Hintergrund die Theke mit Flaschen, hinter der eine unsichtbare Treppe in den Keller und zur Küche führt. Links ein großes Faß, aus dem Wein gezapft wird. Rechts der Eingang. Von der Decke hängen Schiffsmodelle, an den Wänden Bilder aus dem Seemannsleben.

Amerigo (geht zu Kolumbus): Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Vespucci. *(Pause.)* Amerigo Vespucci. *(Pause.)* Sie haben sicher schon von mir gehört.

Kolumbus: Bedaure. Wie war der Name?

Amerigo: Amerigo Vespucci. Nach mir ist der neue Erdteil benannt. Ich habe ein Buch über meine Expedition veröffentlicht.

Kolumbus: Gratuliere.

Amerigo (feierlich): Herr Admiral, ich muß Ihnen die Hand drücken. Sie waren der erste. Sie sind wirklich ein großer Mann. Sie haben Amerika entdeckt.

Kolumbus: Was habe ich entdeckt?

Amerigo: Amerika existiert. Ich habe mich selbst davon überzeugt.

Kolumbus: Amerika? Ich habe den Seeweg nach Asien gefunden.

Amerigo: Sie haben etwas viel Größeres gefunden. Einen neuen Erdteil.

Kolumbus: Es gibt keinen neuen Erdteil.

Amerigo: Die Berechnungen des vorigen Jahrhunderts sind falsch. Asien liegt ganz woanders.

Kolumbus: Wollen Sie mich, einen alten Mann, belehren? Hier, fragen Sie meine Kameraden. Wißt ihr noch, was ihr auf unsrer letzten Reise geschworen habt?

Koch: Wir haben feierlich geschworen, daß wir das Festland von Asien erreicht haben.

Diego: Jawohl, das haben wir.

Rodrigo: Und das haben wir alle unterzeichnet. Auf so einem großen Stück Pergament!

Kolumbus (zu Amerigo): Und da wollen Sie uns erzählen, wir seien gar nicht in Asien gewesen! Machen Sie sich nicht lächerlich.

Amerigo: Herr Admiral, was sind das für Leute! Die haben im Gefängnis gesessen!

Kolumbus: Und ich?

Amerigo: Das war ein bedauerliches Mißverständnis.

Kolumbus: Davon habe ich im Gefängnis nichts bemerkt. Man hat mich behandelt wie den letzten Verbrecher. In Ketten haben sie mich nach Spanien gebracht. Man hat mich betrogen und bestohlen. Ich habe nichts mehr. Und dann soll ich am Ende noch glauben, alles war ein Irrtum? Nein, junger Mann. Ich weiß Bescheid.

Marie: Herr Admiral, möchten Sie auch eine Erbsensuppe?

Kolumbus: Bring mir zwei Eier mit Brot und Butter.

Marie (ruft Pepi zu): Zwei Eier für Herrn Admiral!

Pepi (ruft in die Küche): Zwei Eier für Herrn Admiral!

Amerigo: Weshalb schreiben Sie nicht Ihre Memoiren?

Kolumbus: Memoiren? Wozu? Ich habe nichts zu verbergen.

Amerigo: Damit die Nachwelt erfährt, wie es wirklich gewesen ist.

Kolumbus: Es war ja doch ganz anders. Was ich für Possen erlebt habe! Das glaubt mir kein Mensch.

Amerigo: Verzeihung, Herr Admiral, die Weltgeschichte ist nicht possenhaft. Sie ist bedeutend.

Kolumbus: Was wissen Sie denn davon?

Amerigo: Ich habe ein Buch darüber geschrieben.

Kolumbus: Und ich bin dabei gewesen.

Amerigo: Darauf kommt es nicht an. Wir brauchen Helden, um uns selbst zu bestätigen. *(Marie hat zwei Eier, Brot und Butter hingestellt.)* Außerdem gibt es historische Tatsachen, die wirklich geschehn sind. Zum Beispiel Ihre Geschichte mit dem Ei.

Kolumbus: Welche Geschichte?

Amerigo (nimmt ein Ei und stößt es auf den Tisch, daß es steht): Das Ei des Kolumbus!

Kolumbus: Was ist das?

Amerigo: Aber, Herr Admiral, erinnern Sie sich nicht? Als auf dem Schiff die Meuterei ausbrach, sagte einer: So wenig wie man ein Ei auf die Spitze stellen kann, werden wir jemals Land sehn. Da nahmen Sie das Ei und stellten es so auf den Tisch.

Kolumbus: Das soll ich getan haben? Kein Wort wahr.

Diego: So ein Schwindel! Haben wir etwa gemeutert? Da sieht man, wie sie lügen.

Schiffsjunge: Wir waren Feuer und Flamme.

Pepi: Ich bin noch auf den Mastbaum geklettert und habe „Land!" gerufen.

Diego: Kinder, das war unsere schönste Zeit!

Kolumbus (nimmt das Ei, blättert es auf und ißt): Herr Amerigo, wenn Sie wieder einmal ein Buch schreiben, dann seien Sie etwas vorsichtiger. Das Ei des Kolumbus ist eine reizende Geschichte, nur leider von A bis Z erfunden. Ich fürchte, genau so wird es mit Ihrem Amerika sein.

Amerigo: Ich verdanke Ihnen eine tiefe Erkenntnis, Herr Admiral. Große Männer soll man bewundern, aber man soll sie niemals kennen lernen. Leben Sie wohl! *(Er geht mit einer tiefen Verbeugung ab. Gelächter hinter ihm her, Der Schiffsjunge nimmt die Gitarre.)*

Pepi (singt):
Erde ist trocken, und Wasser ist naß —
Alle: Sante Marie!
Pepi: Da kommen die Leut und erzähln uns was —
Alle: Sante Marie!
Pepi: Da hinten soll noch ein Erdteil stehn.
Wir waren doch da und haben keinen gesehn.
Vielleicht liegt er bloß vis-à-vis ...
Alle: Sante Marie — Sante Marie —
Glückliche Sante Marie!

Marie (kommt mit einem Buch hinter der Theke hervor und geht zu Kolumbus): Herr Admiral, das muß ja furchtbar interessant gewesen sein bei den Wilden. Waren die alle nackt?

Kolumbus: Ganz nackt waren sie nicht.

Marie: Was hatten sie denn an?

Kolumbus: Eine Badehose.

Marie (enttäuscht): Ach ...! Herr Admiral, weil Sie doch so ein berühmter Mann sind ... bitte, schenken Sie mir ein Autogramm.

Kolumbus: Was soll ich denn schreiben?

Marie: Das ist gleich — ich kanns ja doch nicht lesen.

Kolumbus (schreibt und reicht ihr das Buch zurück): Hier, mein Kind.

Marie: Was heißt das?

Kolumbus: Der Erste ist immer der Dumme.

Marie: Danke auch schön. *(Zu den Matrosen:)* Na, Kinder, was wird nun mal aus dem Land werden, das ihr da entdeckt habt?

Diego: Was soll denn daraus werden? Da sind ja bloß Affen und Papageien.

Pepi: Da wird nichts draus. In hundert Jahren ist da kein Mensch mehr.

Marie: Was meinen Sie denn, Herr Admiral? *(Kolumbus erhebt sich. Während er spricht, setzt eine Jazzmusik ein, erst leise, dann immer stärker. Die Wände des Zimmers verschwinden, der Horizont erleuchtet sich. Wie hervorgezaubert erscheint plötzlich eine Vision von New York: Times Square mit Wolkenkratzern und feurigen Lichtreklamen. Es ist, als ob die Anwesenden nicht mehr in der Kneipe, sondern auf dem Broadway säßen.)*

Kolumbus: Dieses Land wird einmal still und friedlich sein. Ich sehe schlichte und genügsame Menschen. Gottes Volk lebt auf der neuen Erde. Hier wird auch der Ärmste geachtet werden, und keiner wird hungern, und keiner wird unterdrückt. Dieses Volk wird die Pforten seiner Schatzkammern öffnen und Gold an alle Länder verteilen. Am Ufer des Meeres wird eine Statue stehn, und die Worte der Schrift tönen aus ihrem Munde: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!" Hier ist das Paradies der Welt —!

Vorhang

(Die Uraufführung fand im Leipziger Schauspielhaus am 24. September unter der Regie von Otto Werther statt. Rechte: Felix Bloch Erben.)

Die „Auflösung" des Romans von Hermann Kesten

Heinrich von Kleist schrieb 1801 an Fräulein von Schlieben: „Den Mann erkennt man an seinem Verstande."

Woran aber erkennt man den modernen Roman?

Woran erkannte man die alten Romane? Friedrich Schlegel schreibt in seiner berühmten Rezension „Charakteristik der Meisterischen Lehrjahre von Goethe" aus dem Jahre 1798: „Denn dieses durchaus neue und in seiner Art einzige Buch, welches man nur aus sich selbst verstehen lernen kann, nach einem aus Gewohnheit und Glauben, aus zufälligen Erfahrungen und willkürlichen Forderungen zusammengesetzten und entstandenen Gattungsbegriff beurteilen: Das ist, als wenn ein Kind Mond und Gestirne mit der Hand greifen und in sein Schächtelchen packen will." Man erkennt also die großen Romane an ihrer Originalität und Unvergleichlichkeit?

Kennt man denn die alten Romane noch? Man möchte es bezweifeln. Oder wie ist es sonst möglich, daß Literaten und Literaturkritiker von „den neuen Formen des Romans", von „der Auflösung des Romans" schreiben? Wo sind jene klassischen und allgemein bekannten Muster, deren Form „aufgelöst" werden sollte? Was hat gemein „Madame Bovary" mit dem „Tristram Shandy", der „Don Quichotte" mit den „Buddenbrooks", die „Kleine Stadt" mit „Candide", „Krieg und Frieden" mit den „Jünglingen von Sais" und die „Kartause von Parma" mit dem „Wilhelm Meister", der „Simplizissimus" mit dem „Egoisten" und „Titan", die „Verlobten" mit „Tom Jones", was der „Agathon" mit den „Toten Seelen" und der „Idiot" mit der „Lucinde", was für Formen haben diese Bücher miteinander gemein? Wo ist ein Gesetz in irgend einem klassischen Roman, das nicht ein anderer klassischer Roman auflöste? Richten sich nicht die Bemühungen unsrer Avantgardisten nur gegen den Roman um die Jahrhundertwende und seine Formen? Etwa gegen den sogenannten „psychologischen" Roman? Nehmen Joyce und Dos Passos, Gide und Döblin, Musil, Roth und Virginia Woolf, nehmen Valéry Larbaud, Edouard Dujardin, Robert Neumann, Jules Romains, Thomas Mann, Erich Kästner, Heinrich Mann und A. M. Frey und Ernst Weiß und Heinrich Hauser und viele andre, nehmen sie nicht die alten und klassisch schönen Formen in aller Vielfalt wieder herauf aus der reichen Vorratskammer der großen Romane früherer Jahrhunderte? Und erscheinen diese wiedergefundenen Formen unsern Literaturkritikern nur darum so neu und revolutionär, weil sie die guten alten Romane nicht kennen. oder sich ihrer nicht erinnern wollen oder sie für unvergleichlich halten und der Ansicht leben, Genies habe es nur in der Vergangenheit gegeben und die große Kunst sei für ewig abgeschlossen und alle Zeitgenossen seien Angehörige minorum gentium? Oder soll man diesem perpetuellen Konvertiten der eignen Meinung, diesem blendend geistreichen Friedrich Schlegel glauben, daß ein großer Roman nur sich selber gleiche, original sei und von originellen Formen, daß also eine Ästhetik des Romans widersinnig sei? Aber wußte

Friedrich Schlegel nicht, daß der „Wilhelm Meister" am „Agathon" sich geschult hatte, am „Candide" und am „Tom Jones", an Scarrons „roman comique" und vielleicht sogar am „Parzival"? Vielleicht aber sind sogar auch unsere Literaten und Literaturkritiker nicht gar so unbelesen, wie es uns nach ihren Kritiken scheinen mag? Vielleicht sind sie nur die schuldig unschuldigen Opfer der allzubekannten Trägheit der Massen und Völker, dieser Massen und Völker, die so träg bis zur Traditionslosigkeit sind, daß sie das Neueste dem Neuen vorziehen und das Unerhörte dem guten Alten. Es ist nämlich, beiläufig gesagt, ein banales und unausrottbares Vorurteil, zu glauben, die Reaktion liebe und bedürfe der Tradition. Die Reaktion klammert sich stets nur an das Gestrige und Vorgestrige. Der Revolutionär hingegen ist in neunundneunzig von hundert Fällen ein Mann, der das Recht, die Wahrheit und das Gute, Humane, und seine Jahrtausende alten köstlichen Traditionen wiederherstellen will, restituieren, nicht restaurieren. Vielleicht also sind diese angeblich neuen und unerhörten Strömungen und Moden der Literatur nichts andres als der augurenhafte Versuch unsrer Literaturpriester, die Restitutionsversuche unsrer großen Dichter der Menge der Leser und Buchkäufer schmackhaft zu machen, indem sie von Neuerung, Revolution und Auflösung sprechen, wo nur Wiederkehr, Erinnerung und fromme Schule ist?

Was wird angeblich aufgelöst in diesen neuen Romanen? Was nicht, wird man fragen?

Die Sprache, sagt man, die fiktive Einheit der erzählenden Person, die landläufige Moral, die Einheit der Handlung, der Charaktere, die Einheit des Weltbilds, die Konvention der logischen und fortlaufenden Erzählung, die Schamhaftigkeit unsres alltäglichen Bewußtseins, die erschreckend wenigen Kunstregeln der Epik, das schöne Vertrauen der ordinären Leser auf die Sinnhaftigkeit einer imaginierten Welt, schließlich die Logik von Denkfolgen.

Einige dieser Auflösungstendenzen ließen vielleicht auf eine Abkehr vom Individualismus schließen, der im europäischen Roman der letzten Jahrhunderte herrschte. Schon im Mittelalter gab es die Typenromane, wie Schäfer-, Räuber-, Reise-, Schelmen-, Lügen- und Ritterromane und bestimmte Arten der historischen oder Kostümromane.

Aber gegen die Annahme der Wiederheraufkunft von Typenromanen, von Kollektivromanen sprechen eben diese angeblich revolutionären und neuen Romane, die nicht neue Sozietäten sondern den neuen Menschen, also neue Individuen schildern wollen. Vielleicht also könnte man sagen, wir haben keine neuen Romanformen zu erwarten sondern nur neue Romandichter.

Zu den Voraussetzungen des großen europäischen Romans gehören wohl nur ein Weltbild und ein Bericht, der Glaube an eine Entwicklung (der durchaus nicht jener optimistisch holde Fortschrittsglaube, jene Persiflage aller menschlichen Hoffnungen, sein muß) oder der Wille zur Fixierung, ferner diese Verwandlung der alltäglichen in die magische Sprache

der Dichtkunst durch die süß banalen technischen Mittel der Persönlichkeit und des schriftstellerischen Charakters, die man zusammenfassend Stil heißt.

Man kann freilich auch die eine oder andre dieser Voraussetzungen auflösen, etwa das Weltbild, aber man vergesse nicht, daß die epische Darstellung dieser Auflösung eines Weltbilds wiederum ein — Weltbild ergibt.

So daß wir zu der These kämen, es gibt keine neuen sondern nur verschiedene Formen des Romans. Es gibt keine vorwärtsschreitende und immer höhersteigende Entwicklung der Romankunst sondern nur einen Wechsel allgemeiner Literaturströmungen, deren Reihe sehr klein ist und ständig wiederkehrt. Die neuste „Auflösung des Romans" bedeutet nichts andres als die Versuche einer Abkehr vom schematisch erstarrten „bürgerlichen" oder „psychologischen" Roman. Der Kampf gilt also nicht dem Roman sondern nur einer bestimmten Form des Romans und ihrer Erstarrung.

Diese These gilt freilich nicht sub specie aeternitatis sondern nur für ein Zeitalter, von dem ich nicht glaube, daß es jetzt sein Ende erreicht hat, sondern von dem ich glaube, daß es erst kürzlich, vor einigen Jahrhunderten, begonnen hat. Der Roman dieser Periode, die länger währen wird, als ihre Gegner glauben, ist der individualistische Roman. Er wird so vielfältig sein und so lange unaufgelöst bleiben, als es Individuen geben wird.

Es wäre amüsant, im Einzelnen nachzuweisen, wie alle diese einzelnen Auflösungstendenzen, die für den modernen Nachkriegsroman charakteristisch sein sollen, in ältern Romanen schon herrschten, die eine Tendenz in jenem Roman, andre in andern.

Besuch bei Weißenberg von Lotte Zavrel

Der „Meister" Weißenberg feierte seinen siebenundsiebzigsten Geburtstag. 35 000 Anhänger sollen an dem Fest teilgenommen haben, Bismarck, der Flieger Freiherr von Richthofen und Martin Luther brachten ihre Glückwünsche durch den Mund des Mediums dar. Die Heilkräfte des Doktors Zeileis sind verwirkt, um die Wunder von Konnersreuth herrscht Schweigen — aber die Weißenberg-Gemeinde blüht wie je. Wo liegt der Grund dafür?

Wir schildern einen gewöhnlichen Sonntagmorgen in der Gemeinde.

Früh um neun. Lange Auffahrt von Automobilen. Die große Bethalle, hart an der Landstraße zwischen Trebbin und Blankensee, füllt sich, ganze Familien mit Kind und Kinderwagen ziehen hinein. Vorn rechts ist der gemischte Chor aufgestellt. Er singt nicht schlecht, irgend einen Psalm, Vers 1—4; der Kapellmeister schwingt das Gesangbuch als Taktstock. In der Mitte vorn, wo Bilder und Schnitzereien eine Art von Altar darstellen, steht der Meister — vollendeter Typ

des ollen ehrlichen Handwerkers mit großem Schnauzbart — und hält dem Medium die Hand. Es ist eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren, breit und knochig das Gesicht. Ihre Augen sind geschlossen. Auf ihrer Brust hängt in ovalem Rahmen das Bild des Meisters.

Mit dem letzten Ton des Psalms erhebt er, der Herr über sie alle, seine Stimme. Sie ist gequetscht, Tonfall eines Unteroffiziers: „Damit das Volk erkenne, daß noch Zeichen und Wunder geschehen, wird jetzt der erste Kanzler des Deutschen Reiches, Fürst Otto Bismarck, zu euch sprechen!" Atemlose Spannung. Wie wird der Eiserne sich manifestieren? Das Medium holt tief Luft. Wie wird er sprechen?

Mit eintöniger Grabesstimme beginnt das Weib: „Gott zum Gruß! Jesus Christus hat euch wiedergebracht, was er einst versprochen, Jesus Christus gestern und heut. Nicht viele dürfen die Dornen schmecken — ihr seid die Auserwählten!" So geht es fort. Niveau: nicht einmal das der primitivsten Sonntagspredigt auf einem Dorfe. So spricht Fürst Bismarck: „Schämt euch nicht, Weißenberger zu sein — unter euch wandelt der Auserwählte!"

Er wandelt inzwischen die Stuhlreihen auf und nieder, und wo er bei einer Frau, die ihm zuspruchbedürftig scheint, stehen bleibt, wird sie steif, wirft den Kopf hintenüber, streckt die Arme von sich, und sobald er seine Hand ihr auf die Stirn legt, ihr ein Kreuz über die Brust und eins über den Rücken schlägt, beginnt sie, wie ein Hund zu bellen. Es ist tatsächlich kein menschlicher Ton und nur dem Kläffen eines Hundes vergleichbar. Jetzt zählt der Meister schnell bis sechs, die Glieder lösen sich, die Frau hat ausgebellt und sinkt beglückt in sich zusammen.

Er ist schon bei der nächsten: dasselbe Schauspiel. Hier und dort im Saal erhebt eine die Hand, er eilt hin, und sie bellt. Fast nur Frauen. Ein einziger junger Mann bittet ihn zu sich, bekommt sein Kreuz geschlagen, aber er stöhnt nur, bringt es nicht zum Gebell. Manche Hartnäckige ist nicht so leicht zu befriedigen. Der Meister muß wieder und wieder zu ihr hin, muß ihr energisch auf den Rücken klopfen, muß sie schütteln, bis sie zu sich kommt.

Unentwegt deklamiert die breite Frau vorn mit geschlossenen Augen in demselben Leierton. Nichts, nicht der leiseste Anhaltspunkt, nicht die leiseste Assoziation an irgend etwas, was mit Bismarck zu tun haben könnte. Aber er spricht eben aus ihr. Basta.

Zwei junge blonde Mädchen in braunen Sammetjacken, die Helferinnen, beobachten aus den hinteren Ecken des Saales die treue Gemeinde. Wo man zu seufzen beginnt oder steif wird, wo der Geist über eine kommt, gehen sie hin. Hübsch langsam legen sie die am Meister geschulte Hand auf Stirnen, schlagen das Kreuz, mit beispielloser Uninteressiertheit, den Blick irgendwo gelangweilt im Saal. Sie sind ein schlechter Ersatz offenbar. Die Meisten lassen nicht ab, sie bellen erst und lösen sich, wenn er selber, herangewinkt, kommt und sie wachrüttelt.

So geht es eine Stunde. Immer salbadert die Dame vorn ihren Text, phrasenhaft ungegliederte Litaneien, ohne daß ein einziger Gedanke unterliefe.

Mit „Gott zum Gruß, auf Wiedersehen!" ziehen sie hinaus auf die Landstraße oder in das Wirtshaus nebenan.

Jetzt kann man in Muße den „Altar" betrachten. Da sind Holzplastiken und Gemälde, Darstellungen von Gott, Vater und Sohn. Immer ist der biedere Handwerkerkopf des Zimmermeisters Weißenberg verwendet. Um das außer Zweifel zu stellen, ist seine Photographie, nach der die Kunstwerke entstanden, neben den Elaboraten angebracht.

Im großen Restaurant neben dem Bethaus können Familien Kaffee kochen und tun es auch. Sie kaufen auch fleißig schwarzweißrote Schleifen mit der Weißenberg-Brosche oder Medaillons mit seinem Bild in allen Größen und Preislagen zum Umhängen. Auch Traktätchen gibt es mit photographischen Aufnahmen von Mitwirkenden früherer Sitzungen.

Da ist ein Mann im Frack mit einem nichtssagenden Ballonkopf, untergefaßt mit einer Frau im Sonntagskleid und einem Sträußchen in der Hand. Sie lächeln genau so, wie alle photographierten Brautpaare in allen Schaukästen der Kleinstädte lächeln. Aber das ist nicht irgend ein Mann mit irgend einer Frau: Das sind Kaiser Nero und König Salomo! Der Meister hat ein Ehepaar aus ihnen gemacht und belehrt uns so, daß König Salomo weiblichen Geschlechts war. Neben ihnen sitzt ein Hund, und in der Ecke steht Weißenberg als Jägersmann.

„Was bedeutet eigentlich dies Bild?" frage ich den Verkäufer. „Nu, das ist also Kaiser Nero und König Salomo — steht ja auch drauf — die sprachen aus sie, und damit der Meister sie besser beschützen kann, hat er sie zusammengegeben. Und nu paßt er auf, zusammen mit dem Hund Tasso, den Sie hier sehen." „Nun ist mir alles klar", sage ich. Nero, Salomo, Tasso, Weißenberg — ganz selbstverständliche Reihe. Was ist da weiter zu fragen. „Ach", sagt draußen auf dem Vorplatz eine junge Frau zu einem Ehepaar, „bestellt man zu Haus in Freiburg — na, ihr habts ja nun miterlebt — ich komm nicht mehr zurück, bis zum Friedhof nicht — das findt man ja auf der ganzen Welt nicht wieder, was wir hier haben..."

Sie hat recht. Das haben nur wir — eine Stunde Bahnfahrt von Berlin. Da fährt der Meister in seinem Cabriolet vor, am Steuer Fürst Bismarck, im Fond die beiden Helferinnen — das Volk weicht ehrfürchtig zurück und folgt ihm durch den Staub in die Siedlung. Hier bietet sich dem kunsthungrigen Gläubigen ein Weißenberg-Museum. Da wandelt zwischen köstlichen Andenken der Heiland mit dem Meister Hand in Hand, plastisch, in Lebensgröße, von vielen Glühbirnen angeleuchtet, auf Wolken von Gips. Staunend steht die Menge.

Je hohler der Götze, desto größer die Anbetung.

Chanson vom Ruhm von Alice Ekert-Rothholz

Die Schauspielerin Mariechen Schmidt
zeigte nichtsahnend ihre Beine.
Doch auf einmal ging das Publikum mit!
Es schwor: „Mariechen oder keine!"

Die Schauspielerin Mariechen Schmidt
wuchs in drei Stunden in den Himmel.
Sie kam mit dem eigenen Ruhm gar nicht mit...
Und auf den Gewohnheitsgenies wuchs Schimmel.

Denn das Publikum, das Publikum
Das macht den Ruhm. Und das nimmt den Ruhm.
Warum, weiß kein Mensch.
Heute badet es dich in Milchschokolade.
Und morgen erfolgt Gefühlsblockade...
Warum, weiß kein Mensch.

Die Schauspielerin Mariechen Schmidt
siezte sich selber vor lauter Respekt.
Es gab einen Posten Bevölkerung nach Schmidtschem Schnitt
Man trug ihren Hund. Ihren Intellekt.

Die Schauspielerin Mariechen Schmidt
war kein Mensch mehr. Sie war ein Begriff...
Und eines Tags ging das Publikum nicht mehr mit!
Es schwor: „Mariechen? — Knif!"

Denn das Publikum, das Publikum
Das macht den Ruhm. Und das nimmt den Ruhm.
Warum, weiß kein Mensch.
Heut machts für dich Ewigkeitsreklame
Morgen frühstückt es eben die nächste Dame...
Warum, weiß kein Mensch.

Die Schauspielerin Mariechen Schmidt
stand im Eisschrank... Ohne Lorbeergemüse.
Sie ritt einen erstklassigen Verzweiflungsritt...
Doch selbst die Luft war wie in Paralyse.

Die Schauspielerin Mariechen Schmidt
ertrank schließlich im eigenen Gelächter.
Zum zweiten Mal kam sie nicht mit sich mit...
Sie war doch nicht besser als sonst! Und nicht schlechter.

Doch das Publikum, das Publikum
Das macht den Ruhm. Und das nimmt den Ruhm.
Warum, weiß kein Mensch.
Heut kannst du echt goldene Radieschen essen
Und morgen versinkst du ins tollste Vergessen.
Warum, weiß kein Mensch

Moral:

Du bist nie von Haus aus ein weißer Rabe!
Und dein Ruhm ist durchaus nicht dein Eigentum.
Dein Ruhm gehört nämlich dem Publikum...
Er ist ein Göttergeschenk mit Preisangabe.

Tribute an die Landwirtschaft von Bernhard Citron

Das erste Wirtschaftsprogramm der Regierung Papen mit dem ebenso originellen wie gefährlichen System der Steuergutscheine hatte die Begeisterung grade jener Kreise erweckt, die sich gemeinhin als liberal zu bezeichnen pflegen. Die Kosten für jene Geschenke an die Wirtschaft sollen nur Arbeitnehmer und Fiskus tragen. Die zweite Hälfte des Papen-Programms kommt der Landwirtschaft zugute, Industrie und Banken, die nicht nur leer ausgehen sondern teilweise auch durch die neuen Maßnahmen geschädigt werden, sind plötzlich andern Sinnes geworden. Auf dem Rialto heißt es nicht mehr: „Ein weiser, ein gerechter Richter," denn die Hilfe für die Landwirtschaft erschüttert das ganze Kreditgebäude. Man kann nicht Fleisch aus einem Körper schneiden, ohne daß Blut fließt. Als nur die breite Masse der Arbeitnehmer und Konsumenten bluten sollte, sah man darüber hinweg, jetzt aber erklärt der Vorsitzende vom Centralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes:

> Es führt zur Vernichtung des deutschen Kredits, wenn Vertragsverhältnisse, die auf Treu und Glauben und rechtlichen Bindungen fußen, willkürlichen, je nach den Umständen wechselnden Eingriffen der Staatsgewalt unterliegen.

Die überzeugten Anhänger einer Präsidialregierung werden rasch oppositionell, wenn die Staatsgewalt ihre Interessensphäre verletzt. Diese „Wirtschaftsführer" waren für Brüning, für Papen, für Hitler, solange man sich von diesen Diktatoren Vorteile versprach — wenn sich aber der Staat einmal gegen die Wirtschaft richtet, dann sind Banken und Industrie Vorkämpfer des Liberalismus.

Die „bolschewistischen" Maßnahmen der Regierung Brüning werden weit in den Schatten gestellt von jenen beiden Agrarverordnungen, mit denen das Kabinett Papen aus Liebe zur Landwirtschaft die Grundsätze des Kapitalismus verleugnet. Die Zinssenkung, die am 8. Dezember 1931 vorgenommen wurde, bildete einen offenen, aber immerhin genau abgegrenzten Eingriff in bestehende Rechtsverhältnisse, während durch die Agrarverordnungen der Eindruck entsteht, als gäbe es überhaupt keine unabänderlichen Rechtsverträge. Dem landwirtschaftlichen Gläubiger steht das Recht, Schulden einzutreiben, nicht mehr unbedingt zu. Die Landwirte brauchen sich nicht mehr die Mühe zu machen, Gerichtsvollzieher und Auktionator mit Hunden vom Hof zu jagen, in nächster Zeit werden Pfändungen und Versteigerungen überhaupt kaum noch stattfinden. Jeder landwirtschaftliche Schuldner hat das Recht, ein Vermittlungsverfahren zu beantragen. Solange ein solches Verfahren läuft, muß die Zwangsvollstreckung ausgesetzt werden. Dies Vermittlungsverfahren, bei dem eine vom Schuldner ernannte Person die Verhandlungen führen soll, ist für den Gläubiger in den meisten Fällen kaum zu umgehen. Kommt es nämlich zu keinem Vergleich, so kann der Schuldner hinter dem Vollstreckungsschutz Zuflucht suchen. Der einstweiligen Einstellung der Zwangsversteigerung muß jetzt auch stattgegeben werden, wenn große Verluste durch Unwetter,

Viehseuchen oder durch einen außerordentlichen Preisrückgang der Betriebserzeugnisse seit Ende 1930 entstanden sind. Es kann wahrlich nicht schwer fallen, die letzte Voraussetzung in zahlreichen Fällen zu konstruieren.

Als beste Kreditunterlage galt bisher die hypothekarische Sicherung. Die Hypothek war die erste Darlehnsform, die nach der Inflation wieder Vertrauen fand, der hypothekarisch gesicherte Goldpfandbrief bildete die solideste Kapitalsanlage und rangierte noch vor den Reichs- und Staatsanleihen. Nach Überwindung der herrschenden Krise wird es lange dauern, um das Vertrauen zur Hypothek wiederherzustellen. Nach der Verordnung über Vermittlungsverfahren und Vollstreckungsschutz gelten jene Hypothekengläubiger als ungesichert, deren Darlehen außerhalb der Grenzen von hundertzwanzig Prozent des Einheitswerts beim Kleinbetrieb, von hundert Prozent beim Mittelbetrieb und von achtzig Prozent beim Großbetrieb liegen. Der Gläubiger, der großzügig in der Kreditgewährung gewesen ist, soll jetzt durch Hintansetzung seiner Forderungen bestraft werden. Nicht der Schuldner, der Gläubiger ist schuldig.

Während diese Bestimmungen nur für tatsächlich oder angeblich notleidende Betriebe Geltung haben, findet die Verordnung über die Zinserleichterung für den landwirtschaftlichen Realkredit unbeschadet der Ertragfähigkeit des einzelnen Betriebes Anwendung. Daß nicht jedes Rittergut und jedes Bauerngehöft hilfsbedürftig ist, hat Freiherr von Braun selbst zugegeben. Nach den Berechnungen des Reichsernährungsministeriums haben sechzig Prozent des Kleinbesitzes, siebzig Prozent des Mittelbesitzes und achtzig Prozent des Großbesitzes ihre Zinsen während der letzten drei Jahre nicht aus Betriebsüberschüssen, sondern aus der Substanz bezahlt. Aber auch jene zwanzig Prozent Groß-, dreißig Prozent Mittel- und vierzig Prozent Kleinbesitzer, die ihre Zinsen bisher verdient haben, kommen in den Genuß der Zinserleichterung. Es ist unter diesen Umständen durchaus begreiflich, daß ein andrer Wirtschaftszweig, der sich in seiner Existenz durch die Zinslasten ebenfalls bedroht fühlt, Zinssenkung verlangt. Die Hausbesitzer nehmen für sich das gleiche Recht, das der Landwirtschaft so unterschiedslos gewährt worden ist, in Anspruch. Sollten die Hausbesitzer mit ihren Wünschen durchdringen, so wären die Hypothekenbanken ihrerseits gezwungen, die Pfandbriefzinsen herabzusetzen. Geschieht dies aber, so wären sämtliche deutschen Versicherungsgesellschaften aufs schwerste bedroht. Den Versicherungsverträgen liegt nämlich ein Normalzins von etwa vier Prozent zugrunde. Solange die Prämien der Versicherten zu höhern Zinssätzen angelegt werden können, erhalten die Versicherten für neunzig Prozent der überschießenden Zinsen eine Dividende. Wenn aber die Anlagen nur noch mit vier Prozent zu verzinsen sind, müssen die gesamten Unkosten aus der Substanz genommen werden; dies würde sehr bald den Ruin des Versicherungsgewerbes bedeuten. Also müßte bei einer Bewilligung der Hausbesitzerwünsche das Reich entweder die Zinsdifferenz bezahlen, was zweifellos das Ende einer geregelten Finanzgebarung und den

Zusammenbruch der Währung zur Folge hätte, oder die Versicherungsverträge durch Notverordnung abändern. Dann wäre allerdings nicht nur das Vertrauen zum Realkredit sondern auch zur deutschen Assekuranz auf Jahre hinaus zerstört.

Zu den Eigentümlichkeiten der herrschenden Wirtschaftspolitik gehört es, mit Erleichterungen für die Gegenwart die Zukunft zu belasten. Die Zinsen, die für zwei Jahre gestundet werden, sollen bei Tilgungshypotheken nach Beendigung der Tilgungsperiode, bei Fälligkeitshypotheken nach Rückzahlung des Darlehens erstattet werden. Die Zahlung dieser Zinsen soll vom Gläubiger eigentlich als ein besonderes Geschenk angesehen werden: wenn nämlich sein Darlehen vor dem 1. April 1937 zurückgezahlt wird, sind die gestundeten Zinsen überhaupt gelöscht. Erst bei einer Rückzahlung nach dem 1. April 1940 soll die volle Erstattung der gestundeten Zinsen erfolgen. Für das Geschenk einer verhältnismäßig pünktlichen Rückzahlung muß also der Gläubiger noch eine Prämie zahlen. Ganz sicher sind ihm aber weder die Zinsen jener beiden noch der späteren Jahre. Der Ernährungsminister machte jedenfalls eine etwas mysteriöse Andeutung über die Zinsen, die vorläufig galvanisiert seien und von denen man nicht weiß, ob sie jemals wieder zum Leben erweckt werden.

Sollte die Wiedererweckung der Zinsen nicht erfolgen, so ist nicht nur der private Gläubiger sondern auch das Reich geschädigt. Hypothekenbanken, deren Deckungsmasse zu mehr als zehn Prozent aus landwirtschaftlichen Realkrediten besteht, haben nämlich das Recht, auf Grund der gestundeten, als zusätzliche Hypotheken eingetragenen Zinsen Schuldverschreibungen auszugeben, deren Gegenwert das Reich bei jedem Zinstermin zur Verfügung stellt. Das Reich kommt damit in den Besitz von Schuldverschreibungen, deren Einlösung der Regierung selbst sehr zweifelhaft zu sein scheint. Aber das ist nicht Papens Sorge, denn er glaubt wohl selbst nicht, daß er bis zum Jahre 1940 oder noch länger regieren wird.

In die Verordnung über die Zinserleichterung ist der Paragraph elf eingefügt worden, der gar nichts mit Zinserleichterung zu tun hat sondern die Fälligkeit von Hypothekendarlehen betrifft. Bis zum 1. April 1935 kann eine Rückzahlung von Hypothekendarlehen, deren Zinsen nach dieser Verordnung gekürzt sind, nicht gefordert werden. Zweieinhalb Jahre lang braucht die Landwirtschaft keine Realkredite zurückzuzahlen. Die schlechten Betriebe entgehen damit der Versteigerung, und die guten verdienen bei diesem Geschäft die Zinsen für die Zwischenzeit. Nun sind nicht alle Gläubiger der Landwirtschaft habgierige Shylocks, die dem Bauern Geld zu Wucherzinsen geliehen haben und ihm nun die letzte Kuh aus dem Stall holen. Man kann es auch nicht als unbillig bezeichnen, wenn der Zinsfuß für landwirtschaftliche Beleihungen — wie Freiherr von Braun angegeben hat — um 0,6 Prozent über dem durchschnittlichen Zinsniveau liegt. Man muß die Differenz von 0,6 Prozent sogar als eine sehr bescheidene Risikoprämie für die erheblichen Schäden ansehen, die den Gläubiger der Landwirtschaft betroffen haben.

Ermäßigung der Zinsen, Hinausschiebung der Darlehns-

fälligkeit, Vermittlungsverfahren und Vollstreckungsschutz können vielleicht den Zusammenbruch der bedrohten Betriebe noch für kurze Zeit hinauszögern. Eine Sanierung der Landwirtschaft bringen diese Maßnahmen nicht. Nach den „bolschewistischen" Plänen der Regierung Brüning sollte der unrettbare Großgrundbesitz für Siedlungszwecke frei werden. Die jetzige Regelung erschwert zwar die Subhastation, ohne aber eine rationelle Betriebsführung zu ermöglichen. Das Herrenhaus wird durch aussichtslose Maßnahmen verteidigt, während Kätner und geschulte Arbeiter die schlecht bewirtschafteten Latifundien besiedeln und wahrscheinlich in kurzer Zeit zum guten Bauernland umgestalten könnten.

Wochenschau des Rückschritts

— Die Sondergerichte verhängten in der Woche vom 13. bis 20. September gegen Angehörige linker Organisationen 41 Jahre 4 Monate Zuchthaus und 33 Jahre 4 Monate Gefängnis, gegen rechts 4 Jahre 6 Monate Zuchthaus und 12 Jahre 5 Monate Gefängnis; drei Freisprüche wurden nach links ausgesprochen, achtzehn nach rechts. Das beuthener Sondergericht verurteilte sechs Arbeiter wegen eines Überfalls auf einen Polizeibeamten zu 31 Jahren Zuchthaus und 5 Jahren Gefängnis. Ein SPD-Jungarbeiter in Magdeburg erhielt 13 Monate Zuchthaus, obwohl er sich in Notwehr gegen einen Nazi befunden hatte. Eine von der KPD in den berliner Sportpalast einberufene Kundgebung gegen die Sondergerichte wurde verboten.

— Ein amtlicher Bericht spricht von 155 politischen Todesopfern des Jahres 1932, die sich fast gleich auf rechts und links verteilten. Nachprüfungen haben ergeben, daß sich unter den angeblichen Naziopfern vielfach Kommunisten oder Parteilose befinden. Die amtliche Statistik ergibt eine ungeheuerliche Zunahme der Todesopfer unmittelbar nach Aufhebung des SA-Verbots.

— Gömbös, der Gastgeber der Erzbergmörder, ist von Horthy mit der Kabinettsbildung beauftragt worden.

— Reichskommissar Doktor Bracht hat eine weitere Entrepublikanisierung der preußischen Verwaltung vorgenommen. Der mit Verfassungsarbeiten beauftragte Ministerialrat Lammers vom Reichsinnenministerium ist in einer Nazikundgebung als Redner aufgetreten. Der mecklenburgische Naziminister Scharf hat sich zum Oberregierungsrat ernannt und damit Pensionsberechtigung erlangt. Der breslauer deutschnationale Professor Helfritz, der seines Amtes als Prüfer enthoben worden war, darf wieder Prüfungen abhalten.

— Das thüringische Volksbildungsministerium hat die Teilnehmer am potsdamer Hitlerjugendtreffen für den 1. Oktober vom Besuch des Schulunterrichts entbunden.

— In Württemberg sind durch Notverordnung Fleischsteuern und kommunale Filialsteuern eingeführt worden.

— Die vom altonaer kommunistischen Einheitsverband der Arbeiter und Seeleute einberufene Versammlung, die zu den Forderungen der Reeder Stellung nehmen sollte, ist verboten worden.

— Das Organ der deutschen Trotzkigruppe, ‚Die permanente Revolution', ist wegen einer Kritik am Verbot der ‚Roten Fahne' auf vier Wochen verboten worden.

Wochenschau des Fortschritts

— Der Woiwode von Pomerellen hat für seinen Amtsbereich dem „Großpolnischen Lager", von dem fast alle Kundgebungen gegen Deutschland ausgingen, jegliche Tätigkeit verboten.

Bemerkungen

Lieber Herr von Ossietzky

Der Wachtmeister darf uns glauben, daß wir mit dem Blumenstrauß, den wir Ihnen heute zu Ihrem Geburtstag bringen, keine Geheimbotschaften ins Gefängnis einschmuggeln wollen. Unser Glückwunsch wird nicht auf Kassiber sondern in aller Öffentlichkeit geschrieben. Wir bringen einen Strauß roter Nelken und darin eine blaue Blume, als kleines Zugeständnis an den modischen Zug zur Romantik. Und damit auch etwas Lustiges dabei sei, bringen wir Ihnen außerdem das neuste broschierte Extemporale Ihres staatlich geprüften Lieblingsgegners Wilhelm Stapel aus Hamburg.

Wir gehen, nachdem man unsre Erlaubniskarte geprüft und die Tür aufgeschlossen hat, über den Hof in das rote Backsteingebäude, anzusehen wie die alten Schulen, die immer nach dem kalten Staub der Turnhalle riechen und vor denen die Kinder Angst haben. Wenig Fenster hat das Haus, nur hinten an den großen Querflügeln sieht man von weitem Gitterfenster eng an Gitterfenster. Das Hauptgebäude ist durchzogen von halbdunklen, endlosen Gängen mit Steinfußböden, auf denen jeder Schritt wie ein häßlicher Gongschlag hallt. Diese hallende Leere, die den Baß der uniformierten Aufseher und das Gerassel der Schlüsselbunde durch alle Stockwerke trägt, ist das Erschreckendste an diesem Haus. Und dann kommen Sie hinter dem Wachtmeister her in das Besuchszimmer gegangen. Wir müssen uns eilen, denn zur vorgeschriebenen Minute muß unser Gespräch zu Ende sein.

Es ist eine grausame Ironie, daß man an einen solchen Ort des Uhrenkults und der preußischen Hausordnung grade Sie verschleppt hat, zu dessen Art es so gehört, sich über die bürgerlichen Regelmäßigkeiten hinwegzusetzen. Sie lieben es doch, Ihren Tag ohne Mittagessen und ohne Mantel hinzuleben, mit Kaffee zu den seltsamsten Tageszeiten und Tageszeitungen, mit halbeingestürzten Papierbergen auf Ihrem Schreibtisch, Sie bevorzugen Bleistiftstummel, wo andre nicht ohne ein Prunktintenfaß mit silbernem Rotstift auskommen. So ohne Aufwand und ohne Feierlichkeit tun Sie ja Ihre wichtige Arbeit, und deshalb schien Ihnen auch unbehaglicher fast als das Schicksal unverdienter Einkerkerung, daß der Weltbühnenprozeß Sie mitten in eine Öffentlichkeit hineinschob, die Sie aus der Ferne, mit verschlossenem Gesicht und mit einem Lächeln, das nicht jeder gleich bemerkt, zu betrachten wünschen; daß man den Menschen hinter dem Schriftsteller hervorzog. Ein Witz ist Ihnen lieber als eine Ansprache, aber dennoch haben Sie, als das leipziger Unwetter niederging, gezeigt, daß Sie die Fähigkeit besitzen, die vielen unsrer Satiriker, auch begabten, mangelt: sehr ernst zu sein, wenn es lohnt; schwerkalibrig im Innern, auch wenn der Bleistift so leicht über das Papier geht wie der Ihre.

Wir haben, als Sie für Ihre Überzeugung nicht nur eine imaginäre Verantwortung sondern die eigne Freiheit und Gesundheit einzusetzen hatten, gelernt, was ein echter Polemiker ist. Nicht ein Mensch, der sich vornimmt, aggressiv und rücksichtslos zu sein, sondern einer, der unter einem selbstverständlichen Zwang zuschlägt, wenn er Dunkles und Faules sieht, ganz ohne die Möglichkeit, zu überlegen, ob es gefährlich sei. Was Zivilkurage ist, diese Tugend, für die Sie sich als Schriftsteller so gern einsetzen, das haben Sie uns gezeigt.

Ihr Schreibtisch ist, seit Sie fort sind, nicht viel leerer geworden. Immer noch laufen allmorgendlich zahlreiche Gedichte ein, die von hohläugigen Huren handeln und mit einem ungereimten Ausblick auf die Weltrevolution schließen, immer noch die tatsachenschweren, aber Ihres Korrekturstifts so

bedürftigen Mammutabhandlungen, die Sie resignierten Gesichts unter den Arm zu klemmen pflegen, wenn Sie Kaffee trinken gehen. Sie haben bisher nicht viel versäumt, außer vielleicht jenen alten Mann, der uns fünf Kurzopern mit Ballett nebst einer pazifistischen Broschüre von fünfzig Seiten zum Abdruck in der ‚Weltbühne' anbot. Vermissen Sie das Päckchen Zeitungsausschnitte, das jeden Tag eintrifft? Sie machen ja doch keinen Lärm, wenn Ihnen der Bierhauch der Hakenkreuzbrüder ins Gesicht schlägt, wenn die Freunde von links mit Hammer und Sichel gegen Sie zu Felde ziehen und die Freunde von rechts mit ihren drei Pfeilen nach Ihnen schießen. Ich habe Sie überhaupt nie wütend gesehen, außer wenn einer unhöflich oder unkameradschaftlich wurde.

Lieber Herr von Ossietzky, die Wand, die wir mit ausgeschnittenen Photos zu dekorieren pflegen und auf der Sie zwischen Greta Garbo und dem Genossen Zörgiebel prangen, soll neu tapeziert werden. Der Stubenmaler will Sie, vielleicht aus Sympathie für seinen berühmtesten Berufskollegen, überkleben. Es wird ihm wenig nützen. Denn wir vermissen Sie alle. Wir sind gewöhnt an Ihre leise, freundliche Leitung, Ihre Heiterkeit, Ihre schnellen Einfälle. Wir sind gewöhnt an den weiten Blick, mit dem Sie den dürftigen Bezirk der Tagespolitik einordnen in die Geschichte, in den großen Kreis der Kultur. Sie haben auch den Unpolitischen den Geschmack an der Politik beigebracht, weil Sie Ihre Gedanken nicht im Fachjargon sondern in einer Sprache vortragen, in der man auch über Blumen, Musik und Frauen schreiben kann. (Wie Sie auch dies verstehen, das zeigen Sie leider zu selten!) Wir vermissen Ihre unbarmherzige und erheiternde Art, den Volksbeauftragten und Gottbegnadeten von heute welthistorische Kostüme anzuziehen und sie dadurch zu entkleiden; wie unter Ihrem Zugriff die sonst so volltönenden Stammtischrecken von 1932 plötzlich leicht beschämt im Mantel Alexanders des Großen oder Wallensteins vor unsern Augen stehen. Jetzt müssen Sie, mit untätigen Händen, durch ein vergittertes Fenster zusehen, wie alles eintrifft, was Sie vorausgesagt haben.

Der Wärter rasselt mit den Schlüsseln. Unsre Zeit ist um. Hoffentlich auch recht bald die Ihre.

Rudolf Arnheim

Fascistischer Strafvollzug

Die Bewunderer Mussolinis waren begeistert, als der Duce den Schieber Gualino für drei Jahre auf die Liparischen Inseln verschickte. Er war nicht lange dort. Bereits nach einem halben Jahr konnte sein Gesundheitszustand das in der Tat fürchterliche Leben der Deportierten nicht mehr ertragen. Er wurde deshalb in eine angenehmere Gegend überführt, um seine Strafe in einer Privatvilla mit allem Komfort abzusitzen. Jetzt ist er völlig begnadigt worden und hat sofort einen Paß erhalten, um nach Paris fahren und mit seinem alten Kompagnon Oustric die Wiederaufnahme seiner Geschäfte besprechen zu können.

Den politischen Gefangenen geht es weniger gut. Da die oppositionelle Bewegung sich auch in den Gefängnissen bemerkbar machte, hat Mussolini zweihundert besonders bekannte Gefangene in das Zuchthaus von Civitavecchia bringen lassen. Das war unter dem Namen „Mastio" schon zu der Zeit berüchtigt, in der die „Tosca" spielt. Dort sind sie jetzt, jeder allein, in einer unterirdischen, feuchten und dunkeln Zelle, ohne Lektüre, ohne Licht, bei Wasser und Brot. Um das Zuchthaus ist ein Cordon aus Milizsoldaten und Carabinieri gezogen, die aufzupassen haben, daß die Hinrichtung der Zweihundert ohne Zwischenfälle verläuft. Es ist eine Hinrichtung oder vielmehr ein Mord, denn wie lange können Menschen, die ohnedies zu zehn, zwanzig und dreißig Jahren Zuchthaus verurteilt sind, eine

derartige Behandlung ertragen? Es handelt sich dabei um Männer aus allen Berufen und allen antifascistischen Parteien: Rechtsanwälte und Professoren, Arbeiter und Intellektuelle, Demokraten und Kommunisten, Sozialisten und Liberale. Der Kommunist Terracini ist unter ihnen, die Sozialisten Secchia und Parodi, der Journalist Tulli, der ehemalige Abgeordnete Damen und auch der Student Amendola, ein Sohn des im Exil an den Folgen eines fascistischen Überfalls verstorbenen Ministers. Der junge Mann wurde verhaftet, weil man bei ihm einen Brief Romain Rollands fand, in dem die italienischen Intellektuellen zur Teilnahme am Antikriegskongreß aufgefordert wurden. Um den gefürchteten Namen nicht in die Öffentlichkeit zu bringen, hat man Amendola nicht einmal den Prozeß gemacht sondern ihn ohne Urteil eingesperrt.

Seit dem 22. September befinden sich die Zweihundert in Civitavecchia im Hungerstreik.

Emil Unger

Deutsche Etat-„Sanierung"

Wenn Papens Wirtschaftsprogramm Wirklichkeit werden sollte, dann wird den Kapitalisten in dem nächsten Steuerjahr mehr als eine Milliarde geschenkt, vierhundert Millionen durch die Steueranrechnungsscheine und siebenhundert Millionen als Prämien für die Neueinstellung von Arbeitern. Dieses Geschenk von einer reichlichen Milliarde wird bei einem Etat gewährt, der weitere starke Defizits aufzuweisen hat; vor allem, weil die vielfachen Subventionen immer mehr ins Gewicht fallen und weil weiterhin infolge des Produktionsrückganges die Steuereingänge hinter den Voranschlägen zurückbleiben.

Nur in einem Punkt ist der Etat saniert. „Nach den letzten Ausweisen der Reichsanstalt scheint das konjunkturelle Anwachsen der Arbeitslosigkeit, so weit sie Unterstützungsaufwand erfordert, zu einem gewissen Stillstand gekommen zu sein", so melden die letzten Vierteljahrshefte zur Konjunkturforschung. Aber wie hat man die Sanierung des Etats auf diesem Gebiet fertig bekommen? Hier steht hinter den nackten Zahlen ein solches Ausmaß von Not und Elend, daß man es nicht laut genug in die Welt schreien kann. Etwa sieben Millionen Arbeitslose haben wir jetzt im Sommer; denn neben den knapp 5,5 Millionen bei den Arbeitsämtern registrierten Arbeitslosen gibt es noch 1,5 Millionen, die sich gar nicht mehr registrieren lassen, weil sie nach den verschärften Bestimmungen ihren Unterstützungsanspruch nicht zu begründen in der Lage sind. Sie also fallen zunächst aus. Von den übrigbleibenden 5,5 Millionen Registrierten erhält noch einmal eine reichliche Million nach den amtlichen Ausweisen keinen Pfennig Unterstützung. Von den verbleibenden knapp 4,5 Millionen waren im Sommer allein 2,4 Millionen Wohlfahrtserwerbslose, bezogen also die niedrigsten Sätze. Und nur reichlich zwei Millionen sind noch in der Arbeitslosenversicherung und in der Krisenfürsorge. Die noch in der Arbeitslosenversicherung Unterstützten aber hat man in der letzten Notverordnung noch einmal um ein Viertel abgebaut, die Krisenunterstützten um zehn Prozent.

So sieht also heute die Arbeitslosenversicherung aus. Von sieben Millionen 2,5 Millionen ohne einen Pfennig Unterstützung, knapp 2,5 Millionen in der Wohlfahrt und nur reichlich siebenhunderttausend, das heißt reichlich zehn Prozent in der Arbeitslosenversicherung.

Herr v. Papen will sich bekanntlich eine Blankovollmacht zum weiteren Abbau der Sozialpolitik geben lassen. Man sieht an diesen knappen Zahlen, wie ungeheuerlich die Sozialpolitik auf ihrem vornehmsten Gebiet, der Arbeitslosenversicherung, bereits abgebaut ist. Wenn von hundert Arbeitslosen nur noch zehn die Unterstützungssätze der Arbeitslosenversicherung erhalten, dann ist sie in Wirklichkeit bereits beseitigt. Viel tiefer kann auch schon darum der Abbau kaum mehr gehen, weil infolge der langen Krisendauer die Reserven, die den Arbeitslosen während der ersten Jahre noch in gewissem Umfang zur Verfügung standen, immer mehr verbraucht wurden und auch die Gewerkschaften nur noch die wenigen Erwerbslosen, die in der Arbeitslosenversicherung stehen, ihrerseits unterstützen können.

Die Etatsanierung entspricht den übrigen „konstruktiven" Gedanken in Papens Wirtschaftsprogramm: der totalen Abwälzung der Krisenlasten auf die breiten Arbeitnehmermassen.

K. L. Gerstorff

Wenn Annette Kolb

sich beschwert, so ist das noch immer anmutiger als der Durchschnitt der Liebeserklärungen hierzulande. In einem kleinen „Beschwerdebuch" (Rowohlt) hat Annette Kolb Aufsätze, Glossen, Marginalien aus den letzten beiden Jahren gesammelt, die von Erlebnissen mit Menschen und Hunden handeln, mit dem Radio, mit Literatur und Musik. Das alles scheint leicht hingeplaudert zu sein, Improvisationen eines Menschen von natürlicher großer Formbegabung. Aber, lieber Gott, wie ist das gearbeitet! Wie ist das sprachliche Material dieser zarten, hauchdünnen Sachen von einer einmaligen Persönlichkeit gehärtet und biegsam gemacht! Annette Kolb sagt von sich selbst: „... sie hat sich, obwohl ihre Bücher nicht eben zahlreich sind, schrecklich geplagt. Und dies muß ich euch sagen, weil man ihren Sachen die große Mühsal nicht anmerkt. Sie hat es sich nicht leicht gemacht, am wenigsten mit dem Schreiben. Zum Schreiben drängte sie nicht das Talent sondern ihre Meinungen, und in der Gedanklichkeit, was immer man euch heute über sie erzählen mag, liegt der Schwerpunkt ihrer Arbeiten". Annette Kolb hat recht, wenn sie es ablehnt, einem virtuosen Artistentum beigerechnet zu werden. Ihr Werk kommt aus einem brennenden Herzen, die Kunst eines klaren, vernünftigen Kopfes verdünnt es nicht sondern macht es nur feiner und durchsichtiger. „A. K. ist von deutscher und französischer Abkunft, und während des Weltkrieges hielt sie es mit den Deutschen und Franzosen zugleich." So spricht nur ein durch und durch tapfrer Mensch, dessen Bestes, bei aller Kunst, doch darin liegt, die einfache Wahrheit einfach zu sagen.

Thomas Murner

Wie verbringt die Jugend ihre freie Zeit?

Fünftausend berliner Jungen und Mädchen zwischen Vierzehn und Achtzehn haben Aufsätze über das Thema „Wie verbringe ich meine freie Zeit?" geschrieben, und ein Stadtjugendpfleger hat in einem Buche einen Überblick darüber gegeben. (Robert Dinse, Freizeitleben der Großstadtjugend.) Es handelt sich bei den Aufsatzschreibern vorwiegend um ungelernte Arbeiter in den Berufsschulen, doch sind auch zehn Prozent Oberrealschüler und Gymnasiasten beteiligt, die das im übrigen garantiert kulturbazillenfreie Resultat etwas mit „höherer Bildung" infizieren. Der Jugendpfleger Dinse selbst nennt seinen Überblick über die beruflichen, privaten und geistigen

Interessen des normalen Großstadtjugendlichen niederdrückend, aber typisch für die große Mehrheit.

Berufliche Interessen, Berufsfortbildung? Wo soll das heute herkommen? Von 2750 erwähnen 17 Berufsschularbeiten, nach denen bei der Erläuterung des gestellten Themas speziell gefragt wurde. Private Interessen für Sport, Tanz, Freundschaften — natürlich. Bleiben die geistigen Interessen „unsrer deutschen Jugend", die seit jeher es sich gefallen lassen muß, bei jeder offiziellen Gelegenheit mit „deutscher Kultur" und „deutschem Geist" zusammengenannt zu werden:

Museen und Ausstellungen besuchen nicht ganz acht unter je tausend dieser jungen Einwohner der großen Museumsstadt Berlin. Von dieser imponierenden Zahl wird vermutlich fast alles auf Messen, Ausstellungen, nahezu nichts auf Museen sich verteilen.

Ins Theater kommen sehr wenige, aus Geldgründen. Von den wenigen Theaterbesuchern berichtet ein einziger, in der Volksbühne, einige Dutzend, in der Großen Schauspielhausrevue gewesen zu sein. Viel wichtiger als das Theater ist das Kino. Sie gehen alle nicht nur begeistert sondern stolz hin: sie halten es für reine Kunst, die Titel prägen sich ihnen so tief ein, daß sie sie (ungefragt) nennen, und zwar alle dieselben, etwa in der Art „Der Greifer" oder „Dich hab ich geliebt". Abenteuerlich und sentimental ist Trumpf.

Genau dasselbe ist es mit der Musik. Radio drehen sie ab, außer bei Schlagern. Am Klavier spielen sie „Duftende Blumen", „Heinzelmännchens Wachtparade", „Gebet einer Jungfrau". Ein siebzehnjähriges Dienstmädchen berichtet genau, wie sie in Feierstunden im Drang nach Höherem nach der Zither greift und „Schöner Gigolo, armer Gigolo" spielt. Welch ein Bild!

Und aus den Zutaten Abenteuer und Sentimentalität setzt sich auch der Hauptbestandteil ihrer geistigen Nahrung, ihre Lektüre, zusammen. Dreiviertel aller Befragten lesen. Die Gelernten unter ihnen lesen zwar etwas Fachliteratur und die Abenteuerliteratur wird augenblicklich durch London und Traven etwas veredelt: im übrigen jedoch führt bei den Jungen unverändert Karl May, bei den Mädchen Courths-Mahler, die beide doppelt so viel gelesen werden wie die meistgelesenen andern Autoren. Goethe, bekanntlich Allgemeingut des deutschen Volkes, wird man vergeblich suchen. Aber dafür lesen sie ihre Schauer- und Schundgeschichten mit demselben rührenden Stolz und der Überzeugtheit, mit der sie ins Kino gehen. Eine Schreiberin reißt die Erinnerung zu folgender Inhaltsangabe hin: „Da war eine Gräfin sehr energisch, ihr Sohn wollte eine Kammerjungfer heiraten. Diese aber haßte die Gräfin sehr. Und nachher haben sie sich doch bekommen." Das ist typisch, so war es, so ist es geblieben, ob es sich auch bei diesen Vierzehnbis Achtzehnjährigen bereits um Absolventen der Volksschulen der Republik handelt.

Die einzige Gruppe, die sich deutlich von dem allgemeinen Niveau abhebt, hat sich ihre Bildung selbständig in einer ganz andern Schule geholt. Mitglieder der Sozialistischen Arbeiter-Jugend sind es, die zu achtundachtzig Prozent von den Volksbibliotheken als „einwandfrei" bezeichnete Bücher lesen. Junge Sozialisten studieren in ihren Freistunden Marx, Engels, Lenin. Und wenn Dinse auf einen unter Fünftausend Worte wie „Begeisterung... Hingabe... kämpferischer Mut... versucht, in die Tiefe einzudringen ... wache Geisteskräfte..." anwendet, so handelt es sich um einen Angehörigen des Kommunistischen Jugend-Verbandes. Um einen von denen also, die in offiziellen Reden, Denkschriften, Erlassen ebenso automatisch als Träger von Schlagring und Revolver auftreten wie „unsre Jugend" als Träger von Geist und Kultur.

Charlotte Pol

Neues Volkslied

Im Norden Berlins auf die Melodie »Drei Lilien, drei Lilien« gehört, Mitgeteilt von Erich Kästner.

Es war einmal, es war einmal
ein Leutnant mit zwei Mann, ja mit zwei Mann,
Der sprach zu ihnen beiden:
»Wir gehn mal ran!«

Er ging zu Weiß und Heimannsberg,
zu Braun und Severing, ja Severing,
Er rief: »Ihr seid entlassen,
sonst gibts ein Ding!«

Der Leutnant zeigte einen Brief,
in dem es schriftlich stand, ja schriftlich stand,
und auf'ne Handgranate
in seiner Hand.

Da standen schnell die Herren auf
und wichen der Gewalt, ja der Gewalt
und haben nicht einmal mit
der Tür geknallt.

Die Polizei, die Polizei,
so groß als wie ein Heer, ja wie ein Heer,
die sah die Herrn verschwinden
und staunte sehr.

Es war einmal, es war einmal
ein Leutnant mit zwei Mann, ja mit zwei Mann.
Und doch ist es kein Märchen.
Denkt mal an!

Tägliche Praxis

In der Nummer 8 der wiener medizinischen Zeitschrift ‚Ars medici' findet sich auf Seite 451 unter der Rubrik „Meinungsaustausch über Fragen der täglichen Praxis" die folgende Anfrage:

„Wie ist die Geburt bei einer Virgo mit vollkommen unverletztem Genital und engem Hymenalring zu leiten?"

Daß es soviel Fälle unbefleckter Empfängnis gibt, hat gewiß bisher keiner gewußt.

Christusjugend marschiert!

Wie bereits gemeldet, hält am Sonntag, dem 18. September, der Verband der Katholischen Jungmänner- und Jugendvereine der Diözese Kattowitz seinen diesjährigen großen Verbandstag in Myslowitz. Der diesjährige Verbandstag soll die Geschlossenheit zeigen, die eine Frucht der planmäßigen Aufbauarbeit ist; er soll ein Bekenntnis für Christus werden; er soll allen Menschen sagen,

M A O K

vertilgt Ungeziefer.

‚Oberschlesischer Kurier' 14. September

Hoppla! oder Der kluge Setzer

Unter stärkster Beteiligung fand am Sonntag, dem 11. September, in Bad Kleinen der erste Gautag der NS-Frauenschaft Mecklenburg-Lübeck statt. Wer diese Tagung mitgemacht hat, diese von dem Ernst und Verantwortungsgefühl erfüllten Frauen bei ihrer rein sachlichen Arbeit gesehen hat, der wird die Lächerlichkeit derartiger Behauptungen eingesehen haben.

‚Völkischer Beobachter', 15. 9. 32.

Die Penne übertrumpft

Viele, die aus Neugier zu Hitler-Versammlungen gingen, kehrten als Vollbekehrte heim, ergriffen von Elementarkräften, die nachhaltiger auf sie einwirkten, als ihnen die Schule hatte geben können.

G. Kriek
Bremer Nat.Soz.-Ztg.

Schwüle Luft

In wenigen Stunden wird es schon wieder ganz anders aussehen. Zwei Depressionen, von Island und von Spanien her, sind im Anrücken begriffen, und unter ihrem Einfluß wird die Bevölkerung wieder zunehmen.

‚Vossische Zeitung'

Liebe Weltbühne!

Eine Bekannte von mir kommt soeben von einer Verwandtenreise im dunkelsten Ostelbien zurück. Bei einem Gespräch mit einer alten Dame in einem Dorf der Grenzmark kam man auch auf die Reichspräsidentenwahl. Die alte Dame erwiderte auf die Frage, ob sie Hitler gewählt habe: „Nein! Man hat gegen Ebert immer gesagt, er sei nur Sattler. Ein Anstreicher ist doch nicht mehr. Warum hat man nicht einen der Söhne des Kaisers aufgestellt? Die müssen doch das Regieren eher verstehen. Sie haben ja immer ihrem Vater beim Regieren zugeguckt."

Antworten

Freiherr von Neurath. Als Botschafter in London haben Sie an Gehalt und Repräsentationsgeldern jährlich annähernd dreihunderttausend Mark bekommen. Was haben Sie eigentlich für dieses Geld getan? Die englische Note haben Sie nicht nur nicht vorausgesehen, Sie waren sogar überrascht davon, und mit Henderson, der während Ihrer Amtszeit Außenminister war, haben Sie so wenig persönliche Beziehungen anzuknüpfen verstanden, daß Sie in Genf nicht ohne Schwierigkeiten mit ihm in Kontakt kommen konnten, obgleich „Onkel Arthur" wegen seiner Umgänglichkeit bei allen englischen Parteien beliebt ist. Dann sind Sie aus Genf unmittelbar vor den Reden Herriots, Cecils und Aloisis abgereist, weil Sie, wie es hieß, zur Kabinettssitzung nach Berlin mußten. Dabei ist durch einen Regiefehler bekannt geworden, daß das Kabinett nur durch Ihre vorzeitige Ankunft veranlaßt wurde, sich mit außenpolitischen Fragen zu befassen, für deren Beratung ursprünglich ein späterer Termin angesetzt war. Fanden Sie seinerzeit nicht auch, daß Curtius gehen mußte, nachdem er bei seiner Zollunionsattacke seine Ungeschicklichkeit bewiesen und eine Niederlage Deutschlands verschuldet hatte?

Schwede. Ihre zweieinhalb Nationalsozialisten haben zwar keinen Sitz im Parlament, aber eines können sie doch wie ihre deutschen Brüder: lügen. Ivar Kreuger galt, bevor die Betrügereien dieses Lumpen herausgekommen sind, in deutschen nationalen Kreisen als „schaffender" Kapitalist. Jetzt plakatieren die schwedischen Nazis: „Und wem verdanken wir das Elend? Dem Juden Kreuger!" Sie werden diese Unwahrheit nie richtigstellen, so wie sie noch nie eine Lüge zurückgenommen haben. Feine Leute.

Reichskommissar Doktor Bracht. Erst neulich haben Sie von dem Machtmittel der Auflagennotverordnung ausgiebigen Gebrauch gemacht, als Sie eine Anzahl linker Zeitungen zwangen, einen Teil der ohlauer Urteilsbegründung gegen die Reichsbannerleute abzudrucken. Sie vertraten damals den Standpunkt, die bedachten Blätter hätten den Fall Ohlau falsch dargestellt und die Urteilsbegründung sei geeignet, den Lesern Kenntnis vom wahren Tatbestand zu vermitteln. Ob jeder Urteilsbegründung ein solcher Wert beizumessen ist, dürfte höchst zweifelhaft sein. Wenn Sie nun aber schon im Besitz einer solchen Waffe sind, warum benutzen Sie sie dann nicht, wenn sie am Platze ist? Vor einigen Tagen hat sich der stettiner Hitlerjunge Horst Range das Leben genommen, weil er sich durch seine Absetzung als Führer der Marinejugend in seiner Ehre gekränkt fühlte. Der Tatbestand dürfte klar sein. Der ‚Angriff' aber schreibt, Range sei von Kommunisten ermordet worden. Trägt eine solche bewußte Falschmeldung, die ja nicht vereinzelt dasteht, etwa keine Unruhe in die Bevölkerung? Warum greifen Sie hier nicht ein, wo zum Zwecke der Mordhetze eine faustdicke Lüge aufgetragen wird?

Rundfunkhörer. Am Mittwoch sandte die berliner Funkstunde einen Bericht über die Trakehnenfeier. Unter den Klängen des Deutschlandliedes fiel die Hülle eines Denkmals für den Hauptbeschäler Tugendreich, anscheinend im neuen Deutschland der passende Name für jemanden, der möglichst viel Kinder, ob Pferde oder Menschen, in die Welt setzt. Solange wir solche tugendreichen Hengste haben, dürfte die Angst unberechtigt sein, die aus den beschwörenden Worten des Festredners sprach: „Möge nie eine Zeit kommen, in der die deutsche Armee auf fremden Pferden reiten muß!"

Oldenburgischer Generalpredigerverein. Euer Naziministerpräsident hat eure evangelische Kirchenbehörde wegen Rasseverrats für zuchthausreif erklärt, weil bei euch der Negermissionar Kwami aus Togo predigen durfte. Ihr habt einstimmig einen Protest gegen die

„örtliche Leitung der NSDAP" und Herrn Röver angenommen, weil sie die Gastfreundschaft verletzt haben und für die Erneuerung unsres Volkes nichts andres anerkennen als „die Kraft, die im Blute liegt". Auch habt ihr gewarnt vor „einem Rassehaß, der sich mit positivem Christentum nicht verträgt und gegenüber dem deutschen Gedanken im Ausland höchst unklug ist." Ja, wißt ihr denn nicht, daß die „örtliche Parteileitung" nur das ausgeführt hat, was die ganze Partei einschließlich ihres Duce fordert? Übrigens — wieviele von euch haben am 31. Juli nicht braun gewählt?

Jüdischer Kaufmann. Hugenberg hat gegen Goebbels eine einstweilige Verfügung erwirkt, derzufolge der Häuptling der berliner Nazis seine Germanen nicht länger zum Boykott der Hugenbergpresse auffordern darf. Warum veranlaßt du deine Organisationen nicht ebenfalls, gegen den ‚Angriff' vorzugehen, der in jeder Nummer den Boykott deines Geschäfts predigt?

Doktor Goebbels. Sie haben in Ihrem ‚Angriff' vom 5. September das Bild der alten Frau Pietzuch aus Potempa mit folgendem Kommentar gebracht: „Die Mutter des erschossenen Pietzuch. Sie wurde von dem Lumpen oft geschlagen und mißhandelt. Als er tot war, sagte sie wörtlich: ‚Ich bin zufrieden, daß der Hacher weg ist. Er war ein Taugenichts und ein Lump." Nunmehr veröffentlicht Hans Bauer in der ‚Welt am Montag' einen Brief der alten Frau Pietzuch, worin sie unter anderm schreibt: „Ich habe mit meinem Sohne gut zusammen gelebt, und sein Tod ist mir sehr nahe gegangen. Von dem im ‚Angriff' wiedergegebenen Ausspruch kann keine Rede sein. Im Gegenteil: Ich wurde bereits am Sonnabend, dem 20. August, vor dem Sondergericht in Beuthen i. Schl. über die angeblich gefallene Äußerung: ‚daß ich froh bin, daß der Hacher tot ist' ausgefragt, und ich habe daraufhin erwidert, daß dies nicht wahr wäre. Trotzdem wagen es die Nazi-Zeitungen, mir diese nicht getane Äußerung immer noch in die Schuhe zu schieben. Ich habe die Absicht, gegen den Redakteur dieser Zeitung Strafantrag wegen Verleumdung und Verbreitung falscher Nachrichten zu stellen." Werden Sie, Herr Doktor Goebbels, wenigstens jetzt der Wahrheit die Ehre geben? Oder macht Ihnen der Vorwurf der Leichenschändung nichts aus?

SPD. Du hast im Überwachungsausschuß des Reichstags beantragt, die Auflösungsorder für formal rechtsgültig, materiell aber als im Widerspruch zum Geist der Verfassung stehend, zu erklären. Sollte dieser Antrag eine unmittelbare Wirkung ausüben oder nur der Agitation dienen? Deine staatsmännischen Fähigkeiten sind freilich ebenso groß wie deine agitatorischen.

Liga für Menschenrechte. Ihre in den Hinweisen unsrer vorigen Nummer angekündigte Konferenz über die „Rechtsnot in Deutschland" mußte auf Dienstag, den 4. Oktober, verlegt werden; sie findet im berliner Herrenhaus 19.30 Uhr statt.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das IV. Vierteljahr 1932

einzuzahlen, da am 10. Oktober 1932 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Hitlers sehr lange Nacht von Hellmut v. Gerlach

Reichlich acht Tage ist es her, daß der Stahlhelm bekannt gab:

Herr Hitler hat in den Verhandlungen, die Mitte August mit den Beauftragten des Reichspräsidenten stattgefunden haben, nicht nur den Reichskanzlerposten für sich verlangt, sondern darüber hinaus, sozusagen als Vorleistung, gefordert, daß ihm vor der Amtsübernahme drei Tage lang die Straße (unter Zurückziehung der staatlichen Machtmittel) für seine SA freigegeben würde.

Die basler ‚Nationalzeitung' ergänzte diese Meldung und behauptete, Hitler habe zum Reichspräsidenten selbst gesagt:

Gut regieren heiße erbarmungslos regieren. Mussolini habe in der Zeit der Übernahme der Macht 5000 politische Gegner um die Ecke bringen lassen, kein Hahn hätte danach gekräht. Mit Deutschland werde es nicht anders sein. Er verlange eine Blankovollmacht dafür, um mit seinen Gegnern umzuspringen, wie es ihm beliebe. Politischen Gegnern könne man mit Argumenten nicht beikommen. Man müsse sie physisch vernichten.

Nach diesen Worten soll Hindenburg Herrn Hitler die Tür gewiesen haben.

Läge nur der Bericht der basler ‚Nationalzeitung' vor, so würde man, trotz des sehr ernsthaften Charakters des schweizer Blattes, das Ganze für ein Märchen aus Tausend und einer Blutnacht halten müssen.

Worüber jedoch auf keinen Fall hinwegzukommen ist, das ist das Communiqué jener Organisation, die von allen in Deutschland bestehenden der Regierung am nächsten steht. Über die Unterredung zwischen Hitler und Hindenburg oder Hitler und den Beauftragten Hindenburgs weiß man Authentisches nur im Braunen Hause und in der Wilhelmstraße. Zwischen Hitler und dem Stahlhelm herrscht zur Zeit Kriegszustand. Folglich kann die Nachricht des Stahlhelms nur aus internsten Regierungskreisen stammen.

Hitler hat die Nachricht bisher nicht dementiert. Die Regierung hat sie nicht dementiert. Also...

Aber mit bloßen Schlußfolgerungen darf man sich in diesem Fall nicht begnügen. Die Beteiligten müssen durch stärksten Druck der öffentlichen Meinung gezwungen werden, ganz offiziell Stellung zu nehmen.

Schweigen allein, so beredt es auch dem Eingeweihten scheinen mag, genügt für die Massen des Volkes nicht. Die wollen volle Klarheit. Sie haben Anspruch darauf. Handelt es sich doch um eine Sache, die von gradezu kapitaler Bedeutung für die Wahlen und für die deutsche Politik weit darüber hinaus ist.

Laut Stahlhelm hat Hitler von Hindenburg verlangt, daß ihm vor der Amtsübergabe drei Tage die Straße freigegeben werde: Kein Schupo, keine Reichswehr, dafür aber SA im Vollbesitz der Macht.

Im Sommer 1896 war ich in Konstantinopel. Sultan Abdul Hamid, genannt der Massenmörder, erblickte in den Armeniern

gefährliche, artfremde Elemente, die aus dem türkischen Staatswesen ausgemerzt werden müßten. Darum gab er seiner SA, den Hamals, die Straße frei. Keine Polizei, kein Soldat ließ sich sehen. Jeder Armenier durfte von den Hamals totgeschlagen werden. Was mit dem beweglichen Eigentum der Ermordeten geschah, unterlag keiner staatlichen Kontrolle.

Abdul Hamids lange Nacht dauerte nur 48 Stunden. Aber sie genügte, um einigen Zehntausend Armeniern die Bürde des Lebens abzunehmen.

Hitler forderte 72 Stunden. Er ist für gründliche Arbeit.

Natürlich hat Hitler unter „Straße" auch ihr Zubehör verstanden, die Häuser. Sonst hätte die von ihm gewünschte Vollmacht gar keinen Sinn gehabt. Von der Straße kann man sich notfalls drei Tage fernhalten. Die Häuser zu verlassen ist schon schwieriger. Solange der Zugang zur Stratosphäre nur Bevorzugten offensteht, wäre den Hitler und seiner SA unerwünschten Elementen wohl nur die Flucht in den Himmel übrig geblieben.

Mancher könnte meinen, Hitlers Forderung an Hindenburg widerspreche der von ihm vor Gericht beschworenen Legalität. Keineswegs! Im Gegenteil! Hitler bat ja um Vollmacht für die Mordserie. Er verfuhr korrekt. Er war durchaus gewillt, die Verantwortung für die Schlächterei auf die breiten Schultern Hindenburgs abzuladen.

Die Auffassung, die nach der basler ‚Nationalzeitung' Hitler an höchster Stelle vorgetragen hat, nämlich daß man politischen Gegnern nicht mit Argumenten beikommen könne, sondern sie physisch vernichten müsse, entspricht ganz der nationalsozialistischen Praxis. Immer arbeiten sie mit weißen Mäusen, Stinkbomben, Stuhlbeinen, Stahlruten und Schußwaffen, ganz gleich, ob es sich um den Kampf gegen Marxisten oder, wie neuerdings, gegen Hugenberger handelt. Schlagt sie! bedeutet bei ihnen immer: Schlagt sie nieder!

Stets hat Hitler verkündet, daß seinen Anhängern Bewaffnung verboten sei. Täglich liest man von Waffenfunden bei SA-Leuten. Hat man je in der Nazipresse gelesen, daß die Inhaber der Waffen aus der Partei ausgeschlossen worden wären?

In diesen Tagen ist ein riesiger Waffenschmuggel an der holländischen Grenze entdeckt worden. Ausführliche Nachrichten darüber konnte man im dortmunder ‚General-Anzeiger' und in dem holländischen Blatte ‚Het Volk' lesen. Viele Wochen hindurch sind Massen von Handfeuerwaffen und Maschinengewehren von Holland heimlich nach Deutschland transportiert worden. Hauptmacher dabei waren ein Herr Szymanski und ein Herr Schankweiler. Herr Schankweiler ist, nach der holländischen Presse, Mitglied der NSDAP und regelmäßiger Besucher der nationalsozialistischen Versammlungen.

In Kassel sind soeben zwei Mitglieder der SA, Haeger und Petri, wegen Verbrechens gegen das Sprengstoffgesetz zu je einem Jahr Gefängnis verurteilt worden. Petri als Angestellter einer Sprengstoffabrik hatte auf Befehl seines Standartenführers Verne für diesen hundert Kilo Amon-Gelatine „besorgt". Herr Verne, der Hauptschuldige, ist am 24. April

Landtagsabgeordneter der NSDAP geworden, aber trotzdem für das Gericht unauffindbar. Für welchen Zweck er sich wohl den Sprengstoff von seinem Untergebenen besorgen ließ?

Die Geschichte der NSDAP ist eine ununterbrochene Reihe von Gewalttaten.

Hitler selbst bekennt sich gleichzeitig zur Legalität und zur Gewalt. Alle seine Anhänger schwören auf ihn. Und er schwört auf alles.

In Beuthen wurden fünf bewaffnete (angeblich doch gegen den Willen des Führers bewaffnete) Nationalsozialisten zum Tode verurteilt, weil sie in Potempa einen politischen Gegner im Bett überfallen und zu Tode gequält hatten. Hitler erklärte sich mit ihnen solidarisch, indem er ihnen telegraphierte:

Meine Kameraden! Angesichts dieses ungeheuerlichsten Bluturteils fühle ich mich mit euch in unbegrenzter Treue verbunden. Eure Freiheit ist von diesem Augenblick an eine Frage unsrer Ehre.

Bei Strafprozessen pflegt oft die Frage aufgeworfen zu werden, ob dem Angeklagten die oder die abscheuliche Tat zuzutrauen sei.

Adolf Hitler ist zuzutrauen, daß er die vom Stahlhelm angeführten Forderungen an Hindenburg gerichtet hat.

Daß er sie an den Reichspräsidenten zu richten wagte, spricht für seine Naivität oder, um einen ihm kongenialeren Ausdruck zu gebrauchen, für seine Chuzpe.

Daß er sie grade an Hindenburg richtete, spricht aber vor allem für seine Dummheit. Für klug hat ihn wohl noch nie jemand gehalten, der sein Buch „Mein Kampf" gelesen hat. Aber die Enthüllung, daß er so dumm sei, wirkte doch überraschend.

Hindenburg ist ein Mann der gottgewollten Ordnung. Unsereins kann sich darunter nichts Rechtes vorstellen. Hindenburg sieht aber bestimmt in seiner Präsidentschaft wie in der Kanzlerschaft Papens einen Willensausdruck Gottes. Die ausführenden Organe dieser gottgewollten Ordnung sind Reichswehr und Polizei, während die SA nur ein Organ Hitlers, also eines Menschen ist. Das Verlangen Hitlers, auf drei Tage Polizei und Soldaten die Straße zugunsten der SA räumen zu lassen, mußte Hindenburg direkt wie die Zumutung erscheinen, an Stelle von Gotteswerk Menschenwerk zu setzen.

Auf diese Provokation konnte es grade für einen Hindenburg nur eine Antwort geben: Raus!

So weit, so gut. Jeder von uns ist fest davon überzeugt, daß die Dinge Mitte August genau so gelaufen sind, wie sie der Stahlhelm schildert.

Aber das genügt nicht. Die Regierung hat die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, selbst zu der Kundgebung der Organisation Stellung zu nehmen, zu der sie sich bei der Parade vom 4. September vor aller Öffentlichkeit bekannt hat. Noch hat Herr v. Papen den Orden nicht zurückgezogen, den er den Nationalsozialisten verlieh, als er sie als „aufbauwillige Elemente" bezeichnete. Nennt er es Wille zum Aufbau, wenn Hitler verlangt, daß auf drei Tage die Straße dem Terror seiner Prätorianer ausgeliefert, daß diese, ungehemmt durch Staats-

organe, auf ihre anders gesinnten Mitbürger mit den Methoden von Potempa losgelassen werden?

Herr v. Papen, Sie bekennen sich sonst nicht zur Taktik des alten Moltke. Sie reden oft, manchmal Silber, manchmal noch mehr entwertetes Metall. Aber hier, wo Sie reden müßten, haben Sie geschwiegen.

Fahren Sie fort, zu schweigen, müssen Sie und Ihr ganzes Kabinett in den Verdacht geraten, doppeltes Spiel zu spielen. Sie halten sich für einen guten Christen. Die Bibel gebietet: Deine Rede sei ja, ja, nein, nein. Ihr Gewissen sollte Ihnen gebieten, dem deutschen Volk reinen Wein einzuschenken.

Hat der Stahlhelm, dem Sie ja wohl selbst angehören, dessen Ehrenmitglied der Reichspräsident ist, bei seiner Darstellung der Verhandlungen über die Machtübergabe an Hitler geschwindelt oder nicht?

Reden Sie! Oder trauen Sie sich nicht? Das würde gewisse Rückschlüsse auf die Stärke des Präsidialkabinetts zulassen.

Neuraths vierte Niederlage von Hanns-Erich Kaminski

In Franz Liszts berühmter Darstellung des Völkerrechts heißt es:

> Die friedliche Beilegung der zwischen den Staaten der Völkerrechtsgemeinschaft ausgebrochenen Streitigkeiten, mag es sich um die Behauptung eines (tatsächlich oder angeblich) völkerrechtlich begründeten Rechtsanspruches, mag es sich um die Austragung eines Interessenkonfliktes handeln, kann zunächst erfolgen durch Vereinbarung der streitenden Mächte.

Nachdem Liszt darauf die verschiedenen Möglichkeiten der zwischenstaatlichen Vereinbarung, insbesondere die Vermittlung und die Schiedsgerichtsbarkeit, erörtert hat, fährt er fort:

> Das äußerste Mittel zur Durchsetzung eines wirklichen oder vermeintlichen Anspruches, die ultima ratio zur Erledigung völkerrechtlicher Streitigkeiten, bleibt auch im heutigen Völkerrecht der Krieg.

Staaten müssen demnach in Streitfällen entweder Vereinbarungen treffen, das heißt: Kompromisse schließen, das heißt: verhandeln, oder sie müssen Krieg führen.

Die Regierung Papen-Schleicher-Neurath jedoch hat mit der gesamten Staatsführung auch die Außenpolitik erneuert. Sie kann und will nicht Krieg führen, aber sie mag auch nicht verhandeln. Darum tritt sie diktatorisch auf.

Die diktatorische Außenpolitik ist sehr einfach. Eines Tages erklärt man: „Wir zahlen nichts mehr" oder „Wir warten nicht länger auf die allgemeine Abrüstung" oder „Wir kontingentieren die Einfuhr". Die Gegner haben davon nur Kenntnis zu nehmen.

Und wenn sie nicht bloß Kenntnis nehmen? Wenn sie sich zur Wehr setzen? Wenn sie womöglich Gegenmaßregeln ergreifen? Dann — wird schließlich doch verhandelt!

Ehe unsre forsche Regierung so weit ist, vergeht jedoch jedes Mal einige Zeit. Inzwischen läßt sie verbreiten, sie werde unter keinen Umständen von ihrem Standpunkt ab-

gehen, Vermittlungsversuche seien zwecklos, und bevor man über die Sache überhaupt reden könne, müßten die andern zugestehen, daß Deutschlands Wünsche berechtigt seien, also eigentlich nur noch über ihre Durchführung zu verhandeln sei. In diesem Stadium der Intransigenz wird vor allem die Stimmung im Inland hochgehalten. Wer nicht mitmacht, ist ein Verräter.

Ultimative Erklärungen, große Worte, feierliche Schwüre — und am Ende dann doch ein Kompromiß oder sogar völliges Nachgeben: das nennt man eine Niederlage.

Nun ist das deutsche Volk freilich an derartige Niederlagen gewöhnt. Lernten unsre Schulkinder Außenpolitik, so würden sie sich beinahe so viele Niederlagen zu merken haben wie in der Geschichtsstunde Siege. Vom Krügertelegramm bis zum Panthersprung, von der Marokkokonferenz bis zu den Haager Friedenskonferenzen, von der Politik, die in den Krieg, nach dem Wort des Großadmirals von Tirpitz, hineinschlidderte, bis zu der Politik, die aus dem Krieg nicht herausfand — es war immer dasselbe. Und je weiter wir nach rechts gerückt sind, je mehr wir wieder vom Kaiserreich übernommen haben, desto ähnlicher ist auch unsre Außenpolitik der wilhelminischen geworden. Die Fragen der Zollunion und des Memellandes waren Meilensteine auf diesem Weg, der zurück zur politischen und psychologischen Isolierung führt. In der Zollunionsfrage war nicht einmal Oesterreich der „brillante Sekundant", als den einst Wilhelm das Reich Franz Josefs bezeichnete, und in der Memelfrage fällten Völkerrechtler aller Länder einen für Deutschland ungünstigen Spruch.

Seit Herr von Neurath die deutsche Außenpolitik leitet, marschieren wir jedoch mit Siebenmeilenstiefeln. Herr von Neurath kann gar nicht schnell genug von Niederlage zu Niederlage schreiten. Mindestens für eine Niederlage im Monat sorgt er mit einer Pünktlichkeit, die man zeitgemäß militärisch nennen könnte.

Die erste Niederlage war Lausanne. Die Reichsregierung erklärte immer wieder, sie werde keinen Pfennig mehr zahlen. Und dann verpflichtete sie sich trotzdem zur Zahlung von drei Milliarden. Daß es erheblich weniger ist als bisher, war gewiß ein Erfolg. Nur nicht für die deutschen Unterhändler, die schon im voraus Wechsel auf die hundertprozentige Durchsetzung ihrer Forderungen gezogen hatten.

Die zweite Niederlage war der Abschluß des französisch-englischen Vertrauenspaktes. Als bekannt wurde, Herriot und MacDonald hätten ein Gentlemen Agreement geschlossen, den Vertrag von Lausanne nicht früher zu ratifizieren, als bis Amerika die interalliierten Schulden ermäßigt hätte, war die Reichsregierung freilich überrascht. Die Sache hatte zwar schon vorher im ‚Temps' gestanden, aber das Organ des Quai d'Orsay wird wohl in der Wilhelmstraße nicht gelesen.

Was hilft es, daß Deutschland schließlich dem Vertrauenspakt beitrat? Das Entscheidende ist, daß er überhaupt hinter dem Rücken unsrer Unterhändler geschlossen werden konnte. Und Herr von Neurath hat nicht nur nicht gemerkt, daß er zustande kam, er hat ihn direkt verursacht. Denn lediglich die

Überzeugung, daß man mit Deutschland nicht verhandeln könne, trieb MacDonald in die Arme Herriots.

Die dritte Niederlage wird sich aus der Art ergeben, in der die Rüstungsfrage aufgeworfen wurde. Sie ist noch nicht abgeschlossen. Aber daß Deutschland seinen Standpunkt nicht durchsetzen wird, ist bereits klar.

Wir wollen hier nicht von der Sache selbst sprechen. In allem Grundsätzlichen gibt es zwischen den heute Herrschenden und uns keine Diskussionsbasis. Jedoch auch ein Reaktionär kann ein guter Diplomat sein. Herr von Neurath versteht sein Geschäft schlecht. Das allein werfen wir ihm vor.

Welch eine Kette von taktischen Fehlern! Statt zunächst Fühler auszustrecken und bei den übrigen Mächten anzufragen, wie sie über die strittige Angelegenheit dächten und ob sie zu Verhandlungen darüber bereit wären, wird dem französischen Botschafter plötzlich ein Memorandum überreicht wie ein Ultimatum; um die kavalleristische Form des Vorgehens zu unterstreichen, noch dazu in Gegenwart des Reichswehrministers. Verschärft wird die Lage weiter durch das Verlassen der Abrüstungskonferenz. Gleichzeitig erfolgt ein reaktionäres Revirement in der deutschen Diplomatie, und in einem Augenblick von höchster Bedeutung müssen die Chefs der wichtigsten Missionen ihre Koffer packen.

Noch sind wir im Stadium der kriegerischen Reden und Interviews. Hendersons Vermittlungsvorschlag ist abgelehnt. Selbst an der üblichen internationalen Courtoisie hat es Herr von Neurath fehlen lassen, indem er aus Genf abreiste, bevor die Vertreter der Großmächte in der Völkerbundsversammlung gesprochen hatten. Vielleicht war die Wiederwahl Polens in den Völkerbundsrat die Quittung dafür.

Langsam läßt der Starrsinn der Reichsregierung freilich schon nach. Ihre Äußerungen werden immer kleinlauter. Während ich schreibe, ist noch nicht sicher, ob sie auch den englischen Konferenzvorschlag ablehnen wird. Ihre Meinung, erst müßten die andern den deutschen Standpunkt annehmen und dann könne man verhandeln, hat sie jedenfalls bereits aufgegeben. Und über kurz oder lang wird es auch diesmal der cholerischen Politik wie den cholerischen Temperamenten ergehen, die regelmäßig zusammensacken, nachdem sie aufgebraust sind.

Vorläufig hat die durch den Schritt in der Rüstungsfrage entstandene Spannung noch nicht nachgelassen. Doch schon fühlt sich die Präsidialregierung verpflichtet, Deutschland eine neue Niederlage einzubrocken. Nach der Reparationspolitik und nach der Militärpolitik ist nun die Handelspolitik dran.

Getreu der bewährten Methode erklärte man auch diesmal diktatorisch: „Die Einfuhr wird kontingentiert." Dann erst wurde eine Kommission auf die Reise geschickt, um darüber zu verhandeln. Wozu eigentlich? Da keine Zugeständnisse gemacht werden sollen, hätte es doch genügt, den Vertragsstaaten die neuen Bestimmungen zu notifizieren.

Die Kommission ist denn auch schon in Holland gescheitert. Ein rotterdamer Blatt meinte, die deutschen Gäste verdienten den Titel Unterhändler nicht, und die niederlän-

dische Regierung verlautbarte, die deutschen Vorschläge seien so indiskutabel, daß ihre Veröffentlichung nur zu einer Verschärfung des Konflikts führen würde.

Weniger rücksichtsvoll ist die schwedische Regierung. Der schwedische Postminister Oere hat sogar einen Aufruf veröffentlicht, in dem er die skandinavischen Staaten einlädt, ein gegen Deutschland gerichtetes Wirtschaftsbündnis zu schließen.

Mit Italien aber leben wir schon im Handelskrieg. Daß der erste Staat, der auf das Vorgehen Deutschlands mit Repressalien antwortet, ausgerechnet das Land unsrer fascistischen Freunde ist, wirkt wie ein Witz; aber so geht es eben, wenn Diktatoren auf einen Diktator stoßen.

Zwischen Deutschland und Italien bestand bisher ein Abkommen, auf Grund dessen die deutschen Importeure über das ihnen zustehende Devisenkontingent hinaus italienische Waren kaufen konnten; und zwar zahlten sie den Gegenwert dafür auf ein Konto der italienischen Staatsbank bei der Reichsbank ein; die beiden Banken verrechneten dann diese Beträge. Jetzt hat Deutschland dieses Abkommen gekündigt und auch eine Zwischenlösung abgelehnt, wiederum nach dem Prinzip, zunächst Verhandlungen immer abzulehnen.

Die italienische Staatsbank gibt darauf keine Devisen zur Bezahlung deutscher Waren, so daß unsre gesamte Ausfuhr nach Italien stockt. Selbstverständlich reagiert die Reichsbank, indem sie für italienische Waren ebenfalls keine Devisen mehr zur Verfügung stellt. Selbst die Reisenden, die den Herbst in Italien verbringen wollen, bekommen keine Lira mehr.

Da es sich hier um Geld handelt, wird sogar der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' bange:

Die Kontingentpolitik ist in keiner Weise geeignet, auch nur der Landwirtschaft, geschweige denn der Gesamtwirtschaft aus ihrer Notlage irgendwie herauszuhelfen. Dagegen ist es auch für die Zukunft der deutschen Wirtschaft sehr schlimm, wenn Länder, an denen wir zur Zeit mehr verdienen als sie an uns, und von denen wir auf politischem Boden Verständnis erwarten, verärgert werden.

Deutschland hat in der Tat noch im Jahr 1931 für 341 Millionen Mark nach Italien ausgeführt, während die Einfuhr nur 261 Millionen Mark betrug. Ähnlich liegen die Verhältnisse gegenüber Holland. Die Einfuhr belief sich auf 400 Millionen Mark, die Ausfuhr dagegen auf 950 Millionen.

Wenn Deutschland seine aktive Handelsbilanz gewaltsam noch mehr zu seinen Gunsten ändern will, greifen die betroffenen Länder natürlich zu Vergeltungsmaßnahmen. Schon schicken sich denn auch die andern Industriestaaten an, die dadurch frei werdenden Märkte zu erobern. Dänemark darf kaum noch Butter nach Deutschland einführen. Ergebnis: die deutsche Ausfuhr nach Dänemark ist auf ein Drittel zurückgegangen und steht zum ersten Mal hinter der englischen zurück. Und in Rom ist, wie das ‚Berliner Tageblatt' berichtet, bereits eine russische Kommission eingetroffen, die Italien an Stelle der bisher bezogenen deutschen jetzt russische Kohle verkaufen will.

Unser Auswärtiges Amt ist offenbar zu phantasiearm, um die Folgen seiner diktatorischen Politik vorauszusehen. Es be-

gibt sich lieber erst auf den Rückzug, wenn das Kind im Brunnen liegt. Jetzt sind nach Rom gleich zwei Delegationen entsandt, und es wird ihnen nichts übrig bleiben, als dort wirklich zu verhandeln. Ebenso wird man mit den andern Staaten, die an der Kontingentpolitik interessiert sind, zuguterletzt Vereinbarungen treffen müssen. Das wird die vierte Niederlage der deutschen Außenpolitik sein.

Vier Niederlagen in vier Monaten, das sollte auch den Anhängern der „konservativen Staatsführung" zu denken geben. Herr von Papen, der bloß Militärattaché war und obendrein ein frisch-fröhlicher, trägt daran keine Schuld. Aber Herr Neurath ist nicht nur ressortmäßig für die deutsche Außenpolitik verantwortlich, er ist auch ein Diplomat aus der Karriere. Er sollte wissen, daß man Außenpolitik nicht mit diktatorischen Methoden betreiben kann, und wenn der Reichswehrminister und der Reichsernährungsminister es nicht wissen, hätte er es ihnen klar machen müssen. So hat er in seiner kurzen Amtszeit erreicht, daß Deutschland eingekreist ist und nun sogar blockiert wird. Was hätte wohl Bismarck zu einem solchen Diplomaten gesagt?

Wir gehören nicht zu den Leuten, die sich einen Frieden nur als Siegfrieden vorstellen können. Aber einen Außenminister, der bei jeder Gelegenheit auftritt, als wolle er Krieg führen, um hinterher immer klein beigeben zu müssen, sollte man wirklich lieber in einem abgeschiedenen Winkel Kohl bauen als auf dem Feld der internationalen Politik fortgesetzt Kohl machen lassen.

Papens Chance von K. L. Gerstorff

Nach der Auflösung des Reichstages hat man vielfach gefragt, was die Regierung damit bezwecke. Sie ist im alten Reichstag in einer hoffnungslosen Minorität geblieben; gegen das Mißtrauensvotum stimmten noch nicht einmal zehn Prozent der Abgeordneten. Natürlich kann in so kurzer Zeit nicht eine derartige Verschiebung innerhalb der Wählermassen eintreten, daß sich diese Minorität erheblich vergrößert. Wenn man nach einer Antwort suchte für die Reichstagsauflösung, so fand man sie unter anderm darin, daß die Regierung dadurch zumindest Zeit zu gewinnen und die Präsidialgewalt gegenüber dem Reichstag zu stärken suchte. Aber hier ist ein Faktor übersehen, der in nächster Zeit von Bedeutung werden kann. Der Konflikt mit der Papenregierung spitzte sich ja vor allem darum so zu, weil durch die eingeleiteten Koalitionsverhandlungen zwischen den Nazis auf der einen Seite, dem Zentrum und der Bayerischen Volkspartei auf der andern nicht nur die Möglichkeit bestand, der Papenregierung ein Mißtrauensvotum zu geben, sondern darüber hinaus im Reichstag ohne die Deutschnationalen, die vor allem hinter Papen stehen, eine Regierung zu bilden, die über eine feste Majorität verfügt. Es liegt nun durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß durch den Ausgang der Reichstagswahlen diese feste Majorität aus Nazis, Zentrum und Bayerischer Volkspartei zerschlagen wird. Wie liegen die Stimmverhältnisse? Bei einer Ab-

geordnetenzahl von reichlich sechshundert verfügten Nazis, Zentrum und Bayerische Volkspartei über knapp 330 Mandate. Wenn sie nun auch nur knapp dreißig Mandate verlieren, dann verfügen sie im neuen Reichstag über keine Majorität mehr. Analysiert man also die voraussichtliche Verschiebung der Stimmverhältnisse bei den nächsten Reichstagswahlen, so darf man dies nicht nur unter der Perspektive tun, daß die eigentliche Papenpartei auch dann sicher nur über eine verhältnismäßig geringfügige Wählerschaft verfügen wird, sondern man muß es vor allem unter Berücksichtigung der Frage tun, ob ihre bürgerlichen Gegner, Nazis und Zentrum, dann noch eine Majorität haben werden. Neben allen andern Faktorenreihen, die zur Auflösung des Reichstags geführt haben, scheint mir die nicht unwichtig gewesen zu sein, daß man dadurch die Majoritätsbildung von Zentrum und Nazis zu brechen sucht. Eine Möglichkeit, eine Chance dafür ist sicher da, es brauchen nur 1,5 bis 1,75 Millionen Wähler von den Nazis und dem Zentrum abzuwandern, und die Majorität ist gebrochen. Die Papenregierung stößt bewußt in dieser Richtung vor. Sie tut dies auf verschiedenen Wegen. Einmal dadurch, daß sie einen Teil des nationalsozialistischen Programms verwirklicht und so den Nazis den Wind aus den Segeln nimmt. Weiter hat sie den Kapitalsmächten und der Junkerkaste so viel materielle Vorteile zugeschanzt, daß diese die Nazis nicht mehr so wie bisher als Avantgarde gegen die Arbeiterschaft brauchen. Wenn die Nazis, wie alle Anzeichen beweisen, bereits eine gewisse finanzielle Klemme spüren, wenn ihre Propaganda und Agitation für die Wahlen nicht mit so umfangreichen Mitteln durchgeführt werden kann, so spielt dabei fraglos eine sehr wesentliche Rolle, daß gewisse Teile der Schwerindustrie, die bisher zu den Hauptgeldgebern der Nazis gehörten, die Unterstützung eingestellt oder verringert haben, weil sie die Nazis in der augenblicklichen Lage nicht mehr so nötig zu haben glauben.

Innerhalb der NSDAP wird das auch durchaus zugegeben. Während man vor jeder frühern Wahl ein Anwachsen der Stimmen um Millionen und Abermillionen prophezeite, erklären jetzt führende Nazi-Propagandisten, es sei durchaus möglich, daß die Partei bei den Reichstagswahlen Hunderttausende verliere. Wenn aber eine Schwächung der Nazis und eventuell auch des Zentrums in dem Umfang eintritt, daß sie allein keine Majorität mehr bilden können, so erfährt dadurch die Stellung der Papenregierung eine ganz entscheidende Stärkung. Wenn die Regierung zum Beispiel bei einem geplanten neuen Mißtrauensvotum dem Zentrum erklären kann, daß sich zwar für ein solches Mißtrauensvotum bequem eine große Majorität im Reichstag finden lasse, daß aber eine arbeitsfähige Majorität nicht da sei, so wird das Zentrum, wenn es nicht mehr allein mit den Nazis Koalition bilden kann, in seiner oppositionellen Stellung zur Regierung sicherlich einen Stoß erfahren. Es ist ja durchaus bezeichnend, daß bei aller Gegnerschaft zu Papen innerhalb des Zentrums wie auch innerhalb der Bayerischen Volkspartei die Stimmen stärker werden, die dafür plädieren, daß man sich nicht in zu starke Opposition zur

Regierung hineinmanöverieren lassen dürfe, daß das Zentrum weiter Realpolitik treiben müsse und nicht zu stark auf Brünings Ressentiments Rücksicht nehmen dürfe.

Das ist der eine Trumpf, den die Papenregierung nach den Reichstagswahlen eventuell ausspielen könnte. Aber selbst wenn der wohl sicher eintretende Verlust der Nazis noch nicht so groß ist, daß die Majorität von Zentrum und Nazis gebrochen ist, wenn zum Beispiel die Nazis nur eine halbe bis eine Million Stimmen verlieren — selbst dann ist die Position der Papenregierung gestärkt. Die Stoßkraft der Nazis, nicht nur gegenüber der Arbeiterklasse sondern auch gegenüber den Mächten der alten Reaktion, beruhte nicht zum wenigsten darauf, daß sie ständig auf ihre Steigerung hinweisen konnten, daß sie scheinbar ständig neue Kräftereservoirs in den Bereich ihrer Bewegung einbeziehen konnten. Wenn diese Bewegung jetzt zum Stillstand kommt, wenn die Nazis zum ersten Mal sogar einen Rückschlag erleben, mag dieser Rückschlag auch zahlenmäßig noch nicht sehr beträchtlich sein, so wird fraglos die Stoßkraft der Bewegung zunächst einen Abbruch erfahren. Und dies um so mehr, als ihre Wählermassen sich aus den heterogensten Elementen zusammensetzen, die keine langjährige politische Schulung besitzen. So sprechen führende Nazis heute nicht mehr nur von Novembersozialisten sondern bereits von Septembernazis.

Die Erschütterung in der Bewegung ist bereits heute da. Zahlreiche Schichten, die an den unmittelbaren Eintritt des Dritten Reiches geglaubt haben, die fest davon überzeugt waren, daß sie als tatkräftige Mitglieder der Nationalsozialistischen Partei im Dritten Reich einen Posten bekommen würden, müssen jetzt einsehen, daß die alte Reaktion noch sehr fest im Sattel sitzt und daß man zur Zeit, wenn man dem Stahlhelm näher steht, eher eine Stelle erhält, als wenn man zu den SA oder SS gehört. Nochmals also: sowohl die Sprengung der Majorität aus Nazis und Zentrum wie auch bereits eine geringfügige Schwächung der Nationalsozialisten bedeutet automatisch für die Papen-Schleicher-Regierung eine Verstärkung ihrer Position. Es ist daher kein Zufall, daß die Nazis den Wahlkampf in besonders starkem Umfang gegen die Mächte der alten Reaktion, gegen die Deutschnationalen führen und daß man jeden Tag in der Presse von gesprengten deutschnationalen Versammlungen hören kann, — aber bisher kaum von stärkeren Angriffen auf die Arbeiterbewegung.

Aber man soll grade in den Kreisen der Linken das Gewicht der Streitigkeiten zwischen alter und neuer Reaktion nicht überschätzen. Es sind Streitigkeiten in einer großen Familie, es sind Streitigkeiten in einer politischen Situation, wo, wie schon gesagt, die Papenregierung bereits einen Teil des nationalsozialistischen Programms durchführt. Es muß ganz eindringlich betont werden, daß die Tatsache der vor aller Öffentlichkeit ausgetragenen Streitigkeiten innerhalb der nationalen Front wohl am deutlichsten die Aktionsunfähigkeit der deutschen Arbeiterklasse dokumentiert. Hätten wir eine deutsche Arbeiterklasse, deren Aktionsfähigkeit auch nur so groß wäre wie in der Zeit der Cuno-Regierung, wie in der

Zeit des Kapp-Putsches, so würden die Familienstreitigkeiten in den einzelnen Gruppierungen der Reaktion sehr schnell verschwinden; sie würde mit geeinten Kräften gegen die Arbeiterklasse vorgehen. Die Schwäche der Arbeiterschaft, ihre Uneinigkeit und Zerrissenheit ist es, die der feudalen Reaktion, dem Monopolkapitalismus und den Junkern gestattet, scheinbar schärfer gegen die Nazis vorzugehen. Sie tut dies, indem sie gleichzeitig die Arbeiterorganisationen zwar nicht zerschlägt aber immer stärker funktionslos macht, immer mehr von innen heraus aushöhlt. Die neue Ausführungsverordnung des Reichsarbeitsministers gegen die Streiks bei dem augenblicklichen Lohnabbau ist nur ein Symptom für viele.

Noch einmal also: die Arbeiterklasse soll die innern Zwistigkeiten im Lager der Reaktion nicht überschätzen. Sie gewinnt dadurch nur das eine: sie gewinnt etwas Zeit. Papens Chance, durch den Ausgang der Reichstagswahlen die eigne Regierung zu stärken, würde für die Arbeiterklasse einen Zeitgewinn bei der immer größern Verschärfung der politischen Gegensätze bringen. Nützt sie den Zeitgewinn, um vor allem gegen den neuen Lohnraub zur einheitlichen Aktion der gesamten Klasse zu kommen, so kann Papens Chance auch leicht in gewissem Umfang zu einer Chance der Arbeiterklasse werden.

Rekurs an das Staatsministerium

von E. J. Gumbel

Gemäß der Verordnung vom 13. Januar 1921 lege ich hiermit gegen die von mir am 24. August erhaltene Entscheidung des Herrn Unterrichtsministers, wonach mir die Lehrberechtigung entzogen und ich die Kosten des Verfahrens zu tragen habe, Rekurs ein. In dem beiliegenden Brief an den Herrn Unterrichtsminister habe ich diesen gebeten, meine Verteidigungsschrift vom 25. Juli an das Staatsministerium weiterzugeben.

Ich beantrage:

Gegenüber dem Gutachten des Untersuchungsausschusses Berücksichtigung meiner Verteidigungsschrift;

Eidliche Vernehmung sämtlicher im Verfahren bisher vernommenen Ohrenzeugen, sowie der Unterzeichner der in der ‚Heidelberger Volkszeitung' veröffentlichten Erklärung, soweit sie zur Zeit in Heidelberg erreichbar sind; besonderes Gewicht lege ich auf die eidliche Vernehmung des Arbeiters;

Heranziehung der Akten des Disziplinarverfahrens gegen die Studenten insbesondere der die Glaubwürdigkeit des Hauptzeugen betreffenden Begründung der Anträge des Staatsanwalts;

Wiederherstellung aller meiner Rechte, die ich auf Grund der Habilitation genoß, bis zum Zeitpunkt der Entscheidung des Staatsministeriums.

Was die endgültige Entscheidung betrifft, so bitte ich um Einstellung des Verfahrens, Belassung aller Rechte und um einen einjährigen Urlaub. Ich verbleibe mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

gez. Unterschrift

Begründung

Die Entscheidung des Herrn Unterrichtsministers geht davon aus, daß ich die inkriminierte Äußerung getan habe. Hierfür gibt es nur einen Beweis, nämlich die Aussage der drei nationalsozialistischen Studenten, insbesondere Dörrs. Diese widerspricht der Aussage aller andern Zeugen in allen entscheidenden Punkten, und zwar derartig, daß sogar Geheimrat Anschütz in seiner Vorlesung öffentlich hierauf zu sprechen gekommen ist.

Wenn einem nationalsozialistischen Studenten in einer Zeit, in der seine Parteifreunde beinahe täglich politische Morde begehen, in der mir die Fensterscheiben eingeschlagen werden, in der mein Zaun umgerissen wird, in der ich auf der Straße täglich angepöbelt werde, nach dem Eindruck in einer vorwiegend nationalsozialistischen Versammlung geglaubt werden kann, daß sein Satz „Wie das Verfahren auch ausgehen mag, Gumbels Kopf wird rollen" nur bildlich gemeint war, so darf auch den sehr viel weniger kühnen Aussagen aller nicht nationalsozialistischen Teilnehmer meiner Versammlung Glauben geschenkt werden.

In meiner Verteidigungsschrift habe ich an Hand dieser Zeugenaussagen die Unglaubwürdigkeit der von den drei Nationalsozialisten gegen mich vorgebrachten Anschuldigung nachgewiesen. Ich lege daher meinem Rekurs die Tatsache zugrunde, daß der Herr Unterrichtsminister auf diese Schrift (bis auf eine weniger wichtige Eventualbemerkung) überhaupt nicht eingegangen ist, und bitte um deren Berücksichtigung.

Was den Zeugen D. betrifft, so ist die Glaubwürdigkeit dieses Zeugen durch die Art seiner Aussagen in dem Disziplinarverfahren gegen die Studenten neuerdings in aller Öffentlichkeit erschüttert.

Die vom Herrn Unterrichtsminister veranlaßte eidliche Vernehmung entsprach meinem Eventualantrag, ihn und L., als typische Vertreter der beiden sich in diesem Disziplinarverfahren unversöhnlich gegenüberstehenden Aussagen wie Weltauffassungen, noch einmal nach Abschluß der Universitätsuntersuchung eidlich zu vernehmen. Aber nur der Hälfte dieses in sich geschlossenen, nicht halbierbaren Antrags. Der Herr Unterrichtsminister ist, indem er zwei nationalsozialistische Belastungszeugen und ausgerechnet nur sie vereidigt hat, an der wichtigsten Erkenntnisquelle vorbeigegangen: „Audiatur et altera pars", nämlich diejenigen, welche in der Äußerung überhaupt nichts Auffälliges gehört haben, eben weil sie weder die Form noch den Inhalt hatte, welche die Nationalsozialisten behaupten. Daher ist es notwendig, daß das Staatsministerium nunmehr auch alle andern Ohrenzeugen, insbesondere den Arbeiter L. und diejenigen, welche die in der ‚Heidelberger Volkszeitung' veröffentlichte Erklärung unterschrieben haben, welche der Aussage der Nationalsozialisten in aller Entschiedenheit widerspricht, eidlich vernimmt, soweit sie zur Zeit in Heidelberg erreichbar sind.

Das Ergebnis der Vernehmung wird erneut die bisherigen Aussagen aller andern Zeugen bekräftigen und feststellen, daß das, was ich wirklich gesagt habe, nichts mit der Interpretation zu tun hat, welche die Nationalsozialisten meiner Äußerung gegeben haben und welche das Gutachten des Untersuchungsausschusses zugrundelegt.

Hier liegt der zentrale Unterschied zum Fall des Jahres 1924, in dem ich wirklich eine Äußerung getan habe, welche Anstoß erregt hat und die zu bedauern ich Grund hatte. Es besteht überhaupt kein Zusammenhang mit diesem nunmehr acht Jahre zurückliegenden ersten und einzigen Vorfall, über dessen Behandlung die Fakultät nach dem von ihr damals veröffentlichten Gutachten bekanntlich keineswegs einig war und der, soweit er mir zum Vorwurf gereicht, nach den gesetzlichen Auffassungen als verjährt gelten darf. Aus dem Fall von 24 und der von den Nationalsozialisten entstellten Äußerung von

32 kann somit kein Gesamtverhalten konstruiert werden. Damit fallen alle Konsequenzen, welche hieraus gezogen werden. Von meiner ganzen Verteidigungsschrift hat der Herr Unterrichtsminister nur die Eventualbemerkung, daß Kriegerdenkmäler auch als Denkmale des Krieges aufgefaßt werden können, berücksichtigt und hieraus Schlüsse auf meine „Verständnislosigkeit gegenüber andersgearteten Anschauungen" gezogen, während diese Bemerkung tatsächlich nur eine Selbstverständlichkeit wiedergibt.

Den gleichen Schluß glaubt der Herr Minister aus dem Umstand ziehen zu können, daß ich Unterschriften zu einer an den Herrn Reichspräsidenten gerichteten Bitte um Begnadigung für Carl von Ossietzky gesammelt habe, in der dieser als Mann von untadeliger Gesinnung bezeichnet wurde. Was zunächst diese Charakterisierung betrifft, so ist es die Eigentümlichkeit eines politischen Verbrechens, daß es aus untadeliger, ehrenhafter Gesinnung heraus begangen werden kann. Es genügt, unter anderm auf die Tatsache hinzuweisen, daß die namhaftesten Führer der Nationalsozialisten sogar wegen schlimmerer „die Grundlagen der staatlichen Ordnung gefährdenden Verbrechen" wie Mord und Hochverrat vorbestraft sind und trotzdem von mancher Seite als ehrenhaft bezeichnet werden. Ich habe das bei der Sammlung verwendete Formular zu den Akten gegeben, weil ich nichts zu verschweigen habe. Ich vermag es überhaupt nicht als Belastung zu empfinden, daß ich in einer politischen Versammlung Unterschriften zu einer Erklärung gesammelt habe, die von über 42 000 Deutschen, darunter vielen hervorragenden Politikern und in der Öffentlichkeit angesehenen Personen, auch von Professor Radbruch, unterschrieben worden ist.

Zum Schluß dieses Briefes gestatte ich mir eine politische Bemerkung: Der Ausgangspunkt dieses Verfahrens ist, wie der Herr Unterrichtsminister schreibt, die Form einer politischen Äußerung. Aber die Ursache dieses Verfahrens ist nicht diese Form sondern entgegengesetzt der Behauptung des Untersuchungsausschusses der Gesamtinhalt meiner politischen Überzeugung. Wer bisher nicht dieser Meinung war, den muß die Tatsache, daß die Angriffe gegen mich von den Nationalsozialisten ausgegangen sind, und das Jubelgeschrei der nationalsozialistischen Presse über meine Entlassung überzeugen. Die Nationalsozialisten haben mich verfolgt und mußten mich verfolgen, weil ich ihre politischen Morde aufgedeckt habe. Zu diesen meinen Arbeiten stehe ich. Die Denkschrift des Reichsjustizministers und die Morde der letzten Zeit haben meine Behauptungen bestätigt. Während acht Jahren haben die Herren Staatspräsidenten und Unterrichtsminister aus verschiedenen politischen Parteien mich gehalten. Ich weiß jedem einzelnen für jeden solchen Schritt tiefen Dank und habe auf ihre Intentionen immer Rücksicht genommen.

Der jetzige Herr Unterrichtsminister hält meine Entfernung für eine politische Notwendigkeit: wohl, wenn ich seinen Schritt interpretieren darf, um den Nationalsozialisten weniger Angriffsflächen zu bieten und hierdurch die Republik zu schützen. Wenn ich diesen Gedankengang als richtig annehmen könnte, hätte ich längst die Konsequenz gezogen und wäre freiwillig zurückgetreten. Denn ich bin mir bewußt, daß die Anhänger der Republik verpflichtet sind, ihr auch Opfer zu bringen. Aber dieses Argument ist falsch. Durch meine Entfernung wird die Republik nicht gestützt, wohl aber wird hierdurch die Stellung aller Republikaner an den deutschen Hochschulen gefährdet. Ich kann beweisen, daß diese Überzeugung weit verbreitet ist. Die von den Nationalsozialisten provozierten Skandale an so vielen deutschen Hochschulen und ihre weitgehenden Drohungen in der ‚Heidelberger Volksgemeinschaft' vom 2. August beweisen, daß durch meine Entfernung die Ruhe nicht gesichert ist.

Es handelt sich bei diesem Kampf nicht um Gumbel sondern um die von den Nationalsozialisten als „Gumbels" Qualifizierten. Ich

werde nicht der einzige Nachfolger der langen Reihe politischer Märtyrer aus deutschen Universitäten sein, die zum Teil ins Exil gehen mußten, der Reihe, die von Fichte und den Freiheitskämpfern von 1813, den Gebrüdern Grimm, von den Göttinger Sieben, den Kämpfern von 1848 bis zu Dühring und Aron reicht. Es ist noch in der Macht des Ministeriums, dies zu verhindern, daß das schreckliche Wort Fichtes sich bewahrheite, „daß in einigen Jahren in Deutschland kein Mensch mehr, der dafür bekannt ist, in seinem Leben einen freien Gedanken gedacht zu haben, eine Ruhestätte finden wird".

Freigesprochen von Gabriele Tergit

Der Prozeß begann damit, daß der ‚Angriff' die Köpfe der Angeklagten forderte, und er endete mit dem Freispruch aller Angeklagten.

Dazwischen liegt zweiundeinehalbe Woche eines der aufregendsten Prozesse, die je in Moabit stattfanden. Noch nie war die These der Nationalsozialisten von zweierlei Recht, einem für Nationalsozialisten als Staatsbejaher, einem andern für Kommunisten als Staatsverneiner, so tief bis in die Taten und Protokolle der Polizei und der Staatsanwaltschaft zu spüren gewesen, und dabei handelte es sich um Todesurteile gegen fünf junge Menschen. Es handelte sich in der Verhandlung nicht um das Urteil, nicht um Differenzierungen über die Beurteilung von Tat und Täter sondern plump und grob wie in einem schlechten Kriminalroman um die Frage: Wer schoß? Die Justiz wurde degradiert zur Detektei. Alle Ermittlungen, sonst von der Polizei begonnen, von der Staatsanwaltschaft fortgesetzt, von dem Untersuchungsrichter geprüft, sind beim Sondergericht nur noch auf Polizei und Staatsanwaltschaft konzentriert. Polizei und Staatsanwaltschaft tippen auf die Falschen. Ein Untersuchungsrichter zur Verhinderung von Irrtümern fehlt. Anklage gegen neun Arbeiter wird erhoben. Der Prozeß beginnt. Nun greift die Verteidigung ein, und bei Rechtsanwalt Litten geht es zu, als ob er das berühmte rote Plakat der Mordkommission affichiert hätte — tausend Mark Belohnung. Bei ihm melden sich Zeugen und aber Zeugen, alles, was Aufgabe der Behörden in einem gesunden Rechtsverfahren ist, geschieht nun durch die Verteidigung. Zugunsten nicht nur der Angeklagten sondern zugunsten des Rechtes, zur Verhinderung eines vielfachen Justizmordes, der ein rotbrennendes, ein entzündendes Fanal geworden wäre, auch in einem Deutschland, das in Dingen der Gerechtigkeit stumpf und schwerhörig geworden ist.

Kurz der Tatbestand: Calm, Angestellter einer Treuhandgesellschaft und Funktionär der KPD hatte eine Sitzung von Kommunisten zur Gründung einer Hausschutzstaffel für die Röntgenstraße in ein neutrales Lokal berufen, zu der auch eine schon bestehende Hausschutzstaffel kam. Im ganzen etwa fünfundzwanzig Leute. Beim Heimweg gingen sie geschlossen auf der rechten Seite der Röntgenstraße. Drei Nationalsozialisten, die von einer Sturmversammlung kamen, gingen auf der gleichen Seite der Straße, kamen in einen Wortwechsel mit den Kommunisten, lösten sich von der rechten Seite, um auf die linke Seite, wo das Verkehrslokal des Sturms 33 ist, hinüberzugehen. In diesem Moment fallen zehn bis fünfzehn Schüsse. Der Nationalsozialist Gatschke ist tot, die zwei andern sind verwundet. Die Kommunisten fliehen zurück. Die Polizei kommt zufällig sofort, fährt bis an das Sturmlokal, untersucht die etwa vierzig Anwesenden vergeblich auf Waffen. Nur auf dem Hof liegen zwei Revolver. Soweit das Geschehnis.

Sofort danach geht in der Gegend die Rede, die Nazis hätten ihre eignen Leute erschossen. Aber unbeirrt, gebannt den Ver-

stand auf die Tatsache gerichtet, daß nur Nationalsozialisten verwundet und getötet wurden, geht die Untersuchung davon aus, daß nur Kommunisten geschossen haben können, und kommt zu folgender Anklage: Am Abend der Tat traf ein Trupp Nationalsozialisten, der von einem Sturmabend kam, „auf mehrere Leute, die ihn beobachteten, aber unbehelligt ziehen ließen". So mit den verdächtigen Patrouillensitzern beginnt nach Ansicht der Staatsanwaltschaft die weitgesponnene Aktion. Sie wird fortgesetzt im Hauptquartier des Lokals Willmann, wo von Calm die Mannschaften instruiert und in geschlossenem Zuge zur „planmäßigen und vorbereiteten Aktion" gegen das Lokal des Sturms 33 geführt werden. Zu Beginn des Überfalls „werden Waffen von Frauen an die Kommunisten verteilt". „Fortgeworfene Waffen werden von Radfahrern abgeholt." Auf das Kommando „Jetzt los" wird das Feuer eröffnet. Durch Kommando „Lostürmen" das Zeichen zur Flucht gegeben. Schießspuren in den Häusern auf der Seite der Kommunisten erklärt die Anklageschrift damit, daß Kommunisten sich im Hause neben dem Nazilokal versteckt hätten, die beim Kommando herausgeeilt wären, das Feuer eröffnet und ihre Waffen in den Hof des Nazilokals geworfen hätten. Die Schützen seien fünf namentlich bezeichnete Kommunisten, die wegen Totschlags angeklagt werden, vier weitere wegen schweren Landfriedensbruchs.

Als die Verhandlung beginnt, zittern fünf Köpfe, sehen vier Männer langen Zuchthausstrafen entgegen. Die Nazizeugen, etwas unklar, bestätigen doch im ganzen die Anklage. Ungewöhnlich gute Sinne unterstützen sie dabei, aber dem Gericht sind nach und nach die politischen Zeugen verdächtig geworden. Es vereidigt sie nicht. Nun erweist sich Punkt für Punkt der Anklage als falsch. Von den „Beobachtern" bis zu den „Schützen" bleibt nichts übrig. Was die „Beobachter" anbetrifft, so sehen junge SA-Leute offenbar überall „verdächtige Gestalten". Alle, die herabgekommen aussehen und in heißen Sommernächten auf Parkbänken sitzen und keine befreundeten Kameraden sind, sind Kommunisten. „Warum denn?" fragt der Vorsitzende. „Die Nationalsozialisten kenne ich und Zentrumsleute sitzen nicht auf den Straßen." Der Mensch starb, es gibt nur noch Parteibuchinhaber. Sie fühlen sich immer bedroht. „Die Uniform", sagt einer der SA-Leute, „ist immer aufreizend und auffallend". Er weiß es, Papen hat es nicht gewußt. Die Instruktionssitzung vor dem Sturmangriff oder vielmehr vor dem Angriff auf den Sturm, ist wirklich nur die Sitzung einer Hausschutzstaffel mit völlig ungeschulten Leuten, die wegen der Unsicherheit in der Röntgenstraße, mit Recht, wie sich erweist, in geschlossenem Zuge nach Hause gebracht werden. Die Waffen, die „von Frauen zu Beginn des Kampfes verteilt" wurden, konzentrieren sich auf einen Griff in eine Bluse, aus der eine Frau etwas Glitzerndes holte, um es ihrem Begleiter zu geben, was im übrigen nur jene Kronzeugin sah, die zwei völlig Unschuldige verhaften ließ und dann noch dazu im Gerichtssaal zwei Angeklagte für jene gar nicht anwesenden Leute hielt und deshalb unvereidigt blieb. Ein Zeuge der Staatsanwaltschaft erkannte einen Schützen wieder, nachdem er das Ganze vom vierten Stock aus beobachtet hatte, ein weiterer hatte die Entsicherung einer Pistole gehört, ein Geräusch, das er nur vom Hörensagen kennt, und ein Pfarrer gar beeidete den Rauch der Pistolen, der sich nachher als Tabaksrauch aus einer Lokaltür erwies. Wie diese Anklage zustande kam, zeigt folgendes. Calm wurde zuerst von einem Zeugen fälschlich als Schütze erkannt. „Daß diese Bekundung richtig ist, ergibt sich aus der Aussage der Zeugin Maskos, die einen Mann mit einer Pistole beobachtet hat, dessen Beschreibung genau auf den Angeschuldigten zutrifft." Eine Beschreibung trifft zu! Grundlage für ein Todesurteil! Eine Beschreibung, in der notabene ein untersetzter Mann „schmächtig" genannt wird. Soweit die Belastungszeugen.

Hingegen hatten Zeugen alle Arten Nationalsozialisten aus dem Lokal laufen, Schützenketten bilden und schießen sehen, und zwar nicht nur vom Hausflur 12 aus, wo nach der Anklage Kommunisten gestanden haben sollen, sondern auch vom Haus 14 aus, wo ganz bestimmt keine standen. Zeugen hatten Nationalsozialisten aus dem Fenster ihres Lokals in den Hof springen, Pistolen dort wegwerfen, wobei sie warnend „Polente" schrien, und in anstoßende Gärten verschwinden sehen. Es ergab der Augenschein, daß gegenüber dem Nazilokal alles voll Einschüsse war, daß unter anderm in die friedliche Wohnung der Zeugin Engelhardt geschossen worden war und in ein Seifengeschäft. Und die unpolitische Wissenschaft der Mikroskopie ergab, daß die Kugel im Körper des Getöteten übereinstimmte mit der, die unter Skatspieler in ein ordentliches Lokal fiel, vor dem sich der Haufen der Kommunisten gedrängt hatte. Abgeschossen von einer Stelle aus, wo nur ein Nationalsozialist gestanden haben kann.

Somit war erwiesen, daß Gatschke von seinen eignen Leuten erschossen worden war. Somit war der Prozeß entschieden. Der Vorsitzende war sofort für Aufhebung der Haftbefehle. Aber der Staatsanwalt beantragte nach alledem die Vereidigung der Nationalsozialisten als Zeugen, er beantragte nach alledem Zuchthausstrafen für die Angeklagten.

Der Prozeß ist erledigt. Aber nicht erledigt ist das Verhalten der Polizei und das Versagen der Staatsanwaltschaft gegenüber den eigentlichen Tätern. Da wurden von den Engelhardts, der Familie des nationalen Steinsetzmeisters, ein Angehöriger des Sturms ganz bestimmt als Schütze bezeichnet. Man verhaftet aber diesen nicht etwa, man sagt ihm: „Kommen Sie später zur Polizei." Er kommt später zur Polizei und kann ein „einwandfreies Alibi" mitbringen, wie es im Protokoll heißt. Das einwandfreie Alibi besteht aus der Behauptung, er sei bei einem Freund gewesen und habe mit einem Polizisten gesprochen, eine Behauptung, die ihm ohne Nachprüfung geglaubt wurde. In der Hauptverhandlung stellt sich heraus, daß er den Namen des Polizisten nicht weiß und sein Freund ist ebenfalls SA-Mann. Das ist das von einem Polizeibeamten beschworene einwandfreie Alibi. Und als die Engelhardts einen zweiten Nationalsozialisten verhaften lassen wollten, wurde ihnen von der Polizei Vorwürfe gemacht und gesagt: „Nanu, das sind Dummejungenstreiche, wenn die Leutchen Arbeit hätten, dann wäre das alles nicht". Die neun Arbeiter aber wurden verhaftet nach höchst zweifelhaften Erkennungszeichen, die zumeist von politischen Gegnern gegeben wurden, und die Kronzeugin gar konnte Arbeiter so ohne weiteres an der Litfaßsäule verhaften lassen. Die Einen schossen bestimmt, die Andern schossen vielleicht, die Einen blieben unbehelligt, wurden Zeugen, die Andern wurden verhaftet und Angeklagte. Noch nie ward so offenkundig mit zweierlei Maß gemessen.

Aber über diesen Einzelfall hinaus stand in diesem Prozeß der friedliebende Bewohner Berlins da und legte Zeugnis ab von dem, was er von den SA-Leuten leidet. Da ist Herr Willmann, Gastwirt, und so sieht er auch aus, nett und füllig und ein bißchen vergrämt, der lieber einen Lotterieverein für sein Lokal gehabt hätte, aber gesehen hat, daß es ohne Partei keine Existenz für sein Lokal gibt. „Da war ich dann ganz froh, als die kommunistischen jungen Leute kamen und für ihre Besprechungen mein Lokal wollten. Ich bin unpolitisch." Und dann sagte er ein europäisches Bürgerwort: „Ich bin grundsätzlich gegen jeden Terrohr!" Aber im März schon wurde ihm ein Pfahl durch die Scheibe geworfen, und er hat keine Anzeige erstattet, weil man ihm gesagt hat, dann würde der Terror nur schlimmer. Aber das nützte ihm gar nichts. Eines Nachts wurde ihm um halb vier Uhr sein Lokal beschossen, und jetzt vor vierzehn Tagen, nach der Schießerei, sind sechs Nationalsozialisten hereingekommen, haben das

Lokal demoliert, alles kurz und klein geschlagen und einen Gast schwer verletzt. „Als die Polizei kam, sind die Nazis davongelaufen, und sie hat keinen mehr erwischt." So geht es zu. Ein Überfall auf ein Lokal — ein Gast schwer verwundet — niemand wird verhaftet — niemand wird bestraft — niemand wird verfolgt. Man weiß es, es ist der Sturm 33, dort in der Röntgenstraße, es ist der Terror. Aber keine Zeitung meldet mehr so etwas, keine Polizei gibt es als Nachricht weiter — es ist der Bürgerkrieg als Gewohnheit. Herr Willmann will Skat spielen und unpolitisch sein, er will eine ruhige Existenz haben und wählte vielleicht vor zwei Jahren Hitler, um eben dieser kleinen ruhigen bürgerlichen Existenz willen, die nun der Terror eben dieser Partei ihm vernichtet. Da ist dann Engelhardt, kein klassischer Augenzeuge, aber ein Zeuge für die Gefühle eines alten und nicht klugen Mannes, der in der Umgebung eines Nazilokals wohnt: „Ich bin immer Regierungsmensch gewesen und habe immer for die Regierung gearbeitet. Ich, ein alter deutschnationaler Steinsetzmeister. Aber", sagt Engelhardt mit Volkes Stimme und erhobenem Finger, „das ist sehr traurig von der Polizei, das wird sich auch noch auswirken. Die Leute schreiben das einfach nicht ein, was man ihnen sagt". Er hat es erlebt, wie Nazis die Leute, harmlose Leute, die an ihrem Lokal vorübergehen, anpöbeln, er hat erlebt, wie sie einen jungen Mann überfielen und zertrampelten, „immer mit die Absätze bearbeitet", im Juni den Arbeiter Kürschner, am 30. Juni den Arbeiter Pachurka, am 17. August den Arbeiter Maschewski, der durch Messerstiche schwer verletzt wurde, am 29. August den Arbeiter Schröder. Engelhardts sahen, wie sie den einen an den Füßen und am Kopf packten und immer gegen die Wand schlugen, noch ist das Blut zu sehen. Und wenn dann die Polizei kommt, dann liegt ein Verwundeter da, und es ist eine Blutlache; es ist kein heimlicher Degenstoß zu Verona, aber die Täter sind nicht zu finden.

So sprachen die Menschen, die Polizei schützt sie nicht, die Staatsanwaltschaft blieb nicht die objektivste Behörde, die sie zu sein hat. Tief fraßen schon fascistische Gedankengänge sich in die Köpfe. Die letzte Instanz, das Gericht, hat nicht versagt. Das ist kaum mehr als ein Zufall. Es traf zusammen eine groteske Anschuldigung, ein wahrheitssuchender Mensch als Richter, dem der heilige Gedanke des gleichen Rechts für alle nicht eine Phrase ist, und leidenschaftliche Anwälte des Rechts. So ging es gut aus. Aber sagen wirs ganz deutlich: die Justiz ging sauber aus diesem Prozeß hervor, weil ein kommunistischer Anwalt sie stützte. Die Wahrung seiner Autorität verdankte der Staat den Ermittlungen einer kommunistischen Organisation.

Wer schützt den Dramatiker? von Arthur Ernst Rutra

Seitdem Werner Ackermann in der ‚Weltbühne' vom 16. Februar seinen dankenswerten Aufsatz über die „Rechte der Bühnenautoren" und die Berufspolitik des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten veröffentlicht hat, hat dieser Verband endlich etwas unternommen. Er hat in seiner Generalversammlung vom 15. Februar eine Resolution zur Bühnenkrise angenommen, deren Kernpunkt lautet: Die Leitungen der meisten deutschen Bühnen seien in Händen ehemaliger Schauspieler, die den Dramatiker vernachlässigen; unter Hinweis auf die historische „Blütezeit" wird verlangt, daß man die Leiter aus dem Stande der Dramatiker und Dramaturgen entnehme. Diese Resolution hat, wo sie veröffentlicht wurde, eine schlechte Presse bekommen. Mit Recht, aber vielfach mit falschen Argumenten, die sich sogar bis zu

einem Loblied auf Reinhardt verstiegen, der als Kronzeuge für vergeistigtes Theater angeführt wurde. Justament er, dem der lebende deutsche Dramatiker nichts, aber gar nichts zu danken hat, der seine „Dichterentdeckungen" immer nach dem Wagnis der andern vollbracht hat, dessen grandioses Theater sich immer mehr als ein Danaergeschenk an das Theater erweist. Diese Resolution hat gründlich danebengehauen und das Wort von den „großen Kinderaugen" verdient, die Diebold, zu Unrecht freilich, den Dramatikern vorwarf. Einige bekannte Dramatiker haben sie ersonnen, Stefan Großmann hat sie besten Willens vorgebracht, denn seine Ausführungen zu ihr waren richtiger und kämpferischer als die Resolution selbst. Das Fazit ist: ein dilettantischer Vorstoß, der von wichtigeren Forderungen ablenkt und die tatsächlichen Verhältnisse überhaupt nicht berührt.

Der Vorstand war nicht imstande, die Antragsteller aufzuklären und der Resolution in der Generalversammlung ein Gesicht zu geben, das den Dramatikern die Blamage erspart hätte, in der Presse eines Bessern belehrt zu werden und von vielen Seiten wieder einmal zu vernehmen, wahrhaft Schuld sei der „Niedergang der dramatischen Produktion". Selbst Herr Herald wagte es, den Dramatikern die Schuld am Zusammenbruch der Reinhardt-Bühnen zuzuschieben, und kein Vorstand der Bühnenschriftsteller empörte sich gegen diese Verleumdung. Der Vorstand hatte und hat freilich andres zu tun: er mußte dafür sorgen, daß in dieser Generalversammlung eine andre Resolution überhaupt nicht diskutiert wurde, die schriftlich beantragt war (von Kurt Heynicke und mir) und die in scharfer Form Forderungen gegen die Verbannung des deutschen Dramatikers von den Bühnen erhob und die Methoden aufzeigte, die allmählich zu seiner Vernichtung führen müssen; er mußte Statutenänderungen vornehmen, die eine Erhöhung der Tantiemenabzüge der Bühnenautoren bestimmen, und er hat einen Teil dieser Erhöhung der offenbar notleidenden Vereinigung der Bühnenverleger zugebilligt, die von den Dramatikern unterstützt werden muß; er mußte einen schriftlich gegen diese Zuerkennung eingebrachten Antrag sabotieren und die Opposition niederkämpfen, die ihn vertreten wollte; und er muß internationale Beziehungen pflegen, während der deutsche Autor zugrunde geht.

Der Verband ist ein Zwangsverband: wer ein Stück geschrieben hat und es aufgeführt sehen will, muß ihm als Mitglied angehören; aber nicht alle Mitglieder haben die gleichen Rechte, wenn auch die gleichen Verpflichtungen. Nur die ordentlichen Mitglieder haben Stimmrecht und können in den Vorstand gewählt werden. Man wird ordentlich, wenn man mit einem Stück in mindestens fünf Städten gespielt worden ist, von denen zwei über zweihunderttausend Einwohner haben müssen; man wird es mitunter auch — nach mündlicher Aufklärung durch den Vorstand — durch einen Gnadenakt früher, wenn man darum ansucht. Aber von dieser Glücksmöglichkeit wissen die wenigsten. Döblin war außerordentliches Mitglied, weil seine „Ehe" bloß in München und Leipzig uraufgeführt wurde. Jakob Wassermann (für seine

„Lukardis") ist es wohl noch, und selbstverständlich sind es alle jüngern und jungen Dramatiker, die man sich auf diese Weise vom Leibe hält. Diese misera plebs darf wohl zahlen wie die andern, muß sich von ihren Tantiemen jetzt schon drei Prozent für den Verband und seine Zentralstelle und nunmehr auch für den Verleger abziehen lassen, der ohnehin zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent der Tantiemen einzieht, und darf nicht einmal Anträge stellen. Ja sie darf auch nicht an einer Generalversammlung teilnehmen, doch drückt der Vorstand gnädig ein Auge zu, wenn sich mal ein paar jüngere Außerordentliche guten Glaubens dahin verirren, und wenn es nicht zu viele sind. Man gibt vor, sich durch dieses „Qualitätsprinzip" gegen das Eindringen der Dilettanten zu schützen; in Wahrheit verschanzt man sich gegen die Jugend, gegen eine ideell kämpferische Verbandspolitik.

Ein Offensivvorstoß im vorigen Jahre führte zur Demission eines der drei Vorsitzenden, des Herrn Doktor Walter Harlan. In einer außerordentlichen Generalversammlung sollte ein neuer Vorsitzender gewählt werden, und Wenzel Goldbaum, der stille, in Generalversammlungen freilich mitunter heftig donnernde Diktator des Verbandes, zugleich sein Syndikus und Schriftführer, hatte der Opposition die Wahl eines aktiven Vertreters der jüngern Dramatiker-Generation zugestanden. Der traurige Zwischenfall, daß Harlan beim Beginn dieser Versammlung jäh einem Herzschlag erlag, hatte natürlich deren Abbruch zur Folge; ihre neuerliche Einberufung glaubte der Vorstand sich nunmehr schenken zu können. Bis heute ist die Vorsitzendenstelle unbesetzt geblieben, die von der Opposition gestellten Satzungsänderungsanträge sind ad acta gelegt.

Als die diesjährige ordentliche Generalversammlung in ihrer Tagesordnung von den Versäumnissen des Vorstandes keine Notiz nahm, habe ich mit Kurt Heynicke die vom Vorstand unterdrückten Anträge neuerlich gestellt und ordnungsgemäß schriftlich eingereicht. Sie wurden auch auf dieser Generalversammlung sabotiert, eine Reihe von Teilnehmern haben mir diese Tatsache in Zuschriften bestätigt. Felix Langer, der sich in der Versammlung bereit erklärt hatte, die Anträge zu vertreten, richtete am nächsten Tage ein Schreiben an den Vorstand, das ich im Auszug darum mitteilen will, weil es die Kampfmethoden dieses Vorstandes beleuchtet:

> ... Ich hatte kaum die ersten Worte gesprochen, als Herr Dr. Wenzel Goldbaum mir mit erprobter Gepflogenheit in die Rede fiel und mit irreführenden Zwischenrufen auch etliche Mitglieder gegen die Verlesung des Antrages Rutra mobilisierte, der bis nun der Versammlung nicht zur Kenntnis gebracht worden war. In dem von Herrn Dr. Goldbaum dirigierten Stimmenwirrwarr wurde die Verlesung unmöglich ... Ich erhebe hiermit Einspruch gegen das wiederholte tumultuarische Eingreifen des Herrn Dr. Goldbaum (auch in frühern Versammlungen), wenn Mitglieder einer Meinung Ausdruck geben, die einen Antrag von einer Seite beleuchtet, die sich mit der Auffassung des Herrn Dr. Goldbaum bzw. des Vorstandes nicht deckt ...

Die Antwort, die Doktor Langer am 5. März auf sein Schreiben erhielt, lautete:

> Sehr geehrter Herr Verbandsgenosse! Wir bestätigen den Eingang Ihres Schreibens vom 16. Februar. Wir haben Ihnen keine be-

sonderen Mitteilungen zu machen. Mit vorzüglicher Hochachtung Dr. Hans Rehfisch m. p. E. Künnecke m. p.

Auf solche Weise unterdrückt der Vorstand jede ihm mißliebige Meinung. Diebolds Dramatiker mit den großen Kinderaugen wären ihm grade recht. Ja, er will keine denkenden Mitglieder, sonst wäre es unmöglich gewesen, daß eine Generalversammlung von Autoren freiwillig einen Teil ihrer Tantiemen der Vereinigung der Bühnenverleger darbringt, die ihrerseits dem Verbande der Bühnenschriftsteller wahrhaftig nichts schenkt, und noch weniger ihren eignen Autoren. In diesem Bündnis mit den Verlegern, das zum Abschluß eines Kartells mit den Bühnenbesitzern geschlossen wurde, liegt der Hauptgrund für die Handlungsunfähigkeit des Vorstands. Der Gedanke, der dahin geführt hat, war richtig, aber durch falsche Taktik ist man dabei in sklavenhafte Abhängigkeit geraten. Man hat eine gemeinsame Zentralabrechnungsstelle geschaffen, die die Abrechnungen der Bühnen kontrolliert. Sie wird vornehmlich aus den Tantiemen der Autoren erhalten. Diese Zentralstelle ist das einzige Aktivum des Verbandes; sie hat, unter der nicht genug anzuerkennenden Leitung von Richard Bars, Fehlabrechnungen auch größter Bühnen festgestellt, die in die Hunderttausende gehen, und es ist ein nicht minder großes Verdienst des Syndikus Goldbaum, daß er durch seine Rechtsarbeit diese Stelle geschaffen hat. Leider ist dieser hervorragende Jurist, der Grundlegendes für den Rechtsschutz des deutschen Schriftstellers geleistet hat, ein schlechter Verbandspolitiker. Er hat den Dramatiker in eine unbedingte Abhängigkeit vom Verleger hineinmanövriert und vermag ihn nicht mehr zu schützen. Er hat die Schiedsgerichte geschaffen. Das sogenannte kleine Schiedsgericht zwischen Autor und Verlegern hat wenig zu tun, weil die Verträge alle Vollmachten in die Hand der Bühnenverleger geben. Sie haben Generalvollmacht über die Verfügung der Stücke, verzichten nach Gutdünken auf Konventionalstrafe, tauschen Stücke gegen andre aus und treten von Verträgen zurück; dazu kommen die Belastungen der Autoren mit unkontrollierbaren Spesen, die von den meisten Verlegern erhoben werden. Nicht genug, daß man sich Vorschüsse verzinsen läßt, man belastet den Autor mit allen erdenklichen Propagandaunkosten, wie Rundschreiben, Werbebriefe, Sonderprospekte, Ankündigungen in Verlegerzeitschriften, die wie Inserate berechnet werden; man läßt ihn die Vervielfältigung der Bühnenmanuskripte bezahlen. Der vierte oder fünfte Teil der Tantiemen, den der Verleger außerdem bekommt, erscheint bereits als eine besondere Gratifikation für seine Leistung. Ich kenne Autoren, die davor bangen, wenn ein Verleger besondere Propaganda zu machen beginnt; der Verleger sagt, es rentiere sich. Das gilt für die großen Serienannahmen und -aufführungen, für die großen Tantiemenernter. Der jüngere oder seltener gespielte Dramatiker gerät in immer tiefere Verschuldung. Der Verband der Bühnenschriftsteller kennt diese Mißstände, im Privatgespräch stimmen die Herren des Vorstands zu, aber sie zucken die Achseln; und es bleibt alles beim alten. Aus diesem Grunde wenden sich die Dramatiker immer mehr

an den Schutzverband Deutscher Schriftsteller um Rat und Hilfe gegen die Verleger.

Warum es der Verband mit den Verlegern nicht verderben will? Sie sind seine Partner im großen Schiedsgericht gegen die Bühnen. Dieses Schiedsgericht hat seine Verdienste; es hat auch seine — viele meinen es — größern „Schönheitsfehler". Seit vielen Jahren tagt es immer in der gleichen Besetzung, sein Vorsitzender, aber auch die Beisitzer von beiden Seiten wechseln nie. Die Tendenz läuft im wesentlichen stets auf einen Vergleich hinaus. Die keineswegs bescheidenen Kosten trägt, wenn nicht in Ausnahmefällen ein Aufsichtsrat die Prozeßführung durch die Zentralstelle beschließt, der Autor. In einer einfachen Feststellungsklage gegen einen Verleger mußte ein solcher Unglücklicher an tausend Mark Kosten bezahlen.

Der Vorstand, der nach Schuldigen zu suchen beginnt und den Blick treuherzig von sich wegwendet, hat plötzlich die bösen Schauspieler-Intendanten entdeckt. Er weiß sehr gut, daß er mit weit größerer Berechtigung von einer Krise der Dramaturgie hätte sprechen können, von der Isoliertheit und Ratlosigkeit der Dramaturgen, denen jede Entdeckerfreude genommen wird oder fehlt. Auch die willigsten — sie sind in der Überzahl — sind nahezu machtlos, aber es gibt auch unwillige und um ihre eignen Interessen besorgte, die Schaden stiften. Gelangen Stücke, selbst angenommene, erst dann zur Aufführung, wenn sich ihr Autor zu „notwendigen" Änderungen unter Heranziehung und materieller Beteiligung des Dramaturgen entschließt, schreitet der Verband nicht dagegen ein. In einem bestimmten Falle wurde ein Dramaturg einer der größten Bühnen auf Verlangen eines Verlegers sofort entlassen. Doch gibt es Fälle, die weniger bösartig enden. Der Verband der Bühnenschriftsteller hat für sie kein Organ. Gewiß nicht, denn er übersieht auch die Fälle, in denen Mitglieder die eignen Kartellbestimmungen verletzen und in mehr oder minder verschleierter Form ihre Tantiemenansprüche indirekt ermäßigen, um eine Annahme zu erwirken oder durch Beteiligung an Schauspielergagen, an der Reklame etcetera dem Bühnenleiter Annahme und Erfolg zu erleichtern. Ein aufmerksamer Vorstand fände leicht Kollegen, die ihm erzählen können, wie so etwas gemacht wird. Aber man will nicht sehen, und genau so blind stellt man sich gegen die Krise. Sonst müßte man sagen: der berüchtigte „Niedergang" ist darauf zurückzuführen, daß die Bühnenleiter den Dramatiker nicht ermuntern; daß sie ihn von der Bühne selbst, also von seinem Leben, abschneiden; daß sie den Anspruch des Schaffenden auf Gehör negieren und keine Verpflichtung kennen, den Dichter und sein Werk zu fördern; daß sie Provinz-Uraufführungen — auch erfolgreiche, geschweige denn umstrittene — nicht, wie es sein müßte, nachspielen, weil sie außerhalb der Kasse meist auf äußern Aufputz des Spielplans bedacht sind. Doch sind dies alles bereits ideelle Forderungen, die dem Verbande deutscher Bühnenschriftsteller Hekuba sind.

Wer schützt den Dramatiker? Sein eigner Verband tut es nicht. Sein Vorstand hält Sitzungen ab und zahlt den Teil-

nehmern zwanzig Mark für jede Verbandssitzung, obwohl in den Statuten nichts davon steht. Um die ideelle Standespolitik kümmert sich der Verband nur wenig. Er wahrt, durch die Zentralstelle, die materiellen Rechte seiner Mitglieder; aber das tut ein Mann allein, Richard Bars, und er tut es gut und verdient sein goldnes Ruhmesblatt. Ein Vorstand von siebenundzwanzig Köpfen ist also dazu nicht nötig. Lauter ehrenwerte, in der Standespolitik leider mutlose Männer. Was tut dieser Vorstand? Es sei einmal mit aller Kraßheit gesagt: er schützt, wenn auch ohne es zu wollen, die Konfektion, nicht aber die Qualität; er wahrt scheinbar das Prinzip der Qualität und entrechtet die Qualität in Wahrheit; er tut zweifellos auch manches Gute im Stillen und hat für materielle Beihilfen und Prozesse für bedürftige Verbandsmitglieder in seinem letzten Kassenbericht den Aufwand von 1061 Mark verbucht. Ganz besonders aber pflegt er die internationalen Beziehungen. Auch dafür werden die Aufwendungen verbucht: 3925 Mark wurden als Jahresbeitrag für die Confédération gezahlt und 3846,52 Mark haben die Kongreßreisen der Vorstandsdelegierten nach Rom und London gekostet. Auch das ist sicher verdienstvoll. Der deutsche Dramatiker wird wohl sehr bald im Ausland wunderbar geschützt sein, wenn er auch in Deutschland zugrunde geht. Hoffen wir, daß er, der wirkliche Dramatiker, und nicht der Konfektionär, dank seinem Verband, im Ausland wenigstens aufgeführt wird, wenn die deutschen Bühnen aufgehört haben, ihn zu spielen.

Friedrich vergewaltigt Barberina

von Werner Hegemann

Erfreulicherweise kommt der Protest gegen den Fridericus-Kitsch endlich auch von rechts. Über den Film „Die Tänzerin von Sanssouci" (Barberina war übrigens niemals in Sanssouci) schrieb der ‚Angriff' (19. 9. 32):

> Dieser Film ist so schlecht, so plump und ungekonnt, daß es sich nicht verlohnte, auch nur ein Wort darüber zu verlieren, wenn es hier nicht darum ginge, wieder einmal festzunageln, wie systematisch das gesunde Gefühl des Volkes gewaltsam verschüttet wird ... Das Volk wird so eingeschätzt, wie es nicht eingeschätzt werden darf: als dumme Masse, die auf jeden Schwindel hereinfällt ... Verantwortungsbewußte Männer hätten nicht anders gekonnt, als den König zu zeigen, wie er handelte und kämpfte in den Jahren der Not, wie er für sein Volk lebte ..., wie er mit dem Krückstock dazwischenfuhr, wie er der erste Diener seines Staates war.

Als „verantwortungsbewußter Mann" muß ich der Einladung des ‚Angriffs' und der ‚Weltbühne' folgen und „zeigen, wie der König handelte". Alle folgenden Angaben sind von den amtlichen Verteidigern Friedrichs II. als archivalisch richtig und nachweisbar zugestanden worden.

Die hochgewachsene Barberina Campanini (geboren 1721) war von Gott mit den besten Tänzertugenden: Anmut, Kraft, Leichtigkeit und hoher Schönheit, begnadet. Ihre früh auffallenden muskulösen Beine befähigten sie zu erstaunlich hohen Sprüngen. Mit diesen „Capriolen" verschaffte sie der italie-

nischen Tanzkunst auf der pariser Bühne seit 1739 einen durchschlagenden Sieg über den ruhigeren französischen Tanz. Fast gleichzeitig mit ihrem Weltruhm erwachte der Schlachtenruhm Friedrichs „des Großen", der 1740 im Bunde mit Frankreich plötzlich den deutschen Bürgerkrieg entfachte. Sein ererbtes, mit beispielloser Grausamkeit gezüchtigtes und skrupellos eingesetztes Heer wurde sofort von allen Großmächten als neuer Machtfaktor ersten Ranges erkannt, und deshalb umbuhlte man Friedrichs Freundschaft. Sein Abenteuer mit Barberina beginnt gleich nach der triumphalen Beendigung seines ersten schlesischen Raubkrieges. Die andern Mächte kämpften weiter. Der Sieg hing davon ab, ob Friedrich künftig neutral bleiben oder wenigstens nicht zum zweitenmal zum Bürgerkrieg und zum Kampf gegen das deutsche Kaiserhaus bereit sein würde. In diese welthistorische Entscheidung sollte das Schicksal einer großen Künstlerin hineingemahlen werden. Aber sie wußte sich zu helfen.

Barberina hatte von 1739 bis 1743 wachsende Triumphe in Paris und London gefeiert; die Zahl ihrer Liebhaber, Fürsten und Lords, war unbegrenzt. Dem eifersüchtigen Prinzen von Carignan ließ sie sagen, „für hunderttausend Franken würde sie ihm noch nicht einmal ihre Hände zum Küssen geben". Aber für Friedrich den Großen — er war neun Jahre älter und körperlich kleiner als Barberina — war kein Stern zu hoch oder zu teuer. Er verlangte „Kapriolenmacher" aus Paris. Während er durch seinen Gesandten mit Barberina verhandelte, reiste die Tänzerin nach Venedig zum Carneval und zu neuen Erfolgen. Dort ließ Friedrich weiter in sie dringen und erfuhr, daß sie „ziemlich geneigt" sei, für dreitausend Taler jährlich, freie Wohnung, Reisekosten und „große" sowie „kleine Kleidung" nach Berlin zu kommen. (Der Film behauptet, der König habe mit Grazie achttausend Taler genehmigt.) Aber der König weigert sich schroff, dreitausend Taler zu bezahlen; begreiflicherweise, ist doch später die berliner Berufung des großen Winckelmann, eines Gelehrten von Weltruf, daran gescheitert, daß Winckelmann zweitausend Taler forderte und der König nur tausend geben wollte. Auch der Barberina wollte Friedrich nur zweitausend Taler im Jahre zugestehen. Doch hoffte er die Tänzerin dadurch zu ködern und dauernd an sich zu fesseln, daß er ihr diese Summe auf Lebenszeit versprach. Barberina wollte nichts davon hören. Obgleich aber Friedrich ihre Forderung nicht angenommen hatte, ließ er durch seinen Unterhändler behaupten, die Tänzerin sei ihm schon verpflichtet, und versuchte „die Barberina durch den Senat von Venedig zu zwingen, ihre Verpflichtungen zu erfüllen". Nun begann ein endloses Hin und Her zwischen Venedig und Berlin, wobei der König mit all den macchiavellistischen Tücken zu arbeiten anfing, mit denen er später auch Voltaire nach Berlin gelockt hat und mit denen er sich gleichzeitig in der hohen Politik berühmt machte. Das Engagement einer Tänzerin für das noch nicht fertig gebaute riesige berliner Opernhaus hatte längst aufgehört, eine civiler Moral unterworfene Angelegenheit zu sein. Statt dessen wurden die Gesandten von Oesterreich, Frankreich, Spanien und England in

Venedig mobil gemacht, die es mit dem großen König nicht verderben durften. Sein im Hinterhalt lauerndes Heer sollte bald entscheiden, ob Elsaß-Lothringen wieder deutsch werden oder französisch bleiben mußte, ob der deutsche Kaiser oder der König von Frankreich oder von England die Welt beherrschen würde.

Während der große König, um die Barberina zu gewinnen, alle Register der hohen Politik in Venedig spielen ließ, legte ihr der junge Lord Stuart de Mackenzie, Mitglied des englischen Parlaments, sein Herz und sein Vermögen zu Füßen. Er wollte sie heiraten. Sie sollte nicht mehr auf die Bühne gehen. Er liebte sie leidenschaftlich. In seinen herzzerreißenden Briefen aus der spätern Zeit redete er sie an „My ever dearest Wife, my lovely sweet Babby". Es ist unmöglich, sich aus dem Netz von Intrigen herauszufinden, das Friedrich in Venedig um Babby spann. Seine Unterhändler behaupteten, sie liebe den Lord nicht sondern wünsche gewaltsam entführt zu werden — nach Berlin!

Der Doge von Venedig, von den Gesandten aller Großmächte bestürmt, ließ die Tänzerin öffentlich mit Verbannung bedrohen und förderte heimlich den Plan der Vermählung mit Mackenzie. Der Doge rechnete damit, daß Friedrich es nicht wagen würde, sich an der Frau eines Engländers zu vergreifen. Friedrich drohte, den auf der Durchreise in Preußen erwarteten venezianischen Gesandten Capello zu verhaften, was wichtige diplomatische Verhandlungen der Venezianer zu schädigen drohte. Der preußische Unterhändler mietete eine Horde von zwölf „Bravi", um Barberinas Flucht mit Mackenzie zu verhindern. Der venezianische Senat kam ihm zu Hilfe und ließ Barberina nach ihrem Bühnentriumph am Sonntag, dem 16. Februar 1744, abends verhaften. Ihr venezianischer Bühnenvertrag lief nur noch zwei Tage, bis zum Faschings-Dienstag und Fastenbeginn. Ihr Fehlen auf der Bühne während der beiden Gipfeltage des Carnevals wurde zum Stadtgespräch von Venedig und galt als Triumph Friedrichs, der „den Donner seiner mächtigen Stimme hatte grollen lassen" und bald Mittel fand, „wie man diese Kreatur sicher kommen lassen könne".

Nachdem einmal der Künstlerin der Schutz des venezianischen Senats entzogen war, hatte Friedrich leichte Arbeit. Die zwangsweise Einfuhr vergewaltigter Menschen war seit dreißig Jahren zum einzigen blühenden Handelszweig Preußens entwickelt worden. Von den Landstraßen in aller Herren Länder, aus friedlichen Dörfern, Universitäten, ja Klöstern raubten preußische Werber Rekruten zusammen und transportierten sie auf wohlorganisierten Bahnen mit Gewalt bis an die preußische Grenze. Als der preußische Barberina-Transport im österreichischen Görz auf den vorausgeeilten Lord Mackenzie stieß, durfte Barberina nicht mit ihm sprechen. Der preußische Gefangenen-Spediteur veranlaßte den österreichischen Platzkommandanten, die Pferde des Engländers wegzunehmen. Dem Lord wurde das schriftliche Versprechen abgezwungen, sich künftighin nicht mehr einzumischen.

Schluß folgt

Vom Tragischen von Rudolf Arnheim

Der Volksmund ist schnell dabei, von einem „tragischen" Ereignis zu sprechen, wenn nur irgendwo Blut geflossen ist und Menschen auf schreckliche Weise ums Leben gekommen sind. Aber auch wer fühlt, daß Trauriges noch lange nicht immer Tragisches sei, wird das Schicksal des jungen polnischen Fliegers, der, neulich, vierzehn Tage nach seinem Sieg im Europarundflug abstürzte, unmittelbar als tragisch empfunden haben.

Was damit gemeint sein soll, ist nicht ohne weiteres klar. Will man sagen, ein solches Geschehnis ähnle der Handlung eines Dramas oder eines Romans? Kaum, denn die Begebenheit, so wie sie da ist, könnte einem Dichter nicht zum Vorwurf dienen, weil ihr das wichtigste Erfordernis, der seelische Konflikt, fehlt, der in jedem landläufigen Kinostoff — ein Mann erschießt aus Eifersucht seinen Freund — ohne weiteres enthalten ist (wie denn auch die Lokalchronisten, wenn so etwas in der Wirklichkeit geschieht, von einem „Drama" zu reden pflegen). Gewiß wäre es leicht, einen solchen Konflikt in den Vorgang hineinzulegen... wenn etwa der Dichter beschriebe, wie der Flieger im Übermut des Sieges sich an einen tollkühnen, gotteslästerlichen Flug gewagt und dabei umgekommen sei. Der todbringende Gewittersturm träte dann der Hybris des Himmelsstürmers als Rächer entgegen, ähnlich wie im Märchen vom Fischer und seiner Frau ein zürnender Orkan sich gegen den nimmersatten Ehrgeiz der Fischersfrau erhebt. Ja, der Sturm könnte, wie etwa in Brechts Ballade vom Lindberghflug, als Sprecher auftreten und zum dramatischen Gegenspieler des Fliegers werden. Gerade indem sie solche Motive hineinarbeiten, pflegen sich ja Dichter wahrer Begebenheiten zu bedienen.

Keinerlei faustischer Himmelssturm dieser Art jedoch wurde uns von dem jungen Flieger berichtet. Kein sachlicher Zusammenhang verbindet das Glück des einen Sonntags mit dem Unglück des andern. Keine innere oder äußere Notwendigkeit forderte, soweit wir wissen, den Unfall. Und dennoch, und wahrscheinlich grade deswegen, griff uns die besondre Tragik des Ereignisses sofort ans Herz.

Was für eine seltsame Tragik aber ist das, die dem Zufall eine tragende Rolle zugesteht. Eine Rolle, die ihm die Ästhetik durchaus verweigert. Wird nicht der Zufall in dramatischen oder epischen Erzählungen verpönt und verhöhnt? Gilt nicht der Deus wie der Diabolus ex machina als kindlich? Hat nicht der Künstler vor allem glaubhaft zu machen, daß die Lösung, die er herbeiführt — sei sie eine schlimme oder eine glückliche —, unvermeidbar sei. Wird die Lösung nicht erst dann dramatisch, im Gegensatz zu dem Ziegelstein, der unversehens vom Dach fällt?

Wissenschaftler pflegen, wenn sie das Wesen eines Gegenstandes erforschen wollen, die Bedingungen seines Auftretens experimentell zu variieren. Versuchen wir dies, im Gedankenexperiment, auch für unsern Fall, so zeigt sich: Weniger tragisch erschiene uns der Vorgang, wenn der Flieger kurz nach

seinem Siege an einer Krankheit gestorben wäre; und untragisch, wenn der Unfall erst nach langer Zeit, nach Jahren, geschehen wäre. Daß der Sturz unmittelbar auf den Sieg folgte, bei derselben Beschäftigung, am selben Wochentage, im selben Flugzeug und mit demselben Begleiter — das erst bringt die entsetzliche Pointe. Die noch verschärft würde, wenn der Flieger nicht in Böhmen sondern zufällig über Berlin abgestürzt wäre, über eben der Stadt, die der Schauplatz seines Ruhmes gewesen ist.

Je gleichartiger also die Bedingungen sind, unter denen die beiden gegensätzlichen Ereignisse auftreten, und je näher diese aneinander gerückt sind, um so ausgeprägter tragisch wird der Eindruck. Und hierin finden wir nun die Auswirkung eines der grundsätzlichsten Kunstgesetze wieder. Neulich zeigte mir der russische Filmregisseur Eisenstein ein Photo aus seinem neuen Mexiko-Film. Man sah darauf eine steinalte Mexikanerin und ihre kleine Enkelin nebeneinandergehen, jede hielt mit der gleichen Armbewegung einen großen Tonkrug auf dem Kopf. Eisenstein erklärte mir, wie grade durch die Gleichartigkeit der Haltung und der Beschäftigung der Alterskontrast zwischen den beiden Frauen besonders akzentuiert würde. Das gleiche Prinzip, wie man sieht! Ein Prinzip übrigens, für das sich ebenso leicht Beispiele aus der Architektur oder der Musik beibringen lassen. Indem nämlich das Kontrastierende, hier Alter und Jugend, dort Glück und Unglück, hart aneinandergerückt wird, hier räumlich, dort nur zeitlich, und indem außer dem einen großen Unterschied sonst lauter Gleichheit herrscht, werden die beiden gegensätzlichen Motive sozusagen auf den gleichen Nenner gebracht, was den Vergleich, die Assoziationsbrücke förmlich erzwingt. Mit solchen Mitteln lenkt der Künstler, lenkt die durch einen Zufall zur Künstlerin gewordene Natur, den Blick, der sonst im Bereich der rohen Anschauung ungeleitet umherirrte, mit Sicherheit auf das Kernmotiv des Vorgangs. Schon an sich sind mit Greisentum und Kindesalter, mit Europasieg und Todessturz die denkbar schärfsten Gegensätze gewählt, aber sie werden noch überspitzt durch die provokante Art, mit der sie auf die gleiche Ebene gesetzt sind.

Die Nachricht vom Tode irgend eines Menschen wird uns wenig erregen. Aber schon sowie es sich um einen jungen Menschen handelt, erhält das Ereignis den Ton des Tragischen, weil hier eine besondre Bindung ans Leben der Trennung vom Leben kontrapunktisch gegenübersteht. So wirkte der Untergang der „Niobe", wennschon es sich um einen reinen Unfall handelte, tragisch, weil die Besatzung aus Jünglingen bestand. Ein Mord muß an sich nicht tragisch sein. Fällt aber ein Geizhals einem Raubmord zum Opfer, eine Bahnhofsmissionarin einem Lustmord, so hat das eine Tragik, die hier einen Beigeschmack von entsetzlicher Komik deutlich mit sich führt. Erschießt jemand aus Versehen seinen besten Freund, so wird das Minuszeichen zwischen den beiden Menschen eindringlicher durch das Pluszeichen, das gleichfalls zwischen ihnen steht. Immer verstärkt die Bindung als Gegenkraft die Trennung, die Ähnlichkeit den Gegensatz. Dies ist ein wichtiges

Mittel der Formgebung, der Komposition. Es wird auch für Witze verwertet, findet es sich aber auf Trauriges angewendet, so sprechen wir von Tragik. Diese Tragik ist ganz undramatisch, gemäldehaft, denn sie zeigt keine Entwicklung auf sondern Zuständliches, kein Geschehen sondern ein Sein. Es ist ein Unterschied wie zwischen elektrischer Spannung und elektrischem Strom. Das schmerzhafte Nebeneinander der Gegensätze in unsrer Welt wird unter extrem zugespitzten, klaren Bedingungen vorgeführt, und gerade diese Stilisierung sichert dem Einzelfall die allgemeine Aufmerksamkeit.

Nur höchst selten, nur durch blinden Zufall geschieht einmal in der Wirklichkeit, was der Künstler, bewußt oder unbewußt, erfindet, um sein Thema eindeutig und rein herauszuarbeiten. Grade das Wunder dieses Zufalls aber ist es dann, was so verblüffend und erschreckend wirkt. So schafft die Natur Kunst auf einem Gebiet, das sich der Gestaltung durch menschliche Künstler gänzlich entzieht; denn während der Künstler sich bemühen muß, das Zusammentreffen überraschender, eindrucksvoller Bedingungen als notwendig und sachlich gefordert zu beschreiben, weil der Onkel aus Amerika und der plötzliche Blitzstrahl vom Himmel komisch wirken, gibt es in der Wirklichkeit eine Autorität des bloßen Seins. Grade daß es so unwahrscheinlich wirkt, wie sich Nichtzusammengehöriges plötzlich und zufällig in einen kunstvoll geklärten Sinnzusammenhang fügt, grade dies macht das Schlagende eines solchen Ereignisses aus.

Wie leben die armen Leute im Film?

von Alfred Polgar

Darüber unterrichtet eine witzige Filmkomödie, die jetzt, von professionellen Lieblingen gespielt, in einem der großen Ufa-Theater Berlins vielen Besuchern Freude macht.

Wir lernen da, daß die armen Leute im Film, außer wenn Liebeskummer ihr Herz beschwert, immer bei Humor sind. Mit gutem Grund. Sie haben Beschäftigung und Zeit und diese ad libitum auch während jener. Ihre Arbeit, die ihnen zum Vergnügen gereicht, scheint ein leichtes, lockeres Spiel; man hat den Eindruck, sie ist es, welche die muntern Reden begleitet, und nicht umgekehrt. Die armen Leute im Film strahlen Zufriedenheit aus. Selbst ein so ganz armer Mensch wie der in jenem Kinowerk „Vogelscheuche" geheißene und als solche auch angetane Habegarnichts liegt gut und weich in seiner prekären Lage, und seine philosophische Ausgeglichenheit sticht angenehm ab von der sonst im Leben manchmal zu beobachtenden Unruhe der Besitzlosen. Interessant an dieser Figur ist übrigens, daß ausgerechnet auf ihrer Schulter gern ein lebender Rabe, es kann auch eine Krähe sein, Platz nimmt; wir haben da also die wunderliche Erscheinung einer für Vögel attraktiven Vogelscheuche.

Die armen Leute im Film sind bildhübsch, propre, gepflegt, sozusagen wohlriechend für das Auge, sie entbehren sehr chic, und ihre Dürftigkeit hat etwas bezwingend Elegantes. Ihre billigen Anzüge stammen gewiß von einem teuren Schneider

(der allerdings für so tadellose Figuren wie die der armen Leute im Film leicht arbeiten hat), und überhaupt kleidet sie der Mangel höchst vorteilhaft. Es ist nun einmal so, daß der Film, wenn er sich zur niedrigen, groben Wirklichkeit hinabläßt, diese doch unwillkürlich in seine feine Sphäre hinaufhebt. Er kann machen, was er will: jede Gesellschaft, die er anrührt, wird gute Gesellschaft. Die armen Schlucker, die der Film darben heißt, tun dies in der Haltung von Herren, welche die Not als Sport betreiben, die armen Leute sind Prinzen ihrer Armut, die Hungerleider haben das Air und Auftreten von Generaldirektoren der Hungerleiderei. Wie wohnen die armen Leute im Film? Auf grüner Wiese, in improvisierten luftigen, blumenumrankten Quartieren, welche, die fröhliche Gemütsart der Insassen spiegelnd, mit In- und Aufschriften ihre Ärmlichkeit ironisieren. Wie wohnt sich's aber da, wenn es regnet, oder im Winter? Die Frage geht verloren, denn die armen Leute im Film sind aus der Sonne, wie diese aus ihnen, nicht wegzudenken, das Klima paßt sich ihren Bedürfnissen, beziehungsweise ihren Möglichkeiten zu deren Befriedigung, zartfühlend an, und der Himmel, im übertragenen wie im metereologischen Sinn, hält immerblau zu ihnen.

Was aber die armen Leute im Film vor denen im Leben besonders voraus haben, ist dieses: sie kommen überall hin und durch, wohin und wodurch sie kommen wollen. Verschlossene Türen halten sie nicht auf, Portiers, Diener, Sekretäre sind ohnmächtig gegen den Elan, mit dem die armen Leute im Film über ihren Widerstand hinwegstürmen. So triumphieren sie letzten happy Endes über alle Anstrengungen der Reichen und Mächtigen, sich ihrer zu erwehren: denn der Filmgott, der seine Kreaturen liebt, hat auch die geringsten unter ihnen gesegnet mit der Gabe der Unhinauswerfbarkeit.

Das Rosenwunder von Lisieux von Walter Mehring

Lisieux,
du Stadt von Normannenart
Altgebeizter Gassen —
Zur Wirtschaftsmesse, zur Pilgerfahrt
Strömen die gläubigen Massen.
Hier feilscht man nützlich-eitlen Tand:
Traktoren, Kochherde, Nähmaschinen.
Doch wer da säet, um zu verdienen,
Wird ernten Nichts — denn Schimpf und Schand!
Wollt ihr, daß diese Welt genese,
Dann gebt die Ehre Gott in der Höh
Und der
Heiligen Therese
Von Lisieux!

Therese,
Kind von Normannenart,
Aus Spießertum geboren,
So glaubensstark, so körperzart
Zu ewigem Ruhme erkoren!
Noch mancher, der sie leibhaft sah,
Schleppt heut die Last von Zeit und Laster
Gaßauf, gaßab das harte Pflaster
Von Schnaps zu Schnaps dem Himmel nah.

Daß man den Armen auserlese,
Gibt er die Ehre Gott in der Höh
Und der
Heiligen Therese
Von Lisieux!

Sie fand diese Erde so freudenleer
So starb sie sonder Makel.
Den Himmel und sieben Folianten schwer
Füllen heut ihre Mirakel.
Hat sich in Demut ganz verzehrt,
Nun streut sie aus der Fülle Rosen,
Heilt Ketzerei, Tuberkulosen,
Hat selbst Doktoren schon bekehrt.
Auch Eskimo, Mohr und Chinese
Gaben die Ehre Gott in der Höh
Und der
Heiligen Therese
Von Lisieux!

Es saßen im Urwald vom Senegal
Verzweifelnde Missionare —
Sie riefen zu Gott, zu den Heiligen all:
Hilf uns zu unserm Altare!
Und horch! Als Tag und Mut schon schwand,
Da klopft es dreimal an die Planken.
Ein Eilbrief mit eintausend Franken
Fiel ihnen zu von Ungenannt.
Kein Zweifel blieb und keine These!
Sie gaben die Ehre Gott in der Höh
Und der
Heiligen Therese
Von Lisieux!

„Rett uns, Therese
vom jüngsten Gericht
Der Bolschewistenplage!"
Wer diese Fürbitt mit Inbrunst spricht,
Findt Ablaß für dreihundert Tage!
Ihr ward zuteil das Patronat,
Vom Klassenkampf uns zu entgiften.
Man kann ihr auch Glühbirnen stiften.
Daß nicht die Kirche, nicht der Staat
Am Mehrwert unsrer Schuld verwese:
Gebet die Ehre Gott in der Höh
Und der
Heiligen Therese
Von Lisieux!

Lisieux,
du Stadt von Normannenart,
Herzlich tut dich erfreuen,
Wenn Wirtschaftsmesse und Pilgerfahrt
Profite und Rosen dir streuen!
Feilscht ihr um Geld, um Korn, um Flachs:
Ach, wie vergänglich scheint der Handel!
Seht hier Theresens Lebenswandel
Naturtreu nachgeformt in Wachs!
Daß diese Welt vom Geld genese:
Gebet die Ehre Gott in der Höh
Und der
Heiligen Therese
Von Lisieux!

Amok-Lauf von Bernhard Citron

Das blinde Wüten der großen Kreditkrise, die am 13. Juli 1931 ihren Höhepunkt erreichte und deren Folgen heute noch immer nicht beseitigt sind, erinnert an die Taten jener furchtbaren Amok-Läufer, die jeden, der ihnen in den Weg kommt, niederstechen. Nicht nur die besonders leichtsinnigen sondern auch viele andre Betriebe, die sich nicht ängstlich vom breiten Markt zurückgezogen hatten, sind von dem Krisen-Wahnsinn betroffen worden. Noch immer müssen an dem schwer verletzten Körper unsrer Wirtschaft Operationen vorgenommen werden, um den im Jahre 1931 erlittenen Schaden einigermaßen wieder gut zu machen. Die Entscheidung darüber, welche Glieder der Wirtschaft in diese schmerzhafte Behandlung einbezogen werden sollen, ist heute wieder akut geworden. Die Sanierung der Banken, die im Frühjahr nur einen vorläufigen Abschluß gefunden hatte, muß solange unvollendet bleiben, bis die Sanierung der Bankenschuldner durchgeführt sein wird. Zu diesem Zwecke war es erforderlich, erstens einem Teil der Schuldner selbst zu helfen und zweitens den Banken Gelegenheit zu geben, die eingefrorenen Debitoren allmählich wieder aufzutauen. Auf dem ersten Wege kam die Staatshilfe für die Reedereien und die Montanindustrie zustande, auf dem zweiten Wege will man besondere Abwicklungsstellen errichten.

Die Namen der beiden ins Leben zu rufenden Stellen haben bereits Widerspruch in den beteiligten Kreisen erregt. Über die „Ifi" (Industrie-Finanzierungs-AG) haben sich die Industriellen beschwert, da sie nicht den Anschein erwecken wollen, als handle es sich bei dieser zugunsten der Banken vorgenommenen Maßnahme um eine Finanzierung der Industrie. Die „Amok" (Amortisations-Kasse) wird nicht nur wegen ihres ominösen Namens sondern auch aus sachlichen Gründen von den Banken ebenso wie von der Industrie abgelehnt. Die Bedeutung der beiden Institute, die auf einen Plan des frühern Staatssekretärs im Reichswirtschaftsministerium Trendelenburg zurückzuführen sind, läßt sich mit wenigen Worten definieren. Die Ifi soll schwer realisierbare Aktienbestände und die Amok eingefrorene Debitoren von den Banken übernehmen. Voraussetzung ist, daß es sich bei den Aktien nicht um Nonvaleurs sondern um Papiere handelt, deren Markt lediglich durch die allgemeine Börsenlage ungünstig beeinflußt wird. Auch die eingefrorenen Debitoren dürfen höchstens faul, aber nicht oberfaul sein, das heißt mit einer spätern Rückzahlung der Schulden soll eigentlich gerechnet werden können. Die Grenzen zwischen Debitoren und Beteiligungen sind bei den Banken dadurch etwas verwischt worden, daß eingefrorene Debitoren vielfach in Beteiligungen an den schuldnerischen Unternehmungen umgewandelt worden sind. So darf man sagen, daß beide Institute im wesentlichen der Auftauung früherer Kredite dienen sollen. Es ist begreiflich, daß einzelne Banken, die von den bereits bestehenden Hilfskonstruktionen wie Akzept- und Garantie-Bank keinen Gebrauch gemacht haben, eine Beteiligung an dem neuen Institut ablehnen möchten. Der

Wille zur Solidarität, der in den Tagen der akuten Krisengefahr nicht bestanden hat, dürfte schwer in einer Zeit aufzubringen sein, die jedes Unternehmen zur langsamen Befreiung von den Fesseln der Krise benutzen will. Was von dem Verhältnis der Banken untereinander gilt, trifft auch für die Haltung der Industrie zu jenen Fragen zu. Wenige Tage vor der Schalterschließung der Darmstädter und Nationalbank hatte man den untauglichen Versuch unternommen, durch eine gemeinsame Garantie der größten deutschen Unternehmungen die drohende Kreditkrise abzuwenden. Später fand diese ad hoc geschaffene Garantie bei der Umlagerung von Stillhaltekrediten Verwendung. Da ein Teil dieser Garantie demnächst auch erlischt — falls die am 1. April 1933 fällige Stillhalterate zurückgezahlt werden kann —, soll die Industriegarantie zum dritten Male, und zwar für die Bildung eines Garantiefonds bei der Amortisationskasse verwandt werden. Es besteht nämlich die Gefahr, daß ein nicht geringer Teil der in die Amortisationskasse eingebrachten Debitoren für immer unbezahlt bleiben wird. Auch jene Institute, die von Hilfskonstruktionen Gebrauch gemacht haben, scheinen in der Amok keine sehr erfreuliche Lösung zu erblicken. Von Bedeutung werden Ifi und Amok möglicherweise für einige größere Bankgeschäfte sein, deren Liquidität durch eingefrorene Industriebeteiligungen und -kredite beschränkt ist. Für die Mehrzahl der Banken ist aber nicht die Liquidität sondern die Rentabilität die eigentliche Frage. Zur Wiederherstellung der Rentabilität sind aber Hilfskassen keine geeigneten Mittel. Man hält die augenblickliche Lage der Schuldner und damit auch der Banken für unnormal, so daß durch eine solche Institution leicht ein Zustand verewigt werden könnte, den nur die hinter uns liegende Kreditkrise bedingt hat.

Ähnliche Gedankengänge finden sich in den Diskussionen über die Frage der Industriesanierungen. Auch hier scheut man, Glieder zu amputieren, die bei dem Amok-Lauf der Krise verletzt worden sind. Man möchte erst die Erfolge der natürlichen Heilung abwarten, ehe man die Gesellschaften durch scharfe Kapitalzusammenlegungen saniert. Am dringendsten ist die Entscheidung hierüber beim Gelsenkirchen-Konzern. Ob das Reich die Majoritäts-Pakete der Gelsenkirchen-AG übernehmen sollte, war seinerzeit sehr umstritten. Besonders der Reichswirtschaftsminister Warmbold, der bereits dem Kabinett Brüning angehört hat, behauptete, daß er von vornherein gegen diesen Plan eingenommen war. Heute scheint Herr Warmbold, dessen Ministerium in dieser zum Finanzressort gehörenden Frage nicht federführend ist, besonders intensiv den Fall Gelsenkirchen zu bearbeiten. In einer Kapitalzusammenlegung des Stahlvereins werden erhebliche Verluste sichtbar, da man naturgemäß die Aktien, die sich im Besitz von Gelsenkirchen befinden, nicht mehr mit hundert Prozent in die Bilanz einsetzen kann. Die Regierung könnte dann allerdings erklären, daß jene Transaktion, die von der „bolschewistischen" Regierung Brüning eingeleitet worden ist, noch einen Zuschuß von mehreren hundert Millionen Mark erfordert. Es läßt sich allerdings kaum vorstellen, daß eine Regierung nur um dieser

propagandistischen Wirkung willen Kapital in Bewegung setzt, das vielleicht noch gespart werden kann. Sehr dunkel ist die Form, in der die Behauptung, daß ein dringender Kapitalbedarf beim Gelsenkirchen-Konzern bestehen soll, in die Öffentlichkeit lanciert worden ist. Eine Fachzeitschrift, mit der sich Politiker oder Industrielle, die einen Namen zu verlieren haben, nicht gerne identifizieren lassen, brachte jene Meldung vor einigen Wochen. Ein großer Pressekonzern übernahm die Nachricht, die im Anschluß an die bevorstehende Veröffentlichung des Gelsenkirchen-Untersuchungsberichts durch den Reichsbeauftragten Herrn von Flotow in diesen Tagen wieder aufgetaucht ist. Plötzlich soll die Gelsenkirchen-Sanierung unumgänglich notwendig sein. Die Regierung müßte schon zu ihrem eignen Ankurbelungsprogramm jedes Vertrauen verloren haben, um sich einen Zeitpunkt für die Sanierung auszusuchen, zu dem eine völlig anormale Kapazitäts-Berechnung als Wertunterlage dienen würde. Gegen den Amok-Lauf der Krise war die Wirtschaft machtlos. Gegen einen nachträglich veranstalteten Amok-Lauf, der auf ein bestimmtes Signal starten soll, müßte eigentlich mit der Vernunft angekämpft werden können.

Wochenschau des Rückschritts

— Das Reichsarbeitsministerium behauptet in einer Erklärung, daß die Verordnung über die Neueinstellung von Arbeitskräften trotz der damit verbundenen Lohnsenkung keinen Eingriff in das Tarifrecht darstelle, daß also alle Kampfmaßnahmen gegen diese Verordnung eine Verletzung des Tarifvertrages bedeuten.

— Nachdem die erste Nummer der drei Wochen lang verboten gewesenen ‚Roten Fahne' erschienen war, wurde das Blatt sofort wieder auf zwei Wochen verboten. ‚Die junge Garde' wurde bis zum 30. Dezember, ‚Der Parteiarbeiter' bis zum 30. März verboten.

— Eine Belegschaftsveranstaltung des berliner Betriebes Chrystallate mit dem Thema „Gefahren eines Gaskrieges" wurde verboten, ebenso eine Kinoveranstaltung der Internationalen Kinderwoche mit dem Film „Igdenbu der große Jäger". Der Film wurde beschlagnahmt. Eine Zola-Veranstaltung der berliner Ortsgruppe des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller wurde verboten, weil die Polizei sie als politische Versammlung ansah, die vorher hätte angemeldet werden müssen.

— Die berliner Bürgersteuer wurde auf fünfhundert Prozent erhöht.

— Der Norddeutsche Rundfunk hat ohne Angabe von Gründen den Vortrag „Sowjet-Union" aus seiner Reihe „Richter und Gerichte der Welt" abgesetzt, der Südwestdeutsche Rundfunk eine Vorlesung Alfred Kerrs aus eignen Werken, ebenfalls ohne Begründung.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Fünfundzwanzig gegen Einen

In der Nacht zum 4. Oktober wurde der achtzehnjährige SA-Mann Hans Heinz von Belmond von fünfundzwanzig Männern überfallen, die ihn zu Boden warfen, mit Koppelschlössern und Stiefelspitzen bearbeiteten und endlich eine Bierflasche mit solcher Wucht über seinen Kopf schlugen, daß das Glas in hundert Scherben sprang. Die fünfundzwanzig Männer hatten die Absicht, den jungen Belmond zuschanden zu schlagen. Daß sie nur sein linkes Auge derart zerschlugen, daß es wahrscheinlich nie mehr sehen wird, ist ein glücklich zu nennender Zufall, den herbeizuführen bestimmt nicht in ihrer Absicht lag.

„... wurde unser stolzer Mitkämpfer in den Reihen unsrer herrlichen SA das Opfer eines feigen und heimtückischen Überfalls, eines mit viehischer Brutalität ausgeführten kommunistischen Mordanschlags ..."

Das ist die Walze, die der ‚Angriff' in solchen und ähnlichen Fällen aufzulegen beliebt. Seltsamerweise zog er es hier vor, zu schweigen.

Warum? Weil der SA-Mann Belmond von fünfundzwanzig Mitgliedern des berliner Sturmes 14 besinnungslos geprügelt worden war. Man hatte den Achtzehnjährigen bei seinem Eintritt in die Partei diesem Sturme zugeteilt, und just an dem Tage, an dem er seinen Austritt aus Partei und SA erklären wollte, weil er in seinen Hoffnungen, seinen Idealen enttäuscht war — just an diesem Tage zogen fünfundzwanzig wackere SA-Männer aus, um den schmächtigen Jungen aufs schwerste zu verprügeln.

Es sei ausdrücklich bemerkt, daß wir diese Schilderung nicht erfunden haben. Sie wurde uns am Tage nach dem Überfall von Heinz von Belmond gegeben, als er in Mull und Watte gepackt, mit einer breiten Binde vor den Augen, in der Wohnung eines seiner Freunde lag und wir länger als eine Stunde mit ihm sprechen konnten.

„Ich bin aus idealen Gründen in die Partei eingetreten. Ich habe mir das so schön vorgestellt ... Nach vierzehn Tagen war ich aber so enttäuscht, daß ich am liebsten wieder fortgegangen wäre. Mir graute vor den Menschen, denen ich in meinem Sturm begegnete. Nicht vor allen, nein, aber vor den meisten. Ich fand keinen Kontakt. Warum? Weil ich mich weigerte, auf die Straße zu gehen, um, wie die Kameraden, Abzeichen von den Jacken mir völlig fremder Menschen herunterzureißen, weil ich mich auch weigerte, Sozialdemokraten und Kommunisten zu überfallen ... Ich war entsetzt, als ich den Unterschied zwischen den glühenden Propaganda-Artikeln des ‚Völkischen Beobachters' und der Wirklichkeit bemerkte. Und weil ich nicht mitmachte, wurde ich gehaßt, aber auch deshalb, weil ich adlig war."

So erzählte der Junge, der von Politik wenig versteht und nur eine sehr patriotische Erziehung erhalten hat. Das Sprechen macht ihm Mühe, sein Kopf schmerzt, denn über die Schädeldecke zieht sich eine breite Narbe. Sein ganzer Körper ist voll von Wunden und blaugeschlagenen Flekken.

„Sehen Sie", sagte er, „das sind keine Menschen mehr. Die Kameraden meines Sturmes kannten bis auf ganz wenige Ausnahmen nur drei Ziele, drei Ideale, deren Erfüllung sie von einer Machtübernahme erhofften: die Adligen umzubringen, die Juden an die Laternenpfähle zu knüpfen und die Kommunisten zu erschießen."

Er hatte andre Ideale genährt, aber „nach drei Tagen kann man, wenn man zur SA kommt, sehen, welcher Dreck, welcher Schmutz dort liegt. In unserm Sturm sind ganz verrohte Elemente, die jetzt zu rebellieren beginnen, weil sie

die Machtübernahme nicht erwarten können. Man hat ihnen soviel versprochen. Am vergangenen Sonnabend haben sie den Sturmbannführer, der einen Kameraden geohrfeigt hatte, mit Biergläsern niedergeschlagen. Warum? Der Kamerad hatte gesagt, daß Hitler — sie müssen entschuldigen, daß ich mich so ausdrücken muß — ein Scheißkerl sei..."

„Ich hatte Feinde, aus den genannten Gründen. Nun besorgte ich einigen Kameraden Arbeit. Ein guter Bekannter von mir besitzt einen Klub, der jetzt zwar geschlossen ist, dessen Räume jedoch in Ordnung gebracht werden sollten. Die Kameraden haben ein gutes Stück Geld verdient. Dafür haben sie dann die Frau dieses Herrn beleidigt, einen Stuhl zerbrochen und sich unflätig aufgespielt — und einen Satz Billardkugeln im Werte von dreihundertundfünfzig Mark gestohlen. Zu dunklen Zwecken..." Vielleicht, um solenne Totschläger daraus zu verfertigen.

Belmond hatte sich über dieses Verhalten der SA beschwert. Sein Brief blieb unbeantwortet.

Dann wurde er überfallen. Die SA war mit einem gestohlenen Schlüssel in das Haus gedrungen, und der Achtzehnjährige wurde in brutalster Weise mißhandelt. Andre in der Wohnung befindliche Personen wurden mit Pistolen im Schach gehalten, sie durften ihn, als er besinnungslos in einer Blutlache lag, nicht einmal verbinden.

Warum? Wegen seines adligen Namens? Wegen der Billardkugeln?

Aller Wahrscheinlichkeit nach seiner aristokratischen Abstammung wegen, denn in den Reihen der SA gärt eine erbitterte Stimmung gegen die feudalen Elemente der Partei. Das kommt überall zum Ausdruck. Also haben ihn die SA-Leute unschädlich zu machen versucht, weil sie in ihren Idealen enttäuscht waren. Sie hatten bei Hitler eine Arbeiterpartei vermutet — und eine feudale Führerclique gefunden. Daß sich dieser Anschlag nicht gegen einen prominenten adligen Führer der Partei sondern den unbedeutenden Heinz von Belmond richtete, will nichts sagen. Hier geht es nur um Symptome. Als die vom Braunen Haus gegebenen Wechsel nicht eingelöst wurden, rebellierte die SA. Und die Aktion gegen Belmond ist einer der Ausläufer dieser Rebellionen. Das Ideal von der Volksgemeinschaft hat sich als bunt schillernde, aber inhaltlose Luftblase erwiesen.

Belmond hatte die Partei verlassen wollen, weil die proletarischen SA-Leute eine Revolution machen wollten, weil ihm der proletarische Umgangston nicht gefiel. Weil die Wirklichkeit der Politik ihn ernüchterte und abstieß. Er ist ein gefühlvoller Junge.

Die SA-Leute wollten ihn beseitigen, weil er zur Adelsclique gehörte, feudal erzogen worden war — weil er ihrer Meinung nach nicht zu ihnen paßte und sie ihrem Unwillen, ihrer Erbitterung über die Führung dieser „Arbeiterpartei" Luft machen wollten. Weil sie zu der Überzeugung gekommen waren, daß feudale Führer keine sozialistischen Programme verwirklichen würden.

Die Ideale Belmonds und die der SA waren grundverschieden. Volksgemeinschaft? Die Tatsachen sprechen nicht dafür.

Erich Peter Neumann

Ungarn ohne Akt

Doktor Bracht schien mit seiner Badeverordnung eine Gipfelleistung gesetzgeberischer Sittlichkeit vollbracht zu haben. Höher, so meinten viele naiv, könne sich selbst eine Behörde kaum versteigen. Daß sie es dennoch kann, bewies, ausnahmsweise nicht bei uns sondern in Ungarn, der Minister Karafiath. Amtshandelnd erließ er ein Verbot, an dem gemessen Brachts Schwimmhosengesetz anmutet wie ein zartes Schoßhündchen neben einer grollenden Dogge.

Der Ungar hat einen Erlaß gegen die Maler und Bildhauersektion der Hochschule für bildende Künste herausgegeben, in dem er die Verwendung nackter Modelle für Maler und Bildhauer verbot.

Ein Künstler also, der dennoch weiter auf so unanständige Weise schöpferisch tätig sein will, wird sich an Erinnerungen aus schöneren Tagen oder an jene Photos halten müssen, die in Budapests dunklen Winkeln wahrscheinlich trotz Karafiaths Sittlichkeitskoller, wenn auch jetzt für mehr Geld, feilgeboten werden. Oder aber er sehe sich, dies kann ihm nicht einmal ein Minister verbieten, schamhaft und nackt hinter verschlossenen Türen in den Spiegel. Mitnichten aber betrachte er, wenn er schaffen will, ein unbekleidetes Mädchen. Denn der Moral eines Künstlers kann man nicht über den Weg trauen. Daher absoluter Fleischentzug für Maler und Bildhauer und solche, die es werden wollen.

Der Mensch ist, so wie Gott ihn schuf, nicht gut, sondern bekleidungsbedürftiger, als er bisher glaubte. Dieses festgestellt zu haben, ist das Verdienst von Männern, die, als verkappte Pastoren durchs Leben schreitend, Macht haben, ihrer Erkenntnis die Form von Gesetzen zu geben. Die kallipygische Venus erhielte, wenn sie Deutsche oder Ungarin wäre, einen karierten Unterrock um die üppigen Schenkel und ihr Schöpfer endete, wenn er nicht das Glück hätte, Ausländer und rechtzeitig gestorben zu sein, unfehlbar im Gefängnis, denn die Moral hält, auf den Beinen des Gesetzes hinkend, Einzug in das Land, das sich nicht nach ihr sehnte.

Welche Perspektiven eröffnet doch Karafiaths beschneidende Tat! Nehmt den jungen Medizinern die Leichen weg, soweit sie weiblich sind, begeistere sich wer kann an seiner eignen Anatomie, schafft die Hunde auf der Straße ab, Gott, sie sind auch nur Hunde und lassen sich manchmal gehen. Nehmt weg, schafft ab, streicht, zensuriert, tobt euch und eure Fünfgroschenmoral hundertprozentig aus. Die Zeit wird mit der Zeit auch über euch hinweggehen.

Peter Kraft

Was ist Karezza?

Zwei „Karezzisten" gingen einmal... Wohin die gingen und was die taten und überhaupt was „Karezzisten" sind, das muß man in Rudolf Oldens Sammlung „Das Wunderbare, Propheten in deutscher Krise" (Rowohlt-Verlag) nachlesen. Man kommt nicht aus dem Lachen heraus.

Wenn man Sätze liest wie:

„daß in der höchsten Form und vollendetsten Ausübung dieser Liebeskunst (das ist nämlich Karezza) weder Mann noch Frau das Verlangen nach einem Orgasmus haben" oder

„daß der gewöhnliche Liebesverkehr schädlich für den Körper wie für den Geist ist" oder

„daß der überschäumende Rausch vermieden werden soll" oder

„Vor und während der Zeit können andächtige Übungen vorgenommen werden"

und manche andre Sätze, die man hier einfach nicht drucken kann, dann fragt man sich, wie weit man den Vertretern dieser

Lehre von der unvollendeten Liebe ihren sogenannten Idealismus glauben soll, und wie weit man von ihrer Verlogenheit überzeugt sein kann. Der deutsche Verfechter der neuen Liebeslehre, deren Entdecker natürlich Amerikaner sind, ein Herr Werner Zimmermann (er hat neulich in Berlin Vorträge gehalten) gesteht selbst, daß er von den Dingen nicht sehr viel versteht, wenn er sagt, daß „nach Berichten bekannter Forscher das Gefühl einer Ernüchterung, fast eines Ekels, die Folge des normalen Geschlechtsakts sein soll." Aus eigner Erfahrung scheint er das nicht zu wissen. Daß in den Augen der Karezza-Anhänger diese selbstverständlich bessere Menschen sind als gewöhnliche Sterbliche, dokumentiert sich schon äußerlich dadurch, daß alle Substantive klein geschrieben werden. Und selbstverständlich auch durch den Genuß von Rohkost.

Die Prophetie der unvollendeten Liebe ist aber nur ein Kapitel des amüsanten Sammelbandes vom „Wunderbaren". Wirklich wunderbar sind die Heilungen durch berliner Leitungswasser, auf die hochangesehene Professoren und die großen in- und ausländischen Tageszeitungen hereingefallen sind, und andre Heilungen, zum Beispiel in dem Bericht über Zeileis oder die Christian Science. Das religiöse Getue und das philosophische Geschwafel zieht immer. Und natürlich der Patriotismus. Denn niemals wären auf den Goldmacher Tausend und den Erfinder der „Raumkraft", Schappeller, so viele hochgestellte Gläubige, die später zu Gläubigern wurden, hereingefallen, wenn sie nicht in Aussicht gestellt hätten, das Vaterland zu retten und den Schandvertrag von Versailles zu sprengen. Daß Ludendorff und Wilhelm II. zu ihren Anhängern, und zwar zu ihren zahlenden Anhängern, gehörten, ist nicht so verwunderlich wie die Tatsache, daß bekannte deutsche Großunternehmer kaum glaubliche Summen für diesen blühenden Unsinn — man kann nicht einmal sagen riskierten sondern glatt zum Fenster hinauswarfen.

Das Hübsche an sämtlichen Berichten über das Wunderbare (mit Ausnahme des Kapitels über Konnersreuth, dessen Verfasser ein Gläubiger ist, aber ulkigerweise kein katholischer) ist, daß nirgends die Tendenz zu stark hervortritt sondern daß es dem Leser überlassen bleibt, zu glauben oder zu lachen. Ich habe drei Stunden gelacht.

Über das wichtigste Kapitel „Anthrosophie statt Kali", das Wilhelm Scheuermann behandelt hat, wird noch später einmal gesprochen werden.

Johannes Bückler

Unterhaltungs-Fischer

Wenn dir mal geschieht, was
mir geschah:
Daß eine Stimme aus Afrika
Dich anspricht
Und sagt: „Ich bin dir gut."
Unterschätze das nicht!

War offen gestanden
Gar nicht aus Afrika,
Aber aus andern fernen Landen
Und mir doch so nah.

Gift und Liebe gibt es überall,
Wo jemals Vögel sangen.

Zartes Netz kann einen runden
Ball,
Doch der Ball kann nicht das
Netz fangen.

Aber ein zartes Netz sollte
Gar nicht fangen sondern halten,
tragen.

Was ich noch sagen wollte —
Sag ich nicht.

Jetzt mögen Sie etwas sagen.

Joachim Ringelnatz

Von Klemperer zum Rosenkavalier

Im Winterprogramm der Staatsoper ist nichts so enttäuschend wie die dürftige Beschäftigung Klemperers. Ist er müde gemacht worden oder hat er sich selbst beschieden? Zum Klassischwerden ist es wohl noch zu früh.

Furtwängler und Walter wurden es viel zu schnell, und die schönste Musik, die sie machen, ersetzt nicht das wirkliche Neugestalten eines Werkes aus seinem Innern heraus. Das ist zwar Klemperers besondre Stärke, aber kein Ersatz für den Einsatz des Neuen, der stets erst zusammen mit dem Erneuern bekannter Musik ein Ganzes macht. Die berliner Opern könnten heute, unter musikalischer Führung Stiedrys in Charlottenburg und Klemperers Unter den Linden, Arbeit leisten wie noch nie. Aber was nützt diese Möglichkeit, wenn es über ihnen Intendanten gibt, die die Kontinuität der Arbeit durch dekorative, im wesentlichen überflüssige Gastspiele unterbrechen, im Westen durch Busch, im Zentrum durch Furtwängler.

Klemperer hat das alte Opernjahr durch das denkwürdigste Ereignis unsrer Mozart-Renaissance abgeschlossen, durch eine „Cosi fan tutte", die endlich Mozart von dem falschen Gespiele und Genecke eines tänzelnden Rokokos befreite und diesem so lange fälschlich zu Haydn statt zu Bach rangierten Genius den Zauber seines Ernstes und seiner Seelensprache ganz zurückgab. Die mißverstandenste Oper Mozarts wurde dadurch zum ersten Mal das heitere Vor- und Gegenspiel der „Zauberflöte". Hätte Klemperer noch bessere Kräfte auf der Bühne gehabt, dann wäre die Aufführung allgemeiner als das Ereignis erkannt worden, das sie tatsächlich war.

Das neue Jahr begann nun Klemperer mit einem „Rosenkavalier", und ich gestehe gern, daß, seitdem ich diese Nachricht las, ein kleiner Pfeil bereit lag, abgeschossen zu werden. Aber es wird nichts draus. So unglaubwürdig es erscheint: selbst diesen „Rosenkavalier" hat Klemperer in einer Art und Weise erneuert, daß man an den Abend wie an ein Märchen von Schönheit zurückdenkt. Freilich, nicht ungetrübt. Denn auch Klemperer konnte aus falscher, jovial tuender Heiterkeit keine echte herausholen, vor allem den Dschungel dieser Polyphonie, mit ihren zahllosen Stimmverschlingungen nicht mit einer wirklich vollwertigen Substanz erfüllen. Auch der stürmischste Dank für diesen Abend schließt kein Bekenntnis zu Strauß ein. Dahin gibt es eben kein Zurück. Selbst die im Vorjahr erneute „Adriane", deren Vorspiel durch die Gestalt des Komponisten zum Besten, weil Menschlichsten von Strauß gehört, verrät durch die Verkleinerung des Orchesterapparats, wie peinlich nichtig das Substrat dieser Musik ist. Die junge Musikergeneration, für die Strauß erledigt ist, verkennt gewiß nicht die formale Gestaltungskraft und die technische maestria dieses echten Musikers. Aber in allen Künsten können uns heute die Alleskönner gestohlen werden. Selbst einige große Momente der „Electra" oder die eindrucksvolle Gebundenheit von „Tod und Verklärung" ändern daran nichts.

Strauß ist uns freilich durch nichts so entfremdet worden wie durch seine Dirigenten, die an ihn wie die Kinder glauben und bis zu den Ellbogen durch diesen warmen Brunststrom waten. Wer das schön findet, hatte freilich recht, von der Härte Klemperers eine Beschädigung des „Rosenkavaliers" zu befürchten. Das Gegenteil trat ein. Klemperer hat für den „Rosenkavalier" alten Stils ein Minus, das für uns ein Plus ist. Er macht weder den falschen Johann noch den falschen Richard mit. Was entsteht, ist eine Klangherrlichkeit des „als ob". Als ob diese Menschen nicht Stelzen geschluckt hätten; als ob diese Rosenmelodien nicht auf Draht geflochtenes Schaumsilber wären wie die von Octavian überreichte Rose; als ob diese Volksheiterkeit nicht wohlgelaunte Leutseligkeit wäre. Kurz, es war ein Wunder des „als ob", eine gradezu denkwürdige Betörung, an der nichts bedauerlich ist, als daß sie ein Mißverständnis erneuert.

Freilich sind Strauß im „Rosenkavalier" zwei Stücke großen

Wurfs gelungen: die Arie des Sängers mit dem pompösen Nachspiel, die schönste Barockimitation, die ich kenne, und der Monolog der Marschallin über das Altern. Immer wird es rätselhaft bleiben, wie ein Komponist, der einmal so tief aus dem Herzen der Frau heraufsteigen konnte, kein zweites Mal mehr fähig war, ein stilles Gefühl auszudrücken. Seit 21 Jahren ergreift diese Szene den Hörer, aber gewiß niemals tiefer, als wenn Lotte Lehmann sie singt, die einzige Sängerin der deutschen Oper wirklich internationalen Ranges. Ihre frauliche Naivität macht die Marschallin noch schöner, weil sie mit wunderbarem Instinkt eine junge Frau gibt, die ihr Altern allein und als erste spürt. Das Sprechen Lotte Lehmanns ist einzigartig, und einzigartig ist, in Deutschland zumindest, ihre Stimme. Hier ist die Seele selbst Gesang geworden. Wenn sie gar, ein Schicksal auszudrücken, die Stimme mit Leidenschaft von innen füllt, adelt ihr schönes Timbre selbst eine brüchige Musik.

Wie merkwürdig: man denkt an diese Aufführung des „Rosenkavaliers" wie an etwas selten Schönes zurück. Und weiß genau, daß es doch nicht war, was es schien.

Felix Stössinger

Die Rute des Herrn Scholz

Das Reichspostministerium hat eine Erklärung herausgegeben, in der mitgeteilt wird, daß die Vorarbeiten zur Umwandlung der bisherigen Sende-Aktiengesellschaften in gemeinnützige Gesellschaften mit beschränkter Haftung keinen Einfluß auf den Sendebetrieb gehabt haben. Wörtlich fährt der Abdruck dieser Erklärung im ‚Berliner Tageblatt' vom 4. Oktober fort: „Das Reichspostministerium hat alle Maßnahmen getroffen, die die lückenlose Fortführung des Sengebetriebs sicherstellen".

Endlich einmal eine authentische Bestätigung dafür, daß die Tätigkeit des Herrn Scholz nur darin besteht, alle linkspolitischen Elemente mit dem Rohrstock aus den Sendehäusern herauszuprügeln.

Deutsche Manneszucht

Im Bahnhofspissoir eines reizvollen sächsischen Industriestädtchens steht vor der wasserüberrauschten schwarzen Marmorwand ein SA-Mann und ist beschäftigt. Grade in diesem Augenblick betritt ein mit fescher Uniform, Silberschnüren und arischer Stupsnase gezierter SA-Oberbonze das Lokal. Der Muskote sieht ihn, und schon geschieht etwas jeden wahren Deutschen sicherlich Erhebendes: der Mann reißt sich, ungeachtet aller Gefahr für sich und die Danebenstehenden, mit einem Ruck zusammen, die rechte Hand — eigentlich unabkömmlich — saust empor und ein markiges „Heil!" übertönt das sanfte Rauschen der Gewässer.

Zu dieser Notverordnung

Die Presse habe ich allein getreten und von den Völkern war niemand bei mir und ich trat sie in meinem Zorn und ich zertrat sie in meinem Grimm und es spritzte ihr Saft auf meine Kleider und all meine Gewänder habe ich besudelt.

Jesaia, Kapitel 63, Vers 3

Preisfrage

Welches sind die künstlerischen Ziele der Ufa? Herr Aros, der es wissen muß, sagte neulich: „Der Ehrgeiz der Ufa ist, das durchschnittliche Ullsteinbuch zu erreichen."

Liebe Weltbühne!

Es kam die Rede auf einen Mann, der durch Börsenspekulationen drei Millionen verloren hatte. Wiegte der witzige Kunsthistoriker Max J. Friedländer ungläubig und nachdenklich den Kopf und sprach: „Drei Millionen — manchem Mann sein ganzes Vermögen!"

Antworten

Reichskommissar Doktor Bracht. Was angeschnittene Beine und was Zwickel sind, das muß der gewöhnliche Staatsbürger erst im Lexikon nachschlagen. Ihnen fließt so etwas, wie Ihre neuste Verordnung über das Freibaden im Spätherbst beweist, von der Feder, als handle es sich um nationale Vokabeln ersten Ranges. Sollten es welche sein? Wir Kulturbolschewisten sind wieder einmal nicht auf dem Laufenden. Wie dem auch sei: wenn man in Deutschland längst wieder bis tief unter die Schulterblätter hinab frei-, familien- und nacktbaden wird, dann wird Ihnen wenigstens die Trikotagenbranche ein ehrendes Andenken bewahren, und auf dem Hausvogteiplatz wird blumengeschmückt Ihr Standbild stehen, Brust und Leib an der Vorderseite vollständig bedeckt, mit angeschnittenen Beinen und, selbstverständlich, mit einem Zwickel versehen.

Klub der Elsaß-Lothringer in Berlin. Unter dem Titel „Fest der Treue" habt ihr im Zoo ein Trachtenfest veranstaltet, ein harmloses Bürgerkränzchen, wenn ihm nicht die Presse und der Scholzfunk ein politisches Relief gegeben hätten. Der Rundfunk verbreitete eine Festrede im straßburger Dialekt und das Straßburglied, und selbst die demokratische ‚Montagspost' sorgte, hoffentlich mehr aus Ahnungslosigkeit als aus Verkennung der außenpolitischen Gefahren, durch Veröffentlichung eines Bildes von dem „Fest der Treue" dafür, Porzellan zu zerbrechen. Soll das alles einen neuen Propagandafeldzug zur Rückeroberung der zwei Provinzen einleiten, die sich schon im zweiten Reich nicht für Deutschland entscheiden konnten und offenbar darauf warten, ins Dritte Reich aufgenommen zu werden? Und wie steht es mit dem Vertrag von Locarno, in dem Deutschland freiwillig auf Elsaß-Lothringen verzichtet hat? Sollten wir nicht mehr zur Unterschrift Hindenburgs unter diesem Vertrag stehn? Oder wieder ein Fetzen Papier? Wie wäre es einmal mit Festen der Treue zum gegebenen Wort? Man könnte sie brauchen.

Filmfreund. Erstens: einen wichtigen Versuch zur Belebung des Kulturfilms haben C. Oertel und R. Bamberger mit Ihrem Architekturfilm „Die steinernen Wunder von Naumburg" unternommen. Die ausdrucksvollen, wie in der Bewegung erstarrten Steinfiguren der Passionsfolge geraten, im Blickfeld der sie umkreisenden Kamera, in eine Scheinbewegung, die gut zu ihnen paßt. Mithilfe geschickter Montage sind an Stelle des bloßen Bildberichts Anfänge von motivischer Arbeit sehr geschickt durchgeführt: der Aufbau bringt Spannungen und Höhepunkte; und eine herzhafte Lichtgebung ersetzt das pseudosachliche Grau der üblichen Kulturfilme. Die große Schwierigkeit des Kulturfilms, dem Gegenstand gerecht zu werden und trotzdem reizvoll und eigenartig zu photographieren, ist auch hier nicht ganz gelöst. Man vermißt einen orientierenden Grundplan der Örtlichkeit, ohne den die enge Begrenzung der Großaufnahmen wie Scheuklappen wirkt. Dem Detail müßte noch anschaulicher sein Platz im Ganzen angewiesen werden. Zweitens: nicht nur Filme sollst du ansehen sondern auch in der Joachimsthaler Straße das kleine Museum der Filmarchäologie, das, aus den reichen Beständen des Sammlers Andrés schöpfend, Hunderte von alten Filmbildern zeigt. Augenblicklich sieht man eine recht vollständige Greta-Garbo-Ausstellung und kann Marlene Dietrich als Bauernmädchen mit Schneckenfrisur, Albers als dämonischen Verführer und Ernst Lubitsch als Komiker bewundern. Wer vor den neuen Filmen immer wieder feststellt, wie weit vom Ziel wir noch sind, wird sich vor den alten klarmachen, welche Schreckenskammer dem Film als Kinderstube gedient hat und wie weit wir es dennoch schon gebracht haben.

Staatsrat Schäffer. In Ihrer Eigenschaft als Vorsitzender der Bayerischen Volkspartei haben Sie nicht nur die deutsche Außen-

politik kritisiert, die Lautstärke mit innerer Stärke verwechsle und allzusehr militärisch betont sei. Sie haben sogar von einem unerträglich gewordenen Mißbrauch des Artikels 48 gesprochen und erklärt, dem Mißbrauch mit Artikel 48 müsse ein für allemal ein Ende gemacht werden. Seien Sie froh, daß Sie in München Staatsrat und nicht in Berlin Redakteur sind!

Deutscher Vorwärts. In einem wüsten Schimpfartikel gegen Professor Gumbel und die Republikanische Beschwerdestelle schreibst du: „Deshalb möchte sie (die Republikanische Beschwerdestelle) gern, daß Gumbel wieder in sein Amt zurückgerufen werde. Geschähe dies, dann könnten wir aber ihr und dem badischen Staatsministerium nur versichern, daß dann allerlei passieren würde, wofür wir nicht gradestehen wollen!" Wir sind ein bißchen neugierig und möchten gern wissen, was passieren würde, wenn Gumbels Rekurs Erfolg hat. Wem soll es dann an den Kragen gehen, Gumbel oder dem badischen Staatsministerium? Ihr als „teutsche" Männer habt doch sicher Zivilcourage? Also, bitte, etwas deutlicher!

Doktor Th. Scheffler. Sie haben auf der Deutschen Welle verkündet, viele deutsche Hausfrauen könnten nicht einmachen, weil der Zucker zu teuer sei. Und warum ist er zu teuer? Weil wir nicht genug Zucker haben! Das wagen Sie in einem Lande zu sagen, das an einen derartigen Zuckerüberfluß krankt, daß die Produktion der Zuckerfabriken auf 63 Prozent ihrer Kapazität beschränkt werden mußte. Nein, verehrter Herr Doktor, der Zucker ist nicht deshalb teuer, weil wir zu wenig haben, sondern weil, um ein Wort des seligen Adolf Stöcker zu benützen, im Interesse der „Zuckerrübenmammonsknechte" durch Zoll und Steuer der deutsche Zuckerpreis auf das Drei- und Vierfache des Weltmarktpreises getrieben wird. Wissen Sie das nicht, oder dürfen Sie es nicht sagen? Sie sollen Leiter der von der thüringer Regierung subventionierten Heimatschule für Erwachsene in Bad Berka sein. Stimmt das, so können wir nur sagen, daß man einen wirtschaftspolitischen Säugling zum Leiter einer Erwachsenenschule gemacht hat.

Pazifist. Der authentische Bericht über den Antikriegskongreß von Amsterdam und alle seine Sonderkonferenzen ist im ‚Organ des deutschen Kampfkomitees gegen den imperialistischen Krieg' erschienen. Das Heft ist für zehn Pfennige von Doktor Felix Boenheim, Berlin-Charlottenburg, Schlüterstraße 33, zu beziehen.

Rundfunkkommissar Scholz o. P. (ohne Partei). Einen Erholungsurlaub haben Sie nehmen müssen? Sie haben wohl zu viel Rundfunk gehört?

Deutsche Liga für Menschenrechte. Sie teilen mit, daß sich Professor Walther Schücking der Protestaktion der dreißig Professoren gegen Gumbels Entlassung angeschlossen hat.

Aufmerksamer Leser. In Hellmut von Gerlachs Artikel aus dem vorigen Heft „Papens agrarischer Ständestaat" ist durch eine Zeilenverhebung ein sinnentstellender Irrtum entstanden. Der erste Satz des zweiten Absatzes auf Seite 494 muß lauten: „Das Lebensinteresse der gewaltigen Mehrheit des deutschen Volkes gebietet, solange der freie Handel ein fernes Ideal bleibt, eine Politik langfristiger Handelsverträge mit der Meistbegünstigungsklausel".

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Gayl und Severing von Hanns-Erich Kaminski

Es liegt in der Natur jeder revolutionären wie jeder gegenrevolutionären Situation, daß sie alles Vorhandene fragwürdig macht. Und im Schicksal Deutschlands ist es begründet, daß in solchen historischen Augenblicken immer wieder die Frage des Verhältnisses von Reich und Ländern auftaucht, die im Lauf der Jahrhunderte eigentlich stets nur provisorisch gelöst worden ist. Darum ist es auch kein Zufall, daß, während die Ministerialräte im Reichsinnenministerium eine neue Verfassung ausarbeiten, vor dem Staatsgerichtshof in Leipzig der Prozeß um Preußen geführt wird, in dem wieder einmal die verschiedensten Anschauungen von der absoluten Souveränität bis zur völligen Bedeutungslosigkeit der Bundesstaaten verfochten werden.

Als Materialien für eine künftige Nationalversammlung könnten diese Äußerungen und Schriftsätze einen gewissen Wert haben. Für den Prozeßgegenstand selbst sind sie so unwichtig wie die ganze Verhandlung. Denn in Wahrheit wird gar nicht über das verhandelt, was am 20. Juli geschah, sondern über etwas ganz andres. Verhandelt wird über die Reichweite des Artikels 48 und über die Stellung Preußens und der übrigen Länder zum Reich; was geschah, war aber ein Kampf der Reaktion gegen eine unter Führung der Sozialdemokratie stehende Regierung der weimarer Koalition, und dieser Kampf hat vorläufig mit dem Sieg der Reaktion geendet.

Bezeichnend für die Sachlage ist es, daß die Kläger vorwiegend rechtliche, die Beklagten vorwiegend politische Argumente geltend machen. Gegen das Recht steht hier eben die Macht, womit der Prozeß faktisch entschieden ist. Die Auseinandersetzungen zwischen den Parteien haben deshalb nur noch akademischen Charakter, und auch das Urteil wird bestenfalls theoretische Bedeutung erlangen. Für die aktuelle Politik ist das alles gänzlich belanglos.

In der leipziger Spiegelfechterei der Professoren gegen die Reichswehr wurde jedoch eine Szene erwähnt, die festgehalten zu werden verdient, nämlich die Unterhaltung, die kurz vor dem 20. Juli zwischen dem Freiherrn von Gayl und Severing stattfand. Als hätte sie ein Dramatiker aufgestellt, so stehen sich da die siegreiche Rechte und die auf dem Rückzug befindliche Linke gegenüber, und was sie sind und was sie wollen, wird hier zusammengedrängt sichtbar wie selten.

Soeben hat die Reichsregierung eine Anzahl von republikanischer Gesinnung verdächtigen Beamten abgesetzt, darunter den Ministerialdirektor Menzel. Nun sucht der Reichsinnenminister den preußischen Innenminister auf und fragt ihn, ob er Herrn Menzel, der als Reichsbeamter untauglich ist, nicht im preußischen Staatsdienst verwenden könne. Severing aber macht Gayl nicht etwa auf diesen Widerspruch aufmerksam, er meint nur, es sei schwer, einen ehemaligen Ministerialdirektor unterzubringen, der seinem Dienstrange nach wohl Oberpräsident werden müßte, und die Oberpräsidien seien

grade alle besetzt. Die beiden Gegner haben sich also getroffen, die Klingen sind gebunden, jedoch eh die Mensur beginnen kann, sprechen sie erst über die ernste Frage, was aus Herrn Menzel werden soll.

Severing hat noch ein Bedenken. Ist es geraten, in diesem Augenblick einen Wechsel in der obersten Verwaltung einer Provinz vorzunehmen? Plant Herr von Gayl nicht für die nächste Zeit eine Reichsverwaltungsreform? Er plant sie. Aber auch Severing hat eine Verwaltungsreform vor. Und nun haben sich die Herren gefunden. Soll die Verwaltung der kreisfreien Städte der Aufsicht der Landräte unterstellt werden, sollen die Katasterämter selbständig bleiben, sollen die Provinzialschulkollegien weiterhin als kollegiale Behörden bestehen, soll der Oberpräsident der Vorgesetzte des Regierungspräsidenten sein, oder soll man eine der beiden Instanzen überhaupt abschaffen? Links und rechts sind vergessen; da es sich um die heiligsten Dinge handelt, schweigen alle Gegensätze, und der proletarische wie der feudale Beamte sind nur noch zwei Bureaukraten, die fachsimpeln. Sie sind sich auch ganz einig, daß es untunlich sei, ihre Pläne vor den Reichstagswahlen durchzuführen, „weil", wie Severing meint, „eine alte Erfahrung lehrt, daß Änderungen in den unteren Verwaltungsgebieten zu Verstimmungen und Verärgerungen führen, die man nicht ohne Not in Wahlzeiten schüren soll". Daß doch jeder von ihnen ein ganz andres Ergebnis der Reichstagswahlen erhofft, haben sie im Eifer des Gesprächs vergessen.

Seit ein paar Wochen ist die Präsidialregierung, der Gayl angehört, im Amt. Ihre Entstehung und ihre Zusammensetzung kennzeichnen sie als eine Regierung der finstersten Reaktion. Sie hat zudem über ihre Absichten keinen Zweifel gelassen. Jeder Mensch weiß, daß sie gemeinsam mit den Nationalsozialisten den Marxismus bekämpfen, die gottgewollten Abhängigkeiten wiederherstellen und Deutschland zu einem Staat auf christlich-konservativer Grundlage machen will. Überall hört und liest man, daß sie vor allem die preußische Regierung beseitigen will, auch das Preußenkabinett hat sich längst damit beschäftigt. Und da der Reichsinnenminister, der für derartige Maßnahmen zuständig ist, und der preußische Innenminister, dessen Ressort sie am meisten angehen, grade von Verwaltungsfragen sprechen, erwähnt Severing ganz en passant auch die Frage der angeblich gegen Preußen geplanten Reichsexekution.

Bisher bin ich der Darstellung Severings gefolgt, der die Darstellung Gayls nicht widerspricht. Nun jedoch gehen die beiden Versionen auseinander. Gayl behauptet, Severing habe erklärt, er sei mit der Ernennung eines Reichskommissars mit beschränkten Befugnissen durchaus einverstanden und die Reichsregierung solle nicht zu lange damit warten. Severing dagegen will Gayl vor diesem Schritt gewarnt und im übrigen den Eindruck gehabt haben, die Reichsregierung beabsichtige gar nicht, gegen Preußen vorzugehen.

Aber auch nach seiner eignen Schilderung kommt Severing alles andre als gut weg. Zunächst will er Gayl darauf hingewiesen haben, daß die preußische Polizei allen Ausschrei-

tungen gewachsen sei. Er nahm also an, das Präsidialkabinett wolle, wenn überhaupt, einen Reichskommissar nur ernennen, um Ausschreitungen in Preußen zu unterdrücken. Welch ahnungsvoller Engel!

Carl Severing ist eben ein Staatsmann, und staatsmännisch war auch der Plan, den er darauf, seiner eignen Aussage nach, seinem Gesprächspartner entwickelte. Die Wahlen würden, meinte er, einen nicht arbeitsfähigen Reichstag ergeben. Das könnte zu Unruhen führen, und dann würde es gut sein, die Reichswehr und die preußische Polizei zusammenzufassen. Dann erst würde die Reichsregierung auch die richtige psychologische Situation für ihre Maßnahmen vorfinden. Und zwar wäre dann der Augenblick gekommen, zwischen dem Reich und Preußen eine Personalunion herzustellen, wie sie schon früher von Brüning und Braun geplant war. Severing schlug also Gayl vor, auf Unruhen zu warten und alsbald die Reichsregierung mit der preußischen Regierung zu verschmelzen. Statt ihre preußischen Machtpositionen, auf die sie so stolz war, zu verteidigen, sollte die Sozialdemokratie sie freiwillig aufgeben und sich dafür am Präsidialkabinett beteiligen — eine geniale Idee!

Sollte Severing sie doch nicht gehabt und Gayl unterbreitet haben, so nimmt er sie jedenfalls heute für sich in Anspruch. Wie es wirklich war, ist im übrigen nicht so wichtig. Das Wesentliche ist, daß eine solche konziliante Unterhaltung überhaupt stattfand, und darüber, daß sie in den besten Formen verlief, stimmen die Beteiligten ja überein.

Da saßen sie sich nun gegenüber: zwei Weltanschauungen, zwei Mächte, Revolution und Gegenrevolution, Arbeiter und Junker. Aber der eine ist kein richtiger Arbeiter und der andre kein richtiger Junker. Die Tätigkeit Severings als Metallarbeiter liegt weit zurück, und der Freiherr von Gayl hat nie Ar noch Halm besessen. Beide sind groß geworden in Amtsstuben, der eine in denen der Arbeiterschaft, der andre in denen des Staats. Beide gelten als Tatmenschen, und beide sind doch nur bläßliche Romantiker, die ihre humanitären Sehnsüchte auf eine andre Zeit übertragen, Gayl auf die Vergangenheit, Severing auf die Zukunft. Im Grunde sind sie sich ähnlich. Warum sollten sie eigentlich aneinandergeraten?

Ein paar Tage später wurde dann der Reichskommissar ernannt, Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett, Handgranaten im Gürtel, erschienen bei Severing. Der wich nur der Gewalt, was darin bestand, daß er es erklärte. Da er, nach seinen eignen Worten, allein den Haß haßt, wollte er den Bürgerkrieg vermeiden. Gayl wünscht ebenfalls alle Volksgenossen mit Liebe zu umfassen, und tatsächlich fürchtete er den Bürgerkrieg nicht weniger. „Dies ist übrigens", sagt Trotzki, „in der Politik allgemein die Moral der Gegner der Gewalt: sie lehnen sie ab, insofern es sich um die Änderung des Bestehenden handelt; doch scheuen sie zur Verteidigung der Ordnung vor dem erbarmungslosen Strafgericht nicht zurück."

Für Gayl befindet sich die „Ordnung" ein bißchen weiter rechts als für Severing. Das ist der ganze Unterschied zwi-

schen ihnen. Und damit sind sie typisch für ihre Schicht, der eine für den Herrenklub, der andre für die Sozialdemokratie.

Severing glaubt noch immer, ohne die Sozialdemokratie sei auf die Dauer keine Regierung möglich, seine Politik sei die einzig richtige gewesen, und er werde bald Gelegenheit haben, sie fortzusetzen. Otto Braun beklagt sich über den Undank der Reichsregierung, die er doch „ohne Rücksicht auf ihre Zusammensetzung und oft auch unter Schädigung der Werbekraft seiner Partei" unterstützt habe. Der ‚Vorwärts' verlangt eine Erklärung des Reichspräsidenten, daß er eine Verfassungsänderung auf anderm als dem verfassungsmäßigen Wege niemals zulassen werde. „Sollte eine solche Erklärung ausbleiben, so wäre mit der münchner Rede des Reichskanzlers der Machtkampf um die Republik und die Demokratie eröffnet. Zugleich aber wären alle Grundlagen von Treu und Glauben erschüttert, auf denen sich jedes geordnete Gemeinschaftsleben aufbaut." Und Wels hat den Reichspräsidenten durch den Staatssekretär Meißner gebeten, er möge auf den Reichskanzler Einfluß nehmen, da durch eine derartige Haltung des Kanzlers die Stimmung in der Sozialdemokratischen Partei verschärft werde!

Das erscheint unüberbietbar. Jedoch die Männer, die augenblicklich regieren, sind weder klüger noch tatkräftiger. Nur trägt die Woge jetzt sie. Heute laufen sie als Staatsmänner verkleidet herum wie gestern die Braun und Severing. Herr von Papen rief in München sogar selbstbewußt aus: „Männer machen die Geschichte!"

Das Wort stammt zwar von Treitschke, aber man könnte beinahe daran glauben, wenn man sich diese Männer und diese Geschichte ansieht.

General am Reißbrett von Jan Bargenhusen

Vor ein paar Wochen war in den bekannten „eingeweihten Kreisen" viel von Differenzen zwischen Herrn v. Papen und Herrn v. Schleicher die Rede. Davon ist es still geworden, seitdem der Reichswehrminister öffentlich erklärt hat, daß er keinerlei Absichten auf das Reichskanzleramt habe. Eine sehr loyale Erklärung, gewiß — aber wer ihre Vorgeschichte kennt, der weiß auch, wie viel, oder wie wenig, sie für die Zukunft bedeutet.

Die Vorgeschichte: Da ist zunächst eine veritable Demissionsdrohung des Reichskanzlers, und da ist weiter ein Machtwort Hindenburgs. Herr v. Papen hat dem Reichspräsidenten erklärt — es mag wohl Anfang August gewesen sein, zur Zeit der Besprechungen des Herrn v. Schleicher mit seinen nationalsozialistischen Vertrauten —, er könne die Verantwortung für sein Amt nicht mehr länger tragen, wenn ein Mitglied des Kabinetts eine Politik auf eigne Faust treibe. Unter dem Eindruck des Hitler-Besuches vom 13. August hat Hindenburg, der davon unterrichtet war, daß Hitler seine Forderungen im guten Glauben gestellt hatte, gestützt auf (mehr oder minder unverbindliche) Zusagen Schleichers, den Reichswehrminister wegen dieser Eigenmächtigkeit ganz energisch zur

Ordnung gerufen. Herr v. Schleicher hat daraufhin erklärt, er werde dem Oberbefehlshaber der Reichswehr die Treue und im übrigen den Mund halten sowie die Politik des Reichskanzlers loyal unterstützen. Die vor der Öffentlichkeit abgegebene Loyalitätserklärung unterstrich nur diesen „neuen Bund".

Aber: die eigentlichen Differenzen sind damit nicht aus der Welt geschafft. Ihre Wurzeln liegen tiefer. Es handelt sich ja nicht nur um den Wettstreit zweier ehrgeiziger Politiker um die führende Stellung und auch um mehr als nur um einen Streit über taktische Fragen. Es handelt sich um einigermaßen grundsätzliche Dinge. Papen will Deutschland renovieren oder restaurieren — Schleicher will es reformieren.

Der Reichskanzler, im rheinisch-westfälischen Revier ebenso zu Hause wie im Saargebiet, glaubt an die Existenzberechtigung des privatkapitalistischen Systems, glaubt an dessen von politischen Einflüssen nur geschwächte aber nicht zerbrochene Lebensfähigkeit. Dem General, der im Kadettenkorps herangewachsen, im Generalstab beheimatet ist, erscheint dies Wirtschaftssystem mit seinen „chaotischen" Zügen, der ungeregelten Entwicklung von Produktion und Absatz, höchst suspekt. Er würde ein System der planmäßigen Gestaltung und Organisation dem wechselvollen Spiel von Angebot und Nachfrage bei weitem vorziehen — selbst wenn der „freie" Unternehmer dabei durch den Funktionär der staatlichen Planwirtschaft ersetzt würde, selbst wenn das Ding in Zukunft „Sozialismus" hieße. Ja, der Staatssozialismus, der nationale Sozialismus also, ist aus Gründen der nationalen Verteidigung kaum zu missen: die Sozialisierung von Kohle, Eisen, Chemie ist nichts andres als die Nationalisierung dieser Wirtschaftsprovinzen. Herr Otto Wolff, der von den Nationalsozialisten in letzter Zeit so unflätig beschimpfte langjährige Freund und wirtschaftliche Berater des Wehrministers, hat das Seine dazu getan, diese Auffassung bei Herrn v. Schleicher zu festigen; seinen Interessen auf schwerindustriellem Gebiet — weniger an den Produktionsstätten selbst als an gewaltigen Aktienpaketen — käme eine Neugruppierung jenes Wirtschaftskomplexes mit staatlicher Hilfe heute durchaus gelegen.

*

Ohne eine gewisse Kenntnis wirtschaftlicher Fakten und Zusammenhänge kann heute kein Offizier mehr auskommen, und deshalb soll man sich darüber freuen, wenn sogar ein General die ökonomischen Dinge studiert. Weniger erfreulich ist es, wenn dabei aus dem Studium der Tatsachen (ach, sie sind ja so verworren-schwierig!) gar zu schnell der Wunsch erwächst, eine „konstruktive Neuschöpfung" der ökonomischen Welt nach rationalen Ordnungsprinzipien vorzunehmen. Und wenn nun ein General, angefüllt mit solchen Ideen, eines schönen Tages zum Minister avanciert und jetzt also wirtschaftspolitische Fragen verantwortlich mitzubestimmen hat — heute die Zinssenkung, morgen die Arbeitsbeschaffung, übermorgen die Einfuhrkontingentierung —, dann kann das einigermaßen desaströs werden. Ein Doktrinarismus, der entstanden ist, weil das mühevolle Studium der ökonomischen

Wirklichkeit (aus Zeitmangel, nehmen wir an) nicht geleistet werden konnte — ein Doktrinarismus, der bald von diesem, bald von jenem Experten ein Argument zur Stützung der eignen festgefaßten Meinung übernimmt: das ist ein gefährlicher Ratgeber in praktischen Fragen.

*

Nach dieser Abschweifung ins Abstrakte dürfen wir uns wieder dem konkreten Fall zuwenden: Herrn Schleicher, der, in seinen Mußestunden übers Reißbrett gebeugt, kühne planwirtschaftliche Konstruktionen entwirft; Hans Zehrer reicht ihm den Zirkel, Ferdinand Fried hält das Lineal, Ernst Jünger reibt die Tusche an, und Otto Wolff erzählt, um die Zeit abzukürzen, kleine Anekdoten aus dem wilden Wirtschaftsleben früherer Napoleons und Ouvrards. An den Fensterscheiben aber drücken sich die „Gewerkschaftler" aller Richtungen die Nasen platt, Gregor Straßer von den Nazis, Imbusch von den „Christen", Leipart von den „Freien": weil sie gar zu gerne wissen möchten, wie denn der echt deutsche Reißbrett-Sozialismus nun in der Wirklichkeit des Zeichenateliers ausschaut...

Sie meinen, dies sei eine weltfremde Idylle, Herr? Ach, ich fürchte, Sie sind selber ein wenig weltfremd! Denn so ganz aus der Welt, wie kluge Leute meinen, die den planwirtschaftlich-sozialistischen General gern mit einem Achselzucken abtun — so ganz aus der Welt sind diese Dinge gar nicht. Sie haben ihre verflucht aktuelle Seite, und wenn bis vor ein paar Wochen hie und da von einem Kabinett Schleicher-Straßer-Imbusch-Leipart gesprochen wurde, so war das (wenn man die genannten Namen nicht als Ministerkandidaten sondern nur als Repräsentanten einer „Richtung" gelten läßt) durchaus mehr als eine bloße Phantasie. Ein Minister ist nun einmal eine Realität, und seine phantastischen Ideen sind immer noch politische Fakten: das übersehen die Realpolitiker, die auf den ersten Blick das Phantastische und Verfehlte einer bloß gedanklichen Konstruktion zu durchschauen vermögen, leider grade am allerleichtesten. Und die Idee Schleichers von der parlamentarisch zu fundierenden „Volksfront" der antikapitalistisch-sozialistischen Mehrheit aller Deutschen ist nun einmal eine politische Realität. Die Welt vom Wirtschaftlichen aus zu verändern, der Erfüller tiefster antikapitalistisch-staatssozialistischer Sehnsüchte des Volks zu sein, die nationalisierte Wirtschaft hinter das nationale Volksheer zu stellen, als sozialer Erneuerer dem anti-nationalen Kommunismus den Boden abzugraben — sind das etwa Tag-Träume, deren sich ein General zu schämen hätte?

*

Für uns ist es freilich nicht schwer, die Schwächen und Irrtümer dieser kühnen Spekulationen herauszustellen. Es ist ja nicht so, daß sich die Massen, die hinter den antikapitalistisch firmierenden Parteien stehen — oder die letzthin noch dort, als Wächter, gestanden haben —, im Positiven einig seien; der „Sozialismus" Straßers ist eine andre Sache als das Programm Imbuschs für die Verstaatlichung des Bergbaus, und ein Mann wie Tarnow, Hilferding oder Leipart (von den Leuten

der KPD ganz zu schweigen) wird schwerlich gemeinsam mit den Avantgardisten der „Dritten Front" die Nationalisierung der Rüstungsindustrien nach den Ideen der jugendlichen Adjutanten im Reichswehrministerium betreiben wollen. Gewiß bejaht die Mehrheit der Arbeiter, Angestellten und Beamten (und der Erwerbslosen!) den „Gewerkschaftsgedanken" — aber sie bejaht damit noch nicht die staatssozialistisch-planwirtschaftlichen Pläne eines Generals. Im Wehrministerium freilich, wo man es nicht mit den Gewerkschaftsmitgliedern selbst zu tun hat sondern stets nur mit den Gewerkschafts- und Parteifunktionären — beweglichen Leuten, die auf „Querverbindungen" Wert legen —, dort sieht man eben diese feinen Unterschiede nicht.

*

Wie die Dinge heute liegen, ist Herr v. Schleicher gegenüber Herrn v. Papen schwer ins Hintertreffen geraten. Seine „Patentlösung" — die Einigung der antikapitalistisch-gewerkschaftlich orientierten Parteien zu einer von ihm geführten oder doch patronisierten Koalition — hat wenig Aussicht auf Verwirklichung. Die NSDAP hat sich in eine Agitation von solch „klassenkämpferischem" Überschwang hineinbegeben, daß es kaum möglich erscheint, nach der Wahl die „Gewerkschaftler" aller Richtungen am Verhandlungstisch zu vereinen. Finden sich aber nur „Christen" und Nazis zusammen, so ist es noch sehr die Frage, ob ihre Parteien zur Bildung einer Mehrheitskoalition ausreichen (Gerstorff hat auf diese „Chance für Papen" bereits hingewiesen).

Herr v. Papen wird also wahrscheinlich erklären können, daß der Versuch des Kollegen Schleicher, die alten Schläuche mehrheitsparlamentarischer Formen mit dem neuen Wein der antikapitalistisch-gewerkschaftlich-staatssozialistischen Volksfront zu füllen, nicht realisierbar sei. Speziell die Heranziehung der „aufbauwilligen Kräfte" wird er als überflüssig bezeichnen: mit der Begründung, daß die Bändigung der Hitler-Bewegung ja auch schon so recht schöne Fortschritte mache... Und selbstverständlich wird er es ablehnen, den linksgewerkschaftlichen Tendenzen auch nur im geringsten nachzugeben: das hieße ja, Wasser auf die Mühlen der Marxistenfresser, der oppositionellen NSDAP also, leiten! Es wird also, da der Reichstag zur Bildung positiver Mehrheiten unfähig sein dürfte, beim System der „autoritären Staatsführung", der Kabinettsdiktatur, bleiben — ohne sozialistische oder gewerkschaftliche „linke Abweichungen" des Kurses. Und der Reformator Schleicher wird mit der Verwirklichung seiner planwirtschaftlichen Ideen und mit der Errichtung einer neuen Volksgemeinschaft — „Preußentum und Sozialismus" — noch einige Zeit warten müssen.

Denn nicht Oswald Spengler sondern Alfred Hugenberg regiert die Stunde. Wer es noch nicht glauben mag, der gehe hinaus in die Provinz und lese dort die Generalanzeiger und die Kreisstadtpresse. Alle Blätter, die vor ein paar Jahren noch „stramm rechts" waren und die dann, seit dem September 1930, mehr und mehr mit dem Nationalsozialismus sympathisieren zu müssen glaubten, sind heute wieder auf der

Hugenberg-Linie; mit Telunion und Wipro für den Papenkurs. In hoc signo ... in diesem Zeichen wurden die Kommunalwahlen der letzten Wochen durchgeführt, wurden überall die Hitlerleute auf die Hälfte ihrer Stimmziffern der letzten Wahl zurückgeschlagen.

Die Geschäfte des Herrn Ouvrard

von Werner Arendt

Ein Eisenindustrieller, Otto Wolff, schreibt ein historisches Werk, ist in seiner Art ein Pionier, da er sich ein Gebiet ausgesucht hat, von dem sich die zünftigen Historiker bisher mit Vorliebe ferngehalten haben, stützt sich hierbei hauptsächlich auf sorgfältig ausgewählte und, wie der Leser merken muß, auch innerlich verarbeitete zeitgenössische Quellenwerke oder Berichte und bringt schließlich eine Arbeit heraus, an der die künftigen Darsteller jener Epoche nicht mehr vorbeigehen können werden. (Erschienen bei Rütten und Loening, Frankfurt am Main.)

Gabriel Julien Ouvrard, ein Kaufmannssohn aus Nantes, Vollblut-Spekulant größten Formats, kommt als Neunzehnjähriger bei Beginn der großen Revolution im Vorgefühl der kommenden Presse-Freiheit auf die geniale Idee, die Produktion der großen Papierfabriken Frankreichs aufzukaufen, und gewinnt an diesem seinem ersten Geschäft die Kleinigkeit von dreihunderttausend Francs. Dies ist der Ausgangspunkt einer Laufbahn, die zu den höchsten Höhen und zu den tiefsten Tiefen führt, in deren Verfolg Ouvrard des öftern seinen prunkvollen Herrensitz mit einem Gefängnis vertauscht und dann wieder vom Schuldturm in ein elegantes Stadtpalais hinüberwechselt. Analyse: Fünfundzwanzig Prozent Kaufmann, fünfundzwanzig Prozent Politiker, fünfundzwanzig Prozent Genie, fünfundzwanzig Prozent Pirat — ein Mann, auf den Wedekinds Wort „in allen Sätteln gerecht, von allen Hunden gehetzt, mit allen Wassern gewaschen" paßt wie selten auf jemanden. Papierspekulant, Lebensmittel-Großhändler, General-Proviantmeister der verbündeten französisch-spanischen Flotten, geschäftlicher Kompagnon (im wahren Sinne des Wortes, laut Vertrag!) König Karls IV. von Spanien, Bankier und Heereslieferant der konsularischen Regierung Frankreichs sowie auch später unter dem Kaiserreich, Retter des französischen Staatskredits unter Ludwig XVIII., Generalproviantmeister des französischen Expeditionskorps, das 1824 zum Schutze Ferdinands VII. und zur Bekämpfung der Insurgenten in Spanien einrückte, — so läuft diese immer wildbewegte Lebenskurve, und schließlich endet Ouvrard als Börsenspieler im Alter von 76 Jahren in London.

Bei aller Anerkennung der hohen Intelligenz jenes berühmten Finanziers und Spekulanten darf man nicht in seiner Bewunderung so weit gehen wie Otto Wolff, der eine Apologie geschrieben hat, die sich stellenweise zur Apotheose steigert. Es wirkt ein wenig grotesk, wenn kein geringerer

als Napoleon das ganze Buch hindurch als der „Gegenspieler" Ouvrards bezeichnet wird, gleich als ob es sich hier um zwei kommensurable Größen handele; was für William Pitt oder Clemens Metternich, eventuell noch für den Zaren Alexander I. — in Ermangelung wirklicher Weltgenies — gelten darf, gilt doch noch lange nicht für einen Mann, dessen Lebensarbeit schließlich nur dem Gelderwerb gewidmet war, eine Tatsache, die auch dann bestehen bleibt, wenn bei den Geschäften des Herrn Ouvrard Staatsoberhäupter und Minister als Gegenkontrahenten ihre Namen unter die Verträge setzten.

Es ist nun sehr interessant zu beobachten, wie die meisten Lieferungsgeschäfte oder Finanztransaktionen Ouvrards, gleichgültig ob sie sich unter dem Konsulat, unterm Kaiserreich oder unter dem wiederhergestellten Königtum der Bourbonen abwickelten, damit endeten, daß die Gewinne Ouvrards nachgeprüft und dieser selbst dann verhaftet wurde. Zu einer gerichtlichen Verurteilung Ouvrards kam es nie, es wurde immer alles „im Verwaltungswege" erledigt, indem die jeweilige Regierung eine Schadenssumme festsetzte, die in jedem Falle viele Millionen betrug, und Ouvrard es vorzog, immer die Höchstzeit im Schuldturm abzusitzen, aber das Geld zu behalten. Neun Jahre seines Lebens hat Ouvrard hinter Gefängnismauern verbracht, und sobald er freigelassen war, ließ er sich stets mit eben derselben Regierung auf neue Geschäfte ein, bei denen er sich immer gleich mit Dutzenden von Millionen engagierte. Das tut kein Kaufmann, der, wie Otto Wolff es darstellen will, stets nur Undank von seinen Gegenkontrahenten erntete, das kann er überhaupt nur tun, wenn eben die Geschäfte so außerordentlich lukrativ waren, daß ihn auch die eventuelle Freiheitsentziehung nicht abschrecken konnte.

Da kann es Otto Wolff zum Beispiel gar nicht verstehen, daß man über die Regreßansprüche des Staats gegen Ouvrard im Verwaltungswege entschied und daß Napoleon einen grundsätzlichen Abscheu gegen Heereslieferanten hatte: Was das erstere betrifft, so darf man doch von einem quasi-absolut regierten Staate zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht verlangen, daß er Methoden verwerfe, deren sich die deutsche Reichsregierung noch im Jahre 1923 bediente, als sie jene berüchtigte Notverordnung herausbrachte, durch die über alle Ansprüche gegen Reich, Staat und Kommunen unter Ausschluß des Rechtsweges einseitig im Verwaltungswege entschieden werden sollte, wobei viele Leute, die im Gegensatze zu Ouvrard nicht einmal im Verdachte strafbarer Handlungen gestanden hatten, durch einen Federstrich gegen jedes Recht ihres Vermögens beraubt wurden. Die Abneigung Napoleons gegen die Heereslieferanten beruhte auf gesunden, moralischen Erwägungen. Er, der die Schrecken des Krieges kannte, hat sich stets dahin geäußert, er fände angesichts der Leiden und Entbehrungen der Frontsoldaten den Gedanken unerträglich, daß sich Menschen an Kriegsgewinnen mästen könnten, und jeder Luxus der Kriegsgewinnler schien ihm schon verdächtig. Darum wurde auch, als das Kaisertum auf der Höhe seiner Macht stand, das Heereslieferungswesen verstaatlicht, eine heilsame Methode, die Napoleon allerdings während der Hun-

dert Tage unter dem Drucke der Verhältnisse wieder aufgeben mußte. Das war keine Feindschaft gegen den Handel, wie Otto Wolff es auffaßt, wobei er verkennt, in wie hervorragender Weise grade die friedliche Industrie (zum Beispiel Seide, Porzellan) unter Napoleon I. gefördert wurden, nein, das entsprang demselben moralischen Sauberkeitsgefühl, das ihn veranlaßte, drei Intendanturbeamte, welche vor der Schlacht bei Wagram den für die Mannschaften bestimmten Wein verschoben hatten, kurzer Hand erschießen zu lassen, während bei uns im Weltkriege... Diese Abneigung gegen Kriegsgewinnler im allgemeinen konnte sich ganz gewaltig entladen, wenn eine Gruppe jener Leute ein „so schweres Ding drehten", wie es sich die Herren Ouvrard und Genossen im Dezember 1805 leisteten, als sie unter Ausnutzung der Senilität des Schatzministers die Bank von Frankreich so gründlich plünderten, daß deren Zahlungsfähigkeit und der Bestand der Währung ernstlich gefährdet wurden; und wenn man liest, wie der Kaiser mit den schuldigen Schiebern Abrechnung hält, dann muß man mit einem Gefühl der Wehmut daran denken, daß 1923 niemand bei uns mit jenen Finanzleuten abgerechnet hat, die, wie Hugo Stinnes und Konsorten, durch ihre Manipulationen die Inflation gefördert und sich an ihr und somit an der Verarmung des Volkes bereichert hatten. Otto Wolff kann es nicht verstehen, daß Napoleon in Leuten wie Ouvrard nichts andres als Verbrecher sah, ihm erscheint Ouvrard als ein Opfer kaiserlichen Mißvergnügens, und er sagt von Napoleon, daß er „mit steigender Empörung, mit Wut, die ihn immer überfällt, wenn er Geld verloren, die er niemals hat, wenn Hekatomben von Menschen geopfert sind" diese Manipulationen durchschaut habe. Eine völlig sinnwidrige Parallele, denn Wut und Empörung sind eben Gefühle, die in keinem Falle beim Anblick eines Schlachtfeldes in Frage kommen, wo höchstens Schmerz und Trauer Platz greifen können, Wut und Empörung sind aber wohl am Platze, wenn eine Schieberbande von Finanzleuten die Zeit des Feldzuges dazu ausnützt, um die Staatskasse zu plündern. Hätten unsere Ouvrards von 1923 ihren Meister gefunden (ich kann nicht „Gegenspieler" sagen), so wäre es nie zu all den Finanzskandalen der spätern Zeit gekommen; damals wurde die geschäftliche Moral bei uns zerrüttet, was später zutage trat, waren nur die Folgen davon!

Das Buch ist aber auch da interessant und lesenswert, wo man dem Verfasser wegen seiner irrigen Stellung zu seinem Helden und dessen „Gegenspieler" nicht zu folgen vermag, es erreicht seine Höhe bei der Schilderung der Restaurationszeit, wo Ouvrard auf dem Gipfel seiner Macht steht und dann plötzlich wieder auf fünf Jahre im Gefängnis verschwindet.

Die Anordnung des Buches ist vorbildlich, die großen Geschäftsverträge Ouvrards sind im Auszuge wiedergegeben, eine ausführliche Zeittafel und eine gewissenhaft zusammengestellte Bibliographie sind beigefügt. Die Abbildungen zeigen hauptsächlich Stücke, deren Originale sich in Otto Wolffs Sammlung befinden und von denen die Öffentlichkeit bislang wenig wußte.

Der Jünger von Thomas Murner

Der Weise sprach zu seine Jünger:
Wer keine Löffel hat, ißt mit die Finger...

Als vor ein paar Jahren Siegfried Kracauer seine profunde Studie „Die Angestellten" schrieb, gelang es ihm mit einem selten ergiebigen Griff, eben noch vor dem Eintritt in die Weltkrise das Abbild einer sozialen Schicht zu nehmen, die wie keine andre für die letzten von uns durchlebten Phasen der nachbürgerlichen Zeit charakteristisch geworden ist. Das neue Buch Ernst Jüngers „Der Arbeiter" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) erinnert in der Einfachheit des Titels unwillkürlich an Kracauers heute schon klassisch anmutende Leistung. Aber ein Vergleich tut Jüngern nicht gut, er löscht ihn aus.

Das Buch Jüngers bringt weder untersuchend noch beschreibend etwas von Belang. Es bietet nichts als eine monotone Folge bleichsüchtiger Philosopheme, um die nicht mehr völlig frische These zu stützen, daß es mit dem Bürgertum bergab geht. Dafür ist jetzt das neue Weltalter des Arbeiters gekommen, und wenn diese Erkenntnis auch mit dem Anspruch revolutionärer Gesinnung vorgetragen wird, so läßt sich doch nicht lange verbergen, auf welchen Meister dieser Jünger schwört. Was für ein Gesicht die Herrschaft des Arbeiters haben wird, vor allem aber mit welchen Kräften sie sich durchsetzen soll, davon wird in Jüngers durchaus nicht wortarmer Predigt nichts verlautbart. Der Arbeiter, das ist doch etwas Nahes und Selbstverständliches; nichtsdestoweniger bringt es Jünger fertig, den Gegenstand mit Hilfe einer nicht ohne Spenglers Einfluß entstandenen Terminologie so weit von uns zu entfernen, daß wir am Ende das Gefühl haben, hier gehe es um Fakire und Yogis und nicht um Dinge, die zu unserm Alltag gehören. Es ist jedenfalls ein beachtliches Kunststück, einem so erregenden und aktuellen Thema so viel Blut abzuzapfen, daß nichts als ein Phantom zurückbleibt. Nebenbei gesagt: wenn in einer Schrift von dreihundert Seiten, die, wie von niemandem bestritten wird, den Titel „Der Arbeiter" führt, zwischendurch in einer Fußnote mitgeteilt werden muß, wie wir das Wort „Arbeiter" zu verstehen haben, so scheint mir das weder für die Gestaltungskraft noch für die Kopfklarheit des Autors günstiges Zeugnis abzulegen.

Der „Arbeiter" bleibt also unter Jüngers Beschwörung so stumm wie ein seit dreitausend Jahren toter Pharao. Dafür wird aber nach dem ortsüblichen fascistischen Schema desto eifriger gegen den „Bürger" spektakelt. Herr Jünger und die Seinen würden mehr imponieren, wenn sie das zu einer Zeit getan hätten, wo es noch mit Unannehmlichkeiten verknüpft war, aber damals retteten die meisten der Herren die bürgerliche Ordnung in weißen Freikorps. Grade der Sozialist hat Anspruch, solche dubiosen Kriegserklärungen an die bürgerliche Zeit nicht unwidersprochen passieren zu lassen, denn damit maskiert der Fascismus nur sein eignes reaktionäres Wesen, das gibt ihm Gelegenheit, sich radikal aufzutun. Was er der Bürgerzeit vorwirft, das sind ja nicht ihre Häßlichkeiten

und Zweideutigkeiten sondern die besten Inhalte ihrer historischen Mission: die Überwindung absolutistischer und feudalistischer Mächte, die Verkündung der menschlichen Grundrechte und ihre Verteidigung gegen Staat und Gesellschaft.

Gegen die vermorschte bürgerliche Epoche wird also der Arbeiter mobilisiert, aber auch dabei wird ein entscheidender Gegensatz zum Sozialismus sichtbar. Der Fascismus liebt es zwar, den Arbeiter zu verhimmeln, aber er nimmt ihn niemals als Masse sondern immer nur als einzelnes aus der geprägten Klassenform geholtes Exemplar. Das mag vor Marx, vor Lassalle möglich gewesen sein, heute geht das nicht mehr. Wer es tut, rückt hinter Schultze-Delitzsch zurück. Einerlei ob konservativ oder revolutionär, keine Betrachtungsweise stellt den Menschen mehr in jenen blauen Dunst, wo die soziale Realität von abstrakten Reflexionen abgelöst wird. Jünger eröffnet zwar großartig genug die Herrschaft des Arbeiters über die Erde, aber der Arbeiter ist ihm nur „Typus", „soziale Rasse", weder will er einen Stand darunter verstehen „noch eine Klasse im Sinne der revolutionären Dialektik des neunzehnten Jahrhunderts". Der Sozialismus wird bei Jünger überhaupt nicht notiert, dafür ist viel von einer „Arbeitsdemokratie" die Rede, die aber ebensowenig klar wird wie das gewichtige und häufig vorkommende Wort „Planlandschaft". Das ist alles recht großartig und zugleich von qualliger Unverbindlichkeit. Vor fünfundzwanzig Jahren wurde ähnliches von verlaufenen Sombartschülern produziert. Damals gab es allerdings noch keinen revolutionären Tamtam darum, man nannte dergleichen schlicht und treffend „liberalen Kulturschwafel" Wir wollen das auch heute so nennen.

Der Fascismus leugnet die Arbeiterklasse, er will sie auflösen. Die Ziele sind bekannt, ebenso die materiellen Kräfte. Wenn man aber die intellektuellen Potenzen betrachtet, die zu gleichem Zwecke eingesetzt werden, so möchte man fast ein stilles Glück empfinden. Die gesamte fascistische und halbfascistische Rechte hat noch nicht einen originellen und wirksamen Schriftsteller hervorgebracht, die passabelsten darunter noch zehren von den geistigen Frühstücksresten der Gegner. Dabei haben die Herren jetzt große Verlage zur Verfügung und noch Geld dazu — wo bleiben nun, da ihnen keine jüdische Tücke die Schwingen lähmt, die verheißenen deutschblütigen Genies? Als Herr Jünger vor ein paar Jahren mit seinem „neuen Nationalismus" startete und auf Grund seiner Kriegserlebnisse sachkundig und unbefangen über das Grauen der Materialschlacht schrieb, konnte er vorübergehend Beachtung erringen. Diese Konjunktur ist abgeblüht, eine neue Epoche hat nicht begonnen. Jünger, heute als Soziologe etabliert, kommt über die durchschnittlichste Untergangsprophetie und Chaosmalerei, an der man sich allmählich sattgelesen hat, nicht hinaus. Nur der Verfall der bürgerlichen Freiheit und die wachsende Ausdehnung der Barbarei in dieser Zeit wird mit einer Liebe zum Detail ausgepinselt, die uns besser als die prätentiöse Ausdrucksform belehrt, warum solche Bücher noch immer geschrieben werden.

Deutscher Damenklub en avant!

von Alice Ekert-Rothholz

Wir waren jahrelang überwunden.
  Aber jetzt sind wir wieder auferstunden.
    Tatü, tata.
Wir sind monarchistische Werbedamen.
Wo wir hintreten, wächst kein Fortschritt mehr ... Amen.
    Wir sind Kürassiere. Wie Jroßpapa.
      Und kaisertreu bis zum Gedächtnisschwund...
      Wir vom Kaiserin-Auguste-Victoria-Bund.

Wir fabrizieren Aufrufe, deutsche Treue, Gesinnungsschleim.
Wir sind Vorstand im unehelichen nationalen Wochenheim...
    Immer feste zurück!
Wir tragen Moralkorsetts, Haarkronen, Ordensbänder.
In der Markttasche ruhn Bratkartoffeln und der Adelskalender.
    Adlig sein ist ein sehr deutsches Glück...
      Sozialistinnen? Unzeitgemäßer Schund!
      Im Gegensatz zum Kaiserin-Auguste-Victoria-Bund.

Vor uns muß jeder Herrenklub sich verstecken.
Wir sind Feldmarschälle in doppelten Unterröcken.
    Eiserne Stirn bis zuletzt!
Unsere Häuslichkeit zittert vor unserm Trara.
Dienstboten sind von Geburt aus zum Anschnauzen da!
    Gehalt wird durch Haltung ersetzt...
      Wir sind reizlos, salzlos und brachtvoll gesund.
      Vom Kaiserin-Auguste-Victoria-Bund.

Wir waren Ehefraun mit Stoppuhr und Überwindung.
Leidenschaft ist: eine fremdstämmige Erfindung.
    Kikeriki!
Die preußische Venus liebt leicht verdrossen.
Wir repetierten dabei: „Siege Friedrichs des Großen."
    Oder was dachten Sie?
      Kein Seufzer entfloh unserm strengen Mund...
      Vom Kaiserin-Auguste-Victoria-Bund.

Wir sind: Heldenmütter. Mit steifen Ohren und steifem Kragen...
Wir lassen die Söhne und Enkel ans Panzerkreuz schlagen.
    Ruhet sanft!
Unser Hirn schmeckt deutsch: Wenig Grütze und viel nationale Sahne.
Auf dem Grab unserer Herzen weht bloß eine Fahne...
    Unser Muttergefühl ist zerstampft.
      Wir züchten Söhne ohne Grund für den Meeresgrund.
      Vom Kaiserin-Auguste-Victoria-Bund.

Mit Wehrfreude, Wollstrumpf und Reaktion
So marschieren wir in die Wintersaison.
    Tatü, tata.
Eine Kaiserin ist zwar noch nicht da.
Doch die Frau lernt schon wieder das große „K".
    (Das „K" der Auguste Victoria...)
      Denn womit wird Deutschland die Welt besiegen?
      Mit Küche, Kirche und Kinderkriegen.

Friedrich vergewaltigt Barberina

von Werner Hegemann

Schluß

Nachdem es gelungen war, Barberina nach Berlin zu bringen, versuchte es der König mit der Gefangenen zuerst gütlich. Sie wurde von der Königin-Mutter zum Mittagessen geladen, und von der Königin, mit der Friedrich noch in liebendem Einverständnis glücklich war, freundlich gelobt: „Sie ist wirklich schön, der König war ein wenig davon berührt." Der boshafte Voltaire behauptete, die muskulöse Männlichkeit der Beine Barberinas habe es dem angeblich homosexuellen König angetan. Gleichviel: zu jenem Zeitpunkt geschah es, daß der König plötzlich seine Frau verstieß. Er ließ sie nie wieder an den Hof kommen.

Wenn die in preußischem Bühnendienst Eingestellten nicht Order parierten, wurden sie von einem Wachtmeister und zwei Mann auf die Bühne geschleppt, gleichviel ob es sich um Schauspieler handelte (die in Friedrichs Sprache „Schurken" hießen) oder um Künstlerinnen (die in Friedrichs Deutsch „Huren" hießen). So ging es der großen Sängerin Mara-Schmeling, bevor ihr die Flucht aus Berlin gelang. Den galanten Ton, in dem Friedrich über seine Künstler sprach, zeigt zum Beispiel folgende Stelle aus einem seiner Handschreiben an seinen Vertrauten Fredersdorf über die neue Sängerin Racaille (?):

> Eine Canaille hier-her Komen zu lassen, die fukst aber nicht Sinhkt, ist nicht Die Mühe werht! die alte hure Casparini sinkt noch Quasi.

Die praktische Barberina ging Gewaltsamkeiten aus dem Wege. Es gelang ihr mühelos, ihre finanziellen Bedingungen beim König durchzusetzen. Er zahlte ihr nicht nur die geforderten dreitausend Taler sondern bald siebentausend. Das entsprach dem Gehalt, das Ludwig XV. der zu Unrecht berüchtigten Pompadour zahlte, und war, wie Voltaire spottete, mehr, als ein preußischer Staatsminister erhielt.

Aber Friedrich kam nicht zum Genusse seines Glückes. Am selben Tage wie Barberina war Lord Mackenzie in Berlin eingetroffen. Seine rührende Leidenschaft und seine Geldmittel hatten ihm die verschlossenen preußischen Schlagbäume geöffnet. Friedrich befahl, Barberina „in ein sicheres Quartier zu bringen und Leute zu ihrer Überwachung anzustellen, bis man sich auf gute Art ihres ungestümen Liebhabers entledigen" könne. Vor englischer Macht zurückschreckend, suchte Friedrich plötzlich die Verantwortung eines Ministers, dem er schrieb:

> Ich frage Sie, täte ich nicht gut daran, Herrn Mackenzie aufheben und ihn, ohne daß jemand erfährt, was aus ihm geworden ist, nach Memel bringen zu lassen?

Nach einer eigentümlichen Lücke in den Akten erfährt man, daß der Lord aus Preußen ausgewiesen wurde. Seine rührenden Briefe aus Hamburg fielen der preußischen Polizei in die Hände. Am 8. Juli 1744 lud Friedrich die Tänzerin nach Charlottenburg ein und fügte hinzu:

> Wenn Ihre schönen Augen bezahlt sein wollen, müssen sie sich zeigen. So wird es ein Vergnügen sein, ihnen zu entrichten, was man ihnen schuldet.

Aber das Vergnügen hielt ihn nicht fest. Drei Wochen später fiel er dem deutschen Heere in den Rücken, das grade Elsaß-Lothringen zurückerobert hatte, und „rettete" (wie er mit Stolz in seinen Memoiren ausführte) Elsaß-Lothringen für die Franzosen.

Diesen siegreichen Krieg schildert der Film „Die Tänzerin von Sanssouci"; nàmentlich die bekannte Anekdote, wonach Friedrich, begleitet von einem einzigen Mann, den österreichischen Generalstab gefangennahm. An dieser viel gemalten Anekdote, die von andern Erzählern meist vor die Schlacht bei Leuthen gelegt wird, ist kein wahres Wort.

Der Film erzählt, wie der siegreiche Friedrich nach der Rückkehr in Berlin seine Barberina an ihren Liebhaber Cocceji abtritt. Friedrich hat sie angeblich nur gebraucht, um seinen Feinden Friedensabsichten vorzutäuschen. Und weiter zeigt der Film, wie Friedrich bei der Rückkehr die Siegesfeiern mit Barberina-Ballet verächtlich absagt und nur ein Konzert von Sebastian Bach anhören will. In Wirklichkeit liebte Friedrich die Musik des alten Bach nicht. Er zog die Musik des jüngeren Bach (Philipp Emanuel) vor, den er auch als Hofmusikus anstellte, ihm aber nur dreihundert Taler im Jahre zahlte. Um dieselbe Zeit, als Friedrich dem Jammernden eine Gehaltserhöhung abschlug, klagte er darüber, daß sein spanischer Lieblings-Tabak zu teuer sei: „Alle Mohnaht 1000 Thaler vor Tobac ist Sehr Teuer!"

Auch hatte Friedrich keine Scheu vor Ballets nach dem Kriege oder während des Krieges. Im Gegenteil feierte Barberina ihre höchsten Triumphe mitten im Kriege, als Friedrich aus dem Felde zu den Winterfestlichkeiten nach Berlin kam.

Damals erhöhte er die Gage der Tänzerin auf siebentausend Taler, versprach ihr, den Vertrag zu lösen, sobald sie sich verheiraten wolle. Obendrein gab er ihr auf fünf Monate Ferien, als er sich wieder in den Bürgerkrieg begab. Sie feierte einen neuen Triumph in Hamburg, wo zur Besichtigung ihres Einzuges die Fenster vermietet wurden. Bald meldete das Gerücht, sie habe den Grafen Gollowin geheiratet. Die schwedische Königin schrieb darum an die Mutter Friedrichs, sie hoffe für Friedrich, daß „Mars Amors Pfeile vergessen macht".

Der Siebentausend-Taler-Vertrag der Barberina bedeutet mit allem, was drum und dran hing, in heutiger Kaufkraft gemessen, mindestens soviel wie ein Sechzigtausend-Mark-Engagement. Sie entzog sich dieser Leistung des sparsamen Königs nicht, sondern kam nach Schluß ihres Urlaubs zu den Siegesfeiern nach Berlin zurück.

Bald darauf erweckte den Ärger des Königs der junge Legationsrat von Cocceji (Sohn des bekannten — und unfähigen — Gesetzgebers). Cocceji ließ eines Nachts einen der Mittänzer Barberinas durch vier verkleidete Soldaten ebenso übel verprügeln, wie Friedrich der Große manchmal seine journalistischen Kritiker hat verprügeln lassen. So wurde Barberina zur Kulturträgerin in Preußen. Ihretwillen erließ Friedrich die bis dahin unerhörte Verfügung:

Wenn hinfüro allhier junge Leute Exzesse begehen, sollen solche sofort arretieret werden, sie mögen auch von was Stande, Herkommen, Verwandtschaffet sein, wie sie wollen.

Bis dahin hatten sich in Preußen Offiziere und Adlige ziemlich alles ungestört erlauben können. Aber der junge Cocceji wurde zur Strafe für seinen Gewaltstreich auf sechs Monate nach Spandau geschickt. Allerdings wurde er schon nach drei Monaten wieder entlassen.

Der Barberina, so berichtet Hofrat Westarp, drohte der König, sie werde mangels besserer „Conduite" ins Spinnhaus nach Spandau gebracht werden; Spinnhaus ist gleichbedeutend mit Zuchthaus.

1748 lief Barberinas Vertrag ab. Als sie aber abreisen wollte, wurden ihr zuerst wegen unbezahlter Schulden und dann mit der Forderung einer kräftigen Geldabgabe (für die Ausreiseerlaubnis) Schwierigkeiten gemacht. Schließlich gab Friedrich nach, weil er „die üble Impression fürchtete, die es im Auslande machen würde, wenn Fremde auf solche Art chicaniret werden".

In London fand Barberina nichts Besseres als den zurückgebliebenen Cocceji, den sie vielleicht liebte, von dem sie ein Kind erwartete und der sie durchaus heiraten wollte. Bewunderungswürdig ist ihr Mut, mit dem sie sich noch einmal in den Rachen des Schakals begab und schließlich seine Zustimmung zu ihrer bald heimlich geschlossenen Ehe mit Cocceji eroberte. Barberina und Cocceji wußten, daß der König „ihn als seinen Untertan würde reklamieren könen, wohin auch in Europa er sich zurückzöge". Die Schlacht mußte also in Preußen gewonnen werden. Der König ließ Cocceji wieder auf die Festung bringen und tat alles, um ihm „die so sehr unanständige Passion" zu verleiden, mit der „diese verführerische Kreatur dem jungen Cocceji den Kopf verdrehte".

Als die heimliche Eheschließung bekannt wurde, setzte Friedrich seine ganze Maschinerie in Bewegung, um den (katholischen) Geistlichen ausfindig zu machen, der gewagt hatte, das Paar zu „copuliren". Allen verdächtigen Geistlichen solle man „recht scharf zu Halse gehen" und der „Schuldige auf seines Lebens Zeit nach einer Vestung gebracht und bey Wasser und Brodt gehalten werden". Die verdächtigen Geistlichen „wurden bis zum Eide getrieben". Als das erfolglos war, gab Friedrich Anweisung, „durch Coccejis zu der Zeit gehabte Domestiquen" zu erfahren, wer der Geistliche gewesen sei.

Dem Vater Coccejis, dem Groß-Kanzler, zuliebe wurde der Sohn mit seiner unstandesgemäßen Frau nach Glogau verbannt. Viel Gnade, wenn man bedenkt, daß Trenck, der unglückliche Liebhaber Amaliens, von ihrem Bruder Friedrich II. auf Jahre „mit Ketten an Hand und Fuß an eine Kerkermauer festangeschlossen" wurde. In Glogau ließ sich Barberina bald scheiden. Sie kaufte sich aus ihren kleinen Ersparnissen für 70 000 Taler das Schloß und die Güter von Barschau, wo sie ein stilles Leben führte, bis der tyrannische König starb. Sein Nachfolger machte sie zur Gräfin von Campanini.

Die bekannte Anekdote, daß Friedrich im Ärger über seinen Mißerfolg bei Barberina ihr Bild auf den Abort gehängt habe, wird von seinen amtlichen Historikern nicht dokumentarisch bestätigt.

Religiöse Sekten in England

von Paul Cohen-Portheim

Zweiundfünfzigjährig ist Paul Cohen-Portheim in Paris gestorben, in einer der drei Städte, die ihm reihum Heimat waren, den dreieckigen Sockel seines Lebens bildeten: Berlin, Paris, London. Er war einer der wenigen Europäer, die es bisher gibt, international, ohne viel Aufhebens davon zu machen, ein Freund der englischen Diplomaten, der französischen Küche und der deutschen Bücher. Ungebunden, ohne Familie, ohne Wohnung, ohne Muttersprache, ging er mit dem lässigen Gehaben eines Spaziergängers durch sein Leben. Hetze, Betriebsamkeit, Übereifer waren ihm, der in der Stille sehr fleißig war, verhaßt. Er schrieb seine Bücher und dickleibigen Übersetzungen mit der Hand, in einer kleinen, zierlich-sauberen Schrift, und ebenso seine Briefe, seine Buchkritiken und seine Artikel, die er in einem schlichten, fast kindlichen Deutsch abfaßte und deren Humor nie im Wortwitz bestand sondern stets dem Gegenstand abgelauscht war. Und die Eisenbahn benutzte er, als sei sie eine Biedermeierkutsche. Einfühlsam, still, spöttisch, ein bezaubernder Anekdotenerzähler, ein Weltmann in des Wortes doppeltem Sinn, unduldsam nur gegen alles Plebejische: er trug den Kopf immer ein wenig hoch, schon damit ihm der Rauch seiner ewigen Gold Flake-Zigarette nicht zu heftig in die empfindliche Nase stieg, und wenn er, auf einem hohen Barschemel hockend, mit einem müde lächelnden Rundblick unter schrägen Augenlidern hervor die Leute rings an den Tischen kontrollierte, so schien es, als sei die ganze Menschheit von George Grosz gezeichnet und nicht wert, sehr ernst genommen zu werden.

Rudolf Arnheim

Ich glaube, daß niemand die Frage beantworten könnte, wieviele religiöse Sekten es in England gibt. Schon die Zahl der allgemein bekannten ist erstaunlich, wenn man sie denen andrer europäischer Länder vergleicht, und ähnliche Fülle findet man nur noch in den USA, so daß man berechtigt ist, dieses Sektenwesen als angelsächsische Spezialität zu bezeichnen. Der Engländer ist in religiösen Dingen ebensosehr Individualist wie in allen andern, und England in ihnen, ebenfalls wie in allen andern, allen europäischen Ländern unähnlich. Auf dem Kontinent arbeitet man mit so klaren Begriffen wie Katholizismus und Protestantismus, und ein Christ ist Protestant, wenn er nicht Katholik ist. Das mag in der ganzen Welt gültig sein, nicht aber in England. Die Katholiken zwar bezeichnen sich auch dort als solche, die Nicht-Katholiken aber nennen sie Roman Catholics, denn die anglikanische Staatskirche, Frucht der Reformation, betrachtet sich dennoch als legitime Erbin des Katholizismus: sie ist katholisch, aber der Papst gilt ihr nur als der Bischof von Rom, dessen Prätentionen auf Oberherrschaft sie nicht anerkennt. Protestanten aber sind — ihr zufolge — die Sekten, welche sich von der anglikanischen Kirche abgespaltet haben. Sie selbst zerfällt zwar nicht in Sekten, ist aber voller einander bekämpfender Richtungen. Die High Church ist in ihrer Art der Zelebrierung des Gottesdienstes, Ausschmückung der Kirchen undsoweiter der „römischen" so nahe, daß kaum ein

Unterschied zu erkennen ist; die Low Church pflegt „protestantische" Schmucklosigkeit und Einfachheit. Wie „high" oder „low" er sein will, entscheidet aber jeder Geistliche nach eignem Gutdünken, und so finden die frommen Gemeinden ein endloses Diskussionsthema: dem einen ist es bereits zu „high", wenn ein Kruzifix auf dem Altar steht (ein einfaches Kreuz ist „low church"), der andre verlangt nach Einführung der Beichte, ohne die ihm das ganze zu „low" erscheint.

Im übrigen besteht ein intimer Zusammenhang zwischen Zugehörigkeit zur „Gesellschaft" und zur anglikanischen Kirche; man könnte fast hinzufügen: und zur konservativen Partei. Die Katholiken und Juden, beide gering an Zahl, bilden anerkannte Ausnahmen, das heißt, sie können trotz dieses Schönheitsfehlers vornehme Herrschaften sein, den protestantischen Sekten aber gehören nur Mittelständler (meist kleine) oder einfache Leute an. Diese Regel gilt aber nur für England, denn in Schottland, Irland, Wales liegen die Verhältnisse anders: Schottland hat seine eigne Staatskirche, Irland ist vorwiegend katholisch, Wales ist fast ganz protestantisch. Alle Nichtanglikaner sind „dissenters", das heißt, sie sind „Abweicher" von der anglikanischen Lehre, das ist aber auch das einzige, was ihnen gemeinsam ist, und unter den dissenters steht das Sektenwesen in der üppigsten Blüte. Es gibt große Sekten: Wesleyans, Presbyterians, Baptists undsoweiter, die Millionen von Anhängern haben und deren chapels („church" ist anglikanisch) fast in jedem Dorf zu finden sind; es gibt der Zahl nach geringe, aber dennoch wichtige Sekten, wie etwa die der Quäker. Die Quäker genießen großes Ansehen, sowohl wegen ihres wirklich hohen ethischen Standards (so wurde zum Beispiel während des Krieges jeder Quäker ohne weiteres als echter „conscientious objector" anerkannt und als solcher vom Kriegsdienst befreit), als auch weil große und reiche Familien zu ihnen gehören. Die Fry und Cadbury sind seit Generationen Geldgeber der liberalen Partei, beide sind Schokoladefabrikanten, und so besteht ein, dem Uninformierten erstaunlicher Zusammenhang zwischen liberaler Partei, Dissentertum, Kakao und (hiermit wieder zusammenhängend) Temperenzlertum. Andrerseits gehören zu Konservativismus nicht nur anglikanische Kirche sondern auch Bier- und Brauereimillionäre: Beerage und Peerage nannte der Volkswitz diese Allianz. Baldwin ist, wie jeder konservative Führer, anglikanisch, Lloyd George und Ramsay MacDonald sind Dissenters.

Neben diesen bekannten Sekten gibt es eine Unzahl wenig bekannter, von denen der Laie nur ab und zu durch Zeitungsartikel oder besondre Vorfälle zu hören bekommt, und sie sind oft äußerst exzentrischer Art. Von der „Christian Science" hat die ganze Welt gehört. Ihre Anhänger besitzen in London zwei große repräsentative Kirchen, neben vielen andern Versammlungsräumen, und die Heilung durch Glauben nach dem Rezept der Mrs. Eddy hat eine über die ganze Erde verstreute gläubige Gemeinde. Niemand kennt dagegen Mrs. Elizabeth Mary Sayle Skinner und ihre „Kirche", die aus einem Raum in einem kleinen londoner Bahnhof besteht. Aber auch sie war „Seherin und Prophetin", schrieb ein neues Gebetbuch

und hielt sich für den Messiah, der alle Völker der Erde versöhnen würde. Über dem Altar der Kirche hängt ein in zwei Dreiecken eingeschlossenes Auge, hinter dem ein Regenbogen zu sehen ist. Sie hat auch heute noch — lange nach ihrem Tode — eine kleine Gemeinde. London hat acht Spiritistenkirchen, in denen „Clairvoyants" predigen, und drei Kirchen der Mährischen Brüder, in denen nach dem Gottesdienst Tee serviert wird. Die Sandemanians sind eine Puritanersekte, die zwei Kirchen in London besitzt und jede Woche ein „feast of love" abhält, was zwar nach Orgie klingt aber äußerst gesittet und züchtig ist. Die Anhänger der „Church of Millenial Dawn" glauben, daß Christus wieder auf Erden weilt, und erwarten sein Erscheinen und den Beginn des Millenniums in ihrer Kirche. Die Gemeinde besteht überwiegend aus Arbeitern. Weitere Rivalen der „Christian Science" sind die „Peculiar people", die im Eastend und andern Arbeitervierteln Kirchen besitzen und Krankheit durch Gebet heilen, und die „Church of The Universal Design". Man sieht, wie sich von jeder Sekte, die eine neue Lehre verkündet, sofort „protestantische" Untersekten abspalten, und die Tatsache, daß stets neue derartige Bewegungen entstehen, zeigt die Bedeutung, die dem religiösen Leben in England auch heute noch zugestanden werden muß. Eine merkwürdige Sekte ist die „Brotherhood of The Kosmon Dawn", die nur „Jehovih", den Schöpfer, verehren und Jesus als Menschen betrachten. Sie haben ihr eignes Evangelium, das ihnen unter anderm das Rauchen und das Trinken verbietet und sie zu täglichem Baden verpflichtet. Ihr Priester (sie besitzen nur eine einzige Gottesstätte) wird Rabba genannt — die Anlehnung an das Judentum ist also unverkennbar. Selbstverständlich sind alle Schattierungen der jüdischen Religion in London vertreten — vom portugiesischen Ritus bis zum „liberalen", der sich der englischen Sprache bedient. Die Mohammedaner haben ihre Moschee, und in der Nähe von Regents Park befindet sich der Tempel der buddhistischen Mission, die einige Hundert englischer Anhänger hat — eine kleine Revanche für die christliche Missionstätigkeit im Osten. Der Mazdaznan-Tempel liegt im zweiten Stock eines modernen Bureauhauses und dient einer Art religiösen Gesundheitkults, bei dem das Atmen die Hauptrolle spielt. Auch dort heilt man Krankheit durch Beten. Nach dieser Lehre soll das Millennium im Jahre 1960 beginnen. Endlich muß man auch die Salvation Army und ihre Rivalin, die Church Army, den religiösen Sekten zuzählen, wenn auch ihre Hauptarbeit auf sozialem Gebiet liegt. Es ist sehr leicht, alle diese Religionen, Sekten, Bewegungen spöttisch abzutun, und in vielen Fällen scheint ihre Naivität gradezu unwahrscheinlich, aber dem Glauben ist mit Verstandesargumenten nicht beizukommen. Hier soll nur festgestellt werden, daß Religion im Gefühlsleben der englischen Masse eine weit größere Rolle spielt und religiöse Probleme nach wie vor weit leidenschaftlicheres Interesse erregen, als man erwarten sollte, und daß Religion in angelsächsischen Ländern auch heute ein sehr wichtiger Faktor des gesellschaftlichen und politischen Lebens ist.

Schöne, leere Photographien von A. Kraszna-Krausz

In Leipzig, im Neuen Grassi-Museum, füllen zweitausend Bilder zwei Stockwerke. Photos von Amateuren, Berufsleuten, Fachschülern. Aus Deutschland und ganz Europa, aus nord- und südamerikanischen Ländern, manche auch aus Asien. Es ist die größte Photoausstellung, die man bei uns seit langer Zeit sah.

Die Ausstellung des Deutschen Werkbundes in Stuttgart — vor drei Jahren — war besser. Die internationale Auswahl gleichmäßiger und zielbewußter. Damals haben zwei, drei Leute die Sache gemacht, diesmal stellen Verbände aus. Darum fehlen auch etliche gute Namen, mit die besten. Man sieht weniger Leistung und mehr Material.

Es sind durchaus gute Aufnahmen — ohne Zweifel. Aber wie viele Bilder finden sich darunter, derentwegen man noch einmal nach Leipzig fahren, die man unbedingt haben und an seine Wände hängen möchte? Mich haben etwa fünf Bilder begeistert. Welche es waren und wessen Arbeit, ist gar nicht sehr wichtig, ein andrer wird sich andre aussuchen, wichtig dagegen scheint mir diese Zahl: Fünf. Fünf unter zweitausend! Unter zweitausend Photographien aus allen Teilen der Welt und gar nicht nur von heute oder gestern. Unter lauter beispielhaften Beispielen, die zum Teil seit Jahren durch Dutzende von Veröffentlichungen geadelt sind und nun wieder von dieser oder jener Jury hergewählt wurden.

Da stimmt etwas nicht. Entweder taugt man selbst nicht mehr zum Schauen und Schätzen und Lieben von Bildern, weil Zeitungen, Bücher und Filme dem Auge keine Ruhe mehr lassen. Oder es liegt doch an den Bildern, diesen Photos, der Photographie überhaupt. Weil man sie zu bald ernst nahm, Kunst hieß und verwöhnte ...

Die Photographie ist nur eine sehr kurze Weile in den Händen ihrer ersten Meister vor hundert Jahren geblieben, die zweckbewußt, unverschnörkelt und liebevoll allein genaue Abbilder der Natur zu geben trachteten. Schon wurden die Maler auf sie aufmerksam. (Gleich die Barbizoner haben photographiert). Richtige Maler und noch mehr solche, denen das Zeug, nicht aber die Sehnsucht dazu fehlte, welche zu sein. Massenhaft und gierig griffen sie nach der Kamera — aber nur um sie zu verleugnen.

Diese „malerische" Photographie, diese „Edeldrucke", die Graphik sein wollen, die „Lichtbildner" mit Sammetjackett und Schleife gibt es nur noch in winzigen Provinznestern, wo ein von Natur und Romantik beseelter Kitsch hinter seinem Zwillingsbruder, den Technik und Snobismus speisen, um Jahrzehnte zurück ist. Wenige nur noch photographieren heute, weil sie nicht malen können. Die meisten tun es eben, weil Photographieren so leicht ist.

Diese Photographen verleugnen die Kamera nicht, sie beten sie vielmehr an. Sie ringen mit ihr wie Jakob mit dem Engel und wollen einen sportlichen Segen erpressen. Sie wollen mit Gewalt und Krampf und Witz beweisen, was sie alles kann und daß sie auch, weil sie es können, das kann, was sie

nicht können sollte. Da werden sämtliche Register gezogen, man wundert sich nur noch über neue Variationen, die Melodie aber hat man längst vergessen. Es ist der vollkommene Sieg der Form über den Inhalt. Virtuosentum.

Recht lehrreich, dabei einmal von Einzelbeispielen abzusehen und sich von den Generallinien frappieren zu lassen, die deutliche Konturen um die Photographie der einzelnen Nationen ziehen. Die Deutschen haben es immer mit dem Bildausschnitt. Den Russen kommt es auf den Einstellungswinkel an. Die Italiener sehen vor allem Licht und Schatten. Die Amerikaner sind für die dekorative Fassade. Den Japanern hat es das optische Minimum angetan: Da bemüht sich die Linse um die hauchzarten Töne und die spärliche Zeichnung der japanischen Aquarelle ebenso, wie in den photographischen Kompositionen aller übrigen Völker der wohlbekannte Grundklang ihres Schrifttums, ihrer Musik, ihrer Psyche herauszuhören ist. Jede nationale Kultur schafft ihre besondre psychologische Disposition, gemeinsam aber bleibt — von dem gleichen Entwicklungsschritt des Arbeitsmaterials bedingt — die Herrschsucht des Stils. Die Überschärfe einmal dieser, einmal jener Schneide des Werkzeugs. Die Subjektivität der Kamera.

Mag sein, daß das Kunst ist. Mag sein, daß grade das sehr Kunst ist. Doch keine zeitgemäße Kunst. Kaum gemäß einer Zeit, in der das Schicksal eines Menschen — mein Schicksal, dein Schicksal, das Schicksal der Arbeitslosen und das der Chinesen — aufdringlicher, packender, wichtiger erscheint als die gereimte Meinung des größten Dichters aller Zeiten über Harmonien der Natur.

Es bedeutet eine kleine Tragödie, wenn die historische Entwicklung der objektivsten Kunst ihre Meister grade jetzt zur Mißachtung des Objekts — des Menschen, der Geschehnisse, der Dinge um uns — treibt. Wenn sie grade heute um ästhetische Abstraktionen bemüht bleibt, während sonstwo nur von Brot die Rede ist. Zweitausend Bilder hängen im leipziger Grassi-Museum und sind nicht von dieser Welt.

Eine Gegenausstellung wäre da nötig. Mit Bildern aus illustrierten Zeitungen, politischen Büchern, kämpferischen Schriften, Aufnahmen von Schlachtfeldern, Elendsquartieren, Konferenzen, Demonstrationen, Fabrikhallen, Arbeitslosen, Schaufenstern, Bettlertypen. Meinetwegen schlecht und recht geknipst. Mit den modernen Miniatur-Apparaten, die nur noch winzige Automaten sind und die, weil ohne jegliche technische Umständlichkeit, sich selbst überwinden helfen.

Dann sollte man die sechshundert Aussteller der zweitausend Photos vom Grassi-Museum an die Hand nehmen und ihnen sagen: Schaut, das wäre der Inhalt! Die zahllosen Reporter wieder, die zu unsrer Ausstellung beigesteuert haben, sollten ins Grassi-Museum gehen und bemerken: Hier ist die Form!

Es ist allerdings wahrscheinlich, daß dieser Versuch der Angleichung von Inhalt und Form in der Photographie nicht nur praktisch sondern auch theoretisch aussichtslos ist. Wenn man es sich recht überlegt, besteht zwischen dem starren,

flächigen, schwarzweißen Objekt der Photographie und der Vielzahl ihrer Gestaltungsmittel — Sichtwinkel, Bildrahmen, Beleuchtung, Linienführung undsoweiter — ein sehr starkes Mißverhältnis, das nur der seltene Meister, der sich sehr zu beschränken wagt, so auszugleichen versteht, daß lebende, in sich lebende Kunst entsteht.

In der Regel ist die Photographie keine Kunst, in der nach dem Wahren und Schönen geforscht wird, sondern ein Leichtgelände zur Findung des Gefälligen und Wahrscheinlichen. Eigentlich Mittel zum Zweck, an dem man sich mitunter allein der Fertigkeit halber trainiert. Oder auch Übergangsstadium. Zum Stereobild, zur Kinematographie, zum Fernsehen — vielleicht.

Rückkehr zur öffentlichen Wirtschaft

von Bernhard Citron

Ein Jubelchor aus allen Kreisen der Privatwirtschaft, vom Kleinhändler bis zum Großindustriellen, begrüßte Papens Wirtschaftsprogramm. Die Unternehmer sollten nicht nur auf steuerlichem und sozialem Gebiet Erleichterungen erhalten sondern auch nach freiem Ermessen über diese Geschenke verfügen dürfen. Dem Einzelnen bleibt es überlassen, seine Steuerscheine in den Geldschrank zu schließen, zu beleihen, zu verkaufen und Neuinvestitionen vorzunehmen. Auch in den Lohnfragen erhielt der Unternehmer weitgehende Freiheiten. Der Arbeitgeber hat das Recht, die gegebenen Möglichkeiten einer Tarifauflockerung bis zu einem Lohnabzuge von fünfundzwanzig Prozent auszunutzen, falls er neue Arbeiter in seinen Betrieb einstellt. Diese Gabe an die Privatwirtschaft erwies sich sehr bald als Danaergeschenk. In vielen Fällen waren die Arbeitgeber klug genug, von den ihnen eingeräumten Rechten nur einen sehr beschränkten Gebrauch zu machen, da ihnen der Arbeitsfriede grade bei steigender Konjunktur wichtiger als eine Ersparnis auf dem Lohnkonto ist. In den wenigen Fällen, wo rigorose Lohnsenkungen vorgenommen werden sollten, haben rasch aufflammende Streiks die verfassungsmäßigen Rechte der Arbeiter wiederhergestellt. Um rund 150 000 Personen hat sich die Arbeitslosenziffer vermindert, nur etwa 15 000 Personen sind aber auf Grund der Lohnerleichterungen in den Produktionsprozeß eingestellt worden. Neunzig Prozent der Arbeitslosenverminderung ist demnach auf Aussteuerung und auf Vorgänge zurückzuführen, die außerhalb des Ankurbelungsprogramms der Reichsregierung liegen. Tatsächlich hat sich hier und da die Beschäftigung seit dem 1. September etwas gebessert, weil ausgehend von einer hoffnungsvollern Beurteilung der Weltkonjunktur auch in der deutschen Industrie Ansätze zu einer leichten Marktbelebung zu spüren sind. Dennoch kann man nach fast anderthalb Monaten, ohne ein vorschnelles Urteil zu fällen, die Erfolglosigkeit des Papenprogramms feststellen. Es scheint sich mit einer „autoritativen Staatsführung" nicht zu vereinbaren, das Programm auch in den von allen Seiten als undurchführbar erkannten Punkten — vor allem in der Lohnsenkungsfrage — zu revi-

dieren. Die Erkenntnis aber, daß private Unternehmerinitiative ohne planwirtschaftliche Führung des Reiches zur Überwindung der Arbeitslosigkeit unzureichend ist, beginnt allmählich auch in der Regierung selbst aufzudämmern.

Der Landrat a. D. Gereke, Haupteinpeitscher der Hindenburg-Wahl, ist im Gegensatz zu andern Wahlhelfern des Reichspräsidenten im Palais Radziwill gut angeschrieben. Das Ankurbelungsprogramm dieses noch jugendlichen Politikers, der heute Präsident der deutschen Landgemeinden ist und die Anwartschaft auf hohe Reichsämter zu besitzen scheint, stammt noch aus der Vor-Papenzeit. Die Finanzierungsmethoden, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, haben die Kritik aller Währungsfachleute, besonders aber der Reichsbank, hervorgerufen. Nachdem Doktor Gereke selbst auf die famose Idee des zinslosen Giral-Geldes zur Finanzierung von Beschäftigungsmöglichkeiten für die Wirtschaft verzichtet hat, bleibt von dem eigentlichen Plan nur noch die Forderung an die Kommunen übrig, ein Investitionsprogramm durchzuführen.

Seit Doktor Schacht seine ersten Anklagen gegen die Betätigung der Kommunen auf privatwirtschaftlichem Gebiet erhoben hat, ist die Kritik an der Finanzpolitik der Städte und Gemeinden nicht mehr verstummt. Die Kommunen sind derartig in Mißkredit gebracht worden, daß man mit dem Ende der städtischen Selbstverwaltung, die 122 Jahre bestanden hat, in diesem Jahre rechnen mußte.

Nun mit einem Mal sollen die Gemeinden zu der größten und wichtigsten Aufgabe herangezogen werden, die im Interesse der deutschen Volkswirtschaft zu bewältigen ist. Wie auch immer die Durchführung des Planes aussehen wird, dürften die Kommunen doch kaum mehr umgangen werden. Diese plötzliche Sinnesänderung, nach der für oder neben das Unternehmertum die am meisten diskreditierten Glieder der öffentlichen Hand gestellt werden sollen, erklärt sich aus dem Mißerfolg einer Ankurbelung ohne planwirtschaftliche Führung. Vielleicht ist man jetzt zu der Überzeugung gelangt, daß der Unternehmungsgeist in der Privatwirtschaft des Anstoßes durch die öffentliche Hand bedarf.

Damit befinden wir uns an dem Punkte, wo die deutsche Wirtschaftspolitik im Sommer stand, als Papen das Steuer der Staatsführung herumwerfen wollte. Diese Neuorientierung einer absolut kapitalistisch gesinnten Regierung äußert sich auch in der Behandlung jener Reichsbeteiligungen, die zur Verhinderung wirtschaftlicher Katastrophen von der frühern Regierung erworben werden mußten. Von einer Reprivatisierung ist heute nicht mehr die Rede. Die geplante Zusammenfassung der Beteiligungen an Bankinstituten in einer Reichsgesellschaft wird uns dem Bankensozialismus näher bringen. Auch die Stellung des Reiches in der Montanindustrie und in den Reedereien dürfte in nächster Zeit eher befestigt als gelockert werden. Jene Propheten, die unter dem Beifall privatwirtschaftlicher Kreise das Ende des Kapitalismus vorausgesagt haben, scheinen allerdings Unrecht zu behalten. Der Kapitalismus ist nicht beseitigt, die Zerschlagung der Konzerne und die Wiederaufrichtung eines bodenständigen Unternehmertums,

von der politische und wirtschaftliche Reaktionäre träumten, bleibt ein undurchführbarer Anachronismus. Aber aus der hochkapitalistischen Privatwirtschaft, deren Tendenz zur Konzernbildung sich nach kurzer Pause wieder durchsetzen wird, ist der starke sozialistische Sektor nicht mehr fortzudenken. Wenn einmal an die Stelle der „Sozialisten wider Willen", zu denen auch die ganz privatwirtschaftlich orientierten Regierungen Brüning und Papen erzogen werden mußten, eine planwirtschaftliche Staatsführung treten sollte, dann wird jener sozialistische Sektor eine besondere Bedeutung erhalten. Er wird, wie einst die preußischen Domänen, Eigenbetrieb der Staats- und Vorbild der Privatwirtschaft sein. Von der Überschätzung der Unternehmerinitiative ist aber ein weiter Weg durch politisches und wirtschaftliches Kampfgebiet bis zur Domäne des Sozialismus zurückzulegen.

Wochenschau des Rückschritts

— Der deutschnationale charlottenburger Stadtverordnete v. Jecklin hat sich in einer Deputationssitzung für die Wiedereinführung des Herrenhauses und des Dreiklassenwahlrechts ausgesprochen.

— Die sozialdemokratische ‚Königsberger Volkszeitung' wurde auf vier Tage verboten.

— Zwölf in Essen verurteilte Nazis wurden in Freiheit gelassen, so daß sie verschwinden konnten und die Aufforderung zum Strafantritt sie nicht erreichte. G. Carl Lahusen wurde gegen eine Kaution von einer Million aus der Haft entlassen.

— Eine Versammlung der KPD in Berlin-Moabit mit dem Thema „Warum hat Hitler die Papen-Regierung in den Sattel gehoben?" wurde verboten. Das berliner Komitee gegen den imperialistischen Krieg wollte eine Versammlung mit Barbusse abhalten und erhielt vom Preußischen Innenministerium den Bescheid, daß die Versammlung zwar wahrscheinlich stattfinden, daß aber Henri Barbusse auf keinen Fall sprechen dürfe. Eine Versammlung der Frauenzeitschrift „Der Weg der Frau" mit dem Thema „Der Zwickel im Wandel der Zeiten" wurde aufgelöst, weil die Besucherinnen angeblich ein politisches Lied gesungen hätten.

— Ein Karikaturist, der in einer berliner kommunistischen Versammlung einen Mann mit Stahlhelm und Zwickelbadehose gezeichnet hatte, wurde wegen „Verächtlichmachung des Reichspräsidenten" verhaftet.

— Während die SA seit Wochen in den Straßen Berlins Geldsammlungen veranstalten, sind der Roten Hilfe derartige Sammlungen untersagt worden, ebenso darf die „Welt am Abend" ihre Leser nicht mehr auffordern, sich an der Bereitstellung von Kinderfreitischen zu beteiligen. Zur Begründung dieses Vorgehens wird eine Bundesratsverordnung aus dem Jahre 1917 angeführt.

— Die Kriminalpolizei Berlin hat die Räume der Roten Hilfe nach gestohlenen Schreibmaschinen durchsucht. Im ganzen Reich fanden bei der KPD und den ihr nahestehenden Organisationen und Verlagen politische Haussuchungen statt.

— Zwei Bilder von A. Erbach aus der Ausstellung der revolutionären Künstler wurden beschlagnahmt. In Brandenburg veranlaßte die Polizei einen Buchhändler auf Grund des Bracht-Erlasses, den Umschlag eines Buches, der die Venus von Milo darstellte, aus dem Schaufenster zu entfernen.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Renaissance der Monarchie

Fünf oder sechs Jahre ist es her, da schrieb Walter Lambach, damals Reichstagsabgeordneter der Deutschnationalen Volkspartei, die Monarchie sei für Deutschland nur noch eine Kinoangelegenheit. Worauf ihn Hugenberg aus seiner Partei heraussetzen ließ, weil er zwar überzeugt war, daß Lambach recht habe, aber grade darum sich in seinen heiligsten Gefühlen verletzt fühlte.

Heute ist nicht mehr ganz wahr, was vor fünf Jahren so schien. Bis zum 13. August 1932 gab es nur eine fascistische Gefahr für die Republik. Heute zeigt sich nächst der drohenden Militärdiktatur oder hinter ihr wieder das monarchistische Gespenst. Wer von Hitler enttäuscht ist, versucht seine Untertanenkomplexe an einem andern Objekte abzureagieren.

Monarchisten und Prätendenten vermeinen, Morgenluft zu spüren.

Im Bund der Aufrechten hatten sich nach der Revolution die letzten Panoptikumsfiguren der preußischen Royalisten zusammengefunden, eine sehr kleine, aber sehr erlesene Gesellschaft. Sie sandten Telegramme nach Doorn und betätigten sich auch sonst politisch. Die Republik hatte vor einigen Jahren den Bund verboten. Bracht hat ihn wieder erlaubt.

Neben dem wiedergeborenen Bund der Aufrechten ist vor einigen Wochen neu gegründet worden die „Sozial-Monarchische Bewegung". Sie gibt ein Wochenblatt ‚Die Monarchie' heraus und domiziliert in der Potsdamer Straße.

Nebenan in der Lützowstraße haust die „Deutsche Kaiserpartei". Ihr Organ nennt sich ‚Fanal' und hat erst drei Nummern herausgebracht, während die ‚Monarchie' in der Lage war, durch Flugblatt den Ausfall ihrer Nummer 7 anzuzeigen.

Natürlich sind Aufrechte und Sozialmonarchisten und Kaiserparteiler samt und sonders nur Erscheinungen aus der Kleintierwelt. Man fragt sich vergebens, warum sich der große Unbekannte für solche Gründungen in Unkosten stürzt. Ernstzunehmen als Partei der Restauration ist lediglich die Deutschnationale Volkspartei. Sie war immer grundsätzlich monarchistisch, hat aber Jahre hindurch ihr monarchisches Treubekenntnis im Parteisafe sicher zu verwahren gewußt. Jetzt hält sie es für zeitgemäß, es wieder in Gebrauch zu nehmen. Auf der Reichsführertagung der Deutschnationalen Volkspartei erklärte am 6. Oktober Dr. Quaatz, das Sprachrohr Hugenbergs, „die Wiederaufbauarbeit Deutschlands müsse ihr letztes und größtes Ziel in der Wiederherstellung des Hohenzollernkaisertums finden."

Der Stahlhelm ließ am 9. Oktober auf seinem Landesverbandstag in Magdeburg die Kronprinzessin reden. Gleichzeitig führte er in Berlin dem Kronprinzen und seinen Brüdern einige seiner neuen Filme vor. Den Prinzen wurden stürmische Ovationen gebracht. Herr v. Papen hielt eine Ansprache und versprach dem Stahlhelm, daß er nicht umsonst gekämpft haben solle.

Deutschnationale Volkspartei und Stahlhelm sind die einzigen politischen Stützen des Kabinetts Papen.

Die Hohenzollernprinzen haben ihre Rollen verteilt. Die einen arbeiten im Stahlhelm, die andern in der NSDAP. Den Verbindungsoffizier zwischen den scheinbar getrennten Fronten macht der Kronprinz. Er ist aktiv im Stahlhelm, Hospitant bei Hitler, für dessen Präsidentschaftskandidatur im zweiten Wahlgang er öffentlich eintrat.

Wer ist Prätendent für den Thron? Der Kronprinz ist bestimmt keine Energie, nicht einmal auf dem Tennisplatz. Aber Frau Cäcilie ist eine Energie. Als ihr ein paar Jahre nach der Revolution Major Anker klarzumachen versuchte, daß der einzige

aussichtsreiche Kandidat ihr ältester Sohn sei — er hat noch keine Gelegenheit gehabt, sich mit negativen Leistungen zu belasten —, erwiderte sie ganz von oben: „Glauben Sie, ich verspürte Neigung zur Rolle der Kaiserin-Mutter?" und wandte ihm den Rücken.

Der ‚Vorwärts' hat sehr genaue Mitteilungen über die Pläne des Kronprinzen veröffentlicht, sich zum Reichsverweser machen zu lassen, gestützt auf Reichswehr, auf die auf das Reich übergegangene Schupo und auf vierhunderttausend bewaffnete Stahlhelmer. Der Kronprinz hat den ‚Vorwärts' bisher nicht verklagt. Er hat ihm nicht einmal auf Grund von § 11 des Preßgesetzes eine Berichtigung zugesandt.

Die Regierung allerdings hat sehr kategorisch erklärt, daß ihr von solchen Plänen des Kronprinzen nichts bekannt sei. Kein loyaler Staatsbürger wird an der Richtigkeit dieser Erklärung zweifeln. Sie trifft sicher für das Datum zu, an dem sie abgegeben wurde.

Inzwischen hat Herr v. Papen in München seine Antiverfassungsrede gehalten. Er will zwar den zweiten Teil der Verfassung bestehen lassen, dafür aber den ersten um so energischer reformieren. Grade in diesem ersten Teil steht, daß das Deutsche Reich eine Republik sei.

Unter den Mitgliedern des Kabinetts ist kein einziger Republikaner. Man darf sich nicht wundern, daß die Monarchisten außerhalb des Kabinetts auf die Monarchisten innerhalb des Kabinetts hoffen. Vorläufig begnügen sie sich damit, für die Wahl von Deutschnationalen zu agitieren. Wissen sie doch sehr genau: wer Hugenberg wählt, wählt Hohenzollern.

Prinzen und Monarchisten halten die Konjunktur für günstig. Sie sagen sich: wenn nicht unter Hindenburg, so doch bestimmt hinter ihm.

Hellmut v. Gerlach

Ankurbelung

Wir nähern uns wieder der Zeit der Maschinenstürmer.

Da haben die berliner Kohlenhändler mit Hilfe der Gewerkschaften beschlossen, die schönen Greifer und Krananlagen, die sinngemäß zum Verladen der Kohlen vorhanden sind, zur gewaltigen Attrappe zu degradieren und in ihrem Schatten vierzig Arbeitslose des Segens teilhaftig werden zu lassen, Kohlen mit der Hand zu trimmen. Dafür wollen die Kohlenhändler den Segen der Notverordnung genießen, nach der sie für jeden neu eingestellten Mann ein Geschenk von vierhundert Mark erhalten.

Solche Wege weist das neue Wirtschaftsprogramm.

Die Berliner Hafen und Lagerhaus A.-G. (Behala) jedoch, die aus ihrer Anlage natürlich den Nutzen ziehen will, hat den Handbetrieb nicht gestattet. Das konstatiert die ‚Germania' mit folgenden Worten: „... Der Kohlenhandel sieht sich jetzt genötigt, die bereits eingestellten Arbeiter zu entlassen, wenn nicht durch Eingreifen von andrer Seite die Haltung der ‚Behala', die mit den Bemühungen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit kaum in Einklang zu bringen ist, eine Änderung erfährt."

Wir fassen uns ob solcher Bemühungen an unsern ökonomischen Kopf. Wenn so die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit aussieht, fällt es nicht schwer, sich das Ende vorzustellen:

Im Schweiße ihres Angesichts und im Anblick herrlicher, arbeit- und zeitsparender, aber dampf- und stromloser Maschinen wird der Arbeiter wieder roboten, nicht nur als Knecht seines Arbeitgebers sondern jetzt auch wieder als Knecht der Natur, des Stoffes, des Materials. Und das nur, weil die kapitalistischen Wirtschaftsführer auf ihrem Steckenpferd lieber in die Steinzeit zurückreiten als eine sinnvolle, die Technik nützende Wirtschaft aufbauen wollen.

Jos. Faensen

„Der letzte deutsche Kriegsgefangene"

Oskar Daubmann, in Wahrheit Karl Ignaz Hummel, ist als Schwindler entlarvt worden.

Diese Aufdeckung wird gewiß den vielen Gazetten peinlich sein, die mit Daubmann ein so herrliches chauvinistisches Geschäft betreiben konnten. Schrieb doch der ‚Angriff' noch am 9. Juli von einer „ungeheuerlichen, aller Kultur hohnsprechenden französischen Schandtat"! Auch die überflüssigerweise noch immer existierende „Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener", deren Aufgabe es anscheinend ist, aus der Kriegsgefangenenschaft einen Beruf zu machen, ist reingefallen. Sie stellte noch vor ganz kurzer Zeit Oskar Daubmann der berliner Presse als wirklich letzten, echten, sozusagen amtlich zugelassenen deutschen Kriegsgefangenen vor. Er hat damals die Prüfung glänzend bestanden. Er brauchte ja der Presse und dem sonstigen Publikum einfach nur das zu erzählen, was die Herren von ihm so gerne hören wollten. Die Franzosen sind nun einmal furchtbare Barbaren. Sie quälten Daubmann sechzehn Jahre lang in Afrika und ließen ihn im Kerker schmachten!

Daß auch die Eltern auf diesen Schwindler hereingefallen sind, ist die einzige tragische Seite dieser Angelegenheit. Sie ahnten nicht, daß heute letzter deutscher Kriegsgefangener sein ein neues Metier bedeutet, um das sich verschiedene Leute bemühen. Jener Alfons Paoli Schwartz, dessen Schicksal gewiß tragisch war, deklariert sich ja auch in seinen Erinnerungen als letzter deutscher Kriegsgefangener oder wird als solcher reklamiert. Dabei ist er 1919 regelrecht in Kehl wegen angeblichen Kriegsverrats verhaftet worden.

In Italien gibt es den Parallelfall Bruneri, jenen „Professor", der seit Jahren um die Anerkennung kämpft, Bruneri zu sein. Und er nicht allein: die Frau des verschollenen Professors Bruneri kämpft mit ihm aus jenem gleichen verständlichen Sentiment, das die Eltern des verschollenen Daubmann nach anfänglichem Zögern veranlaßte, in dem Heimgekehrten ihren Sohn wiederzuerkennen.

Es gibt viele Leute, die heute „plötzlich zurückkehren" und erklären, sie kämen aus der Kriegsgefangenschaft. Sie wissen, daß das außerordentlich imponierend wirkt und auch Geld einbringt. Zunächst einmal verbürgt es eine glänzende Aufnahme in der Heimat, später veranstalten sie Vortragsreisen (wie Daubmann, der auf einer solchen verhaftet wurde) und dann findet sich meistens auch noch ein guter Verleger. Es ist also ein sehr einträgliches Geschäft, und wenn nicht in dem Auswärtigen Amt Herr Regierungsrat Kundt säße, der diese Fälle aus langjähriger Erfahrung kennt und dem ohne Zweifel neben den badischen Behörden auch das Verdienst an der Entlarvung dieses „Daubmann" zugeschrieben werden muß, wer weiß, wieviele letzte deutsche Kriegsgefangene es heute schon in Deutschland gäbe.

Als die französische Regierung im Falle Daubmann notifizieren ließ, daß ein Mann gleichen Namens nie Kriegsgefangener gewesen sein könne, da geriet unsre nationalistische Presse über die Verworfenheit dieser bösen Franzosen aus dem Häuschen. Sie

hätten sich ja bloß an den Fall des Louis Schneider aus Bokittnitz zu erinnern brauchen. Der hatte doch sogar nachweislich Weihnachten 1928 aus einem französischen Zuchthaus geschrieben, seine Angaben waren daher viel glaubwürdiger als die Daubmanns. Aber bei ihm konnte unschwer festgestellt werden, daß er nach dem Kriege nach Frankreich gegangen war, sich dort eines Verbrechens schuldig gemacht hatte und deswegen nun im Zuchhaus saß.

Neulich hat Gabriele Tergit hier das hübsche neue Gesellschaftsspiel „Ich lasse dich an der Litfaß-Säule verhaften" empfohlen. Es ist schon wieder abgelöst von Herrn Karl Ignaz Hummel alias Oskar Daubmann, der das neuste Gesellschaftsspiel „Ich kehre als letzter deutscher Kriegsgefangener heim" in den Handel brachte. Das ist noch vorteilhafter, weil es etwas einbringt. Und so sicher es deutsche Spießer gibt, so sicher wird das immer wieder vorkommen, und bestimmt fällt auch alles wieder darauf herein!

Kurt Großmann

Auswüchse der Prostitution

Die kommissarischen preußischen Minister haben verkündet, daß sich ihre treuen Untertanen in allen Landesteilen gar bitter über die „Auswüchse der Prostitution" beschwert hätten. Die öffentliche Ordnung sei neuerdings durch das Verhalten der Prostituierten derart gestört, daß die Bestimmungen des Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten nicht mehr genügten, um dieses Übel einzudämmen. Resultat: die Herren beraten eine neue Notverordnung. Leider haben es die „beteiligten Ministerien" unterlassen, gleichzeitig zu verkünden, daß die sogenannten „Auswüchse" bereits mit dem geltenden Strafgesetz dauernd verfolgt werden, daß alljährlich Hunderte von Prostituierten eben wegen jener Auswüchse ins Gefängnis kommen. Mit Haft wird bestraft, „wer öffentlich in einer Sitte oder Anstand verletzenden oder andre belästigenden Weise zur Unzucht auffordert oder sich dazu anbietet." Außerdem: „wer gewohnheitsmäßig zum Zwecke des Erwerbes in der Nähe von Kirchen, Schulen oder andern zum Besuche von Kindern und Jugendlichen bestimmten Örtlichkeiten oder in einer Wohnung, in der Kinder oder Jugendliche im Alter zwischen drei und achtzehn Jahren wohnen, oder in einer Gemeinde mit weniger als fünfzehntausend Einwohnern, für welche die oberste Landesbehörde zum Schutze der Jugend oder des öffentlichen Anstandes eine entsprechende Anordnung getroffen hat, der Unzucht nachgeht." Das sind nicht etwa veraltete und vergessene Paragraphen, um die sich niemand kümmert. Es sind die Ergänzungsbestimmungen von 1927, die von der Kriminalpolizei und den Amtsgerichten durchaus beachtet werden. Allein das Amtsgericht Berlin-Mitte erläßt im Jahr ungefähr siebenhundert Strafbefehle gegen Prostituierte, die sich gegen diese Bestimmungen vergangen haben. Es bleibt ein ungelöstes Rätsel, wie die Mädchen bei dem ungeheuren Überangebot ihren traurigen Beruf auch nur mit kleinstem finanziellem Erfolg ausüben können, ohne jeden Augenblick gegen das Gesetz zu verstoßen. Viele sehen so brav und bieder aus, stehen so verängstigt und bescheiden an den Straßenecken, daß man sie nur an der typischen Handtaschenbewegung erkennt.

Kleine Gruppen von drei und vier Frauen unterhalten sich wie gesittete Kleinbürgerinnen unauffällig über Miete und Kleider, sie gehen wortlos auseinander, wenn sie sich nur ein paar Minuten lang beobachtet fühlen. Sie wissen ja genau, daß die Kriminalpolizei aufpaßt. Wenn sie beim Ansprechen ertappt werden, kommt beim ersten Mal eine Vorladung und Verwarnung. Beim zweiten und dritten Mal kommt schon der Strafbefehl, mit der Mitteilung, daß sie drei oder vier, manchmal auch acht oder zehn Tage Haft im Gefängnis absitzen müssen.

Als ganz schwerwiegende „Übertretung" gilt das sogenannte „Tätlichwerden" beim Ansprechen, besonders wenn etwa mehrere Mädchen einen Mann einkreisen. „Strumpfband ordnen" als Anreizmittel auf der Straße ist auch schon strafbar, von lauten, herausfordernden Bemerkungen gar nicht zu sprechen. Etwa zwanzig Prozent der Frauen nehmen den Strafbefehl an und verzichten auf ihr Widerspruchsrecht. Die Mehrzahl legt Widerspruch ein und muß sich dann in einer besondern Gerichtsverhandlung vor dem Einzelrichter verantworten. Da kommen abgehärmte, elende Frauen von fünfzig Jahren, die schon lange nicht mehr konkurrenzfähig sind und nur noch mit den gröbsten Mitteln Erfolg haben können. Es kommen die Häßlichen und die Ungeschickten, manchmal ein paar ganz junge Anfängerinnen, die noch nicht Bescheid wissen. Die Zeugenaussage der Kriminalbeamten ist das Beweismaterial. Bei der ersten Verurteilung kann der Richter noch einmal Bewährungsfrist geben, die in der Regel auf anderthalb Jahre bemessen wird. Kommt in dieser Zeit eine zweite Anzeige, so müssen die erste und die zweite Strafe verbüßt werden. Bei allzu häufigen Rückfällen wird die Landespolizeibehörde benachrichtigt; das heißt dann unter Umständen Arbeitshaus, Besserungs- oder Erziehungsanstalt, oder zwangsweise Verwendung für „gemeinnützige Arbeiten".

Die neue christlich-nationale Regierung könnte mit den bestehenden Bestimmungen zufrieden sein, selbst wenn es auch einsichtige und aufgeklärte Polizeibeamte und Richter gibt, die ihre Machtmittel nur vernünftig und im Interesse der öffentlichen Ordnung anwenden, ohne die ausgesprochene Absicht, den christlichen Staat durch die Einkerkerung seiner ärmsten Kinder zu retten. Wer wird eigentlich durch die sogenannten Auswüchse beleidigt? In den ganz berüchtigten Stadtvierteln hält sich in der Regel nur auf, wer an solche Anblicke gewöhnt ist oder selbst dazu gehört. Das Ärgernis am sogenannten „hellichten Tag" nehmen ein paar Ladenbesitzer, die behaupten, daß das ehrbare Publikum ihre Schaufenster nicht ungestört betrachten könne. Sowie sie eine Beschwerde einreichen, wird ihre Ecke von der Kriminalpolizei besonders beobachtet. Die Fremden? Warum sollen die Amerikaner nicht wissen, daß es für Tausende deutscher Frauen

keine andere Existenzmöglichkeit mehr gibt? Die erwachsenen Bürger, die ihrer Arbeit nachgehn? Es schadet ihnen nichts, wenn sie täglich darauf gestoßen werden, daß sich Männer für fünfzig Pfennig und eine Mark eine Frau kaufen können, die vielleicht noch vor ein paar Monaten genau so ordentlich in die Fabrik und in das Bureau gegangen ist wie ihre eignen Töchter und Schwestern. Durch eine neue Notverordnung zur Drangsalierung armer Straßenmädchen wird der Herr Reichsminister des Innern aus Deutschland kaum ein Mädchenpensionat machen können.

Hilde Walter

Wo bleibt die Höflich?

Manchmal, selten kommt der Glücksfall, daß Aussehen und Persönlichkeit einer Schauspielerin sich decken mit der Gestalt des Dichters.

Als die Höflich die Frau John in den Ratten spielte, trat dieser Glücksfall ein. Es ist ihre Rolle. Die Höflich, in ihrer Körperlichkeit kein modernes Ideal, auch ganz jung nie „junges Mädchen", deckte sich ganz mit der Vision des Dichters. Lucie Höflich ist die Frau aus dem Volk, etwas zergangen, grob und kleinbürgerlich, aber wenn sie eintritt, tritt der Mythos selber ins Zimmer. Das Schicksal ist sie, die ewige Moira. Sie ist das Muttertier. Erst bei den breiten Hüften der Höflich ist Unfruchtbarkeit vernichtend. Sie ist Frau John, Mörderin aus sinnlosem Trieb nach dem Kind.

Lucie Höflich hat in den letzten Jahren nicht viel gespielt. Einmal in Bruckners „Verbrechern", einmal in Hamsuns „Vom Teufel geholt". Seitdem beinahe nichts. Sie lag brach. Jetzt kam die Neuinszenierung der Ratten, zugleich Feier von Hauptmanns siebzigstem Geburtstag. Man holte die Höflich nicht. Man ließ sie ziehen. Sie spielt in Hamburg die Frau John.

Kein Wort gegen die Dorsch. Aber die Dorsch ist jung, an Jahren, mehr noch an Aussehen, süßes Mädchen. Noch in zehn Jahren, in fünfzehn Jahren hätte sie die Frau John spielen können. Sie ist immer großartig, aber eine Frau John ist sie nicht. Sie ist eine helle Liebende, eine begnadete Frau, keine dunkle Getriebene. Sie kommt nicht aus dem Reich der Mütter. Wenn irgendwo, wenn irgendwann, dann war hier die Höflich am Platze. Geht es in der Kunst nach Leistung? Oder geht es nach Äußerlichkeiten? Hatte man vielleicht den Snobismus zu denken: Nun aber mal jemand andern für die John? Wählte man die Dorsch, weil ihr Name im Augenblick der zugkräftigere schien?

Eine Künstlerin ist ein empfindliches Wesen. Es muß umhegt werden. Was man hier getan hat, ist ein tiefes Unrecht, schmähliche Undankbarkeit gegen eine große Frau.

Gabriele Tergit

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte, Ortsgruppe Mitte. Dienstag 20.00. Himburgs Bierhaus Charlottenstr. 81: Aktion gegen die Papen-Notverordnung, Hanns-Erich Kaminski. — Ortsgruppe Schöneberg. Dienstag 20.15. Café des Westens, Kurfürstendamm 24 (Blaues Zimmer): Die politischen und sozialen Kräfte im heutigen Deutschland, Arthur Rosenberg. — Jugendliga. Sonntag 11.00. Kamera, Unter den Linden 14: Politisches Marionettentheater. — Antikriegsmuseum, Parochialstraße 29 (U-Bahn Klosterstraße). Freitag 20.00. Ernst Friedrich liest Kapitel aus seinem Buch „Festung Gollnow". Anschließend freie Diskussion.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (17.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27 Individuum und Gemeinschaft, Alexander Müller.

Stuttgart

Linkskartell der Geistesarbeiter und freien Berufe. Donnerstag 20.00. Bürgermuseum: Die Kulturkrise und die Lage der Geistesarbeiter und der freien Berufe, Edwin Hörnle.

Rundfunk

Dienstag. Leipzig 19.30: Aus Cervantes Don Quixote. — **Donnerstag.** Mühlacker 19.30: Figaros Hochzeit von Mozart. — Königsberg 20.35: Aus den Prosaschriften, Erzählungen und Anekdoten Heinrich v. Kleists. — Leipzig 20.40: Kleists Prinz Friedrich von Homburg. — Breslau 18.00: Heinrich Schnitzler liest aus Arthur Schnitzlers unveröffentlichten Schriften.

Antworten

Jungbannermann Martin. Sie schreiben uns: „Seit jenem unglückseligen 20. Juli 1932, der in der Geschichte wohl als unser schwärzester Tag erscheinen wird, geht ein frisch-fröhlicher Oppositionswind durch den SPD-Apparat. Das Murren und Kritisieren gegen Braun, Severing, Grzesinski und auch gegen Wels verstummt nicht mehr. Wer sind die Oppositionellen und was wollen sie? Wir wollen in erster Linie Sozialisten und erst in zweiter Linie Demokraten sein, wir wollen keinen sozialen sondern einen sozialistischen Volksstaat. Wir, das sind: das Reichsbanner und hier in erster Linie wieder die Jungbannerformationen, die Gewerkschaftler der Hammerschaften und Teile der SAJ. Wir nehmen unsre Opposition ernster als Rosenfeld und Seydewitz, wir wollen nicht aus der SPD austreten, wir wollen die Arbeiterschaft nicht schwächen, indem wir eine neue Spaltung in der Partei heraufbeschwören. Nein, wir bleiben in der Partei, wir wollen mit verdoppelter und verdreifachter Kraft in allen Parteiinstanzen und Veranstaltungen arbeiten, um die Partei von innen heraus wieder schlagkräftig und kampffähig zu machen. Es wäre schade um den Partei- und Gewerkschaftsapparat, den sich die Arbeiterschaft in ihren jahrzehntelangen Kämpfen geschaffen hat, wenn er durch voreiliges Handeln zerschlagen würde. Aber wir sagen ebenso offen, daß unser Parteiapparat zu schade ist für eine Politik von Rauschebärten. Wir wollen unsern Führern nicht den guten Willen absprechen, wir wollen ihnen auch ihre Verdienste (es sind leider allzuwenig) nicht schmälern. Aber das größte Verdienst eines Führers ist die Erkenntnis, daß er nicht mehr in der Lage ist, mehr als hundertprozentig seinen Posten zu versehen (denn hundertprozentig allein genügt heute nicht mehr), daß seine Zeit abgelaufen ist. Es kann kein Zweifel bestehen, auch in der heutigen Parteileitung nicht, daß ein Mann mit fünfundfünfzig oder sechzig und mehr Jahren, mag er noch so viel guten Willen haben, nicht mehr der rechte Mann am rechten Fleck ist. Noch viel weniger sind es aber Leute, denen auch der gute Wille fehlt und die aus Engstirnigkeit jeden neuen Vorschlag ablehnen und es als persönliche Kränkung auffassen, wenn Teile der Partei und vor allem die Jugend andrer Meinung sind. Von der SPD wurde jetzt ein Sozialisierungsprogramm aufgestellt. Das hat uns sehr gefreut. Wir glauben nur nicht, daß wir damit Erfolg haben können, solange nicht die Führung wechselt. Wir wollen neue junge Kräfte sehen, denen wir die Kraft zutrauen können, daß sie sich ganz dafür einsetzen. Unsre alten Führer sind mit zu viel Verantwortung für so viele Unterlassungen der Vergangenheit belastet, daß das Volk an einen solchen Umschwung bei ihnen einfach nicht zu glauben vermag. Eine Änderung in der Taktik und in den Absichten setzt als Fundament einen Wechsel in der Führerschicht voraus. Es müssen junge Kräfte an die Spitze, die weniger staatspolitisches Verständnis aber dafür mehr Machtwillen, weniger demokratische Duldsamkeit und Milchbreitoleranz aber dafür mehr sozialistischen Willen haben. Und wir haben dieser Kräfte genug, ich nenne nur einige: Seeger, Mierendorf und die vielen Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre, die in ihrem Kreis unermüdlich tätig sind und nur dadurch bisher nicht an die breite Öffentlichkeit oder gar in den Reichstag oder Landtag gelangten, daß sie noch keine sechzig Jahre alt sind. Auch bei uns im Reichsbanner muß mit den alten Leuten aufgeräumt werden, die die Zeichen der Zeit nicht verstanden haben, oder nicht verstehen wollen. Wer sich heute noch mit den bisherigen ungenügenden Ergebnissen — wenn nicht gar Mißerfolgen — der Wahlen zufrieden gibt, hat in einer Kampfformation nichts zu tun, erst recht nicht an irgend einer leitenden Stelle. Wir wollen auch nicht, daß die SPD-Funktionäre gleichzeitig auch die Funktionsposten im Reichsbanner innehaben, denn dadurch leidet unsre politische Selb-

ständigkeit. Da die ganze Wahlarbeit zu fünfundsiebzig Prozent von uns Reichsbannerleuten getragen wird, fordern wir, daß wir auch den Einfluß haben, der uns gebührt. Wir sind uns unsrer Machtstellung bewußt, deshalb wollen wir sie auch nützen. Es wäre verfehlt, wollten wir alle Diskussion über begangene Fehler lassen und so weiter arbeiten. Weiter gearbeitet soll werden, aber ganz anders als bisher."

Einsender. Flehentliche Bitte: Schickt uns nichts mehr über den Zwickel, weder Prosaisches noch gar Gereimtes, weder Besinnliches noch gar Humoriges. Wir haben gestern das Jubiläum des fünfzigsten Zwickelgedichts in kleinem Kreise still begangen. Wenn die Bade-Verordnung auf die Sittlichkeit ebenso produktiv wirkt wie, nach unsrer Erfahrung, auf die Schriftstellerei, dann erfüllt sie ihren Zweck in ungeahntem Maß.

Generalintendant Vollmer, Altenburg. Im ‚Völkischen Beobachter' steht zu lesen, Sie seien 1914 als Oberleutnant ins Feld gezogen, dann „jahrelang in französischer Gefangenschaft" gewesen, 1915 zum Hauptmann und 1918 zum Major befördert worden. Wie macht man das? Wurde Ihre Leistung, sich jahrelang in Gefangenschaft befunden zu haben, von Ihren Vorgesetzten so hoch eingeschätzt, daß man Sie deshalb vom Oberleutnant zum Major aufrücken ließ? Auch ein andrer Punkt der Meldung ist uns nicht recht klar. Da heißt es nämlich: „Seine Berufung erfolgte durch die neue nationalsozialistische Regierung in Thüringen, deren Mitglied Vollmer nicht ist. Ein Beweis, daß diese Regierung geeignete Fachleute an die richtigen Posten setzt." Daß Sie nicht Mitglied der thüringischen Regierung waren, glauben wir Ihnen ohne weiteres. Sonst hätte man wohl etwas davon in den Zeitungen gelesen. Nur daß Ihre Nichtzugehörigkeit zu einer nationalsozialistischen Regierung den Beweis für Ihre Qualifikation als Theaterleiter darstelle, ist unserm nichtnationalsozialistischen Verstand ein Rätsel. Können Sie uns dies Rätsel lösen helfen? Auf alle Fälle gratulieren wir den Altenburgern zu dem Major als Generalintendanten. Nun wird doch Zug in den Theaterbetrieb kommen. Augen rechts! Richt euch!

Landgerichtspräsident Sölling. Warum haben Sie die Berufung in Ihrem Prozeß gegen das ‚8-Uhr-Abendblatt' zurückgezogen? Geben Sie damit zu, daß die Sie schwer belastende Urteilsbegründung stimmt? Im übrigen, ist es richtig, daß die Deutschnationale Volkspartei Sie gebeten hat, Ihr Eintrittsgesuch zurückzunehmen?

Oberstleutnant a. D. von Olberg. Sie waren im Kriege Leiter der Oberzensurstelle im Kriegspresseamt und sind soeben zum Pressechef bei der Bundesleitung des Stahlhelms ernannt worden. Erinnern Sie sich noch eines Vorkommnisses in der Pressekonferenz? Sie hatten mit großer Emphase das erste Bombardement Londons durch die Zeppeline vorgetragen und der Presse empfohlen, dies Ereignis gebührend zu feiern. Ein Journalist warf die Frage auf, wie man denn diesen Angriff vor dem Völkerrecht rechtfertigen könne, das das Bombardement offener Städte verbiete. Sie gerieten zunächst etwas in Verlegenheit, erwiderten aber dann: „Aber London hat doch den Tower." Nach dieser Leistung muß man Sie in der Tat für besonders qualifiziert zu dem Posten eines Pressechefs beim Stahlhelm halten.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Diktierte Verfassung

Hellmut v. Gerlach: Jus

Die „grundsätzlich neue Staatsführung" bereitet eine grundsätzlich neue Reichsverfassung vor. Unermüdlich macht Papen Propaganda dafür. Er redet und redet. Trotzdem weiß man immer noch nicht, wie sie aussehen soll. Nur das eine weiß man, daß sie eine in einem Herrenhaus gipfelnde Verfassung des Herrenklubs gegen das Volk sein wird.

Möchte man Näheres wissen, muß man sich nicht an Herrn v. Papen wenden, sondern an seine geistigen Hilfstruppen. Das sind die Herren vom Tatkreis, die gewissermaßen die Intelligenz-Sparte des Stahlhelms darstellen. Sie sind rührig und produktiv. Ihr Organ, die ‚Tat', soll etwa dreißigtausend Abnehmer haben. Allenthalben bilden sich Ortsgruppen des Tatkreises. Ihre Mitgliedschaft ist eine bunte Platte. Nach der Wahl vom 31. Juli stellte die Ortsgruppe Wuppertal fest, daß aus ihrem Bestande alle Parteien von den Kommunisten bis zu den Nationalsozialisten Stimmen bekommen hatten. Überall produziert man Ideen zur sogenannten Verfassungsreform.

Als maßgebender Produzent darf aber nur Hans Zehrer angesehen werden, der Dirigent der ‚Täglichen Rundschau' und der ‚Tat', der Duce des Tatkreises.

Herr Zehrer hat in einem Artikel „An der Wende" seine Gedanken zur Verfassungsreform dargelegt. Sie fußten auf einer Entdeckung, die er zum Musterschutz anmelden könnte, nämlich auf der von der „neutralen Staatsgewalt". Wörtlich schreibt er: „Gesichert ist heute lediglich die Neutralität des Präsidenten und der Armee." Der letzte zwingende Beweis für die Neutralität der Armee war nach Ansicht Zehrers vermutlich der Schritt Schleichers bei Hindenburg, der unmittelbar den Sturz Groeners und mittelbar den Brünings im Gefolge hatte.

Wie Herr Zehrer sich die neue Verfassung denkt? Eine Stichprobe mag vorerst genügen. Zehrer schlägt, unter ausdrücklicher Bezugnahme auf das Kardinalskollegium und den Kronrat der Hohenzollern, die Einführung eines Präsidentschaftsrates vor, der die Autorität des Reichspräsidenten zu stützen und zu verbreitern hätte. Allerwichtigste staatsrechtliche Funktionen würden ihm zugewiesen werden:

„Er würde, um die Tradition und Kontinuität des Reiches zu wahren, ein Vorschlagsrecht zur Präsidentenwahl erhalten, wobei dem von ihm präsentierten Kandidaten von vornherein die Stimmen der Nichtwähler zugerechnet würden."

Das Ei des Kolumbus! Um der Rechten die Permanenz der Reichspräsidentenschaft zu sichern, werden dem Kandidaten des Präsidentschaftsrats die Stimmen der Nichtwähler zugeschrieben. Die Anarchisten stimmen grundsätzlich nie. Ergo — sind sie Bargeld für den Vertrauensmann der konservativen

Senioren. Herrscht zufällig am Tage der Wahl eine schwere Grippeepidemie, bedeutet das ein Plus von einer Million Stimmen für denselben Kandidaten.

Der Ausdruck „genial" ist viel zu schwach für die Erfindung Zehrers. Dieser Erfinder müßte sofort von Herrn v. Papen in die Verfassungsabteilung des Reiches berufen werden. Aber vielleicht nützt er ihm außerhalb mehr.

Wir kennen den Verfassungsplan Papens nicht. Wir ahnen ihn nur. Aber eins wissen wir: Wie er auch aussehen möge, auf verfassungsmäßigem Wege kann er niemals angenommen werden.

Herr v. Papen glaubt das natürlich nicht. Sonst würde er sich die Vorlage an den kommenden Reichstag sparen. Er ist Sanguiniker. Wie Nora hofft er auf das Wunderbare.

Minder gläubige Leute als Papen, die jedoch im Ziel mit ihm einig sind, sehen das parlamentarische Scheitern der Verfassungsreform vor. Da ihnen das Ziel wesentlich, der Weg gleichgültig ist, bereiten sie allerlei Konstruktionen vor, um die neue Verfassung auf jeden Fall in Wirksamkeit zu setzen. Sie sprechen von einem Notstand des Staates, der jedes Mittel zur Abhilfe rechtfertige, und ähnlich nebulosen Dingen.

Am deutlichsten wird die ‚Berliner Börsen-Zeitung'. Ihre finanzielle Abhängigkeit oder Unabhängigkeit ist soeben im Untersuchungsausschuß des preußischen Landtages hart umstritten worden. Sicher ist, daß sie mit Bewußtsein nie ein Wort bringen wird, von dem sie vermutet, daß es im Reichswehrministerium unangenehm auffallen würde.

Die ‚Berliner Börsen-Zeitung' schreibt am 13. Oktober in einer Polemik gegen Breitscheid, der an den Verfassungseid des Reichspräsidenten erinnert hatte:

> Ganz abgesehen davon, daß Herr Breitscheid überhaupt besser tun würde, sich um seine Angelegenheiten als um den Verfassungseid des Reichspräsidenten zu kümmern, muß bei dieser Gelegenheit einmal festgestellt werden, daß in jener Eidesformel an zweiter Stelle von dem Schutz der Verfassung die Rede ist, während an erster Stelle das Gelöbnis des Reichspräsidenten steht „dem Deutschen Volke zu nützen und Schaden von ihm abzuwehren". Unsres Erachtens handelt es sich hier um eine primäre Verpflichtung, während dem Schutz der Verfassung sekundäre Bedeutung zukommt, und es kann zweifellos Situationen geben, in denen das überragende Erfordernis, die Nation vor Schaden zu bewahren, es dem Reichspräsidenten gradezu zur Pflicht machen könnte, die Reform einer Verfassung zu ermöglichen, die dem deutschen Volke bisher nur Unheil gebracht hat.

Der von der Verfassung vorgeschriebene Eid, den Hindenburg geleistet hat, lautet:

> Ich schwöre, daß ich meine Kraft dem Wohle des deutschen Volkes widmen, seinen Nutzen mehren, Schaden von ihm wenden, die Verfassung und die Gesetze des Reiches wahren, meine Pflichten gewissenhaft erfüllen und Gerechtigkeit gegen jedermann üben werde.

Vergleicht man den Text dieser Eidesformel mit dem Artikel der ‚Börsenzeitung', so sieht man sofort, daß sie sich eines gradezu schamlosen Täuschungsmanövers schuldig gemacht hat. Bei den eidlichen Verpflichtungen des Reichspräsidenten handelt es sich nicht, wie bei gewissen Krankheitserscheinungen,

um primäre, sekundäre und tertiäre, sondern um koordinierte Pflichten. Sonst wäre zum Beispiel das Gelöbnis, Gerechtigkeit gegen jedermann zu üben, als fast ganz unbeachtlich anzusehen, da es zufällig an letzter Stelle steht.

Aus dem Artikel der ‚Berliner Börsen-Zeitung' stinkt der dolus heraus, auf tausend Meter gegen den Wind. Mit zynischer Offenheit spricht sie aus, was zahllose Reaktionäre jetzt denken, nämlich, daß der Staatsstreich im Staatsinteresse gemacht werden dürfe, gemacht werden müsse.

Die Verfassung kann legal nur auf zwei Wegen geändert werden: durch Zweidrittelmehrheit im Parlament oder durch Volksentscheid, bei dem sich die Mehrheit der Stimmberechtigten für die Änderung ausspricht. Jeder Weg außerhalb dieser beiden ist Verfassungsbruch.

Herr v. Papen denkt nicht an Verfassungsbruch. Aber die ‚Berliner Börsen-Zeitung' denkt nicht bloß daran, sie macht schon jetzt dafür Stimmung. Sie empfiehlt wenigstens „in omnem eventum", wie die Juristen sagen, den dritten Weg. und sucht ihn Herrn v. Papen durch die schieberhafte Unterscheidung von „primär" und „sekundär" plausibel zu machen.

Die ‚Berliner Börsen-Zeitung' ist offenherzig. Wir wollen es auch sein und ihr samt ihren Freunden sagen: eine diktierte Verfassung ist niemals rechtsgültig! Nach dem Grundsatz „Macht geht vor Recht" kann sie vielleicht dem Volke vorübergehend aufgezwungen werden. Aber der Staatsstreich von oben sanktioniert die Revolution von unten. In dem Augenblick, wo die Machthaber den Rechtsboden verlassen, gibt es keine rechtlichen Verpflichtungen für die Massen mehr.

Staatsstreich ist die Erklärung des Bürgerkrieges. Innerer Offensivkrieg. Wer sich gegen diese Offensive zur Wehr setzt, befindet sich in Notwehr. Die Staatsstreichler sind Verbrecher, die Verteidiger des Rechts gegen den Staatsstreich haben alle Ethik auf ihrer Seite.

Der Staatsstreich ist natürlich eine bloße Hypothese. Aber diese Hypothese bedarf nach Äußerungen wie denen der ‚Berliner Börsen-Zeitung' der öffentlichen Erörterung.

Was die Gegner des Staatsstreichs im Falle des Falles zu tun hätten, ist lediglich eine Frage dessen, was zweckmäßig und möglich ist. Moralisch ist es überhaupt keine Frage.

Der amerikanische Journalist Knickerbocker hat in den letzten Monaten die europäischen Staatsmänner und Inhaber der höchsten Staatsstellen interviewt. Er fand Miklas bekümmert, Masaryk beunruhigt, Mussolini ernst, Herriot abwechselnd jovial und besorgt. Nur „Kanzler v. Papen war gleichmäßig heiter".

Vom deutschen Volk wird man nicht behaupten können, daß es sich derselben Gemütsverfassung wie sein Kanzler erfreue. Und wenn dies deutsche Volk liest, daß sein Kanzler „gleichmäßig heiter" sei, angesichts unsrer heutigen Wirtschaftslage und der Verfassungskämpfe von morgen, so wird es an das einst viel zitierte Wort denken: da staunt der Laie und der Fachmann wundert sich.

* * *

Was Hellmut v. Gerlach über die Abwehr eines Staatsstreichs sagt, wird die Zustimmung der gesamten Linken finden. Aber indem er es juristisch ausdrückt, begibt er sich, scheint mir, aufs Glatteis. In juristischen Fragen sind immer verschiedene Auslegungen möglich, sonst gäbe es weder Rechtsanwälte noch Professoren der Jurisprudenz.

Für uns ist es selbstverständlich, daß die Verkündung einer oktroyierten Verfassung ein Rechtsbruch wäre. Manche Reaktionäre sind, wie aus Gerlachs Zitaten hervorgeht, sogar darüber andrer Meinung. Noch andre behaupten, die ganze Republik beruhe auf einem Rechtsbruch und die Wiederherstellung des Kaiserreichs würde nur die Wiederherstellung des verletzten Rechts sein. Und sollte wirklich eine neue Verfassung durch Diktat zustande kommen, so werden wir vielleicht noch eine andre Begründung zu hören bekommen.

Damit man sich gegen einen Staatsstreich zur Wehr setzen darf, genügt es — politisch —, daß man dazu imstande ist. Juristisch aber müßte doch erst bewiesen werden, daß tatsächlich ein Rechtsbruch vorliegt.

Wie beweist man aber, daß die Oktroyierung einer Verfassung rechtswidrig ist? Soll man jetzt schon eine Klage gegen die Präsidialregierung auf Unterlassung einleiten? Oder soll man zunächst warten, bis die neue Verfassung diktatorisch in Kraft gesetzt ist, und dann einen Prozeß wie den in Leipzig anstrengen? Und wenn der schlecht für uns ausginge? Dann wären wir wohl nicht zur Revolution berechtigt und dürften gar nichts tun? Denn dann wäre ja alles in Ordnung. Und wenn inzwischen die Revolution den Staatsstreich bereits besiegt hätte, müßte wohl die Revolution wieder rückgängig gemacht werden?

Die Frage ist ferner, wo solch ein Prozeß geführt werden könnte. Jetzt haben wir für Verfassungskonflikte den Staatsgerichtshof. Jedoch selbst der würde ein Verfahren ablehnen, durch das jemand die Rechtswidrigkeit der Weimarer Verfassung beweisen wollte. Ich weiß nicht, ob der Verfassungsplan der Präsidialregierung ebenfalls einen Staatsgerichtshof vorsieht. Ich fürchte nur, auch vor ihm hätte eine Klage gegen die für die neue Verfassung Verantwortlichen wenig Aussicht, wenn diese Verfassung erst einmal in Kraft wäre.

Und gesetzt den Fall, es würde sich ein Gericht finden, das die Feststellungsklage über die Rechtswidrigkeit einer oktroyierten Verfassung zuließe, gesetzt sogar, dies Gericht würde sie für ungültig erklären — würde sie dadurch auch unwirksam werden? Gewiß nicht.

Die Leute, die dann von ihrem Notwehrrecht Gebrauch machten, könnten sich allerdings durch ihr Rechtsbewußtsein stark fühlen, obgleich Revolutionäre wie Gegenrevolutionäre auch schon ohne Gerichtsurteil das Gefühl, im Recht zu sein, besessen haben. Klassen, die um die Macht kämpfen, glauben sich nämlich immer im Recht, und wenn sie auch noch das geschriebene Recht auf ihrer Seite haben, so ist das höchstens eine angenehme Zugabe. Das Ausschlaggebende ist es nicht.

Die jeweiligen Machthaber pflegen unter allen Umständen auf die schießen zu lassen, durch die sie bedroht werden. Den Geschossen aber ist es ganz egal, ob sie aus legalen oder illegalen Läufen kommen. Und zum Schluß ist die Illegalität immer bei den Besiegten und die Legalität bei den Siegern.

Nehmen wir an, die preußischen Minister wären am 20. Juli nicht der Gewalt gewichen sondern hätten ihr mit Gewalt geantwortet. In Leipzig mag heute allenfalls zweifelhaft sein, auf wessen Seite das Recht ist. Dann jedoch wäre das durchaus nicht zweifelhaft gewesen: es hätte auf Seiten der Sieger gestanden.

Der Satz „Macht geht vor Recht" wird allgemein als unmoralisch betrachtet. Aber der Satz „Macht schafft Recht" wird im Staatsrecht allgemein anerkannt; sogar die Juristen sind sich darüber einig. Oder um es anders auszudrücken: gegen Revolutionen helfen nur Gegenrevolutionen und gegen Gegenrevolutionen nur Revolutionen.

Deutschland gleicht augenblicklich einem Mann, der ein Bild aus seinem Rahmen nahm und es durch ein andres ersetzte, und der dann sagte: „Nun ja, es mag ein andres Bild sein, aber der Rahmen ist doch derselbe." Muß erst auch der Rahmen geändert werden, damit man sieht, daß es sich um ein andres Bild handelt? Muß erst auch die Verfassung geändert werden, damit man sieht, daß ihr Inhalt längst gewechselt hat?

Als Schleicher den Rücktritt Groeners erzwang, als Hindenburg Brüning verabschiedete, als Papen den Reichstag auflöste, als die preußischen Minister gewaltsam ihrer Ämter entsetzt wurden, als der Reichskommissar in Preußen Beamte absetzte und ernannte und erklärte, er sei dem Landtag nicht verantwortlich, als der Reichstag abermals aufgelöst wurde — da blieb alles im Rahmen der Verfassung, selbstverständlich. Aber wenn jetzt auch noch die Verfassung geändert wird, so soll das plötzlich ein illegaler Akt sein? Nun, vielleicht, doch es ist nicht das Wesentliche. Das Juristische ist, wie gesagt, immer strittig. Politisch jedoch ist klar, daß hier eine fortgesetzte Handlung vorliegt.

Jahrelang hat die Sozialdemokratie erklärt: „Diesen Schritt machen wir noch mit, aber das nächste Mal, da sollt Ihr sehen!" Ähnlich schreiben jetzt manche Zeitungen in jeder Nummer: „Die Regierung hat sich mit ihrer neuesten Maßnahme auf einen Weg begeben, vor dessen Beschreitung wir sie aufs ernstlichste warnen." Die Drohungen und die Warnungen haben sich längst abgenutzt. Wir sollten nicht in den Fehler verfallen, dieselbe Walze zu drehen.

Damit die Linke in die Lage versetzt wird, künftigen Rechtsbrüchen Widerstand zu leisten, müssen wir sie vor allem vor Illusionen bewahren. Und eine Illusion ist es, etwas, was längst geschehen ist, abzuschwächen und erst auf das Datum zu verlegen, an dem das Fazit der Ereignisse gezogen werden könnte. Etwas andres wäre eine oktroyierte Verfassung nicht. Sie würde die veränderten Verhältnisse stabilisieren. Darum soll man sie bekämpfen. Jedoch eine neue Situation schaffen würde sie nur juristisch, nicht politisch.

Vergessen wir nicht, daß Preußen von 1849 bis 1918 unter einer oktroyierten Verfassung gelebt hat. Entscheidend aber war nicht der Tag, an dem Friedrich Wilhelm IV. diese Verfassung unterzeichnete und im preußischen Staatsanzeiger veröffentlichen ließ, sondern der Tag, an dem der General Wrangel an der Spitze der gegenrevolutionären Armee in Berlin einmarschierte. Dazwischen lagen drei Monate.

Wir wollen uns nicht stärker machen, als wir sind. Die Wahrheit ist, daß die Linke nicht nur eine Schlacht sondern einen ganzen Feldzug verloren hat. Das ist die Voraussetzung dafür, daß das Diktat einer neuen Verfassung überhaupt erörtert werden kann.

Wir wollen uns aber auch nicht schwächer machen, als wir sind. Die Linke ist noch nicht endgültig geschlagen, und, was die Hauptsache ist, sie ist noch da. Sie kann für ihre Rechte noch kämpfen, und sie wird für sie hoffentlich noch kämpfen.

Diese Rechte beruhen nicht auf Dokumenten, sie beruhen auf der Existenz der Arbeiterklasse, die ihre, freilich sehr zusammengeschmolzenen Eroberungen verteidigen und erweitern muß, wenn sie leben will. Daß sie zum Teil in der Weimarer Verfassung niedergelegt sind, gibt unserm Kampf auch die rechtliche Basis. Nötig hat er diese Rechtfertigung nicht.

Die Linke und ihr Kern, nämlich das Proletariat, wären konservativer als die Konservativen, wenn sie die Verfassung verteidigten, nur weil es die Verfassung ist. Sie müssen sie verteidigen, weil das heute ein Gebot der Klugheit wie der Selbsterhaltung ist. Aber damit diese Verteidigung sinnvoll und wirksam wird, darf sie sich nicht nur an Paragraphen klammern.

Die russischen Ausschlüsse und die KPD

von K. L. Gerstorff

Als ich das letzte Mal in Rußland war, im Herbst 1930, war ein Jahr vergangen, seitdem so entschiedene Anhänger Trotzkis wie Radek, Probraschenski, Smilga aus der Verbannung heimgekehrt waren. Sinowjew und Kamenew, die seinerzeit mit Trotzki ein Kampfbündnis gegen Stalin geschlossen hatten, waren — daran muß man grade heute erinnern — nicht verbannt worden, weil sie schon vorher zu Kreuze gekrochen waren. Stalin hatte grade in dem Jahre, als die Trotzkisten aus der Verbannung zurückkehrten, vom Herbst 1929 bis Herbst 1930, begonnen, einen Teil der Maßnahmen durchzuführen, die die Trotzkisten verlangt hatten. Und man hegte damals starke optimistische Erwartungen über die Weiterentwicklung. Ein führender kommunistischer Funktionär, mit dem ich über das völlige taktische Versagen der deutschen KP in allen entscheidenden Fällen sprach, meinte damals, es bestünde begründete Aussicht, daß sich hierin in nächster Zeit eine Besserung durchsetzen werde. Und er be-

gründete das folgendermaßen: bis zum Jahr 1929 hätte Stalin immer wieder gegen innerparteiliche Oppositionen kämpfen müssen. Erst waren es die Trotzkisten, zusammen mit der Gruppe um Sinowjew und Kamenew, und dann später die Rechtsopposition unter Bucharin, Rykow und Tomski. Jetzt aber seien die Oppositionen völlig zerbrochen, und der Sieg Stalins im Rahmen der bolschewistischen Partei sei für absehbare Zeit absolut gesichert. Dazu würde sich in Rußland auf Basis der Kollektivisierung der Landwirtschaft eine starke Verbesserung im Lebensniveau der breiten städtischen Massen und der Bauern ergeben, und diese objektive Besserung der wirtschaftlichen Lage, verbunden mit der unerschütterlichen Stellung Stalins in der Kommunistischen Partei, würde ihm gestatten, in Sowjetrußland liberaler vorzugehen, würde weiter den Druck Stalins auf die Parteien der Kommunistischen Internationale, vor allem auf die KPD, verringern. Es wurde in diesem Gespräch ohne jede Einschränkung zugegeben, daß Stalin während der Zeit, als er die Oppositionen in der russischen bolschewistischen Partei niederkämpfte, auch in den westeuropäischen Parteien keine selbständigen Köpfe vertragen habe sondern nur Figuren, die seine Befehle ausführten. Und man erwartete eben mit der Besserung der wirtschaftlichen Lage in Rußland, daß die kommunistischen Parteien in Westeuropa, vor allem die KPD, gesunden würden und die Möglichkeit erhielten, eine wirkliche Führergeneration heranzuziehen.

Ich hatte schon damals und in der kommenden Zeit immer wieder, auch in der ‚Weltbühne', meine starke Skepsis gegenüber diesen Erwartungen ausgesprochen, und die letzten Ereignisse in Rußland haben diese Skepsis völlig bestätigt. Der Fraktionskampf im Lager der bolschewistischen Partei hat nicht aufgehört; obwohl Stalin im Rahmen des Apparats über eine Macht verfügt wie nie zuvor, hat er es doch wieder einmal für notwendig gehalten, schärfste Maßnahmen gegen die Opposition zu ergreifen.

Was ist der tiefere Hintergrund der augenblicklichen Fraktionskämpfe in der russischen Partei? Aus der kommunistischen Presse, die bezeichnenderweise die Ausschlußmeldungen einige Tage später brachte als die Nachrichtenagenturen und die bürgerliche Presse, wird man wenig darüber erfahren. Für die kommunistische Presse ist die Sache ganz einfach: wer nicht mit Stalin geht, ist eine „Agentur des Kapitals", ist ein „konterrevolutionärer Agent der Bourgeoisie im Lager der Arbeiterklasse", ist ein Bundesgenosse der Kulaken etcetera. Wenn man aber bedenkt, daß unter den Ausgeschlossenen Sinowjew und Kamenew, die engsten Mitarbeiter Lenins, sind, so wird man über diese Phrasen zur Tagesordnung übergehen. Es ist schon notwendig, eine „materialistische" Erklärung der letzten Vorgänge in Rußland zu finden.

Der erste Fünf-Jahresplan ist beendet; der zweite Fünf-Jahresplan geht seiner Durchführung entgegen. Ohne Frage wurde mit dem ersten Fünf-Jahresplan Ungeheures in Rußland geschaffen. In der gleichen Zeit, wo der gesamte Weltkapitalismus von der bisher schwersten Krise betroffen wurde, wo

die industrielle Produktion auf ein Niveau sank, das ungefähr dem um die Jahrhundertwende entsprach, wo im Weltkapitalismus die Arbeitslosenzahlen ein Ausmaß angenommen hatten, für das wir in keiner frühern Krise eine Analogie besitzen — im gleichen Zeitraum ist die industrielle Produktion in Rußland außerordentlich stark gewachsen, ist die Arbeitslosigkeit liquidiert worden, ist die Zahl der beschäftigten Industriearbeiter beträchtlich gestiegen. Das muß rückhaltlos anerkannt werden. Ebenso wie eindringlich betont werden muß, daß die staatliche Bewirtschaftung der russischen Industrie die entscheidenden Faktorenreihen beseitigt hat, die im Kapitalismus zur Krise führen: das Auseinanderklaffen von Produktion und Absatz. Die wirtschaftlichen Erschütterungen, die es heute auch in Rußland gibt, kommen nicht wie im Kapitalismus von der Überproduktion her sondern, grade im Gegenteil, von der Unterproduktion. Und damit sind wir bei einer ganz entscheidenden Frage. Nach den Voranschlägen des Fünf-Jahresplans sollten in allererster Reihe die Produktionsmittelindustrien in Rußland entwickelt werden, aber man wollte sich nicht damit begnügen sondern wollte gleichzeitig, wenn auch in geringerm Umfang, die Leichtindustrien, die Konsumindustrien, entwickeln. Man wollte damit eine verstärkte Belieferung der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung durchführen, und auch die Lebensmittelproduktion sollte beträchtlich gesteigert werden. Das waren die Ziele, die man sich mit dem ersten Fünf-Jahresplan setzte. Sie sind nur zu einem Teil verwirklicht worden. Zunächst die Tatsachen: in gewissen Industriezweigen ist eine außerordentlich starke Produktionssteigerung erreicht worden, in manchen sogar eine, die über die Voranschläge des Fünf-Jahresplans hinausging. Auf dem entscheidenden Gebiet der Schwerindustrie ist aber die Zunahme nur sehr geringfügig gewesen. Das zeigen die Zahlen für die ganze Zeit des Fünf-Jahresplans:

Produktionsentwicklung 1928/32 (in 1000 t).

	1928	1929	1930	1931	1. Hj. 1931	1. Hj. 1932
Roheisen	3373	4312	4969	4885	2385	2815
Stahl	4278	4917	4632	5306	2650	2925
Walzeisen	3487	3972	4495	4023	1905	2224

Daß auch hier insgesamt eine Aufwärtskurve festzustellen ist, läßt sich nicht verkennen, aber das Tempo der Aufwärtsentwicklung ist ein außerordentlich langsames und bleibt sehr beträchtlich hinter den Voranschlägen zurück. In den Konsumindustrien war das Tempo ebenfalls nur sehr langsam, und die Steigerung der Lebensmittelproduktion war kaum größer als der Bevölkerungszuwachs, der in Rußland sehr beträchtlich ist (der Geburtenüberschuß ist heute noch höher als drei Millionen im Jahr), so daß die Versorgung der Städte mit Lebensmitteln, vor allem in letzter Zeit, sicherlich nicht besser, vielleicht sogar schlechter wurde.

Die Gründe sind mannigfaltiger Natur. Sowjetrußland ist insofern von der Krisis betroffen worden, als der Preisfall für seine Ausfuhrprodukte weit größer ist als der Preisfall für die

Einfuhrprodukte, sodaß grade im Außenhandel die Voranschläge des Fünf-Jahresplans immer wieder revidiert werden mußten. Dazu kommt der außerordentliche Mangel an technisch vorgebildeten Kräften, der grade darum eine so große Rolle spielte, weil die Russen bemüht waren, unter Überspringung der Zwischenstufen sofort die technisch modernsten Werke aufzubauen. Als nun die Schwerindustrie hinter den Voranschlägen so weit zurückblieb, hat man alle Energie grade auf sie konzentriert, sodaß die Leichtindustrie in noch stärkern Rückstand geriet. Dazu kam, daß die drohenden Konflikte im fernen Osten den Aufbau einer starken Vorratswirtschaft notwendig werden ließen. Und da die Bauern von den Städten so wenig Industrieprodukte bekamen, belieferten sie ihrerseits die Städte nur in geringem Umfang. Sie taten das, als sie als Einzelbauern wirtschafteten, und taten es auch dann noch, als sie zu Kollektivwirtschaften zusammengefaßt wurden. Stalins Annahme, man werde allein dadurch, daß man die Bauern in die Kollektiven zwingt, eine Verbesserung der Ablieferungsmengen durchsetzen, hat sich als falsch erwiesen. Der Kampf, den der russische Staat gegen zahlreiche Einzelbauernwirtschaften geführt hatte, wurde nun in die Kollektiven getragen. Wenn aber die Städte in so geringem Umfang beliefert wurden, wenn vor allem in zahlreichen neugegründeten Industrierevieren die Arbeiter nicht genügend Lebensmittel bekamen, dann wuchs die Arbeitsfreudigkeit nicht, dann stieg die Wanderlust, dann wurde es für die Werke immer schwerer, sich einen Stamm qualifizierter Arbeiter heranzuziehen — und damit wurde natürlich wiederum die Produktivität der Arbeit geschädigt. Das ist die objektive Lage fünfzehn Jahre nach der Oktoberrevolution. Das ist der ökonomische Hintergrund für die Ausschlüsse der Opposition. Die Opposition vertrat vor allem die Ansicht, daß nur bei einer gesicherten Lebensmittelbelieferung der städtischen Massen die Produktivität in der Industrie wachsen könne; diese verstärkte Lieferung von Lebensmitteln an die Stadt könne man eben nur mit einer liberaleren Politik gegenüber den Bauern durchsetzen.

Es wäre vollkommen absurd, zu glauben, daß die augenblicklichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten den Kern des Sowjetsystems berührten. Lenin hat 1921 nach jahrelangem Bürgerkrieg, als die Industrie völlig darniederlag und kaum zwanzig Prozent der Friedenslieferung erzeugte, die neue ökonomische Politik durchgeführt, den Kleinhandel etwas zugelassen, den Bauern eine gewisse Bewegungsfreiheit gegeben — und diese Politik Lenins hat nicht, wie zahlreiche Kapitalisten damals hofften, zu der Wiedereinführung des Kapitalismus in Rußland geführt, im Gegenteil, sie hat die Möglichkeiten für den Aufbau des sozialistischen Sektors in Rußland zugleich geschaffen und verstärkt. Das Rußland von 1932 ist nicht mehr das Rußland von 1921. Das Rußland von 1932 hat nicht nur die Friedensproduktion erreicht, es hat sie bei weitem überschritten. Das Rußland von 1932 wird deshalb nicht dadurch erschüttert werden, daß es übereilte Kollektivisierungsmaßnahmen in der Landwirtschaft wieder rückgängig

macht und dem Bauern — und damit gleichzeitig dem Kleinhandel — einen größern Spielraum gibt, als sie 1930 und 1931 hatten. Stalin wird daher, wie so oft nach dem Ausschluß der Opposition, einen Teil der Maßnahmen durchführen, die sie vorgeschlagen hat.

Für Rußland wird sich keine beträchtliche Erschütterung aus diesen Dingen ergeben; dagegen ist es sicher, daß der kommunistischen Bureaukratie in Deutschland durch die neue Ausschlußoffensive Stalins der Rücken gedeckt und gestärkt wird. Die KPD hatte bei den letzten Reichstagswahlen einen starken Stimmengewinn zu verzeichnen, aber die nachdenklicheren Funktionäre ließen sich durch diesen Wahlerfolg nicht darüber hinwegtäuschen, daß grade der 20. Juli die Aktionsunfähigkeit der KPD am entscheidenden Punkt, im Betrieb, erwiesen hat. Die kritischen Stimmen sind seitdem stärker geworden — ohne Erfolg: die KPD hat keinen ihrer Fehler beseitigt. Der 6. November wird ihr einen neuen Stimmenzuwachs bringen; sie wird ihn benutzen, um ihren unbequemen Kritikern den Wind aus den Segeln zu nehmen, und wenn die Stimmen doch nicht zu beruhigen sind, dann wird sie, gestützt auf Stalin, wieder eine Säuberungsaktion vornehmen und die „Rechtsopportunisten" und „Trotzkisten", die man dann entdecken wird, ausschließen. Der Gesundungsprozeß in der deutschen Arbeiterbewegung hat durch Stalins Ausschlußoffensive zweifellos einen neuen Stoß bekommen. Um so notwendiger ist es, weiter dahin zu arbeiten, daß gegenüber den verstärkten Kräften der Reaktion eine aktionsfähige deutsche Arbeiterklasse geschaffen wird.

Zur Offensive gegen den Materialismus

von Kurt Hiller

Erst revolutionär, dann vulgär, schließlich reaktionär: dieser typische Wandlungsprozeß einer Doktrin ist auch das Lebensschicksal des „historischen Materialismus". Geboren aus der Auflehnung gegen die Begriffsspinneweberei der Biedermeierzeit, gegen den scholastisch überschraubten Idealismus um 1830, war er in seiner Urkonzeption zweifellos eine gute revolutionäre Gedankentat. Seiner geistesgeschichtlichen Relation, seiner Kontrastbedeutung von damals längst beraubt, in bedenklicher Abwandlungsform erstarrt, dogmatisiert und vulgarisiert, obendrein mittlerweile in zahllose Richtungen, in kaum noch übersehbare Schulen zerspalten, die einander um die Wette herabsetzen, ist er heute reaktionär bis auf die Knochen, und tatsächlich tiefste Ursache des Mißerfolgs der sozialistischen und überhaupt kulturfortschrittlichen Propaganda in Europa.

Zwei große Tote der sozialistischen Aktion: Gustav Landauer und Leonard Nelson, hatten dies frühzeitig erkannt; zu den Lebenden, die den Wald der Dummheit in etwa gleicher Richtung roden, hat sich neuerdings der frankfurter Staatsrechtslehrer Hermann Heller gesellt, ein der Sozialdemokratie

zuzurechnender oder nahestehender Gelehrter, dem, in so unerfreulicher Manier er den Klassenkampf des Professors gegen den freien Litteraten auch kämpft (das ist durch Zitat belegbar), ich bemerkenswerten Rang nicht absprechen kann und den zu hören keineswegs nur Lernende sich für verpflichtet halten sollten.

Sein Buch ‚Sozialismus und Nation', in zweiter Auflage unlängst bei Rowohlt erschienen, erweist sich als erregende Lektüre; durch seine Konzentriertheit aufs Wesentliche, durch (nur gelegentlich aussetzende) Denkschärfe, durch recht unprofessorale Ausdruckskraft und nicht zuletzt durch den Widerspruch, zu dem es oft herausfordert — besonders den Pazifisten.

Professor Heller beteuert zwar: „Wir wünschen den Krieg nicht. Wir halten ihn auf Grund der Weltkriegserfahrung auch für ein untaugliches Mittel, die europäischen Völkerbeziehungen zu ordnen"; aber das hindert ihn nicht, das Bebelwort von 1904 auch heute noch zu unterschreiben („. . . bereit, die Flinte auf die Schulter zu nehmen und unsern deutschen Boden zu verteidigen . . .") und den Ruf: ‚Nie wieder Krieg!' anzuhöhnen, der sei „vielleicht ein Schrei der Seele, aber ganz gewiß keine Versicherung der Politik".

Nun, dieser Ruf, den Revolutionäre längst durch den anpackenderen: ‚Krieg dem Kriege!' ersetzten, will immerhin fordern und nicht „versichern"; will keineswegs behaupten, es werde nie wieder ein Krieg geführt werden, sondern den Wunsch äußern, es möge, sondern das Verlangen hinausbrüllen, es dürfe keiner mehr stattfinden. Auch etwas vom Gelöbnis enthält dieser „Schrei", der nicht darum weniger des Geistes ist, weil an ihm die Seele teil hat.

Heller hält „die nationale Selbstbestimmung des deutschen Volkes" für „das unverrückbare Ziel unsrer außenpolitischen Gegenwartsentscheidung"; er ist also absoluter Souveränist. Er sieht nicht, daß eine schrankenlose Selbstbestimmung des Volkes von Breslau oder von Darmstadt unvereinbar mit deutscher Einheit und Friedensordnung und eine schrankenlose Selbstbestimmung des deutschen Volkes unvereinbar mit der Einheit und Friedensordnung der Welt ist. Muß das Individuum etwas von seiner Eigenmacht an den Staat abtreten, damit dieser leben kann, warum sollte der Staat dann nicht etwas von seiner Eigenmacht an die Gemeinschaft der Staaten abgeben dürfen, damit die Menschheit leben kann? Bereits Penn, St. Pierre, Kant sahen das. Heller, der den Krieg „nicht wünscht" und rund zwei Jahrhunderte nach den ersten Pazifisten wirkt, müßte dem Staate, dünkt mich, diese Preisgabe seiner Souveränität zugunsten der Völkergemeinschaft gradezu vorschreiben! Staatsrechtler sein heißt am Ende nicht, Antivölkerrechtler sein.

Aber Hellers zu geringe Kenntnis der Friedensphilosophie und -wissenschaft läßt ihn ein bißchen rasen. Er behauptet, jene nationale Selbstbestimmung in „Kultur, Politik und Wirtschaft" gestehe „das Programm der Bolschewisten selbst den nomadisierenden Kalmücken" zu. Das Programm der Bolschewiki denkt nicht daran! Ethnische Kultur, ja; in diesem Punkt

sind die Völker der Sowjetunion frei; politisch aber und wirtschaftlich genießen sie grade nur soviel Selbständigkeit, wie die zentrale Exekutive ihnen einzuräumen für gut befindet. Und das ist in der Ordnung so.

Auf die Sowjets darf Heller sich mithin so wenig berufen wie auf den Weltführer des revolutionären Pazifismus: Romain Rolland, dessen großen Satz: „Ich suche nicht den Frieden, ich suche das Leben" er aufs bizarrste mißversteht, wenn er daraus die eigne These ableitet: „Die Selbstbestimmung eines Volkes ist letztlich nur gesichert durch seine militärische Macht, im heutigen Maschinenkrieg vor allem auch durch den Besitz von Großkampfwaffen."

Hellers Versuch, Gandhi gegen den Pazifismus auszuspielen („dieser ehrfurchtgebietende Held, der für die Religion der Gewaltlosigkeit mehr gelitten hat als alle unsre religionslosen Humanitätspazifisten") — dieser Versuch muß gleichfalls scheitern. Gandhi ist ein monumentales Beispiel für die Vereinbarkeit der Ideen Nation und Humanität; andre Pazifisten von wirklicher Bedeutung als die hier „Humanitätspazifisten" gescholtenen gibt es überhaupt nicht; und die Humanitätspazifisten Kurt Eisner, Gustav Landauer, Hans Paasche, Karl Gareis haben, jeder von ihnen, mindestens soviel gelitten wie Gandhi ... davon zu schweigen, daß Märtyrertum nichts für den Wert der Idee beweist, um die einer leidet.

Auch uns „ist die Nation kein Durchgangspunkt zu einem kulturlosen Menschenbrei", und es wäre wünschenswert, wenn dieser Professor irgendeinen, ich weiß nicht ob existenten, aber gewiß bekämpfenswerten Breiismus mit einem Pazifismus zu verwechseln, fortan unterlassen wollte, den er mangelhaft studiert hat. „Der über den ganzen Globus zerfließende Internationalismus muß erst einmal eigenständige Haltung kriegen", äußert Heller — ein Bekenntnis, das weniger kritisiert als psychoanalysiert sein will.

Aber eben darum nehme ichs nicht zu ernst, und ich lasse mir die Werte dieses Werkes durch seine Inferioritäten nicht verekeln. Die Werte bestehn vor allem, und deshalb zeige ichs ja an, in präzisen Argumentationen gegen den Materialismus.

Heller bestreitet nicht, daß „das gesellschaftliche Dasein der Menschen ihr Bewußtsein durchschnittlich stärker bestimmt als umgekehrt"; aber er nennt Marx, Engels, Lassalle, „diese Söhne der Bourgeoisie", den lebendigen Beweis dafür, „daß der Sozialismus nicht nur eine Magen- und Massenfrage ist, und daß es grade die großen Führer sind, die Epoche machen eben deshalb, weil sie ihr sittliches Bewußtsein über ihr gesellschaftliches Dasein zu erheben vermögen". Ihn erschüttert an Marx „sein leidenschaftlicher Wille zur Gerechtigkeit". Er nennt den Sozialismus „die menschenwürdigere und gerechtere Ordnung der Lebensbeziehungen". So sehr ein „Idealismus", der „die Wirklichkeitswendung zur Wirtschaft nicht mitmacht", der „vor der Lohnfrage oder dem Arbeitslosenproblem versagt", „uns augenblicklich gestohlen werden" könne, so sehr liege doch „die letzte Begründung des wahren Wesens des Sozialismus" „in der Idee" — nämlich „in der Idee der gesellschaftlichen Gerechtigkeit". Heller ist Aktivist.

„Die Verwirklichung des sozialistischen Gemeinschaftsgedankens darf von keinem Wunder erwartet werden, am allerwenigsten von dem Wunder der sich selbst vollziehenden Dialektik der Geschichte. Wir sind heute vor persönliche und gesellschaftliche Wirklichkeiten gestellt und haben diese mit Geist und Tat zu durchdringen."

‚Geist' heißt auf deutsch ‚Ratio'. Leider schiebt Heller sich, in einer Polemik gegen den Materialismus, zwischen Materialismus und Rationalismus ein. Er gestattet sich einen Ausfall gegen Nelson... sehr zu unrecht. Der „falsche Glaube an die allmächtige Willkür der Vernunft einem gesellschaftlich-geschichtlich gegebenen Material gegenüber" wird ja nur von Trotteln geglaubt! Wenn Nelson geschrieben hat: „Ist aber einmal der Glaube an die Ohnmacht der Vernunft als die zuletzt allein entscheidende Ursache ihrer wirklichen Ohnmacht erkannt, so ist eben damit auch schon das Mittel entdeckt, ihrer Ohnmacht abzuhelfen", dann ignoriert dieser große Denker damit keineswegs die Komponente des Irrationalen, der Materie, der Trägheit, des ‚Großen Krummen'. Die Ohnmacht der Vernunft bezweifeln, heißt nicht die Allmacht der Vernunft behaupten. Es ist uns Rationalisten weder um eine logizistische Ausdeutung des Geschehens, noch gar um seine „Logifikation" (Paul Oestreich) zu tun, sondern um eine Stärkung der Geist-Komponente im Geschehen.

Zu dieser Aktion des Stärkens ist der Materialismus unfähig. Heller hält ihn mit Recht für „absolut unbrauchbar als Grundsatz des Handelns" und nennt ihn, besonders unter arbeiterpädagogischem Gesichtswinkel, einen „lächerlichen und gefährlichen Unfug". Mittels der wirtschaftlichen Abstraktion, die er darstelle, „kann man immer nur Gesetze des wirtschaftlichen Handelns finden; die Wirtschaft ist aber nur eine neben anderen Kulturbetätigungen der Menschen". „Weil... Marx-Engels als Wirtschaftswissenschaftler immer nur die Gesetzlichkeit der Wirtschaft sehen, können sie nie zur Eigengesetzlichkeit der andern Lebenssphären, insbesondere nicht zur Eigengesetzlichkeit der Politik kommen." „Der Mensch wird aber durch die bunte Fülle von Lebensgesetzlichkeiten nicht nur nacheinander, sondern in jeder einzelnen Handlung gleichzeitig bestimmt."

Besonders glücklich polemisiert Heller gegen die anarchoide Naivität bei Engels, die sich in der Theorie zeigt, daß nach Besitzergreifung der Produktionsmittel im Namen der Gesellschaft der Staat von selbst einschlafe und absterbe. Engels hat das in seiner berühmten, von Denkfehlern strotzenden Schrift ‚Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft' ausgesprochen, und noch pointierter in einem 1875 an Bebel gerichteten Brief. Sehr zutreffend erklärt demgegenüber Heller: „Wie soll ein sozialistischer Idealzustand, der doch die wirtschaftlicche Anarchie beseitigen will, denkbar sein unter gleichzeitigem Eintritt der politischen Anarchie?" Auch Max Adler, der in diesem Punkt Engels kompliziert verteidigt, wird von Heller hier sportgerecht knockout geschlagen. Vielleicht übertreibt Heller, wenn er Sozialismus und Anarchismus für „eine Fixsternweite voneinander entfernt" erklärt (muß er doch selbst zugeben: „die Idee

3

der Herrschaftslosigkeit ist als kritischer Maßstab, als kulturkritische Idee durchaus berechtigt"), und er wittert auch hinter Protesten gegen kritiklose Verabsolutierungen überindividueller Werte wohl etwas zu oft „liberale Staatsfurcht"; aber die Gepflogenheit des klassischen Marxismus, mit dem Bade Klassenstaat das Kind Staat auszuschütten, geißelt er großartig.

Was Staat und Nation als Wert und als zu Überwindendes dem sozialistisch gewillten Proletariat bedeuten, über dieses vielgliedrige Problem schrieb Heller — ich fasse zusammen — einen mit Konservativismen gespickten Band, der nichtsdestoweniger zur Revolutionierung des marxianischen Vereinslebens erklecklich beitragen kann.

Das Gesicht der amerikanischen Provinz

von Sherwood Anderson

Die amerikanischen Kleinstädte machen eine eigenartige Zeit durch. Während ich dies schreibe, befindet sich das Land in einer Periode industrieller Depression. Im vergangenen Sommer herrschte eine lange Zeit der Dürre in den landwirtschaftlichen Gebieten Amerikas, besonders im Süden und im mittleren Westen. Trotzdem ergab sich eine Überproduktion an Lebensmitteln. Die Farmer erzielten mit ihrer Ernte keine guten Preise; in großen Teilen des Landes mußten die Viehbestände mit Verlusten verkauft werden, weil die Weiden vertrocknet waren.

In den Städten droht den Kaufleuten die Gefahr der Kettenläden. Diese großen Organisationen sind offenbar bestrebt, den Kleinhandel des Landes an sich zu reißen. Gewöhnlich werden sie von einem Manne geleitet, der von außerhalb kommt, und verkaufen zu herabgesetzten Preisen und nur gegen bar. Eine große Anzahl von Kleinkaufleuten ist aus dem Handel verdrängt worden, und viele von ihnen werden in der Arbeiterklasse landen.

Es gibt heute zu viele Arbeiter. Keine Nation der Welt war erfinderischer und begabter in der Vervollkommnung automatischer Maschinen. Lange Zeit war das Auto die Leidenschaft jedes jungen Amerikaners, dasselbe Gefühl hat sich jetzt auf das Flugzeug übertragen. Jeder Junge sieht sich im Traum als zweiten Lindbergh.

Die Maschine beherrscht das Leben Amerikas. In den Fabriken tauchen überall neue und exaktere Maschinen auf. In einer Stadt nahe der, wo ich lebe, ist eine Zigarrenfabrik plötzlich geschlossen worden. Der Gesellschaft gehörten zwei Fabriken in zwei Städten; da wurde eine neue Maschine erfunden, die es der Gesellschaft ermöglichte, in einer der Fabriken das gleiche Quantum an Zigarren zu produzieren wie vorher in beiden. So wurde die eine Fabrik beinahe über Nacht geschlossen und fünfhundert Angestellte — meistens Frauen — wurden arbeitslos. In dieser Branche wird für sie keine Arbeitsmöglichkeit mehr bestehen. Diese Branche ist erledigt.

Solche Dinge ereignen sich allenthalben. Zum Beispiel gibt es eine Maschine, mit der einer — Mann oder Frau — die Arbeit von zehn, zwanzig oder dreißig bewältigen kann. Sobald eine solche Maschine in einer Fabrik eingeführt wird, müssen sofort alle Fabriken der gleichen Branche sie haben. Solche Maschinen vermehren sich ins Unendliche. Lange Zeit machte sich die daraus entstehende Arbeitslosigkeit nicht sehr fühlbar. Sie ging unbemerkt vorüber. Erst vor ganz kurzem noch wurde Neuland erschlossen und der Überschuß an Arbeitskräften konnte durch den Aufschwung neuer Gebiete ausgeglichen werden.

Dann wurde das moderne Kreditsystem ausgearbeitet. Jeder, der irgend eine Verdienstmöglichkeit hatte, konnte sich auf Ratenzahlung ein Auto, einen Frigidaire, ein Radio kaufen. Männer und Frauen in einigen unsrer Industriestädte mit einem wöchentlichen Lohn von fünfzehn bis sechzehn Dollar machten Schulden, um Radios oder Autos zu besitzen. Gebrauchte Automobile wurden wie neue auf Ratenzahlung verkauft. Die guten lieben Leute sind dabei nicht einmal zu tadeln — die Städtchen wurden mit Händlern überschwemmt, die mit Hochdruck arbeiteten. Die Radiofabrikanten sagten: „Wie töricht, Autos zu kaufen", die Autohändler sagten: „Das Radio hat sie alle verrückt gemacht." „Geld ausgeben! Geld ausgeben!" wurde die Parole... In der Konjunktur — während des Weltkrieges und der ersten Nachkriegsjahre — steigerte sich die Kapazität fast aller Fabriken.

Die Verbreitung des Kreditsystems auf fast alle Männer und Frauen, die irgendeine Verdienstmöglichkeit hatten, hielt die Fabriken im Gang. Der Kleinbürger bekam eine neue Lebensperspektive. Die Führer, zu denen er aufblickte, die Großindustriellen, die Zeitungsmagnaten, alle predigten die neue Lehre: „Geld ausgeben! Geld ausgeben!"

Amerika stand vor einer neuen Lebensweise, einer bis dahin in dieser Welt völlig unbekannten Lebensweise. Vor der Tür des bescheidensten Hauses mußte ein Wagen stehen. Das Haus selbst mußte fast automatisch laufen, wie die Fabriken. Elektrische Waschmaschinen, elektrische Buttermaschinen durften auf keiner Farm fehlen; Baumwolle rupfen, säen, pflügen, ernten, alles machte die Maschine; die Häuser wurden automatisch geheizt, das Essen automatisch gekocht. In allen materiellen Dingen war Amerika bereits der übrigen Welt voraus. Konnte das so weiter gehen? Nein zu sagen, zu zweifeln, war ein Verbrechen. „Miesmacher! Feigling!" bekam man da zur Antwort. Der beste Weg, sich unbeliebt oder gar verhaßt zu machen, war skeptisch zu sein. Ich glaube, das ist in Rußland genau so. Wer da am Kommunismus zweifelt, der ist erledigt.

Zufällig hielt ich mich in den letzten Jahren immer in Kleinstädten auf. Ich gehöre zur Klasse der Künstler, bin Schriftsteller, aber neuerdings fühle ich wenig oder gar keinen Drang, in der Welt der Phantasie zu schaffen. Die reale Welt, die neue Welt der Fabriken, ist für mich von viel tieferem Interesse, ist viel phantastischer geworden als die Welt der Vorstellung.

Ich habe einen großen Teil der Fabriken in den Kleinstädten besucht, manchmal bekam ich die Erlaubnis hereinzugehen. In vielen Fällen gab meine Anwesenheit Anlaß zu Fragen: wollte ich etwa die Arbeiter aufwiegeln? Nein.

Ich war nur um der Maschinen willen gekommen.

Sie sind faszinierend. Wer könnte heute über Städte schreiben, ohne sich mit den Fabriken zu befassen! Jede Kleinstadt, die keine Fabrik hat, plant, eine zu bekommen. Jede Kleinstadt träumt davon, Großstadt zu werden. Alles in Amerika drängt nach Größe. Nur wenige wünschen sich, klein zu bleiben, das Leben zu nehmen, wie es ist. Die Bewegung der Kleinstadt zur Großstadt hat eine Bewegung des Landes zur Kleinstadt mit sich gebracht. Die südlichen Industriestädte, meist sehr häßliche Orte, sind voll von ehemaligen kleinen Farmern von den Bergen und aus den Ebenen von South Carolina und Georgia. Die Kinos locken, die hellerleuchteten Straßen der Städte locken. Das Leben in den Bergen und in den heißen Ebenen hat Nahrung und etwas Freiheit gebracht, aber nicht Geld genug, die teuren Kleider New Yorks nachzuahmen. In der Kleinstadt würde sich schon etwas Geld verdienen lassen, und von dem Geld kann man Kleider kaufen, schnell und billig maschinell hergestellte Kleider. Man kann ein Radio kaufen und ein gebrauchtes Auto.

Die Maschine. Die Maschine. Gebt uns die Maschine. Diese Bewegung hat eine Abkehr von der Natur mit sich gebracht, von den Feldern und den Wäldern. Nahrung ißt man aus Konservenbüchsen, in die sie schnell und ausgiebig von der Maschine gepackt worden ist.

Sehen wir uns einmal die Fabrik in der Kleinstadt an. Welch ein Kontrast! Sehr oft liegt sie in dem unordentlichsten, unansehnlichsten Städtchen, aber ihre Erbauer sind keineswegs unordentliche Leute. Sie haben Stolz. Sie könnten wohl die Führer der neuen Zeit sein. Man kann nicht umhin, die Widerlichkeit des physischen Kleinstadtlebens stark zu fühlen: die billig gebauten Häuser, oft viele leere Baustellen ... etwas was man in europäischen Kleinstädten nur selten sieht ... diese Baustellen, häßliche Sammelplätze für altes Eisen, Konservenbüchsen und Zeitungspapier ... den müden, wirren Ausdruck in den Augen der Leute.

Und dann die Fabrik. In den besten, modernsten, neuesten — welche Ordnung! Da ist vor der Eingangstür ein grüner Rasenplatz mit Blumenbeeten. Und drinnen ist man gepackt, fasziniert von einer neuen, begeisternden Ordnung.

Die Maschinen stehen in großen, luftigen, hellen Räumen. Vieles hängt natürlich davon ab, zu welchem Industriezweig die Fabrik gehört. In einigen Kleinstadtfabriken habe ich Tausende von fast vollständig automatisch arbeitenden Maschinen in einem Raum gesehen. Nur wenige Menschen gingen herum, meist sauber und ordentlich gekleidet. In den Fabriken, wo kein Staub und Rauch ist, wird den Arbeitern und Arbeiterinnen vorgeschrieben, sich rein zu halten. In einer Fabrik werden alle Kleidungsstücke, die abends unachtsam liegen bleiben, in den Ofen geworfen und verbrannt.

Die Maschinen arbeiten mit einer Art absoluter Ordnung und Präzision in großen hellen Räumen. Welch eigenartiger Kontrast zu dem Leben der Kleinstadt außerhalb der Fabrikmauern! Die Maschinen bewegen sich mit erschreckender Geschwindigkeit. Licht spielt über den arbeitenden Maschinen.

Lichter spielen über ihnen und um sie herum, und ein Strom von Waren quillt heraus.

Ich habe die Poesie all dessen gefühlt. Ich habe das Erregende gefühlt. Nachdem ich mehrere Jahre keinen Vers geschrieben habe, spüre ich jetzt, nach dem Besuch der Kleinstadtfabriken, wieder Lust dazu. Es gibt Stimmungen, da will ich Dichter der Industrie, der Maschine sein. Für die Maschine, so wie der Amerikaner sie entwickelt hat, fühle ich nur Bewunderung und Liebe.

Sie arbeitet so frei, so schnell, so schön. Ein Spiel von Licht und Farben in einem großen reinen Saal. Ich möchte einen Maler hier mit mir haben. Etwas Wunderbares geht hier vor. Neue Formen treten ins Dasein, wechseln ständig, bewegen sich mit Exaktheit im Licht.

Und Waren. Unmengen von Waren. Ströme von Waren.

Bei meinen Besuchen in den Kleinstädten sprach ich, wenn sich Gelegenheit bot, mit den Besitzern und Leitern der Fabriken. „Werden auch in Ihrer Fabrik von Jahr zu Jahr Arbeiter und Arbeiterinnen durch die Maschine abgelöst? Und produzieren Sie trotzdem mehr Ware als früher?"

„Jawohl."

„Aber richten Sie nicht dadurch die Konsumenten der Waren zugrunde? Wie können die Leute Ware kaufen, wenn sie keine Arbeit haben?"

„Ich weiß es nicht."

„Haben Sie irgend einen Plan, um dieser Situation entgegenzutreten?"

„Nein." (Etwas ärgerlich.) „Ich tue, was ich kann."

Alljährlich überschwemmen die Fabriken neue Kleinstädte, und die Kleinstädte, die noch nicht von den Fabriken überschwemmt sind, werden wenigstens von Maschinen überschwemmt. Die Fabriken dringen jährlich tiefer in die ehemals landwirtschaftlichen Gebiete vor. Allenthalben bemächtigt sich die Maschine unsres Daseins. Schauspieler kommen nicht mehr in die kleinen Städte, sie bleiben in Los Angeles. Wir sehen nur die Schatten von Schauspielern, wir hören nur die Schatten von Stimmen. Sogar die Politiker kommen nicht mehr zu uns, sie bleiben in der Großstadt und sprechen durch das Radio zu uns.

Das ist eine verschrobene Welthälfte, in der wir leben. Da gibt es Felder nahe der Stadt und Häuser und Straßen außerhalb der Stadt. Dort liegt die Wirklichkeit, die Stadt selbst.

Denn dort ist dieses andre Leben, das unsre Phantasie mit neuartigen Ideen beschwingt, das Innere dieser Fabriken, das Leben jener Leute in den Tonfilmen, die Stimmen, die so eindringlich aus dem Radio zu uns tönen. Wir fühlen uns wie in einer neuen, befremdenden Welt, halb drinnen, halb draußen. Wir sind nur halbgeborene Menschen. Vielleicht ist

die neue Welt, von der die Menschheit so lange geträumt hat, schon da. Wagen wir es, sie zu betreten. Ein wenig zitternd, unsicher und vor den Kopf gestoßen stehen wir vor ihr.

Wenn eine neue Welt anbrechen soll, so wollen wir, daß es eine amerikanische Welt sei. Viele von uns sehen eine neue Zeit der Rastlosigkeit kommen. Da ist vieles dicht hinter der Oberfläche verborgen. Möglich, daß in den kleinen Städten Amerikas bald eine Zeit des Protestes, weitläufiger Diskussionen, eine Zeit des Suchens beginnt. Möglich, daß eine neue Literatur, eine neue romantische Bewegung, neue religiöse Impulse erwachen. Wenn die Maschine wirklich eine neue Welt für uns geschaffen hat, können wir nun jederzeit beginnen, den Gang in diese neue Welt zu wagen. Gebe Gott, daß es eine bessere wird.

Girl und Komsomolzin von Axel Eggebrecht

Aus einem Buch „Junge Mädchen", das demnächst mit Photos von Hedda Walther im Verlag Dietrich Reimer, Berlin, erscheint.

Als Jeanne d'Arc aus Domremy als teuflische Ketzerin verbrannt wurde, war sie neunzehn Jahre und ein paar Monate alt. Freilich scheint es, daß diese rührende und erregende Gestalt, die den großen Augenblick einer Nation verkörpert, eine Ausnahme ist. Im allgemeinen gab sich die Weltgeschichte nicht allzuviel mit jungen Mädchen ab. Es sieht so aus, als sei dieser weibliche Stern, Gäa, terra, la terre, die Erde, durchaus und nur für Männer da, von ihnen umkämpft, verteilt und verwaltet.

Das heutige junge Mädchen, das unaufhaltsam in alle Bezirke des männlichen Lebens eindringt, ist eine sehr moderne Erfindung. Einst war die erwachende Frau nichts Eigenes, nichts Besonderes sondern eine Vorstufe zu der Erwachsenen, ein wenig beachtetes Halbkind. Vor allem aber gab es junge Mädchen nur als Einzelwesen.

Heute bilden sie eine ziemlich geschlossene, zwar schwankende, aber sehr selbstbewußte Schicht. Vielleicht geschah das nicht zuletzt unter dem Eindruck, daß die männerbestimmte Welt im Kriege und nach ihm versagte. Über die Eigenheiten und Gesetze dieser jungen Rasse von Mädchen ist viel geschrieben worden. Man hat eine ganze Theorie der Girlkultur abgehandelt; und dies war gewiß ein Mißbrauch mit dem Wort. Immerhin gibt es bestimmte, ihnen gemeinsame Begriffe und Anschauungen. Die besonderen Formen ihrer Wirksamkeit stammen wesentlich aus Amerika.

In diesem Lande schlägt ein auf die Spitze getriebener, ein sozusagen überorganisierter Individualismus häufig in unechten Kollektivismus um. Ich erinnere mich einer Karikatur: Ein Mann in Hemdsärmeln steht auf einem Rednerpult; vor

ihm sitzen Hunderte von Männern, ebenfalls in Hemdsärmeln; der Redner hat ein scharfes Profil und ein bestimmtes Lächeln; die Hunderte haben alle das gleiche Profil und das gleiche Lächeln; und der Redner schmettert mit tiefer Überzeugung den Satz: Wir können stolz darauf sein, daß wir ein Volk von Individualisten sind.

In solcher, eigentümlich überdrehten Art kommen die schrecklichen, leeren und unwiderstehlichen Massenregungen Amerikas zustande. So auch der Kult, den sie mit ihren Girls getrieben haben und noch treiben. Sicherlich halten sie ihre Töchter ehrlich für die Krönung menschlicher Entwicklungsmöglichkeiten, für wahre Wunder der Schöpfung. Indessen sind sie Produkte aus schlechter Erziehung, schlechtem Puritanergewissen, platter Industrialisierung der Begriffe, dumpfen Erinnerungen an die frauenarme Pionierzeit und einem noch dumpferen und nichts bedeutenden Idealismus. Schon während der Gemeinschaftserziehung, der vielgerühmten Coeducation, zumeist unter weiblichen Lehrkräften, wird das Mädchen mit Selbstbewußtsein und Überwertigkeitsgefühlen vollgepumpt. Nachher kommt so ein Wesen heraus, glatt wie die Figur auf einer Seifenreklame, geschickt, anspruchsvoll, tief verlogen und stets bereit, seine Herrschaft über Gefühl und Kraft des Mannes erbarmungslos, ja erpresserisch zu nutzen.

Das wäre für uns nicht gar so wichtig, wenn nicht neben Öl, Weizen und Anleihen eben dies Girl das hervorragendste amerikanische Exporterzeugnis im Jahrzehnt nach dem Kriege geworden wäre. Das Mittel hierzu war vor allem der Film. Die ermattete Welt hungerte nach neuen Anregungen. Sie nahm das leicht gebotene, äußerlich angenehme Bild gern an. Im letzten slowakischen, armenischen, indischen und chinesischen Nest wurde man mit dem Lächeln, dem Selbstbewußtsein, der süßlichen Überdeutlichkeit des Flapper-Mädchens vertraut. Man hungerte. Aber man versuchte, sich nach diesem Vorbild zu richten, so gut es ging.

Ein paar Jahre später indessen stieß dies künstliche, nach unfehlbaren Verfahren hergestellte Ding zusammen mit einem anderen, gewachsenen, sich langsam entwickelnden Wesen: dem wirklichen, dem echten neuen Mädchen überall in der Welt. Neben den modischen Scheinbewegungen begann ein wirklicher Aufbruch der enttäuschten Jugend. Oft war er schwer und schmerzvoll. Oft ließ sie sich, enttäuscht, hungrig nach neuen gültigen Gesetzen, nach Bindung und ernstlicher Pflicht, in falsche Richtung, in sinnlose Abenteuer locken. Indessen, sie kommt nun nicht mehr zur Ruhe. Und inmitten der marschierenden Jugend des Jahrhunderts sehen wir das neue, das endgültig erwachte Mädchen.

Seine Vorkämpferin, auch wenn es in weltanschaulich ganz fremden und scheinbar feindlichen Lagern steht, ist das

junge russische Mädchen, die Komsomolzin, das Gegenbild des amerikanischen Girls.

Was wurde nicht für Unsinn über die junge Russin gefaselt, von der angeblichen Vergesellschaftung der ersten, unverständlich wilden Jahre bis zu den bösartigen, tantenhaften oder lüsternen Märchen von einer allgemeinen Verkommenheit. Freilich ging der Aufbau auch des neuen Menschen dort drüben unter Entbehrungen, in entsetzlichem Elend vor sich. Alles in allem war das tödlich kranke Land nicht der glücklichste Boden für den großen Versuch, die Zukunft entscheidend zu gestalten. Aber waren sie daran schuld, die mutigen, zuversichtlichen Jungbürger dieses Staates? In Kalifornien hätten sie es freilich leichter gehabt.

Heute darf niemand den tiefen Ernst und die beginnenden Erfolge dieser Wandlung mehr abstreiten. Wir brauchen uns nicht mehr auf die Werke russischer Schriftsteller allein zu berufen. Auch die Berichte Außenstehender und sogar die von Gegnern beweisen es. Das vielleicht schönste, weil durch seine spürbare Ergriffenheit überzeugende Buch über die Jugend in Sowjetrußland hat ein rechtsstehender junger Deutscher, Klaus Mehnert, geschrieben. Ein anderes, höchst lebendiges Bild der Kampfgeneration, die jetzt schon in die Reihen der älteren einrückt, gibt die Geschichte vom „Ersten Mädel" von Bogdanow, eins der aufrichtigsten und wichtigsten Mädchenbücher unserer Tage. Unendlich liebenswert ist die Gestalt der kleinen Sanja Jermakowa, die sich als erstes Mädchen in ihrem kleinen Landnest bewußt beim Aufbau einreiht, die organisiert, agitiert, arbeitet, endlich an den Konflikten der Übergangszeit und ihrer Umwelt zugrunde geht.

Zwischen ihr, der Kämpferin, und dem verblassenden Trugbilde des glatten Girlgeschöpfes, stehen wir, stehen die Mädchen aller Länder der Erde. Sie sollen nicht wählen zwischen zwei Wegen. Sie werden ihren eignen Weg gehen. Aber es scheint mir, alles in allem, nicht sehr zweifelhaft, daß sie darauf verzichten werden, kleine, angebetete, nichtige Götzenbilder zu sein; daß sie sich einsetzen werden, ehrlich und opferbereit, wie die kleine Sanja.

Eben erst hat ja die Solidarität des jungen Mädchens mit der verwirrenden Welt der Männer begonnen. Sie ahnt erst die strenge Größe ihrer Aufgabe. Zehn, zwanzig Jahre, eine einzige Generation besagen nichts. Aber es scheint, daß Johanna die Stimmen vernommen hat. Sie ist in unserem Feldlager erschienen. Sie tritt in unsere Reihen ein und ermutigt uns. Wir werden nicht dulden, daß man sie als Ketzerin verbrennt. Auch auf ihre Heiligsprechung legen wir keinen Wert. Als Genossin unseres kämpferischen Lebens heißen wir sie willkommen.

Volkslied aus dem Jahr 1848 von Adolf Glaßbrenner

Aus dem ‚Komischen Volkskalender'
Gesungen nach der Melodie: Immer langsam voran!

Immer'n bisken zurück, immer'n bisken zurück,
Zu des alte Unterthanenjlück!
Ne nu dauert mir zu lange die Revoluzjohn,
Nu jeh ick über zu de Reakzjohn!

Des is mir ne schöne Preßfreiheit,
Da kommt man ja selber in de Öffentlichkeit!
Da halten sie Reden janz frank und frei,
Und die Gensd'armen, die stehn un rochen dabei!

Ne, man immer zurück, ne man immer zurück,
Zu des alte Unterthanenjlück!

Herrjeeses, da sprech'n sie von Republik!
Mir lief es eiskalt über's Jenick.
Die Republik wär doch's jrößte Malheur,
Da hätten wir ja jar keen Keenig mehr!

Jott, man immer zurück, Jott, man immer zurück,
Zu des alte Unterthanenjlück!

Son Mensch nennt das Volk seinen Sousweeren,
Und läßt den Keenig neben sich stehn!
Wenn man so een Minister sich früher denkt,
Der wäre an de Beene ufjehängt.

Immer'n bisken zurück, immer'n bisken zurück,
Zu des alte Unterthanenjlück!

Die Juden, die haben das jrößte Maul,
Die ihre Jesinnung is oberfaul.
Je'm den Adel wagen sie sich noch die Hep-Heps,
Am Ende, da werden wir noch alle nischt als Plebs!

Ne, man immer zurück, ne, man immer zurück,
Zu des alte Unterthanenjlück!

Meine Frau, die betet noch monarch'scher als ich:
Lieber Jott, schick' uns wieder den Metternich!
Hätt'n wir nich noch das jute Milletair,
Wir hätten keene jute Hoffnung mehr.

Ne, Herrjees man zurück, ne, Herrjees man zurück,
Zu des alte Unterthanenjlück!

Un kurz, die Freiheit, die hab ick nu dick!
Nu jeh ich immer een bisken zurück.
Immer'n bisken zurück, immer'n bisken zurück,
Zu des alte Unterthanenjlück!

Teils gut, teils wichtig von Rudolf Arnheim

Mit einem in Jahrhunderten vervollkommneten Formgefühl leistet das Bürgertum Kunstarbeit. Verliert diese Kunstarbeit ihren Gegenstand und ihren Sinn, weil der bürgerlich fühlende Künstler natürlicherweise in der heutigen Welt nichts andres mehr sehen kann als ein unverständliches Chaos und weil man ihm verbietet, auch nur ein unretuschiertes Abbild der Wirklichkeit — wennschon nicht ihres Mechanismus! — zu geben, so entfalten diese dem Boden entrissenen Gestaltungskräfte ein unheimliches, bleiches Wachstum ins Leere wie die Wurzeln der Kartoffeln im Keller. Beim Theater, das sich aus der Zeit zu den ewigen Inhalten der Klassik retten kann, wird diese Entartung zumeist erst offensichtlich, wenn das Publikum wegzubleiben beginnt oder wenn ein Versuch zeitgemäßen Theaters sich durchsetzt und an einem Einzelbeispiel zeigt, wie unsre Bühne aussehen könnte und müßte. Beim Film hingegen, dieser an die Wirklichkeit einerseits und an die politisch-wirtschaftlichen Mächte andrerseits am stärksten gefesselten Kunst, läßt sich der Leerlauf der Form überall und immer wieder mit Händen greifen.

„Schloß im Mond", ein amerikanischer Operettenfilm. Die Amerikaner träumen von Fürsten und Prinzessinnen, von der ganzen dynastischen Rumpelkammer, aber sie sind andrerseits zu jung, zu unbeschwert, zu praktisch, um das altmodische Innenleben der Prunkschlösser ohne Heiterkeit besichtigen zu können. Den Hofknicks und den Spott zugleich wollen sie — wie ist dieser verzwickte Wunsch zu befriedigen? Man läßt sich den alteuropäisch-feudalen Operettenkitsch von neueuropäisch-demokratischen Ironikern servieren, man importiert nicht nur den Hofknicks sondern zugleich auch den Spott. Für den Spott hatte Ernst Lubitsch zu sorgen, jetzt tuts ihm sein Schüler Rouben Mamoulian, auch eben kein Yankee, eifrig nach, indem er die Geheimnisse der Fürstenhöfe stürmischer noch als der Meister lüftet. Lubitsch ist, auch wenn er höhnt, gelassen, gutmütig, er hat einen besänftigend wirkenden Sinn fürs Melodische. Mamoulian hat die für den Anfänger typische Hast, die Lust am Vollstopfen, die Liebe zum Detail auf Kosten der großen Linie. Wer seinen Film sieht, verschluckt sich leicht, wie ein Säugling, dem ein übereifriges Kindermädchen die Milchflasche pausenlos in den Mund drückt. Die Kost ist sehr konzentriert, jede Szene ist eine Freude fürs Auge, gelegentlich auch eine fürs Ohr, so wenn Mamoulian, nach einer im Tonfilm nun schon klassisch gewordenen Methode, die Strophen eines Liedes über alle Stockwerke des Hauses, vom Boudoir bis hinunter zur Waschküche verteilt, indem ein Hausbewohner dem andern die Melodie wie einen Feuereimer weiterreicht; oder wenn er einen überwirklichen Gedankendialog ins Bild hineinflüstern läßt — wie er es schon in den „Straßen der Weltstadt" tat, nach einem Einblick in Eisensteins unverfilmtes Drehbuch zur „Amerikanischen Tragödie", wenn wir Eisenstein glauben dürfen. Sehr deutlich auch hier das, wie bisher überall in der Welt, erfolglose Streben, einen geschlossenen Filmoperettenstil zu schaffen. Geschickt wird zu

Anfang ein Rhythmus stückweise aus Geräuschen der Straße aufgebaut und im Crescendo zum ersten Chanson geführt; aber diese stilisierende Rhythmisierung der Klangwelt hat ihr Ende, sobald die Spielhandlung beginnt. Eine Handlung in den optisch wie akustisch gebundenen Takt eines Musikfilms einzufügen, das ist bisher nicht gelungen.

Eine Fülle lustigster Einfälle wird vertan. Es ist alles für die Schneiderpuppe, nicht für den lebendigen Leib gearbeitet. Mit geschickten Griffen wird enthüllt, was zu enthüllen weder nötig noch gefährlich ist. Künstler, die alles Zeug zu schärfsten Zeitsatirikern hätten, müssen den Don Quixote spielen. Chevalier, der ein wirklicher Volksschauspieler sein könnte, muß seinen Strohhut zwischen Brokatportieren spazieren führen. Das ist ärgerlich, aber wirklich empörend wird diese Scheinkunstproduktion, wenn sie sich nicht mit einer lustigen Unwirklichkeit sondern mit der ernsthaften Wirklichkeit befaßt. Ein Film wie King Vidors „Champ", eine meisterhafte Milieustudie, aufgeputzt durch einen blutigen, sentimentalen Schluß, reiht sich eben durch diesen Schluß in die widerwärtige Serie amerikanischer „Problem"-Filme ein, die unter dem Vorwande unerschrockener Realistik raffiniert ausgemalte Greuelgeschichten erzählen. Grade weil Regisseur und Schauspieler es so trefflich verstehen, lebendige Menschen auf die Füße zu stellen, grade deshalb wirkt der geschmacklose Sadismus solcher Filme so schmerzhaft. Grade weil Wallace Beery und der kleine Jackie Cooper so herrliche, sehenswerte Schauspieler sind, ist das Blut, das über das Gesicht des Boxers läuft, sind die Tränen des kleinen Waisenjungen echt. Blut und Tränen aber fließen um nichts, als um die Gefühle samt allen ihren dunklen Unterkellerungen aufzuwühlen. Die Gefühle dienen nicht dem Kunstwerk sondern das Kunstwerk den Gefühlen. In solchen Filmen entlarvt sich der Geist von Filmproduzenten, die Beziehungen nur zum Geld, nicht zur Sache haben, und sei sie eine so „allgemeinmenschliche" wie der Jammer eines Kindes um seinen blutenden Vater. Wer darin nur einen Anlaß zu Nervenkitzel und Sensation sieht, dem drückt die Brieftasche stärker aufs Herz, als man das selbst bei Dollarmillionären vermuten sollte.

Wie belebend wirkt gegen solches Gespenstertreiben die Filmarbeit der Sowjet-Russen, auch wenn sie nicht immer die Höhe der großen Eisenstein- oder Pudowkinfilme hält. Dieser Tage zeigte die russische Botschaft geladenen Gästen einen Tonfilm „Menschen und Dinge", der eine Episode aus dem Aufbau des Kraftwerks Dnjeprostroj behandelt. Diese Geschichte von dem Stoßbrigadenführer, der dem amerikanischen Ingenieur nacheifert und ihn schließlich übertrifft, ist in der Grundanlage des Manuskripts wenig geschickt. Jeder Spielfilm braucht Tempo, wie erst einer vom sozialistischen Wettbewerb innerhalb des Fünfjahresplans. Statt dessen bringt der Film in breiter Schilderung die umständlichen Versuche des russischen Ingenieurs, seine Kräne richtig bedienen zu lernen. Dieselben Situationen kehren mehrfach wieder, Ansprachen in Versammlungen vor allem, über deren Wirkung der deutsche Zuhörer allerdings nichts aussagen kann. Der Held, ein

Mann aus dem Volke, ist gewöhnt, langsam zu denken, sich das Kinn zu kratzen, und der Film hält da mit ihm Schritt. Aber wie schön ist der schlichte Eifer dieser Arbeit, dieser Heroismus ohne Heroisierung, diese Verbindung von Bescheidenheit und Selbstbewußtsein, dieser Mut zur Selbstkritik und Selbstironisierung, der auf eine Befreiung des Sowjetfilms vom orthodoxen Parteischema hindeutet. Manches ist recht schematisch, etwa die reichlich gebotenen Aufnahmen dekorativer Maschinen, an denen wir uns wohl schneller satt sehen als die Russen, oder die Figur des Amerikaners, der im wesentlichen durch seine rauchende Tabakspfeife charakterisiert ist, für die er während der dreitausend Meter des Films schlecht gerechnet zweihundert Gramm Mittelschnitt verbraucht. Recht gespannt ist man natürlich, wie die Russen, nach so viel theoretischen Ankündigungen, das Mittel des Tons verwenden. Technisch scheinen die russischen Apparaturen bereits die des Auslands zu erreichen, künstlerisch gibt es einige sehr eindringliche Wirkungen, etwa wenn der Stoßbrigadier unter dem Gelächter des (unsichtbaren) Amerikaners ruckhaft kleiner wird oder wenn das Quietschen der schlecht gepflegten Maschinen wie ein Stück Dialog in eine Szene eingreift, ohne daß der Vorgang selbst im Bild wäre. Dennoch geht man einerseits zu wenig sparsam mit dem Ton um, indem man für das Maschinenmilieu abstumpfende Geräuschorgien aufbietet, andrerseits zeigt sich eine kunstgewerbliche Art, Geräusche vom Himmel fallen zu lassen, wenn sie grade gebraucht werden. Die Lokomotive etwa pfeift, wenn von ihr die Rede ist; ihr klingen die Ohren. Parallele im Optischen: im Zug wird Unterricht abgehalten, dem Schüler fällt nichts ein, er stockt, der Zug fährt ganz langsam; der Schüler kommt auf die Lösung, schnattert sie herunter, der Zug rast. Das sind spielerische Anleihen beim Groteskfilm.

Nur mittelgut, aber wichtig. Dasselbe gilt für das neue, zweite Theaterstück der „Mausefallen"-Truppe, für Gustav von Wangenheims „Hier liegt der Hund begraben". Die liberalen Kritiker haben, mit Recht und mit Eifer, dem Autor vorgeworfen, daß er unklar sei, vielleicht um zu bemänteln, daß er der unklare Vertreter einer glasklaren Weltanschauung ist, die unsre Zeit eben nicht chaotisch findet sondern aufdringlich sinnvoll. Gewiß, Wangenheim bringt vieles durcheinander, sein Hund liegt gradezu in einem Massengrab begraben, aber daß er etwa auch die nationalistische Heimatidee behandelt, darf man ihm nicht als Gesinnungslosigkeit auslegen. Wir haben die Auseinandersetzung mit diesem Begriff nicht zu scheuen, ja sie ist sogar nötig, um den Nationalisten das Argument zu nehmen, wir seien heimatlose Gesellen. Die alberne Vorstellung, als seien Heimatliebe und Fremdenhaß dasselbe, ist als ein Geschäftsmanöver der Kriegs- und Autarkie-Interessenten zu entlarven. Daher ist es schädlich, „Aha, die Konjunktur!" zu rufen, wenn einer von uns das Wort „Heimat" sagt. Ein großer Kreis linker Leute läßt sich von den Nazis geistig exmittieren. Das wollen wir nicht mitmachen.

Wangenheims Stück legt schon vom Textbuch her eine bestimmte Form der Aufführung nahe: das Nebeneinander von

Szenen auf der gleichen Bühne, seinerzeit von Meinhard und Bernauer für ihre „Kreisler-Bühne" als spielerische Sensation erfunden, dann vom revolutionären Theater aufgegriffen als gutes Hilfsmittel, um das Gegensätzliche nebeneinander zu zeigen. Der Mann im D-Zug spricht mit seiner Frau im Laden — auf alle Illusion ist also verzichtet, und wenn man auch darüber streiten kann, ob das Loch, das Stück nackten Bühnenbodens, das auf diese Weise zwischen den Schauplätzen freibleibt, der Forderung künstlerischer Einheit und Geschlossenheit entspricht, so kommt jedenfalls auf diese Weise ein kluges, zum Denken, nicht nur zum Schauen anregendes Theaterspiel zustande. Hier entsteht das neue Theater: aus dem filmischen Schauboden wird eine Plattform für Auseinandersetzungen, wie sich das für eine Wortkunst gehört. Daß bloßes Schildern nicht überzeugt, wissen wir von den Kriegsfilmen. Das Theater muß heute erklären, ableiten, Zusammenhänge zeigen. Das versucht Wangenheim, und wenn es ihm nicht eindeutig gelingt, so zum Teil deshalb, weil er neben marxistischen Kenntnissen eine schöne Theaterphantasie hat, die ihn zu übermütigen, verblüffenden Szenen verlockt. Er arbeitet, als Autor wie als Regisseur, sehr geschickt mit Requisiten, weniger gut mit den Schauspielern, deren Leistungen leider an der Grenze dessen sind, was auf einer Großstadtbühne noch möglich ist, wennschon sie mit einem Vergnügen auftreten, das sich, wie bei einer Hochzeitsaufführung im Familienkreis, den Zuschauern mitteilt.

Dennoch ist, was hier geschieht, bedeutungsvoller als die kunstvollsten Aufführungen der großen Bühnen. Haben wir die Wahl zwischen Wichtigem, das mittelmäßig gemacht, und Gleichgültigem, das großartig gemacht ist, so fällt uns die Entscheidung nicht schwer.

Van Gogh als Zeuge von Heinriette Beth

In der Verhandlung gegen den Kunsthändler Otto Wacker, zumal bei der Vernehmung der Sachverständigen, sind zwar reichlich van Gogh-Briefe zitiert worden, aber dennoch: könnte man van Gogh als Zeugen vernehmen, so hätte er recht andres zu sagen gehabt. Was er gesagt hätte, läßt sich durch eine bessere Auswahl von Briefzitaten ohne weiteres belegen. Und so sei wenigstens, während die Berufsverhandlung vonstatten geht, an einigen Beispielen aufgezeigt, was auf größerem Raum noch schlagender bewiesen werden könnte.

„So schlechte Bilder können nicht von van Gogh sein!" haben nicht nur die Kunsthistoriker sondern auch zwei Sachverständige gesagt, in deren Nachlaß sich sicher nur gute Bilder finden werden. Van Gogh schreibt in seinen Briefen (zitiert nach Cassirers dreibändiger Ausgabe):

Ich hoffe, Du zerstörst eine Anzahl allzu schlechter Dinge, die unter dem Haufen sind, den ich Dir schickte. Zum wenigsten zeige nur die besten Sachen. Nimm vielleicht die gestirnte Nacht und die Landschaft mit den gelben Wiesen zum Ausstellen, denn die beiden haben entgegengesetzte Farben. (Brief 580.)

Die Rolle, die er Dir bringt, enthält 35 Studien. Darunter sind viele, mit denen ich verdammt unzufrieden bin. Ich schicke sie Dir trotzdem, weil Dir das eine vage Idee von den außerordentlichen Motiven hier gibt ... Dann gibt es einen Säer, eine Waschküche und auch anderes Zeug, das recht schlecht ausfiel und unfertig ist. (Brief 508.)

Und so ist es immer. Man muß mehrere machen, ehe man ein wohlgeordnetes Ganzes erreicht. (Brief 586.)

Zur berühmten Frage der „Repliken":

Aber, was noch fehlt, ist — Übung; ich muß etwa 50 derartige Studien malen, ich glaube, daß ich dann etwas haben werde.

Wenn Du nächstes Jahr kommst, so wirst Du die gleichen Gärten, die Ernte sehen, aber mit anderen Farben und einer ganz ähnlichen Handschrift. Und das wird immer dauern, diese Veränderungen und diese Abweichungen.

Diese Gartenecke ist ein gutes Beispiel für das, was ich Dir schon sagte, daß man, um den wahren Charakter der Dinge zu treffen, sie lange Zeit ansehen und immer wieder malen muß. (Brief 465.)

Du hast mir immer gesagt, man müsse Qualität und nicht nur Quantität machen, also hindert uns nichts daran, die Menge Studien auch nur als wirkliche Studien anzusehen und darum eine Menge Sachen gar nicht zu verkaufen.

Oder sind wir früher oder später einmal gezwungen, zu verkaufen; dann verkaufen wir die Dinge etwas teurer, die, wenn man sie ernsthafter ansieht, sich halten werden.

Ich glaube, daß ich trotzdem nicht lassen kann, Dir in kurzer Zeit, sagen wir einen Monat, Bilder zu schicken. (Brief 545.)

Zu der Behauptung: was nicht pastos gemalt sei, könne nicht von van Gogh sein:

Wahrscheinlich werde ich keine dick aufgetragenen Sachen mehr machen. Dies ist das Ergebnis des ruhigen, zurückgezogenen Lebens, das ich führe, wobei ich mich besser fühle. (Brief 601.)

Da ist kein Pointillé, keine Schraffierung, nur flache Farben, aber es steckt Harmonie darin. (Brief 540.)

Die Sachverständigen hatten behauptet, daß Bilder, die besonders ölarm seien, nicht von van Gogh stammen könnten.

Du hast selbst die Bemerkung gemacht, daß meine Studien im Atelier mit der Zeit eher besser als schlechter in der Farbe werden. Sieh, das kommt daher, daß die Farbe so kräftig darauf sitzt, daß ich kein Öl dazu gebrauche. Wenn sie ein Jahr alt sind, ist auch das wenige Öl, das die Farbe stets enthält, herausgeschwitzt, und dann bekommt man die gesunde Farbe. (Brief 416.)

Ich glaube, Du tätest gut, wenn die Bilder ganz trocken sind, sie mit Wasser und etwas Weingeist zu waschen, um das Öl zu entfernen, so das Nachtcafé, den grünen Weinberg, und vor allem die Landschaft, die in dem Nußbaumrahmen war. Auch die Nacht. Aber es gibt da neue Retuschen, die infolge des Weingeistes verderben könnten. (Brief 580.)

Etwa fünfzehn Stellen in den Briefen beweisen, daß van Gogh seine Leinwände nicht nur aus Paris sondern in großen Mengen auch aus dem Süden bezogen hat. Etwa:

Die Leinwände, die ich hier gekauft habe, und das ist wirklich noch nicht lange her, sind fast alle voll bedeckt. Wenn ich Dir die Leinwände gerollt schicke, so ist es vorteilhaft, Du bringst sie auf Rahmen. (Brief 488.)

Wir werden Tasset schön anführen, weil wir uns zum größten Teil der billigeren Farben bedienen, Gauguin und ich. Die Leinwand werden wir uns selbst präparieren. (Brief 542.)

Denn ich muß noch Leinwand kaufen und sie selbst präparieren. (Brief 530.)

Van Gogh trieb zwar sehr gewissenhafte Naturstudien, aber daraus darf man nicht, wie die Sachverständigen, schließen, daß jede Abweichung von der Natur ein Gegenindiz sei.

Ich behalte von der Natur eine gewisse Reihenfolge und eine gewisse Richtigkeit in der Anwendung der Töne bei, ich studiere die Natur, um nicht verrückte Dinge zu machen, um vernünftig zu bleiben — doch — ob meine Farbe buchstäblich genau dieselbe ist, darauf achte ich weniger, wenn sie nur auf meiner Leinwand gut wirkt, ebenso gut, wie sie im Leben wirkt. (Brief 418.)

Denn in lichteren Ländern, unter der stärkeren Sonne, werden Schlagschatten und indirekte Schatten von Objekten und Figuren ganz anders und so farbig, daß man versucht ist, sie einfach zu unterdrücken. (Brief 544.)

Aber ich will zu einer unwillkürlicheren, zu einer freieren und übertriebeneren Zeichnung kommen. (Brief 479.)

Die Wacker-Bilder wurden ohne Rahmen von den Sachverständigen geprüft, zum Unterschied von den zum Vergleich herangezogenen gerahmten van Goghs der Nationalgalerie!

Betrachte sie nicht, ehe Du sie auf Keilrahmen aufspannst und sie weiß einrahmst, d. h. Du kannst andere Bilder abnehmen und diese auf die Keilrahmen aufziehen eins nach dem anderen, um Dir von der Wirkung Rechenschaft geben zu können. Denn um das ganz zu beurteilen, braucht man für kolorierte Bilder unbedingt den Gegensatz des weißen Rahmens. So kann man kaum den Regen, die grauen Olivenbäume ohne Rahmen sehen. (Brief 630.)

Ob Otto Wacker schuldig ist oder nicht, darüber soll hier keine Meinung geäußert werden. Aber die Gerechtigkeit fordert, darauf hinzuweisen, daß uns van Gogh selbst Mitteilungen über seine Arbeitsweise hinterlassen hat, die den Behauptungen der Sachverständigen widersprechen.

Das Loch im Westen von Theodor Timpe

„Dieses wohlorganisierte Gewerbe wirft hohe Gewinne ab und wird daher offensichtlich von Hintermännern, unter Ausnutzung der Notlage der Erwerbslosen, die sich für einen kleinen Lohn zur Verfügung stellen, mit reichlichen Geldmitteln unterstützt. In der letzten Zeit ist es beim Zusammentreffen von Zollbeamten mit Schmugglern in einer großen Anzahl von Fällen zu lebhaften Feuergefechten gekommen ..."

Der Reichsfinanzminister vor dem Haushaltsausschuß des Reichstags am 12. Dezember 1931

Die deutsche Republik hat ein Loch. Ihr westlicher Grenzdamm ist in einer Länge von fast zweihundert Kilometern gerissen. Grasgrün Uniformierte sind zum Rettungsdienst abkommandiert, abkömmliche Reichswehrtruppen assistieren. Auf 150 Meter Grenzstrecke kommt ein schwerbewaffneter Posten. Die Straßen sind mit Barrikaden verbaut. Motorisierte Zollstreifen patrouillieren in einem Gebiet, das von dem Eifelort Monschau bis in die Stadt Lohengrins, nach Kleve, reicht, wo der Rhein ins Holländische einfließt. Nächtens gehen laut und

oft die Gewehre der Zöllner los. In den dichten Grenzwäldern flüchten hungrige Tröpfe aus dem Lichtkreis der Leuchtpatronen, mit denen das Gelände taghell abgeleuchtet wird. Und dann fallen die Schmuggler wie die Hasen im Scheinwerferlicht. Es ist ein widerlicher Abschießsport, der da getrieben wird. Das Loch im Westen wird mit Schmugglerleichen zugestopft. Die sind billiger als Sandsäcke oder Drahtverhau.

In sieben Monaten wurden in den Landesfinanzamtsbezirken Köln, Düsseldorf und Münster 25 800 Schmuggler angezeigt. 18,9 Millionen Zigaretten, 223 000 Heftchen Zigarettenpapier, 45 000 Zigarren, 30 460 Kilogramm Tabak, 252 000 Kilogramm Getreide, 112 000 Kilogramm Müllereierzeugnisse, 860 Fahrräder, 125 Motorräder und 115 Kraftwagen wurden in dieser Zeit beschlagnahmt. Fünfundsiebzig Prozent der an den Amts- und Landgerichten des gleichen Bezirks verhandelten Strafsachen sind Schmuggeldelikte. Die ausgeworfenen Geldstrafen, die allerdings nur auf dem Papier der Urteilsakten stehen, gehn in die Millionen. Die Gefängnisse sind überfüllt. Der Strafvollzug leidet an unheilvoller Verstopfung. Die Staatskasse muß am Ende doch die Zeche zahlen.

Und warum?

Weil das Pfund Zucker in Belgien sechzehn Pfennige, in Deutschland aber achtunddreißig Pfennig kostet, weil das Kilogramm Brot in Deutschland dreiundvierzig, im Ausland aber nur achtzehn Pfennig kostet, weil der holländische Tabak und Kaffee weit um die Hälfte billiger sind, weil der holländische Maispreis um mehr als ein Drittel unter den Preisen des deutschen Maismonopols liegt, weil der Wirtschaftswahnsinn der deutschen Zollpolitik die hungernden und erwerbslosen Arbeiter des Ruhrgebiets, des aachener Kohlenreviers und der bankrotten Landgemeinden zu Tausenden ins Loch im Westen treibt, aus dem sie oft genug nicht lebend zurückkehren.

Der Schmuggel an der deutschen Westgrenze wächst proportional der steigenden Arbeitslosigkeit in den Industriestädten des Hinterlands, wo auch seine Agenten und Hauptabnehmer sitzen. Mit der Verschärfung des Zollkriegs, einem rücksichtslosen Waffengebrauch, mit der Motorisierung der Zollkommandos haben sich auch die Formen des Schmuggelbetriebs geändert. Die Chance für den sogenannten „Einzelgänger" ist immer geringer geworden. Die mit großkaufmännischen Allüren wirtschaftenden Schmuggelunternehmer, die in allen Industriestädten sitzen, nachgewiesenermaßen bis nach Hamburg hinauf, haben ihre Kriegstaktik rechtzeitig durch den Einsatz regulären Schmuggelkolonnen revidiert, die meist sechs bis zwanzig, manchmal auch bis zu hundert Mitglieder gleichzeitig aufweisen.

Bis zu dreißig Köpfen starke Schmugglerbanden, die nur aus Frauen bestanden, sind verschiedentlich abgefangen worden.

Ein großzügiges Kundschafternetz mit einem exakt funktionierenden Nachrichtendienst überzieht die Zollstationen. Die Kolonnen werden durch häufig auch bewaffnete Kraftwagen-, Fahrräder- oder Fußgängerpatrouillen frontal und seitlich gesichert. Kommt es zum Zusammenstoß, toben oft genug erbitterte Feuergefechte, die auf beiden Seiten Opfer kosten. Überfälle der Schmuggler auf einzelne Zollbeamte sind an der Tagesordnung. Die Betriebsform der Schmuggelunternehmen ist ausbeuterisch, die Arbeit bar jeder Romantik. Für einen Tagessold von fünf bis zehn Mark sind die Kolonnenmitglieder angestellt. Entlohnung erfolgt in der Regel erst nach geglücktem Abschluß der Schmuggeltour. Das oft mit dem Leben bezahlte Risiko trägt ausschließlich der Schmuggelkuli. Der hinter den Kulissen agierende und ihnen namentlich meist unbekannte Unternehmer wird fast nie erwischt.

Der Vertrieb der Schmuggelwaren wird in den meisten Fällen ebenfalls von einer Zentrale kolonnenmäßig dirigiert. Neben einer privaten und regelmäßig belieferten Kundschaft sind Restaurants, Cafés und Konditoreien die Hauptabnehmer. Die Schmuggelunternehmer sind in ein paar Jahren meist gemachte Leute, ihre miserabel bezahlten Angestellten hungern von der Hand in den Mund.

Der Schmuggelabwehrapparat ist mit riesigem Material- und Menschenaufwand organisiert worden. Vom Zollspitzel bis zum Zollüberfallkommando ist alles vorhanden. Die untern Beamten, die einen nicht leichten Dienst haben — sie liegen oft bis zu zwanzig Stunden im Freien — werden sehr schlecht bezahlt. Die Folge: peinlich verschwiegene Korruptions- und Bestechungsaffären sind nichts Seltenes. Der Erfolg der Schmuggelbekämpfung ist trotz dem bombastischen Aufwand minimal. Im Gegenteil: der Schmuggel wächst unaufhaltsam weiter. Immer neue Einschwärzmethoden und Zollkampfformen bilden sich heraus. Neuerdings sind sogar besonders stark begangene Grenzabschnitte mit Stacheldrahtverhauen abgeriegelt worden. Die Schmuggler antworteten mit dem Einsatz von starkmotorigen Kraftwagen, die mit Stahlpanzerplatten umkleidet und mit einem Pistolenschützen bewaffnet waren. Die verschärften Schießvorschriften der Zöllner wurden mit prompten Racheakten der Schmuggler beantwortet. Wiederholt sind Grenzbeamte auf irgendeiner einsamen Dienststrecke erschossen oder erschlagen aufgefunden worden. Die Täter wurden selten ausfindig gemacht.

An der deutschen Westgrenze spielt ein Akt jener Tragödie, in der das Leben unsrer Zeit in einem seiner erschütternden Abschnitte zur Debatte steht. Das Loch im Westen aber wird nur der stopfen können, der den von Schächten, Werkbänken und Äckern Vertriebenen zuvor das Hungermaul gestopft hat. Von blauen Bohnen werden die nicht satt.

Wochenschau des Rückschritts

— Die Sondergerichte verhängten bisher gegen Angehörige linker Organisationen 258 Jahre 4 Monate Zuchthaus, 427 Jahre 8 Monate Gefängnis, 64 Jahre Ehrverlust und 570 Mark Geldstrafe, gegen rechts 25 Jahre 7 Monate Zuchthaus und 121 Jahre 9 Monate Gefängnis.

— Der Gerichtsassessor Best aus Hessen, der Verfasser der Boxheimer Dokumente, wurde vom Reichsgericht wegen mangelnder Beweise hinsichtlich der Anschuldigung des versuchten Hochverrats freigesprochen. Das Schwurgericht III in Berlin, vor dem die Neuauflage des Felseneck-Prozesses stattfindet, hat beschlossen, Rechtsanwalt Litten nicht mehr als Verteidiger oder als Rechtsbeistand eines Nebenklägers zuzulassen. Der Preußische Staatsrat beschäftigte sich mit den Vorschlägen zu einer erneuten Verschärfung der Festungshaft. Danach soll der Stadtausgang ganz beseitigt werden, Besuche dürfen nur noch unter Überwachung stattfinden, und die Briefzensur wird eingeführt. Die Vorschläge wurden angenommen.

— Bei einer Durchsuchung in den Räumen der ‚Roten Fahne wurde die Rotationsmaschine beschlagnahmt und versiegelt, auf der das Blatt gedruckt wird, weil diese Maschine im Jahre 1931 zur Herstellung von Zeitschriften und Broschüren gedient habe, die erst jetzt wegen angeblich hochverräterischen Inhalts beschlagnahmt worden sind. Die kommunistischen Zeitungen ‚Volksecho‘ und ‚Volkswacht‘ wurden bis 31. Oktober verboten, die Veröffentlichung der Verbotsgründe ist nicht gestattet. Ebenso wurde die Veröffentlichung der Gründe untersagt, die zum Verbot der Monatszeitung des Allgemeinen Verbandes der Kriegs- und Arbeitsopfer Deutschlands für die Dauer von sechs Monaten geführt haben. Das sozialdemokratische ‚Kasseler Volksblatt‘ und die sozialdemokratische ‚Volksstimme‘ (Frankfurt am Main) wurden verboten.

— Die österreichische Regierung hat den Führer der wiener Heimwehren, Major Emil Fey, zum Sicherheitskommissar für Österreich ernannt.

— Die thüringische nationalsozialistische Regierung hat ihren Justizminister, den Landgerichtsrat Doktor Weber, unter Übergehung von fünf ältern Richtern, zum Landgerichtsdirektor ernannt. Aus den öffentlichen Bibliotheken Thüringens sind sämtliche Exemplare von Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ entfernt worden. Alle Postsachen der thüringischen Ministerien werden mit dem Stempel versehen: „Wer behauptet, Deutschland sei am Kriege schuld, lügt! Diese Lüge ist die Wurzel unserer Not!“

— Eine Versammlung der Roten Hilfe in Berlin wurde aufgelöst, als der Referent Dombrowski ausführte, die deutsche Verfassung bestehe nicht mehr. Dombrowski wurde verhaftet.

— Der Landrat des Kreises Wittenberg hat an jugendliche Erwerbslose, die sich nicht zum freiwilligen Arbeitsdienst gemeldet haben, die Aufforderung gerichtet, binnen drei Tagen ihre Meldekarte auszufüllen, da sie sonst als nicht mehr hilfebedürftig im fürsorgerechtlichen Sinne anzusehen seien.

— Die Miag, das größte braunschweigische Industriewerk, hat 350 Arbeiter entlassen müssen, weil ihre holländischen und dänischen Kunden infolge der Kontingentierungspolitik die Bestellungen zurückgezogen haben.

— Der ehemalige nationalsozialistische Minister Franzen ist zum preußischen Amtsgerichtsrat ernannt worden.

— In Berlin wurde eine Lockerung des Nachtbackverbotes eingeführt.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

IG-Farben-Diktatur

Die IG-Farbenindustrie erinnert in der Methode, sich politische und wirtschaftliche Mächte dienstbar zu machen, an die großen amerikanischen Konzerne. Andre deutsche Industriezweige versuchen auch Einfluß zu gewinnen, Machtpositionen auszunutzen und ihre Klagen und Forderungen an das Ohr der zuständigen Minister zu bringen. Die IG aber ist Insider der Politik. Zwei Minister haben bereits im Laufe der letzten Jahre ihren Vorstandssitz in Frankfurt mit einem Kabinettssitz vertauscht. Die Verwaltung der IG hielt es noch nicht einmal für angezeigt, die allererste Garnitur in die Wilhelmstraße zu entsenden. Der führende Mann des Konzerns, Geheimrat Schmitz, hat sich trotz wiederholten Aufforderungen stets geweigert, ein Portefeuille anzunehmen. Moldenhauer und Warmbold genügten, um die Interessen des Konzerns in der Regierung wahrzunehmen. Unter dem Einfluß Moldenhauers wurde jener berüchtigte Geheimvertrag zwischen der Regierung und der IG geschlossen, der den Farbenkonzern von der Ausgleichsabgabe für inländische Treibstoffe fast ganz befreite. Während alle andern Erzeuger 3,80 Mark für den Doppelzentner zahlen mußten, betrug diese Steuer für die IG-Farbenindustrie nur 0,10 Mark. Als sich die Konkurrenz gegen diese Bevorzugung auflehnte, wurde die Ausgleichsabgabe am 14. Juni 1932 allgemein auf den Satz von 0,10 Mark ermäßigt. Die aus fiskalischen Gründen am 1. Oktober erfolgte Wiedererhöhung auf eine Mark ist durch die Erhöhung des Benzinpreises mehr als wettgemacht worden. Das Reich und die Konsumenten müssen noch immer die Kosten für die Fehlkalkulation der Leuna-Werke tragen. Die geniale Idee der Kohleverflüssigung schien sich höchst rentabel auszuwirken, solange der Rohölpreis etwa das Vierfache des Rohkohlenpreises betrug. Rockefeller, der jahrelang der ganzen Welt dieses Preisverhältnis suggeriert hatte, kann sich während der Depression auch mit geringern Überschüssen begnügen. Ölbohrungen erfordern keinen so großen Aufwand an fixen Kosten wie der Kohlenbergbau, der unterhalb einer gewissen Ertragsgrenze nicht mehr zu produzieren vermag. Hätte man sich rechtzeitig eine Vorstellung davon gemacht, daß jene Preisschere zwischen Kohle und Öl geändert werden würde, so wäre vielleicht das Hydrierungsverfahren in Deutschland niemals zur Anwendung gekommen. Man rechnete vermutlich sogar damit, daß sich die Preisschere noch zugunsten des Ölpreises verschieben werde.

Auch für andre Mißerfolge der IG-Farbenindustrie hat die Öffentlichkeit aufzukommen. Der Bericht über die Geschäftslage im dritten Quartal besagt selbst, die Erhöhung der Stickstoffproduktion sei in erster Linie dadurch bedingt, daß das Reich für den Herbstbezug eine Ausfallbürgschaft übernommen habe. Somit gehört die IG zu den wenigen Lieferanten der Landwirtschaft, die als Warengläubiger kein Risiko einzugehen brauchen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß jene Bürgschaft des Reiches in einem beträchtlichen Umfange in Anspruch genommen werden wird.

Schon im zweiten Quartalsbericht klagte die IG-Farbenindustrie über Absperrungsmaßnahmen einzelner Länder gegen die Ausfuhr chemischer Produkte. Die Ankündigung deutscher Kontingentierungsmaßnahmen hat diese ausländische Bewegung noch verschärft. Herr Warmbold sah sich daher genötigt, in aufsehenerregender Weise den Vater der Kontingente, seinen Ministerkollegen Freiherrn von Braun, öffentlich zu desavouieren. Man spricht sogar davon, daß bereits ein der IG sympathischerer Nach-

folger in der Person des Rittergutsbesitzers von Knebel-Doeberitz in Aussicht genommen sei. In ihm erblickt man den künftigen Liquidator der Agrarpolitik Brauns. Wenn auch mit einem völligen Verzicht auf die Kontingentierung nicht gerechnet werden kann, so dürfte sie jedenfalls in einem der Industrie genehmen Sinne umgestaltet werden.

Vor einigen Tagen erlebte die Öffentlichkeit eine kleine Sensation, als in der Generalversammlung der Terra-Film-Aktiengesellschaft Vorwürfe gegen die frühere Verwaltung erhoben wurden. In diesem Zusammenhange ist besonders die Gegenerklärung des frühern Vorstandsmitgliedes der Terra, Direktor Fasolt, bemerkenswert, der im August 1930 die Verkaufsverhandlungen des gesamten Aktienpakets — damals nominell drei Millionen Mark — auf der Basis eines innern Wertes von 1,5 Millionen Mark geführt hat. Die IG-Farbenindustrie hat nach seiner Angabe den Wert nachträglich mit 2,7 Millionen Mark angesetzt, was sich aus dem innern Bilanzwert per 30. Juni 1930 keineswegs rechtfertigen ließ. Ferner erklärt Fasolt, daß er in einer Verwaltungsratsitzung vom 23. September 1930 einen sofortigen Zugriff auf das Vermögen des damaligen Großaktionärs der Curtis-Melnitz-GmbH, die der Terra 280 000 Mark schuldete, und sofortige Zahlungseinstellung beantragt habe. Beide Anträge wurden von dem aus Vertretern der IG-Farbenindustrie bestehenden Aufsichtsrat abgelehnt. Es ist sehr durchsichtig, daß die IG weder einen Zugriff auf die ihr nahestehende Gesellschaft zulassen wollte, noch kurz vor dem Zustandekommen des Aktienverkaufs die Zahlungen einstellen ließ. Eigentlich sollte die große politische und wirtschaftliche Machtstellung dem Konzern gewisse Verpflichtungen in der allgemeinen Geschäftsgebarung auferlegen. Aber das Wort „noblesse oblige“ steht nicht im IG-Farben-Katalog.

Bernhard Citron

„Vaterländische Verbände“

Eine sonderbare Sache ist das, wenn man eines Tages erlebt: so also sieht Weltgeschichte in der Nähe aus.

Zuerst freilich dachte ich nicht so weit, damals, vor mehr als sieben Jahren, in Kampen an der Nordsee. Da war ein Sommertag, einer von fünfzig andern gleich heißen und strahlenden, nur dadurch außergewöhnlich, daß S. J. mir außerhalb der sommerlichen Redaktionsstunden ein Manuskript in die Hand drückte: „Bitte lesen Sie das gleich und erstatten Sie mir beim Kaffee Bericht; es soll Wichtiges sein.“

Nach Tisch fing ich an zu lesen. Ein Haufe kleiner Schreibmaschinenblätter, billigstes Papier. Draußen schien die Sonne vom strahlend blauen Himmel, hier und da mähte ein Heideschaf, sonst lag tiefste Mittagsstille über der unendlich friedlichen Insel. Am Kopf des Manuskriptes stand ein Titel: Hinter den Kulissen der Vaterländischen Verbände. Drei Kreuze darunter.

Es versank Sommer, Sonne und Frieden. Eine andre Welt stand auf, eine Welt des Grauens, der Skrupellosigkeit, der viehischen Roheit. Das also lebte neben uns, zwischen uns, mitten in einem Rechtsstaat, der vor sieben Jahren Frieden geschlossen, seit zweien die Schrecknisse der Inflation hinter sich gelassen hatte. Das gab es, solche Abgründe, soviel ungesühntes Blut, soviel mißbrauchte Jugendkraft. Nur einmal zuvor hatte mich eine ähnlich verzweifelte Empörung gepackt — als ich die Berichte der englischen Untersuchungskommission über den weißen Terror in Ungarn las.

Das aber, was ich hier in der Hand hielt, war unveröffentlichtes Material; es der Öffentlichkeit übergeben, hieß, so schien es mir, ihr einen ungeheuren Dienst erweisen und eine Kette von Freveltaten endlich zu beenden. Eine Stunde später hatte S. J. das Manuskript gleichfalls gelesen und den gleichen Eindruck äußerster Wichtigkeit empfangen.

„Wer ist der Verfasser?" wollte ich wissen. Aber S. J. zuckte die Achseln: „Ich weiß es selbst nicht. Der Name, den ich kenne, ist wohl ein Pseudonym. Ich kenne nur den zuverlässigen Mittelsmann, der mir das Manuskript geschickt hat. Dem Verfasser kann ich nicht direkt schreiben — er ist auf der Flucht. Länger als acht Tage behält er weder Quartier noch Namen. Er fürchtet die Feme und hat allen Anlaß dazu, jetzt, wo er an die Öffentlichkeit gehen will. Und ich — nun, ich werde sie wohl gleichfalls fürchten müssen, wenn ich ihm dazu verhelfe."

Aber er wagte es. In der gleichen leidenschaftlichen Empörung, die mich erfaßt hatte, die später jeden anständig Denkenden bei der Lektüre erfaßte, stach S. J. die Eiterbeule auf. Er veröffentlichte in der ‚Weltbühne', im Herbst 1925, die Artikelserie über die Vaterländischen Verbände, an die sich die Untersuchungsaktion des Reichstages, die Schwarze-Reichswehr-Debatten undsoweiter anschlossen. Damit waren — damals — der Feme die Flügel gelähmt; sie traf weder den bekannten Herausgeber, noch den unbekannten Verfasser, noch den ebenso unbekannten Mittelsmann.

Der Mittelsmann war Carlo Mierendorf, heute jüngster Reichstagsabgeordneter der SPD, der Verfasser jener Carl Mertens, der in diesen Tagen, kaum dreißigjährig, das Opfer eines scheinbar sinnlosen Zufallstodes — durch Autounfall — geworden ist.

Ich habe Mertens nicht gekannt und will ihm keinen Nekrolog schreiben, nur diesen einen Augenblick festhalten, in dem er zum Instrument der Geschichte wurde. Er hat die Reaktion, in jedem Sinne des Wortes, auf diesen Augenblick noch erlebt; S. J. hat das Geschick davor bewahrt.

Denn wohl hatte er mit der Rache der Entlarvten, einem persönlichsten Gegenhieb der in die Enge getriebenen Desparados gerechnet; und auch mit der entsetzten Abwehraktion der normal empfindenden Mehrheit und somit des Staates. Nicht gerechnet hatte er damit, daß einmal der Terror quasi legalisiert, der Mord glorifiziert und die Aufdeckung diffamiert werden würde. Kein Wunder, daß der einstige Freischärler Carl Mertens den Weg zu Foersters Radikalpazifismus finden mußte.

M. M. Gehrke

Germanischer Dreh

Als bekannt wurde, daß Duesterberg jüdisches Blut in seinen Adern habe, war die Verwirrung im nationalistischen Lager zuerst riesengroß. Doch da der Stahlhelm weiter zu seinem Führer hielt, verflatterte die Sensation sehr bald wieder — und wir würden sie hier nicht aufleben lassen, wenn nicht unser Freund Wilhelm Stapel, nachdem er sicherlich in schlaflosen Nächten lange über diesen peinlichen Zwischenfall nachgedacht hat, im zweiten Oktoberheft seines ‚Deutschen Volkstums' zu einem Ergebnis gekommen wäre, das nicht verschwiegen werden darf.

Da hat er sich nun jahrelang die Finger wund geschrieben und tausendmal betont, jede politische Betätigung von Juden gereiche Deutschland zum Schaden, und nun bewährt sich so ein Semitenstämmling „als ein vortrefflicher Offizier im Kriege", „arbeitet am Aufbau einer deutschen Wehrorganisation nach dem Kriege" und wird gar „zum Führer dieser Organisation". Was nun? Wenn

der Verstand stillzustehn droht, weil ein Faktum seine Ausgeburten widerlegt hat, rettet man sich in die Arme des lieben Gottes. Und weil Duesterberg sich nun einmal nicht wegzuleugnende Verdienste um den Nationalismus erworben hat, so ist er zwar „nicht völlig Blutsdeutscher", „aber er ist völlig Schicksalsdeutscher". „Gott entscheidet durch das Blut, er entscheidet auch durch das Schicksal." Und das Schicksal wollte es eben so, daß Duesterberg „seinen Weg ohne Wissen gegangen" ist. Diese angebliche Unkenntnis genügt Stapeln, den Mann durch jenes Loch rutschen zu lassen, das sich selbst bei den wütendsten Antisemiten findet, wenn ihnen einmal ein Jude begegnet, dessen ganzes Verhalten ihre Theorien über den Haufen zu werfen droht. Man riecht förmlich den Schweiß, den es Stapeln gekostet hat, bis er auf diese gradezu geniale Idee kam. Und da haben wir bisher immer geglaubt, der Dreh sei etwas spezifisch Jüdisches. Man soll wirklich nicht die Gehirnwindungen der Gegner unterschätzen, eines Tages überraschen sie doch mal mit einer Argumentation, die sie selber talmudistisch zu nennen belieben.

Guter Rat an Assimilanten und solche, die es werden wollen. Verschweigt eure jüdische Abstammung, geht in eine nationalistische Organisation, arbeitet euch dort empor und vertraut im übrigen auf Gott. Der wird euch, wenn die Welt wirklich einmal euer jüdisches Blut entdecken sollte, bestimmt einen Wilhelm Stapel über den Weg schicken, der wie Herrn Schnucke Ceterums Gattin in Meyrinks „Löwen Alois" jeden Zweifler beruhigt: „Schnucke, was willst de eigentlich, was hast de gegen Alois? Schau — er is doch blond."

Walther Karsch

Das Gut im Elsaß

Was von unsrer epischen Tagesliteratur mit dem Kennwort „Zeitroman" plakatiert und nach den vagen Grundsätzen einer von heute auf morgen lebenden Sachlichkeit zensuriert wurde, stellt sich heute als das Produkt verdienstvoller Spezialisten dar, von denen sich jeder aus Gründen der persönlichen Neigung oder einer politischen Aktualität ein Sonderthema gestellt hat, das im Material möglichst erschöpfend sein und in der Form einigermaßen lesbar dargereicht werden mußte, wenn es dem Autor einen vorübergehenden Erfolg sichern und in der Leserschaft das Bedürfnis nach einer Protestversammlung wecken sollte. Gegen diese Materialbeschaffer und Tatsachensammler ist nichts zu sagen, solange sie sich hinter ihre Sache stellen und aus der Not ihres bescheidenen Gestaltungs-Talentes keine künstlerischen Dogmen ableiten. Gefährlich wird diese weit verbreitete Verwechslung von Reportage und Dichtung erst, wenn angesichts einiger plakathaft konzipierter und titulierter „Tatsachen-Romane" die dichterischen Deutungsversuche der Wirklichkeit als romantische Entgleisungen abgetan werden. Warum? Weil diese weniger aufdringlich als eindringlich sprechen? Weil sie nicht diskutieren sondern diskutiert werden wollen? Weil es offenbar schwerer ist zu deuten als aufzuzählen, zu gestalten als zu berichten und weil in den dichterischen Versuchen an Stelle der künstlerischen Unbefangenheit das Ringen um eine geschlossene künstlerische Form zuweilen spürbar wird? Die journalistisch-propagandistische Haltung zu den Fragen des öffentlichen Lebens hat es mit sich gebracht, daß heute von jedem Buch etwas Endgültiges verlangt wird; daß nicht mehr Fragen aufgeworfen oder Behauptungen aufgestellt sondern Tatsachen verzeichnet werden — etwa nach dem Rezept: Frag mich was, frag mich noch was, ich habe die Antworten alphabetisch geordnet.

Im Gegensatz zu diesen kurzlebigen „Tatsachen-Romanen" ist Ernst Glaesers neues Buch „Das Gut im Elsaß" eine Behauptung und eine Frage zugleich; kein

realistischer Roman sondern der dichterische Bericht von einer fingierten Reise in geistiges Niemandsland, der Bericht von einer Erholungspause, die in einem Übermaß von Gesprächen und Gefühlen verging; keine Novelle sondern eine reizvolle und erregende Folge lyrischer, dramatischer und novellistischer Kapitel, die auch äußerlich den Zwiespalt zwischen Lebenswille und Lebensmöglichkeit spiegeln. Auf dem Weg, ein Dichter der Zeit, nicht ein Zeitdichter zu werden, verlegt Glaeser die maßgebenden politischen Tatsachen zwischen die Zeilen. Er nimmt die elsässische Landschaft als einen neutralen Ort, als eine Insel geistig interessierter Menschen, an deren Horizont sich mit Wetterleuchten die kommenden europäischen Gewitter ankündigen, und unternimmt den schwierigen Versuch, unmittelbar die Situation des europäischen Bürgers zu zeigen, Rechenschaft abzulegen und unter Verzicht auf dokumentarisch belegbare Details einen Überblick über eine Gesellschaft zu gewinnen, die weder an ihre Vergangenheit noch an ihre Zukunft glaubt und sich dennoch als Sachwalter eines zum Fetisch erstarrten geistigen Erbes fühlt. Ist es heute zweckmäßig und erlaubt, das marktschreierische Detail zu vernachlässigen, Rechenschaft zu geben statt Forderungen aufzustellen, und in einer ungleich geglückten aber doch künstlerisch beabsichtigten Synthese von zarten und kräftigen Landschaftsschilderungen einerseits und Gesprächen und Gedanken melancholisch exaltierter Menschen andrerseits das geistige Spiegelbild eines zwiespältigen gesellschaftlichen Daseins zu suchen? Mit dem „Gut im Elsaß" bejaht Glaeser diese Frage. Das „Ich" dieses Buches begibt sich freiwillig, gleichermaßen zur Bestätigung und zur Bereicherung seines andersgearteten Weltbildes, unter Menschen, die in der Melancholie des nutzlosen Sterbens befangen und auf eigne Art in ihre Zivilisationsmüdigkeit verspielt erscheinen. Unter diesen Menschen, die am Gelde hängen, weil ihnen das Geld allein noch die Möglichkeit gibt, ihre Verzweiflung zu ertragen und ihre Resignation mit Anstand und Würde zu pflegen, erlebt dieses „Ich" das Schattendasein einer intellektuellen Schicht an dem Kreuzungspunkt deutscher und französischer Kultur-Tendenzen, einer Schicht, die sich in rückblickenden Diskussionen ermüdet; es erlebt die gespenstige, atemraubende Exaltation eines sowjetfeindlichen Chauvinismus, der sich in Ermangelung eines Besseren an einem verrückten Interventionskrieg mit Zinnsoldaten nährt, und zwischen Grauen und Melancholie ein romantisches Liebesabenteuer jenseits von Frankreich und Deutschland und jenseits von Rechts und Links. In diesen Kapiteln, die reich an Gedanken, an nachdenklichen und nachdenklich stimmenden Gesprächen und an dichterisch schönen Landschaftsschilderungen sind, begegnen sich auf einer fingierten Ebene weitschweifige Skurrilität und sentimentale Gelassenheit, die Unbeständigkeit des Herzens, die Atemlosigkeit der heutigen und die satte Trägheit der gestrigen bürgerlichen Gesellschaft. Die kommenden Gewitter sammeln sich indessen am Horizont. Es liegt ein eigenartiger, der objektiven Wahrheit sehr nahe kommender Reiz darin, wie Glaeser diese Menschen, die die Personifikationen einer ebenso rührenden wie gefährlichen Ratlosigkeit sind, in eine herbstlich verklärte Landschaft stellt, die „dröhnt vom Geläut ihrer Früchte" und deren Fruchtbarkeit diese Menschen nicht mehr zu nutzen vermögen. Nachdem sich das Leben ihrer wie welkenden Gesträuchs entledigt hat, warten sie angesichts des verlorenen Paradieses auf die Gelegenheit, sich ihres körperlichen Daseins begeben zu können. Der Leser aber, der sich von der Vielfalt der menschlichen Schwäche zu aktiver Nachdenklichkeit erregen ließ und von dem Spiel kluger Gedanken und sprachlicher Schönheiten beglückt ist, fährt gemeinsam mit

Glaeser aus diesem Elsaß zurück nach Deutschland, „in das Land der großen Verwirrung und der ewigen Hoffnung" — der begründeten Hoffnung auf ein neues, tätig erworbenes und darum unverlierbares Paradies.

Hans Georg Brenner

Nachahmung empfohlen

Zu Beginn dieses Jahres taten sich etwa zwei Dutzend hamburger Schauspieler zusammen und gründeten ein Kollektiv. Sie wollten ein unverblümt politisches Theater mit eindeutiger, nämlich kommunistischer Haltung schaffen. In der Hamburger Volksoper führten sie — als nicht eben gern gesehene Gäste — eine kritische Zeitrevue auf, die wagemutig und deutlich war und darum großen Erfolg hatte. So großen, daß die Mitwirkenden, soweit sie noch feste Engagements hatten, für die nächste Spielzeit von ihren Theatern nicht wieder verpflichtet wurden. Die jungen Mitglieder des Kollektivs hielten nun noch fester zusammen. Sie erkannten, daß sie nicht mehr in einem bürgerlichen Theater gastieren durften, vor Premierentigern und deren sich sozial gebärdenden mondänen Mädchen — sie wollten und mußten ein andres Publikum erfassen. Aus diesem Grunde finden ihre Vorstellungen jetzt in verschiednen Volksheimen statt. Später soll ein eigner Saal beschafft werden.

Das Publikum der Volksheim-Abende war nun so, wie es für das Kollektiv brauchbar und notwendig war, es bestand zum großen Teil aus Proletariern. Man gab ein „politisches Kabarett", aber dies Kabarett unterschied sich wohltuend von andern, mehr oder minder politisch aufgeputzten Kleinkunstbühnen, die ja, ängstlich geworden, ihre politische Angriffslust inzwischen in den Ruhestand versetzt haben. Für dies Kollektiv und für dies Publikum sind die Ereignisse des Tages zu ernst, um als Anlaß für aktuelle Witzchen herzuhalten. Gerhard Hinze sprach den Prolog: „Kunst als Waffe" von Friedrich Wolf. Es folgten Szenen, Gedichte und Songs. Die meisten Songs stammten von der bewährten Firma Brecht und Weill, und auch wenn andre verantwortlich zeichneten, hielten sie sich getreu an dies Vorbild. Auf dem Gebiet des sozialen Chansons herrscht offenbar Mangel und Öde.

Zwischen den einzelnen Nummern kam ein Ansager heraus, jedesmal ein andrer, denn es war eine Kollektivvorstellung. Zum Glück kopierte niemand die bewährten Vorbilder: niemand rieb die Hände schmunzelnd vorm Bauch (schon, weil niemand einen hatte), niemand sagte dem Publikum die berühmten „kleinen Frechheiten". Die Conference war lediglich als Form beibehalten, ihr Inhalt vollständig ausgewechselt. Da kam, zum Beispiel, einer hervor und sagte: „Ein paar Zahlen. Zahlen sind trocken, aber sie beweisen". Und er las vor, wie viel Weizen in Kanada und wie viel Kaffee in Brasilien vernichtet worden ist. Dann fügte er, ohne sich um einen „glatten Übergang" zu bemühen, hinzu: „Sie hören den Song von den Säckeschmeißern!" Oder: man spielte eine Filmparodie „Ein Lied von Wien bei Heidelberg am Rhein". Mit vorbildlich wenig Mitteln wurde die Billigkeit des Kasernenhof-Rummels und der Heurigen-Romantik verulkt. In den prasselnden Beifall hinein rief Hinze: „Diesen Dreck geben sie täglich in euren Kinos! Geht nicht mehr hinein, denn jeder Groschen, den ihr zahlt, fließt der Reaktion zu!" Hier hatte solch Aufruf Sinn, denn er wendete sich direkt an diejenigen, die die Kinos füllen. Gut, was über Kirche, Krieg und Zeitungen gesagt wurde: das Publikum ließ sich willig aufklären, es lernte an diesem Abend.

Eine Form des politischen Theaters, ausprobiert vor einem geeigneten Hörerkreis. Sämtliche Vorstellungen waren bisher gut besucht, ein Beweis dafür, daß ein solches Kabarett durchaus lebensfähig ist, wenn es frisch und zielsicher geführt wird.

Erna Michel

Weg damit

Politik und Wirtschaft
verderben Ihre ganze Lebensfreude!
Weg damit!
Befassen Sie sich mit den Fragen der
Kultur und Literatur
und Sie lassen die Alltagssorgen hinter sich.
‚Die Literarische Welt'
zeigt Ihnen dazu den Weg.
Vollkommen kostenlos
erhalten Sie die letzten vier Nummern.

Inserat

Liebe Weltbühne!

Kurz vor Beginn des Totschlagsprozesses Calm und Genossen (Röntgenstraße) klingelt bei mir das Telephon.

„Hier Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Sie verteidigen im Prozeß Calm und Genossen?"

„Ja."

„Der Hauptangeklagte Calm ist Jude. Wie wir hören, planen die Nationalsozialisten eine agitatorische Ausnutzung der Tatsache, daß ein Jude ein mit Todesstrafe bedrohtes Verbrechen begangen hat. Haben Sie davon auch schon gehört?"

„Ich muß gestehen, daß ich den Prozeß unter diesem Gesichtspunkt noch nicht gesehen habe. Aber warum sollten die Nationalsozialisten das eigentlich nicht tun?"

„Da wollten wir Sie nur darauf aufmerksam machen: Calm hat am 27. Juli 1927 vor dem Amtsgericht Charlottenburg seinen Austritt aus dem Judentum vollzogen."

Hans Litten

Hinweise der Redaktion

Berlin

Club der Geistesarbeiter. Mittwoch 20.00. Spichernsäle, Spichernstr. 3: Öffentlicher kontradiktorischer Abend: Sozialismus und Sozialisierung, Julius Kaliski und K. A. Wittfogel.
Deutscher Monistenbund. Donnerstag 20.00. Kölnisches Gymnasium, Inselstraße 2/3: Frauenprobleme der Gegenwart, Alice Rühle-Gerstel.
Die Lupe. Donnerstag 20.45. Klubhaus am Knie, Berliner Straße 27: Moderne Hochstapler, A. H. Zeiz.
Schutzverband Deutscher Schriftsteller, Ortsgruppe Berlin. Donnerstag 20.00. Kammersäle, Teltower Straße 1—4: Zola und die Gegenwart. Es sprechen: Rudolf Olden, K. A. Wittfogel und Arnold Zweig.
Individualpsychologische Gruppe. Montag (31.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Straße 27: Zur Kritik der Individualpsychologie, Michael Schwarz.

Hamburg

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Mittwoch 20.00. Café Timpe, Grindelallee 10: Kritik an den philosophischen Grundlagen des Pazifismus, Fritz Groß.
Weltbühnenleser. Donnerstag, 20.30. Timpe, Grindelalle 10.
Kollektiv Hamburger Schauspieler. Sonntag 20.00. Berufsschule Schlankreye Ecke Bundesstraße: Politischer Kabarettabend.

Nürnberg

Weltbühnenleser. Montag (31.) 20.30. Wappensaal des Katharinenbaus: Theater und Film in Sowjetrußland, Lilli Bechmann.

Stuttgart

Linkskartell der Geistesarbeiter und freien Berufe. Freitag 20.00. Bürgermuseum: Eine Reise durch Sowjetrußland, Martin Andersen-Nexö.

Bücher

Henri Barbusse: Zola. Malik-Verlag, Berlin.
André Gide: Corydon. Vier sokratische Dialoge. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Erich Kästner: Gesang zwischen den Stühlen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Leo Trotzki: Der einzige Weg. Anton Grylewicz, Berlin.

Rundfunk

Mittwoch. Leipzig 18.55: Arno Holz zum Gedächtnis. — **Donnerstag.** Berlin 21.10: Die Geschichte vom „Blauen Diamant" von Erich Franzen. — Langenberg 22.20: Das neue Gedicht in der Musik. — **Freitag.** Berlin 14.00: Aus Mozarts Opern (Schallplatten). — **Sonnabend.** Berlin 15.25: Junge Menschen sprechen über den Film „Mieter Schultze gegen alle".

Antworten

Scholz, R. z. B. d. N. Walter Gronostays lustige Rundfunkstunde „Vom Kintopp zum Tonfilm" hat wieder bewiesen, wie recht Sie, in Ihrer Eigenschaft als Reichskommissar zur Beförderung des Nachtschlafs, taten, als Sie Gronostay aus seiner Stellung im berliner Funkhaus vertrieben. Eine so ursprüngliche Funkbegabung, ein so prächtiger Sinn für Satire kann die christlich-nationale Sonntagsruhe Ihrer Sendeprogramme nur peinlich stören. Wie haben wir gelacht! Da wurden ein paar neckische Schlagertexte aus Tonfilmen mit Grabesstimme deklamiert, umrahmt von den Klängen des Chopinschen Trauermarschs. Da wurde, um die falsch-poetische Sprache gewisser „literarischer" Filmmanuskripte zu entlarven, aus Thea von Harbous Drehbuch zu den „Spionen" wörtlich vorgelesen und durch mikroskopische Frechheiten der Betonung eine großartige Humoreske zustande gebracht. Da kam ein berliner Bürger unter dem Eindruck des ersten Tonfilms besoffen nach Hause, erzählte seiner Gattin nachts um Drei die Handlung des „Singing Fool" und schluchzte dazu: Sonny boy! Es war wunderschön! Sicherlich, Herr Scholz, werden sich Ihre Zweimarkabonnenten während dieser Sendung, die fast zwei Stunden mit Heiterkeit füllte, schmerzlich nach den auf Wachsplatten (welch charakteristisches Material!) aufgenommenen Produkten Ihrer Gesinnung, nach Heimatkundgebungen und deutschen Reden, gesehnt haben, nicht wahr?

Befremdeter Leser. Sie haben die Berichte des Untersuchungsausschusses im preußischen Landtag genau verfolgt, trotzdem aber nichts über den Fall der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' entdecken können. Auch wir haben kein Wort über die Subvention gefunden, die dies regierungsfreundliche Blatt von der Reichsbahn in Form von fünftausend Abonnements erhalten hat. Über die Gründe für die in diesem Fall so auffällige Diskretion können wir Ihnen leider nichts verraten.

Fürst Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen. Sie haben dem Hochstapler Daubmann, natürlich vor seiner Entlarvung, die Hohenzollernsche silberne Verdienstmedaille mit Schwertern verliehen. Welche Verdienste hatte Daubmann Ihrer Meinung nach grade um das Hohenzollernhaus? Darf Daubmann die Verdienstmedaille auch in der Strafanstalt weitertragen?

Rote Ratten, Dresden. Ihr sucht für euer politisches Kabarett Schriftsteller, die euch gesinnungsmäßig verbunden sind. Da euer Publikum sich fast durchweg nur aus Arbeitern zusammensetzt, sind eure Mittel sehr beschränkt. Wer geeignete Arbeiten zur Verfügung stellen kann, wird gebeten, sich an eure Adresse Dresden-A. 1, Wettiner Platz 10, zu wenden.

Intourist. Sie veranstalten eine Studienreise deutscher Ingenieure, Architekten und Techniker durch Sowjetrußland. Die Reise beginnt am 26. November. Alles Nähere können Interessenten durch Ihr berliner Bureau erfahren: NW 7, Unter den Linden 62/63.

Rostocker. Geben Sie Ihre Adresse an Herrn Hans Medrow, bei Resin, Wismarsche Str. 5 III, der regelmäßige Zusammenkünfte der Leser Ihrer Stadt in die Wege leiten will.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Staatsmännischer Wahlkampf

von Hanns-Erich Kaminski

Selten ist eine Regierung mit einem so großen politischen Defizit in den Wahlkampf gezogen wie die Präsidialregierung Papen-Schleicher-Neurath-Gayl. Defizit auf allen Gebieten. Man kann dabei nicht einmal sagen, ihre Mißerfolge überwögen ihre Erfolge, denn sie hat überhaupt keine Erfolge aufzuweisen. Nicht einen einzigen!

Diese glorreiche Regierung hat es verstanden, Deutschland in der Welt und sich selbst in Deutschland zu isolieren. Für sie ist nur alles, was pleite gegangen ist: die Hohenzollern, die Junker, die Bankiers, die Schwerindustriellen, die Deutschnationalen, die Deutsche Volkspartei, die Wirtschaftspartei, der Bayerische Bauernbund. Wer noch eigne Kräfte in sich spürt, wer noch auf sich selbst vertraut, wer noch nicht seine Rettung allein in der Sanierung von oben sieht, der ist gegen sie.

Zu alledem ist das autoritäre Kabinett keineswegs einig. Papen will das sacrum imperium wiederherstellen, Gayl möchte ganz Deutschland zu einer Kolonie des preußischen Adels machen. Warmbold kämpft für den Vorrang der industriellen, Braun für den der agrarischen Interessen. Papen tritt für die französische, Neurath für die englische Orientierung ein. Schleicher aber, der starke Mann dieser Regierung, ist gleichzeitig ihr krassester Außenseiter. Während die Anschauungen der übrigen Minister um die Begriffe Feudalismus, Kapitalismus, Ständestaat und Christentum kreisen, neigt Schleicher zu einem militärischen Sozialismus, worunter er sich vermutlich so etwas wie die Kriegswirtschaft vorstellt. Und während seine Kollegen sich zur absolutistischen Diktatur der konservativen Elite bekennen, ist er bereit, sich mit der demagogischen Diktatur der Nazis zu verbünden, überzeugt, daß eine Garde ohne Linientruppen, ohne Reservisten, ohne Landsturm, ohne Etappe und ohne Hilfsdienst auf die Dauer nicht bestehen kann.

Bezeichnend, daß bisher kein Minister in den Wahlkampf eingegriffen hat. Den Herren ist nicht sehr wohl, sie wissen, daß es so nicht weitergehen kann, jedoch jeder möchte eine andre Richtung einschlagen. Da sie sich darüber nicht verständigen können, schweigen sie lieber.

Nur Herr v. Papen schlägt frisch-fröhlich um sich, wie es seiner Natur entspricht. Kein Mensch nimmt an, daß die Präsidialregierung jetzt eine Mehrheit finden wird. Niemand glaubt auch nur, daß sie aus den Auseinandersetzungen, die ihr bevorstehen, unversehrt hervorgehen wird. Aber Herr v. Papen ist unentwegt optimistisch.

*

Wie zwischen Kultur und Zivilisation, so macht man hierzulande auch zwischen Staatsmännern und Politikern einen feinen Unterschied. Ein Staatsmann ist danach viel mehr als ein Politiker. Denn der Staatsmann steht über den Parteien

und ist folglich tiefsinnig und bedeutend, der Politiker hingegen denkt nur an seine Partei und ist folglich beschränkt und kleinlich.

In diesem Wahlkampf nun gibt es — außer bei den Kommunisten, die für bessere Leute sowieso nicht mitzählen — nur Staatsmänner. Daß Herr v. Papen einer ist, versteht sich von selbst, regierende Politiker sind immer Staatsmänner. Aber auch sonst: lauter Staatsmänner, wohin man blickt.

Im allgemeinen pflegen ja in Wahlzeiten die Parteien ihre Grundsätze besonders zu betonen. Die Gegensätze werden dadurch verschärft und künftige Gruppenbildungen erschwert. Diesmal jedoch kann davon keine Rede sein. Im Gegenteil! Die zu Staatsmännern gewordenen Politiker verneigen sich fast alle vor dem Programm der Gegner. Sie sind sehr sachte, und ihre Kämpfe sehen schon wie Vorbereitungen zu Koalitionen aus.

Die Nazis verteidigen den Parlamentarismus, die Sozialdemokraten beteuern ihre nationale Zuverlässigkeit, das Zentrum ist gleichzeitig für Demokratie und Autorität, die Deutschnationalen beklagen, daß sie im Gegensatz zu den Nazis stehen. Hitler erklärt, er sei nach wie vor bereit, in eine Präsidialregierung einzutreten, wenn er nur Reichskanzler werde; Kaas, Brüning und Wirth stimmen einer Reform der Verfassung zu; Leipart bekennt sich zur Wehrfreudigkeit; Straßer verkündet, eine Zusammenarbeit mit den freien Gewerkschaften sei möglich; auch Papen hat seinen kampffreudigen Degen hochachtungsvoll vor Tarnows Aufbauplänen gesenkt; selbst die vormals demokratischen Zeitungen stellen ihren Lesern anheim, Zentrum zu wählen, obgleich sie doch die Politik dieser Partei soeben noch bekämpft und lächerlich gemacht haben.

Was in allen diesen konzilianten Äußerungen zart angedeutet ist, machen Gerüchte schon zu konkreten Tatsachen. Der ‚Regensburger Anzeiger', das Organ des bayerischen Ministerpräsidenten, behauptet, die Regierung verhandle mit den Nazis; der ‚Angriff' behauptet, die Regierung verhandle mit dem Zentrum; die ‚Welt am Abend' behauptet, die Nazis verhandelten mit den Gewerkschaften; und zwischen den Nazis und dem Zentrum wird ja wohl bestimmt weiter verhandelt.

Im übrigen sind die meisten derartigen Behauptungen wahrscheinlich übertrieben. Zu ernsthaften Besprechungen dürfte es in den wenigsten Fällen gekommen sein. Aber sicher ist, daß eifrige Mittelsmänner zwischen sämtlichen Parteien herumgehen und indirekte Verbindungen herstellen.

Alle, die Regierung wie die Parteien, fühlen sich schwach, alle empfinden mit Unbehagen, daß sie auf dem falschen Platz stehen, alle sind auf der Suche nach Stützen. Und die Folge davon ist, daß alle um den Staat mehr werben als kämpfen, mehr hinter den Kulissen flüstern als auf der Bühne schreien und mehr von ihrer Geschicklichkeit als von ihrer Machtentfaltung erwarten.

*

Das leipziger Urteil vergrößert noch die Neigung der gemäßigten Linken zu einer Taktik, die meint, man könne die Reaktion niederverhandeln statt niederkämpfen.

Bereits als der Prozeß begann, schrieb ich hier:

Was sich am 20. Juli abspielte, war ein historischer Vorgang, und der Staatsgerichtshof wird ihn nicht rückgängig machen. Er ist ein politisches Gericht; sein Urteil kann nur eine politische Sentenz sein, wenn auch in juristischer Form.

Jetzt hat der Staatsgerichtshof gesprochen. Die preußische Regierung darf sich nun wieder unbestritten Staatsministerium nennen; nur Macht ausüben darf sie nicht. Sie ähnelt damit den kaiserlich russischen Gesandtschaften, die es immer noch in Belgrad und Bukarest gibt. Oder auch einem bankrotten Kaufmann, der sich auf seinen Visitenkarten noch als Firmeninhaber bezeichnet, dessen Geschäfte aber vom Konkursverwalter erledigt werden. Sehen so die Machtpositionen aus, mit deren Erhaltung die Sozialdemokratie jahrelang alle ihre Zugeständnisse rechtfertigte? Hat sie am 20. Juli nicht mehr verloren? Wollte sie nicht mehr vor dem Staatsgerichtshof erstreiten?

Seit Montesquieu seine Theorie von der Teilung der Gewalten aufstellte, galt als feststehend, daß die Regierung nur die Exekutionsgewalt ausüben dürfe. Die diktatorialen Tendenzen der Gegenwart gehen dahin, ihr auch die gesetzgebende Gewalt zu übertragen, die in der Demokratie bei den Parlamenten liegt. Noch niemandem aber ist es eingefallen, sich eine Regierung vorzustellen, die weder eine Exekutive zur Verfügung hat noch Anweisungen geben darf. Eine solche Regierung ist eben keine Regierung.

Das preußische Staatsministerium hat immerhin den Vorteil, nicht im Hinterzimmer eines Verschwörercafés oder im Exil zusammentreten zu müssen. Es darf seine Amtsräume benutzen, amtliches Briefpapier verwenden, von der Regierungsbank aus im Landtag sprechen und — das könnte wirklich von Bedeutung sein — im Reichsrat abstimmen und Anträge stellen. Voraussetzung dafür wäre allerdings, daß der Reichsrat zusammentreten und Beschlüsse fassen würde, oder mit andern Worten: daß wir nicht im Zeitalter der Notverordnungen lebten.

Tatsächlich kann diese Regierung keine Maßnahmen Papens verhindern, ob er sie nun als Reichskanzler für ganz Deutschland oder als Reichskommissar für Preußen in Kraft setzt. Sie kann den Nimbus ihres in Leipzig anerkannten Titels nur benutzen, um gegen das Präsidialkabinett und seinen Bracht zu agitieren. Es war der entscheidende Fehler des 20. Juli, daß die Besiegten nicht durch einen Akt der Gegenwehr sinnfällig machten, was vorging. Jetzt haben sie Gelegenheit, diesen Fehler wenigstens zum Teil wiedergutzumachen, indem sie durch ihr Auftreten unablässig demonstrieren, wohin uns die Reaktion geführt hat.

Grade das aber wollen sie nicht. Schon seine erste Sitzung hielt das auferstandene Kabinett nicht im Gebäude des Staatsministeriums ab, was sein Recht gewesen wäre, sondern

ganz bescheiden im Wohlfahrtsministerium. Offenbar wollte man die Herren, die sich inzwischen in der Wilhelmstraße 63 eingenistet haben, nicht stören. Dann wurde Brecht zu Meißner geschickt. Und dann erfolgte kein feierlicher Aufruf ans Volk sondern eine Bekundung der Loyalität und des Wunsches nach reibungsloser Zusammenarbeit.

Die Herren sind auf ihren Erfolg in Leipzig schon wieder beinahe so stolz wie einstmals auf ihre Machtpositionen. Und sie gehen mit ihm schon wieder genau so um wie mit diesen. Sie sind nämlich Staatsmänner, und zum Staatsmann gehört die Staatspolitik, selbst wenn sie körperlos in der Luft schwebt.

*

In Papens Aeneis, die sein Virgil Walther Schotte in der Sammlung „Männer und Mächte" herausgegeben hat, ist zu lesen, wie Schleicher auf ihn aufmerksam wurde. Nämlich nach einer grandiosen Rede, die er in Dülmen gehalten, und nach einem epochalen Artikel, den er im ‚Ring' veröffentlicht hatte. Diese beiden bedeutenden Taten genügten vollständig, denn damit, daß der ehemalige Zentrumsabgeordnete seine alte Partei für die nationale Konzentrationsregierung gewinnen könnte, hat Schleicher — immer nach Schotte — niemals gerechnet.

Inzwischen wird auch dem Barden Walther Schotte nicht entgangen sein, daß Herr v. Papen nicht gehalten hat, was seine Gönner nach seinen Leistungen in Dülmen und im ‚Ring' von ihm erwarteten. Er hat zwar aus der Not eine Tugend, aus seiner Isolierung ein Programm und aus seinem Ungeschick eine Willenskundgebung gemacht. Aber für die Verhandlungen und Vereinbarungen, die jetzt notwendig sind, ist er ein Hindernis. Abgesehen von dem alten Herrn, der sich schwer an neue Gesichter gewöhnt, will ihn jeder gerne los sein.

Daß die Präsidialregierung sich in einer Sackgasse befindet, ist offenkundig. Allein mit der Zustimmung von sieben bis zehn Prozent des Volkes kann man weder restaurieren noch reformieren noch längere Zeit diktieren. Ob die Regierung weiterhin als Präsidialkabinett oder sonstwie firmieren wird, kann dahingestellt bleiben. In jedem Fall wird sie sich Bundesgenossen suchen müssen.

Außer Herrn v. Papen begreift das alle Welt. Darum können auch die Staatsmänner der Nazis und des Zentrums ihre Kompromißofferten mit Angriffen auf den Reichskanzler verbrämen. Die Kaas und Hitler wissen ganz genau, daß bei einer Eheschließung sein Kopf Schleichers Morgengabe sein wird.

Trotzdem so alles zur Verständigung bereit scheint, wäre es jedoch falsch, diese Stimmung als die Vorfrucht einer nationalen Koalition anzusehen, für die nur noch der MacDonald fehlt. Auf dem linken Flügel der Nation steht heute das Zentrum, und die Sozialdemokraten sind längst wieder vaterlandslose Gesellen, auch wenn sie, und die liberale Presse mit ihnen, noch so gern dazugehören möchten.

Es handelt sich eben nicht mehr um parlamentarische Konstellationen sondern um einen Kampf zwischen den Überresten

der demokratischen Republik und der Gegenrevolution. Und da sollen Kompromisse möglich sein?

Jeder Überläufer ist der Gegenrevolution selbstverständlich willkommen. Zugeständnisse jedoch können die Gegenrevolutionäre nur unter sich machen. Allenfalls können sie noch Parteien brauchen, die bereit sind, sie zu tolerieren.

Die Reaktion ist nämlich noch immer im Vormarsch, und sie wird, gleichgültig wie die Wahlen ausfallen, weiter vorrücken, wenn nicht mehr unter Papen dann unter Schleicher, Gördeler, Bracht, Geßler, Frick, Straßer oder sonstwem. Die Linke aber ist in die Verteidigung gedrängt, und bis sie wieder angreifen kann, muß sie sich wehren, indem sie keine Position preisgibt, allen Versuchungen widersteht, jede Ablenkung vermeidet und sich vor allem den Blick für den Inhalt ihres Kampfes nicht verdunkeln läßt. Staatsmännisches Getue ist in dieser Lage, in der es sich um ihre Existenz handelt, nur verderblich für sie. Was sie nötig hat, sind Politiker, die begreifen, daß Politik nicht bloß darin besteht, Titel zu haben sondern Macht auszuüben.

Feinde ringsum von Hellmut v. Gerlach

In diesen Tagen hat der Alldeutsche Verband in Berlin eine Versammlung abgehalten. Doktor Schillmann sprach über Deutschlands außenpolitische Stellung. Er beschuldigte Frankreich, uns von allen Seiten mit Feinden umgeben zu haben, wobei es ihm leider auch gelungen sei, Oesterreich von Deutschland zu entfernen. In unsrer bedrohten Lage sei es unsre selbstverständliche Pflicht, für den Umbau und Ausbau unsrer Wehrmacht einzutreten.

Manche Leute sehen überall weiße Mäuse, andre, wie Ludendorff, überall Juden, Jesuiten und Freimaurer. Der alldeutsche Herr sieht überall Frankreich. Da kann man nichts gegen machen.

Doktor Schillmann befürwortet namens seines Verbandes den Umbau und Ausbau der deutschen Wehrmacht. Wozu eigentlich? Wenn wir überall nur Feinde haben, dann hilft uns im Kriegsfall auch eine um- und ausgebaute Wehrmacht gar nichts. Ob wir gegen Europa zehn Millionen Soldaten oder nur hunderttausend oder 0,0 aufbringen, das kommt im Endeffekt auf eins heraus. Nämlich, daß es uns in dem neuen Kriege noch viel dreckiger gehen würde als im letzten. Wollen aber die Feinde keinen Krieg gegen uns führen, dann ist es erst recht gleichgültig, ob wir viel oder wenig oder gar keine Soldaten haben.

Richtig an dem ganzen Vortrag des Herrn Schillmann ist das Eine, daß wir nirgends mehr Freunde haben. Liegt das an den Andern?

Zur Beobachtung der deutschen Wahl sind eine Menge ausländischer Journalisten nach Berlin gekommen. Ganz lehrreich ist es, sich mit ihnen zu unterhalten. Die Herren suchen diesmal, der Konjunktur entsprechend, in erster Linie die Kreise des Herrenklubs auf, überhaupt alles, was möglichst

nahe an Schleicher und Papen heranreicht. Überall finden die Ausländer, auch die Franzosen, offene Türen und offenherzige Plauderer.

Über das, was sie so zu hören bekommen, sind sie entsetzt.

Innenpolitisch wird ihnen von den Herren mit den guten Manieren und der schlechten Politik allenthalben versichert, daß es mit Demokratie, Parlamentarismus und Weimarer Verfassung auf keinen Fall so weiter gehe. Die Autorität müsse wieder hergestellt werden. Wenn das mit dem Reichstag nicht zu machen sei, dann eben anders.

Außenpolitisch wird als Kernstück der deutschen Politik die Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit bezeichnet. Bekomme man sie nicht durch Völkerbund und Abrüstungskonferenz, so müsse man sie sich selber nehmen. Sie sei gewissermaßen das Naturrecht jedes Staates.

Die ausländischen Korrespondenten sind ohne Ausnahme Demokraten, natürlich im weitesten Sinne des Wortes. Sie stellen fest, daß in den Kreisen, die heute für die deutsche Politik maßgebend sind, die Mißachtung der Demokratie und ihrer Werke das Hauptcharakteristikum ist. Mehrheit, Mehrheitsbeschlüsse, Verfassungsartikel, internationale Verträge — alles wird als quantité négligeable behandelt.

Die französischen Journalisten insbesondere sind erschrocken darüber, daß es auf einmal für Deutschland wieder eine elsässische Frage zu geben scheint. Viele Jahre waren sie hier, ohne daß das Wort „Elsaß" auch nur gefallen wäre. Jetzt auf einmal taucht es immer wieder auf, in allen Kreisen.

Eine Französin, leidenschaftliche Kämpferin für die deutsch-französische Verständigung, wohnte der Tagung einer Arbeitsgemeinschaft im Norden Berlins bei. Alle möglichen Fragen wurden an sie gerichtet. Plötzlich interpellierte sie der Leiter der Arbeitsgemeinschaft: „Und was würde Frankreich machen, wenn Deutschland von ihm das Elsaß verlangte, worauf es doch einen Anspruch hat?" Die Französin war so erschüttert durch diese ihr nach Locarno unmöglich scheinende Frage, daß sie nicht wußte, was sie antworten sollte. Mir aber sagte sie: „Wo ich noch vor Jahresfrist Tore sah, finde ich diesmal nur hohe, geschlossene Mauern."

Das französische Volk hat den Pakt von Locarno vor allem deshalb mit so ungeteilter Freude begrüßt, weil es ihn für die endgültige Bereinigung der elsässischen Frage hielt. Das war doch einmal ein Vertrag, der von beiden Seiten in voller Freiheit unterschrieben wurde. Da konnten die Deutschen nicht wie bei Versailles behaupten, es handle sich um ein Diktat, um eine erzwungene Unterschrift.

Und jetzt? Jetzt wird auch dieser Vertrag in Frage gestellt! Soll auch er bloß ein Fetzen Papier sein?

Alle Franzosen ohne jede Ausnahme betrachten das Elsaß als integrierenden Bestandteil ihres Landes. Alle Elsässer, von ein paar Eigenbrödlern abgesehen, wollen bei Frankreich bleiben. Nur über das Maß der Selbstverwaltung, das dem Elsaß zuzubilligen sei, gibt es unter den Elsässern Meinungs-

verschiedenheiten. Tritt trotzdem in Deutschland die Forderung auf Rückgewinnung des Elsaß zutage, so folgert der Franzose daraus: Deutschland denkt an einen Revanchekrieg.

Und er folgert weiter: Darum also das deutsche Aufrüstungsprogramm, darum der Boykott der Abrüstungskonferenz!

Sicher ist diese Schlußfolgerung falsch. Ich rufe Herrn v. Papen als Zeugen dafür an. Allerdings muß ich ihn darauf aufmerksam machen, daß er durch sein eignes Verhalten dem französischen Mißtrauen erst die Unterlage geliefert hat.

Ramsay MacDonald, der Friedensheld des Krieges, ist, wenn es überhaupt unter den Staatsmännern einen gibt, ein goldechter Abrüstungs- und Friedensfreund. Um den schweren deutsch-französischen Konflikt beizulegen, lud er zu der Vier-Mächte-Konferenz nach Genf ein. Sogar Mussolini sagte ohne weiteres zu. Aber Herr v. Papen lehnte ab: nach Lausanne — vielleicht. Nach Genf — niemals!

Das nennt man ja wohl politische Geographie. Man könnte es auch politisch-geographische Geheimwissenschaft nennen. Den Schlüssel zu ihr besitzt das Kabinett Papen-Schleicher. Die Welt versteht das Abrakadabra der deutschen Barone nicht.

Am 17. Oktober erklärte MacDonald in London:

Ich bedaure es auf tiefste, daß Deutschland, obwohl es seine Bereitwilligkeit erklärt, an einer solchen Konferenz teilzunehmen, es ablehnt, nach Genf zu gehen, und zwar aus Gründen, deren Triftigkeit schwer für mich zu entdecken ist.

Wer die überaus abgemessene Ausdrucksweise des englischen Premiers kennt, weiß, daß die Worte einen schweren Tadel für die deutsche Regierung in sich bergen.

Auf drei große außenpolitische Faktoren rechneten unsre Franzosenfeinde: Rußland, Italien, England.

Rußland hat durch den Abschluß des Nichtangriffspakts mit Polen gezeigt, daß es aus der Rechnung der deutschen Militaristen auszuschalten ist.

Italien hat sich mit hörbarem Ruck von Deutschland separiert, als es die Einladung nach Genf bedingungslos annahm.

England hält seit dem unglückseligen Auftreten Papens in Lausanne engste Tuchfühlung mit Frankreich.

Auf keine einzige Großmacht können wir zählen. Und die Klein- und Mittelmächte sind durch die deutsche Agrarpolitik in einer Weise verärgert worden, daß sie Deutschland heute mit noch weniger freundlichen Gefühlen als während des Weltkriegs gegenüber stehen. Schweiz, Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden — überall derselbe Eindruck: Wir sind die besten Kunden Deutschlands. Aber man opfert uns den deutschen Agrariern. Die „grundsätzlich neue Staatsführung" in Deutschland bedeutet, daß grundsätzlich die Militär- und Agrarinteressen allen andern vorangestellt werden.

Sogar den Interessen der großen Mehrheit des deutschen Volkes selbst!

Von der deutschen Kontingentspolitik stellt der württembergische Wirtschaftsminister Doktor Maier fest, daß „ganze Fronten wichtiger Ausfuhrpositionen in ein paar Wochen zusammengebrochen seien, ohne daß die Landwirtschaft auch nur einen Pfennig Nutzen hätte ziehen können". Der der Regierung politisch nahestehende Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband telegraphiert dem Reichskanzler:

Mitglieder unsres Verbandes, die als Handelsvertreter im Ausland tätig sind, werden von der Kundschaft nicht mehr empfangen. Bestellungen deutscher Waren werden abgelehnt, auch dann, wenn sie preiswerter als die andrer Länder sind.

IG-Farben, die der Regierung vielleicht noch näher stehen, melden in ihrem dritten Vierteljahrsbericht, „auf den nordischen Märkten habe schon die Ankündigung der Kontingentspolitik zu solchen Absatzverlusten geführt, daß alle gegen Ende des dritten Vierteljahres festgestellten Belebungsansätze beim Export mehr als ausgeglichen wurden".

Handelspolitik und Außenpolitik stehen in untrennbarem Zusammenhang. Dem Kabinett Papen ist es gelungen, eine Einheitsfront gegen Deutschland zustande zu bringen: bei den Großen durch seine unsagbar ungeschickte Aufrüstungspolitik, bei den Kleinen durch seine Antihandelspolitik.

Das Rheinisch-Westfälische Kohlen-Syndikat erklärt, „die deutsche Einfuhrhemmungspolitik wirkte zerrüttend auf den Ruhrkohlenabsatz, nach Ablauf der laufenden Lieferungsverträge werden wir vor einem Trümmerfeld stehen".

Dies Trümmerfeld, das ist das Feld der Politik des Kabinetts Papen.

Ein paar Jahre vor dem Weltkrieg nannte einmal der Zar den Fürsten Nikita von Montenegro den einzigen Freund Rußlands.

Es dürfte Herrn v. Papen schwerfallen, eine Macht auch nur von dem Range Montenegros zu nennen, die er als Freund Deutschlands bezeichnen könnte.

Papens Gewinn- und Verlust-Rechnung

von Bernhard Citron

Mehr denn je gilt heute in der Politik der Wahrspruch: „Weß Brot ich eß, deß Lied ich sing." Die Zahl derer, die das Brot der jetzigen Regierung essen, ist gering, so gering wie die Zahl der Anhänger des Herrn v. Papen. Ihre Stimmen würden kaum durchdringen, wenn nicht jene „Wohlfahrtsempfänger" über den Lautverstärker eines ausgedehnten Presseapparats verfügten. Die Unternehmerschaft aller Richtungen vom Kleingewerbetreibenden bis zum Großindustriellen hat das Wirtschaftsprogramm der Reichsregierung begrüßt, weil sie sich in dem Irrglauben befand, daß man auf Kosten der Arbeitnehmer und Verbraucher für die Dauer eine bevorrechtigte Klasse schaffen könne. Die Kritik an den Maßnahmen der Reichsregierung muß sich nach zwei Richtungen erstrecken. Wie teuer ist dieses Programm erkauft, und welche Vorteile werden Staat und Wirtschaft daraus ziehen?

Die Vorbereitungen für die wirtschaftlichen Maßnahmen gehen zurück auf die Juni-Notverordnung, die einen radikalen Abbau der sozialen Fürsorge und eine Steigerung der Reichseinnahmen vorsah. Man konnte nun nicht gleichzeitig den Massen Einschränkung ihrer Lebenshaltung in krassester Form verordnen und auf der andern Seite Geschenke an die Wirtschaft verteilen. So ließ man erst zwei Monate verstreichen, um den katastrophalen Eindruck der Juni-Notverordnung zu verwischen. Damals hatte man die Dauer der Unterstützung aus der Arbeitslosenversicherung auf sechzehn respektive zwanzig Wochen beschränkt und nach sechs Wochen die Bedürftigkeitsprüfung eingeführt; die Sätze selbst sind derartig gekürzt worden, daß mit einem Schlage aus Versicherten Wohlfahrtsempfänger wurden. Der Erfolg dieser Maßnahmen liegt klar zutage, wenn man erfährt, daß die Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung in der Zeit vom 1. April bis zum 30. September 1932 dem Reich hundertsechzig Millionen Mark zur Verfügung stellen konnte und im Winterhalbjahr schätzungsweise weitere zweihundertvierzig Millionen Mark zur Verfügung stellen wird. Hätte die Reichsanstalt diese Summe behalten, so hätte sie im Sommer sechshunderttausend Versicherte unterstützen können und würde im Winter Mittel für neunhunderttausend besitzen. Der Vorgang ist selbstverständlich nicht so primitiv, daß die Regierung jene Überschüsse der Reichsanstalt unmittelbar der Wirtschaft zur Verfügung stellt. Aber es können jetzt für die Wirtschaft jene Beträge freigemacht werden, die bisher für die dem Reich obliegende Krisenunterstützung und das kostspielige Vergnügen des freiwilligen Arbeitsdienstes verwandt werden mußten, da nunmehr die Überweisungen der Reichsanstalt für diese Zwecke ausgegeben werden.

Auch in der Verteilung des Steueraufkommens zeigt es sich, wer die sogenannte Ankurbelung zu bezahlen hat. Gerechterweise muß allerdings festgestellt werden, daß die Abwälzung der Steuerlast auf die schwächsten Schultern bereits unter der Regierung Brüning begonnen hat. So sind im September 1932 hundertsechs Millionen Mark Umsatzsteuern aufgekommen gegen vierundzwanzig Millionen Mark im September 1931, die Zuckersteuer betrug einunddreißig Millionen Mark gegen neunzehn Millionen Mark im gleichen Monat des Vorjahres. Die Salzsteuer, die erst unter der Regierung Papen eingeführt worden ist, erbrachte 3,6 Millionen Mark und soll im Steuerjahr 1931/32 vierzig Millionen Mark erbringen. Noch drastischer wirkt der Vergleich zwischen dem Gesamtaufkommen an Besitz- und Verkehrssteuern einerseits und an Zoll- und Verbrauchsabgaben andrerseits während der Zeit vom 1. Juli bis 30. September 1931 respektive 1. Juli bis 30. September 1932. Die Besitz- und Verkehrssteuern verringerten sich in diesem Zeitraum von dreizehnhundertundeiner Million auf neunhundertsechsundfünfzig Millionen Mark, das heißt um sechsundzwanzig Prozent, während die Zölle und Verbrauchsabgaben von siebenhundertsiebenunddreißig Millionen Mark auf siebenhundertsieben Millionen Mark, also nur um vier Prozent zurückgingen. So ist klar erwiesen, daß die steuerliche

Belastung des Konsums im Vergleich zum Einkommen und Besitz außerordentlich zugenommen hat. Dennoch ist die Finanzgebarung des Reiches auch vom rein fiskalischen Standpunkt höchst unerfreulich. Sämtliche Steuern, Zölle und Abgaben erbrachten in der ersten Hälfte des Steuerjahrs 1932/33 dreitausenddreihundertzweiundfünfzig Millionen Mark bei einem Voranschlag von siebentausendvierhundertvierundsechzig Millionen Mark für das ganze Jahr. Obwohl ein wesentlicher Teil der direkten Steuereingänge in die erste Hälfte des Steuerjahrs fällt, haben die Erträgnisse des Sommersemesters noch nicht die Hälfte des Voranschlages für das ganze Steuerjahr erbracht. Unterstellt man, trotz den durch die Kontingentierungspolitik verursachten wesentlichen Ausfällen auf dem Zollkonto, eine gleichbleibende Entwicklung der Steuereingänge, so bleibt der Gesamtertrag des Jahres 1931/32 um siebenhundertsechzig Millionen Mark hinter dem Voranschlag zurück.

Ungeachtet dieser trüben Aussichten und der einseitigen Belastung der Konsumenten, der Arbeitnehmer und der Arbeitslosen nahm die Reichsregierung ihr Programm in Angriff, weil sie sich von dem Steuergutschein eine Ankurbelung der Wirtschaft versprach. Ein ganz unbedeutender Rückgang der Unterstützungsempfänger seit Bekanntgabe der Ankurbelungsverordnung soll zum Beweis für das Gelingen des Wirtschaftsprogramms dienen. Tatsächlich aber hat sich gezeigt, daß grade die Absichten der Reichsregierung, die Arbeitsplätze zu vermehren, unerfüllt geblieben ist. Die Zahl der in der Industrie geleisteten Arbeitsstunden ist nach der Statistik der Arbeitgeber um 3,2 Prozent der Kapazität, die Zahl der Beschäftigten dagegen nur um 1,2 Prozent gestiegen. Demnach ist die Arbeitszeit, nicht die Arbeitsgelegenheit in der Industrie erweitert worden. Der besondere Anreiz, den die Unternehmer zur Durchführung von Arbeitsstreckungen erhalten hatten, erwies sich als illusorisch. Die Kürzung des Gesamtlohnes bis zu zwölfeinhalb Prozent bei einer Mehrbeschäftigung von Arbeitern scheiterte am Widerstand der Arbeiter und teilweise an der bessern Einsicht der Arbeitgeber, die auch von ihrer Seite eine solche den Arbeitsfrieden störende Maßnahme ablehnten. Das Lohnsenkungsprogramm der Reichsregierung erlitt bei seiner Verwirklichung eine volle Niederlage. Während die Notverordnung doch den Arbeitgebern das Recht gab, Lohnherabsetzungen selbständig vorzunehmen, sind fast alle Kürzungen bisher nur durch Übereinkunft der Arbeitnehmer und Arbeitgeber geregelt worden. Wenn Reichskanzler v. Papen kürzlich diese Vereinbarungen begrüßte, so gab er damit selbst die Undurchführbarkeit seines ursprünglichen Programms zu erkennen.

Das Institut für Konjunkturforschung hat in diesen Tagen über die Entwicklung der Industriebeschäftigung im Monat September Bericht erstattet. Aus diesen Ziffern ist ersichtlich, daß in der Verbrauchsgüterindustrie eine weit größere Zunahme der Beschäftigung als in der Produktionsgüterindustrie stattgefunden hat. Nach der üblichen Anschauungsweise wäre es zu begrüßen, daß die Belebung von der Verbrauchsgüterindustrie ausgeht. In Deutschland aber wird grade die Mehr-

produktion an Verbrauchsgütern zu einer neuen Absatzstockung führen, da die Kaufkraft der Konsumenten nicht erhöht sondern geschwächt worden ist. Die unterschiedliche Entwicklung zwischen Produktions- und Verbrauchsgütern ist wohl in erster Linie daraus zu erklären, daß sich die mittlere und kleinere Industrie viel leichter als die Großindustrie suggerieren ließ: Papens Wirtschaftsprogramm werde von Erfolg sein.

Wenn das Kabinett Papen eine parlamentarische Regierung wäre und sich vor seinen Wählern zu rechtfertigen hätte, so könnte es als Aktivum lediglich eine ganz geringfügige, wahrscheinlich durch die Tendenzbesserung am Weltwirtschaftsmarkt verursachte Konjunkturbelebung aufweisen. Auf der Passivseite dagegen befindet sich das weiter anwachsende Steuerdefizit, der Abbau an sozialen Leistungen und die Vorbelastung künftiger Steuererträgnisse durch die Ausgabe von Steuergutscheinen. Die Rechnung der Regierung, daß bereits die Ankündigung der Steuergutscheine die Wirtschaft ankurbeln werde, hat sich als falsch erwiesen. Es scheint eine recht trügerische Hoffnung zu sein, diesen Erfolg jetzt noch von der Ausgabe der Steuerscheine zu erwarten. Die Tatsache, daß sich die Unternehmer über die Verringerung ihrer Lasten freuen, darf man nicht mit dem Willen zur Produktionssteigerung verwechseln.

Zehn Jahre Mussolini von K. L. Reiner

Über der Piazza Venezia lagern dicke Staubwolken. In der sengenden Sonnenglut arbeiten viele hundert halbnackte Männer mit Spitzhacke und Spaten, um ein paar Dutzend Wohnhäuser zwischen diesem Platz und dem Forum Romanum aus dem Wege zu räumen. Die innere Verbundenheit zwischen dem glanzvollen alten Rom und dem jungen fascistischen Italien soll durch diese räumliche Wiederverbindung einen sinnfälligen Ausdruck erhalten. Und an Stelle eines baufälligen, aneinandergeklebten Häusergewirrs werden breite, lichte Pinienalleen die Piazza Venezia, das Herz des neuen Italien, mit den Triumphbögen des kaiserlichen Roms verbinden.

Überall überraschende Aktivität, auf die der Besucher, aus Krisenländern kommend, verblüfft starrt. Neben dem Bahndamm Mestre-Venedig, der das Festland mit der Dogeninsel verbindet, wird eine neue wuchtige Betonkonstruktion für eine Autostraße gelegt. In Mailand ist ein mächtiger Bahnhof geschaffen worden, der in seinen Dimensionen vielleicht sogar den leipziger Bahnhof übertrifft. Italien lebt für den Neuankommenden in einem neuen Arbeitsrhythmus, — solange bis der Gast ein wenig hinter die Kulissen sieht. Und dann entpuppt sich das ganze Aufbauwerk als Bluff.

Wir sind im Lande Kreugers, des politischen Kreugers. Und hinter der imponierenden Fassade mehren sich immer stärker die Anzeichen des nahen Bankrotts.

Ein paar Schritte von den breiten Zufahrtsstraßen, die die Piazza Venezia mit den Kaiserforen verbinden werden, beginnen Gäßchen und Gassen mit all der Verwahrlosung, dem Schmutz und Staub, die das vorfascistische Rom charakterisierten. In keiner Hauptstadt Europas sieht man so viel Elend wie bei einem Spaziergang durch die Vororte Roms. Nackte Wände, keine Habe, ungenügende Ernährung, — so wächst ein Großteil der Jugend des fascistischen Italien heran. Dafür aber wohlbehütet von Polizei und Klerus. Sieht man in keiner Stadt Europas so viel Elend wie in Rom, sieht man auch nirgends so

viel Polizei. Man fühlt sich direkt in die schönen Zeiten des wilhelminischen Deutschlands zurückversetzt. Rom gleicht einer Stadt in Belagerungszustand. Überall Polizei aller erdenklichen Gattungen: Staatspolizei, Stadtpolizei, Miliz, Carabinieri, Militär aller Art und Spitzel. Jeder zweite Mensch, mit dem du sprichst, ist ein Geheimer. Man traut sich nicht, im Kaffeehaus, im Kino, ja nicht einmal auf der Straße ein offenes Wort zu reden. Diese Stadt, einst eine heitere Stadt, ist düster und schweigsam geworden. Über Politik wird öffentlich nicht gesprochen. Und nur daheim, im engsten Kreis, macht man sich ein wenig frei von der furchtbaren geistigen Bedrückung, die über dem Lande lastet.

Bluff zum Großteil alle Fortschritte. Die Autostraße von Mestre nach Venedig ist ebenso notwendig wie ein Schiffahrtskanal vom Mars zum Mond. Und entsprechend ebenso teuer. Genau so unbegründet der protzige Riesenbau des mailänder Bahnhofs, der mit seinen geschmacklosen Ornamenten weithin das schöne Stadtbild entstellt. Die Riesenhallen machen einen gradezu lächerlichen Eindruck, wenn zwischen ihren zyklopischen Quadern jedesmal bei Ankunft oder Abfahrt eines Zuges fünfzig bis hundert Menschlein hindurchschleichen.

Die Stimmung im Lande ist verzweifelt. Ein unerträglicher Steuerdruck lastet über der Bevölkerung. Die Industrie liegt zum großen Teil still. Die Landwirtschaft wirft infolge der Krise fast nichts ab. Dennoch gibt es in diesem verarmten Lande reiche Großgrundbesitzer, die noch immer Jahresrenten von hundert Millionen Lire und mehr beziehen. Der Gegensatz zwischen Reich und Arm ist enorm. Eine übermütige Herrenschicht beherrscht ein durch Hunger und Aussichtslosigkeit entkräftetes Volk. So viele Monokelträger gab es vor dem Kriege nur in Deutschland.

Dazu die Auslieferung der Jugend an den Klerus. Es ist ein gradezu unheimlicher Eindruck, wenn man durch die engen Straßen Roms Kuttenträger um Kuttenträger wandern sieht. Neben dem bewaffneten Unterdrückungsapparat bilden sie die charakteristische Note des „Neuen Roms". Der Vatikan bemüht sich anscheinend, den Fascismus von innen zu zersetzen. Und der Fascismus, der im Volke seine letzte Basis verloren hat, räumt ihm bereitwillig immer größere Rechte ein, um sich an ihn zu klammern. So hat der Generalsekretär der fascistischen Partei Starace vor kurzem verfügt, daß jede Avantguardistenabteilung ihren Feldkaplan haben muß, daß Feldmessen zu lesen sind. Auf diese Weise wird die italienische Jugend dem Klerikalismus in die Arme getrieben.

In noch stärkerm Maße allerdings dem Militarismus. Die Jungens haben zwar leere Magen, aber mit dem Maschinengewehr versteht ein siebzehnjähriger Fascist besser umzugehen als ein alter Frontsoldat. Die militaristische Vergiftung setzt bereits im frühesten Alter ein. Es tut einem in der Seele weh, wenn man fünf- bis zehnjährige Kinder, die in den Ballilas vereinigt sind, auch Mädchen, vor irgendeiner fascistischen Lokalgröße vorbeidefilieren sieht, die Hände erhoben zum Fascistengruß, während die Lehrerinnen neben den Abteilungen einherlaufen und den trippelnden Kleinen zurufen: „Passo, Passo" (Schritt, Schritt)!

Unheimliche Erbitterung herrscht unter der Arbeiterschaft. Eine Million Arbeitslose gibt der Fascismus offiziell zu, vier bis fünf Millionen wurden mir von verschiedenen Seiten genannt. Davon werden, nach offiziellen Angaben, eine Viertelmillion unterstützt — mit drei Lire täglich für die Dauer von neunzig Tagen. Dann ist Schluß.

Was von der Industrie noch arbeitet, ist zum großen Teil Rüstungsindustrie. Die Löhne werden unaufhörlich gesenkt, wobei das Korporationsministerium die Komödie des unbeeinflußten Schlichters spielt. Grade in den letzten Tagen hat dieses — von Mussolini

unmittelbar verwaltete — Ministerium die Löhne in der norditalienischen Textilindustrie um weitere zehn Prozent, die Akkordlöhne in der sizilianischen Schwefelindustrie gar um fünfzig Prozent gesenkt. Die Industriellen sind daher nach wie vor trotz den schweren Verlusten, die der Fascismus ihnen zugefügt hat, die entschiedensten Anhänger Mussolinis.

Worauf beruht überhaupt die Herrschaft der Fascisten, wenn ihre Basis im Volke vollständig untergraben ist? Auf zweierlei: auf der nackten Gewalt und auf der Angst vor der proletarischen Revolution. Mit beiden erhält Mussolini die schwankenden Mittelschichten an seiner Seite.

Graf Sforza bemerkt in einem seiner Bücher, eine wirkliche kommunistische Gefahr gebe es in Italien erst seit Mussolini. Er hat nicht unrecht. Gab es vor dem Fascismus eher eine elementare Bewegung proletarischer Unzufriedenheit — die zu der bekannten Besetzung der Fabriken führte und die übrigens bereits längst liquidiert war, als Mussolini zur Macht gelangte — so hat heute der Kommunismus in Italien tiefe Wurzeln gefaßt. In Italien erscheinen heute dreiundzwanzig illegale kommunistische Blätter. Man bedenke, welchen Umfang die Bewegung erreicht haben muß, wenn dies trotz dem furchtbaren Unterdrückungsapparat möglich ist.

Mit dem Hinweis, daß der Fascismus Italien vor der proletarischen Revolution schütze, hält Mussolini die erschreckten Mittelschichten an der Stange. Und was sich nicht freiwillig fügt, — und es gibt auch im Bürgertum eine starke Oppositionsbewegung, die beispielweise an der Universität Turin zu großen Studentendemonstrationen führte — wird durch Polizei und Miliz niedergehalten. Dreihunderttausend Mann umfaßt die Miliz. Prätorianerbanden, die nichts zu verlieren haben und vorderhand als Eisenbahn-, Post-, Forst-, Feldmiliz und schließlich als halbmilitärische Formationen dem Staat zur Last fallen. Die Tätigkeit dieser Schwarzhemden ist gleich Null. Sie sind lediglich die Gefängniswärter, die ein unglückliches Volk niederzuhalten haben.

Der Gewaltapparat, den Mussolini mit unleugbarem Geschick in Italien aufgebaut hat, kostet natürlich ungeheuer viel Geld. Fascistische Diktaturen sind nun einmal ein teurer Spaß. Und hier stehen alle ausländischen Fachleute vor einem Rätsel. Nach guten Berechnungen hätte der Fascismus schon im vergangenen Jahre bankrott sein müssen. Statt dessen gibt er nur eine Erhöhung der innern Schuld auf sechsundneunzig Milliarden von neunundsiebzig bei seinem Amtsantritt zu. Wer kontrolliert diese Ziffern? Niemand.

Und so wohnen wir dem seltsamen Phänomen bei, daß in einer Zeit, wo jeder spart, Ausgaben für den Fascismus keine Rolle spielen. Mussolini hat vor kurzem einen großen Diplomatenschub durchgeführt, der mehrere Millionen kostet, er hat kurz hintereinander riesige Flotten- und Landmanöver abhalten lassen. Kurz, es gibt heute in Europa einen Staat, der noch Geld hat...

Oder sollte es mit der Geldwirtschaft nicht so ganz stimmen? Ebenso wie seinerzeit bei dem gleichfalls so bewunderten Zündholzkönig Kreuger? Das können wohl erst die Bilanzen der Nachlaßverwalter aufzeigen.

Halb Thersites, halb Hamlet wird Mussolini in die Geschichte eingehen. Er hat Italien nicht vorwärts gebracht sondern in zehn Jahren innerlich um Jahrzehnte zurückgeworfen. Und nur in der Dialektik der Geschichte, nur dadurch, daß er Gegenkräfte wachrief, die ihn überwinden und das italienische Volk in seiner Gesamtheit zu wirklichem Aufstieg führen werden, findet er seine historische Rechtfertigung.

Prosperitys Untergang von Felix Stössinger

Nach schlechter amerikanischer Sitte hat es sich auch in Deutschland eingebürgert, nur Bücher zu lesen, die „soeben", das heißt in den letzten vier Monaten erschienen sind. Was vor zehn oder gar zwanzig Monaten gedruckt wurde, ist alt und erledigt. Gegen diese Torheit kann auch die Presse etwas ausrichten, wenn sie nicht bloß Bücher von gestern sondern sogar von vorgestern bespricht und empfiehlt. Aus irgendwelchen Gründen komme ich erst jetzt dazu, eines der letzten Bücher von M. J. Bonn „Prosperity" zu lesen, das schon durch seinen Untertitel „Wunderglaube und Wirklichkeit im amerikanischen Wirtschaftsleben" seine begrenzte Aktualität ausspricht. Und trotzdem das Buch schon im März 1931 erschienen ist (S. Fischer, Berlin), hat es selbst im Tempo dieses Erdrutsches nichts an Bedeutung verloren. Das Tempo, das ja nichts andres war als die Jagd der Spekulation nach oben, die immer weiter mußte, immer neue Gründungen und Konsumproduktionen mitreißend, dem unbekannten Höhepunkt der Hausse entgegenstürmte, ist durch die Krise und ihren schleichenden, unabsehbaren Weitergang auch um ein gut Teil seines Mysteriums entkleidet worden. Wenn auch inzwischen neue Ereignisse Amerika und die ganze Welt in neue Zerrüttung und Auflösung gedrängt haben, so fehlt dem Buch Bonns nicht das vorläufige Ende, weil der Anfang und die Ursachenfolge der Krise von ihm so klar und zwingend dargestellt werden, daß uns auch die weitern Ereignisse nicht mehr überraschen können.

Es ist freilich etwas spät, daß wir zu der Erkenntnis vom wahren Wesen des amerikanischen Wirtschafts„wunders" geführt werden, dessen Phänomen ja nicht ganz ohne die Mitwirkung Bonns zu einem deutschen Dogma geworden war. Franzosen und Engländer haben sich jedenfalls von Amerika nie derart imponieren lassen wie Deutschland, das alles Heil von Amerika erwartete und sich durch keine gegenteiligen Beschlüsse des Senats je um seinen Glauben bringen ließ. Dabei ist doch grade die amerikanische Politik und Prosperityreligion in einem Maße durchsichtig gewesen, daß, leider erst nachträglich, die Beweise und Gründe für ihren Zusammenbruch in wahrer Überfülle zusammenfließen.

Noch wichtiger als der Zusammenbruch ist die Vorkrise, die Bonn als Prophet der Vergangenheit analysiert. Für alle großen Länder bleibt es eine Warnung, daß grade von der völlig unrentablen Landwirtschaft her der Krach in Amerika ausging. Mit dem Bankrott der kleinen Farmen entstand eine Entvölkerung des Landes und eine Krise der Kleinstadt, die dann immer breiter werdend unwiderstehlich in die ganze Konsumentenindustrie und schließlich in die Großstädte einbrach. Mit Unterzahlung landwirtschaftlicher Produkte ist in keinem Lande der Gesamtbevölkerung, auch nicht der Arbeiterschaft, gedient. Was man zuerst am Preise spart, wird nachher beim Zusammenbruch tüchtig nachbezahlt. Erst allmählich hat die Rationalisierung der Landwirtschaft und dann die ungeheure Weizenkonkurrenz Kanadas den amerikanischen Gesamtzusammenbruch bewirkt. Zur Landwirtschaft kommen

weiter große Produktionsgebiete, die entweder zurückgeblieben sind, das heißt praktisch niedergingen, wie die Baumwollindustrie, oder in sich selbst ungesund und unrentabel waren, wie Kohle, Öl und Eisenbahnen. Überall hat das liberalistische Prinzip: alles gehen zu lassen, wie es geht, völlig Schiffbruch erlitten.

Der eigentliche Zusammenbruch kam aber schließlich von der ungeheuren Spekulation und der Kreditinflation her, durch die die ganze Welt mitruiniert worden ist. Da sie aber davon nichts gelernt hat, propagiert sie eine neue Kreditinflation, als ob die erste nicht genügt hätte. Das völlige Versagen Amerikas im Finanzierungsgeschäft, das es, wie alles andre, nur als wildes Spekulationsgeschäft mit schnellem Riesengewinn begriff, gehört zu den Hauptgründen der Weltkrise. Auf allen Gebieten hat Amerika der Welt und insbesondere Deutschland ein schlechtes Beispiel gegeben. Sehr wichtig ist die Schuld, die Bonn der festgefahrenen Politik der Bank von England während des amerikanischen Börsenkrachs von 1929 gibt. Die letzte Konsequenz hat Bonn noch nicht ziehen können: daß die Sünden gegen die Gesetze des Zinssatzes und des Goldverkehrs schließlich selbst die Bank von England zerrütten mußten. Auch die erprobte englische Finanzierungskunst hat sich schließlich von amerikanischen Jobbermethoden überrennen lassen, an deren Überwindung sie heute erfolgreich arbeitet.

Wenn schließlich Bonn in der amerikanischen Mentalität keine Anzeichen dafür findet, daß Amerika weltwirtschaftlich handeln und auf die Tribute zur Begleichung seiner Kriegsgewinnlerrechnungen verzichten wird, so hat vor Lausanne noch die letzte Tagung des Senats auch diese düstere Voraussage bestätigt. In Deutschland ist man geneigt, den bei solchen Gelegenheiten gefallenen Worten, soweit sie gegen Frankreich gerichtet sind, eine große Bedeutung beizumessen, eine erstaunlich geringe, soweit sie Deutschland betreffen; denn jede Erklärung Amerikas, daß es keinen Pfennig von den Kriegsschulden streicht, trifft mit voller Wucht Deutschland. Es ist wahr, daß mehr als ein Echo jener dunkelsten amerikanischen Provinz in diesen Reden nicht enthalten ist. Aber diese Provinz bestimmt die Gesamtpolitik des Landes, dessen Osten als eine Art vorgeschobenes Europa politisch nicht entfernt die Bedeutung hat, die seiner Leistung zukommt. Bonn klärt uns auch erfrischend über die Bedeutungslosigkeit des amerikanischen Parlamentarismus auf. Die Namen amerikanischer Abgeordneter sind der Öffentlichkeit kaum bekannt. Ihre Reden werden selten gedruckt, noch seltener gelesen, übrigens auch selten gehalten sondern einfach als Manuskript dem Protokoll einverleibt. Auch die öffentliche Stellung der Senatoren ist bedeutungsloser als früher.

Der Glaube an das amerikanische Wunder ist jedenfalls zerstört, aber eine Wendung ist in der deutschen Politik noch nicht spürbar. Wohl aber in der Weltpolitik. Das kleine Japan hat erkannt, daß die beiden angelsächsischen Großmächte weltpolitisch zunächst zur Ohnmacht verurteilt sind und keinen Widerstand dagegen werden leisten können, wenn Japan die ganze Mandschurei an sich reißt und die ungeheuren Roh-

stoffvorräte mit Beschlag belegt, die an den chinesischen Flußmündungen liegen. Wenn Japan die chinesische Kohle besitzt, wird es an der Westküste Amerikas nicht mehr als der verachtete farbige Eindringling sondern als Konkurrent des ostamerikanischen Kohlenkapitalismus auftreten. Der Aufbau des Ostasiatischen Imperiums im Pazific hat begonnen. Daß dies mit Gewalt und Rechtsbruch geschieht, werden die amerikanischen Imperialisten gewiß nicht beweinen dürfen, sie, für die jede staatliche Freiheit Mittel- und Südamerikas nur galt, soweit sie den Import amerikanischen Kapitals bei gesicherter Rente garantierte. So wird auch für Deutschland der Augenblick kommen, da es zusammen mit Frankreich den Aufstand der proletarisierten europäischen Tributländer organisieren und dem amerikanischen Gerichtsvollzieher eine Unabhängigkeitserklärung des Vereinigten Europäischen Kontinents überreichen wird.

Die Toten halten still von Siegfried von Vegesack

Not kennt kein Gebot
und verordnet immer neue Gebote.
Kein Brot.
Aber in Argentinien heizt man mit Weizen die Schlote.
Wir sind noch nicht tot.
Aber jeden Tag gibt es tausend Selbstmörder-Tote:
eine große Stillhalte-Aktion.
Aber man hört nicht viel davon:
wie Gott und Hoover will,
die Toten halten still ...

Dahingegen jammern Direktoren, Aufsichtsräte und Generäle,
wenn sie statt zwanzig nur achtzehn Mille erhalten,
lamentieren Bankiersfrauen, weil es ihnen zur Reise nach St. Moritz fehle,
weil sie statt drei nur zwei Dienstboten halten ...

Die Toten erkalten,
sind höchstens noch Seele.
Besser: es wäre endgültig Schluß,
damit der Alpdruck nicht quäle:
ob man im Himmel auch stempeln muß?

Leider können Tote nichts konsumieren.
Daher die Not
der Schwerindustrie:
Tote sind tot
und kaufen nie.
Man kann sie nur noch sezieren:
wie Gott und Hoover will,
Die Toten halten still ...

Dahingegen läßt man Millionen Bushel Weizen
ganz einfach verheizen,
um keine Preisstürze zu riskieren:
Besitz ist Besitz.
Und Gott? Und Hoover? Was tut er?
Keep smiling, — solange der Dollar hält!
Die Welt
ist ein Witz.
Aber kein guter.

Sterbende Partei von E. Mintel

„Und nun noch zu der politischen Wanderung des Judentums", sagte Pg. Kube in einer der letzten, der Zersetzung der Harzburger Front gewidmeten Kundgebungen im Sportpalast. „Die 900 000 Juden, die im Juli Zentrum gewählt haben, werden diesmal deutschnational wählen . . ."

Hier irrt Herr Kube lediglich in der Zahl. Denn auch das klügste jüdische Köpfchen ermöglicht es den mitgezählten Kinderchen nicht, vor Vollendung des 20. Lebensjahres zur Wahlurne zu schreiten. Weniger allerdings läßt sich über die Sache rechten. Die Abwanderung des konservativen Judentums aus den Mittelparteien ist wohl der Fieberkurve gleichzusetzen, deren Steigen den todesnahen Grad der Krankheit anzeigt. Pars pro toto: Judentum und Bürgertum sind gleicherweise heimatlos. Heimatlosigkeit bedeutet noch nicht Verlust der Eigenexistenz, kann aber dazu werden. Das Judentum ist in einem fortschreitenden Prozeß der Aufsaugung und Assimilation begriffen. Das Bürgertum? Man weiß noch nicht genau.

Vom Zentrum ist natürlich nicht die Rede. Seine Sonderstellung gewährleistet Millionen eine Heimat, die nicht zum Bürgertum gehören, und muß sie ebenso vielen andern versagen. Die meisten andern sogenannten bürgerlichen Splitterparteien haben sich praktisch und neuerdings auch theoretisch der Rechten angeschlossen. Tod und Auferstehung liegt hinter ihnen. Was bleibt?

Es bleibt die Deutsche Staatspartei.

Das Zuvorgesagte als wahr unterstellt, ist ihr Treiben so traurig grotesk, daß einem das Weinen näher liegt als das Lachen. Ihre Parteileitung, die den Auflösungsprozeß des Bürgertums durch Nichtbeachtung aufzuhalten gedenkt, betreibt unentwegt eine Agitation des Als ob — als ob nämlich hinter ihr eine normale Wählerzahl stünde. Als es längst zu spät war, bemühte sie sich, vom Gegner zu lernen. Nicht Durchorganisation, nicht Massendisziplin und -wirkung, nicht Selbstverleugnung bis zur Selbstaufgabe — denn dann wäre sie ja nicht mehr — sondern schlicht gesagt den Klimbim: Deklamationen, Fahnen und Lieder. So erlebte man etwa vor den Landtagswahlen im April dieses Jahres eine Kundgebung in den wilmersdorfer Tennishallen bei halbleerem Saal und ganz leeren Tribünen, mit Einmarsch schwarzrotgoldner Fahnen und einer Musikkapelle, die viele schöne Lieder spielte, auch das Deutschlandlied, und das sang dann die Versammlung stehend mit. Aber sie können das nicht. Sie singen und spielen ohne Schwung, und die Fahnenträger kommen wie die Leichenbitter daher und nicht wie ein Sturmtrupp. Niemand wird uns hier verdächtigen, daß wir die stramme Haltung als Qualität an sich bewerten; aber wenn man sie als Suggestionsmittel benutzen will, so muß man sie haben. Die Nazis haben sie, die Eiserne Front hat sie auch, und sie wirkt als eines jener unergründlichen, psychophysisch bedingten Mittel, die niemals versagen. Man kann sie und den ganzen Klimbim gebrauchen, um Werdendes zu stützen, Bestehendes zu schützen; aber nicht, um Sterbendes zu halten, Totes zu galvanisieren. Massenregie

ohne Masse und in den im wahren Sinn des Wortes leeren Raum hinein ist etwas Gespenstisches. Man soll das lieber lassen.

Die Parteileitung scheint es nachträglich gemerkt zu haben und es im augenblicklichen Wahlkampf wieder in, möchte man sagen, weiser Beschränkung mit den Waffen des Geistes zu versuchen. Ihre Wahlaufrufe bemühen sich um Anschluß an die Zeit, sie bevorzugen in gerechter Verteilung die Worte „national" und „frei". Ihre Sprecher sind vernünftige, wohlmeinende und leidlich temperamentvolle Leute, deren Reden man heute meist Wort für Wort unterschreiben kann. Aber wer unterschreibt...?

Da sind einige wenige junge Menschen, die man im Verdacht hat, daß sie zum engern Familienkreis der Wahlkandidaten gehören. Da sind ein paar hundert alte Leute, die noch aus der Zeit des Demokratischen Vereins stammen und, über die Fortschrittliche Volkspartei weg zur neuen Demokratischen, der Partei auch unter dem letzten Firmenschild die Treue gehalten haben. Da sind einige bezahlte und furchtbar viele unbezahlte Parteifunktionäre. Da sind überraschend wenig Juden und auch sonst kaum Leute, die nach Großkapital aussehen. Da sind aber trotzdem nur und ausschließlich Satte, keine Arbeiter und keine Arbeitslosen. Im Juli tagten sie einmal in den Spichernsälen, da kam einer an die Kasse und wollte eine Einlaßkarte „für Erwerbslose". Peinliche Verlegenheit — ein Sonderpreis war nicht vorgesehen. „Ach so — damit ham Se wohl jarnich jerechnet?" fragte der Erwerbslose, wußte genug und trollte sich.

Und da darf man sich denn nicht wundern, daß diesmal bei einer Wahlversammlung der Vorsitzende dem Spitzenkandidaten als höchstes Lob bezeugte, er habe „eine Wahlrede alten Stiles" gehalten, nämlich sachlich und ruhig gesprochen, und die Zuhörer, diese armen letzten Vertreter einer zerschlagenen Ideologie, freuten sich gebührend, ohne sich durch die herrschende Leichenatmosphäre im Geringsten beengt zu fühlen und ohne zu begreifen, daß man die alten Ziele kaum mit neuen, bestimmt aber nicht mit alten Mitteln jemals wieder erreichen könne.

Es gibt eine Anekdote von einem Totgesagten, der plötzlich zwischen seine entsetzten Stammtischbrüder tritt. Der Erste, der sich faßt, beugt sich zu den Andern und flüstert: Pst — nichts sagen — er weiß es noch nicht...

Dieser Partei sagt man es unentwegt, und sie weiß es trotzdem noch nicht. Sie kann es auch freilich nicht mehr merken. Denn sie liegt in der Agonie.

Studentenprinzen von Herbert Ihering

Wenn jemand vor einem Jahr erzählt hätte, daß die neue Revue des Großen Schauspielhauses „Alt-Heidelberg" zum Gegenstand haben würde, er wäre ausgelacht worden. Ein abgenutztes Thema, erst vor wenigen Jahren im Großen Schauspielhause gespielt, durch hundert Heidelberg- und Wienfilme der Lächerlichkeit preisgegeben — kein Mensch mit theater-

praktischem Verstande hätte einem solchen Werk grade jetzt eine Wiederkehr vorausgesagt. Heute aber ist nichts mehr unmöglich. „Alt-Heidelberg" kommt auf dem Umweg über England und Amerika nach Deutschland zurück. Eine Bearbeitung für Cook-Reisende.

Daß ein solches Stück angenommen und aufgeführt und beinahe noch gelobt wurde, ist allein aus der völligen Überalterung unsres Theaterbetriebes zu erklären. Man spricht nur im Bühnenjargon. Man kennt die Gefühle nur, wenn sie Kulissenfarbe angenommen haben; Ideen nur, wenn sie im Bühnenklub diskutiert wurden; Probleme nur aus den Zeitungen. Theaterleute sahen auch früher meistens allein sich selbst, die Konkurrenten und die Kritiken, über sich und die Konkurrenten. Theaterleute lebten immer hinter einer chinesischen Mauer. Das ging in ruhigen Zeiten. Aber heute? Man sehe sich die berliner Spielpläne an. Gewiß, es gibt die von Hilpert exakt durchgearbeitete Aufführung von Hauptmanns „Ratten" in der Volksbühne, eine gebändigte und farbige, realistische und gespenstische, geistig elastische und schauspielerisch üppige Vorstellung. Es gibt den „Prinzen von Homburg" im Deutschen Theater. Es gibt die tapfere „Truppe 1931", es gibt den Versuch der Jungen Volksbühne, Bechers „Großen Plan" darzustellen; und es gibt zuletzt Shaws neue Komödie „Zu wahr, um schön zu sein" — ein unheimlich gemischtes Werk, gemischt aus Reminiszenzen an die früheren Komödien Shaws und aus der ergreifenden Ratlosigkeit eines großen Schriftstellers, dem alles aus der Hand geschlagen wurde. Jetzt zeigt sich, daß nicht einmal Shaw einen festen, geistig widerstandsfähigen Grund hatte, daß auch unter seinen Füßen der Boden schwankte, daß auch er sich abgeschieden hatte von Volk und Masse.

Aber selbst diese interessanten Vorstellungen sind nur Zufallsereignisse (wenn man von den Aufführungen der „Truppe 1931" und dem Versuch der Jungen Volksbühne absieht, die planmäßig erarbeitet sind). Zufallsereignisse, die künstlerisch glücklich oder unglücklich ausfallen können, die aber mit Dramaturgie und Spielplangestaltung nichts zu tun haben. Sie verdanken der Dramaturgie der Erinnerung und des Kalenders ihre Entstehung, der Dramaturgie der Jubiläen und des großen Namens. Die Theaterdirektoren geht das wenig an. Es gibt keine Wandlung, die sie erschüttern könnte. Kein Ereignis, das sie aus ihrer freundlichen Bonhomie aufschreckte. Sie plaudern noch den Vorkriegsdialekt. Welfremde Causeure, die aber nichts lieber tun, als andern ihre eigne Weltfremdheit vorzuwerfen. Sie leben nach ihrem eignen Comment, der sie abschließt von der Welt. Corpsstudenten des Theaters. Im Großen Schauspielhaus wird „Alt-Heidelberg" wenigstens zurückgespielt. Die berliner Theaterdirektoren sehen sich nicht historisch. Sie spielen sich nicht zurück. Sie agieren modern und wissen nicht, daß sie Kostümrollen sind. Liebenswürdige Pessimisten, weltschmerzlerische Optimisten, schmelzende Lyriker und weltverlorene Bonvivants. Domgraf-Faßbaender war eine falsche Besetzung. Barnowsky und Eugen Robert sind die wahren Studentenprinzen.

Familie von Gustav von Wangenheim

Dies ist eine Szene aus der Komödie „Da liegt der Hund begraben", von der neulich hier die Rede war. Eine groteske Räuberbande hat den Kolonialwarenhändler Nottebohm aus Hannover nach China verschleppt. Die folgende Szene zeigt nun im entlarvenden Nebeneinander dieser neuen Bühnentechnik den sentimental heimwehkranken Herrn Nottebohm im Gespräch mit dem deutschen Baron von Gründern, der als Militärinstrukteur nach China gegangen ist, und auf der andern Seite der Bühne die sehr unweihnachtliche Stimmung im heimischen Laden. Der Dialog geht gleichzeitig auf beiden Schauplätzen und zeigt die Beziehungen auf, die über den trennenden Raum hinweg bestehen.

Frau Nottebohm (im Laden): Ist ja schon viertel nach, —
aber 's könnt noch einer kommen, — — *(die Stieftochter Inge tritt auf)*
na, du schon da?

Inge: War nischt mehr zu tun.
Konnt er mich beim besten Willen nich mehr schikanieren!

Frau Nottebohm: In der Röhre steht ne Tasse Bouillon, —
nimm dir man immer! Ich hol noch ne Gurke,
hast du doch so gerne, — ich komm gleich wieder — —

Inge: Die ist ja heut so nett? —

Dienstmädchen: Seit dem Unglück — seit der Herr weg is,
ist sie wie umgewandelt.

Inge: Jetzt ist sie der Herr im Hause.

Nottebohm (in China): Prost!
Warum hab ich nur so ein verdammtes Heimweh?
Ich weiß — weil heut Weihnachten ist!

Dienstmädchen: Jetzt wo ich gekündigt bin, — würd ich jerne bleiben.

Inge: Na, wir müssen doch die Wohnung aufgeben.

Dienstmädchen: Weiß ja.
(Lärm links draußen.)

Inge: Was istn das fürne Schreierei wieder!?
Zum Verrücktwerden! *(wirft sich in einen Stuhl)*

Dienstmädchen: Sie sind aber och ab.

Inge: Schinderei.

Dienstmädchen: Morgens in aller Frühe raus, *(Frau Nottebohm tritt auf)*
janzen Tag Bureau und abends mit die Überstunden
todmüde in de Falle. Sie verlieren och nich ville
an die schöne Wohnung. Hier is ja man bloßn Hinterraum,
aber is auchn Zuhause.

Frau Nottebohm: Arbeit macht das Leben süß.

Inge: Wenn man für sich arbeitet!

Dienstmädchen: Der Franz will ja nun auch heiraten,
aber 's is doch kein Geld da.
Ehe ich auch arbeitslos werde, muß ich doch wieder in Stellung.

Inge: Das geht uns allen so.
Ich möcht auch lieber meinen Haushalt haben.

Frau Nottebohm: Aber Hausfrau möchtest du doch nicht spielen.

Inge: Warum?

Frau Nottebohm: Du mit deinen Ideen.
Als Hausfrau kriegste ja doch ein Gehirn wien Achtel Aufschnitt!
Lauter kleine Scheiben, ganz dünn geschnitten!

Inge: Na und hier?

Frau Nottebohm: Hier summiert sichs!

Inge: Sieht auch bloß so aus! —
Nottebohm (in China): Sein Weihnachten muß der Mensch haben!
Traute Heimat! Ich bin ja so traurig!
(Lärm wird stärker.)
Frau Nottebohm (horcht): Was schreit die so... *(geht an die Tür)*
Inge: Ist das wieder die Müller?
Dienstmädchen: Der könnte sich als Beamter aber auch...
Inge: Der denkt nich dran, daß er ne Frau vor sich hat, — daran denkt er zu wenig.
Frau Nottebohm: Zuviel, mein Kind, — aber das verstehst du noch nicht.
Nottebohm (klopft beim Baron.)
Baron: Herein — *(gestört)* Herr Nottebohm...
Nottebohm: Verzeihen Sie, wenn ich die Ehre habe, Sie zu stören, — aber ich kann nicht allein sein — Black and White — an einem solchen Tag.
Baron: Worum handelt es sich denn?
Nottebohm (in der Hand die Black and White-Flasche mit einem Licht): Sehen Sie, hier hab ich mir meinen Weihnachtsbaum mitgebracht —
Black and White — *(setzt sich)* —
jetzt zünden sie wohl zu Hause die Kerzen an.
Baron: Aber heut ist doch erst der Zweiundzwanzigste!
Nottebohm: Das macht nichts! Mir ist heut der Vierundzwanzigste.
Trinken Sie — Sie müssen!
In der Heimat da singen sie jetzt.
(Der Lärm ist jetzt am stärksten.)
Frau Nottebohm: Jetzt hats eingeschlagen.
Was denn, um Gotteswillen, was denn?
(Inge, Dienstmädchen laufen ab und kommen wieder mit Frau Müller.)
Türe zu! Türe zu! *(Herr Müller klopft an der Tür)* Was denn?
Was? — Nee hier is schon geschlossen! Ich verkaufe nichts mehr!
Sie können jetzt nicht rein!
Nein, Herr Müller, Sie werden Ihre Frau nicht mehr schlagen!
Nee! Jetzt nicht mehr!
Frau Müller: Ach lassen Sie doch *(wimmert).*
Frau Nottebohm (winkt ihr, den Mund zu halten).
Und wenns zehnmal Ihr gutes Recht ist!
Frau Müller: Es wird doch nur schlimmer.
Frau Nottebohm: Meinetwegen stehts auch im Bürgerlichen Gesetzbuch!
Ihr gutes Recht. Jetzt is Schluß damit!
Wer Ihnen das sagt? Eine Frau!
Nottebohm (in China): Weihnachten ist das Fest der Familie.
Der Mann ist die befruchtende Sonne,
Das Weib ist die tragende Erde.
Der Mann hat das Schwert in der Hand,
die Frau das Kind auf dem Arm.
Der Mann zeugt,
die Frau — hupp! — empfängt.
Baron: Lieber Herr Nottebohm, Sie sind ja nun ein furchtbar netter Kerl,
aber ich habe doch noch sehr viel zu arbeiten.
Nottebohm: Aber die Heimat.
Baron: Ich denke auch an die Heimat, — sehr viel sogar.
Nottebohm: Wenn ich zaubern könnte, dann würde ich alle Maschinen
wegzaubern, — hupp, — dann wären alle Frauen
wieder an Heim und Herd und die Familie wäre gerettet!

Baron: Ja zaubern können wir ja nun leider alle nicht.
Aber wir wollen uns doch auch hier mitten in der Nacht
im fremden Land keine Phrasen vorerzählen.
Dazu ist mir das zu ernst, — — — an die Heimat zu denken.

Nottebohm: Wenn die Henne kräht vor dem Hahn
und die Frau redet vor dem Mann,
so soll man die Henne kochen,
und die Frau mit dem Prügel pochen — —

Frau Nottebohm (im Laden): Das hat ja nun meiner nicht gewagt — —
Aber kaputtgetöppert hat er mir Vieles.
Das machten seine verrückten Ideen.
Wo kann denn heutzutage ne Frau noch Hausfrau spielen?
Das trägt kein Geschäft. Wär ja auch bei uns nicht mehr lange gegangen. Na, so ist mir wohler.

Inge: Weil Vater nicht da ist im Geschäft, Mutter, —
sonst wärs doch dasselbe Theater.

Frau Nottebohm: Na ja. — Na beruhigen Sie sich man, Frau Müller!

Frau Müller: Wegen unserm Mieter ist es immer.
Na ich kann doch nichts dafür, daß es jetzt
meinem Mann immer zu eng ist.

Frau Nottebohm: Uns allen ist alles zu eng! Das ist es!
Mann und Frau treten sich auf die Zehen.
Die Nachbarn hocken einem auf der Pelle.
Und Kinder dürfte man überhaupt nicht haben.

Frau Müller: Wissen Sie, ich halt das nicht mehr lange aus *(weint).*

Baron (in China): Hören Sie nichts?
Glücklicher Mensch, — Sie hören nichts.
Sie haben Ihr bißchen Verstand, Herr Nottebohm,
und das vernebeln Sie sich noch dazu mit Alkohol,
und das nennen Sie dann: Der Heimat gedenken!

Frau Müller (weint).

Baron: Hören Sie nichts?

Nottebohm: Was denn? Mit meinen Ohren kann ich nichts hören!
Sie hören wohl mit der Neese? Das ist gut!
Oder mit'm Herzen? Was?

Kuli (kommt im Dunkeln und spricht zum Baron): Hörst du nichts?
Deine Schüler, die Flieger des Tschang Kai Tschek,
haben mein Heimatdorf mit Bomben zerstört.
Zerstört sind die Gärten meiner Väter! Hörst du nichts?
Irgendwo zwischen zerbrochenen Zweigen sitzt meine Mutter und weint!
Hörst du nichts, blutiger Hauptmann?

Herr Nottebohm (singt): Landsknechtsleben, lustig Leben,
in der Schenke hei juchhei!
Sie haben ganz recht, Herr Baron!
Da muß durchgegriffen werden!
Sie werden schon die Bauern zur Ordnung bringen!
Son paar schicke Weiber wärn das Richtige!

Baron: Ja, es ist wohl schon spät, Herr Nottebohm...

Nottebohm: Son paar schnucklige.
Na das gehört doch dazu!
Ich als ausgewachsener Familienvater,
ich bin ja vor meinem Stammtisch direkt dazu verpflichtet!
Sonst werd ich ja noch ne komische Figur!

Frau Müller: Und dann kracht er sich immer mitm Nachbar politisch
und dann soll ich mich nicht drum kümmern.
Ich ruinier die Familie! sagt er, ich soll denken,
daß ich ne Frau bin!

Frau Nottebohm: Wenn die Männer nich dran denken, daß wir Frauen sind,
so die ganze Kleinpolitik mitm Kaufmann wegen der Preise,
mitm Verwalter wegen der Waschküche, mitm Steuerbeamten,
mitm Schulgeld, na und erst in der Markthalle, und die tausend
Arbeitslosen, die klingeln, die kleine Politik, die sollen wir
machen und nich dran denken, daß wir Frauen sind. *(Zu Inge):*
Aber wenn die Männer dran denken, daß wir Frauen sind,
dann kriegen wir bloß ne neue Arbeit aufm Hals!
Daß die kleine und die große Politik nich eins sind,
das ist das Übel! Die Männer sollten sich um Beides kümmern
und wir Frauen auch! Dann gäbs auch Familien!
Frau Müller: Ein Dienstbote ist man! Alles Schwindel!
Nottebohm (in China): Alles Schwindel!
Baron: Das sind Einzelfälle, Herr Nottebohm!
Nottebohm: Wie? Hupp!
Inge: Wer kann denn heut noch ne Familie gründen?
Baron: Ob Sie nicht auch der Meinung sind,
daß das Einzelfälle sind?
Dienstmädchen: Mein Bräutigam sagt auch, wir können noch nicht heiraten.
Eine Million Menschen haben keine Wohnung in Deutschland.
Na und wenn wir zu meinen Eltern ziehen wollen?
Zwei Zimmer und Küche, acht Menschen, das ist schon so die Hölle!
Baron (macht sich den Kragen auf).
Nottebohm: Ach Herr Baron! Es ist doch zu traurig im Leben!
Wenn man was verloren hat, — dann weiß man erst, —
was man hätte daran haben können, — — —
ich hab meine Heimat verloren! *(weint)*
Baron: Wir sind ja schließlich nur ganz flüchtige Bekannte.
Sie haben mir da auf dem Dampfer so dunkle Andeutungen gemacht.
Sie befinden sich zweifellos in höchst zweideutiger Gesellschaft.
Verzeihung, aber das geht mich natürlich persönlich nichts an.
Darf ich Ihnen aber irgendwie behilflich sein?
Nottebohm: Und das Furchtbarste bei der Sache ist:
Eigentlich hab ich gar keine Heimat gehabt!
Baron: Da sitzt nun so ein Kerl und heult, daß man lachen könnte,
und selber hat man wirklich mal ein Zuhause gehabt —
und Alles ist futsch und — — Duett? Nee!
Zum Komiker hab ich vorläufig noch kein Talent! *(Geht.)*

Ouvertüre von Else Lasker-Schüler

Wir trennten uns im Vorspiele der Liebe,
An meinem Herzen glitzerte noch hell dein Wort —
Und still verklangen wir im Stadtgetriebe,
Im Abendschleier der Septembertrübe
In einem schluchzenden Akkord.

Doch in der kurzen Liebesouvertüre,
Entschwanden wir von dieser Erde fort,
Durch Paradiese bis zur Himmelstüre.
Und es bedurfte nicht der ewigen Liebesschwüre,
Und nicht der Küsse blauer Zaubermord.

Und meiden doch seitdem uns wie zwei Diebe —
Und nur geheim betreten wir den Ort,
Wo uns vergoldete — die Liebe.
Bewahren wir sie, daß sie nicht erfriere,
Oder im Alltag blinder Lust verdorrt.
Ich weinte bitterlich — wenn ich es einst erführe.

Die Grenze von Hans Reimann

Internationale Fernverbindungen sind im „Europa-Touring" rot auf Gelb eingezeichnet. Eine dieser internationalen Fernverbindungen führt über Budapest, Belgrad, Nisch, Sofia nach Stambul. Die Strecke von Nisch bis Sofia muß man genossen haben. Ich schwöre, nicht zu übertreiben.

Ehe man Serbien verläßt und bulgarischen Boden betritt, hat man sich in Caribrod zu melden. Und ehe man sich meldet, ist eine Atzung verstattet. Am zweckmäßigsten in der Bahnhofswirtschaft. Die Speisekarte ist folgendermaßen beschaffen:

Caffé turque	1,50	Dinar
Caffé au lait	3,—	„
Un ver du lait	2,50	„
Un thé avec du citron . . .	2,50	„
Un thé avec de cognac . . .	4,—	„
Sirop de framboise	3,—	„
Rahat-locoume	1,50	„
Un verre de bière	2,50	„
Un verre de siphon	1,—	„
Un siphon	3,—	„
Eau de vie	1,—	„
Eau de vie premier	1,—	„
Benedictine	6,—	,
Klekovatcha	2,—	„
Vin blans du Pays	16,—	„
Vin ruge du Pays	14,—	„

Eau de vie kostet also das gleiche wie Eau de vie premier, ein Dinar ist acht Pfennig, Vin blans und Vin ruge sind Druckfehler, und unter „Rahat-locoume" hat man etwas schauderhaft Süßes und Wabbliges zu verstehen, das in Puderzucker gebettet aus der Türkei bis nach Wien vorgedrungen ist. Wir leisteten uns eine Flasche Mineralwasser namens Sisatschka, weil sie mit einem so lustigen Kreuzstich-Aufdruck beklebt war. Und dann gings zum Zoll.

Der Beamte schlief und mußte aus den Federn geholt werden. Es war nachmittags einhalb fünf Uhr. Jeder deutsche Beamte hätte gemurrt. Dieser war konziliant und nahm das Leben leicht. Ein Zivilist mit Hut auf dem dichten Haarschopf. Vermutlich hatte er mitsamt dem Hut der Ruhe gepflogen, denn der weiche Filz war verbeult und zerdrückt. Alles in Ordnung. Keine Revision. Bisher hat sich kein Beamter keines Staates für unser immerhin auffälliges Gepäck interessiert. Wir dürfen weiter. Nach einigen Metern hält uns ein Militärsoldat an. Und verlangt die Pässe. Aus Privatjux. Aus Machtdünkel. Um sich wichtig zu tun. Achtzehn Kinder umringen den Ford. Der Militärsoldat buchstabiert. Aus der Kinderschar ertönt die Frage: „Parlez-vous français?" Daraufhin parlieren wir ein stümperhaftes Französisch und werden völlig grundlos für Franzosen gehalten. Und dürfen weiter. Nein, wir dürfen nicht weiter. Der Mann mit dem weichen Filz ist inzwischen munter geworden und hat eine geniale Eingebung. Er äußert Verlangen nach meinem Geld. Ich habe neunhundert Dinar bei mir. Er schnappt danach, ruft einen des Weges daherschneienden Einwohner Caribrods herbei und schickt ihn mit den neunhundert Dinar zum Wechseln. Denn in Bulgarien haben sie den Leva als Münze. Der Kurs wird vom Mann mit dem Filzhut aufs Geratewohl bestimmt und sicherlich nicht zu seinem Nachteil. Die Kinderschar vermehrt sich zusehends. Ich gehe ein zweites Mineralwasser trinken. Eine Viertelstunde verstreicht. Meine neunhundert Dinar sind dahin. Heut Abend wollen wir in Sofia sein. Daraus wird wohl nichts werden. Der Mann im Filzhut raucht. Wir nicht minder. Vor Ungeduld. Eine halbe Stunde ist verstrichen. Der

Einwohner des Ortes kehrt unverrichteter Dinge zurück. Ich zähle die Summe nach. Es fehlt nichts. Der Mann im Filzhut ist schwer enttäuscht. Wir brausen von dannen.

Caribrod liegt hinter uns. Der Wagen rumpelt und pumpelt. Ein Feldweg. Einsam und verlassen. In den Lüften ein Adler. Berge, kahl wie Elefantenhaut. Der Weg ist entsetzlich. Wir haben uns verfahren. Vor uns ein knorriges, krummes Ding von einem Baum als Barrière. Dreißig Meter dahinter ein zweites. Man könnte ohne Mühe drumherum kutschieren. Der Sturzacker ist um nichts jämmerlicher als die sogenannte Straße. Spuren sieht man nicht. Der Boden ist von Gras überzogen. Wir halten.

Aus dem Maisfeld gesprengt kommen zwei Uniformen, ein Wachtmeister und ein hoffentlich überzähliger Gefreiter. Beide aus verschiedenen Richtungen. Den Paß bitte. Auf einen Papierwisch werden die Nummern unsrer Ausweise notiert. Der hoffentlich überzählige Gefreite hebt das Bäumchen hoch und trägt es beiseite. Wir dürfen weiter. Durchs Niemandsland bis zum andern Bäumchen. Irgendwas hemmt uns, das kümmerliche Möbel eigenhändig zu entfernen. Wir empfinden es als unbefugten Eingriff unsrerseits. Es muß ein Akt vollzogen werden, der von ordinären Sterblichen unmöglich vollzogen werden darf. Also Pause.

Von der bulgarischen Seite kommen zwei Uniformen angesprengt, ein Wachtmeister und ein hoffentlich überzähliger Gefreiter. Bitte die Pässe. Nummern notiert auf ein armseliges Fetzchen Papier. Wir dürfen weiter, nachdem das sperrende Bäumchen im rechten Winkel umgelegt worden ist. Der Wachtmeister schwingt sich aufs Trittbrett, der Gefreite hintendrauf. Lebensgefährliches Geschaukel bergan und bergab auf holprigem Sturzacker. Der Gefreite, dessen aufgepflanztes Seitengewehr eben noch bedrohlich durch die Scheiben lugte, wird abgeschüttelt wie eine reife Pflaume und humpelt mit krachenden Knochen auf seine Pritsche zurück. Aus einem droben angekitteten Schilderhaus mustert uns ein bulgarischer Posten durchs Opernglas. Dann werden wir einem schüchternen Herrn mit grüner Mütze übergeben, der sich als Dragoman anbietet. Wir danken höflichst. Unser Wagen ist schwer genug beladen. Jede neuerliche Belastung ist vom Übel. Aber da waltet ein Mißverständnis. Der schüchterne Herr mit der grünen Mütze offeriert sich keineswegs als Dragoman sondern in seiner Eigenschaft als Zollbeamter hat er uns bis Dragoman zu geleiten. Und siebzehn Kilometer durch unwirtliche Schluchten und auf abenteuerlichem Pflaster hängt er draußen, an den Ford geklammert. Und nimmt, am Ziel angelangt, die Revision so schmerzlos und rasch vor, daß wir uns mit Recht fragen, was uns in der Heimat an Schikanen geblüht hätte.

Zwei Parodien von Robert Neumann

Kempinski, die Geschichte eines Restaurateurs
Nach Emil Ludwig

Der glühenden Jugend Europas als Vorbild und Warnung.

— und schreibt fünf Stunden später an seine Wäscherin:

„Ich bitte Sie, die gesamte Wäsche zurückzubringen. Auch das noch Ungewaschene. Sie haben wieder ein Hemd verdorben! Ich werde Sie nie mehr beschäftigen! Kemp."

Das ist ein neuer Ton. Dämon, scheint es, ist nunmehr vollends Tyche gewichen. Er wird sie nie mehr beschäftigen. Vielleicht denkt er daran, wie jetzt vor elf Jahren der Gemüsehändler Cotta ihm ein ähnliches Niemehr zurief. Was er,

neununddreißigjährig, damals mit Gleichmut als hingeworfenen Fehdehandschuh angenommen, schleudert er jetzt, mit vollendetem Lustrum, unerbittlich als Fausthandschuh einer Angehörigen desselben sächsischen Volksstammes ins Gesicht, aus dem der Großhändler Cotta vor dreiundsechzig Jahren als Tochtersohn eines Handschuhmachers hervorgegangen ist.

Die Antwort läßt nicht lange auf sich warten. Die Wäscherin bringt das Verlangte persönlich und beginnt das Duell mit dem messerscharfen Satze:

„Ich habe die Wäsche gebracht!"

So befindet man sich schon nach fünf Wochen in mediis rebus. Aber Kempinski bleibt wortkarg. Er pariert mit Gelassenheit: „Danke." Und nach einem vielleicht eigens für dieses Gespräch von ihm vorbereiteten Regal weisend: „Dort hinüber!" Er ist ein Gegner, den man nicht so leicht überrumpeln kann.

So ist es denn auch die Wäscherin, die ihre Fassung verliert und sich in die Defensive gedrängt fühlt. Sie ruft aus: „Ich habe das Hemd nicht verdorben!" Und wieder vorstoßend: „Wahrscheinlich war schon früher ein Loch darin!"

Und da findet der nun doch aus seiner Selbstbeherrschung aufgescheuchte Kempinski das herrliche Wort, das von den zahlreichen Beschreibern dieser Szene übereinstimmend wiedergegeben wird. Zornflammend hebt er den weisenden Finger seiner ein wenig weiblichen Hand und ruft: „Hinaus!" In diesem Augenblick sieht Kempinski — auch dies ist von Augenzeugen verbürgt — verteufelt napoleonisch aus, und zwar ähnelt er dem Kupferstiche, den Lukas Cranach mit der Unterschrift „Emilius Ludovicus, Kempinski historiae mundi" seiner Blattfolge „Vanitas" eingeordnet hat.

Mit visionärer Kraft ist hier Weg und Ausgang vorausgesehen. Der Himmel aber richtete es so ein, daß erst Cotta durch Kempinski halb, dann Cotta und Kempinski durch die Wäscherin ganz, dann das Hemd durch die Wäscherin halb, dann der Leser durch Kempinski, Cotta und die Wäscherin zu drei Vierteilen zugrunde gerichtet wurden. Was aber wäre die Folge gewesen, wenn jener Brief versehentlich statt an die Wäscherin an einen von Kempinskis Stammkunden, etwa an Mussolini, Hoover, Kemal Pascha, Fuad, Stalin, Rothschild, Swedenborg oder den Menschensohn adressiert worden wäre? Hätte der für die Wäscherin bestimmte Brief Mussolini etwas zu sagen gehabt? Der Duce hätte sich vielleicht erinnert, daß in dem ovalsten Gelaß des Palastes, in dessen viereckigstem er amtiert, elfdreiviertel Jahrhunderte früher Caracalla über Ähnlichem brütete. Wie schreibt Kempinski? Es ist nicht das erste Mal. Sie hat wieder ein Hemd verdorben. Dieselbe Wendung wird er achtunddreißig Jahre später gegenüber seinem Biographen gebrauchen. Und unterschreibt: „Kemp". Das Ende ist ihm nicht wichtig. Noch in so kleinen Symptomen zuckt die große Antithese seines Daimonions.

Fünf Wochen später erteilen die Patentämter dreier Erdteile dem neuen Eintopfgericht „Kempinski-Götterspeise mit biographischer Reichseinheitstunke" den behördlichen Markenschutz.

Sperrfeuer um Deutschland
Nach Werner Beumelburg

Dem Krieg ins Angesicht schauen, erfordert Mut.
Werner Beumelburg

— da man die ehrfurchtgebietende Gestalt des greisen Kaisers zu Wien in solcher Schicksalsstunde, wo das dräuende Gespenst des Weltenbrandes sich immer mehr verbreitete, gemäß der beschworenen Nibelungentreue preußischer Tradition nicht im Stiche lassen gewollt. Die formale Gewissenhaftigkeit Deutschlands geht so weit, am 2. August auch Frankreich die Kriegserklärung zuzustellen. Von Moltke, ein im Herzen die Sache seines Volkes mit Sorge bewegender Mann, durfte nicht die Hände in den Schoß stecken, bis Frankreich und Albion, seit langem durch geheime Verträge Schulter an Schulter geschmiedet, hinter dem Walle belgischer Scheinheiligkeit ihre Schwerter wetzten, um Deutschlands edelster Mannesblüte auf der rechten Flanke den Dolch in den Rücken zu stoßen. Und war es bis dahin die Sozialdemokratie, die, von internationalen Schlagworten irregeleitet, Deutschlands schimmernder Wehr im Reichstag in verblendeter Kurzsicht Abbruch getan, so begriff sie nun doch noch in zwölfter Stunde das Gebot derselben, ihr Scherflein wenigstens einigermaßen wiedergutzumachen, indem sie sämtliche von der Regierung geforderten Kredite bewilligte, dem Feindbund womöglich so schnell wie möglich ein Cannae zu bereiten. Noch zögerte zähneknirschend der Generalstab angesichts der belgischen Neutralität. Pommersche Füsiliere warens, aus Kyritz an der Knatter, unter Major von Pritzwitz, die mit zusammengepreßten Lippen an der Grenze gegenüber Longwy ausgeharrt, bis der Schlachtengott ihnen die Rolle zuwerfe, unter des Vaterlandes Söhnen die ersten gewesen zu haben, welche das Heft an sich gerissen und dem Feindbund von Norden her ein Vae victis bereitet; und vielleicht jubelte ein noch durchschlagenderer Erfolg dieses ersten ritterlichen Handstreiches in den Annalen, wenn nicht, indes in Ostpreußen der deutsche Bauer mit der Sense in der Hand der russischen Dampfwalze jeden Zollbreit mit Blut erkaufte, in Belgien heimtückische Heckenschützen aus den Kreisen der die Sieger mit scheelen Blicken bewerfenden Bevölkerung gegen die arglos ihres Weges ziehenden deutschen Marschkolonnen wider alles Kriegsrecht marodiert gehabt würden, so daß der Aar des Vormarschs —

— — — — — — — — — —

— gehorchen sie zähneknirschend dem Rückzugsbefehl, manch einer unter ihnen mit zusammengepreßten Lippen gewillt, sich weiter mit dem Feinde zu messen und ihm, welcher seine begehrlichen Blicke schon bis zu jenem herrlichen Strome vorstößt, welchen kein Deutscher ungerührt sehen kann, vielleicht doch noch die Göttin des Sieges zu entreißen, um ihm noch in zwölfter Stunde ein Cannae zu bereiten, wie die deutsche Flotte der Armada des stolzen Briten am Skagerrak ein Cannae bereitet. Doch zu spät! Mit grimmer Genugtuung sieht Marschall Foch, wie der Dolchstoß in den Rücken des Hinterlan-

des vernichtungsgierig das Vae victis vollendet, darum seine Legionen vergebens vier Jahre lang gerungen. Rote Horden durchziehen die Straßen der Hauptstadt und ausgehungerte Menschen, am Rande gesäumt, jubeln den radikalen Elementen zu. Sind das dieselben Soldaten, die einen Pétain, einen Nikolai Nikolajewitsch, einen Cadorna dem Erdboden gleichgemacht? Schon mischen sich die Farben zu einem ungeheuren Revolutionsgemälde. Die Sonne des 8. November 1918 versinkt im Norden, jedoch an ihrer Stelle hebt die Panik grinsend ihr Medusenhaupt, und zwar arbeiten noch ein paar wackere Stoßtrupps, letzte Reste der alten Armee, nach alter männlicher Manier in den Straßen Berlins gegen das rote Chaos, aber zu tief haben sich Wilsons gleisnerische Friedensversprechungen eingefressen, als daß es noch in zwölfter Stunde gelingen können würde, das Cannae des Vae victis Schulter an Schulter, mit dem Dolchstoß mitten in die Nibelungentreue der wackeren —

Aus einem demnächst erscheinenden Parodien-Buch „Unter falscher Flagge". Copyright 1932 by Paul Zsolnay, Wien.

Wochenschau des Rückschritts

— Die kommissarische Preußenregierung hat wiederum leitende republikanische Beamte ihrer Ämter enthoben.

— Der thüringische Innenminister Saupel hat den Stadtrat von Zella-Mehlis, in dem sieben Kommunisten und ein Sozialdemokrat die Mehrheit bilden, aufgelöst, da er „undurchführbare Beschlüsse" gefaßt habe.

— Der berliner kommunistische Stadtverordnete Dubring ist seines Amtes als Lehrer enthoben worden.

— Der nationalsozialistische Standartenführer der Pfalz, Eicke aus Ludwigshafen, wurde, nachdem er zu zwei Jahren Zuchthaus wegen Herstellung von Sprengbomben verurteilt worden war, wegen „Haftunfähigkeit" entlassen; als er in diesen Tagen als Zeuge vernommen werden sollte, war er nicht aufzufinden.

— Adolf Kochs Nacktkulturschule ist auf Grund einer Verordnung aus dem Jahre 1839 verboten worden.

— Ein Vortrag des Sozialistischen Kulturbundes „Der 9. November und die Arbeiterschaft" wurde von der Deutschen Welle und der Berliner Funkstunde als „nicht opportun" abgelehnt.

— Die wiener Polizei hat den Reichsbannermann Prinz Hubertus zu Löwenstein-Wertheim zur sofortigen Abreise aus Wien veranlaßt, da er in einer Versammlung scharfe Kritik an der österreichischen Regierung geübt hatte.

— Das Gesuch um Gandhis Freilassung ist vom indischen Vizekönig abgelehnt worden.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Die ausgebeutete Ehefrau

Bei den Erörterungen über den Anschlag auf die Opernsängerin Gertrud Bindernagel wurde in der Presse lang und breit berichtet, wie schamlos Frau Bindernagel von ihrem Gatten, dem Bankier Hintze, während ihrer ganzen Ehe ausgebeutet worden ist. Frau Bindernagel soll von ihrem beträchtlichen Einkommen kaum einen Pfennig gesehen haben; ihr Gatte ging stets selber an die Kasse, um sich die Gage seiner Frau abzuholen, und gab ihr nur so wenig davon ab, daß sie ihre persönlichen Ausgaben auf ein Minimum herabsetzen mußte. Jahrelang hat sich die Sängerin in einer Weise einschränken müssen, die in keinem Verhältnis zu ihrem Verdienst stand.

Irrigerweise wird in Laienkreisen vielfach angenommen, daß eine Frau sich auf Grund der bestehenden Gesetze gegen ein derartiges Verhalten ihres Mannes nicht zur Wehr setzen könne, daß ihr als einzige Rettung vor der Ausbeutung durch den Ehemann nur die Scheidung bleibe. Obwohl der Gesetzgeber dem Ehemanne das Recht gegeben hat, sowohl in persönlicher als auch in wirtschaftlicher Hinsicht in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu entscheiden, so geht dieses Recht doch nicht so weit, daß der Mann der Frau ihren schwer erworbenen Verienst abnehmen und nach Gutdünken verwenden kann. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch erstreckt sich das Verwaltungs- und Nutznießungsrecht des Ehemannes nur auf das eingebrachte Gut der Frau, nicht dagegen auch auf das Vorbehaltsgut. Das Vermögen, das die Frau durch ihre Arbeit erwirbt, gehört aber zum Vorbehaltsgut (§ 1367 BGB). Mit diesem Vorbehaltsgut kann die Frau schalten und walten, wie sie will, und der Mann ist weder berechtigt, ihr verdientes Geld an sich zu nehmen, wie es die Gepflogenheit des Herrn Hintze gewesen sein soll, noch der Frau wegen der Verwendung des Geldes irgendwelche Vorschriften zu machen. Nur falls der Mann außerstande sein sollte, sich selbst zu unterhalten, hat die Frau die Verpflichtung, gemäß ihrem Vermögen und ihrer Erwerbsfähigkeit dem Manne den seiner Lebensstellung entsprechenden Unterhalt zu gewähren (§ 1360 Abs. 2 BGB).

Der Zustand, der seit vielen Jahren im Hause Bindernagel herrschte, beruhte also nicht etwa auf einem gesetzmäßigen Rechte des Herrn Hintze sondern ist lediglich auf die Gutmütigkeit der Sängerin zurückzuführen, die ihrem Manne ihre gesamten Einnahmen überließ. Um so übler ist das Benehmen des Herrn Hintze im Scheidungsprozeß, wo er sich, nach einer Pressenotiz, nicht davor gescheut hat, seine Einwilligung in die Scheidung von der Gewährung einer Vermögensrente in Höhe von vierhundert bis fünfhundert Mark monatlich abhängig zu machen. Falls das alleinige Verschulden des Herrn Hintze festgestellt wird — an dem nach den letzten Vorgängen kaum noch ein Zweifel sein dürfte —, besteht auch nicht die geringste gesetzliche Verpflichtung für Frau Bindernagel, ihrem geschiedenen, für allein schuldig erklärten Gatten eine standesgemäße Unterhaltsrente zu gewähren. Dieses Verlangen des Herrn Hintze stellt vielmehr einen weiteren Versuch dar, die Gutmütigkeit, Liebe oder Angst seiner Frau gehörig auszubeuten.

Gerda Wiesel

Die Uniform

Die Liebe zur Uniform ist nur eine charakteristische, aber gewiß keine Charaktereigenschaft des deutschen Volkes. Von den Kleidern, die Leute machen, sind Uniformen die kleidsamsten, und fehlt es, wie heute, durch das blamable Versagen des deutschen Gottes an bunten Soldaten, so

sorgt findiger Kasernengeist alsbald für würdigen Ersatz und uniformiert Gesinnung und politische Meinung.

Und nun ereignet sich da grade in der uniformfreudigsten Partei der uniformfreudigsten Zeit ein Fall von Sabotage, wie er bisher einzig dasteht. Er ist gleichsam ein Vorstoß der Bügelfalte gegen den Bärenstiefel, ein Vorstoß des Bürgers gegen die Kaserne. Er ist schlechthin ein Wunder.

In Detmold haben sechs nationalsozialistische Stadtratsmitglieder ihre Ämter niedergelegt, weil die Parteileitung von ihnen verlangte, daß sie künftig zu den Sitzungen in SA-Tracht erscheinen sollten. Dieses aber wollten jene nicht. Vielleicht sahen sie in der ausnahmsweise wirklich wenig kleidsamen Uniform so schlecht aus, daß sie es selbst bemerkten. Vielleicht hat der eine einen zu dicken Bauch und der andre einen Buckel. Aber vielleicht hat sich bei den sechs auch nur die Vernunft ein klein wenig geregt, die solange verurteilt war zu schweigen, eine Vernunft, die sie bitter nötig haben.

Der Krach, den die detmolder Ortsgruppe zu verdauen hat, ist ein guter Krach. Vielleicht ist er ein Teilchen jenes Silberstreifens, von dem es heißt, daß er am Horizont erscheinen soll, und nach dem sich Millionen bisher vergebens die Augen aus dem Kopfe sahen.

Peter Kraft

Meisteressays

Wie peinlich. Begreift man das? Wenn ein Verehrender anklagen muß; ein Anklagender nicht unterlassen kann, weiter zu verehren? Immer wieder liegen die Dinge verwickelter, als der Gemeinplatz wahrhaben will. Das Entscheidende bleibt: man hat aufrichtig zu sein.

Heinrich Mann, welcher den Deutschen Bücher schenkte, nunmehr ein Dritteljahrhundert lang, deren Wahrheit, Kraft und Zauber noch kommende Jahrhunderte bewundern werden, brachte jetzt einen Band Aufsätze heraus, unter dem Titel ‚Das öffentliche Leben' (Zsolnay), die, als Ganzes, doch wohl wie eine etwas zweifelhafte Mischung wirken. Eine herrliche Rede über Lessing; ein nicht minder schönes Bekenntnis zu Heinrich Heine („er war sachlich bei aller seiner Phantasie, scharf zugleich und zärtlich, ein Zweifler, doch tapfer": wunderbar treffende Formel!); ein klassischer Essay ‚Gut geartete Menschen': gegen eine als Antisemitismus aufgemachte Geistfeindlichkeit („‚Jüdischer Intellekt', das ist kein Angriff auf eine Schicht, es ist weit darüber hinaus die Verleumdung unseres Menschlichsten"); aber was steht sonst noch drin! Schlechterdings ist nicht einzusehen, wodurch ein Schriftsteller sich zwingen lassen könnte, alles, was er letzthin an Nebenwerk erzeugt hat, auf einen Haufen zu werfen, den Haufen ‚Buch' zu nennen und zu edieren.

Dieses hier enthält zwischen Geistigstem offenkundig Produkte, die ihre Entstehung keinem innern Muß des Verfassers verdanken, sondern einem sehr äußern, ökonomischen: Feuilletons über pariser Leben, über heringsdorfer Leben, über eine Schönheitskonkurrenz im Lunapark, die Probe zu einer Charellrevue ... lauter Mondänitäten, voller Nachdenklichkeiten, gewiß, und auch sehr geschliffen; aber selbst Kiesel lassen sich ja schleifen. Freund des Schliffs,

ziehe ich ungeschliffene Diamanten da doch vor. Zu allen Zeiten gab es eine Jugend, die noch nicht zu formen vermag, die indes gründlich, innerlich, problematisch, vulkanisch, wesentlich ist; sie möge Form, das Apollinische, Kristallene, die Klarheit nicht verachten, aber soll wissen, daß Tiefe, selbst amorphe, über der Routine steht und durchgeistete Wildheit über leerer Meisterschaft.

Heinrich Manns Meisterschaft, wahrhaftig geisterfüllt, läuft in diesem Buche zu oft leer. Es enthält schöne und bedeutende Ermahnungen zur deutsch-französischen Verständigung; ich bin darüber eingeschlafen. Das geht nun seit vierzehn Jahren; die emphatischen Deklamationen der Pazifisten und die polierten der Prominenten; inzwischen sank die Temperatur der franko-deutschen Beziehungen unter die Gradhöhe vor 1914. Warum denkt Heinrich Mann nicht über die Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinung nach? Und über Mittel, sie fortzuräumen? Am Ende sind Pazi und Promi selber ein bißchen schuld. Romain Rolland hat sich gründlicher in das Problem hineingebohrt. Dafür spiegelt auch sein Schleiflack geringer. Mir scheint: Heinrich Mann, Beispiel (erfreulicherweise!) eines politoiden Dichtertypus, hat zur politischen Philosophie kein rechtes Verhältnis. Und über den tatsächlichen Stand der polito-theoretischen Diskussion kein präzises Wissen. In seiner Antwort auf eine französische Enquête über den nächsten Krieg schreibt er: „C'est ce nouvel humanisme naissant qui sera notre défense la plus efficace contre une guerre future." Das ist, soweit ich ein Urteil habe, vorzügliches Französisch, jedoch auf die brennende, glühend umstrittene Frage: „Wie verhindern wir den nächsten Krieg?" ist es keine Antwort, sondern fast ein Hohn, nämlich eine elegante literarische Wendung, weltmännisch erhaben über den Streit der Schulen. „Die wichtigsten Gedanken, die wir verwirklichen müssen, sind Volksgemeinschaft und geeinigtes Europa": Richard Paul von Coudenhove-Hindenburg? Nein, Heinrich Mann; ein Satz von Heinrich Mann! Ich bin vor meinem Gewissen verpflichtet, Heinrich Mann, Ihnen in aller Verehrung zu sagen, daß man wertvollen, um Ziel und Wege ringenden Menschen nicht hilft, wenn man über das unter den Feurigsten und Reifsten Strittige in dieser Art geschniegelt hinweggleitet. Gegen Diktatur (ohne Anhauch einer Unterscheidung zwischen ihren möglichen sozialen Inhalten): „Wir müssen arbeiten, Geduld üben und viel zu stolz sein, als daß irgend jemand uns oder unsern Staat retten dürfte. Das können wir allein." Wer „wir" und wie?

Demokratie: ein von Heinrich Mann ungeprüft übernommenes Ideal. Man soll ihm nicht vorwerfen, daß er Demokrat ist; man muß ihm vorwerfen, daß er an der Problematik der Demokratie vorbeiphrasiert; daß er tut, als sei Demokratie selbstverständlich und übrigens etwas Eindeutiges und Einfaches. Es gibt die große bolschewistische Literatur; es gibt, ebenfalls links von der Demokratie, eine kleine Literatur neo-aristokratischer Sozialisten und Humanisten; aber es gibt keine Spur eines Ansatzes von Auseinandersetzung Heinrich Manns mit diesen Literaturen, mit ihren Argumenten und Ideen. Ich finde, das hat beinah etwas Empörendes. Dabei weiß Hein-

rich Mann: es „behält kein Gedanke dauernd denselben Inhalt, und was früher lebenfördernd war, ist heute falsch und schon fast eine Schande". Vom Demokratismus gilt das, wie ich glaube, insonderheit; man darf andrer Meinung sein; aber man muß seine Meinung dann begründen. Man muß sich mit dem Gegner dialektisch messen. Einer der erlauchtesten Schriftsteller unsrer Nation scheut sich nicht, in seinem Essaybuch folgende Zeitgenossen durch Erwähnung zu ehren: Paul Morgan, Max Hansen, Siegfried Arno, Trude Hesterberg, Ralph Benatzky und den Liederdichter Schanzer; doch er, der „in den Dienst einer Macht" trat, „die er verschieden, meistens aber mit dem Namen des Geistes bezeichnete", scheut sich vor philosophischer Konfrontation mit Denen, die, dem allgemeinen ethischen Ziel nach einig mit ihm, in der Grundlegung der politischen Theorie bezweifeln und bestreiten, was er als selbstverständlich und sicher voraussetzt.

Heinrich Mann sagt das Seine; er sagt es vollendet; aber er reiht sich nicht in die große Diskussion des Jahrhunderts ein.

Kurt Hiller.

Ueberdeutsche Dichtung

Neulich träumte mir:

Ich stehe Unter den Linden, eingekeilt in eine riesige Volksmenge; alles um mich herum spricht eine Sprache, von der ich kein Wort begreife. Lettisch? Nein, das ist es nicht! Chinesisch? Nein, so klingt es nicht! Ich strenge mich — im Traume — an; ich versuche zu schreien: Reden Sie doch deutsch mit mir!

Die Leute sagten immer Dinge wie: Spurkalender, Klemmdeckel, Planung.

Nachher merkte ich, daß ich über der Lektüre des Börsenblattes für den deutschen Buchhandel eingeschlafen war und daß die Traumleute Überdeutsch sprachen.

Ein Spurkalender ist ein Kalender für Leute, die gruppenweise spazieren gehen — also für Pfadfinder, aber das ist ein häßliches Fremdwort. Klemmdeckel ist für ein Buch, was der Sargdeckel für den Menschen ist. Was Planung ist, davon habe ich keine Ahnung. Dennoch gibt es bereits einen „Verlag für Deutsche Planung", er gehört Niemeyer und Lüddecke, hat seinen Sitz in Halle an der Saalung und läßt soeben erscheinen: Hohe Schule der Führerschaft, geritten von Doktor Heinrich Wandler. Es handelt sich anscheinend um eine Anleitung: Wie werde ich Hitler ohne Berufsstörung. Und das ist in der Tat ein nützliches Buch. Denn angesichts des heutigen Heroenverbrauches kann man nicht wissen, wie schnell man herankommt.

Der Wandler nennt sein Ganzleinenwerk bescheiden „Trainingslehre zur Rettung des Abendlandes". Das wird bald der deutsche Rundfunk einführen: Jeden Morgen von 6 bis 6.10 Kapitel I: „Geistige Athletik (Schaltungslehre)":

Seele — beugt!
Belange — vorwärts streckt!
Ketten — brecht!

Die zweite Übung: „Die innere und die äußere Diktatur" wird wohl bereits am „Führerstab" vorgenommen werden und damit zur Übung III „Meisterung des Eros" überleiten.

Ob der „Körper als Abbild der Leistungsfähigkeit" auch eine Anweisung für Unbemittelte enthält, ist nicht ersichtlich.

Die „Elitenbildung" dürfte hingegen eindeutig ein Trustspruch für Herrschaften, die „Siedlung als Trainingsstätte der Nation" für den Rest bestimmt sein.

Ja, unter Doktor Wandler wird man nichts zu lachen haben. Er geht mit der Menschheit um wie der alte Krupp mit dem Gußeisen und erklärt ohne Widerrede: „Der Sport wird hier zum ersten Male als Mittel der Menschenhärtung nach politischen Gesichtspunkten angesetzt."

Wozu braucht man dann noch die gute Irene Freifrau von Veldegg, die auf der gegenüberstehenden Seite bei Rainer Wunderlich Leipzig verrät: Was Dir die Sterne verkünden im Jahre 1933!

Was sollen einem die Sterne schon künden? Man hat nur umzublättern. Da sagt es der Kollege Riemkasten im selbstverfaßten Stahlwaschzettel: „Es röntget die vergangene Epoche, es sieht die neue Epoche im Ei heranwachsen, und ich sollte meinen, daß man mit diesem Buche der Zeit geradezu zuguckt."

Ja, das wollte ich auch meinen. Allein bei der Lektüre seiner Anpreisung hört man das Gras der Zeit im Riemkasten reifen.

„In dieser Zeit, mitten im schönsten, süßesten Schalmeiengedudel, begann eine ernste, drängende Trommel ihre ersten aufscheuchenden Wirbel."

Eine herrliche Literatur wächst da heran.

In Überdeutsch mit Elitebildung und Klemmdeckel.

Walter Mehring

Der Fascismus

„Neue Züricher Zeitung' vom 24. Oktober Seite 1:

„Mussolinis Rede über seine auswärtige Politik:

Jenseits der Grenze gibt es Rasende, die dem fascistischen Italien nicht verzeihn, daß es aufrecht dasteht. Für diese Leute ist es ein Skandal und unerhört, daß es ein fascistisches Italien gibt, denn dieses widerlegt ihre Prinzipien, die von der Zeit überholt sind. Sie erfanden den Begriff des ‚Volkes', nicht um dem Volke offen wie wir entgegenzukommen, sondern um ihm eingebildete Bedürfnisse und illusorische Rechte zu geben."

Seite 2:

„Rom 22. Okt. Tel. der United Press. Der Fehlbetrag im Staatshaushalt für den Monat September dieses Jahres wird von amtlicher Seite mit 385 Millionen Lire angegeben. Somit beläuft sich der gesamte Fehlbetrag für die ersten drei Monate des laufenden Fiskaljahres auf 1090 Millionen Lire."

Nicht mehr z. K.

Der bekannte Dichter Wilhelm Kotzde macht in einem Rundschreiben an seine weitausgebreitete Gemeinde bekannt, daß auf Grund eingehender Familienforschung die gesamte Sippe

„Kotzde" nunmehr ihren Namen zurückverändert habe in die alte Form „Kottenrodt". Ein seit Jahrzehnten erwogener Gedanke habe damit seine Verwirklichung gefunden. Die Sippengeschichte der Kottenrodt ist nun bis fast zum Jahre 1500 aufgehellt...

Auch die in Schiltach beheimatete „Wilhelm-Kotzde-Gemeinde", die sich die Förderung des dichterischen Lebenswerkes des Meisters zur Pflicht gemacht hat, führt aus dem angegebenen Grunde künftig den Namen „Wilhelm Kottenrodt-Gemeinde".

,Völkischer Beobachter'

Er kurbelt an

Das warme Frühstück des Herrn Reichskanzler von Papen im Rathaussaale zu Paderborn wurde auf Gas zubereitet, denn von Führern der Wirtschaft ist Gas als zuverlässigste, schnellste und sparsamste Wärmequelle anerkannt und wird deshalb im wirtschaftspolitischen Interesse Deutschlands bevorzugt und empfohlen.

Inserat der ‚Paderborner Zeitung'

Sire, geben Sie ja nicht Gedankenfreiheit!

Es war der grundlegende Irrtum des liberalen Zeitalters, die unbeschränkte Freiheit des Denkens zu proklamieren...

Reichskanzler von Papen im Oktoberheft vom ‚Türmer'

Austausch

Unter einer Zeichnung des trefflichen wiener Karikaturisten Carl Josef hat einmal gestanden:

„Ehe die Juden verrecken, werden die Recken verjuden."

Liebe Weltbühne!

Der Professor Saitzew in Zürich erzählt:

Da kommt eine deutsche Dame auf den Bahnsteig in Basel gelaufen und ruft: „Schaffner! Schaffner! Wo ist denn das Damenabteil!" — „Das haben wir hier nicht", sagt der Schaffner. „Bei uns in der Schweiz sind die Geschlechter voneinander nicht so verschieden!"

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Dienstag 20.15. Ortsgruppenversammlungen über das Thema: Vor dem Wiederaufnahmeprozeß Bullerjahn. Es sprechen: Rudolf Olden im Roten Haus, Nollendorfplatz 3. — Carl Misch im Klubhaus am Knie, Berliner Straße 27. — Kurt Großmann in den Akademischen Bierhallen, Dorotheenstr. 80. — W. v. Hanstein und Paul Dreyfus im Restaurant zur Humboldthütte, Brunnenstr. 94.

Internationales Antikriegsmuseum, Parochialstr. 29. Freitag 20.00: Ernst Friedrich liest chinesische Märchen und chinesische Antikriegs-Lyrik:

Individualpsychologische Gruppe. Montag (7.) 20.00 Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27: Die Anwendung der individualpsychologischen Therapie als Problem, dargestellt an einem Fall von Sidonie Reiß.

Stuttgart

Linkskartell der Geistesarbeiter und freien Berufe. Donnerstag 20.00. Bürgermuseum: Die Freiwirtschaft als Ausweg gegenüber der vermeintlichen Zwangswahl zwischen Kapitalismus und Sozialismus, Gustav Freynik.

Bücher

Theodore Dreiser: Die Tragik Amerikas. Paul Zsolnay, Wien.
Lion Feuchtwanger: Der jüdische Krieg. Propyläen-Verlag, Berlin.
Erik Reger: Das wachsame Hähnchen. Ernst Rowohlt, Berlin.
Romain Rolland: Briefwechsel mit Malwyda von Meysenburg. Engelhorn, Stuttgart.

Rundfunk

Dienstag. Langenberg 16.05: Der Film schminkt das Leben, Rudolf Arnheim. — Königsberg 21.30: Kaiser Friedrich Barbarossa von Chr. Dietr. Grabbe. — Frankfurt 21.30: Lichtenberg, Hörspiel von Hans A. Joachim. — Leipzig 22.10: Unbekanntes von J. S. Bach. — **Mittwoch.** Leipzig 19.30: Inge Stramm erzählt von August Stramm. — Wien 20.00 (über verschiedene deutsche Sender): Hofmannsthals Jedermann. — **Donnerstag.** Frankfurt 18.25: Der Mensch vor der Linse, Leni Riefenstahl und Rudolf Arnheim. — Königsberg 19.00: Bachs Klaviersuiten.

Antworten

Freiherr v. Gayl. Sie haben vor dem Verein Berliner Presse die Verfassungspläne Ihrer Regierung mit der Offenheit entwickelt, die wir an Ihnen schätzen. Aber wollen Sie wirklich leugnen, daß es sich dabei um Reaktion und nichts wie Reaktion handelt? Von allem andern abgesehen — die Umwandlung des gleichen Wahlrechts in ein Pluralwahlrecht muß jeder Mensch in der ganzen Welt Reaktion nennen. Was versprechen Sie sich übrigens im Sinne Ihrer Politik davon, wenn Familienernährer und Kriegsteilnehmer eine Zusatzstimme erhalten? Familienernährer und Kriegsteilnehmer gibt es doch rechts wie links und in der Mitte ziemlich in gleichem Prozentsatz. In einem Punkt sind Sie leider ebenso diskret verschwiegen geblieben wie Ihr Prinzipal: Sie haben uns nicht verraten, wie Sie sich die Durchführung der verschlechterten Verfassung auf legalem Wege denken. Diese Frage ist doch nicht unwesentlich. Oder scheint sie Ihnen so?

Intendant Duske. Es ist recht bezeichnend, daß das Programm des von Ihnen geleiteten berliner Rundfunks nur dann noch Aufsehen erregt, wenn ein Hetzredner durch Geschmacklosigkeiten die Empörung der Hörer hervorruft. Die Frechheiten des Herrn C. M. Köhn sind von den Tageszeitungen gebührend gekennzeichnet worden. Wir verzichten darauf, von seiner Einladung, ihn „einen Lümmel und unverschämten Kerl zu nennen", Gebrauch zu machen, es genügt uns, ihn einen Fälscher zu nennen. Köhn, der seinerzeit seinen Posten als Theaterkritiker der ‚Nachtausgabe' verlor, weil er als Kritiker gegen die Unmoral des Theaters wetterte und zugleich unter einem Pseudonym ein ferkelhaftes Theaterstück „Was ist denn los mit Balduin?" herausbrachte, hat sich auch diesmal wieder einen üblen Coup geleistet, ohne Pseudonym, überhaupt ohne Namen — man vervollkommnet sich eben. Bekanntlich hat er behauptet, das Gedicht „Deutscher Damenclub en avant" von Alice Ekert-Rothholz stelle eine Beleidigung der deutschen Frau und Mutter dar. Dabei ging aus der immer wiederkehrenden Refrainzeile des Gedichts „Wir vom Kaiserin-Auguste-Viktoria-Bund" mit unüberbietbarer Deutlichkeit hervor, daß es sich um eine Satire auf die nationalistischen Vereinsdamen handelte. Was hätte auch eine deutsche Frau für eine Ursache, die deutschen Frauen zu verhöhnen. Herr Köhn, Mitarbeiter von Hugenbergs ‚Nachtausgabe' und Herausgeber eines Nazi-Witzblatts, also gewissermaßen die letzte Säule der Harzburger Front, benutzte diese offenbare Fälschung als Ausgangspunkt antisemitisch gefärbter Gedankengänge. Ob er Zusätze zum Manuskript oder nur durch Betonungen und Wiederholungen von Worten seine Rede aufreizender gemacht hat, ließ sich klipp und klar bisher nicht entscheiden, aber immerhin ist schon im Manuskript von der „in ein feines System gebrachten teuflischen Absicht" die Rede, die aus unserm Gedicht spreche, und von einer „gemeinen, hetzerischen Sudelei". Auch entblödete sich Herr Köhn nicht, das körperliche Aussehen seiner Gegner in Bausch und Bogen zu verhöhnen. Wir wissen nicht, ob Herrn Balduins Akt den Abmessungen des Doryphoros entspricht, wir wissen nur, daß Pöbeleien dieser Art bisher am Rundfunk gänzlich unmöglich waren. Grade wer von Herzen dafür ist, daß an die Stelle der unverbindlichen, ängstlichen „Objektivität" am Rundfunk eine herzhafte, deutliche Sprechweise trete, die jedes Ding beim Namen nennt, grade der muß verlangen, daß im Kampf der Meinungen der Anstand streng gewahrt bleibe. Herr Köhn kümmert uns wenig. Seine Redensarten haben die typische gekrampfte Witzigkeit gewisser nationalistischer Literaten, die neidvoll jeden Witz ihrer linken Gegner schlucken und nun gern ebenso möchten. Uns kümmert der Rundfunk. Wenn Herr Mariaux, der neue Leiter der Abteilung Zeitfunk, am Wochenende zu abgespannt ist, um eine Hetzerei von einer Ketzerei zu unterscheiden, so sollte er seinen Posten schleunigst wieder an

Herrn Kürschner abtreten, dessen Taktgefühl auch Sonnabends durchaus frisch zu sein pflegte. Herr Mariaux hat das Manuskript gelesen und genehmigt, er hat sogar nachträglich verkündet, er lasse sich von der Presse nicht tyrannisieren, und von nun ab werde Herr Köhn jeden Sonnabend sprechen. Man darf hoffen, daß Sie, Herr Intendant, nach dem Rüffel des Innenministers von Gayl Herrn Mariaux in seinen autoritären Gefühlen etwas gedämpft und daß Sie selbst den Vorfall gebührend ad notam genommen haben. Denn sonst dürfte die Aufforderung des Ketzers Balduin, wem es nicht passe, der möge abschalten, eine Resonanz beim Hörerpublikum finden, die Ihnen und Ihrem Posten nicht gut bekommen würde.

Reichsminister a. D. Moldenhauer. Sie machen uns im Anschluß an den Artikel von Bernhard Citron „IG-Farben-Diktatur" darauf aufmerksam, daß Sie nicht Vorstandsmitglied sondern Aufsichtsratsmitglied der IG-Farbenindustrie gewesen sind, und daß die Senkung der Ausgleichsabgabe für den Benzinzoll nicht mehr während Ihrer Ministertätigkeit vorgenommen wurde.

Frau Marie Diers. Sie haben am 11. Oktober in Angermünde in einer Versammlung der Frauengruppe der NSDAP gesprochen und „den Zuhörern nachzuweisen verstanden, daß auch die Frauen in die Politik gehören". Wie haben Sie diesen Nachweis erbracht? Vielleicht durch den Hinweis, daß Ihre Partei die einzige ist, die grundsätzlich für keine politische Körperschaft eine Frau kandidieren läßt?

Börsenbesucher. Sie schreiben uns, daß im Augenblick Hitler an der Börse nur noch 190 Brief notiere, Hugenberg dagegen schon 60 Geld. Die Börse hat nicht immer den richtigen Riecher. Diesmal aber scheint sie uns ziemlich ahnungsvoll.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Sie schreiben an Frau M. M. Gehrke: „In Nummer 43 der ‚Weltbühne', am Schluß Ihrer interessanten und schönen Reminiszenz an Carl Mertens, sprechen Sie von ‚Foersters Radikalpazifismus'. Dieser Ausdruck beruht auf schlichtem Irrtum. Mit einer Fülle von Zitaten läßt sich belegen, daß Professor Foerster den Kolonialimperialismus bejaht; daß er die Militärdienstverweigerung verwirft; daß er, an der internationalen Campagne für Abrüstung unbeteiligt, gradezu die Aufrüstung empfiehlt — allerdings nicht die Aufrüstung Deutschlands, aber der Nachbarn Deutschlands. Foerster ist Nationalist zugunsten einiger Nationen, unter denen sich die nicht befindet, der er angehört. ‚Radikalpazifismus' bedeutet nach unbestrittenem Sprachgebrauch von alledem das Gegenteil." In eine Diskussion über die Definition des Wortes „Radikalpazifist" möchten wir uns nicht einlassen. Sie bestreiten, daß Professor Foerster diese Bezeichnung zukomme. Andre wieder sprechen den Verteidigern des Bürgerkrieges den Radikalpazifismus ab. Vielleicht könnten wir uns darauf einigen, daß nur Tolstoianer und Quäker als Radikalpazifisten anzusehen seien.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Der neue Reichstag von Hellmut v. Gerlach

Die Wahl vom 31. Juli ergab:

Sozialdemokraten	133
Nationalsozialisten	230
Kommunisten	89
Zentrum	75
Deutschnationale Volkspartei	37
Deutsche Volkspartei	7
Deutsches Landvolk	1
Bayerische Volkspartei	22
Wirtschaftspartei	2
Deutsche Staatspartei	4
Christlich-Sozialer Volksdienst	4
Deutsche Bauernpartei	2
Württembergischer Bauern- und Weingärtnerbund (Landbund)	2
zusammen:	608

Dies Wahlergebnis bedeutete:

daß eine auf die Linke gestützte parlamentarische Regierung unmöglich war;

daß beim Zusammengehen der beiden äußersten Flügel, der Nationalsozialisten und Kommunisten, jede Vorlage im Reichstag abgelehnt werden konnte;

daß Nationalsozialisten und Zentrum in der Lage waren, durch eine Koalition ganz für sich allein, selbst ohne die Bayrische Volkspartei, eine Regierungsmehrheit herzustellen.

Deutschnationale und SPD waren gleichermaßen kaltgestellt.

Die Kaltstellung der SPD hätte Herr v. Papen wohl verschmerzt. Unendlich peinlich aber war ihm, daß die Deutschnationalen als einzige Regierungspartei der überparteilichen Regierung durch die Wähler an den Katzentisch verwiesen worden waren. Der Wunsch, ihnen aus dem Nichts zu einer ausschlaggebenden Stellung zu verhelfen, war es in erster Linie, der ihn zur sofortigen Reichstagsauflösung trieb.

Der neue Reichstag sieht so aus:

Nationalsozialisten	195
Sozialdemokraten	121
Kommunisten	100
Zentrum	70
Deutschnationale Volkspartei	50
Bayerische Volkspartei	18
Deutsche Volkspartei	11
Staatspartei	2
Christlich-Sozialer Volksdienst	4
Wirtschaftspartei	1

Das Ergebnis ist im Negativen vollkommen klar:

Die Linke bleibt von jeder Bestimmung auf den Gang der parlamentarischen Ereignisse ausgeschlossen. SPD und KPD sind im neuen Reichstag genau so stark wie im alten, minus 1 Stimme, bei der geringern Gesamtziffer der Mandate also relativ sogar stärker als vorher. Aber da sie nicht als Block,

sondern als pro und contra einzusetzen sind, bleibt ihr Einfluß so schwach wie vorher.

Die Möglichkeit, jedes Gesetz im Reichstag zu Fall zu bringen, besteht weiter, wenn die extremen Flügelparteien zusammenstimmen. Die absolute Mehrheit beträgt 278, KPD und NSDAP haben zusammen 295 Mandate.

Eine Koalition NSDAP und Zentrum würde nicht mehr genügen, um eine Regierungsmehrheit herzustellen. Die schwarzbraunen Verhandlungen werden kaum wieder aufleben.

Die NSDAP hat von allen Parteien am meisten verloren. Zum ersten Mal ist sie bei einer Wahl zurückgegangen, und zwar gleich um 35 Mandate. Eine Niederlage kann von jeder Partei mit Charakter und Programm getragen und wieder gutgemacht werden, nicht aber von einer Partei, die nur auf Demagogie sich aufbaut. Die braucht die Suggestion der Unbesiegbarkeit. Ist die geschwunden, verfällt sie der Schwindsucht, die freilich nicht sofort galoppierenden Charakter anzunehmen braucht.

Der Verlust Hitlers ist in der Hauptsache Hugenberg zugute gekommen. Sogar Herr Dingeldey hat ein paar Falläpfel erwischt. Aber da den 35 verlorenen Sitzen Hitlers nur ein Gewinn von 17 bei den beiden reaktionären Parteien gegenübersteht, bedeutet die Wahl eine Schwächung der Rechten als Gesamtheit.

Fassen Sie das als Vertrauensvotum auf, Herr von Papen?

Allerdings, Ihre persönliche Anhängerschaft ist ein klein wenig gestiegen. Würde jetzt im Reichstag ein Mißtrauensvotum gegen Sie eingebracht, so würden nicht mehr nur 42, sondern schon ganze 61 Deutschnationale und Volksparteiler dagegen stimmen. Mit Hinzurechnung aller möglichen Splitter könnten es sogar 70 werden, also etwas über ein Zehntel der Vertrauensmänner des deutschen Volkes. Erhebend, nicht wahr? Fühlen Sie sich daraufhin als Vertrauensmann des deutschen Volkes, als nicht bloß autoritärer, sondern als autoritativer und autorisierter Reichskanzler?

Und wie denken Sie eigentlich über die Verfassungsreform, die Ihnen so am Herzen liegt? Nach der Verfassung brauchen Sie dafür eine Zweidrittelmehrheit. Was Sie am 6. November erlangt haben, ist noch nicht einmal eine Minderheit auch nur eines Sechstels des Reichstags.

Haben Sie auch nur eine Spur von Respekt vor dem Willen des deutschen Volkes, müssen Sie sofort auf Ihre Verfassungsreform oder, was noch logischer wäre, auf Ihr Reichskanzleramt verzichten. Sie sind von einer Riesenmehrheit desavouiert worden.

Wie einst Hitler, stehen jetzt Sie vor der großen Entscheidung Ihres kleinen Lebens: legal oder illegal? Wollen Sie sich dem Willen der gewaltigen Mehrheit Ihres Volkes unterordnen, oder wollen Sie versuchen, Ihren Willen dem des deutschen Volkes aufzuzwingen, vielleicht gar unter Berufung auf den lieben Gott, wie Sie ihn auffassen?

Sie gelten als Pferdesachverständiger.

Der Rennbericht vom 6. November schließt: ferner lief der Herrenreiter Franz von Papen.

Das deutsche Rätsel von Leo Trotzki

Die politische Lage in Deutschland ist nicht nur schwer sondern auch lehrreich. Wie ein Armbruch, so erzeugt auch der Bruch im Leben der Nation einen Schnitt durch alle Gewebe. Das Wechselverhältnis zwischen Klassen und Parteien — zwischen sozialer Anatomie und politischer Physiologie — ist selten in einem Land mit solcher Anschaulichkeit zutage getreten wie im heutigen Deutschland. Die soziale Krise weht das Konventionelle fort und entblößt das Reale.

Jene, die heute an der Macht sind, hätten vor nicht allzu langer Zeit noch als Gespenster erscheinen können. War denn im Jahre 1918 nicht die Herrschaft von Monarchie und Aristokratie hinweggefegt worden? Offenbar hat aber die Novemberrevolution ihr Werk nicht gründlich genug verrichtet. Das deutsche Junkertum fühlt sich am allerwenigsten als Gespenst. Im Gegenteil, es geht daran, die deutsche Republik in ein Gespenst zu verwandeln.

Die gegenwärtigen Machthaber stehen „über den Parteien". Kein Wunder: sie vertreten eine verschwindende Minderheit. In der Tat ist ihre Schule und ihre unmittelbare Stütze die Deutschnationale Partei, ein hierarchischer Verband der Eigentümer unter traditioneller Führung der Junker, der einzigen Klasse, die in Deutschland zu kommandieren gewohnt ist. Die Barone möchten aus Europas Geschichte die letzten achtzehn Jahre streichen, um ... von vorne zu beginnen. Diese Leute haben Charakter.

Es wäre Unbill, ein Gleiches zu behaupten von den Führern der deutschen Bourgeoisie im eigentlichen Sinne des Wortes. Farblos war die politische Geschichte des deutschen dritten Standes, ruhmlos sein parlamentarischer Zusammenbruch. Der Niedergang des britischen Liberalismus, der auch heute noch Millionen Wähler zu sammeln vermag, steht in keinem Vergleich zur Vernichtung der traditionellen Parteien des deutschen Bürgertums. Die Demokraten und Nationalliberalen, die einst die Mehrheit des Volkes hinter sich hatten, sind als kompromittierte Stäbe zurückgeblieben — ohne Armee und ohne Zukunft.

Die buntscheckigen Massen des Kleinbürgertums, abgekehrt von den alten Parteien oder erstmalig zu politischem Leben erwacht, haben sich um das Hakenkreuzbanner geschart. Zum ersten Male in ihrer ganzen Geschichte zeigen sich die durch Lebensbedingungen und Gewohnheiten, durch Traditionen und Interessen geschiedenen Zwischenklassen — Handwerker, Krämer, die „freien Berufe", Angestellte, Funktionäre, Bauern — in einem Marschzug vereint, in einem wunderlicheren, phantastischeren, zwiespältigeren, als es die Bauernzüge des Mittelalters waren.

Das französische Kleinbürgertum fährt, dank dem ökonomischen Konservatismus des Landes, auch jetzt noch fort, eine ansehnliche Rolle zu spielen. Eine selbständige Politik zu führen, ist es natürlich nicht imstande. Es zwingt aber die offizielle Politik der führenden kapitalistischen Kreise, sich

wenn auch nicht seinen Interessen, so doch seinen Vorurteilen anzupassen. Die gegenwärtig herrschende Radikale Partei ist unmittelbarster Ausdruck dieser Anpassung.

Durch die fieberhafte Entwicklung des deutschen Kapitalismus, der die Zwischenklassen schonungslos zurückwarf, konnte die deutsche Kleinbourgeoisie nie einen solchen Platz im politischen Leben einnehmen wie ihre ältere französische Kusine. Die mit dem Jahre 1914 eingeleitete Epoche der Erschütterungen verursachte unter den deutschen Zwischenklassen unermeßlich größere Verheerungen als in Frankreich: der Franc fiel auf ein Fünftel, die alte Mark stürzte auf Null. Die jetzige Industrie- und Agrarkrise hat weitaus nicht jene Entfaltung westlich des Rheins erfahren wie östlich von ihm. Die Unzufriedenheit des französischen Kleinbürgertums verließ auch diesmal nicht die alten Kanäle und brachte Herriot den Sieg. Anders in Deutschland. Die Verzweiflung des Kleinbürgertums mußte hier den Charakter der Weißglut annehmen, um Hitler und seine Partei auf schwindelnde Höhen zu erheben.

Im Nationalsozialismus ist alles widerspruchsvoll und chaotisch wie ein Fiebertraum. Hitlers Partei nennt sich sozialistisch und führt einen terroristischen Kampf gegen alle sozialistischen Organisationen. Sie nennt sich Arbeiterpartei, doch sind in ihren Reihen alle Klassen außer dem Proletariat. Sie sendet Blitze auf die Häupter der Kapitalisten herab und wird gleichzeitig von diesen ausgehalten. Sie verneigt sich vor den germanischen Überlieferungen und strebt nach Cäsarismus, einer durch und durch lateinischen Einrichtung. Während er sich nach Friedrich dem Zweiten umsieht, äfft Hitler die Gesten Mussolinis nach . . . mit Charlie Chaplins Fliegenbärtchen. Das ganze Weltall ist in den Köpfen der Kleinbürger eingestürzt, die vollends aus dem Gleichgewicht geraten sind. Aus Verzweiflung, Angst und Erbitterung brüllen sie so laut, daß sie sich selbst übertönen und den Sinn der eignen Worte und Gesten nicht erfassen.

Die überwältigende Mehrheit der Arbeiter folgt der Sozialdemokratie und dem Kommunismus, zwei Parteien, von denen die erste ihre heldenmütige Epoche vor dem Kriege erlebte, während die zweite ihre unmittelbare Abkunft von der Oktoberrevolution in Rußland herleitet. Die Anstrengungen der Nationalsozialisten, die „marxistische Front" zu durchbrechen, haben bisher keine greifbaren Resultate gezeitigt. Etwa vierzehn Millionen Kleinbürger stehen ungefähr dreizehn Millionen feindlichen Arbeiterstimmen gegenüber.

Einzig die Zentrumspartei stört die scharfe Zeichnung der Klassenumrisse in den deutschen politischen Gruppierungen. Im Rahmen des katholischen Lagers bleiben Agrarier, Industrielle, Kleinbürger und Arbeiter noch immer zu einem Ganzen vereinigt. Man müßte die gesamte Geschichte Deutschlands durchblättern, um zu erklären, warum und wieso das kirchliche Band bis heute imstande war, den zentrifugalen Kräften der neuen Zeit zu widerstehen. Das Beispiel des Zentrums beweist jedenfalls, daß die politischen Beziehungen keineswegs mathematische Formeln darstellen. Die Vergangenheit keilt

sich in die Gegenwart ein und verändert deren Gepräge. Die allgemeine Tendenz des Prozesses wird aber nicht gestört. Die Tatsache, daß von Papen und sein nächster Gehilfe, Bracht, den rechten Zentrumsflügel verließen, um eine Politik zu treiben, deren Entwicklung zur Sprengung des Zentrums führen muß, ist in ihrer Art von symbolischer Bedeutung. Bei weiterer Verschärfung der sozialen Krise Deutschlands wird das Zentrum dem innern und äußern Druck nicht standhalten können, und die klerikale Hülle wird platzen: seine Bestandteile werden sich ihrem sozialen Gewicht nach verteilen. Dann wird man vom vorletzten Akt des deutschen Dramas sprechen können.

Formell zählt Deutschland heute, in den letzten Augusttagen, noch zu den parlamentarischen Republiken. Doch schon vor einigen Wochen hat Innenminister von Gayl die Feier der Weimarer Verfassung in eine Seelenmesse für den Parlamentarismus verwandelt. Viel wichtiger aber ist die Tatsache, daß die beiden extremen Flügel des Reichstages, Vertreter der Wählermehrheit, die Demokratie als endgültig bankrott betrachten. Die Nationalsozialisten wollen sie durch die fascistische Diktatur italienischen Musters ersetzen. Die Kommunisten erstreben die Sowjetdiktatur. Die bürgerlichen Parteien, die in den letzten vierzehn Jahren versucht hatten, ihre Sache auf parlamentarischem Wege zu verwalten, haben ihre gesamte Wählerschaft eingebüßt. Die Sozialdemokratie, die die Arbeiterbewegung in den Rahmen des Parlamentsspieles hineinzwängte, ließ nicht nur die Macht aus den Händen, die der Novemberumsturz ihr eingebracht hatte, verlor nicht nur Millionen von Stimmen an den Kommunismus sondern läuft auch Gefahr, ihrer legalen Stellung als Partei verlustig zu gehen.

Drängt sich nicht von selbst der Schluß auf, daß angesichts allzugroßer Schwierigkeiten und Aufgaben dem demokratischen Regime das Heft entgleitet? So werden auch in den Beziehungen zwischen den Staaten, handelt es sich um zweitrangige Fragen, Regeln und Bräuche des Protokolls mehr oder minder beobachtet. Stoßen aber die grundlegenden Lebensinteressen aneinander, so erscheinen statt der Paragraphen Gewehre und Kanonen auf dem Schauplatz. Die innern und äußern Schwierigkeiten der deutschen Nation haben den Klassenkampf zu einer Spannung gebracht, wo er sich an die Gepflogenheiten des Parlamentarismus nicht mehr binden kann und mag. Man kann dies bedauern; kann die extremen Parteien wegen ihrer Neigung zur Gewalt bitter verurteilen; kann auf eine bessere Zukunft hoffen. Doch Tatsache bleibt Tatsache: die Leitungsdrähte der Demokratie vertragen keine gesellschaftlichen Ströme von allzu hoher Spannung. Indes sind dies die Ströme unsrer Epoche.

Einst hatte der ehrbare Gothaer Almanach Schwierigkeiten, Rußlands Staatsordnung zu charakterisieren, die eine Volksvertretung mit Selbstherrscher-Zaren kannte. Die jetzige Ordnung Deutschlands zu kennzeichnen, wollte man von staatsrechtlichen Kategorien ausgehen, wäre wohl noch schwieriger. Wendet man sich aber der Geschichte zu, kann man den Gothaer Almanachen aller Länder helfen: Deutschland wird gegenwärtig nach dem System des Bonapartismus regiert.

Das grundlegende Gepräge wird der politischen Physiognomie des deutschen Volkes durch den Umstand verliehen, daß es dem Fascismus gelungen ist, die Zwischenklassen gegen die Arbeiter zu mobilisieren. Zwei gewaltige Lager stehen einander unversöhnlich gegenüber. Auf parlamentarischem Wege vermag keines zu siegen. Keines der beiden würde sich überdies einer ihm ungünstigen Entscheidung freiwillig unterwerfen. Ein solcherart gespaltener Zustand der Gesellschaft kündet den Bürgerkrieg an. Schon haben seine ersten Blitze das Land durchzuckt. Die Gefahr des Bürgerkrieges erzeugt bei den herrschenden Klassen das Bedürfnis nach einem Schiedsrichter und Gebieter, einem Cäsar. Das eben ist die Funktion des Bonapartismus.

Jede Staatsmacht gibt vor, sich über die Klassen zu erheben und die Interessen des Ganzen zu wahren. Doch die Resultate in der Soziologie zu bestimmen, ist durchaus nicht so einfach wie in der Mechanik. Die Staatsmacht selbst besteht aus Fleisch und Knochen. Sie ist mit bestimmten Klassen und deren Interessen verbunden. In friedlichen Zeitläuften scheint das demokratische Parlament die beste Maschinerie der gesetzgeberischen Diagonale. Doch tritt der Moment ein, wo die grundlegenden Kräfte nach entgegengesetzten Seiten, im Winkel von 180 Grad zueinander, ziehen und den parlamentarischen Mechanismus zerstören. Dann wird die Stelle für die bonapartistische Diktatur vakant.

Im Gegensatz zur Legitimität, wo die Person nur ein Glied der dynastischen Kette darstellt, ist der Begriff des Bonapartismus mit einem Mann verbunden, der durch Begabung oder Glück sich emporschwingt. Solch ein Bild steht indes schlecht zur schwerfälligen Gestalt des ostelbischen Junkers und hohenzollernschen Feldmarschalls. Fürwahr: Hindenburg ist nicht Napoleon, Posen kein Korsika. Doch eine nur persönliche oder gar ästhetische Beschäftigung mit dieser Frage wäre völlig unzulänglich, ja geeignet, vom Wege abzulenken. Braucht man, nach einer französischen Redensart, zum Hasenragout einen Hasen, so ist für den Bonapartismus ein Bonaparte keineswegs unerläßlich. Es genügt die Existenz zweier unversöhnlicher Lager: die Rolle des bevollmächtigten Schiedsrichters kann statt einer Person eine Clique erfüllen.

Bringen wir in Erinnerung, daß Frankreich nicht nur Napoleon den Ersten, den wahren, gekannt hat sondern auch einen Dritten, falschen. Dem Onkel und dem vermeintlichen Neffen war die Mission des Schiedsrichters gemein, der seine Wahrsprüche mit der Degenspitze verzeichnet. Napoleon der Erste besaß einen eignen Degen, und Europas Lenden haben bis heute dessen Spuren noch nicht ganz verloren. Napoleon dem Dritten genügte der Schatten des Degens seines angeblichen Onkels, um in den Brennpunkt der Macht zu geraten.

In Deutschland ist der Bonapartismus eben ein deutscher. Doch soll man sich bei den Unterschieden der nationalen Tönungen nicht aufhalten. Bei der Übersetzung in eine fremde Sprache gehen viele Eigenarten des Originals verloren. Während sie auf verschiedenen Gebieten menschlicher Schöpfung die größten Vorbilder abgaben, haben sich die Deutschen in der

Politik wie in der Bildhauerei kaum über mittelmäßige Nachahmungen erhoben. Wir werden jedoch nicht die historischen Gründe dieser Tatsache vertiefen: es genügt, daß sie besteht. Posen ist nicht Korsika, Hindenburg kein Napoleon.

In der konservativen Gestalt des Präsidenten ist nicht die Spur von Abenteurertum. Der achtzigjährige Hindenburg hatte in der Politik überhaupt nichts gesucht. Dafür suchten und fanden andre Hindenburg. Und sie fanden ihn nicht zufällig: diese Leute sind alle vom gleichen altpreußischen, adelig-konservativen, potsdamer-ostelbischen Schlage. Deckt er auch mit seinem Namen fremde Taten, so wird Hindenburg sich nicht aus dem durch die Traditionen seiner Kaste gelegten Geleise werfen lassen. Hindenburg ist keine Persönlichkeit sondern eine Institution. So war er während des Krieges. „Hindenburgs Strategie" war die Strategie von Leuten, die ganz andre Namen trugen. Dieser Vorgang fand seine Übertragung auf die Politik. Ludendorff und seine Adjutanten sind von neuen Menschen abgelöst. Doch der Vorgang ist der gleiche geblieben.

Konservative, Nationalisten, Monarchisten, alles Feinde der Novemberumwälzung, haben Hindenburg als erste im Jahre 1925 zum Reichspräsidenten erhoben. Nicht nur die Arbeiter sondern auch die Parteien der Bourgeoisie hatten damals gegen Hohenzollerns Marschall gestimmt. Doch Hindenburg siegte: ihn unterstützten die Massen des Kleinbürgertums, unterwegs zu Hitler. Als Reichspräsident hat Hindenburg nichts geschaffen, aber auch nichts zerstört. Bei seinen Gegnern entstand die Vorstellung, Hindenburgs Soldatentreue habe ihn zum Hüter der Weimarer Verfassung gemacht. Von der Reaktion auf der ganzen Linie zurückgedrängt, beschlossen die rein parlamentarischen Parteien nach sieben Jahren, den Einsatz auf Hindenburg zu stellen.

Indem sie ihre Stimmen für den monarchistischen Marschall abgaben, enthoben Sozialdemokratie und katholische Demokratie ihn jeglicher Verpflichtung gegenüber der in völlige Ohnmacht verfallenen Republik. Im Jahre 1925 durch die Reaktion gewählt, hat Hindenburg den Rahmen der Verfassung nicht verlassen. Im Jahre 1932 mit den Stimmen der Linken gewählt, nahm er in Verfassungsfragen den Standpunkt der Rechten ein. Dieses Paradoxon birgt nichts Geheimnisvolles. Allein vor seinem „Gewissen" und dem „Willen des Volkes" — zwei unfaßbaren Instanzen — mußte Hindenburg unweigerlich zum Vorkämpfer jener Kreise werden, denen er sein ganzes Leben hindurch Treue bewiesen hat. Die Politik des Reichspräsidenten ist die Politik der Landaristokratiespitzen, der Industriebarone und Bankfürsten römisch-katholischen, lutherischen und — nicht zuletzt — mosaischen Glaubens.

Durch v. Papen, an den tags zuvor niemand im ganzen Lande gedacht hatte, zerriß Hindenburgs politischer Stab mit einem Male die Fäden, die die Wahl des Reichspräsidenten mit den demokratischen Parteien verband. Dem deutschen Bonapartismus gebrach es in seinem ersten Stadium an abenteuerlicher Würze. Durch seine Karriere während des Krie-

ges und die magische Art seines Machtaufstiegs machte Papen in gewissem Grade diesen Mangel wett. Was seine sonstigen Gaben betrifft — von Sprachkenntnissen und untadeligen Manieren abgesehen —, so laufen die Urteile verschiedener Tendenz darauf hinaus, daß von nun an die Historiker nicht mehr über Michaelis als den farblosesten und nichtssagendsten Kanzler des Deutschen Reiches schreiben könnten.

Wo aber ist der Säbel? In Hindenburgs Händen verblieb nur der Marschallstab, ein Spielzeug für Greise. Papen ist nach der wenig ermutigenden Erfahrung während des Krieges ins Zivilleben zurückgekehrt. Der Säbel fand sich jedoch in Person des Generals Schleicher. Grade ihn muß man gegenwärtig als den Kern der bonapartischen Kombination betrachten. Und nicht durch Zufall: indem sie sich über Parteien und Parlament erhebt, ist die Regierung auf den bureaukratischen Apparat zusammengeschrumpft. Den wirksamsten Teil des Apparates bildet unstreitig die Reichswehr. Kein Wunder, wenn hinter Hindenburgs und Papens Rücken Schleicher hervortrat. Die Zeitungen schrieben viel darüber, der General habe in der Stille seines Stabes die Ereignisse von langer Hand vorbereitet. Mag sein. Weitaus wichtiger aber ist, daß der allgemeine Gang der Ereignisse einen General vorbereitete.

Der Autor steht abseits vom Schauplatz der Ereignisse, dazu in beträchtlicher Entfernung. Das erschwert, den Windungen des Alltags zu folgen. Doch möchte der Autor meinen, daß die ungünstigen geographischen Bedingungen nicht hindern können, sich Rechenschaft abzulegen über die grundlegende Kräfteverteilung, die letzten Endes den allgemeinen Gang der Ereignisse bestimmt.

Die Streikwelle von K. L. Gerstorff

In seiner großen Rede gegen die Papenregierung bemerkte der Führer des Zentrums, Prälat Kaas, es sei ein Zeichen der klugen Staatsführung Brünings gewesen, daß in seine Regierungszeit die wenigsten Streiks gefallen sind; in den paar Monaten dagegen, seit die Papenregierung am Ruder sei, wäre die Anzahl der Streiks stark gestiegen und im Anschluß an die letzte Notverordnung sei eine direkte Streikwelle über ganz Deutschland gegangen, eine Erscheinung, die sehr beunruhige.

Kaas hat recht. In der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung gibt es kaum eine Epoche, wo so wenig gestreikt wurde wie in der Zeit, da die Sozialdemokratie die Brüning-Regierung tolerierte. In keiner Krise des deutschen Kapitalismus haben sich die Arbeits- und Lohnbedingungen so verschlechtert wie in dieser. Und nie ist so wenig gestreikt worden. Der Grund liegt darin, daß die Gewerkschaften, hinter denen noch heute die Majorität der aufgeklärten Arbeiterschaft steht, größere Streikaktionen für unvereinbar mit ihrer Tolerierungspolitik hielten und diese Aktionen daher von vornherein verhinderten. Die führenden Gewerkschaftler erklärten dabei der Arbeiterschaft zunächst, daß diese Krise

eine Krise wie jede andre sei und bald überwunden sein werde; daß in der Krise die ungünstigsten Aussichten für Streiks bestünden, weil so riesenhafte Erwerbslosenreserven vorhanden seien. Später erkannte man zwar, daß diese Krise an Dauer und Tiefe jede vorhergehende übertraf — aber das Argument von der industriellen Reservearmee, die den Streikenden in den Rücken fallen würde, wurde immer wieder angeführt, um die Arbeiter vom Kampf gegen Brünings Lohnabbauverordnungen abzuhalten. Und doch hätte es gar nicht der Erfahrung der letzten Streikkämpfe bedurft, um zu zeigen, daß die so außerordentlich große Arbeitslosigkeit die Streiks durchaus nicht von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt. In Breslau beispielsweise ist die Arbeitslosigkeit größer als im Reichsdurchschnitt; als im vergangenen Herbst die Metallarbeiter gegen den Lohnabbau in den Streik traten, zeigte es sich während der zwölf Wochen, die der Streik dauerte, daß die Erwerbslosen gar nicht daran dachten, ihren Betriebskollegen in den Rücken zu fallen, sodaß die Unternehmer den Schlichter anriefen und gleichzeitig beantragten, den Schiedsspruch für verbindlich zu erklären. Was vor einem Jahr in Breslau sich zeigte, geschah im großen und ganzen auch diesmal, als in vielen Betrieben Deutschlands die Arbeiter gegen die neue Lohnabbauverordnung Papens in den Streik traten.

Man hat in der schwerindustriellen Presse oft darauf hingewiesen, daß die Streiks nicht überschätzt werden dürften, weil es sich ja nur um vereinzelte Auseinandersetzungen handle. Man muß aber auf der andern Seite bedenken, daß die Streiks immer nur dann geführt wurden, wenn durch Neueinstellungen der Lohn herabgesetzt werden sollte. Und es ist ja bekannt, daß bisher entgegen Papens Wirtschaftsoptimismus die Neueinstellungen nur außerordentlich gering waren. Als Papen in München seine bekannte Rede hielt, wurden pikanterweise gleichzeitig Zahlen veröffentlicht, wonach in ganz Bayern noch nicht einmal sechstausend Neueinstellungen vorgenommen worden waren. Entsprechend der außerordentlichen Geringfügigkeit der Neueinstellungen war an den Lohnkämpfen keine überragend große Zahl von Arbeitern beteiligt. Schon jetzt aber haben die Streiks Wirkungen gezeitigt, die weit über die einzelnen Betriebe hinausreichen. Es hat sich in so ziemlich sämtlichen Fällen herausgestellt, daß die Erwerbslosen den Betriebsarbeitern nicht in den Rücken fallen. Die Erwerbslosen, denen ja erst vor kurzer Zeit durch Papens Notverordnung fünfhundert Millionen Unterstützung weggenommen wurden, haben grade in dieser Krise nur zu deutlich erkannt, daß einer der wesentlichen Faktoren, die die Höhe der Erwerbslosenunterstützung bestimmen, der Lohn des beschäftigten Arbeiters ist; daß daher bei einer neuen Senkung der Betriebsarbeiterlöhne bald ein neuer Abbau der Unterstützungssätze zu erwarten ist. Dazu kam weiter, daß in den vielen Betrieben, wo Kurzarbeit geleistet wird, das Wocheneinkommen dieser Kurzarbeiter vielfach nicht höher ist als die Erwerbslosenunterstützung. Berücksichtigt man noch, daß der Arbeiter im Betrieb natürlich für die Substanz-

erhaltung seines Körpers mehr Ausgaben hat als der Erwerbslose, so war für den Erwerbslosen der ökonomische Anreiz zum Streikbruch nicht sehr groß.

Wie ist der materiale Ausgang der Streiks bisher gewesen? Ein absolut exaktes Material besitzen wir bis jetzt nicht. Auch ist die Bewegung noch in keiner Weise abgeschlossen; aber es läßt sich schon aus den bisher geführten Kämpfen klar ersehen, daß ein überraschend großer Teil der Streiks mit einem vollen oder mit einem beträchtlichen Erfolg der Arbeiterschaft ausgegangen ist. In einem Artikel des ‚Vorwärts' heißt es darüber:

Der ADGB versuchte, einen statistischen Überblick über den Umfang und die Ergebnisse dieses Abwehrkampfes sowie über die Auswirkung des neuen Mehreinstellungssystems zu gewinnen. Bisher sind Berichte von sechs Verbänden eingetroffen, die sich auf 167 Betriebe mit rund 33 400 Beschäftigten beziehen. Im ganzen sind hier 6400 Arbeiter (19 Prozent der früheren Belegschaft) mehr eingestellt worden. Etwa für ein Drittel der Beschäftigten wurde die Lohnkürzung von der Belegschaft abgewehrt, für ein Drittel ist eine zehnprozentige Lohnkürzung für die 31. bis 40. Stunde eingetreten, bei einem Drittel schwankt die Lohnkürzung zwischen 20 bis 25 Prozent. Dies ist ein Ergebnis des gewerkschaftlichen Kampfes, das sich sehen läßt!

Nun könnte man einwenden, der ‚Vorwärts' sei daran interessiert, die Ergebnisse der Streiks möglichst günstig darzustellen; aber es ist bezeichnend, daß auch die Presse des Monopolkapitals, die Presse, die im allgemeinen mit der Papenregierung durch dick und dünn geht, den Mißerfolg dieses Punktes seiner Notverordnung offen zuzugeben beginnt. So schreibt die ‚DAZ':

Die Durchführung der Lohnsenkungsverordnung ist auf Schwierigkeiten gestoßen, die uns nicht ganz unerwartet gekommen sind. Bei aller positiven Einstellung zum Wirtschaftsplan und seiner Ideologie haben wir die genannte Verordnung mit einiger Skepsis begrüßt, da wir ihre inneren konstruktiven Schwächen erkannten. Und da die Lohnverordnung kein unbedingt wesentlicher Bestandteil des Wirtschaftsprogramms, da sie mit dessen Schicksal nicht untrennbar verbunden ist, war es möglich und notwendig, rechtzeitig Kritik zu üben und klar festzustellen, daß der Mißerfolg einer einzelnen Verordnung keine psychologische und ökonomische Gefahr für den ganzen Konjunkturbelebungsversuch nach sich zu ziehen braucht.

Welches sind die Gründe, die hier zum Mißerfolg geführt haben? Auf einen weist die ‚DAZ' im gleichen Aufsatz hin: grade der Unternehmer, der durch seinen Auftragsbestand in die günstige Position versetzt ist, neue Arbeiter beschäftigen zu können, wird am wenigsten über Lohnkämpfe erfreut sein.

Der Unternehmer, der in der glücklichen Lage ist, große Aufträge zu erhalten, wird häufig am wenigsten geneigt sein, grade im Augenblick der Mehrbeschäftigung einen Konflikt im Betrieb durchzufechten. Im Genusse seines Glückes und seiner Beschäftigungsprämien wird er kaum damit rechnen können, daß die weniger glücklichen Konkurrenten, die zudem noch höhere Löhne zahlen müssen, sich sonderlich begeistert zu opferreichen Solidaritätsmaßregeln entschließen werden. Diese schwache Position der Lohnsenkungsverordnung haben die Gewerkschaften sofort erkannt und nutzen sie gründlich aus.

Die ‚DAZ' hat in diesem Punkte recht. Grade in den Unternehmungen, die wegen ihrer Aufträge verstärkte Beschäftigungsmöglichkeiten für die Arbeiterschaft bieten, sind gleich-

zeitig die Streikaussichten am günstigsten. Als die Papenregierung trotzdem eine derartige Notverordnung erließ, hat sie zweifellos den Streikwillen, die Streikfähigkeit der deutschen Arbeiterschaft unterschätzt. Die deutsche Arbeiterklasse hat sich, als die Sozialdemokratie Brünings Politik tolerierte, Lohnabbau auf Lohnabbau gefallen lassen, ohne mit größern Aktionen dagegen Front zu machen. Da die Sozialdemokratie heute im scharfen Kampf zur Papenregierung steht, so haben die Gewerkschaften wieder eine gewisse Bewegungsfreiheit zur Führung wirtschaftlicher Kämpfe gewonnen. Mit allem Nachdruck muß aber betont werden, daß die meisten Streiks, die wir heute in ganz Deutschland erleben, von der Gewerkschaftsführung nicht etwa von vornherein organisiert wurden — sie tat das in zahlreichen Fällen erst unter dem Druck, den die überwiegende Majorität der Betriebsarbeiter auf sie ausübte.

Gleichzeitig zeigte sich wiederum, wie falsch die ultralinke Taktik der Kommunisten ist. In der kommunistischen Presse ist vielfach die Rede davon gewesen, daß die Streiks unter Führung der Kommunisten, unter der Führung der RGO stattfanden. Sicher sind in zahlreichen Fällen die kommunistischen Arbeiter im Betrieb die Aktiven beim Streik gewesen. Wenn aber — wie beim hamburger Verkehrsstreik, beim Streik in den Bayerischen Motorenwerken — die Gewerkschaften den Abbruch des Streiks erklärten, so hat die RGO niemals auch nur einen Tag den Ausstand allein weiterführen können. Es wurde also mit aller Deutlichkeit klar, daß die Kommunisten durch die Gründung der RGO ihren Einfluß auf die gewerkschaftlich organisierten Betriebsarbeiter außerordentlich vermindert haben. Der Druck auf die manchmal nur widerwillig den Streik führende Gewerkschaftsbureaukratie wäre sicher weit größer gewesen, wenn die Kommunisten nicht außerhalb der freien Gewerkschaften gestanden sondern in diesen die Opposition organisiert hätten. Was vom hamburger Verkehrsstreik gilt, gilt in gleicher Weise vom berliner. Der Streik begann, da die überwiegende Majorität der BVG-Arbeiter sich für ihn erklärte (wenn auch die statutarisch notwendige qualifizierte Majorität nicht erreicht wurde). Die Gewerkschaften gingen nur halb und halb mit. Die Kommunisten erklärten wieder einmal großspurig, die Führung des Streiks läge bei der RGO. Als der Schiedsspruch für verbindlich erklärt wurde, setzten die Gewerkschaften die Wiederaufnahme der Arbeit durch; und sie konnten sie trotz stärkerer Widerstände durchsetzen, weil grade infolge der Isolierung der Kommunisten durch die RGO an der innergewerkschaftlichen Front nicht die notwendige Stoßkraft entfaltet werden konnte.

Aber auch der berliner Streik zeigt sehr plastisch die wachsende Aktivitätswelle, die wieder durch die deutsche Arbeiterklasse geht. Als die ersten Streiks durchgeführt wurden, hat der Arbeitsminister Schäffer die Notverordnung dahingehend interpretiert, daß die Gewerkschaften ihre Tarifpflicht verletzten, wenn sie die Streiks unterstützten. Die Gewerkschaften haben sie unterstützt, wenn die Majorität der Betriebsarbeiter dahinter stand; und

die Regierung ist zurückgewichen, sie hat die Gewerkschaften nicht schadenersatzpflichtig gemacht — im Gegenteil: sie ist heute schon sehr zufrieden, wenn der überwiegende Teil der Unternehmer von dem Recht zur Lohnkürzung keinen Gebrauch macht sondern sich mit seinen Arbeitern verständigt. Daher kommt infolge der neuen Streikwelle die Arbeiterschaft wieder stärker zu der Erkenntnis, daß vor allem der außerparlamentarische Kampf heute geeignet ist, die wenigen Rechte zu schützen, die die Reaktion ihr noch nicht entrissen hat.

Kunstbetrieb von Willi Wolfradt

Im Septemberheft der ‚Tat' ist ein kunstpolitischer Artikel erschienen, der die zuständigen Kreise gehörig aufgebracht hat. Der als frischfröhliches enfant terrible schon dann und wann nicht unsympathisch aufgefallene Verfasser Ferdinand Eckardt eröffnet da unter dem Feldgeschrei „Schluß mit dem Kunstbetrieb!" eine wilde Zahlenkanonade gegen die Museumswirtschaft und die Kunstbureaukratie in Preußen und im Reich. Um zu demonstrieren, wie überflüssig dieser ganze kostspielige und unproduktive Apparat der Galerien und Institute sei.

Nun, auch wenn sein Vorstoß weniger pünktlich zusammengetroffen wäre mit sonstigen Minierversuchen des Reichswehrregimes, die auf Verabschiedung der gesamten Kunstabteilung im Kultusministerium hinarbeiten (Frankreichs Abrüstung wird halt Geld kosten!), und selbst wenn dies Zusammentreffen den ausgezeichneten Beziehungen der ‚Tat' zur Bendlerstraße nicht so gut entspräche, würden wir nicht alle seine Schlußfolgerungen aus den herangeschleppten Etatziffern uns zu eigen machen wollen. Es bleibt einem allerdings die Spucke weg, wenn man erfährt, daß ein erster Sekretär des Archäologischen Instituts in Rom oder Kairo 34 000 Mark Jahresgehalt bezieht. Und das Mißverhältnis zwischen den vier Millionen, die Preußen für Museumszwecke, und den 200 000 Mark, die es für die Schaffenden aufwendet, oder auch den 900 000 Mark, die das Reich in sein Archäologisches Institut steckt, und den 125 000 Mark, die es den merkwürdigerweise noch lebenden Künstlern hinwirft, ist drastisch genug. Andre Zahlen aber erscheinen absolut ungerecht ausgewertet: Wenn beispielsweise Klage darüber geführt wird, daß zu Ankäufen nur ein Drittel der Summe da ist, die der für sie erforderliche Gelehrtenstab kostet — der ja doch nicht nur der Ankäufe wegen angestellt ist. Eckardts Zitate aus dem Haushalt verfangen nicht immer und können allenfalls Mißbräuche in der Verteilung der an sich beschämend dürftigen Mittel belegen, nicht aber die Forderung radikaler Streichung und Betriebsauflassung irgend begründen.

Dagegen trifft Eckardt einen recht wesentlichen Punkt mit der Behauptung, die Museumspraxis befinde sich im Schlepptau des Kunsthandels. Man hat ihm das natürlich besonders übel genommen und mit Emphase ehrenrührige Bezichtigungen zurückgewiesen, die gar nicht ausgesprochen worden sind. Wer

wird denn die Integrität unsrer Galeriebeamten in Zweifel ziehen! Dies aber stimmt: ihre ganze Begriffswelt ist kunsthändlerisch determiniert. Fragen der Zuschreibung, also der Sicherung von Namen und Marktwert, ein Abschätzen nach den Warenkriterien der „Qualität" und der Rarität beherrschen die Museumsarbeit durchaus. Eckardt hätte höchstens anerkennen dürfen, daß grade in letzter Zeit da und dort mehr an die geistige Nutzbarmachung des angehäuften Kunstbesitzes gedacht zu werden scheint.

Unser öffentlicher Kunstbetrieb ist hohl und faul von oben bis unten. Aber die Museen sind mit allen ihren Defekten im Grundsätzlichen und Wirtschaftlichen gewiß noch die festeste und gesundeste Stelle darin. Wenn heute von irgendeiner Institution her die Beziehungen der Menschen zu den Kunstgütern der Vergangenheit und Gegenwart wirklich gepflegt werden, so von ihnen. Die Abbauparole ist überhaupt nicht diskutabel. Das wäre ein Schritt weiter hinein in die Barbarei und die kulturelle Selbstzerstörung Deutschlands.

Vor allem ist es einfach absurd, die Polemik wider Leerlauf, Mittelvergeudung und Interessenverfilzung im Kunstbetrieb nur grade an die Adresse der Museen zu richten, da doch ringsumher, wohin man nur blickt, die fatalste Geschäftigkeit, das unerfreulichste Kulissenspiel, der ruinöseste Mißbrauch sich breit machen und die paar verbliebenen Möglichkeiten echten und fruchtbaren Kunstlebens völlig zu überwuchern drohen. Noch immer gibt es in Berlin einen recht umfänglichen Betrieb regelmäßiger Ausstellungen, hinter dem aber nichts, gar nichts mehr steht: keinerlei Publikumszuspruch, nicht die bescheidenste Kaufneigung, ja nicht einmal intensivere Bereitschaft der Schaffenden selbst. Noch immer entfalten die Verbände und Kartelle, die Kommissionen und Instanzen im Namen der Kunst eine ausgedehnte Wirksamkeit, die nachgerade etwas Gespenstisches hat. Man hat sich gewiß zu freuen, daß die Sache der Kunst nicht einfach aufgegeben wird und daß sich rührige Organisatoren und wohlmeinende Amtsstellen an jede irgend vorhandene Gelegenheit klammern, etwas zu veranstalten, ein paar Aufträge herauszuschinden, kurzum, aus der nun einmal abgründigen Situation überhaupt noch etwas zu machen. Kein Vernünftiger kann wünschen, daß etwa dieser ganze Apparat stillgelegt werde. Leider jedoch herrscht hier so ziemlich auf der ganzen Linie nur geschaftlhuberische Impotenz und Vordrängerei, eine über die Maßen unerquickliche Buhlerei um Beziehungen und Ausnutzung von Instanzenkenntnissen, übelste Patronisiererei und Schmarotzerei. Hier wuchert nun wirklich der schiere Betrieb unter dem gewaltig geschwungenen Banner der ewigrevolutionären und tief in unserm Volkstum verwurzelten, der völkerverknüpfenden und sorgenverscheuchenden und überhaupt mit jeder grade fälligen Phrase ohne weiteres zu verbindenden Kunst, und zu ihrem völligen Verderb.

Will man dem Kunstbetrieb zu Leibe, so wird man vor allem einmal hier anzusetzen haben. Es ist ein zu großes Kapitel, als daß zunächst mehr denn Stichworte gebracht werden könnten. Aber wie steht es zum Beispiel mit dem Vierhun-

derttausend-Mark-Brunnen, dessen Auftrag Herr Lederer noch aus der für ihn so einträglichen Böẞwirtschaft retten konnte und an dem die Stadt Berlin noch jährlich Fünfzigtausend abzustottern hat? Und ein andres Kapitel städtischer Kunstpflege: die ergötzlichen Ankäufe ihrer nach Parteien zusammengesetzten Kommission, die pünktlich in den großen Ausstellungen erscheint, jeder der Herren mit einem Zettel bewaffnet, darauf die zu unterstützenden Parteibrüder verzeichnet sind. So entsteht allmählich die zukünftige berliner Stadtgalerie, die schon jetzt bei gelegentlichem Einblick ein furchtbarer Angriff auf das Zwerchfell jedes halbwegs Kunstbewanderten ist. Eng verknüpft mit diesem Unwesen ist auch der Betriebspfeiler Baluschek, der als Führer des allumfassenden Kartells der Künstlerverbände Jahr für Jahr das reizende Bellevue-Schloß zu unsagbar dürftigen Schaustellungen mißbraucht und bei allen möglichen Messeveranstaltungen und sonstwo die herrlichsten Lokalitäten eingeräumt bekommt, um sie mit einem unbeschreiblichen Zeug anzufüllen. Daneben hat der kürzlich verstorbene Exstaatssekretär Schulz in seiner Deutschen Kunstgemeinschaft am meisten zur Verwahrlosung des berliner Ausstellungslebens beigetragen, von sonstigen wenig sympathischen Praktiken in diesem subventionierten Betriebe ganz zu schweigen. Und auch ein so verdienter Organisator wie Sandkuhl stopft neuerdings das ihm anvertraute Haus neben dem Reichstagsgebäude ganz haarsträubend wahllos mit allem Beliebigen voll, wie es ihm just unter die Finger gerät, so daß der einst sehr gültige Begriff der „Juryfreien" nun vollkommen schal geworden ist. Soll ich noch von dem Kuhhandel der Akademieprofessoren reden bei der ausstellerischen Lanzierung ihrer Schüler und Schützlinge? Von Beispielen, wie man in dem ziemlich geschlossenen Kreise unsrer Scheinprominenzen besonders geschickt herumhorcht, schweifwedelt und Aufträge schnappt? Oder von der Wirksamkeit, besser Unwirksamkeit unsres Herrn Reichsoberdekorateurs Redslob, der sicherlich in der Stille ahnen mag, was ihm eigentlich aufgegeben ist, der aber mit Menükarten für Amanullah und dergleichen zu viel zu tun hat, als daß er etwas für die Durchdringung der Öffentlichkeit mit künstlerischem Bewußtsein und für die Erziehung zum Respekt vor dem gestaltenden Schaffen leisten könnte? Vom Verein Berliner Künstler, der mit dem ihm zugefallenen Millionenkapital so gar nichts zu beginnen weiß? Kurzum: hier gehört, pallenbergisch gesprochen, ein Augias her!

Herr Eckardt, um auf ihn zurückzukommen, wird seine Eignung für das große Ausmisten erst noch nachzuweisen haben. Der Museumskrieg, den er vom Zaun gebrochen hat, gewinnt dadurch nicht an Zielsicherheit, daß er sich auf das Schicksal der Zehntausende beruft, die um der Schätzestapelung willen vernachlässigt werden und die man untergehen läßt, obwohl sie doch die lebendige Substanz bilden, die breite Fundamentalschicht, aus der sich in nicht vorherzusehender Weise die Gipfelleistungen erheben werden. Aber die massenhafte Existenz von Hantierern mit Farbe und Meißel ist schließlich mehr ein soziales Problem. Ihnen zu helfen, obliegt nicht

eigentlich den Museen. Vielmehr ist es grade der Betrieb von dem Eckardt nicht spricht, der sie ausbrütet, um sie dann verkommen zu lassen. Er speist die berechtigten sozialen Ansprüche ab, indem er die unberechtigten künstlerischen nährt. Ihn vor allem trifft die Schuld am Eingehen all des Wertvollen und Zeugungsfähigen, dem die nur zum Teil noch ernsthafte und widerstandsfähige Kunstkritik und der zwar im ganzen und großen anständig bemühte, aber entkräftete Kunsthandel nicht den rettenden Rückhalt zu bieten vermögen.

Der Fall Schreker von Arnold Walter

Ich denke es mir nicht leicht, Opernkomponist zu sein in deutschen Landen. Sehe man sich Franz Schreker an! Da hat nun einer das seltene Glück gehabt, ein paar Jahre lang in Mode zu sein — das heißt doch nur: bei lebendigem Leib noch aufgeführt zu werden — es gab mal so etwas wie eine Schrekerwelle; und jetzt? Jetzt ist man drauf und dran, sich grimmig an ihm zu rächen, dafür zu rächen, daß er einmal in Mode war. Ist man drauf aus, ihn im feierlichen Namen der neuen Zeit totzuschlagen, wie man ihn vor zwanzig Jahren im heiligen Namen der alten Meister massakrierte. Dabei: wie brav und folgsam ist der Mann gewesen, scheinbar wenigstens! Da hat er nun seit Jahr und Tag seine Sensibilität und Perversität, Erotik und Neurotik vorgeworfen bekommen; da wurde seine unbedenkliche Opernmache, seine puccinisierende Melodik, seine irisierende und irritierende Klangphantastik streng gerügt; da wurde ihm mitgeteilt, sein hypertrophischer Subjektivismus könne keineswegs länger mitangesehen noch angehört werden... ' Schön: er objektivierte sich, warf die Erotik über Bord und die Perversität dazu, begab sich auf die Ebene des vielgeliebten epischen Theaters (ist es seine Schuld, daß es zu Zeiten eine schiefe Ebene ist?), schaltete sein musikalisches Denken vom Klangvisionären aufs formal Konstruktive um, wobei sich der Übergang von orgiastischer Harmonik zu herber Polyphonie von selbst verstand, und schrieb den „Schmied von Gent". Bei dem man ihm nun prompt all das übel nimmt, was man von ihm ausdrücklich verlangt hatte, oder dem tieferen Sinn der Ablehnung nach, soweit solcher überhaupt vorhanden war. Freilich war er unvorsichtig genug, durch Einfügung einiger alter Melodien den Willen zur „Volksoper" zu dokumentieren; und hatte den unglückseligen Einfall, das Wörtchen „Zauberoper" über die Partitur zu setzen (nichts als ein Name, Schall und Rauch bekanntlich) — woraus sich für Berlin 1932 selbstverständlich sofort die Notwendigkeit ergab, nicht etwa das Wesen des Werks sondern das Wesen seiner Beziehung zur Volks- beziehungsweise Zauberoper unter besonderer Berücksichtigung des Wesens der Volks- und Zauberoper in unsrer Zeit zu diskutieren. Wobei nun wieder Schreker, auch das ist nicht weiter verwunderlich, in jeder Hinsicht schlecht abschnitt.

Zum Werk selbst: Ein flandrisches Märchen des Ulenspiegeldichters liefert den Stoff — es ist die Geschichte von

Smee, dem Schmied, der sich für sieben Jahre Lebensfülle der Hölle verschreibt, nach alter Märchenweise die Teufel prellt und nach einigem Hin und Her mit Petrus und dem heiligen Josef ins Himmelreich einzieht. Vor der Himmelstür hat dieser flamische Kraftkerl allerdings die unglaubliche Frechheit, mit zweien lüderlichen Kumpanen ein lustiges Saufliedlein zu singen; hat des ferneren die Stirn (da man ihn nicht einlassen will) verborgen unter dem Rock seiner Frau der ewigen Seligkeit teilhaftig werden zu wollen — was ernsthafte und gelahrte Männer, im ‚Lokalanzeiger' und in der ‚Deutschen Zeitung' kann man es nachlesen, veranlaßte, der Überzeugung nachdrücklichsten Ausdruck zu geben, so was wäre grobe Ungehörigkeit, Anstößigkeit, ja Blasphemie . . . Dieser undramatische und auch gar nicht dramatisierte Stoff zieht in neun Bildern vorbei; es ist ein geruhsam langsames Wandern aus Breughelscher Hölle über Timmermansche Erde in einen flamisch-herrlichen Himmel, eine reizvolle Wanderung mit vielen musikalischen Stationen. Auf die nun kam es Schreker an, hat es uns anzukommen. Ich glaube, man kann es auf sich beruhen lassen, wenn einige besonders Gewitzte hinter Smees sehr gelegentlichem glaubens- und heimatstolzem Pathos Politik und Reaktion, andre nicht minder Kluge in den wackeren Schmieden idealisierte Arbeiterchöre, schauerliche Marxisten also, entdecken zu müssen glaubten.

Zur Musik nun: die hat wirklich keine melodische Kraft, hat wirklich keine dramatische Gewalt: bei aller klugen Kontrastierung bleibt der Eindruck unverbindlicher Szenenreihung; bei aller Einfachheit vieler melodischer Gebilde (man erinnere sich der Chöre des ersten, des zweiten Aktes, des verruchten Terzetts vor der heiligen Himmelstür) bleibt immer der Eindruck formaler Verschränktheit und artistischer Ferne. Grade dies war früher Schrekers Stärke: wirksames Theater zu machen, die Oper von der Stimme, der Melodie her aufzubauen. Hat man hier nun ohne weiteres das Recht, von Impotenz zu reden? Vielleicht wollte und schuf er etwas ganz bestimmtes Andres, das es erst klar zu erkennen gilt, ehe man darüber urteilt, was es uns zu sagen habe und wie es in diese sonderbare Zeit passe, die mir die Einfältigen nicht vielfältig genug zu sehen scheinen?

Freilich wollte er. Er denkt gar nicht daran, die Personen musikdramatisch zu charakterisieren, es war gar nicht seine Absicht, in Themen und thematischen Variationen zu musizieren, er denkt wirklich episch, denkt in Szenen und Szenenkontrasten. Es handelt sich hier gar nicht um dramatische und Klangvisionen — es handelt sich um kleine unwiederholte szenische Einheiten, die sich (nur in formaler Kontrastwirkung aufeinander bezogen) in musikalische Bilder umsetzen: um ein musikalisches Bilderbuch zu einem flandrischen Märchen sozusagen. Das Neue und für Schreker allerdings Erstaunliche ist die Geburt dieser musikalischen Bilder aus instrumentalem Geist. Daher ihre relative Wirkungslosigkeit auf dem Theater (auf dem immer nur primär Vokales wirken wird). Keine Meisterqualitäten in Stil und Technik, Satz und Kontrapunkt, Form und Instrumentation können das wettmachen.

Mit „Volksoper“ hat das alles freilich nichts zu tun, und ob das Ding sich Zauberoper oder anders nennt, scheint mir nicht grade wesentlich. Weiß denn heutzutage überhaupt jemand, wie eine Volksoper auszusehen hätte, da es doch nachweisbar keine Volksmusik mehr gibt, historisierende Romantik aber leidenschaftlicher Ablehnung verfällt? Wenns einer wüßte: sie wäre sch[illegible] geschrieben...

Bleibt übrig, den [illegible] Schreker zu Ende zu denken. Wir halten es für ein Gebot primitivster Anständigkeit in künstlerischen Dingen, einem Meister wie Schreker jenen gutgläubigen Kredit einzuräumen, jenes Wohlwollen entgegenzubringen, das zu beanspruchen jeder wirkliche Meister ein unzweifelhaftes Recht hat. Wir denken nicht daran, im Ernst zu behaupten, er hätte etwa aus Konjunkturrücksichten sein ursprüngliches Schaffensprinzip (Geburt des musikalischen Dramas aus primärer Klangvision) geändert. Nimmt man aber auch an, er wäre im Laufe natürlicher Entwicklung dahin gelangt, jene Linie zu verlassen, die er vom „Fernen Klang“ bis zum „Singenden Teufel“ innegehalten, die gleichsam sein musikalisches Selbst symbolisiert hatte, so ist freilich eine gewisse Tragik nicht zu verkennen. Denn wenn Schreker, einer der wenigen von der Stimme zur Oper kommenden Musiker, jetzt zum instrumentalen Prinzip übergeht, tut er es in einer Zeit, in der die Uhr des Instrumentalen abgelaufen, seine Entwicklung abgeschlossen erscheint, in der alle neuen Kräfte zum Vokalen zurückdrängen. Schrekers „Schmied von Gent“ ist eine der Spiegelungen der Idee der Oper im Instrumentalen, wie es deren mehrere gibt. Späteren Zeiten freilich wird es nicht recht erfindlich sein, warum man sich bei der einen vor Begeisterung nicht zu lassen wußte, bei der andern aber (da sie doch alle mit letztem artistischem Raffinement gemacht sind) sich nicht enthalten konnte, mit gerunzelter Stirn Fehlen von ursprünglicher Kraft, die in diesen Bezirken des Künstlerischen niemand mehr haben kann, feierlich festzustellen und zum Angelpunkt strikter Ablehnung zu machen.

Worauf man in Europa stolz ist

von Kaspar Hauser

Dieser Erdteil ist stolz auf sich, und er kann auch stolz auf sich sein. Man ist stolz in Europa:
Deutscher zu sein.

*

Franzose zu sein.

*

Engländer zu sein.

*

Kein Deutscher zu sein.

*

Kein Franzose zu sein.

*

Kein Engländer zu sein.

*

An der Spitze der 3. Kompagnie zu stehn.

*

Eine deutsche Mutter zu sein. Am deutschen Rhein zu stehn. Und überhaupt.

*

Ein Autogramm von Otto Gebühr zu besitzen.

*

Eine Fahne zu haben. Ein Kriegsschiff zu sein. („Das stolze Kriegsschiff ...")

*

Im Kriege Proviantamtsverwalterstellvertreter gewesen zu sein.

*

Bürgermeister von Eistadt a. d. Dotter zu sein.

*

In der französischen Akademie zu sitzen. (Schwer vorstellbar.) In der preußischen Akademie für Dichtkunst zu sitzen. (Unvorstellbar.)

*

Als deutscher Sozialdemokrat Schlimmeres verhütet zu haben.

*

Aus Bern zu stammen. Aus Basel zu stammen. Aus Zürich zu stammen. (Und so für alle Kantone der Schweiz.)

*

Gegen Big Tilden verloren zu haben.

*

Deutscher zu sein. Das hatten wir schon. Ein jüdischer Mann sagte einmal:

„Ich bin stolz darauf, Jude zu sein. Wenn ich nicht stolz bin, bin ich auch Jude — da bin ich schon lieber gleich stolz!"

Hotelsolo für eine Männerstimme von Erich Kästner

Das ist mein Zimmer und ist doch nicht meines.
Zwei Betten stehen Hand in Hand darin.
Zwei Betten sind es. Doch ich brauch nur eines.
Weil ich schon wieder mal alleine bin.

Der Koffer gähnt. Auch mir ist müd zumute.
Du fuhrst zu einem ziemlich andren Mann.
Ich kenn ihn gut. Ich wünsch dir alles Gute.
Und wünsche fast, du kämest niemals an.

Ich hätte dich nicht gehen lassen sollen!
(Nicht meinetwegen. Ich bin gern allein.)
Und doch: Wenn Frauen Fehler machen wollen,
dann soll man ihnen nicht im Wege sein.

Die Welt ist groß. Du wirst dich drin verlaufen.
Wenn du dich nur nicht allzu weit verirrst ...
Ich aber werd mich heute nacht besaufen
und bißchen beten, daß du glücklich wirst.

Gastfeindschaft von Elisabeth Hauptmann

Unter dem Titel „Dreißig neue Erzähler des neuen Deutschland" bringt Wieland Herzfelde im Malik-Verlag einen Novellenband heraus. Die nachfolgende Geschichte gibt ein gutes Beispiel für den harten Klang revolutionären Erzählens im Gegensatz zur bürgerlichen Arme-Leute-Kunst.

An einem Weihnachtsabend nahm die Familie Streicher, wohlhabende Leute, einen fremden arbeits- und mittellosen Mann für einen Abend bei sich auf, kleidete ihn, speiste ihn und gab ihm ein Nachtquartier. Sie tat es aus Mitgefühl und erntete keinen Dank.

Er kam direkt aus der Kneipe. Der ältere Herr Streicher war noch kurz vor der Bescherung in die Kneipe gegangen, um ein paar Flaschen Kognak zu holen. Dort hatte er einen Mann in einem hellbraunen Sommerpaletot angetroffen, der, ein halbleeres kleines Helles vor sich, über dem Blech des Schanktisches lehnte und schimpfte, weil der Wirt am Heiligen Abend sein Lokal bereits um acht Uhr schließen wollte, und er infolge dessen, anstatt erst ab einhalbzwei Uhr nachts, bereits ab acht Uhr abends seine Wanderung durch die kalten Straßen beginnen sollte. Herr Streicher, die Arme voll Flaschen, hatte zwei Sekunden überlegt und ihn dann kurzerhand eingeladen, mit ihm zu kommen. Der Mann war auch mitgekommen, mürrisch und schweigsam.

Zu Hause bat Streicher den Mann, einige Augenblicke im Flur zu warten, und ging hinein, um seiner Frau von dem Gast Mitteilung zu machen. Frau Streicher wunderte sich, dann sagte sie, der Mann solle sich in die Küche setzen. Streicher aber erklärte ihr, das käme nicht in Frage. Der Mann sehe zwar abgerissen und mitgenommen, aber durchaus intelligent aus, man müsse ihn entweder gar nicht aufnehmen oder als Gast, schließlich sei es Weihnachten. Und überhaupt sei es für die Kinder mal ganz gesund, sie sollten nur ruhig lernen, daß nicht alle Leute in warmen Zimmern säßen, daß man nie wissen könne, wie es einem selber mal gehen würde, und was dergleichen Gemeinplätze mehr sind.

In diesem Augenblick kam das Mädchen ins Zimmer, und durch die halbgeöffnete Tür sah Frau Streicher den Gast stehen: er sah wirklich entsetzlich abgerissen aus.

„Er muß sich aber einen anderen Anzug anziehen", sagte Frau Streicher erschrocken.

„Ist das nicht etwas peinlich für ihn?" fragte Herr Streicher.

„Da kann ich ihm nicht helfen", sagte Frau Streicher.

Vor dem Kleiderschrank fand dann folgendes Gespräch statt. Streicher sagte:

„Dann gib ihm den grauen."

„Das ist doch ein Sommeranzug. Du mußt ihm schon den blauen geben."

„Was er jetzt anhat, das ist auch ein Sommeranzug. Den blauen trag ich doch selber."

„Da kann ich dir nicht helfen", sagte Frau Streicher.

Als Herr Streicher wieder auf den Flur trat, hatte er den blauen Anzug über dem Arm, er half dem Mann aus seinem Paletot und hängte ihn selber an die Flurgarderobe. Willig folgte ihm der Mann in das Badezimmer, und mit einem Anflug von Humor sagte er dort, als die Tür hinter ihnen zu war: „Geben Sie ihn schon her." Es schien ihm gar nicht peinlich zu sein.

Dann saß er in dem blauen Anzug noch eine Zeitlang in dem kleinen Wohnzimmer. Ab und zu sah Herr Streicher nach ihm, einmal kam ein Backfisch herein, wunderte sich und ging wieder hinaus.

Als dann mit einstündiger Verspätung die Bescherung stattfand, kamen aus dem ersten Stock Herr Streicher junior und seine junge

Frau herab, außerdem waren die beiden jüngsten Streicher, ein Gymnasiast und der Backfisch, sowie die beiden Mädchen im Salon versammelt. Alles wickelte sich „wie am Schnürchen" ab. Auch für den Fremden hatte man einige Geschenke hergerichtet: einen Teller mit Backwerk, einen Schal, eine Pfeife, keinen Tabak. Er stand etwas unbeholfen, aber durchaus nicht geniert neben dem Gymnasiasten und betrachtete mit einem unbestimmbaren Ausdruck im Gesicht dessen Hauptgeschenk, einen Punchingball. Dann bekam er einen Sessel hingeschoben, den er im Verlauf der Feier immer mehr hinter den Lichterbaum bugsierte. Dort saß er, hörte den Grammophonplatten zu und betrachtete den Baum, bis das Essen aufgetragen wurde. Ab und zu schielte jemand nach ihm hin, und der ältere Streicher dachte einmal bei sich, während er eine neue Krawatte in Empfang nahm: „Was denkt er wohl jetzt?"

Der Mann hinter dem Lichterbaum dachte:

„Wenn ich gleich auf der Treppe, wie ich wollte, dem Alten ein paar Kröten abgenommen hätte für ein billiges Nachtquartier und umgekehrt wäre, dann wäre alles in Ordnung geblieben. Auch in der Küche hätte er mich unterbringen können, dann wäre auch alles richtig!"

Dann kam das Essen, und man setzte sich nebenan um den Tisch, und die Familie begutachtete einen Entenbraten. Sie waren alle schon mit Backwerk voll. Nur der Mann aß gewissenhaft, ruhig, ohne aufzusehen, unaufhaltsam. (Er aß nicht nur für diesen Abend sondern auch für den nächsten Abend mit.)

Eine kleine Schwierigkeit wurde durch Takt behoben: es gab roten und weißen Wein, und der jüngere Streicher fragte jedesmal vor dem Einschenken auch die Kinder, was sie wollten, rot oder weiß. Als er zu dem fremden Mann kam, stutzte er einen Moment, die beiden Flaschen in den Händen. Der Mann sah ihn essend diesen Moment lang von unten herauf an. Dann unterdrückte der Jüngere die Frage: rot oder weiß? und goß ihm, ohne zu fragen, weißen Wein ein.

„Hat nicht gefragt. Der ist noch der Vernünftigste", sagte sich der Mann.

Beim Nachtisch kam ein längeres Gespräch in Fluß. Der Mann erfuhr dadurch, daß die Streichers eine Lederriemenfabrik besaßen. Sie sprachen über einen Auftrag für die Mandschurei und von den Transportmöglichkeiten von der Küste aus ins Land hinein. Es fiel das Wort Dairen und jemand sprach das Wort Lastauto aus.

„Da wird die Speditionsfirma sich schwer tun", sagte der Mann kauend.

„Wieso? Waren Sie denn in Dairen?" fragte der jüngere Streicher erstaunt, aber nicht aufmunternd.

„Lastautos in Dairen kann man nur bekommen, wenn der Spediteur sie mindestens zwei Monate vorher angefordert hat", sagte der Mann.

Der jüngere Streicher sagte lediglich: „So", und verhinderte eine weitere Frage des alten Streicher, die Kenntnis seines Gastes über Dairen betreffend, dadurch, daß er anfing, lebhaft von etwas anderem zu sprechen.

Nur noch einmal griff der Mann im weiteren Verlauf des Abends in ein Gespräch der Familie ein. Man war darauf zu sprechen gekommen, wer der größte lebende Deutsche sei. Die alte Frau Streicher war für Eckener, die Schwiegertochter votierte für Hindenburg. Der alte Streicher war im Zweifel, und der jüngere betonte die Überlegenheit des „Zepp" über alle andern Systeme, besonders über den neuen englischen Riesentyp, der viel schwächer sei, wenn ihn auch die deutschen Zeitungen vielleicht unterschätzten.

„Eine Polarfahrt würde ich mit dem Engländer jedenfalls nicht riskieren", sagte der jüngere Streicher.

„Das war ein kluger Schachzug von Eckener, die Polarfahrt", sagte der ältere Herr Streicher.

„Die Mannschaft hat sich geweigert", sagte in diesem Augenblick leise der Gast.

Der junge Streicher sah erstaunt nach ihm hin:

„Was meinen Sie damit?"

„Nichts Besonderes," sagte der Mann, „nur, daß sie sich geweigert haben."

„Aber die Leute sind doch alle mit übers große Wasser", sagte der alte Streicher betroffen.

Der Mann lächelte. „Ja, aber dieses Mal haben sie sich geweigert." Er schien direkt aufgetaut zu sein.

Die Familie wußte gar nicht, was er meinte, und mehr, als daß „sie sich geweigert haben", war aus ihm nicht herauszubekommen. Die Schwiegertochter meinte schließlich, sie könne es fast begreifen, daß die Leute Besorgnis hätten, so ins Ungewisse hineinzufliegen.

„Ausgeschlossen", entrüstete sich der ältere Streicher. „Wer zweimal über den Ozean fliegt, hat keine Besorgnis."

„So?" sagte der Mann. „Aber an den Pol fliegen, das haben sie sich geweigert." Man mußte das Gespräch abbrechen. Das Essen war auch zu Ende. Der ältere Streicher gab dem Gast eine Zigarre, man ging in ein andres Zimmer. Dort stand eine Bowle auf dem Tisch, sonst wußte man nicht recht, was man jetzt anfangen sollte.

Das Gastrecht war in dieser Zeit in ziemliche Verwirrung geraten. Mit dem Aufkommen der großen Hotels war die Gastfreundschaft um ihre Hauptreize gekommen. In den meisten Wohnungen fehlten schon seit Beginn dieses Jahrhunderts die Gastzimmer vollständig. Heute noch wie in grauer Vorzeit freut sich die Eskimofamilie, wenn ein Gast zu ihrer Schneehütte kommt. Der Hausherr bewillkommt ihn stürmisch, die Schneeschuhe werden an das Feuer gestellt, das Renntierfleisch dampft in der Pfanne, und der Gast erzählt von andern Gegenden und von andern Familien. So ist das in unsern Zonen nicht. Der Gast ist hier vorwiegend lästig.

Als die Zeit vorrückte, stand der ältere Streicher auf, um noch einmal nach der Fabrik zu sehen. Er forderte den Gast auf, mitzukommen, gedachte, ihm damit einen Gefallen zu tun. Sie gingen schweigend über den Hof. Der Mann hatte seinen braunen Paletot wieder angezogen. Ich könnte ihm die Portierstelle antragen, fiel es dem alten Mann ein. Er ist nicht dumm. Er zeigte ihm die Portierloge und erwähnte beiläufig, daß der Portier gekündigt sei. Der Portier stand übrigens dabei. Er hatte die Mütze abgenommen, sein Gesicht sah ebenso unbestimmbar aus wie das des Fremden, als er den Punchingball betrachtet hatte.

„Ein Ofen ist auch drinnen", sagte der Fabrikant. „Das weitere wollen wir Dienstag besprechen, nach den Feiertagen."

Der Mann warf einen Blick hinein, sagte aber nichts. Er sagte auch nichts, als sie über den Hof zurückgingen. Darauf fing auch der alte Streicher nicht mehr davon an.

Der junge Herr Streicher mühte sich grade an dem Radioapparat ab, den er dem alten Streicher geschenkt hatte. Der Alte stellte sich neben ihn und sah zu, auch der Fremde sah zu. „Der kann nicht einmal die Batterie richtig anschließen", sagte sich der Fremde. Er war Monteur und hieß Joseph Merg. Er hatte den Paletot wieder im Flur abgelegt und sah jetzt wieder ziemlich mißmutig aus. Er hatte gegessen und getrunken, der Abend war in Wärme dahingegangen, es war jetzt einhalbzwölf Uhr, und er beschäftigte sich in seinen Gedanken wieder mit der kommenden Nacht.

Man schien auch in der Familie den Abend für beendet zu halten und besprach sich nur noch wegen einer eventuellen zweiten Bowle. Da man aber die Mädchen nicht stören wollte, die unten in der Küche feierten, ließ man den Gedanken fallen. Die jungen Streichers

verabschiedeten sich und gingen in den ersten Stock hinauf. Bevor sie gingen, tat die Schwiegertochter in ihrer Müdigkeit noch eine unvorsichtige Frage. „Wo gehen Sie hin?" fragte sie den Fremden.

Eine kleine Stille entstand. Die Frage war unvorsichtig gewesen, aber der Gast hätte immerhin „nach Hause" sagen können, nach Hause, wo immer dieses zu Hause liegen mochte. Aber der Mann sagte nicht nach Hause. Er sah die Leute an, die ihn eingeladen hatten, er bemerkte, daß sie diese ganz bestimmte Antwort von ihm erwarteten, er sah den alten Streicher an und wurde plötzlich böse und sagte die Wahrheit: „Ich habe noch keine Unterkunft."

„Sie bleiben hier", sagte die alte Frau schnell.

Man überließ ihm eine Mädchenkammer im Dachgeschoß. Der alte Streicher brachte ihn selbst dorthin, legte ihm einige Zigarren auf den Nachttisch, kam dann sogar noch einmal und hängte den Paletot an den Kleiderrechen und legte die Geschenke neben die Zigarren auf den Nachttisch. Der Mann saß auf dem Bettrand und nickte ihm zu, als der alte Mann ihm „Gute Nacht" wünschend hinausging. Er blieb noch eine Zeitlang sitzen, in dem blauen Anzug, die Ellbogen auf die Knie gestützt. Ab und zu gähnte er. (Hunger macht müde und Essen macht faul.) Nach zwanzig Minuten war alles ruhig im Hause, und der Mann erhob sich. Er zog seinen Paletot an, steckte die Geschenke ein und trat hinaus. Eine Weile stand er unschlüssig im Treppenhaus. Wer würde ihm aufsperren? Er ging langsam im Dunkeln die Treppe hinunter. Da sah er, zunächst verwundert, daß unten Licht war; aus dem Bescherungszimmer kam, mit dem Schlüsselbund in der Hand, schon ohne Kragen, der junge Streicher. Er sah den Gast im Mantel auf der Treppe stehen. Er machte Licht im Flur und ging voraus.

„Der weiß Bescheid", sagte sich der Gast und dachte an die Sache mit dem Wein am Abend. Ohne ein Wort zu verlieren, gingen beide Männer zum Eingang, fast feindlich der Gastgeber, der dem Gast die Haustür aufsperrte, und fast freundlich der Gast, der aufatmend hinaustrat in die kalte Nacht.

Agrarier und Überagrarier von Bernhard Citron

Keine parlamentarische Regierung hat der Öffentlichkeit je so tiefe Einblicke in das Geheimnis der Ressortberatungen und Kabinettsintrigen gewährt wie das der grundsätzlich neuen, autoritären Staatsführung. Allgemein bekannt ist, daß der Ernährungsminister v. Braun in seinem Kampf für eine „nationale Wirtschaft" von dem Wehrminister gestützt wird, während Wirtschaftsminister Warmbold und Außenminister v. Neurath die Aufrechterhaltung wirtschaftlicher und politischer Beziehungen mit dem Ausland verteidigen. Der Kanzler steht nicht über diesen beiden Gruppen sondern zwischen ihnen, einmal sucht er bei den Autarkisten und ein andres Mal bei den „Internationalisten" Anschluß. So konnte es zu einer öffentlichen Replik des Wirtschaftsministers auf die bekannte münchner Rede des Ernährungsministers kommen. So ließ Freiherr v. Braun durch das amtliche Nachrichtenbureau verlauten, die autonomen Kontingente seien bereits beschlossen, während er am folgenden Tage desavouiert wurde. Schließlich äußerte sich Papen einigen deutschnationalen Abgeordneten gegenüber, die Kontingentierung werde nun doch verabschiedet — wiederum verging kaum ein Tag bis zur Vertagung der ganzen Angelegenheit.

Diese Behandlung der schwerstwiegenden wirtschaftspoli-

tischen Fragen ist nichts andres als ein durchsichtiges Wahlmanöver. Industrie und Handel beruhigt man damit, daß eine Vertagung der Kontingente so gut wie ein Verzicht sei, und den Agrariern versichert man mit einem Augenzwinkern: Laßt erst das Stimmvieh antreten, dann bekommt ihr doch alles, was ihr haben wollt; inzwischen geben wir euch als Vorschuß die Magazinierung des Getreides.

Die Entscheidung lautete nicht: Magazinierung statt Kontingentierung — sondern Magazinierung vor Kontingentierung. Die ursprüngliche Forderung des Reichslandbundes, durch die Getreidehandelsgesellschaft Getreide aufzukaufen und es vorläufig für Rechnung und Gefahr des Reiches einzulagern, war vom Ernährungsminister aufgenommen worden. Gegen diesen Plan leistete nur der Finanzminister Schwerin-Krosigk heftigen Widerstand. Man begegnete seiner Warnung, den Etat erneut zu belasten, mit dem Hinweis, daß nur so die früher gewährten Subventionen gerettet werden könnten — was dem Standpunkt eines Hazard-Spielers entspricht, der seine ersten Spielverluste durch immer höhere Einsätze zurückzugewinnen sucht. In der amtlichen Begründung der Getreidestützungs-Aktion heißt es:

Für die Landwirtschaft tragbare Getreidepreise sind nicht nur im Hinblick auf die gesamte wirtschaftliche Bedeutung und die Notwendigkeit der Erhaltung des Getreidebaues erforderlich, sondern auch um einen Zusammenbruch der Osthilfeaktion, die Gefährdung der bisher für den Osten aufgewendeten Mittel und die dadurch bedingten unübersehbaren Folgen für alle Wirtschaftszweige des ganzen Reiches zu verhindern.

Mit dieser Begründung, man müsse dem schlechten Geld gutes nachwerfen, hat sich wohl auch Schwerin-Krosigk zufrieden gegeben. Der Wirtschaftsminister ist an der Getreidestützung uninteressiert, und ebenso der Außenminister, denn das Ausland wird sehr erfreut darüber sein, wenn Deutschland auf Staatskosten Getreide aus dem Verkehr zieht. Auch die sogenannte Wirtschaft, die in Handelskammer-Protesten und Industrie-Resolutionen, in Geschäftsberichten großer Konzerne und in Eingaben zahlloser Verbände gegen die Kontingentierung Sturm lief, schweigt zu der Magazinierung. Mag die ganze Ernte verbrennen, wenn nur nicht der deutsche Export gefährdet wird!

Der handelspolitische Waffenstillstand ist eine Kapitulation vor Dänemark und Holland. Dänemark hat man ein Kontingent von 32,3, Holland von 21,1 Prozent zugebilligt. Dagegen erhalten Lettland nur 10,4, Polen 6,6 und Litauen 3,8 Prozent. Finnland, auf das gleichfalls nur 3,8 Prozent entfallen, wird durch ein Sonderabkommen mit Dänemark entschädigt. Die Beruhigung der Dänen und Holländer ist mit einer Zurücksetzung der östlichen Randstaaten erkauft worden. Aber damit ist der schlimmste Fehler der deutschen Handelspolitik gegenüber Holland und Skandinavien nicht wettgemacht worden. Die in Ottawa begonnene neue Handelspolitik des britischen Imperiums hat jene Länder geschädigt und dem Deutschen Reich Gelegenheit geboten, die Erbschaft Englands in Skandinavien anzutreten. Deutschland hat nicht nur diese Gelegenheit verpaßt sondern sich sogar in einen Kriegszustand manö-

vriert, der es England ermöglichte, die alten Positionen zu halten und darüber hinaus den deutschen Einfluß zurückzudrängen.

Ziel des Wirtschaftsministers und seiner Freunde war es während der vergangenen Tage und Wochen, die Agrarier möglichst von den Kontingenten abzulenken. Warmbold hat eine agrarische Fronde gegen den Freiherrn v. Braun zusammengebracht, an deren Spitze der präsumptive Ernährungsminister Knebel-Döberitz steht. Diese Gruppe tritt für die Ersetzung der Kontingente durch ein Getreidehandelsmonopol ein. Wenn politische Gradunterschiede hier noch angebracht erscheinen, so sind die Warmbold-Agrarier noch reaktionärer als die Leute des Freiherrn v. Braun. Er will die ganze Landwirtschaft von der übrigen Bevölkerung ernähren lassen, sein Nachfolger aber wünscht, daß ausschließlich die großen Latifundienbesitzer an dem Getreidemonopol verdienen sollen.

Ein Kompromiß zwischen beiden Richtungen ist die Magazinierung. Während in der Öffentlichkeit bereits der Betrag von hundert Millionen Mark als Getreidestützungs-Kredit genannt wurde, will sich die Regierung jetzt nicht mehr auf eine bestimmte Summe festlegen, weil sonst der Getreidehandel diese Kenntnis zu spekulativen Zwecken ausnutzen würde. Tatsächlich aber ist der Grund ein andrer. Der Roggenüberschuß des Erntejahres 1932 dürfte etwa zwei Millionen Tonnen betragen. Mit hundert Millionen Mark können aber nur etwa 0,6 Millionen Tonnen aus dem Verkehr gezogen werden. Wird man die übrigen 1,4 Millionen Tonnen auf den Markt werfen, oder wird man zu ihrer Beseitigung weitere zweihundert Millionen Mark aufwenden? Wer die bisherigen Wege der deutschen Agrarpolitik verfolgt hat, wird ohne Zögern voraussagen, daß die zweite Lösung gewählt werden wird. Man kann verstehen, daß sich die Regierung scheut, genaue Zahlen zu nennen.

Durch die Getreidestützung werden gewaltige Vorratsmengen vernichtet. Die Silos, in denen das Getreide auf mechanischem Wege umgeschichtet und damit vor dem Verderben geschützt wird, sind sämtlich überfüllt. Da die Regierung durch die Gewährung von Lagerkosten- und Zinszuschüssen für die Getreidelombardierung bisher die Einlagerung finanziert hat, werden die Silos vorläufig nicht geräumt werden. Die von der Getreidehandelsgesellschaft aufzukaufenden Vorräte müssen also größtenteils in gewöhnlichen Lagerböden der Mühlen und der Landwirte untergebracht werden. Die Übersicht über die gewaltigen Vorräte ist nur schwer möglich. Nach vier bis sechs Wochen wird das Getreide gewöhnlich warm und beginnt, wenn es nicht ständig umgehäuft wird, zu stinken. Es erscheint ganz unmöglich, die teilweise ganz primitiv eingelagerten Vorräte auf die Dauer vor dem Verderben zu schützen.

Früher mästete man die Schweine hauptsächlich mit Kartoffeln, und die Menschen nährten sich vom Brot. Jetzt ist das Brot zu teuer geworden, sodaß das Volk immer mehr zum ausschließlichen Kartoffelkonsum übergeht. Dafür fressen die Schweine den denaturierten Roggen, damit die Preise nicht fallen. Durch die Magazinierung wird aber der Roggen nicht nur der menschlichen sondern auch der tierischen Nahrung entzogen. Statt Brotverbilligung — Brotvernichtung!

Wochenschau des Rückschritts

— Der II. Strafsenat des Kammergerichts Berlin hat die von Rechtsanwalt Litten gegen seinen Ausschluß aus dem Felseneck-Prozeß eingelegte Beschwerde zurückgewiesen.

— Von den durch die Regierung beförderten Beamten gehören zwei zum Corps Rhenaniae-Straßburg, einer zum Corps Teutoniae-Gießen, einer zum Corps Palatiae-Bonn, einer zum Corps Vandaliae-Heidelberg, einer zum Corps Sueviae-Tübingen, einer zum Corps Sueviae-Freiburg, einer zum Corps Sueviae-Heidelberg, einer zum Corps Hasso-Borussiae, einer zum Corps Hasso-Nassoviae und fünf zum Corps Saxoniae-Göttingen; Herr v. Papen und Herr v. Gayl sind alte Herren der Corps Saxoniae-Göttingen, Borussiae-Heidelberg und Hasso-Borussiae.

— Der nationalsozialistische Regierungspräsident Boehmcker hat den deutschnationalen Bürgermeister der oldenburgischen Stadt Eutin, Stoffregen, seines Amtes enthoben und ihn durch ein Kommando der Ordnungspolizei aus seinen Amtsräumen entfernen lassen.

— Im Zusammenhang mit dem Streik bei der Berliner Verkehrs-Gesellschaft wurde eine Anzahl von Funktionären der Revolutionären Gewerkschafts-Opposition verhaftet; die ‚Rote Fahne' und die ‚Welt am Abend' wurden wegen ihrer Stellungnahme zu dem Streik auf acht Tage verboten. Die Rotationsmaschine der Citydruckerei, auf der die ‚Rote Fahne' gedruckt wird, wurde erneut versiegelt, da die Besitzer gegen die ihnen auferlegten Bestimmungen verstoßen hätten; danach sollten auf dieser Maschine keine Schriften mehr hergestellt werden, „die zum politischen Massenstreik zwecks Sturz der Regierung oder Änderung der Verfassung" auffordern oder „zum revolutionären Ausweg aus der Krise". Die illustrierte Beilage der ‚Roten Fahne', ‚Der Rote Stern', wurde bis zum 30. Januar verboten.

— Der Kammerherr Elard von Oldenburg-Januschau erklärte in einer deutschnationalen Wahlversammlung in Elbing: „Wir werden dem Volke eine Verfassung aufbrennen, daß ihm Hören und Sehen vergeht!"

— Verschiedenen Arbeitern, die als Delegierte zur Fünfzehnjahr-Feier nach Rußland fahren wollten, sind die Pässe verweigert, andren sind sie abgenommen worden. In Tilsit wurden sechzehn Arbeiter auf der Durchreise nach Rußland aus dem Zuge geholt und zur Abgabe der Pässe gezwungen.

— Eine Versammlung der JAH in Oranienburg wurde aufgelöst, als der Referent sich gegen die bürgerlichen Wohltätigkeitsvereine wandte; eine Versammlung des Clubs der Geistesarbeiter mit dem Thema „Die russische Revolution und die Geistesarbeiter — Die deutsche Kulturreaktion und die Geistesarbeiter" wurde verboten; in einer berliner Erwerbslosenkundgebung wurde der kommunistische Referent Jendretzki verhaftet; die für eine Wahlversammlung der SPD geplanten Vorführungen einer Spielgruppe der SAJ und des Reichsbanners wurden polizeilich untersagt.

— Ein Rundfunkvortrag des nationalistischen Schriftstellers Friedrich Hielscher über den „Staat der Deutschen" wurde abgesetzt, da der Vortrag nicht „die christliche Grundlage des Staates" betone und Kritik an der „Wilhelminischen Oberschicht" und an der Privatwirtschaft übe.

— Das Verbot des Bundes „Oberland" ist vom Reichskommissar Doktor Bracht aufgehoben worden, ebenso das im Jahre 1922 ausgesprochene Verbot des „Verbandes nationalgesinnter Soldaten".

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Herriots Mehrheit

Die Debatte, die am 28. Oktober in der französischen Kammer über die Abrüstung stattfand, hat in Deutschland lange nicht die Beachtung gefunden, die sie verdient. Denn der Verlauf und das Ergebnis dieser Sitzung machen sie zu einem Faktum ersten Ranges, dessen Wichtigkeit für Deutschland auf der Hand liegt, das aber auch für die internationale Position Frankreichs von höchster Bedeutung ist.

Bemerkenswert ist schon das zahlenmäßige Ergebnis. Für die Tagesordnung, die das Abrüstungsprogramm der Regierung billigt, ihr das Vertrauen der Kammer ausspricht und alle Anträge der Opposition ablehnt, stimmten 425 Abgeordnete, dagegen 25. Es ist richtig, daß es 146 Stimmenthaltungen gab. Trotzdem hat seit der Union sacrée der Kriegsjahre kaum eine Regierung eine so große Mehrheit erhalten.

Noch aufschlußreicher ist die Zusammensetzung dieser Mehrheit. Sie reicht vom rechten Zentrum bis zu den Kommunisten, die unter dem Einfluß Trotzkis eine eigne Partei gebildet haben und nur einen Abgeordneten weniger als die offiziellen Kommunisten zählen. Gegen die Regierung stimmten lediglich die äußerste Rechte und die äußerste Linke, während die Stimmenthaltungen zum größten Teil auf die verschiedenen Rechtsparteien entfielen.

Die Reden, die an diesem Tag gehalten wurden, standen auf einem sehr hohen Niveau. Kein unsachliches Wort, keine persönlichen Angriffe. Dabei tagte die Kammer mit zwei kurzen Unterbrechungen von nachmittags um drei bis halb zwei Uhr nachts. Wer glaubt, auch in Frankreich sei das Ende des Parlamentarismus nahe, mag sich durch die Lektüre dieses Sitzungsberichts eines Bessern belehren lassen.

Was Herriot zu seinem großen Erfolg verhalf, war nun weniger sein Abrüstungsprogramm, über das er verhältnismäßig wenig sagte, als die Art, in der er dafür eintrat. Er bat ausdrücklich, die Pläne der Regierung, die für die bevorstehenden Verhandlungen mit den andern Mächten ja nur als Grundlage dienen sollten, vorläufig nicht zu kritisieren. Entscheidenden Wert legte er vielmehr darauf, Frankreich eine gute Atmosphäre für diese Verhandlungen zu schaffen.

Bereits der Sozialist Léon Blum hatte sehr glücklich gegen die oppositionelle Minderheit polemisiert, die Frankreichs Heil nur in Rüstungen und in Militärbündnissen sieht. Frankreichs Grenzen, so führte Blum aus, seien im Vertrag von Locarno durch die Unterschriften Englands und Italiens garantiert; man dürfe diese Länder nicht beleidigen, indem man ihre Unterschriften entwerte. Dann fuhr er fort: „Von Papen und von Schleicher wollen aufrüsten, aber sie sind gezwungen, ihren Willen hinter einem Abrüstungsangebot zu verbergen. Man muß sie beim Wort nehmen... Wenn sie ablehnten, wäre die ganze Welt gegen sie, und Frankreich wäre wieder der Mittelpunkt der Freiheit der Welt."

Herriot, der betont maßvoll sprach, äußerte sich ganz ähnlich. Auch er bezeichnete es als eine Tatsache, daß Deutschland aufrüsten wolle; die englische Regierung teile darin vollkommen die Auffassung der französischen. Es sei naheliegend, nunmehr auch die eignen Rüstungen zu verstärken. Aber Frankreich dürfe sich nicht ins Unrecht setzen lassen sondern müsse alles unterlassen, was die Abrüstungskonferenz zum Scheitern bringen könne. „Wollen Sie diesem Land ein einziges seiner Rechtsmittel rauben?"

Herriot schloß nicht aus, daß es schließlich doch wieder zu einem Wettrüsten und sogar zu einem neuen deutsch-französischen Krieg kommen könne. Für diesen Fall müsse man dafür sorgen, daß Frankreich nicht allein bliebe. Die Unterstützung Englands und

Amerikas aber werde man sich nur sichern, wenn man alles tue, um den Frieden zu organisieren. Vielleicht werde das mißlingen, jedoch „wenn eines Tages schwierige Umstände eintreten, die ich nicht für unmöglich halte, verstehen Sie mich wohl, meine lieben Kollegen, dann wird Frankreich wenigstens in der Situation des Frankreichs von 1914 sein, das gewiß zunächst und besonders durch das Heldentum seiner Söhne gerettet wurde, aber auch durch seine wunderbare Unschuld und durch die Reinheit seines Gewissens".

Das war der springende Punkt dieser Rede und dieser Debatte. Weder Herriot noch die Kammer sind von den Aussichten ihres neuen Abrüstungsplans sonderlich überzeugt. Aber sie legen Wert darauf, vor dem Lande und der Welt ihren guten Willen zu betonen und sich eine günstige Plattform zu schaffen.

So macht man Außenpolitik. Und so macht man Propaganda.

Hanns-Erich Kaminski

Die Linke hat Schuld

Debatten über Schuldfragen haben neben ihrer relativen Wichtigkeit immer etwas leicht Komisches, deuteln sie doch an Fakten herum, die nicht ungeschehen gemacht werden können. Auch mit der praktischen Bedeutung der Sentenz, man lerne aus seinen Fehlern, ist es nicht weit her, denn einer Generation, die einmal die ihr zugefallene Aufgabe, Geschichte in ihrem Sinne zu machen, nicht erfüllt hat, wird wohl kaum jemals wieder die gleiche Chance geboten werden. Und junge Menschen wollen ja doch ihren Weg allein gehen, ihre Fehler, ihre Erfahrungen allein machen. So war es schon immer und ist auch gut so: erkämpfte Ansichten pflegen besser fundiert zu sein als angelernte.

Doch hat die Linke einen Fehler gemacht (und macht ihn noch immer), dessen Aufdeckung nicht nur theoretische Bedeutung hat sondern eminent praktische Wirkungen zeitigen kann. Wenn auch im Augenblick keine Aussicht besteht, daß wir entschwundene Machtpositionen in absehbarer Zeit wieder einnehmen können, so haben wir doch immer noch die Möglichkeit, in Wort und Schrift den Gegner zu bekämpfen und zu entlarven. Und hier ist Jahre hindurch eine Sünde begangen worden (und wird noch immer begangen), die man vielleicht am besten charakterisieren könnte als die Sucht, den Feind kleiner zu machen, als er ist. Das mag verschiedene Ursachen haben: Bequemlichkeit — es macht zu viel Mühe, sich mit dem Programm, den Ideen und Argumenten des Gegners auseinanderzusetzen; Hochmut gegenüber allem, was nicht auf dem eignen Mist gewachsen ist; intellektuelle Unfähigkeit, die Ansichten der andern zu widerlegen — und noch

manches mehr. Mochten sie nun Hitler oder Hugenberg, Goebbels oder Hussong, Müller oder Schulze heißen, die meisten Auslassungen der Linken ließen diese Figuren als mehr oder minder große Trottel erscheinen. Jetzt sind diese „Trottel" auf einmal an der Macht oder bedenklich in ihre Nähe gerückt.

Niemand gibt gern zu, daß er sich geirrt hat. Es wäre aber lächerlich, hier Versteck zu spielen und nicht einzusehen, daß man sich eines psychologischen Irrtums schuldig gemacht hat, als man den jetzt so Großen über die Achseln ansehen zu können vermeinte. Die Linke hat es sich selbst zuzuschreiben, daß sich das Gift der Ideen, Theorien und Argumente der Gegner ungehindert ausbreiten und die Gehirne vernebeln konnte. Wie selten traf man vor dem September 1930 auf eine Arbeit, die den Versuch unternahm, den Feind in seinem Hause aufzusuchen, ihn so zu zeichnen, wie er war, und dann sein politisches Gebäude anzubohren. Jetzt endlich bequemt man sich dazu, näher und ernsthaft auf diese Fragen einzugehen. Vielleicht ist es noch nicht zu spät...

Schon aber hat sich die Verkleinerungsmanie wieder einem andern Objekt zugewandt. Jetzt müssen die Außenseiter der Reaktion dran glauben: die Jünger, Schauwecker, Hielscher, Otto Straßer, Fried etcetera. Es gibt sehr wenige, die erkannt haben, daß grade diese Einzelgänger oder Führer kleiner und kleinster Gruppen die Atmosphäre schaffen, in der sich das geistige Leben Deutschlands während der Reaktion abspielen wird. Hier ist der Versuch eingehender Beschäftigung mit der intellektuellen Rechten häufig gemacht worden — nicht ohne daß dies uns den Spott Derer eingetragen hätte, die zahlenmäßige Stärke als das ausschlaggebende Kriterium für die politische Bedeutung einer gesellschaftlichen Erscheinung ansehen. Als ob es nicht immer grade die Einzelgänger oder Führer solcher „bedeutungslosen" Gruppen gewesen wären, die den Boden für eine Massenbewegung vorbereitet hätten.

Gewiß, es gehört ein sehr feines Gefühl dazu, Sektierer von jenen Abseitigen zu unterscheiden, die das Bild der nahen und fernen Zukunft bestimmen werden; und ebenso liegt bei einer intensiven Beschäftigung mit diesen Leuten die Gefahr nahe, daß man sie nun wieder größer macht, als sie sind. Doch das richtige Differenzierungs- und Bewertungsvermögen läßt sich nicht lernen, wer es nicht in sich hat, lasse seine Finger davon. Aber die Linke sollte es sich endlich abgewöhnen, aus dem Gegner einen Popanz zu machen, sich einen Schemen zu konstruieren, der der wirklichen Gestalt nicht entspricht. Auf diese Weise haut man immer nur in die Luft, so daß der von diesen Schlägen völlig Unberührte immer größer wird. Wir wollen sie zerzausen, daß kein gutes Haar an ihnen bleibt — aber immer nur auf der Grundlage dessen, was sie wirklich sagen und lehren.

Der kleine Hitler aus der verräucherten Kneipe in München hat Millionen verzaubert. Daß ers konnte, war nicht zuletzt die Schuld Derer, die das Mittel in der Hand, vielmehr im Gehirn hatten, die immense Gefahr zu erkennen, die hier heranwuchs.

Walther Karsch

Die Macht

Der Machttrieb, den die Individualpsychologen an Wichtigkeit dem Sexualtrieb gleichsetzen, der Machttrieb, der älter ist als die Bewußtwerdung des Menschen, bedarf seit einigen tausend Jahren zu seiner Befriedigung eines Hilfsfaktors, der früher verachtet wurde, heute gehätschelt, immer aber gebraucht wird, und der Geld heißt. Also ist es folgerichtig, wenn das zweite Buch Robert Neumanns, „handelnd von der Naturgeschichte des Geldes", den Titel „Die Macht" führt. (Bei Paul Zsolnay in Wien.) Der

Autor hat sich nicht bei historischen Vorarbeiten aufgehalten, ja — möglicherweise — nicht einmal bei der Hochblüte des Kapitalismus. Mit dem ersten Buch „Sintflut", einer Standardschilderung der Inflationszeit, und mit der im Jahre 1929 spielenden „Macht" hat er gleich bei einem Entwicklungspunkt der Wirtschaftsgeschichte angefangen, der uns Mitlebenden als Todeszuckungen des Geldzeitalters erscheinen will. Ob wir recht hatten, wird sich erst später erweisen lassen.

„Sintflut" war ein großer Wurf; „Die Macht" ist ein großer Entwurf. Sie basiert auf dem relativ jungen wirtschaftspolitischen Leitsatz „Wer das Petroleum hat, besitzt die Welt" und schildert mit beherztem Zugriff das Ränkespiel amerikanisch-russisch-englischer Interessen, in welchem die Großen dieser Erde ohne Umstände zu persönlichem Auftreten veranlaßt werden, teils (Sir Basil Zaharoff zum Beispiel) unter eignem Namen, teils unter durchsichtigem Pseudonym. (Deterding, Ludendorff etcetera.) Orient und Occident, Völkerbund und Bundesregierung — das große Fangnetz der Ölmagnaten und die Machenschaften der sowjetistischen Handelsdelegationen — niederes Spitzelwesen nationalistischer und kommunistischer Agenten und die geistvollen Intrigen der Bankiers und Advokaten — Fememord, Stellungsschacher, Erpressung — völkische Belange und internationale Geldinteressen: dies alles zieht auf nahezu sechshundert Seiten in einem gewaltigen Hexensabbath an dem betäubten Leser vorbei, langatmig und atemraubend zugleich. Mittelpunkt der Handlung ist ein georgischer Fürst, der, die Rechte der Heimat wiederherzustellen, von Asien bis nach Wien geschwemmt und dort zum unschuldigen Spielball tiefböser Mächte wird, denen er ahnungslos-gläubig gegenüber bleibt bis zur Zermalmung. Diese glaubwürdig erfundene und durchgeführte Kontrastierung ist ein nicht eben neuer, aber hier besonders geglückter Griff, und der Einfall, durch den der eingekreiste, verarmte und fast zu Tode gehetzte Karachan zu neuem Vermögen kommt, das er dann, verzweifelnd an sich und Europa, von sich schleudert — dieser Einfall ist wahrhaft dichterisch.

Auch die ganze gottlose Komödie des Geldmachtspieles zu schildern, ist Neumann wohl einer der Berufensten; er kennt sich in den Sälen der Börse und Banken und in den Kanzleien der Zivilanwälte so gut aus wie in den spezialisierteren Spielkasinos der Riviera. Und was das internationale Kräftespiel von Geheimverträgen, Tscherwonzenfälschungen, Konterminen, Wirtschaftsspionen und, was noch allem betrifft, so ist ja aus Archiven und Prozessen genugsam erwiesen, daß die Wirklichkeit viel unwahrscheinlicher und knalliger arbeitet als der wüsteste Hintertreppenroman. Gegen Fabel und Vorwurf also bleibt nichts einzuwenden. Aber allerhand gegen die Ausführung. Das Buch leidet schwer darunter, daß sein Autor es nicht fertigbrachte, einen namenlos komplizierten Gegenstand einfach darzustellen. Das ist, zugegeben, weitaus schwerer als das Gegenteil, wäre aber notwendig gewesen, um den Leser restlos zu

fesseln und zu überzeugen. Statt dessen erstickt er in einem Gestrüpp aus Ironie, Geistreichelei und wirklichem Geist, dem zwischendurch herrliche Formulierungen gelingen, in einem Überangebot von spirituellen, sentimentalen und sensuellen Motiven, in einem Bildungsbarock, das sich zwischen Talmud und Relativitätstheorie tummelt und dabei gelegentlich die schönsten Schnitzer macht (die Ulfilasbibel, lieber Autor, existiert nur singularisch und kann keinem Bankmagnaten „zur Ansicht geschickt" werden!), und formale Entgleisungen wie der höchst unwahrscheinliche Brief- und Telegrammstil Sir Henry Deterdings (pardon: Vanderzees) stören ebenso sehr wie der allzu prätentiöse Stil Neumanns, Autors und „Statthalters auf Erden des obersten Zuschauers und Schicksalslenkers". All dies ist, wie man in Bayern sagt, reichlich geschwollen dahergered't, und das hätte eigentlich nicht sein dürfen. Denn um eine im Faktischen vulkanische, im Seelischen vereiste Zeit darzustellen, bedürfte es neben allem Andern einer äußersten Schlichtheit der Darstellung. Alles Andre ist da. Nur dies Eine fehlt leider.

M. M. Gehrke

Bruder Chao-Kung

der mönch nimmt seine almosenschale und geht von haus zu haus betteln. er darf nicht sprechen, er muß vor der hütte stehen bleiben, deren türen und fenster in heißen ländern meist groß und offen sind. bekommt er eine gabe, spricht er seinen segenswunsch; bekommt er nichts, geht er stillschweigend weiter — —

Rhys Davids „Der Buddhismus"

Vortrag des Mönches Chao-Kung, stand auf dem Programm. In Klammern: Trebitsch-Lincoln. Man hätte auch lesen können: dargestellt von Trebitsch-Lincoln.

„Schlecht geklebt", pflegen Schauspieler zu sagen, wenn sie im Leben einem allzulangen Vollbart begegnen. Oder: „Maske ein wenig übertrieben", wenn sie einen Menschen sehen, dessen Aussehen chargiert wirkt. Mit kahlgeschorenem Büßerkopf trat Bruder Chao-Kung auf. Nicht in der braunen Kutte des Eiferers Savonarola. Im lichten Gewande eines Jüngers des ewig lächelnden Buddha. Chao-Kung aber lächelte nicht. Chao-Kung war zuerst sehr böse und schimpfte auf die Presse. Chao-Kung dankte der deutschen Regierung für das Gastrecht, das sie ihm gewähre, und dann schimpfte er noch einmal auf die Presse.

Wir wollen es dem Mönch Chao-Kung zugute halten, es war nicht sein Karma, das tobte. Es war noch die Inkarnation Trebitsch.

Er spricht. Manchmal hatte man das Gefühl: ein Mensch will ehrlich sein. Er versucht es. Wenn er anfängt: „Ich bin in Ungarn geboren. Von streng orthodoxen jüdischen Eltern — ich konnte hassen, sehr hassen — wenn ich den Frauen entsagen wollte, hatte ich die Kraft nicht dazu —" Und es ist beinahe rührend, wenn Bruder Chao-Kung vom Garten der Buddhaklöster erzählt, etwa wie ein ungarischer Kurgast vom karlsbader Kurpark: „— da können Sie morgens stundenlang spazieren gehen, da treffen Sie keinen Menschen —".

Dann aber legt er los. Mit weiten Gesten. Mit großer Emphase. Ich, Ich und Ich. Wollen wir das wieder Trebitsch zugute halten, denn Bruder Chao-Kung müßte nach des Erleuchteten Lehre doch auf dem Weg zur Ichlosigkeit sich befinden. „Über keinen Menschen wird so viel gelogen wie über mich — Ich, ein ethisch hochstehender Mensch — so entstand mein Konflikt zwischen Mir und England — Hab Ich zu Oberst Bauer gesagt: Machen Sie keine Putsche! — Hab Ich gesagt zu chinesischem General: Sie machen Krieg ohne Mich, Ich verlasse Sie jetzt —" Die Welt wird klein in der Hand dieses Mannes. Amerika, China, „die Herren Engländer" — Spielzeug wird alles. Braucht es wirklich nicht mehr Geist, die Welt zu fangen, oder schätzte der Mönch nur

den Witz seiner westlichen Brüder im Bachsaal so gering ein?

Denn wie Bruder Chao-Kung sprach, das war nicht uneigenartig. Was er sprach, war belanglos. Auch für das Gefühl. Ich möchte wissen, ob ein Einziger von denen, die ihn hörten, „ihm nachfolgen" wird. Und der geöffneten Herzen gibt es doch heute so viele.

Man hätte Trebitsch-Lincoln gern jenes Lächeln gegeben, das die unfreiwillige Komik mancher seiner Aussprüche einem auch bei größter Unvoreingenommenheit unwillkürlich aufdrängte, man hätte ihm gern dies Lächeln gegeben, das er so gar nicht hatte und das weit mehr von Leidesüberwindung gezeugt hätte als das immer wieder betonte: „Was muß ich durchgemacht haben."

Vor kaum einem Vierteljahr sprach und agierte vor den Schranken des wiener Landesgerichts Silvester Matuschka. Es ist viel Gemeinsames in Wesen und Stimme der zwei Landsleute. Hier wie dort einer, der mit Pathos, ausladender Geste und dem Tonfall, der sich mehr für Mikoschwitze eignet, die Menschheit retten will. Der eine durch Zugentgleisungen direkt, der andre durch Vorträge indirekt für das Nirwana werbend. Beides Inkarnationen rasend gewordener Paprikaschoten. Hier wie dort Zuschauer, die fragen. Im Landesgericht: „Krank oder Simulant?" Im Bachsaal: „Ehrlich oder Charlatan?"

Trebitsch-Lincoln ist weltberühmt. Er weiß es. (Ob er es weiß!) Er ging ein in die Literatur. Wenn man das Stück von Leo Lania, das vor vier Jahren in Berlin herauskam, dazu rechnen darf.

Damals wurde er von Curt Bois gespielt. Recht gut gespielt. Ohne übertriebene Maske. Viel richtiger als Trebitsch-Lincoln sich jetzt selber spielt.

Norbert Schiller

Der Prophet

Bei der Suche nach andern Dingen stieß ich auf diesen Satz:

„Le but de l'action contre-révolutionaire Ludendorff — Bauer était d'écarter les social-democrates du pouvoir. Ils ne songeaient pas à restaurer tout-desuite la monarchie. Toute-fois, dans le cas de réussite du complot, il était arrêté, qu' une dictature militaire de Ludendorff se prolongerait pendant quelques mois. On songerait ensuite à modifier la constitution de Weimar pour que le président ait les droit et le pouvoir d'un monarque. Cela fait, on présenterait un „monarchiste" comme candidat à la présidence. Le nom de Hindenburg était envisagé. Celui-ci à un moment favorable devrait céder sa place au Kronprinz."

Und so steht es gedruckt in ‚Europe Nouvelle' am 9. April 1921 (4. Jahrgang Nr. 15 S. 476).

Wer ist der Mann, der 1921 das alles vorauswußte? In einer Vorbemerkung schreibt ‚Europe Nouvelle': „Der folgende Bericht wurde von einem ausländischen Agenten vertraulich für eine verbündete Regierung verfaßt."

Nach den andern Ausführungen scheint es sich um Trebitsch-Lincoln zu handeln — jedenfalls stimmen eine Reihe seiner Angaben mit denen seiner Memoiren überein.

Seltsam! Seltsam!

Man könnte fast nachdenklich werden, falls das nicht von der Zensur verboten ist.

Walter Mehring

Auftakt

Die Drachen stehen wieder steil im Wind.
Die Wehmut schleicht. Und die Saison beginnt.
Dort an der Ecke weint ein kleines Kind,
dem seine Träume fortgeflogen sind.

Die Stadt rauscht auf. Jedoch es klingt nicht mehr,
wie es vor Jahren noch betörend klang.
Denn die Gesichter würden langsam leer,
und alles Leichte wurde schwer:
Die Augen und die Stirnen und der Gang.

Es klingt nicht mehr. Die Instrumente
sind angefault und rostig und verstimmt.
Man ist nervös, als wittre man schon Brände,
von denen eben nur die Zündschnur glimmt.

Der fehlt im Kreis — nahm neulich Veronal.
Die Pleite kauert quallig im Foyer.
Das alte Schaukelspiel? Die alte Qual?
Und doch — es ist so anders dieses Mal!
Es riecht nach Sterben im Café.

Frühherbst, dies lähmende Hinuntergleiten.
Die grünen Rasen werden grau und blind.
Noch sieht man auf den Straßen, auf den breiten
Boulevards das kräftige, bekannte Schreiten —
Nur an der Ecke weint ein Kind.

Helmut Flieg

Syphilis-Autarkie

Im Prozeß Gorgulow äußerte ein Sachverständiger den Verdacht, daß der Angeklagte Syphilitiker sein könnte, und schlug vor, es mit der Wassermannschen Reaktion zu versuchen. Ein andrer Sachverständiger hielt den Verdacht für unbegründet, sprach sich aber dennoch — für alle Fälle — zugunsten der Anwendung der Vernes'schen Reaktion aus. Den, eigentlich medizinischen, Streit beendete der Generalstaatsanwalt Donat-Guique mit der nicht ohne Pathos vorgebrachten Erklärung: „Warum nach dem Ausland schielen? Die Wassermannsche Reaktion ist deutschen Ursprungs ... Wozu dieses fremde Erzeugnis begehren, wenn wir selber eines in Frankreich besitzen."

Auch ein Dementi

Es ist unwahr, daß der nationalsozialistische Stadtrat Coburg in seiner letzten Sitzung zur Ausschmückung der Stadt Coburg anläßlich der am 20. Oktober 1932 in Coburg stattfindenden Hochzeit des Prinzen Gustav Adolf von Schweden mit der Prinzessin Sybilla von Sachsen-Coburg und Gotha 1200 Mark bewilligt hat.

Richtig ist vielmehr, daß die Stadt Coburg als Fremdenstadt durch diese Fürstenhochzeit mit ihrem zu erwartenden außerordentlich starken Besuch von Fremden aus nah und fern veranlaßt wurde, ihre Bestände an Dekorationen, Fahnen etcetera im Interesse des Fremdenverkehrs auch für zukünftige Veranstaltungen zu erneuern und zu ergänzen, und daß in dem Betrag von 1200 Mark allein 650 Mark für Arbeitslöhne enthalten sind.

Faber, rechtsk. 2. Bürgermeister.

‚Der Angriff', 2. November

Wozu braucht Hitler Füße —?

Auf die Welt wird er gebracht,
zur Taufe wird er gefahren,
zur Einsegnung wird er geführt,
zum Altar wird er geschleppt,
in den Konkurs wird er getrieben,
und zu Grabe wird er getragen.
Hitler braucht die Füße, um zu Grunde zu gehn.

Liebe Weltbühne!

Kleiststraße Ecke Lutherstraße. Nachts ein Uhr. Die Hälfte der Gaslampen brennt aus Sparsamkeitsgründen nicht mehr. Ziemlich leere Straße. Im Halbdunkel steht nur noch eine junge Dame, die ihrem Beruf nachgeht. Da biegt ein Mann mit hochgeschlagenem Überzieher um die Ecke. Er scheint es auf die junge Dame abgesehen zu haben.

Aber die Dame ist ihrer Sache nicht ganz sicher. Der Mann sieht aus wie ein Verbrecher ... Hat er reelle oder unreelle Absichten? Sie biegt in die Lutherstraße ein und läßt es darauf ankommen. Der Mann ihr nach. Mit einem Satz ist er bei ihr — steckt ihr einen Zettel zu — und ist schon wieder entwischt.

Als die junge Dame sich von ihrem Schreck erholt hat, geht sie unter eine Straßenlaterne und liest den Zettel.

Darauf steht: Jesus liebt dich!

Antworten

Ministerpräsident Herriot. Sie haben aus dem Wunsch heraus, die von Deutschland abgebrochenen Abrüstungsverhandlungen wieder in Gang zu bringen, einen „plan constructif" entwickelt. Er gipfelt in der Abschaffung aller Berufsheere und in der allgemeinen Einführung der Wehrdienstpflicht unter dem Namen „Miliz". Die deutsche Rechtspresse ist über Sie hergefallen, weil sie alles, was von Frankreich und noch dazu von Ihnen kommt, von vornherein verflucht. Aber im Grunde sind unsre Rechtskreise äußerst erfreut darüber, daß Sie Deutschland einen Weg zur Aufrüstung zu weisen scheinen. Alle Deutschen von äußerst rechts bis hart an die Linke heran, wenn nicht gar zum Teil bis in sie hinein, wünschen die allgemeine Dienstpflicht. Dagegen lehnen alle deutschen Pazifisten die Dienstpflicht ab, selbst wenn sie als Miliz getarnt auftritt. Und zwar sind unsre Bedenken keineswegs nur grundsätzlicher Natur. Grade für Deutschland scheint es uns verhängnisvoll, wenn die gesamte männliche Jugend wieder von militaristisch gesinnten Berufsoffizieren in militärische Zwangserziehung genommen wird. Damit würde der wehrfreudige Geist, der heute die SA- und Stahlhelmkreise beherrscht, künftig auch der Arbeiterjugend injiziert werden. Bei aller Anerkennung Ihrer guten Absichten — Ihr plan constructif erscheint uns als ein plan destructif für den deutschen Pazifismus und muß deshalb von uns mit aller Schärfe bekämpft werden.

Anton Kuh. Auch wer gegen sensationelle Ankündigungen immer einiges Mißtrauen hegt, kann Ihnen bescheinigen, daß es Ihnen in Ihrem Stegreifvortrag über den Caro-Petschek-Prozeß gelungen ist, das Thema seines reißerischen Charakters zu entkleiden und Ihre Rede über den Dreckboden, auf dem sie fußte, zu erheben. Sie haben bewiesen, daß dieser Fall mehr als eine Entgleisung Einzelner, daß er vielmehr ein Charakteristikum für die Moral des Kapitalismus ist. Und deshalb hat sich auch die Presse um Ihr Thema gedrückt, sie hat den Vortrag verschwiegen oder ihn bagatellisiert. Das haben Sie nicht verdient. Vor dem vollbesetzten Hause warfen Sie der Öffentlichkeit vor, sie nehme brennendes Interesse an einer so üblen Sache wie dem Fall Caro-Petschek, nicht aber an dem Geschick, das den unschuldig hingerichteten Jakubowski und den von jeder Schuld und jedem Makel freien Carl v. Ossietzky betroffen habe. Darf man glauben, daß der Beifall, der Ihnen für dieses schöne Bekenntnis dankte, mehr war als der Ausdruck einer schnell wieder vorübergehenden Gefühlsaufwallung eines Sonntagspublikums?

Das Andere Deutschland. Du bist am 1. November wegen eines Artikels von Heinrich Ströbel in deiner Nummer vom 8. Oktober verboten worden, und zwar auf sechs (!) Monate. Die Dauer des Verbots wird mit der „Gemeingefährlichkeit" der Ausführungen begründet. Wir haben den Artikel Ströbels genau durchgelesen und festgestellt, daß die in der Begründung des Verbots besonders beanstandeten Stellen hauptsächlich eine Inhaltsangabe des Buches eines französischen Obersten Reboul „Non, l'Allemagne n'a pas désarmé" enthalten. Ist es wirklich „gemeingefährlich", dem deutschen Publikum von — allerdings peinlichen, zum Teil auch vielleicht unrichtigen — Veröffentlichungen des Auslandes Kenntnis zu geben? Wir haben die Taktik des Vogel Strauß nie als den Gipfel politischer Klugheit ansehen können.

Anton Zischka. Sie haben mit Ihrer Skizze „Das kostbare Platin" in der ‚Emser Zeitung' vom 8. Oktober ein Plagiat an Larissa Reißner begangen. Stellenweise haben Sie einfach von ihr abgeschrieben, und im übrigen ist Ihr russenhetzerischer Artikel nichts andres als der nacherzählte Inhalt des Kapitels „Kytlym (Platin)" aus „Oktober" von Larissa Reißner, ergänzt durch ein paar besonders phantasievolle Sätze, die dem Leser beweisen sollen, unter welch unmenschlichen

Bedingungen die verfluchten Bolschewiken „Verbrecher und Sklaven" „in der Hölle von Kytlym" arbeiten lassen. Larissa Reißner wies, etwa 1923, auf eine offene Wunde hin, mahnte zur Abhilfe, zeigte aber zugleich, wie ein neues Arbeitergeschlecht auch hier Änderungen schafft; Sie aber verschweigen diese neue Arbeitsgesinnung und lassen den Leser glauben, Ihr „Bericht" schildere die Zustände des Jahres 1932. Den Sowjethetzern haben Sie damit eine neue Methode gezeigt: man schreibe eine Jahre zurückliegende, scharf kritische Schilderung eines Bolschewisten ab, streiche aus ihr alles Positive, vergröbere und vermehre das Negative, gebe sich den Anschein der Objektivität, indem man einflechte, daß auch die Russen die Zustände als „Schandfleck" bezeichnen — und der Leser des im Zeitungskatalog „parteilos" genannten Blattes wird bei der Lektüre eines solchen Artikels bestimmt das Gefühl haben: das kann nur die reine Wahrheit sein, denn der Verfasser bleibt immer sachlich, und die Russen geben ja selber zu, daß es so ist. Uralzew ist gegen Sie ein Waisenknabe.

Fackelreiter-Verlag, Berlin. Sie feiern in diesen Tagen Ihr zehnjähriges Bestehen und legen aus diesem Anlaß in einem Prospekt die Bestandsaufnahme Ihrer Arbeit vor. Viele Ihrer Publikationen sind hier gewürdigt worden; jedesmal hatten wir den Eindruck, daß Ihre Buchproduktion unter einem einheitlichen Willen stehe. Blättert man die kleine Broschüre durch, dann wird dieser Eindruck zur Gewißheit. Wir wünschen Ihnen, daß Ihre Tatkraft sich weiterhin in der Richtung Ihrer Devise: „Im Dienst einer Gesinnung, im Kampf für Friede, Freiheit, Kultur und Recht" auswirke.

Hermann Hillger. Unter ausdrücklicher Bezugnahme auf Ihre Eigenschaft als Verlagsbuchhändler versenden Sie offenbar ziemlich wahllos — auch uns wurde ein Exemplar zugestellt — ein Rundschreiben zugunsten der Deutschnationalen Volkspartei. Sie sind der Ansicht, seit 1918 sei das Kulturniveau gesunken. Dann machen Sie Reklame für die „aufbauende, pflegende Haltung der Deutschnationalen in allen Kulturfragen". Wenn man Ihre rührsamen Worte liest, fragt man sich: Warum ist es Ihnen nicht gelungen, zur Mitunterschrift unter Ihr Werbeschreiben für Hugenberg die Nobelpreisträger Gerhart Hauptmann und Thomas Mann zu gewinnen? Das wäre vielleicht noch wirksamere deutschnationale Wahlagitation als Ihre, von uns natürlich durchaus nach Gebühr geschätzte, aber in weiten Kreisen doch als Kulturträger unbekannte Persönlichkeit.

Neue Preußische Kreuzzeitung. Mit schöner Leidenschaft setzt du als Stahlhelmer gern dich für die Kandidatur von Paul Ernst für den literarischen Nobelpreis ein. Das macht deiner Vorurteilslosigkeit alle Ehre. Denn du weißt natürlich, daß Paul Ernst Jude ist und früher Sozialdemokrat war. Aber seit der Entdeckung der Ursprünge Düsterbergs hat man in Stahlhelmkreisen sich wohl zur Nathan-Toleranz durchgemausert?

Rudolf Schlichter. Sie veröffentlichen „Künstlerpostkarten", auf denen nicht, wie zu erwarten, halbnackte Straßenmädchen und Verbrechertypen dargestellt sind sondern betende Arbeiter, der Gekreuzigte vor Fabriken und ähnliches Erbauliche. Recht so, es ist mehr Freude im Himmel über einen bekehrten Vertreter der Neuen Sachlichkeit als über tausend fingerfertige Nazarener.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Marschroute der Linken

von Hanns-Erich Kaminski

Es gibt jetzt zwei Möglichkeiten: entweder wir bekommen die Koalition von Nazis, Deutschnationalen und Zentrum, die den pompösen Namen „Nationale Konzentration" schon vor ihrer Geburt führt; oder wir behalten die Herrschaft des deutschnationalen Klüngels, die sich nicht weniger großartig „Präsidialregierung" nennt.

Ich bin immer der Meinung gewesen, daß man auf die Uneinigkeit der Reaktion nicht bauen darf. Über kurz oder lang werden sich Hitler und Hugenberg in die Arme sinken, und Brüning wird der Dritte im Bunde sein. Aber vorläufig ist es, wie Jan Bargenhusen in einem andern Beitrag dieses Heftes ausführt, durchaus wahrscheinlich, daß die Präsidialregierung noch eine Zeitlang herumexperimentiert und sich erst in die nationale Konzentration verwandelt, wenn sie nicht mehr weiterkann.

Unzweifelhaft kann Papen noch eine Weile fortwursteln. Er hat sich, und damit leider auch Deutschland, zwar außenpolitisch in eine Sackgasse hineinmanövriert, und es wird ihm kaum gelingen, das bereits sichtbare Désastre als geordneten Rückzug hinzustellen; er hat zwar den Reichstag, den Reichsrat, die Landesregierungen und neunzig Prozent des Volkes gegen sich; es ist zwar sogar sein Kabinett gespalten. Aber mit fortgesetzten Reichstagsauflösungen, mit Diktaten und nicht zuletzt mit der Reichswehr kann man, wie sich gezeigt hat, eine ganze Menge machen. Und durch des Gedankens Blässe wird die unserm Reichskanzler angeborne Farbe der Entschließung gewiß nicht angekränkelt.

Formal liegen die Dinge sehr einfach. Wenn die Regierung sich nicht vorher mit den zur Bildung einer Mehrheit erforderlichen Parteien verständigt, wird der Reichstag ihr ein Mißtrauensvotum ausstellen. Dann müßte Papen zurücktreten. Und dann müßte der Reichspräsident versuchen, von sich aus eine Mehrheit zustandezubringen. Mit andern Worten: er müßte die verschiedensten Leute so lange mit der Regierungsbildung beauftragen, bis es einem von ihnen gelänge, eine Mehrheit zu finden. Erst wenn — was nicht anzunehmen ist — alle diese Versuche gescheitert wären, dürfte er neue Entschlüsse fassen.

Die Entscheidung liegt also beim Reichspräsidenten. Das festzustellen, ist an der Zeit. Denn solange eine verfassungsmäßige Regierung vorhanden ist, wird das Staatsoberhaupt allerdings durch sie gedeckt. In Krisen aber muß der Feldherr selber aufs Schlachtfeld, und er allein trägt dann die Verantwortung.

Hindenburg ist bisher tabu gewesen. Teils aus Schuldbewußtsein, teils aus Furcht haben auch die Linksparteien immer nur betont, daß er ehrwürdig und ehrenwert sei. Nun

erscheint es in Deutschland schon als etwas Besondres, wenn man einem Andersdenkenden bescheinigt, daß er ein anständiger Mensch ist. Aber eine solche Ausnahme ist doch wohl selbst die vornehmste Gesinnung nicht, daß vor ihr alle gegnerischen Stimmen zu schweigen haben!

Der Reichspräsident ist längst keine Repräsentationsfigur mehr. Er ist ein handelnder Politiker. Und jetzt liegt bei ihm, ausschließlich bei ihm, die Entscheidung, ob Deutschland von einer kleinen Schicht, hinter der nichts steht als ihr grenzenloses Selbstvertrauen, in neue Abenteuer geführt werden soll oder ob die Rückkehr zu Zuständen erfolgen soll, die wenigstens die Grundlagen des Verfassungsstaats unangetastet lassen. Diese Entscheidung kann Hindenburg von keinem Papen und keinem Meißner abgenommen werden. Die Linke aber hat das Recht und die Pflicht, die Maßnahmen, die der Reichspräsident unter seiner eignen Verantwortung trifft, zu prüfen und zu beurteilen. Wehe ihr, wenn sie davor zurückschreckte, weil es sich um Hindenburg handelt!

Die Wahl, die der höchste Beamte des Landes jetzt für oder gegen die offne Diktatur trifft, hat eine Bedeutung, die nicht verkleinert werden darf. Im übrigen wird ihr Ergebnis freilich weniger den Inhalt als die Formen der Ereignisse beeinflussen. Die Geschichte hängt nicht vom Votum eines Mannes ab.

In Deutschland wird gegenwärtig eine große Auseinandersetzung zwischen Rechts und Links, zwischen Bourgeoisie und Proletariat, zwischen Kapitalismus und Sozialismus, zwischen Vergangenheit und Zukunft ausgetragen. Und die Reaktion ist auf dem Vormarsch — das allein ist wesentlich, daran allein hat sich die Linke zu orientieren.

Was ist nun besser: daß die Nazis in die Regierung eintreten oder daß sie draußen bleiben?

Treten sie ein, so wird die Regierung zunächst fraglos gestärkt. In dem Augenblick, wo ihre Basis breiter wird, muß sie jedoch schon zu zerbröckeln beginnen. Denn die Nazis eignen sich schlecht zur Regierungspartei. Solange sie in der Opposition sind, können sie noch einigermaßen vertuschen, daß ihr Programm nur ein Sammelsurium aus allen andern Parteiprogrammen ist. Durchführen könnten sie es unter keinen Umständen, am wenigsten in einer Koalitionsregierung. Einmal an der Macht, würden sie darum sehr rasch in ihre sozialen Bestandteile zerfallen. Vor allem könnten sie dann niemand mehr einreden, daß sie gar nicht zur Reaktion gehören, und man würde endlich auch im letzten Dorf Deutschlands wissen, wer und was links oder rechts ist.

Bleiben sie hingegen außerhalb der Regierung, so wird ihnen bald kein Mensch mehr glauben, daß das Dritte Reich „noch in diesem Jahr" kommen wird. Dann wird der Nimbus, den ihnen bisher ihr ununterbrochener Aufstieg verlieh, immer mehr verblassen, und die Zahl der von ihnen Enttäuschten wird immer schneller wachsen. Ferner aber würden sie in der Opposition gezwungen sein, die Regierung mit den Waffen des Parlaments und der Verfassung anzugreifen, also mit Waf-

fen aus dem Arsenal der Linken. Und auch das könnte ihnen nur schlecht bekommen.

Gehen die Nazis in die Regierung, so werden sie soziologisch, bleiben sie in der Opposition, so werden sie mythologisch zersetzt. Was vorzuziehen wäre, ist eine Doktorfrage.

Die Stärke der Nazis ist aber die Schwäche der Linken. Auch die deutschnationale Präsidialregierung lebt nur von dieser Tatsache. Solange die Nazis, gleichgültig ob innerhalb oder außerhalb der Regierung, die Reaktion decken, ist die Linke gehemmt. Die Schwächung der Nazis muß demnach das Hauptziel der Linken sein, ohne daß sie deshalb nachsichtig gegen die Präsidialdiktatur zu sein braucht. Ohne Hitler auch kein Papen!

Die Frage: Präsidialregierung oder nationale Konzentration ist somit für die Linke belanglos. Sie braucht so wenig für die eine wie für die andre Lösung zu optieren. Nicht sie sondern die Reaktion befindet sich in einem Dilemma. Und das ist gut so. Denn unter diesen Umständen hat die Linke nicht nötig, nach der Staatspolitik zu schielen oder diplomatische Eiertänze aufzuführen. So kann sie vielmehr die Massen in Bewegung halten, ihr Selbstvertrauen stärken und gleichzeitig Hindenburg, Hitler und Hugenberg bis aufs Messer bekämpfen.

Besonders die Sozialdemokratie sollte endlich begreifen, daß gegen sie regiert wird und daß sie Papen den Willen dazu nicht abkaufen kann. Die Partei mag sich noch so loyal, noch so patriotisch gebärden, sie wird dadurch nichts gewinnen. Und wenn sie zusammen mit den freien Gewerkschaften wegen irgendwelcher Formalien gar als Streikbrechergarde auftritt, wie im berliner Verkehrsstreik, wird sie die Demaskierung der Nazis nur verlangsamen.

In dem ersten Schreck nach den Wahlen dämmerte selbst dem ‚Vorwärts' etwas von der Notwendigkeit, eine andre Taktik einzuschlagen und mit den Kommunisten gemeinsam zu operieren. Mittlerweile haben die Weisen jedoch schon wieder ausgerechnet, daß ihre Verluste eigentlich nur fünf Prozent betragen. Wissen diese Leute nichts von der wachsenden Mißstimmung, die längst schon die frömmsten Funktionäre ergriffen hat? Glauben sie wirklich, eine Partei könnte nicht ebenso langsam aber sicher zugrundegehen wie eine Republik?

Die Kommunisten sind mit Recht stolz, daß sie nicht nur der Sozialdemokratie sondern auch den Nazis Stimmen abgenommen haben. Leider ist wenig Aussicht, daß sie verstehen werden, mit ihrem Sieg nun auch etwas anzufangen. Sie wollen weiterhin ihr Gesicht nur der Sozialdemokratie zukehren, und sie vergessen ganz, daß sie dabei von der Reaktion immer stärkere Schläge auf den Hintern bekommen können, Schläge, die die ganze Arbeiterklasse treffen müssen.

Ach, was soll man immerzu dasselbe sagen! Aber gibt es einen einzigen Kommunisten oder einen einzigen Sozialdemokraten, der in der Wahlnacht nicht die Stimmen der beiden Parteien zusammengezählt und mit denen der Reaktion verglichen hat? Nun also!

Bleibt Papen? von Jan Bargenhusen

Vor ein paar Wochen haben einige führende Mitglieder der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion den Reichskanzler aufgesucht, um bei ihm, als dem Reichskommissar für Preußen, mit beredten Worten darüber Klage zu führen, daß der neue Kurs eine große Anzahl fähiger Beamter, speziell Landräte und Regierungsräte, aus ihren Stellungen entfernt habe, ganz ohne Ansehen der persönlichen Qualifikation, nur weil sie Mitglieder der SPD seien. Herr v. Papen lieh diesen Klagen sein bekannt höfliches Ohr und legte dann schließlich auch seinen Standpunkt dar mit den klassischen Worten: „Ja, meine Herren, haben Sie denn noch nicht bemerkt, daß das Pendel jetzt nach rechts ausschlägt?" Womit dann die Unterhaltung im wesentlichen beendet war. Diese Anekdote, die sogar den Vorzug haben soll, wahr zu sein, ist, wie mir scheint, für beide Teile recht charakteristisch.

Es ist deshalb auch beinahe ein bißchen verwunderlich, daß jetzt, nach einigen ziemlich klaren Verlautbarungen der neuen Männer, wieder das große Rätselraten über die Absichten der Reichsregierung eingesetzt hat. Diese Absichten sollten eigentlich bekannt sein, und da auch im deutschnationalen Lager und, was vielleicht noch wichtiger ist, in den mit Hugenberg nur unter Vorbehalt verbündeten Kreisen des ostelbischen Junkertums dieselben Ideen kultiviert werden, so ist auch damit zu rechnen, daß die unverantwortlichen Ratgeber Hindenburgs ihm keine abweichenden Ideen nahelegen werden. Man will weiter mit einem Präsidialkabinett regieren — das ist das ganze Geheimnis. Und da das Prinzip der autoritären Regierungsführung und die Person des Herrn v. Papen nun einmal zusammen gehören, so liegt vom Standpunkt jener Leute nicht der geringste Grund vor, den Mann an der Spitze auszutauschen.

All das Gerede über einen Kanzlerwechsel, das in den letzten zehn Tagen vor der Wahl einsetzte und das vielleicht noch einige Wochen andauern wird, ist deshalb einigermaßen müßig. Man kann es verstehen, daß besonders vom Zentrum her die „Lösung Bracht" eifrig ventiliert wird, — aber rund um den Herrenklub heißt es: wenn schon Präsidialkabinett, warum dann nicht mit Papen? Die Kandidatur Bracht wäre sinnlos, wenn nicht mit ihr der berühmte „Rückfall in parlamentarische Methoden" verbunden wäre — und soweit ist man wohl noch nicht, trotz dem Wort von der „nationalen Konzentration", das lediglich dazu bestimmt ist, Hitler und Kaas unter Druck zu setzen.

Eigentlich ist ja die Logik der Gegner des parlamentarischen Regimes gar nicht so schlecht. Jedenfalls ist sie besser, als es die Praxis Brünings und der „Toleranten" war. Unter Brüning haben auch Parteien, die sich grundsätzlich zum par-

lamentarischen Gedanken bekennen, nichts von der Notwendigkeit wissen wollen, daß man auch in einem Reichstag, der eine Mehrheit von Verneinern des parlamentarischen Systems enthielt, wenigstens den Versuch machen müsse, die Spielregeln des Parlamentarismus anzuwenden. Für die Leute des autoritären Kurses ist die Situation heute noch einfacher als gegenüber dem am 31. Juli gewählten Reichstag. In diesem war immerhin theoretisch eine Majorität möglich, die bereit gewesen wäre, die Spielregeln des Parlamentarismus anzuwenden — obwohl auch damals der größte Partner der in Frage kommenden Koalition, die Hitlerpartei, zu den grundsätzlichen Verneinern des Prinzips gehörte. Heute ist eine solche Koalitionsmehrheit, die von Hindenburg verlangen könnte, er müsse einen ihr genehmen Mann zum Kanzler machen, zunächst nicht vorhanden — nämlich solange nicht, bis sich, was reichlich unwahrscheinlich ist, die Deutschnationalen zum „Rückfall" in den Parlamentarismus bekehren. Höchstens mit Dingeldeys Hilfe wäre eine derartige Majoritätsgruppierung zu schaffen, aber diese ist weder sehr repräsentativ noch verspricht sie, mit Hugenbergs Opposition in der offenen Flanke, die geringste Stabilität. (Nebenbei: was hätte aus den Deutschnationalen bei der Konstellation vom 6. November werden können, wenn sie nicht von dem „sturen Bock" Hugenberg sondern etwa von Karlchen Goerdeler geführt in den Wahlkampf hätten gehen können! Die Tatsache, daß sogar Dingeldey eine fröhliche Auferstehung feiern konnte, zeigt deutlicher als vieles andre, wie stark der Rückstrom der bürgerlichen Elemente von Hitler zur bourgeoisen Mitte eingesetzt hat — es fehlte eben nur die richtige Partei, um die Rückläufer und die zum Papenregime bekehrten frühern Zentrumswähler aufzunehmen.)

Daß die NSDAP in der Woche nach den Wahlen noch starr an ihrem bisherigen Kurs festgehalten hat, ohne auf das freundliche Winken des Zentrums und auf die Parole der „nationalen Konzentration" einzugehen, erklärt sich vielleicht, neben anderm, auch daraus, daß man die Wahlen vom 13. November — in Sachsen und in Lübeck — noch mit der alten Front durchfechten wollte. Bei einem Kurswechsel mußte man nach dem Mißerfolg der Reichstagswahl nunmehr tatsächlich eine Massenflucht der Wähler aus der Partei ohne Fortune und ohne Charakter befürchten.

Erst jetzt, nach diesen Wahlen zweiter Ordnung, ist Hitler bewegungsfähiger, und nun fragt es sich, ob nicht vielleicht von Preußen her die Stellung Papens im gemeinsamen Vorgehen von Zentrum und NSDAP aufgerollt werden könnte. Man soll sich aber keine übertriebenen Hoffnungen machen. Für Hitler ist es immerhin das geringere Risiko, nichts zu tun, als sich mit dem Zentrum in Preußen zu verbünden. Und das Zentrum muß sich sagen, daß die Schaffung eines Bündnisses mit den Nazis in Preußen nicht nur gefährlich ist sondern auch

die Chancen, im Reich etwas zu erreichen, verringert — während umgekehrt ein Bündnis mit Papen-Bracht in Preußen die Chancen eines gemeinsamen Vorgehens mit der Hitlerpartei im Reich verdirbt. Also bleibt auch hier die Parole „Abwarten" die beste Lösung. Ebensowenig darf man hoffen, daß von der alten preußischen Regierung her, etwa über den Reichsrat, die Stellung Papens ernstlich attackiert werden könne. Der alte Otto Braun ist müde geworden; er und seine Minister haben viel zu lange in Staatsraison praktiziert, und das kann man nicht ungestraft tun, das kann man nicht tun, ohne den Elan des politischen Kampfes einzubüßen. Otto Braun verträgt den Vorwurf nicht, daß er die Staatsautorität geschädigt, die Verwaltung lahmgelegt habe; er muß seinen Frieden mit Papen machen, das heißt, er wird in allen Punkten nachgeben. So werden auch die preußischen Minister ihren Weg gehen „nach dem Gesetz, nach dem sie abgetreten" — an jenem 20. Juli nämlich. Und inzwischen stellt sich ja auch schon das Zentrum auf den Boden der gegebenen Tatsachen, von dem es bereits mit Recht heißt, daß dort wegen des großen Andranges fast kein Platz mehr sei. Der bekannte und mit Recht beliebte Reichsfinanzminister a. D. Doktor Hermes meldet bereits bestimmte Wünsche für die Ausgestaltung des Systems der zweiten Kammer und für die Berücksichtigung der verschiedenen Berufsstände an, — nicht anders, als ob es sich nur noch um das Wie der Verfassungsreform handle und nicht auch um das Ob.

Manche Leute erwarten oder erhoffen wiederum, daß Papen, wenn man ihn schon nicht im Reichstag oder von Preußen her packen könne, von seinen Freunden gestürzt werden würde. Man soll aber auch hier seine Erwartungen nicht zu hoch spannen, und man soll, um es deutlich zu sagen, nicht zu sehr auf Schleichers bewährtes Intrigenspiel bauen — der General ist, nach der schweren Abfuhr, die er sich an höchster Stelle geholt hat (damals, nach dem 13. August, dem verunglückten Hitlerbesuch), einstweilen nicht geneigt, sich wieder zu exponieren. Außerdem klappt es mit seiner Idee der Volksfront (oder Gewerkschaftsfront, oder Parlamentsfront, wie man sie grade nennen will) jetzt gar nicht besonders, da die Zusammenarbeit der radikalen Arbeitergruppen beim berliner Verkehrsstreik höchst unerfreuliche Perspektiven für einen gemeinsamen politischen Einsatz der sogenannten gewerkschaftlichen Gruppen aufgezeigt hat. Man sagt, Herrn v. Hindenburg habe die Rolle der NSDAP bei diesem Streik nicht im geringsten gefallen, und auch Schleicher sei höchst bedenklich geworden. Außerdem sind zwischen dem eigentlichen Erfinder der Gewerkschaftsfront, Herrn Zehrer, und seinem Protektor im Wehrministerium ernstliche Differenzen entstanden, nicht zuletzt deshalb, weil Zehrers Blatt, sehr zum Ärger des Generals, das gouvernemental-offiziöse Getue nicht sein lassen konnte.

Wahrscheinlich kommt der Konflikt zwischen dem Reichstag und dem Präsidialkabinett erst dann zum Austrag, wenn die Reichsregierung tatsächlich, was immerhin noch einige Monate dauern wird, ihre großen Reformvorschläge — Reichsreform, Verfassungsreform, Wahlreform — einbringt. Bis dahin wird wohl die Angst vor Auflösung und neuem Wahlkampf die Parteien der Rechten, also NSDAP und Zentrum, vor einem gar zu schroffen Auftreten gegenüber der Reichsregierung zurückhalten.

Finis Borussiae von Hellmut v. Gerlach

Vor kurzem stand in einem bekannten berliner Blatt zu lesen, daß bisher noch von keiner Partei ein Antrag auf vorzeitige Einberufung des preußischen Landtages vorliege.

Vorzeitig! Ist das nicht entzückend? Am 24. April ist der Landtag gewählt worden. Seitdem wurde zwar ein paarmal versucht, ihn zu versammeln, aber Beratungen hat er überhaupt noch nicht abgehalten. Landtagspräsident Kerrl fand es offenbar wesentlicher, den Stars seiner Partei zu „dicken" Hirschen als dem ihm unterstellten Landtag zu gesetzgeberischer Tätigkeit zu verhelfen.

Endlich jetzt hat sich Herr Kerrl auf Drängen von SPD und KPD veranlaßt gesehen, den Landtag zum 24. November zusammenzurufen. Praktisch wird damit nicht viel geändert sein. Der Landtag ist arbeitsunfähig und arbeitsunlustig. Die preußische Volksvertretung hat sich selbst durch das Wahlergebnis vom 24. April inexistent gemacht.

Wir haben, de facto, keinen preußischen Landtag, zum Ersatz dafür aber zwei preußische Regierungen. Regierung Nummer I hat nichts in Preußen, dafür alles im Reichsrat als Vertreterin Preußens zu sagen. Regierung Nummer II hat alles in Preußen, nichts im Reichsrat zu sagen. Die Regierung Braun schwebt völlig in der Luft, da ihr durch höchstrichterliches Urteil jede Verfügung über Preußen entzogen ist. Trotzdem vertritt sie dasselbe Preußen, in dem sie 0,0 bedeutet, vollgültig und ausschließlich in der Reichsinstanz.

So oder wenigstens ungefähr so hat der Staatsgerichtshof entschieden. Er wollte zugleich juristisch und staatsmännisch vorgehen. Das Ergebnis ist ein Kompromiß, das praktisch einem Konkurse gleichkommt. Die Kompetenzen der beiden Regierungen lassen sich nicht reinlich von einander scheiden. In der Praxis gibt es lauter Grenzfälle und damit lauter Kompetenzstreitigkeiten. Das Nebeneinanderregieren muß zu einem ununterbrochenen Gegeneinanderregieren werden. Der Leerlauf wird die Dominante der preußischen Politik.

In Wirklichkeit gibt es seit dem 20. Juli ein Preußen mit jener Eigenstaatlichkeit, auf die Bayern so gewaltigen Wert legt, überhaupt nicht mehr. Die preußischen Minister sind kaltgestellt. Die Reichsminister Bracht und Popitz regieren

Preußen. Es ist Land nur noch im geographischen, nicht mehr im staatsrechtlichen Sinne. Denn es ist Reichsland geworden, also Reichsprovinz.

Daß Preußen als staatsrechtlicher Begriff verschwinde, kann kein Linksmann bedauern. Immer war es ein Widersinn, daß im Reich ein Sonderstaat mit Zweidrittel der Einwohnerschaft des Reiches bestand. Wer je selbst in der Verwaltung tätig war, weiß, welche Unsumme von Kraft und Geld durch diese unnatürliche Doppelexistenz Reich—Preußen verschwendet wurde. Daß wir in der Republik mit der Siedlung nur so langsam vorangekommen sind, lag zum allergrößten Teil an den ewigen Zuständigkeitsstreitigkeiten zwischen Preußen und dem Reich.

Also Schluß mit Preußen! Damit kann man sich ganz einverstanden erklären. Unter der einen Voraussetzung: daß, was danach kommt, besser sei, als was vorher war. So aber sieht es leider bisher gar nicht aus.

Preußische Junker regieren das Reich. Sie schlucken Preußen über, aber nur, um das Reich mit echt preußischem Geist zu durchdringen.

Das lassen sich die Süddeutschen natürlich nicht gefallen. Sie sind gute Deutsche. Aber das Preußentum und vor allem das preußische Junkertum ist ihnen in tiefster Seele antipathisch. Je junkerlicher und je preußischer das Reich wird, um so stärker pochen sie auf ihre Eigenstaatlichkeit.

Im Kampfe Brechts gegen Bracht war der beste Bundesgenosse Brauns der bayrische Ministerpräsident. Aber die Motive des Monarchisten Held sind recht andre als die der norddeutschen Republikaner. In den letzten Monaten ist Herrn Held und seinem Kronjuristen Nawiasky viel Lob aus republikanischen Kreisen gespendet worden. Oft hat man dabei übersehen, daß der bayrische Partikularismus keineswegs eine Sache ist, die vom allgemeinen deutschen Standpunkt begrüßt werden darf.

Eben hat eine Geheimkonferenz der leitenden Staatsmänner Bayerns, Württembergs, Badens, Hessens, Sachsens und Thüringens stattgefunden. Spitze: gegen Papen und seine diktatorische Reichsreformpolitik. Die Mainlinie erscheint wieder am Horizont, nur erheblich nach Norden verrückt, ein süd- und mitteldeutscher Block gegen Norddeutschland.

Der heutige Zustand kann an Widernatürlichkeit kaum überboten werden. Preußen ist Reichsland. Aber all die Enklaven in Preußen (Mecklenburg, Hansestädte, Braunschweig, Oldenburg, Anhalt, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe) scheint man unverändert leben oder vegetieren lassen zu wollen. Dem Föderalismus bringt man das Opfer des gesunden Menschenverstandes. Oder hat es noch irgend etwas mit gesundem Menschenverstand zu tun, wenn das Reich es für nötig hält, Preußen zu verzehren, dafür aber lebensunfähige Operettenstaaten künstlich am Leben erhält?

Die Länder, wie sie heute das Deutsche Reich zusammensetzen, sind der Unsinn an sich. Die Dynasten hat man weggejagt. Aber die dynastischen Zöpfe, in Form der Zwerg-

staaten, hat man sorgfältig konserviert, um nicht zu sagen, mumifiziert.

Nach der Revolution haben vernünftige Deutsche sich ein vernünftiges Bild von der künftigen Gliederung des Reiches zu machen versucht. Nicht historisches Gerümpel wollten sie erhalten, sondern nach geographischen, wirtschaftlichen und landsmannschaftlichen Gesichtspunkten das Reich neu formieren. Es tauchten wohldurchdachte Pläne auf, wie man Deutschland in zwölf oder fünfzehn Reichsprovinzen zerlegen könne. Das hätte ein zweckmäßiges Verwaltungsgebilde ergeben und die an sich notwendige Zentralisierung genügend aufgelockert.

Am Widerstand vor allem Bayerns ist jeder vernünftige Reformplan gescheitert. Bayern will vor allem ein „Staat" bleiben, Sonderrechte in puncto Finanzen, Militär, Polizei undsoweiter sich sichern, seine Souveränität bewahren samt dem Recht, Gesandte zu entsenden und zu empfangen.

Papens Stellung ist ohnehin schwach und schwierig genug. Jetzt beginnt sich eine süddeutsch-mitteldeutsche Koalition gegen seine Diktaturpolitik zu bilden. Er kann natürlich nicht gegen alle Fronten kämpfen. Bedauerlich nahe liegt deshalb der Gedanke für ihn, sich freie Hand gegenüber Preußen dadurch zu erkaufen, daß er dem süddeutschen Föderalismus unabsehbare Konzessionen macht.

Ein gefährliches Spiel!

Man kann sehr wohl verschiedener Meinung über Föderalismus und Unitarismus sein. Der Unitarier wird in den Reservatrechten der Süddeutschen eine Schädigung der deutschen Einheit erblicken. Der Föderalist vermeint, daß sein staatsrechtliches Ideal der Kulturaufgabe des deutschen Volkes am besten diene. Unitarier und Föderalisten können sich ideologisch überhaupt nicht verständigen.

Worüber sich aber alle vernünftigen Leute einig sein sollten, das ist, daß die von Papen am 20. Juli inaugurierte Politik auf keinen Fall den deutschen Interessen diene. Es geht nicht an, die Reichshand gepanzert auf Preußen niedersausen zu lassen und gleichzeitig den Süddeutschen mit Kußhand alle gewünschten Reservatrechte zuzuwerfen. Es geht nicht an, Preußen ohne Befragung des preußischen Volkes in eine Reichsprovinz zu verwandeln, aber Mecklenburg-Strelitz und Schaumburg-Lippe mit all ihren Rechten als selbständige Länder aufrechtzuerhalten.

Uns republikanischen Preußen liegt gar nichts an Preußen, nur sehr viel an Deutschland. Was bisher Herr v. Papen mit Preußen gemacht hat, empfinden wir nicht als Unrecht gegenüber Preußen (wenn auch als Unrecht gegenüber der noch immer gesetzmäßigen Regierung Preußens). Aber wir empfinden es als eine Desorganisation Deutschlands. Darum wehren wir uns dagegen. Darum fordern wir, daß an Stelle der bisherigen willkürlichen Pfuscharbeit der Plan einer systematischen Reichsreform trete.

Was auf keinen Fall angeht, das ist, daß nach den Ideen der Alten Herren des bonner Korps Borussia, wozu ja auch der Kronprinz gehört, das Deutsche Reich borussifiziert werde.

Roosevelts Dilemma von Claus Hartwig

Nur 59 Elektoren werden bei der offiziellen Wahl des amerikanischen Präsidenten Anfang nächsten Jahres ihre Stimme für den bisherigen Präsidenten Hoover abgeben, 472 Elektoren werden dagegen für Roosevelt stimmen, der somit am 4. März als 31. Präsident nach dem größten Sieg, den die Geschichte der amerikanischen Präsidentenwahlen verzeichnet, in das Weiße Haus einziehen wird, wo vor ihm seit dem Bürgerkrieg nur zwei seiner Parteifreunde dieses einflußreiche politische Amt ausgeübt haben, nämlich Cleveland und Wilson.

Vor vier Jahren erlitt Roosevelts Parteifreund, der damalige demokratische Kandidat Alfred Smith, die bis dahin vernichtendste Niederlage, denn er erhielt nur 87 Elektorenstimmen von 531. Welch eine Wendung, welch ein Erdrutsch! Dieser Erdrutsch findet auch seinen Ausdruck in einer völlig veränderten Zusammensetzung des Hauses und des Senats. Von den 96 Senatoren bekennen sich 56 zur demokratischen Partei, noch stärker wird die demokratische Mehrheit im Haus sein, doch liegen endgültige Ziffern noch nicht vor. Viele republikanische Abgeordnete und Senatoren, die unter Harding, Coolidge und Hoover seit mehr als einem Jahrzehnt das Schicksal Amerikas entscheidend bestimmt haben, sind teils nicht wiedergewählt, haben teils ihre einflußreichen Stellungen als Vorsitzende von Ausschüssen verloren. Zwar hatten alle mit einem Sieg Roosevelts und der demokratischen Partei gerechnet, aber keiner mit diesem überwältigenden Sieg, und deswegen ist es verständlich, daß die Frage auftaucht: Deutet dieser Übergang so bedeutender Wählermassen von der republikanischen Partei zur demokratischen nicht auf eine gewisse Krise des parteipolitischen Lebens in USA hin?

Die amerikanischen Parteien sind in weit stärkerem Maße als die andrer Länder zu Parteimaschinen erstarrt, deren Programme sich kaum noch unterscheiden, deren Verschiedenheiten nur noch historisch und psychologisch zu verstehen sind. Bei der Wahl im Jahre 1928 war kaum noch ein Unterschied in den beiden Parteiprogrammen zu entdecken, 1932 traten aber immerhin gewisse Unterschiede in Erscheinung, so in der Alkoholfrage und in der sozialen Frage. Die Verschiedenheiten beider Parteien sind am besten aus den von ihnen gewählten Symbolen zu erklären. Die republikanische Partei ist die Partei des Elefanten, der behäbig, zielsicher und sorgenlos einherschreitet, während der dumme Esel der demokratischen Partei das Nachsehen hat, zurückgedrängt wird, unzufrieden den großen Elefanten anschaut, gegen den er nur ankommen kann, wenn der Elefant sich eine Blöße gibt. Republikanisch wählen die Satten und Zufriedenen, auch weite Kreise der Arbeiterschaft, wenn sie über ein Bankkonto verfügen, sich stets ein „chicken-dinner" leisten können und in der Garage ihr Auto stehen haben; demokratisch wählen die unzufriedenen Elemente. Das Lager der Unzufriedenen hat oft gewechselt. Einst waren vor allem die Staaten des Südens unzufrieden mit der Politik der andern Staaten, sie wählen in alter Tradition auch

jetzt noch demokratisch. Es war anzunehmen, daß in einer solchen Krise wie der gegenwärtigen die von ihr schwerbetroffenen Schichten der Landwirtschaft und der Arbeiterschaft weitgehend demokratisch wählen würden.

Auf die Gewinnung dieser Stimmen war der Wahlkampf der Demokraten gerichtet. Roosevelt, der kommende Vizepräsident Garner und die vielen andern demokratischen Agitatoren stellten hierauf ihre Wahlpropaganda ein, sie vertraten Forderungen, die 1928 von der Gegenpartei als „bolschewistisch" abgetan wurden, Forderungen, die man als „marxistisch" zu bezeichnen geneigt sein könnte. Die Demokraten appellierten an die breite Masse der Arbeitslosen und Besitzlosen, indem sie gegen „big business" wüteten, ein Einschreiten gegen die Großbanken, gegen die Großindustrie und gegen die sogenannten Versorgungsbetriebe versprachen. Sie stellten soziale Hilfsmaßnahmen in Aussicht, ja sogar eine Arbeitslosenversicherung. Hoover dagegen trat auch in diesem Wahlkampf als Vertreter von „big business" in Erscheinung, symptomatisch war das offene Eintreten des sozialpolitisch reaktionären und in den Arbeiterkreisen wenig beliebten Ford für Hoover.

So wurde mit Hilfe marxistischer Ideologien, aber auch mit Hilfe des Finanzkapitals — für die Zeit vom 21. Juni bis zum 2. Oktober hat die demokratische Partei offiziell Wahlausgaben von einer Million Dollar ausgewiesen — und mit Hilfe der Wahlstimmen des immer konservativer werdenden Südens Roosevelt gewählt. Doch die entscheidende Frage wird sein, wer jetzt nach den Wahlen den Kurs der Regierung Roosevelts bestimmen wird, ob es die Geldgeber oder der konservative Süden oder die von der Krise schwerbetroffenen Arbeiter und Bauern sein werden. Der demokratische Parteiapparat wird in Funktion treten, er gehorcht vor allem seinen eignen Gesetzen und seinen Geldgebern. Wichtiger vielleicht als der Wahlkampf wird der jetzt unvermeidliche Kampf um die Politik der demokratischen Partei sein. Was wird nach vier Jahren, bei der nächsten Wahl, werden, wenn Roosevelt vielleicht seine sozialpolitischen Versprechungen nicht erfüllen kann und keine wesentliche Belebung der Wirtschaft eintritt? Vor vier Jahren hatte Hoover seinen Wählern ewige Prosperität, „chicken-dinner" und ein Auto in der Garage versprochen, er wurde hinweggefegt, weil diese Versprechungen nicht erfüllt werden konnten. Wenn Roosevelt nun seine Versprechungen nicht halten kann, wer wird nach vier Jahren an seine Stelle treten? Wird dann der Sozialismus zum ersten Male als dritte Partei eine entscheidende Rolle spielen? Und wenn Roosevelt seine sozialen Versprechungen zu erfüllen versucht, was werden die hinter der demokratischen Partei stehenden Kreise von „big business", was wird der konservative Süden sagen? Werden diese Kreise zu den Republikanern übertreten? Das sind Fragen, die heute auftauchen, in ihrer Bedeutung nicht überschätzt werden können, aber doch erst in vier Jahren zu beantworten sind. Sie werden im Mittelpunkt der nächsten vier Jahre stehen, in Form eines Kampfes um die Sozialpolitik. Es

wird sich darum handeln, ob unter Roosevelt Amerika in diesem Sinne „europäisiert" wird oder nicht.

Eine andre entscheidende Frage ist die Alkoholfrage. Während Hoover seinen Wählern nur Geld versprochen hat, nämlich auf dem Wege der Kreditausweitung, versprach Roosevelt Geld und Bier. Er will den Verkauf leichter alkoholischer Getränke wieder zulassen. Ob und wie er dies Versprechen einhalten kann, erscheint noch ungewiß. Eine restlose Erfüllung setzt eine Verfassungsänderung voraus, die nur möglich ist bei einer Zweidrittelmehrheit in beiden Häusern und bei einer Zustimmung von drei Vierteln der Einzelstaaten. Bei der Haltung der meisten Staaten des Südens und des Westens ist mit der Erzielung dieser Mehrheiten kaum zu rechnen, man wird nach irgendeinem andern Ausweg suchen müssen.

Die weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Auswirkungen dieser Wahl soll man nicht überschätzen. Fragen der Außenpolitik traten im Wahlkampf völlig zurück. Einst hatten die Demokraten für diese Fragen mehr Verständnis als die Republikaner, waren die Demokraten weit liberaler. In letzter Zeit aber haben die Republikaner für weltpolitische und weltwirtschaftliche Fragen mehr Sinn gezeigt als die Demokraten. Es ist möglich, daß Roosevelt, der ja einst als Mitarbeiter Wilsons am Werden des Völkerbundes mitgeholfen hat, der Schöpfung seines demokratischen Vorgängers erhöhtes Interesse zuwendet. Es ist möglich, daß er europäischen Wünschen entgegenkommt. Viel wird davon abhängen, wen Roosevelt zu seinen nächsten Mitarbeitern ernennt. Wird Baker, der Repräsentant des relativ freihändlerischen Flügels der Demokraten, Außenminister und sein Gesinnungsgenosse Owen Young Finanzminister, dann kann man sich gewissen Hoffnungen hingeben, aber auch dann noch sollte man sich vor Illusionen hüten.

Viel Aufsehen hat es erregt, daß die Demokraten in sehr schroffer Form gegen den bestehenden Zolltarif Stellung genommen haben und eine Revision in Aussicht stellten. Aber es darf nicht vergessen werden, daß der für die demokratische Politik wichtige Süden im Laufe der letzten Jahre aus dem freihändlerischen Lager ins hochschutzzöllnerische abgeschwenkt ist und daß ebenfalls hochschutzzöllnerische Industriegruppen auf die demokratische Partei einen starken Einfluß ausüben. In dieser Hinsicht bestehen innerhalb der demokratischen Partei starke Interessengegensätze und Meinungsverschiedenheiten. Roosevelt sieht anscheinend einen Ausweg darin, daß die amerikanische Handelspolitik den Boden der Meistbegünstigung verläßt und wieder zum Prinzip der Reziprozität zurückkehrt. So wird vielleicht der Kampf um die Meistbegünstigungsklausel eine erhöhte Bedeutung erlangen. Auf diese Konsequenzen einzugehen, würde zu weit führen, auf der kommenden Weltwirtschaftskonferenz werden hierüber wohl entscheidende Verhandlungen geführt werden.

Auf der Weltwirtschaftskonferenz wird die Regierung Roosevelts auch andre wichtige Fragen zu beantworten haben. Wie steht es mit Hoovers Antideflationspolitik? Werdet Ihr sie

fortsetzen oder vielleicht gar ausbauen? Werdet Ihr dabei den Etat im Gleichgewicht halten können? Werdet Ihr den Dollar behaupten können? Glaubt Ihr noch an das Gold? Zu diesen schwierigen Fragen werden sich die Amerikaner in London stellen müssen. Gegenwärtig ist eine Antwort noch nicht möglich, denn die Demokraten haben sich gehütet, sich im Laufe des Wahlkampfes auf eine eindeutige Entscheidung festzulegen.

Diese und andre wichtige Fragen sind heute noch ungeklärt. Wie die Antworten ausfallen werden, hängt weitgehend von der Persönlichkeit Roosevelts ab. Hoover, der das Notwendige und Richtige erkannte, der das Moratorium wagte und in der Abrüstungsfrage radikal vorging, erwies sich als nicht genügend politisch geschult, um seine Gedanken durchzusetzen. Roosevelt, der schon mit 28 Jahren Senator, 1917 mit 35 Jahren Staatssekretär im Marineministerium und 1928 trotz schwerer Erkrankung Gouverneur des Staates New York wurde, ist ohne Zweifel eine stärkere politische Persönlichkeit als Hoover. Ob er aber die vielen schwerwiegenden Fragen entscheidend beeinflussen kann...

Marx hat doch recht von F. Sonderburg

Neben der Theorie von der Konzentration des Kapitals waren es vor allem zwei ökonomische Theorien, die mit Marxens Namen untrennbar verbunden sind. Erstens: infolge der ständig wachsenden Rationalisierung, des ständig steigenden Anteils des fixen Kapitals, werden pro Kapitaleinheit immer weniger Arbeiter beschäftigt, die Zahl der unbeschäftigten Arbeiter muß auf Kosten der beschäftigten zunehmen, die industrielle Reservearmee wächst und so muß letzthin der Akkumulation des Kapitals die Akkumulation des Elends gegenüberstehen; zweitens: der Widerspruch zwischen Produktion und Konsum, beziehungsweise Absatz, dessen Ausdruck die Krise ist, steigert sich ständig, daher wird die Dauer zwischen zwei Krisen immer kürzer, die Krise selbst muß mit immer stärkerer Wucht den Kapitalismus erschüttern, bis zu der Stunde, wo die Expropriateure expropriiert werden.

Das Kapital von Marx, dessen erster Band in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts herauskam, schien aber durch die Wirklichkeit widerlegt zu werden. Die Zahl der beschäftigten Industriearbeiter nahm nicht ab, sie nahm zu, sie nahm um viele Millionen zu. Der Akkumulation des Kapitals entsprach nicht die Akkumulation des Elends; im Gegenteil: in England, in Amerika, in Frankreich, später auch in Deutschland, erhöhte sich der Lebensstandard der Arbeiterschaft beträchtlich. Der Kapitalismus wurde zwar damals auch von Krisen erschüttert, aber ihre Wucht nahm nicht zu sondern ab; die Spanne zwischen zwei Krisen verlängerte sich, und es hatte den Anschein, als ob der Kapitalismus in seinem Aufstieg mit seiner schwersten Geißel, der Krise, immer schneller fertig werde. Der Reformismus innerhalb der deutschen Ar-

beiterbewegung, der gegenüber Marxens „Kapital" auf diese schwerwiegenden Tatbestände hinwies, konnte von den Radikalen nicht widerlegt werden.

Es war charakteristisch, daß in den beiden bedeutendsten Vorkriegswerken des deutschen Marxismus, in Hilferdings „Finanzkapital" und Rosa Luxemburgs „Akkumulation des Kapitals", nicht versucht wurde, eine Analyse der Arbeitslosigkeit und des Lohns zu geben, und auch die Analyse der Krise wurde in diesen Werken nicht systematisch vorgenommen.

In seinem 1926 im Malik-Verlag erschienenen Buch „Der Imperialismus" hat Fritz Sternberg in den großen theoretischen Streit eingegriffen. Er bekennt sich grundsätzlich zu Marxens Theorie. Aber er vernachlässigt nicht die Tatbestände, die sich in der Vorkriegszeit ergeben hatten. Während seines Aufstiegs hatte der Kapitalismus umfangreiche Möglichkeiten, überall vorzustoßen, Gebiete, die erst kapitalistisch erschlossen werden mußten, in seinen Kreislauf einzubeziehen. Dadurch wurden auf der einen Seite in den kapitalistischen Ländern Europas immer mehr Arbeiter beschäftigt, auf der andern Seite ergaben sich für viele Millionen Auswanderungsmöglichkeiten. So entstand eine verhältnismäßig günstige Lage auf dem Arbeitsmarkt, starke Lohnsteigerungen traten ein. Und da gleichzeitig Gebiete, wo Hunderte von Millionen wohnen, durchkapitalisiert wurden, wurde der Widerspruch zwischen Produktion und Absatz wenn nicht aufgehoben so doch gemindert. Im Inland wie im Ausland fand die Industrie starken Absatz, so daß die Konjunkturen überwogen, die Krise die Ausnahme bildete. Der Grundgedanke von Sternbergs „Imperialismus" war also: Marxens Theorie ist richtig, sie wurde aber in einer bestimmten Epoche — die Sternberg als Frühimperialismus bezeichnet — vor allem durch die Ausdehnung des Kapitalismus über die eignen Landesgrenzen kompensiert, ja zum Teil überkompensiert.

Sternberg hat bereits im „Imperialismus" nachgewiesen, daß diese Epoche des Frühimperialismus beendet und Marxens Gesetzlichkeit nunmehr zur Tatsache geworden ist.

In seinem vor kurzer Zeit bei Rowohlt erschienenen Buch: „Der Niedergang des deutschen Kapitalismus" (kartoniert 7,50 Mark, in Leinen 9 Mark) nimmt Sternberg auf der Basis seiner Imperialismus-Theorie zum gesamten Entwicklungsgang des Nachkriegskapitalismus Stellung. Das Buch ist mehr als eine Darstellung der deutschen Verhältnisse. Grade weil Sternberg der Ansicht ist, daß der gesamte Weltkapitalismus in eine neue Epoche getreten ist, behandelt er in umfassender Darstellung zunächst die Entwicklung der Weltwirtschaft im letzten Jahrzehnt. Wenn Marxens Gesetzlichkeit nur vorübergehend außer Kraft gesetzt war, so muß sie sich auch in dem Lande auswirken, das als das gesündeste, reichste der kapitalistischen Staaten gilt, in den USA. Daher nimmt die Analyse der amerikanischen Verhältnisse in Sternbergs Buch einen breiten Raum ein. Gegenüber all den Vulgärökonomen, die immer wieder erklärten, daß man die amerikanischen Methoden nur nach Deutschland

übernehmen müsse, damit auch hier alles gut gehe, erbringt Sternberg den exakten Nachweis, daß auch in den USA die letzte Konjunkturepoche wesensverschieden war von denen der Vorkriegszeit, daß bereits in der Konjunktur die Arbeitslosenziffern riesenhaft zunahmen und die gesamten Lohnsummen ziemlich stabil blieben.

Die Analyse des Weltkapitalismus schafft die Voraussetzung, um zu der besonderen Lage in Deutschland Stellung zu nehmen. Warum ist im Niedergang des gesamten Kapitalismus der deutsche eines seiner schwächsten Glieder? Bei der Beantwortung dieser Frage werden die Kriegsfolgen, die Reparationen fast immer in den Vordergrund gestellt. Sternberg tritt dieser These entgegen. In drei umfangreichen Kapiteln gibt er die unsres Wissens erste zusammenfassende Darstellung des deutschen Nachkriegskapitalismus. Und grade die methodichen Gesichtspunkte, von denen die Darstellung beherrscht ist, erschweren die Lektüre nicht, im Gegenteil, sie machen es den Nichtfachleuten möglich, sich durch die verschlungenen wirtschaftlichen Vorgänge durchzufinden. So zeigt Sternberg die Faktoren auf, die bewirken, daß der deutsche Kapitalismus in diese Krise, die zugleich eine Industrie- und Agrarkrise ist, mit einer Landwirtschaft eintrat, die durch die Vorkriegs- und die heutige Zollpolitik weit hinter der Weltlandwirtschaft zurückgeblieben ist; er weist weiter darauf hin, daß durch die Inflation die deutschen Mittelschichten des größten Teils ihres Vermögens beraubt waren, daß also im Gegensatz zu England und Amerika die Krise hier bereits vernichtete Existenzen antraf. Er betont, daß der deutsche Kapitalismus, grade weil er später als England sich in einem sehr schnellen Tempo entwickelte und entwickeln mußte, schon in der Vorkriegszeit der rationalisierteste in ganz Europa war und in der Nachkriegszeit das Tempo seiner Rationalisierung noch steigerte, so daß die Arbeitslosenarmeen so groß wie die amerikanischen, weit größer als die englischen und französischen geworden sind.

Da der deutsche Kapitalismus ökonomisch am schwersten erschüttert ist, mußte hier naturgemäß die politische Krise die größten Dimensionen annehmen. Sternberg hat die wirtschaftliche Analyse bis in die Sommermonate 1932 geführt. Aber er hat sein Buch nicht damit geschlossen. Aus der ökonomischen Analyse gewinnt er die politischen Schlußfolgerungen für die Aufgaben der deutschen Arbeiterklasse. Auf diesen vielleicht bemerkenswertesten Teil seines Buches braucht grade in der ‚Weltbühne' nicht näher eingegangen zu werden, da Fritz Sternberg alias K. L. Gerstorff in diesen Fragen den Lesern der ‚Weltbühne' kein Unbekannter mehr ist. Nach einer umfassenden Kritik des Reformismus folgt ein Kapitel über den Fascismus, bei dem mir jener Abschnitt besonders geglückt zu sein scheint, wo Sternberg auseinandersetzt, warum die Stellung zahlreicher Mittelschichten im Produktionsprozeß die Verbreitung nationalsozialistischer Ideologien erleichtert hat.

Das Schlußkapitel grenzt sich scharf gegen die Taktik der KPD ab. Mit besonderem Nachdruck weist Sternberg gegen-

über der kritiklosen Übernahme russischer Parolen auf die entscheidenden Unterschiede hin, die zwischen der gesamten ökonomischen Struktur und der Klassenschichtung Rußlands und Deutschlands bestehen.

Seit dem Tode Rosa Luxemburgs sind Sternbergs Werke die ersten und einzigen, die von marxistischen Gesichtspunkten aus zu einer Gesamtanalyse des Weltkapitalismus, des deutschen Kapitalismus und der politischen Aufgaben gelangen. Wer in dieser politisch so bewegten Zeit einen sichern Kompaß sucht, findet ihn hier.

SA manövriert von Erich Peter Neumann

Marschtritte knallen durch die nebelkühle Oktobernacht: gruppenweis ziehen SA-Kolonnen die aufgeschreckte Landstraße Gütergotz—Saarmund herunter, die hier nach sieben Uhr herrschende Ruhe ist weggefegt, und statt der verspätet heimkehrenden, leise über die Sommerwege quietschenden Ackerwagen rattern von Potsdam her große Lastautos und rasen hakenkreuzbewimpelte Limousinen vorbei. SA rückt zum Manöver aus.

Ziel sind die Ortschaften Freesdorf und Tremsdorf, die etwa 15 Kilometer von Potsdam und 45 vom Herzen Berlins entfernt liegen; zwei Dörfer der Mark, getrennt durch waldreiches, hügeliges Gelände, in dessen Mitte sich der Ziebchen-Berg erhebt. Westwärts spiegelt der Seddiner See, und weiter nördlich ziehen sich die Schienen der Güteranschlußbahn entlang.

Daß Hunderte von SA-Leute nächtens nach diesem Landstrich marschieren, ist nichts Ungewöhnliches, sie haben zwischen den beiden Dörfern des öftern Geländespiele und ähnliche Sportveranstaltungen durchgeführt. Ungewöhnlich ist diesmal, in der Nacht zum 17. Oktober, nur die Stärke der aufgebotenen Truppen, und wer scharfe Augen hat, kann erkennen, daß die Nummernschilder einzelner Lastwagen den Stempel des altonaer Polizeipräsidiums tragen.

Es wird keines der landesüblichen Geländespiele trainiert, das letzte große SA-Manöver des Jahres 1932 ist für Sonntag, den 17. Oktober, angesetzt. Zwischen den Manövern und den Geländespielen der SA besteht ein kleiner Unterschied, der daran zu erkennen ist, daß die „sportlichen" Geländeübungen in Presse und Organisation stärkstens propagiert, die Manöver jedoch kaum erwähnt werden.

In den ersten Morgenstunden gleicht der ganze Umkreis der Freesdorfer Heide einem Heerlager. Rund 2500 uniformierte SA-Leute sind eingetroffen, verteilt auf das freesdorfer und das tremsdorfer Hauptquartier. Dazu kommen noch die Sanitätskolonnen und die Ordnertruppen. Die Armeen Rot und Blau sind wiederum in aktive und inaktive Truppen unterteilt; diese rücken nach den umliegenden Dörfern, vornehmlich Schiaß und Blankensee, als Reserve ab.

Tremsdorf ist auf den Kopf gestellt. Überall braune Soldaten, in Haustoren und hinter Bäumen sind Maschinen-

gewehr- und Minenwerferattrappen aufgestellt. Unweit des Dorfes steht das Flugzeug D 1312 startbereit, einige Kilometer entfernt sind D 1393 und D 1672, Maschinen der nationalsozialistischen Fliegerstaffel, gelandet.

Wer jetzt die Chaussee entlangkommt, begegnet alle hundert Schritt braunen Posten, die Armeegewehren täuschend ähnliche Attrappen geschultert haben. Die mit gelben Fähnchen markierte Operationsbasis der Truppen ist für den zufälligen Beobachter, der keine besonderen Empfehlungen hat, verschlossen, die postierten SA-Leute verstehen es ausgezeichnet, Nichtzugehörige zurückzuweisen. Man erkennt jedoch im Umkreis markierte Artilleriestellungen und kann auch die mit Laubwerk und Kartoffelkraut verdeckten MG-Stellungen beobachten.

Noch dampfen die Feldküchen, die SA bekommt ihre Morgensuppe, aber das genügt kaum, die Stimmung zu heben, weil es bitter kalt ist. Das Gros der Hitlersoldaten friert. Die wenigsten besitzen feldgraue Mäntel. Und das braune Hemd ist für diese Witterung zu dünn. Für den gemeinen SA-Muschkoten, der im Augenblick nichts andres zu tun hat, als die randalierenden und sinnlos-unwichtigen Kommandos der in funkelnden Monturen steckenden preußischen Unteroffizierstypen des SA-Stabes zu befolgen, mag der Anblick der in dicke Mäntel gekleideten Führer aufreizend wirken. Aber die Bedeutung der Mantelunterschiede zu bedenken — dazu ist keine Zeit. Der Krieg beginnt, pünktlich neun Uhr.

Nach der Uhr Krieg zu spielen, ist schon ohnehin etwas lächerlich. Hier kommt das verschärft zum Ausdruck. Fast auf die Minute surrt D 1312 in die Lüfte.

Freesdorf liegt verlassen, die Armee ist zum Angriff ausgerückt, sie bezieht in dem Wäldchen ihre Stellung. Phantastisch, in welcher Vielfalt Dutzende von Telephonkabeln gelegt sind, über Stoppelfelder und quer durch das waldige Gebiet laufen die Drähte; sie ermöglichen eine mühelose Verständigung der Truppenteile untereinander. Dazu, zu dieser Apparatur, gehört Organisation und Material.

Die feindlichen Truppen haben Deckung bezogen und sind unsichtbar. Zwei Flugzeuge kreisen jetzt über der Freesdorfer Heide, und bald setzt auf der einen Seite das Tacken der Maschinengewehre ein. Das Flugzeug wirft mit Häcksel gefüllte Bomben ab, und dann saust plötzlich ein Motorrad heran. Sanitäter laufen aus ihrem Depot bei dem großen Last- und Privatwagenpark im Sturmschritt vorwärts. Unzählige Tragbahren stehen zur Verfügung. Minutenlang ist alles verwirrt, und die SA-Führer rasen in ihren Automobilen über das Feld. Wo sie vorüberkommen, präsentieren die Posten, fliegen die Hacken der Muschkoten zusammen. Mittlerweile wird der Kampf heftiger, werden die einzelnen Truppenteile aktiver, und die SA-Mannen sind dreckig, verschmutzt, sie liegen auf dem Bauch in der aufgeweichten Erde, Schüsse fallen, und auch die hölzernen Minenwerfer treten in Aktion. Die Flieger bombardieren die Stellungen und verschwinden dann wieder.

Der vier Stunden währende Kampf bringt keinerlei besonders erregende Momente. Schließlich gelingt es Blau, den

Feind zurückzutreiben und die eigne Stellung vorzuschieben. Man ist nicht sachverständig genug, um die einzelnen Phasen dieses Kriegsspiels exakt beurteilen zu können, aber man kann von erfahrenen Militärs, die nicht zum SA-Stabe gehören und zufällig wie wir hierhergekommen sind, hören, daß dieses Spiel nur Spiel ist und die Mannschaften über ausgesprochen schlechte Schulung verfügen. Die Herren in den Limousinen gebärden sich allerdings wie toll, sie imitieren „Feldherren" und wirken dabei recht komisch, obwohl man sich bewußt sein muß, daß sie hier schon den Ernst riechen und nur darauf warten, ihren Leuten statt der Attrappe die Knarre in die Hand drücken zu können. Es bleibt erstaunlich, wie enorm der Aufwand an sehr täuschend fabrizierten Attrappen ist, von der Häckselbombe bis zum MG glaubt man immer wieder, echte Mordmaschinen zu sehen.

Müde, erfroren, zerschlagen, verdreckt und mißgestimmt rücken die Hitlersoldaten der Etappe zu. Wieder dampfen die Feldküchen ... Die Führer lassen ihre Monokels und die vor der Brust hängenden Klempnerläden in der aufsteigenden Mittagssonne glitzern und fahren dann Berlin entgegen. Die Mannschaften vertilgen indes den Inhalt der Goulaschkanonen und sammeln sich zum Abmarsch.

Das Manöver ist vorbei. Trotz dem vielen Geknall ist man nicht erschreckt wegen der Durchführung dieses Manövers, die übrigens merkwürdig undiszipliniert geschah, sondern wegen der Routine dieser Truppe. Diese Leute sind im „Felddienst" schon abgestumpft, sie würden durch plötzlichen Alarm gar nicht überrascht sein. Man weiß, daß diese Manöver den ganzen Sommer hindurch in allen Teilen Deutschlands stattfanden, und daß die Stürme wirklich gedrillt sind. Die oberste SA-Führung hat kürzlich auch zu verstehen gegeben, daß sie mit den Resultaten durchaus zufrieden ist und daß etwa vierzig Prozent der aktiven SA und sämtliche SS-Leute wenigstens einmal zum Manöverdienst herangezogen werden konnten. Es muß den Militärfachleuten überlassen bleiben, die tatsächliche Schlagkraft der Truppen zu beurteilen. Die oberste SA-Führung ist aber davon überzeugt, außerordentlich verwendungsfähige Mannschaften hinter sich zu haben. Beachtlich ist neben dem ungeheuer großen Attrappenmaterial die Tatsache, daß die SA ihre Geländespiele, falls das Wort Manöver umgangen werden soll, nunmehr mit Unterstützung von drei Flugzeugen durchführt.

Die Zweitausendfünfhundert, die der berliner, brandenburger, altonaer und hamburger SA angehören, waren besonders ausgesiebte Leute, sie bilden den Kern der braunen Armee, deren Zuverlässigkeit gegenwärtig ja nicht mehr so groß ist wie noch vor einigen Monaten.

Weder der ‚Angriff' noch der ‚Völkische Beobachter' brachten auch nur ein einziges Wort über die Exkursion der SA, obwohl sonst alle Kneipabende und Bezirksaufmärsche dieser „erwachenden Deutschen" spaltenlang gefeiert werden. Das dürfte ein besonders bedeutsames Merkmal dieses Manövers sein.

Zum deutschen Bürgerkrieg von Werner Hegemann

Vielleicht hat die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' noch nie ein so wahres Wort geschrieben wie die Überschrift „Gustav Adolfs Tat wirkt fort", die sie eben über die Festreden des Reichsinnenministers v. Gayl und des „Hof- und Dompredigers" Doehring, MdR, gesetzt hat. Gustav Adolf hat Deutschland zerrissen, und der später notdürftig überkleisterte Riß zwischen Nord- und Süddeutschland wird heute von Gayls Genossen wieder aufgerissen und vertieft. Es handelt sich keineswegs mehr nur um Religion, lutherisch oder katholisch, sondern vor allem um die sozialen Untergründe von Religion und sozialer Gerechtigkeit, die das Leben in Süddeutschland, Rheinland und Oesterreich erträglicher machen, während es im junkerlichen Ostelbien zur Demütigung wird.

Festreden zum dreihundertsten Todestag des „großen" Schwedenkönigs erschallen schon seit mehreren Wochen: in Berlin, Frankfurt an der Oder und im Rundfunk, auch in Leipzig (am Völkerschlachtdenkmal! mit SA, Stahlhelm und klingendem Spiel, vor hunderttausend Menschen) und auf den Schlachtfeldern von Breitenfeld und Nürnberg, zum Teil in Anwesenheit schwedischer Offiziere in Uniform. Alles zu Ehren des „wahrhaften Helden, der vor dreihundert Jahren auf deutscher Erde bei Lützen seine Überzeugung mit dem Heldentode besiegelte".

So sprach Herr v. Gayl im November, am hundertsten Geburtstag des „Gustav-Adolf-Vereins" und zur Kundgebung des „Evangelischen Bundes" in Berlin. Noch frömmer sagte Gayl im September bei der leipziger Feier, schon halb lateinisch: „Ich schäme mich des Evangelii in Christo nicht" (in dessen Namen Deutschland verwüstet wurde!).

Wer statt protestantischen Küchenlateins über Gustav Adolf deutsch reden dürfte, müßte das heute etwa im Sinne Franz Mehrings tun, dessen ausgezeichnete Studie „Gustav Adolf, ein Fürstenspiegel" ihm 1894 beim dreihundertjährigsten Geburtstag Gustav Adolfs gerichtliche Verfolgung (vergebens!) und dreißigtausend Käufer gebracht hat. Sie ist soeben in dritter Auflage (bei Rudolf Liebing, Leipzig, zum Preise von einer Mark) neu erschienen. Man müßte feststellen: Gustav Adolf war das Werkzeug der schwedischen Junker oder — richtiger — des „französischen Imperialismus", der seinen schwedischen Parteigängern jährlich vierhunderttausend Taler zahlte. Sie hatten an Stelle ihres erbberechtigten (katholischen) Fürsten den Thronbewerber Gustav Adolf zu ihrem König gemacht. Dieser Usurpator war dann so streng lutherisch, wie sie wünschten, und half ihnen, die bis dahin freien schwedischen Bauern für Kriegsdienst und Seeräuberei zu begeistern. Für das (katholisch-)fromme Frankreich und für den ebenso (lutherisch-)frommen wie kreugerhaft unternehmungslustigen schwedischen Adel begann dann der fromme Gustav Adolf den frucht- und furchtbarsten Raubzug durch Deutschland, dessen nördliche Teile er zur Schwächung der deutschen Macht dem schwedischen Reiche angliedern sollte.

Teile Pommerns sind bis zum Sturze Napoleons schwedisch geblieben. Wismar bis 1903! Trotz drei „Großen" Hohenzollern. Bei einem Besuche jammerte dort Treitschke brieflich:

Ist doch Wismar noch heute eigentlich schwedisch...; unsere deutsche Geschichte war doch grausam: wie viel Blut hat es gekostet, bis wir die abgerissenen Stücke unseres Reiches, Glied für Glied zurückeroberten!

„Wenn ich siege, so sind die Deutschen meine Beute"; mit diesen Worten war Gustav Adolf in Deutschland eingebrochen. Doch trieb unfeldherrliche Rauflust den fetten Riesen stets mitten ins Getümmel, wo er dann, nach zwei beutereichen Jahren, auch umkam. Da es keine Mühe machte, ihn durch gleichwertige Bandenführer zu ersetzen, konnte der schwedische Adel Deutschland noch weitere sechzehn Jahre lang brandschatzen. Schiffsladungsweise wurden — schon unter Gustav Adolf — Edelsteine, goldenes Kirchengerät, Kunstwerke und Schätze aller Art (auch viele fromme Bibliotheken) nach Schweden geschafft. Das fromme Heer Gustav Adolfs hat die deutschen Bauern so gräßlich mißhandelt — stets unter Leitung eines „Standartenpfarrers", wie ihn soeben auch unser neuer großer Adolf bei jeder „Sturmabteilung" wieder einführte —, daß sie im Freiheitskriege von 1813 noch vor den damals befreundeten schwedischen Truppen davonliefen. Von der Einäscherung Magdeburgs, die als ewiger Schandfleck des deutschen Kaisertums gilt, schreibt der protestantische Historiker Hans Delbrück:

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der schwedische Kommandant, den Gustav Adolf gesandt hatte, den Brand hat anlegen lassen.

Als 1648 Frankreich endlich dem Deutschen Reiche den „Vernichtungsfrieden" diktiert hatte, schmiß der schwedische Raubheld Wrangel, der letzte Nachfolger Gustav Adolfs, vor Wut seinen Generalshut zu Boden und zertrampelte ihn. Den glücklicheren Gustav Adolf dagegen störte noch niemand bei der Rettung der „reinen Gotteslehre" und der Plünderung des Deutschen Reichs, das heute dem „Löwen aus Mitternacht" „ohne sich zu schämen" in „Christo" ergeben Dankesfeste feiert. Nicht einmal Napoleon (dem Deutschland doch — wenigstens vorübergehend — etwas Bauernbefreiung und andre Realien verdankte) ist so maßlos gefeiert worden von den Deutschen, die er „gründlich gehauen hat, wofür sie ihm eine Dankbarkeit beweisen, die ich durch kein zoologisches Beiwort charakterisieren will" (Bismarck, 29. 1. 1886).

Es ist ungewöhnlich grotesk, daß grade der „anständige" v. Gayl sich für den schwedischen Mordbrenner begeistert: der fromme Notverordner der deutschen Junker weint sehnsuchtsvoll am Grabe des frommen Henkersknechts der mächtigeren schwedischen Junker? Gayl wäre unschuldig, wenn er sich wenigstens auf die meist zuverlässig fälschenden Klassiker der preußischen Geschichtsschreibung berufen könnte. Niemand wird ja von Herrn Gayl erwarten, daß er Mehring liest. Aber müßte nicht grade ein „nationaler" Minister, der vor versammeltem Volk geschichtsphilosophisch reden möchte, doch wenigstens seine Gewährsleute Ranke und Treitschke und deren Testamentsvollstrecker Hans Delbrück

etwas sorgfältiger studieren? Selbst von den offiziellen preußischen Geschichtsfärbern konnte die Wahrheit über den „evangelischen Heiland" Gustav Adolf (Richelieu nannte ihn „Messias") nicht so ganz erfolgreich versteckt werden, daß eine deutsche Obrigkeit an den Feiern zu Ehren des schwedischen Einbrechers heute noch mit Anstand teilnehmen könnte. Gewiß, Ranke erklärte:

Die norddeutschen Kirchen sollten noch heute auf dem Schlachtfelde von Breitenfeld dem Könige ein Denkmal errichten, ohne dessen Hilfe sie verloren gewesen wären.

Und für Treitschke gar ist Gustav Adolf nur dem Allerhöchsten vergleichbar:

Luther und Gustav Adolf waren die beiden einzigen Helden vor Friedrich dem Großen, deren Bild sich den Massen unsres Volkes unvergeßlich ins Herz prägte. Seit den Tagen jenes Löwen aus Mitternacht hatte Deutschland nicht mehr das Bild eines Helden gesehn, zu dem die gesamte (!) Nation bewundernd emporblickte ... und der die Deutschen zwang, wieder an das Wunder des Heldentums zu glauben.

Aber der Vergleich mit Friedrich dem Großen ist (wie der königstreue Gayl wissen müßte) schon deshalb unerlaubt, weil er allzugenau zutrifft und deshalb von dem „großen" Preußenkönige selbst abgelehnt wurde. Friedrich II. sagte während einem seiner selbstentlarvenden Anfälle voltairescher Wahrheitsliebe:

Ist es recht, für solche Dinge, wie Gustav Adolf sie vollbrachte, das menschliche Geschlecht dem Blutvergießen zu weihen, um den Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen zu befriedigen?

Hätte Herr v. Gayl seine Klassiker sorgfältiger studiert, dann wäre ihm auch nicht entgangen, daß nach Ranke „die norddeutschen Kirchen" und „die gesamte deutsche Nation" gar nicht dem Schwedenkönig allein sondern auch dem großen Kardinal Richelieu Denkmäler errichten müssen. Ranke erklärte nämlich:

Wenn sich Gustav Adolf entschloß, das große Werk zu unternehmen, so geschah das nicht etwa auf Antrieb Brandenburgs oder andrer deutschen Fürsten von Bedeutung, sondern vor allem unter der Einwirkung des Kardinals Richelieu, der, obwohl katholischer Kirchenfürst, durch seine persönliche Lage dazu angetrieben wurde, den Protestantismus in Deutschland zu retten.

Obgleich also der protestantische Kurfürst von Brandenburg ein „Fürst von Bedeutung" war (Ranke versicherte sogar, „seine geistige Begabung stand nicht unter dem gewöhnlichen Maße"), wollten er und der andre protestantische Kurfürst (der sogenannte Bierkönig von Sachsen) sich durchaus nicht von Gustav Adolf retten lassen. Warum? Ranke erklärte das Rätsel:

Die deutschen Fürsten der Zeit waren zu behaglich situiert und durch herkömmliche Rücksichten beschränkt, als daß sie selbständig etwas unternommen hätten. Eben das macht den welthistorischen Mann, daß er in dem Streit des Tages die beherrschenden Momente, den Gegensatz der Gedanken begreift und erfaßt. So erschien Gustav Adolf im Sommer 1630 in Deutschland: er stieg in Pommern an das Land, wo der Kurfürst von Brandenburg ihn nicht zu sehen gewünscht hätte, und setzte sich daselbst fest. Neben Kardinal Richelieu nahm Gustav Adolf eine eigenartige große Stellung ein ...

So begreift man, warum Treitschke immer wieder von dem „harten" Luthertum des Schwedenkönigs spricht, das, zusammen mit der ebenso harten Realpolitik Richelieus, die widerstrebenden deutschen Fürsten dazu zwang, gegen ihren selbstgewählten Kaiser und gegen ihren eignen Vorteil zu kämpfen. Treitschke versichert:

Wer der kaiserlichen Majestät widerstand, verlor den Boden unter den Füßen. „Halte ich zum Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn immer noch Kurfürst!" — mit solchen Worten hatte der zaudernde Georg Wilhelm von Brandenburg die Anträge Gustav Adolfs zurückgewiesen.

Mit andern Worten, Richelieus Furcht vor der Einigung eines dann übermächtigen Deutschlands war berechtigt. Gegen die Gefahr, daß Deutschland durch seine Kaiser ebenso geeint werden würde wie Frankreich und England durch ihre Könige, haben Frankreich und England seit Richelieu immer neue Söldnerheere ins Feld geführt. Die erfolgreichsten dieser Mordbrennerheere wurden von den beiden Condottieri Gustav Adolf und Friedrich II. befehligt. Oder mit den Worten Bismarcks:

Auch der preußische Partikularismus entstand nur in Auflehnung gegen das gesamte deutsche Gemeinwesen, gegen Kaiser und Reich, im Abfall von beiden, gestützt auf päpstlichen, später französischen, in der Gesamtheit welschen Beistand, die alle dem deutschen Gemeinwesen gleich schädlich und gefährlich waren.

Auch der fromme Protestant Gustav Adolf, „Retter", Eroberer und Verwüster Brandenburg-Preußens, stützte sich nicht nur auf französischen sondern auch auf päpstlichen Beistand. Der Papst und der türkische Sultan fühlten sich von der drohenden Übermacht Deutschlands genau so bedrängt wie Richelieu und halfen einträchtig dem Schweden. Der Papst erklärte, der Krieg gegen den deutschen (katholischen) Kaiser sei kein Religionskrieg. Hans Delbrück schreibt:

Über den Sieg des katholischen Kaisers am Weißen Berge jubelte die eifrig-lutherische Bevölkerung der Mark. Aus Berlin schrieb der Kanzler Pruckmann dem Kurfürsten nach Königsberg: „Hier ist ein solches Frohlocken unter dem gemeinen Haufen, schnauben und schnarchen dabei, daß es nicht auszusprechen."

Dagegen las der Papst die Messe für den protestantischen Gustav Adolf: „Gott hat den Schwedenkönig auferweckt, daß er uns beschütze." Sogar der Papst war zur Duldung bereit! Auch der deutsche Kaiser war viel mehr an der Duldung verschiedener Religionen interessiert, und Wallenstein trat viel nachdrücklicher für Duldung ein als Gustav Adolf, der in Schweden jeden Katholiken zum Tode verurteilte. Aus dem eroberten Erzstift Magdeburg vertrieb Gustav Adolf nicht nur alle Katholiken — trotz allen gegenteiligen Versprechungen — sondern auch alle reformierten Protestanten, weil er nur die „reine Lehre Luthers" gelten ließ. Als die Schweden Würzburg geplündert hatten, ließ Gustav Adolf seinen Hofprediger Fabricius versichern: „In einem halben Jahre wird das Stift Würzburg zur evangelischen Religion gebracht werden."

Über das spätere Gedeihen des von Gustav Adolf geretteten Luthertums schrieb der preußische Klassiker Treitschke:

Es ist nicht anders, das Luthertum jener Tage stand nicht nur politisch, sondern auch sittlich tief unter dem verjüngten Katholizismus, der soeben alle seine Bekenner wie ein Heer des Glaubens in der festen Burg seiner alten, jetzt neu geordneten Hierarchie gesammelt hatte... Die unsittliche Lehre vom leidenden Gehorsam sog den Lutheranern das Mark des Willens aus den Knochen.

Der protestantische Pfaffenwahn, ohne Gustav Adolf wäre die „Geistesfreiheit" aus der Welt geschwunden, ist durch Treitschkes Nachfolger Hans Delbrück lächerlich gemacht worden. Einige Stichproben von Delbrück:

Die Jesuiten waren weltfreundlicher als ihre theologischen Gegner und die bedeutendsten Mächte des Abendlandes waren katholisch... Die französische klassische Literatur, wenn auch auf katholischem Boden erwachsen, war doch soweit frei von Confessionalismus, daß auch Hugenotten und Freidenker, Jesuiten wie Jansenisten sie annehmen konnten. Es ist eine in vollem Sinne nationale Literatur. Sie ist aber noch mehr. Sie war geeignet, Weltliteratur zu werden.

Auch die aufklärerischen Versuche Friedrichs des Großen stammten nicht etwa aus der Geistesfreiheit Luthers, den er „eine mittelmäßige Pfaffennatur" nannte, sondern von Voltaire, dem Jesuitenschüler. Auch der große Descartes war ein Jesuitenschüler. Er hat unter Tilly auf Seiten des deutschen Kaisers gekämpft und ist dann ein Freund der Tochter Gustav Adolfs geworden! Sie ist besonders beachtenswert. Denn auf sie hofften einmal die preußischen Sezessionisten: der „Große" Kurfürst wollte sie heiraten und damit das nordische Reich vorbereiten, das „der preußische Partikularismus in Auflehnung gegen das gesamtdeutsche Gemeinwesen" stets aufzurichten hoffte. Delbrück schreibt:

Aber die Tochter Gustav Adolfs lehnte diesen Plan ab... Stolz, bildungsdurstig, freigeistig wie sie war, ... legte sie die Krone nieder. Sie verließ Schweden, trat zum Katholizismus über, der liberaler war als das lutherische Zelotentum, und ist später in Rom gestorben.

Selbst als Souverän konnte sie den protestantischen Pfaffen- und Adelsmuff nicht ertragen. Und doch war die schwedische Militärmonarchie, verglichen mit ihrer spätern preußischen Nachahmung, noch ein freier und gebildeter Staat! Nicht nur der Adel sondern auch die Bauern bewahrten in Schweden ständische Rechte, die in Preußen von den „großen" Hohenzollern geschoren wurden. Auch des Freiherrn vom Stein verspätete preußische Bauernbefreiung ist wieder rückgängig und vor allem zu einem großen Bauernlegen benutzt worden. Und Brüning wurde gestürzt, weil er auf den ostelbischen Latifundien wieder kleine Bauern ansiedeln wollte.

Hier droht uns die größte Gefahr aus Gustav Adolfs siegreichem Kampfe für das „harte" Luthertum. Luther hat mit scheußlichen Schimpfworten die Junker und Fürsten zur Niederknebelung der Bauern angefeuert. Dieser Geist der Unduldsamkeit und sozialen Ungleichheit herrscht noch heute in großen Teilen Norddeutschlands. Er ist gefährlicher als irgend eine Mainlinie. Er droht, gegen das koloniale norddeutsche Neuland den kulturell älteren Westen, den Süden und Oesterreich zusammenzuschließen im gemeinsamen Widerspruch und wieder zur Freude Frankreichs. „Gustav Adolfs Sieg über den deutschen Einheitsstaat wirkt fort!"

Mariauxnetten des Rundfunks von * * *

Das Drama der Umorganisation beim Rundfunk läuft zwar langsamer, ist aber anscheinend noch immer nicht zum Abschluß gekommen. Wenigstens wird derjenige, der heute das Funkhaus durchwandert, feststellen müssen, daß das Wichtigste im Funkhaus ununterbrochenes Umziehen ist. Türen werden durchbrochen, Telephone umgelegt, neue Wände gezogen und — wenn alles glücklich fertig ist — beginnt das gleiche Spiel von vorn. Es ist eben leichter, einen Bureauapparat zu organisieren als ein Programm.

Immerhin: ein tüchtiger Dämpfer aus dem Munde der Öffentlichkeit erreicht ja manches, und ganz so menschenfresserisch, wie die braunen Herren aus der Masurenallee tun, sind sie doch nicht. Das zeigen am besten die „Ketzereien am Wochenende". Nachdem nämlich die Mariauxnetten, die so urplötzlich aus ihrem Dunkelschlaf herausgerissen worden waren, ordentlich eins auf den Kopf bekommen hatten, ist von ihrem Spiritus nichts andres übrig geblieben als ein chronischer Rampenlicht-Katzenjammer.

Wie überhaupt die neuen Herren der Zeitfunk- und Vortragsabteilung ins Funkhaus gekommen sind, das wissen nur die Unsterblichen und einige wenige Eingeweihte. Aber man geht nicht fehl, wenn man die Drähte, an denen sie emporklettern konnte, in den Kreisen rund um den Herren-Club sucht. Von Doktor Mariaux jedenfalls erzählt sich der Funk-Mund, daß er reiche Verwandte im Rheinland habe, Schwerindustrielle ihres Zeichens, die über die besten Beziehungen zu den Gebietern von heute verfügen.

Aber alle Gerüchte beiseite: Tatsache ist, daß alle drei Herren — Mariaux, Harald Braun und Laukisch — eines Tages den Ruf erhielten, so schnell wie möglich ins Funkhaus zu kommen; dort wurden sie um ihr prinzipielles Einverständnis gebeten, Dienste im Funkhaus zu nehmen. Kurz darauf waren sie eingestellt. Niemand weiß: waren sie beim kommissarischen Intendanten, waren sie beim Rundfunkkommissar? Niemand weiß, wer von den beiden sie nun eigentlich zu sich bestellt hat — auf alle Fälle: sie waren und sind — noch immer — da.

Was sind sie vordem gewesen? Harald Braun war Leiter des Evangelischen Pressedienstes, Herausgeber des ‚Eckhardt' und Redakteur bei Scherl — von allen dreien hatte er die meiste Erfahrung im Umgang mit Mikrophonen; denn unter der Ära Flesch-Kürschner hat er mehrere Male Gelegenheit gehabt, seine Ungeeignetheit für das Mikrophon zu erproben, zum Beispiel bei der Reportage „Durch die Hingabe-Ausstellung". Fritz Laukischs Berührung mit dem Sender war etwas mehr platonischer Natur: er saß als kleiner Redakteur bei Scherl, bebilderte dort die Seiten einer Funkzeitschrift und brauchte dazu weder Verantwortung noch Initiative. Franz Mariaux dagegen war der Glücklichste: in seiner Eigenschaft als freier Journalist wußte er, bis zu seiner Berufung ins Funkhaus, nur vom Hörensagen, daß es so etwas wie Sender und Empfänger gab.

Von den dreien, die da neu kamen, scheint Harald Braun noch der Beste. Er hat wenigstens den einen Einfall gehabt, die Vorträge abzukürzen und zwischen die einzelnen Darbietungen mehr Musik einzustreuen; im übrigen hatte er nur noch den Einfall, sich wiederum aufs Mikrophon loszulassen. Seine affektierte, mit wohlberechneten Seufzern durchtränkte monotone Redeweise muß unfehlbar alle Hörer am Lautsprecher einschläfern. Er hat Richtlinien für die Bearbeitung von Vorträgen herausgegeben; sollte er sich diese (im übrigen nur für Philosophen verständlichen) Richtlinien nicht selber zu Gemüte führen, ehe er das Publikum anödet? Wie die Novemberprogramme zeigen: die Abteilung Harald Braun ist eine zweite literarische Abteilung geworden, ohne die erste an Güte zu erreichen; was die frühere Vortragsabteilung an Gebieten bearbeitete — Technik, Wirtschaft, Wissenschaft, Handel — ist ihm so fremd, daß er es kaum in seinem Programm berücksichtigt. Wo sind die „Rechtsfragen des Tages", wo die „medizinisch-hygienische Plauderei", wo all die netten und unterhaltenden Vorträge geblieben, nach denen die Hörerschaft dürstet? Soll uns dafür das „Gelebte Leben" entschädigen? Vielleicht, Herr Harald Braun, „Dürfen wir Ihnen raten?" sich auf die „Pflicht ohne Ende" eines Leiters der Vortragsabteilung zu besinnen!

Laukisch konnte nicht anders, als sich aus einem untergeordneten Redakteur zu einem ebenso nichtssagenden Funkhandlanger zu entwickeln. Das erste, was er in seiner neuen Position tat: er erprobte die neugewonnene Machtfülle und fabrizierte eine Reportage von der berliner Stadtrandsiedlung. Er machte sie so „gut", daß selbst die ihm nahestehenden Kreise rieten, er solle sich lieber nicht öfter versuchen. Er ist jetzt das Sieb, durch das die „Stimmen zum Tag" und die Reportagen zu Doktor Mariaux gelangen beziehungsweise nicht gelangen.

Was aber ist aus der „Aktuellen Abteilung" geworden — aus jener Abteilung, die so glatt und reibungslos funktionierte? In Jahren aufgebaut, in wenigen Wochen zerschlagen. Unbeantwortete Briefe häufen sich zu Bergen. Aktuelle Vorschläge versinken hinter diesen Briefstapeln zur Unaktualität. Neue Reporter tauchen auf wie Sand am Meer. Namen wie Wulf Bley, Haupt, Hauser, Holzapfel, Anton, Peter Bam weisen eine eindeutige Richtung in das braune Lager.

Das ist kein Trugschluß: die erste Maßnahme Mariaux war, sich mit „Sachberatern" für bestimmte Fachgebiete zu umgürten: Holzapfel vom Aero-Klub wählte er zum Fachmann für Luftfahrt, den nationalsozialistischen Kapitän zur See a. D. Busch zum Fachmann für Marinefragen. Wer diesen Herren nicht genehm ist, hat keine Aussicht, Luftfahrt- oder Marinereportagen zu machen.

Eine alte Tatsache: je unfähiger jemand zur Ausübung eines Amtes ist, desto mehr Hilfspersonen zieht er heran. Was Kürschner allein machen konnte, das bedarf bei Mariaux eines Aufgebotes von sechs Köpfen: Mariaux selber, Laukisch, Busch, Holzapfel, ein Sachberater für Heeresfragen und dem-

nächst noch ein Assistent für Mariaux, der ihn weiter entlasten soll.

Frage ist, wer das alles bezahlt. Nun, diesmal zahlen es nicht die Hörer. Diesmal zahlen es die, mit deren Hilfe und Kräften das Programm eigentlich gemacht wird: die Mitarbeiter. Das sind freie Leute, die nur von Fall zu Fall engagiert werden — Leute ohne festes Einkommen, Leute, denen niemand ihre Auslagen und Spesen ersetzt. Ihnen sind die Honorare gekürzt worden. Ein Vortrag ist auf 75 Mark, eine Reportage auf 75 bis 120 Mark heruntergesetzt worden; jeder Aufwand bei Reisen, wie Essen, Hotel und Übernachtung, muß davon bestritten werden. Außerdem ist die Möglichkeit der Mitwirkung nochmals um ein Drittel verkürzt worden. Hier ein Beispiel: Konnte früher jemand in der Vortragsabteilung arbeiten, so waren im Durchschnitt vier Vorträge im Jahr sein Maximum. Dafür bekam er rund 600 Mark. Heute kann er günstigenfalls nur noch dreimal vor das Mikrophon treten und erhält dafür insgesamt 225 Mark im Jahr.

Freie Berufe sind bekanntlich ökonomisch schwache Faktoren — die schwächsten, die es im Wirtschaftskampfe gibt. Und weil diese Berufe zu schwach sind, sich zu widerstezen, muß in erster Linie an ihnen gespart werden, was die neuen Leute kosten. Das sind nicht nur die Herren Harald Braun, Laukisch, der zukünftige Assistent von Doktor Mariaux und Herr Hartmuth Braun — das sind auch die Herren Scholz, Strunden und wie die übrigen Kommissare alle heißen, und es sind die Herren Krukenberg, Beumelburg und Kolb.

Aber auch an andern Stellen muß gespart werden — und das freilich zahlt der Hörer. Nicht nur, daß der Sender jetzt Sonntags nachmittags eine halbe oder gar eine ganze Stunde stillgelegt wird: auch sogenannte „wertvolle" Darbietungen literarischer oder musikalischer Art werden kurz hintereinander mehrfach wiederholt. Wenn auch der einzelne Autor solcher „wertvoller" Sendungen ein etwas höheres Honorar erhält, so ist auf der andern Seite die Möglichkeit für andre Autoren fortgefallen, nun ihre Hörspiele oder Kompositionen zur Aufführung zu bringen. Für den Hörer bedeutet das einen Verlust an Abwechslung und Fülle der Darbietungen, für die Autoren eine Einbuße um zwei Drittel ihrer Arbeitsmöglichkeit. Die Sender allein profitieren: denn was sie bei diesen Autoren sparen, das bekommt der Autor einer „wertvollen Sendung" bei weitem nicht mehr bezahlt.

Zwischen die Leistungen ein und derselben Person ist ein „offizieller" Abstand von mindestens vier Wochen gelegt worden — eine weitere Kürzung der Arbeitsmöglichkeiten. Aber das gilt nicht für alle. Personae gratae wie Herrn Holzapfel, Herrn Doktor Walter Hagemann, Herrn Wulf Bley genoß man innerhalb eines Monats mehrere Male...

Man hat dem alten Funkhaus vieles vorgeworfen. Aber im Vergleich zu dem, was sich heute in der Masurenallee abspielt, hat der alte Rundfunk im blütenweißen Engelskleide dagestanden.

Hauptmannpublikum 1932 von Herbert Ihering

Es gibt nichts Täuschenderes als berliner Erfolge. Das Premierenpublikum ist seit Jahren, seit Jahrzehnten dasselbe, feindlich oder freundlich eingeschworen auf Autoren, Stücke und Schauspieler. Dieses einstmals beweglichste und lebendigste Publikum der Welt ist heute in den großen und repräsentativen Theatern nicht mehr aufnahmefähig für unmittelbare Eindrücke. Je mehr die Premieren nach dem Westen rutschten, desto weniger wurde an den Publikumsnachwuchs gedacht. Es gab nur Logenbesucher und Parkettzuschauer. Die Galerie starb aus. Nur in der Volksbühne, im Staatstheater und allenfalls noch im Deutschen Theater gab es eine Galerie.

Das führte immer mehr zu einer Verkliquung und Versippung des berliner Theaterpublikums. Es fehlte jede Bewegung, jeder Zustrom. Alles kannte sich. Jeder wußte von vornherein: der Nachbar denkt so über Kortner und so über Krauß, reagiert so auf Zuckmayer und so auf Georg Kaiser. Alles war voraus bestimmt und voraus berechnet. Überraschungen wurden selten. Der Wechsel, der eintrat, war höchstens ein Wechsel der Mode. Nur aus dieser Zusammensetzung des Publikums und aus der Kenntnis der Theaterdirektoren von dieser Zusammensetzung ist es zu erklären, daß das Risiko eines unbekannten Dichters kaum noch eingegangen wird, daß Beziehungen alles sind und ein klägliches Rechtsanwaltstück wie Erich Freys „Meineid", das selbst juristisch ohne jede Beweiskraft ist, eher aufgeführt wird als das Werk eines Dichters.

Das berliner Premierenpublikum ist das Publikum der gesellschaftlichen Cliquen geworden. Aber es gibt heute die Hauptmannfeiern, der alte große Hauptmannspielplan wird wieder aufgerollt. Hier müßte sich das alte Publikum bewähren oder ein neues sich bilden. Und doch ist grade hier die Erstarrung am deutlichsten. Nicht in der Volksbühne, selbstverständlich. Aber man erlebe heute eine Hauptmannpremiere am Gendarmenmarkt oder in der Schumannstraße. Man blicke ins Parkett, in die Wandelgänge, ins Foyer, es hat sich nichts geändert. Oder vielmehr doch. Dieselben Leute, die früher Hauptmann durchsetzen halfen, die früher kämpften, denen Hauptmann eine menschliche, geistige und künstlerische Welt bedeutete, die sich vor ihm in der Gemeinsamkeit eines Bekenntnisses fanden, protzen heute mit diesem geistigen Besitz und tragen ihn zur Schau. Nirgends stößt man im Theater sonst auf einen solchen Kastengeist. Das geht umher, fühlt sich geborgen, benimmt sich auffallend, kramt vor aller Ohren Intimitäten aus und verachtet die andern. Eine herrschende Klasse, die wieder nach oben gekommen ist, Emigranten, die wieder ihren Boden gefunden haben. Ein literarischer Herrenklub, der jeden feindselig ablehnt, der nicht dazu gehört. Alte Kämpfer der Literaturrevolution gehen wie mit Orden und Diplomatenfracks herum. Jeder Blick der Klubmitglieder untereinander wirkt wie ein verabredetes Zeichen,

jeder Gruß wie ein Signal. Man glaubt, in einen Geheimbund geraten zu sein, der einen Großfürsten inthronisieren will.

So kommt der siebzigjährige Hauptmann nur selten an ein neues Publikum heran. Grade diejenigen, die das größte Verdienst an seiner Durchsetzung haben, riegeln die Weiterwirkung ab. Der Volksdichter Hauptmann wird gefeiert wie der Vorsitzende einer Vereinigung von Auserwählten. Ku klux klan geht um. Während die Theater längst vom Westen sich wieder an die Peripherie schieben, wird Hauptmann exklusiv und autoritär gefeiert (immer mit Ausnahme der Volksbühne). Hauptmann, als Emigrant, Hauptmann als Großfürst — nicht die Theater, nicht die Regisseure, nicht die Schauspieler sind schuld. Schuld ist das Hauptmannpublikum 1932.

Kultus, Kunst und Kestenberg von Arnold Walter

Nicht weniger als zweiundzwanzig künstlerische Verbände hatten unter Führung des neuen Akademiepräsidenten Max v. Schillings, der doch wirklich kein Kulturbolschewist ist, gegen die Beseitigung der Kunstabteilung im preußischen Kultusministerium feierlichen Protest eingelegt. Mit dem Erfolg, daß man die Ansichten und Wünsche der Fachleute zwar zu den Akten, keineswegs aber zur Kenntnis nahm. Im Rahmen und Namen der Verwaltungsreform soll der Geist der Nachkriegsjahre möglichst ausgerottet, sollen seine Auswirkungen annulliert werden. Sollen die Fachreferenten ausgeschaltet, ihre Ressorts Verwaltungsjuristen überantwortet werden; so daß es fortan wieder nicht so sehr darauf ankommen wird: was — als daß verwaltet wird.

Dies geht so zu: Von den bisherigen von fünf Ministerialdirektoren geleiteten Abteilungen des Ministeriums bleiben lediglich die „Zentralabteilung" und die „geistliche Abteilung" bestehen. Für alles andre werden zwei neue geschaffen, die „Abteilung für Unterricht und Erziehung" nämlich und die „für Wissenschaft und Kunst". Damit erlischt die selbständige Existenz der Kunstabteilung; damit ist glücklich ein Zustand wieder erreicht, der lange vor dem Kriege bereits der Abänderung für wert befunden worden war. Mit dem Unterschied freilich, daß sich die wissenschaftlichen wie künstlerischen Agenden des Ministeriums gewaltig vergrößert und dementsprechend an Bedeutung gewonnen haben: man erinnere sich nur der (seinerzeit in der Verwaltung anders eingegliederten) früheren Hoftheater, Schlösser und Gärten; des Funkwesens, das es gar nicht gab!, des Lichtspielwesens, das jetzt vom Innenministerium übernommen wird! Der neu aufgebauten staatlichen Musikpflege! Man vergegenwärtige sich, was es heißt, wenn zu all dem Bisherigen Angelegenheiten des Wohlfahrts-Landwirtschafts- und Handelsministeriums, in Zukunft vielleicht sogar des Reichs, mitübernommen werden müssen.

Macht man heutzutage den Versuch, die Beziehung zwischen Kunst und Staat so zu ordnen, wie es vor einem Vierteljahrhundert der Fall war, so ist dies (selbst fiktionsgewohnte Juristengehirne hätten das begreifen müssen) keineswegs eine restitutio in integrum sondern eine soziologische Absurdität. Ist es in Zeiten, in denen Kunst von starken und intakten Schichten getragen wird, durchaus denkbar, daß sie der Staat sich selbst und ihrem wirklichen oder vermeintlichen organischen Wachstum überläßt, so ist es undenkbar und unsinnig, das gleiche Verhalten in Zeiten beobachten zu wollen, in denen sich die gesellschaftliche Struktur entscheidend ändert, die Schichten zerfallen, die Kunst

heimatlos wird: wie wir es alle Tage erleben. Da hilft kein Hoffen auf gar nicht mehr mögliches organisches Weiterwachsen, da gilt kein Abscheu vor dem Organisieren geistiger Güter — hier fragt es sich nur: bekennt man sich überhaupt zu ihnen und ihrer Erhaltung? (Wer aber wollte es heute versäumen, dieses Bekenntnis möglichst laut und deutlich, überdeutlich, abzulegen?) Tut mans, dann hat man freilich bereits die Aufgabe übernommen, durch bewußte Willensbildung und planmäßiges Handeln das unvollkommen oder gar nicht mehr funktionierende Kräftespiel historischen Geschehens zu ersetzen. Nichts andres meint übrigens das immer wieder mißverstandene Wort „Kunstpolitik", das nur kritiklose Dummheit im parteipolitischen Sinn zu interpretieren vermochte.

Wächst also für einen Staat, der den Ehrgeiz hat, alle wertvollen Kulturgüter zu erhalten, unaufhaltsam die Verantwortung der Kunst und den Künstlern gegenüber, dann ist es reichlich unverständlich und nur aus politischen Motiven zu erklären, wenn man daran geht, die künstlerischen Interessen wie vor Jahrzehnten zu einem Anhängsel der wissenschaftlichen zu machen. Ob man das „Vereinfachung der Verwaltung" nennen kann, wenn ein Beamter zwei so disparate schwer übersehbare Gebiete beherrschen und verantwortlich leiten soll (was in Wahrheit unmöglich ist), wenn Verwaltungsjuristen Sachen zur Bearbeitung zugewiesen werden, von denen sie schließlich doch nichts verstehen — das steht dahin. Immer werden sie auf Urteile und Voten andrer, Einzelner wie Körperschaften, angewiesen bleiben; hier wird ein unkontrollierbares Halbdunkel herrschen, die Frage der Verantwortlichkeit wird niemals ganz klar zu beantworten sein; auch dürfte dies Alles eher zur Komplizierung als zur Vereinfachung beitragen. Nur der Fachreferent, diese unumgänglich notwendige Personalunion eines Beamten und künstlerischen Menschen, war und ist imstande, die Beziehung zwischen Staat und Kunst wirklich fruchtbar zu gestalten.

Das Sinnloseste, das Beschämendste an der ganzen Aktion, die in Wahrheit krasse Reaktion ist, das ist der Abbau des preußischen Musikreferats. Es ist hier nicht der Ort und nicht der Raum, die einzigartige Aufbauarbeit, die da geleistet wurde, im einzelnen zu beleuchten; etwa von der Neuformung der Hochschule für Musik oder der Akademie für Kirchen- und Schulmusik zu reden, von dem Schulmusik-, dem vielumkämpften Privatmusiklehrerlaß. Noch weniger soll den zahllosen Gegnern der preußischen Musikreform die Ehre angetan werden, sie umständlich zu widerlegen: sie hatten niemals zureichende oder nur faßbare Argumente, sie hatten immer nur Mißtrauen gegen die ganze Richtung, Übelwollen und Haß.

Mag es auch für Nichtjuristen oft schwer sein, den Unterschied zwischen einem Fachreferenten und einem Minister zu begreifen oder gar sich das Funktionieren eines Amtes vorstellen zu können — es zeugt andrerseits auch nicht von all zu großer Einsicht, wenn selbst ernsthafte Leute materielle Arbeit und formale Verantwortung nicht zu trennen wußten. So hatte Leo Kestenberg, der Schöpfer der Musikreform, nicht nur seine Absichten, so hatte er auch den durch alle immer vorhandenen Gegenkräfte veränderten Erfolg dieser Absichten zu verantworten ... Was nicht immer leicht gewesen sein mag. Nicht auf Einzelheiten aber, nicht auf Feindschaft, Erfolg oder Mißverständnis kommt es an sondern auf den Sinn des Amts, die Absicht seines Trägers, auf Aufbau und Zusammenhang der Arbeit. Die Grundabsicht all der Reformen? Sie war die denkbar schönste und edelste: da es so viel, so herrliche Musik gab, sollte keiner mit leeren Händen und leerem Herzen leben müssen; sollte jeder teilhaben können an dieser klingenden Zauberwelt; Musik sollte kein Ornament des Lebens bleiben, lebendig wirkende Kraft sollte sie werden im Dasein des Volks. Wer das will, der wird immer bei der Jugend,

bei der Erziehung, ihren Einrichtungen und ihren Reformen anfangen müssen, der wird so anfangen, so fortsetzen, so handeln müssen wie Leo Kestenberg. Damit ist alles gesagt.

Ich weiß nicht, wie weit man Zelters musikpolitische Bedeutung zu seinen Lebzeiten eingeschätzt hat: heut schilt man die, die seine Arbeit fortsetzen; in späteren, in weiseren Zeiten (dazu wird gar nicht ein Jahrhundert nötig sein) wird man die preußische Musikreform der letzten vierzehn Jahre mit andern Augen ansehn, wird ihre unerläßliche Notwendigkeit wie ihre notwendige Unvollkommenheit begreifen gelernt haben; wird sie zu den wenigen Wegen zählen, die aus unsern Tagen in die Zukunft führen. Was hier ohne allen Stolz und in Bescheidenheit prophezeit wird: denn es ist nicht schwer, vor der Geschichte gegen den ‚Lokal-Anzeiger' etwa recht zu behalten.

Das Himmelreich annonciert

von Alice Ekert-Rothholz

Das Himmelreich läßt alle Leute rein. Alle Farben! Auch die roten!
Nebenan wird das deutsche Himmelreich sein. Mit der Aufschrift: „Eintritt verboten ..."
Ihr werdet immerzu Erbsen mit Speck und Arbeit (Arbeit!) haben.
Dadurch fällt erstens das Arbeitsamt weg. Und: Verhungern durch milde Gaben ...
Merkt: das himmlische Brot schmeckt wie richtiges Brot und nicht wie gebackener Schimmel ...
Denn sonst wärs ja wie hier unten, Mensch!
Und der Himmel wär kein Himmel.

Das Himmelreich besteht überhaupt aus lauter Feldern und Wiesen.
Und die Luft ist selbstverständlich entstaubt. (Wie immer in Paradiesen.)
Ihr alle habt Euer Häuschen dort. Und Sonne und Blumen nach Noten.
Die Fabrik fällt selbstverständlich fort. Hungerlöhne sind oben verboten ...
Merkt: statt Radio-, Partei- und Liebeskrach machen Kühe ein Glockengebimmel ...
Denn sonst wärs ja wie hier unten, Mensch!
Und der Himmel wär kein Himmel.

Im Himmel wird himmlischer Spaß gemacht. (Olymp III, Eingang rechts: „Chaplin-Hallen".)
Da wird gelacht, daß der Bauch Euch kracht und die Psalmen vom Stengel fallen.
Für Arbeiterengel ist Eintritt frei. Dafür sorgt ja die himmlische Leitung.
Und Hans Reimann ist natürlich dabei. Und predigt auf sächsisch die Zeitung.
Merkt: Steuern und Sterbe-Angst fallen weg. Sowie Krieg samt Kanonengebimmel ...
Denn sonst wär der Ewige Friede ein Dreck!
Und der Himmel wär kein Himmel.

Leute! Alles wird es geben. Alles. Nur kein Hundeleben!
Sondern: Spaß und Rotwein.
Niemand wird vor Kälte beben. Fette Engel werden schweben.
Niemand wird nach Brot schrein!

Doch um sowas zu erleben, zu erleben, zu erleben
müßt Ihr eben tot sein!

Politischer Treibstoff von Bernhard Citron

Die Niederlage Hoovers hat die protektionistische Politik der Republikaner zu Fall gebracht. Auch der Ölzoll, der erst im Frühjahr 1932 eingeführt wurde, wird allmählich abgebaut werden. Aber so wenig Amerika bereits am Tage nach dem Einzug des neuen Präsidenten ins Weiße Haus in Alkohol schwimmen wird, so wenig wird es auch 1933 wieder in Öl schwimmen. Öl ist in den USA nicht etwa ein Reservat für wenige Großkonzerne sondern auch der Nährboden vieler kleiner und mittlerer Existenzen. Man wird also den Benzinzoll nicht von heute auf morgen, aber von morgen auf übermorgen verschwinden lassen. Damit wird die Entscheidung im großen Machtkampf der Ölkonzerne, die mit der Einführung des Zolls scheinbar bereits gefallen war, wieder rückgängig gemacht werden. Von den fünfzehn Millionen Tonnen Öl, die der Shell-Konzern bisher in den USA abgesetzt hat, werden in den Staaten selbst nur etwa vier Millionen Tonnen gewonnen, den Rest bezieht Shell aus seinen Ölfeldern in Venezuela. Durch den Benzinzoll, um dessen Anwendung augenblicklich ein Prozeß vor dem obersten Gerichtshof in Washington schwebt, ist der Shell-Konzern in die große Gefahr geraten, in den USA keinen Absatz mehr für seine aus Venezuela importierte Erzeugung zu finden. Über kurz oder lang hätte der Benzinzoll Shells amerikanischen Absatz fast ganz zum Erliegen gebracht. Der Kampf zwischen Shell und Standard-Oil hätte dann mit der Alleinherrschaft des Standard-Oil-Konzerns geendet. In der Wahlkampagne hat daher Shell die Demokraten unterstützt, von denen der Abbau des Benzinzolls zu erwarten war. Der Sieg Roosevelts kann wohl als die Rettung des Konzerns vor dem Zusammenbruch oder vor der Aufsaugung durch Standard-Oil betrachtet werden.

Nach dem russisch-japanischen Kriege mußten die Russen den Südteil der Insel Sachalin an Japan abtreten und sich mit der unwirtlichen und für Europäer kaum bewohnbaren Nordhälfte begnügen. Damals hat man wohl kaum vermutet, daß der Wert Sachalins grade in jener Nordhälfte liegt. Schon jetzt kann die Sowjetunion rund eine Million Tonnen Rohöl — das ist ungefähr das Vierfache der deutschen Produktion — auf der Insel gewinnen. Vor einigen Wochen wurde bekannt, daß die Russen einen Vertrag mit Japan geschlossen haben, nach dem sie die Öllieferung für die japanische Flotte übernehmen. Man rechnet anscheinend damit, daß der ostasiatische Ölabsatz Rußlands künftig aus dem Ölvorkommen der Insel Sachalin bestritten werden soll. Die Produktion bietet dort ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten und läßt sich vielleicht in wenigen Jahren auf das Zehnfache des gegenwärtigen Umfanges erhöhen.

Das Schwergewicht der russischen Ölproduktion liegt vorläufig natürlich noch im Kaukasus. Die Furcht vor dem Export des Naphta-Syndikats veranlaßte Sir Henry Deterding bald nach dem Kriege zu seinem Kreuzzug gegen das „gestohlene" Öl. (Kurz zuvor hat er allerdings mit den Russen Verhandlungen gesucht.) Heute ist Rußland längst ein wesent-

licher und von den Ölkonzernen respektierter Faktor der Weltproduktion. Auf der Internationalen Ölkonferenz, die im Sommer stattfand, hat man sich ganz besonders um die Vertreter des Naphta-Syndikats bemüht. Die Präsidentenwahl in Amerika dürfte auch für das Verhältnis Rußlands zur amerikanischen Wirtschaft von Bedeutung sein. Die Demokraten haben sich sehr energisch für die Aufnahme freundlicher Beziehungen zur Sowjetunion eingesetzt. Damit dürfte wahrscheinlich auch in dem Kampf um die Ölmärkte der Erde ein neues Stadium eingetreten sein.

Paneuropa, wie es sich auf der Erdkarte Coudenhove-Calerghis darstellt — also Europa mit Ausschluß Englands und Rußlands — hat nur einen minimalen Anteil am Ölvorkommen der Welt. In Deutschland bemüht man sich augenblicklich sehr intensiv um die Mutung neuer Ölquellen. Erst kürzlich hat die Deutsche Erdöl AG in der Nähe von Halberstadt Mutungsrechte erworben. Außerdem wird in steigendem Maße aus den Kalibergwerken das Öl gewonnen, das man früher als Verunreinigungen der Kalistöcke betrachtet hat. Die Ölgewinnung wird auf den Gruben Elverath und Volkenroda — von denen diese allerdings durch einen schweren Brand in ihrer Ergiebigkeit sehr beeinträchtigt worden ist — mit wechselndem Erfolg betrieben. Überdies beschäftigt sich seit Jahren die IG-Farben-Industrie mit der Herstellung des synthetischen Benzins, das allerdings vorläufig mehr einen Erfolg der Wissenschaft als der Wirtschaft darstellt.

Zur Ölautarkie wird weder Deutschland noch das übrige Europa vordringen. Man wird wohl stets auf die Einfuhr aus Rußland, Amerika und dem britischen Imperium angewiesen sein. Öl ist aber ein zu verlockendes Geschäft, als daß sich die europäische Industrie ganz ausschalten ließe. Schon vor dem Kriege haben sich verschiedene Länder um die Ölkonzessionen in Vorderasien bemüht. Der Bau der Bagdadbahn sollte das Gebiet des heutigen Irak grade für die deutsche Wirtschaft sichern. Nach Beendigung des Krieges und der Abtrennung dieses Gebietes vom türkischen Reich verstärkte sich der Einfluß des englischen Shell-Konzerns im Irak. Auch die Unabhängigkeitserklärung des Landes hat an diesem Zustande nichts geändert. Als Gegengewicht gegen die ganz von Deterding beherrschte Iraque Pétroleum Compagnie ist eine unter dem Einfluß der britischen Regierung sowie einer französisch-schweizerischen, einer italienischen und deutschen Gruppe stehende Mossul Oil Fielde Company gegründet worden. Die deutsche Gruppe, die aus den Firmen Otto Wolff, Mannesmann, Vereinigte Stahlwerke und Gutehoffnungshütte besteht, ist nur mittelbar an der Ölproduktion interessiert. Für diese Montangesellschaften überwiegt das Interesse an dem Bau der Rohrleitungen. Die Ausfallbürgschaft, die das Reich ähnlich wie bei den Russengeschäften übernommen hat, ist zweifellos eine volkswirtschaftlich berechtigte Transaktion. Grundsätzlich aber muß bei dieser Gelegenheit betont werden, daß in Zukunft vom Deutschen Reich für derartige Geschäfte, die der Industrie großen Nutzen versprechen, Garantien nicht mehr ohne Ge-

winnbeteiligung getragen werden dürfen. Wenn die deutsche Industrie in den letzten Jahren zum Beispiel für fünf Milliarden Mark nach Rußland exportieren konnte und das Reich hierfür Ausfallbürgschaften übernahm, so hätte nicht der Staat lediglich am Risiko und die Industrie nur an dem sehr großen Nutzen beteiligt sein dürfen.

Das Öl fließt in mannigfachen Windungen durch Kanäle, die Technik, Wirtschaft und Politik gegraben haben. Das Zentrum der Ölproduktion und die Richtung des Absatzes ist noch immer nicht genau abgegrenzt. So bildet das Öl auch jetzt noch ein bewegtes Element in den Auseinandersetzungen zwischen kapitalistischen Konzernen und aufbauwilligen Nationen.

Wochenschau des Rückschritts

— Die Sondergerichte verhängten in der Zeit vom 17. August bis zum 2. November gegen Angehörige linker Organisationen 300 Jahre 4 Monate Zuchthaus, 466 Jahre 10 Monate Gefängnis und 3800 Mark Geldstrafe; gegen rechts 29 Jahre 1 Monat Zuchthaus und 132 Jahre 10 Monate Gefängnis; fünf gegen Nationalsozialisten ausgesprochene Todesurteile wurden in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt. Sechs Teilnehmer einer Rauferei, die sich bei einer Kirchweih in der Nähe von Erlangen abgespielt hatte, wurden auf Grund der Sondergerichtsnotverordnung zu je 10 Jahren Zuchthaus verurteilt. In den Sondergerichtsprozessen gegen Arbeiter und Erwerbslose, die im Zusammenhang mit dem Streik bei der BVG wegen „Sabotage" verhaftet worden waren, wurden schwere Zuchthausstrafen gefällt.

— Die BVG hat anläßlich des Streiks 2500 Maßregelungen vorgenommen.

— 140 republikanische Ministerialbeamte sind aus ihren Stellen entfernt worden. Die preußische Regierung hat den Vertretern des Bundes der Freunde der Sowjetunion erklärt, sie werde künftig weder Arbeiterdelegationen noch Studienreisen nach Sowjetrußland zulassen. Otto Lehmann-Rußbüldt wurde, nach der Rückkehr von einer Vortragsreise im Ausland, der Paß abgenommen.

— Nach dem Oktoberbericht des Württembergischen Industrie- und Handelstages haben sich die Ausfuhrmöglichkeiten der im hohen Grade auf den Weltmarkt angewiesenen württembergischen Industrie durch die fortschreitende Drosselung der Außenhandelsbeziehungen erheblich verringert.

— Die kommunistischen Zeitungen ‚Volksecho' und ‚Volkswacht' (Provinz Brandenburg) wurden bis zum 13. November verboten, die ‚Fanfare', das Organ des Antifascistischen Kampfbundes, auf vier Monate, das zeitzer SPD-Blatt ‚Volksbote' auf drei Tage.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Frankreich zittert

Schon bevor die Wahlresultate bekannt waren, hätte man hier, in Südfrankreich, über die Stimmung nach den deutschen Wahlen schreiben können. Denn die Zeitungen der ganzen Küste von Nizza bis Marseille, insbesondere der ‚Eclaireur de Nice', waren so ausgezeichnet informiert, daß sie das Resultat fast aufs Haar genau vorhergesagt haben. Im Gegensatz zum ‚Matin', der sich gründlich geirrt hat.

Was auf den in Frankreich weilenden Deutschen den stärksten Eindruck macht, ist die Tatsache, daß das Sinken der nationalsozialistischen Stimmen hier weit weniger wichtig genommen wird als das Anwachsen der Deutschnationalen. Wenn man dabei an die furchtbare Aufregung aller französischen Kreise denkt, die die Stärke der Hitlerbewegung im ganzen Land seit Jahren verursacht hat, so ist dieser Umschwung sehr erstaunlich. Er erklärt sich aus einer bestimmten fixen Idee, die seit Wochen das ganze Land ergriffen hat. Ob man mit Arbeitern aus Nordfrankreich spricht oder mit Kleinbürgern aus der Provence oder mit der reichen Bourgeoisie — auch der nichtfranzösischen —, die sich an der Côte d'Azur angesiedelt hat, es gibt nur eine Frage: Kommt der Kronprinz?

In den vierzehn Nachkriegsjahren habe ich in Deutschland den Namen des Kronprinzen nicht so oft gehört wie in den letzten vierzehn Tagen in Frankreich. Und sofort nach dieser ersten Frage kommt die zweite: Wird es Krieg geben? Das Anwachsen der Monarchisten hält man für gleichbedeutend mit Krieg, und man kann es sich überhaupt nicht vorstellen, daß ein Volk noch einmal so dumm sein könnte.

Drei Transportarbeiter aus Reims, mit denen ich am Abend vor der Wahl sprach, erzählten vom Wiederaufbau ihrer Stadt. Daß er längst ganz beendet sei, aber daß die Stadt nur etwa halb soviel Einwohner habe wie vor dem Kriege. Im übrigen interessierten sie sich mehr für den Ausfall der amerikanischen Wahlen. Denn wenn die Prohibition fällt, erwacht Reims zu neuem Leben: der Champagnerexport nach den Staaten kann wieder beginnen. „Wenn das nur nicht wieder anfängt", sagten sie. „Was soll nicht wieder anfangen?" fragte ich. „Der Krieg" antworteten sie resigniert.

Dabei spricht aus allen diesen Menschen niemals der Haß sondern immer nur die Angst. Es ist wahr, sie haben keine andern großen Sorgen, denn die Arbeitslosigkeit ist noch gering, sie spielt keine ausschlaggebende Rolle, und Bettler sieht man fast nicht. Und diese Angst erzeugt die merkwürdigsten Gerüchte. Ich erinnere mich, daß man 1912 und 13 in Paris von unterirdischen Tunnels unter dem Rhein sprach, die die Truppentransporte sichern sollten. Diesmal laufen andre Märchen um. Sie haben dazu geführt, daß ein vornehmes Restaurant in Cannes daran denkt, seine Kellerräume auszubauen und einzurichten, damit der Restaurationsbetrieb „bombensicher" weitergehen kann. Diese kühnen kommerziellen Pläne haben nun diesmal nichts mit Deutschland zu tun, sie beziehen sich auf einen andern Staat, dessen Führer gesagt haben soll, das Land von Marseille bis Mentone sei italienisch, und man würde es sich schon wiederholen.

Aber die französich-italienische Spannung hat grade in den letzten Tagen durch die Erklärungen Herriots auf dem Kongreß in Toulouse merklich abgenommen. Und die neuesten französischen Abrüstungsvorschläge geben der Regierung Herriot eine so breite und feste Basis, wie sie kaum jemals da gewesen ist. Eine Basis, um die sie sicher von mancher andren Regierung beneidet wird.

Johannes Bückler

Das Museum der russischen Revolution

Die bekannten Räume des Englischen Klubs im ehemaligen Palast des Grafen Rasumowski in Moskau beherbergen heute das Museum der russischen Revolution.

Wie in allen Museen riecht es auch in diesen marmornen und tapezierten Räumen nach Naphtalin und Panoptikum. Die Unmengen vergilbter Flugblätter und altmodischer Trommelrevolver aus Nickel, die mit Napthalin bestreuten Kosakenknuten auf grünem Tuch, die von der Zeit gebleichten Photographien und die zahllosen Totenmasken — im Grunde sind das nur Abfälle, Scherben, an dem großen Wege aufgelesen, den Jahre und Jahre die Massen zur Freiheit wanderten. Es sind kärgliche Überreste, der Besucher muß eine eigne, genaue Vorstellung von diesen Ereignissen haben, um sie zu würdigen, die verbeulten blechernen Eßnäpfe der Verbannten, die Photos vom letzten Gange der zum Tode Verurteilten, das Glas, aus dem Murawiow getrunken hat, die Unterschrift des Zaren unter einem Todesurteil, die Schlagringe der Polizei und das Porzellan aus der Revolutionsmanufaktur.

Irrenhaus, Galgen, nächtliches Verlesen des Todesurteils im Schein einer Talgkerze, heimliche Zusammenkünfte, terroristische Ausfälle mit Bomben und Pistolen — Symbole der russischen Revolution, aufbewahrt als historisches Material in den Glasschränken dieses höllischen Panoptikums. Tausende und Abertausende unbekannter und namenloser Toter sind Wegweiser und Meilensteine auf dem Wege der Bewegung, die mit dem triumphalen Lenin-Saale ihren Abschluß findet. Da sind Räume aus der revolutionären Bewegung der sechziger, siebziger, achtziger Jahre, das Material chronologisch geordnet, Briefe, Photographien, Möbel- und Kleidungsstücke, Waffen, illegale Presse, Broschüren und Bücher; Dokumente der Periode von Tschaikow (1873—74) bis zu der Gründung der Bolschewistischen Partei (1903) und der Revolution von 1905; Dokumente einer Zeit, die ein unaufhörliches Massakrieren und Strangulieren brachte, Tote auf dem Pflaster und im Straßengraben, sibirisches Entsetzen, Brände und Tod.

Unerbittlich genau dokumentiert, ersteht die Geschichte in schrecklichen Visionen. In der Zeit von Dostojevski bis Gorki, von den Dekabristen bis zum Blutbad vor dem Winterpalast, von Stephan Halturin bis zum Leutnant Schmidt, dem Kommandanten der aufständischen Flotte des Schwarzen Meeres, wiederholt sich immer ein und dasselbe, immer wieder: Schüsse an der Newa, Schüsse an der Lena, Schüsse in Odessa. Rote Flaggen auf den Masten der Panzerschiffe und rote Fähnchen in Kinderhän-

den; blutiger Schnee, nächtliche Momentaufnahmen von Militärformationen, Maschinengewehre und Lagerfeuer in den Straßen, umgeworfene Straßenbahnwagen und Barrikaden, Bauernrevolten, Überfälle auf Eisenbahnzüge, Attentate, Agents provocateurs, Nagaikas, Schnellfeuergewehre und Schlagringe, Zeitungen und Affichen, die ersten Proklamationen des Zaren nach niedergeworfenen Aufständen — das alles spricht in diesem Museum die stumme Sprache lebloser Gegenstände, die oft hartnäckiger und eindringlicher ist als das lebendigste Wort.

In solcher Luft entwickelt sich unsichtbar und geheimnisvoll der russische Marxismus. Langsam keimt er in den empfänglichen Seelen der russischen Kinder, begleitet von den Trommelwirbeln der Pelotons, in die Seelen gebrannt durch die Feuersbrünste der Judenpogrome und genährt von den Tränen der Mütter und Witwen unter den zahllosen Galgen von Tschita bis Warschau und Riga.

An den Wänden in altmodischen schwarzen Ovalrahmen intelligente, hochstirnige Köpfe, weise und herrliche Augen, kurzsichtige Gelehrtenphysiognomien russischer Intellektueller, die ihren Leidensweg als Revolutionäre schon als Schulkinder antraten. Sie waren es, die zur Zeit des um sich greifenden Idealismus in der Musik und der Religion und in der nationalistischen Romantik des Panslavismus konsequent die scheinbar unbedeutenden und alltäglichen Interessen der breiten Menschenmassen zu wahren wußten. Und mit dem Augenblicke, da diese russische Jugend dem russischen Proletarier die Hand reichte, begann das große Ringen der letzten dreißig Jahre, entfaltete sich die Kraft des revolutionären Willens, zog man die Folgerungen aus den Ergebnissen des Denkens, in einem Zielbewußtsein, das zur Niederlage des Kapitals führte.

Miroslav Krleza

Elisabeth Bergner

kommt, als Hanna Elias in „Gabriel Schillings Flucht", schwarz und slavisch. Sehr interessant, wie überzeugend ihr dieses bedrohliche Mädchen aus dem Osten, Vamp mit Geist-appeal, gerät. Die Rolle liegt ihrer schauspielerischen Besonderheit zwar fern, aber doch, sozusagen, auf demselben Breitengrad wie jene. Bewundernswert, mit welcher Folgerichtigkeit Elisabeth Bergner sich, für die Figur, ins Schwärzliche transponiert. Nicht nur das Haar, auch Mimik und Gebärdenspiel sind dunkelfarben, und die Stimme noch um einige Grade tiefer als sonst. Von der rührenden Zartheit, einem vielbesungenen Wirkungselement der Elisabeth Bergner, ist das Rührende weggedunkelt. Bezwingend tritt dafür ein andrer Grundzug ihrer Theater-Persönlichkeit in Erscheinung: die Intensität im Einsatz der zarten darstellerischen Mittel. Diese Hanna Elias ist, das können wir dem Gabriel Schilling nachfühlen, unentrinnbar. Ihr Blick und Tonfall, Schritt und Geste reichen aus, das Opfer festzuhalten, von andern klammernden Organen ganz zu schweigen. Die Gebrechlichkeit der Erscheinung, bereits von Natur aus biegsam bis zur Unzerbrechlichkeit, wird mehr als kompensiert durch den Willen, der in ihr lebt und wirkt. Er offenbart sich besonders sinnfällig im Eindringlichen, Agitatorischen der Rede und der sie unterstützenden Gebärde. Von den scharfen Wässern, mit denen die Figur gewaschen ist, wird ein kräftiger Hauch spürbar, und mehr als ein solcher von dem gefährlichen Geist, der über jenen schwebt. Mit sicherstem Gefühl für das Hintergründige der Gestalt, gibt ihr die Bergner auch eine Spur von Dämonischem, die Melancholie und nie zu beruhigende Unruhe eines ahasverischen Geschöpfs, das, immer darauf aus, andre zu erlösen, im Grunde doch nur von sich selbst erlöst zu werden wünscht. Schwach gerät die Szene mit Eveline Schilling (der

großartigen Koppenhöfer): hier macht Elisabeth Bergner Hitze auf kaltem Wege. Aber solche Komödianterei, solcher Ausbruch einer Erregung, der früher da ist als diese selbst, läßt sich, wenn man will, auch mühelos in das gefügig schwankende Charakterbild der Hanna Elias hineindeuten; und hätte dann sogar seine höhere Richtigkeit.

Alfred Polgar

Die Streikbremse versagt

Gerstorff hat bereits im letzten Heft auf die Streikwelle als Ausdruck für die wachsende Aktivität der deutschen Arbeiterklasse hingewiesen. Die Gewerkschaften stehen vor der unausweichlichen Beantwortung der Frage: Können sie, entgegen ihrer zur Tradition gewordenen Gepflogenheit, wieder den Streik als das wichtigste Mittel ihrer Tätigkeit, mit allen seinen Konsequenzen, anerkennen? Der Verlust ihrer entscheidenden Positionen, die Basis ihrer „wirtschaftsdemokratischen" Politik waren, müßte im Grunde ausreichen, diese Frage zu bejahen. Darüber hinaus wäre es für die Gewerkschaften ziemlich leicht, so aus ihrer Krise herauszukommen, das schwer erschütterte Vertrauen bei Millionen ihrer früheren Mitglieder zurückzugewinnen.

Der berliner Verkehrsstreik hat aber deutlich gezeigt, daß manche Hoffnungen, die an die Sanktionierung einiger Betriebskämpfe geknüpft wurden, zumindest sehr verfrüht waren. Die Gewerkschaften scheuen nichts mehr als die grundlegende Wandlung ihrer Politik und Praxis nach links. Von vornherein wollten sie keinen Streik in der BVG. Selbst wenn die von der Betriebsvertretung (übrigens nicht von den Gewerkschaften) veranlaßte Urabstimmung eine qualifizierte Streikmehrheit ergeben hätte, hätte sich der Gesamtverband darauf berufen können, daß seine Statuten für eine Kampfsanktion voraussetzten, daß mindestens drei Viertel der beteiligten Arbeiter mehr als 26 Wochen gewerkschaftlich organisiert sind, oder andre gut ausgetüftelte formale Einwände auf Grund seines Streikreglements anführen können. Andrerseits — und das ist für seine Haltung wichtig — ist der Verbandsvorstand jederzeit in der Lage, einen Streik zu proklamieren, völlig unabhängig von den Statuten. Auch das Argument, daß die Arbeiter nach der Verbindlichkeitserklärung nicht kämpfen durften, trifft daneben. Abgesehen davon, daß sich der Bevollmächtigte des Gesamtverbands, Herr Schaum, vor dem Schlichter gar nicht gegen die Verbindlichkeit wehrte, sie sogar herbeisehnte, es also noch zweifelhaft ist, ob nicht allein die moralische Unterstützung des Streiks durch die Gewerkschaften überhaupt die Direktion zum Nachgeben bewogen hätte, reichen Schadensersatzklagen, ja sogar Mittel des Strafrechts kaum aus, um in dieser Situation ein günstiges Kampfergebnis, von den Gewerkschaften errungen, zu vereiteln.

Warum aber wollen die Gewerkschaften nicht streiken? Die

Erwägung, bei Herrn v. Papen koalitionsfähig zu werden, stellen wohl (trotz den recht naiven Bestrebungen Naphtalis) die wenigsten Führer ernstlich an. Indes haben die Gewerkschaftsspitzen gar keine Garantien dafür, daß größere Arbeitskämpfe, die sich zudem unter den gegebenen Verhältnissen zu politischen Kämpfen entwickeln können, nicht über die von ihnen gewollte Grenze hinausgehen; sie sind sich sogar nicht sicher, ob sie überhaupt die Kampfführung bis zuletzt in der Hand behalten werden. Ihre Situation ist doch in dieser Beziehung heutzutage sehr heikel, denn sie haben nicht mehr den für derartige Kämpfe notwendigen Einfluß auf den Staat; sie können weder „oben" noch „unten" im Falle einer zu weitgehenden Verschärfung der Gegensätze „bremsen". So ist es zu verstehen, daß die Gewerkschaften im BVG-Streik unmittelbar vor den Wahlen sich so „unpopulär", wie schon lange nicht, verhielten, obwohl sich doch daraus, wenigstens für Berlin, ein starker Rückgang der sozialdemokratischen Stimmen (besonders in den Arbeiterbezirken, wo die Nazi-Stimmen nur winzige Verluste aufweisen) ergeben mußte.

Dadurch, daß der Streik zusammengebrochen ist, wurde aber die Lage für die Gewerkschaften nicht besser. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Gewerkschaften ihr imaginäres Eigeninteresse durchzusetzen glaubten, wenn die RGO den Streik verliert. Die Kommunisten haben jedoch einen moralischen Erfolg errungen, wie noch nie in den Arbeitskämpfen der letzten Jahre. Überhaupt darf man die RGO nicht schablonenhaft beurteilen. Sie hat schwere, unverzeihliche Fehler gemacht, aber deshalb ist nicht ausgeschlossen, daß sie künftig gute Beweise für ihre Berechtigung als unentbehrliche gewerkschaftliche Oppositionsbewegung, niemals als Gewerkschaft selbst, zu geben vermag.

M. Bergmann

Protest gegen die beabsichtigte Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht

Gleichheit der Rüstung ist ein Anspruch, den ein großer, besiegter, teilweise abgerüsteter Staat verständlicherweise gegen Siegerstaaten erhebt, die voll gerüstet blieben. Der Anspruch, selbst ohne Verträge, auf die er sich stützen kann, leitet sich aus der Gerechtigkeit her. Die Forderung der gegenwärtigen deutschen Regierung nach Abrüstung der Andern bis zum Maße der erzwungenen deutschen Abrüstung ist gerecht, und wir unterschreiben sie.

Aufs entschiedenste aber treten wir dieser Regierung entgegen, wenn sie, für den Fall der Ablehnung ihrer gerechten Forderung, mit Maßnahmen droht, die, trotz allen spitzfindigen Ableugnungen, nichts andres bedeuten als Aufrüstung. Rüstungen sichern nicht den Frieden, sondern gefährden ihn: weil sie den Gegner herausfordern. Eine moralische Waffe, schlagkräftiger als die stärkste Armee, ist der unbeirrbare Friedenswille eines abgerüsteten Volkes. Wir verwerfen den Krieg, als das grauenvollste und sinnloseste aller Verbrechen; also auch die Vorbereitungen zum Kriege; den nächsten, der droht, zu verhindern, erkennen wir als Pflicht gegen Nation und Menschheit; diese Pflicht nach Kräften zu erfüllen, ist unser leidenschaftlicher Wille. Der Prozeß allmählicher Weltbefriedung verläuft, durch die Schuld der Imperien, viel zu langsam; er darf durch eine deutsche Aufrüstung nicht rückläufig werden. Wir wollen keine leere nationale Prestigepolitik, sondern Menschenschutzpolitik.

Mit äußerster Schärfe wenden wir uns vor allem gegen die verkündete Absicht, in Form einer „Miliz" die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland wieder einzuführen, die Schmach jener Staatssklaverei, durch die der Mensch amtlich gezwungen wird, für fremde Interessen und gemißbilligte Ideen Unschuldige zu

töten und sich selber töten zu lassen. Wir, die wir die Abschaffung des Wehrzwangs auch in den Ländern der Sieger fordern, erklären die Rückkehr zu diesem System, die man in Deutschland plant, für ein fluchwürdiges Attentat auf die Freiheit der Person und auf den Gedanken des Völkerfriedens. Schon heute sprechen wir aus, was wir von den jungen deutschen Kriegsgegnern erwarten, die man in die barbarischste aller Knechtschaften zu pressen versuchen sollte: daß sie, Helden ihrer Überzeugung, sich wie ein Mann weigern werden, dem Einberufungsbefehl zu folgen. Man kann den Krieg nicht anders ächten als durch die Tat.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten: Kurt Hiller, Pfarrer A. Bleier, Eugen Brehm, Gerhard Friters, Ernst Hirschlaff, Heinz Kahn, Rudolf Leonhard, Walter Mehring, Emil Rabold, Ignaz Wrobel, Kurt Zornig.

Diesem Protest schließen sich an: Anita Augspurg, Hans Bauer, Gertrud Eysoldt, Hellmuth Falkenfeld, A. M. Frey, Heinz Gollong, Walter Hammer, Vitus Heller, Lida Gustava Heymann, Walther Karsch, Erich Kästner, Harry Graf Keßler, Auguste Kirchhoff, Otto Lehmann-Rußbüldt, Theodor Lessing, Klaus Mann, Peter Riß, Magnus Schwantje, Walther Victor.

Neues vom Arbeitsdienst

Aus der Lüneburger Heide kommt eine Nachricht, die zeigt, wie auch die Idee des freiwilligen Arbeitsdienstes durch die hemmungslose politische Agitation gefährdet wird. In Melbeck bei Lüneburg mußte nämlich ein vor einiger Zeit eingerichtetes Lager des Freiwilligen Arbeitsdienstes aufgelöst werden, weil die Mitglieder dieses Arbeitslagers an der Sabotage einer ländlichen Zwangsversteigerung teilgenommen und sich zu Angriffen auf eine Gerichtskommission hatten mißbrauchen lassen. Dieses Arbeitslager bestand aus Mitgliedern des „Werwolf"

‚Vossische Zeitung'

Zuviel Höflichkeit

Vor der Wahl. Der große Otto Bauer, Führer der mächtigen österreichischen Sozialdemokratie, spricht als Gast der bedrängten deutschen Bruderpartei im berliner Sportpalast. Großer Tag, volles Haus, am Vorstandstisch Künstler, Toni Sender und Rauschebart Crispien.

Der geschmeidige Mann am Mikrophon hats nicht leicht: scharf hat er oft in der ‚Arbeiter-zeitung' die Taktik der Deutschen kritisiert, noch schärfer im internen Kreis, aber hier muß er sich vorsehen. Er dreht und windet sich gedanklich und körperlich, er verbeugt sich lächelnd nach allen Seiten, setzt sein Wienertum in politische Taktik um... „Taktische Meinungsverschiedenheiten", ruft er aus, „wird es in der Arbeiterbewegung immer geben, aber sinnlos und unmarxistisch wäre es, von Verrätern zu sprechen", und macht, ohne daß ers weiß, eine kleine, freundliche Verbeugung zurück zum Vorstandstisch. Eine ganz kleine Verbeugung, aber alle haben sie gesehen — und schon dröhnt ein befreiendes Massengelächter durchs Haus. Otto Bauer kann mit seinem berliner Erfolg zufrieden sein.

Antworten

Schmidt-Hannover, MdR. Sie haben an Ihre Deutschnationalen am 7. November den Heeresbefehl gerichtet: „Nach dem Siege schnallt den Helm fester." Ihre Partei war nach der Maiwahl von 1924 die stärkste im Reichstag. Heute steht sie an fünfter Stelle. Wenn Sie das als Sieg einschätzen — an soviel Bescheidenheit ist man sonst grade bei Ihrer Partei nicht gewöhnt.

Schutzverband deutscher Schriftsteller. Sie versenden gemeinsam mit dem PEN-Club an Ihre Mitglieder Einladungen zu einem Festbankett zu Gerhart Hauptmanns siebzigstem Geburtstag. „Anzug: Frack", auf deutsch: Ausschluß all Ihrer jüngeren Mitglieder, denen naturgemäß bisher die Mittel gefehlt haben und auch weiterhin fehlen werden, sich einen Frack zuzulegen. Sie werden also ganz unter sich sein, das glänzende Bild im berliner Marmorsaal wird durch keine böse Opposition gestört werden, die vielleicht unehrerbietigerweise daran erinnern könnte, daß der Gefeierte einst „Die Weber" geschrieben hat, die ganz und gar nicht zu einem Festbankett mit Frack passen.

Centralverein Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Die ‚Weltbühne' hatte in ihrer Nummer 40 einen jüdischen Kaufmann gefragt, warum er nicht seine Organisation veranlasse, gegen die Boykotterklärungen der Nazis so vorzugehen, wie das Hugenberg gegen Goebbels getan habe. Du schilderst uns daraufhin deinen Kampf gegen den antisemitischen Boykottkrieg, fügst jedoch hinzu: „Auf jeden Fall ist die Annahme irrig, daß der Central-Verein selbst die Boykottaufforderungen bekämpfen kann. Hierzu wäre er nicht legitimiert im Sinne der Gesetze. Zum Vorgehen berechtigt sind vielmehr nur die von der Boykottaufforderung betroffenen jüdischen Geschäftsinhaber. Wo diese sich an den CV wenden, hat der Verein stets mit Rat und Tat Hilfe gewährt, und zwar, wie mit Genugtuung festgestellt werden kann, in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle erfolgreich." Wir sind davon überzeugt, daß nichts den Nazis peinlicher ist, als wenn die von ihnen mit Boykott Bedrohten sich auf dem Rechtswege zur Wehr setzen. Wer das aus Bequemlichkeit unterläßt, wird zum Helfershelfer der Nazis.

Professor Riemann, Leipzig. Sie haben in Frankfurt a. M. im Bund für Volksbildung einen Vortrag über Goethe und die Humanitätsreligion der Klassiker gehalten und dabei gesagt: „Ob die Ideale der Klassiker noch Gegenwartswert haben? Es scheint doch so! Sehen Sie in den zweiten Teil der Weimarer Verfassung. Dort finden Sie sie: Freiheit der Persönlichkeit, Gleichheit vorm Gesetz, Toleranz, Recht auf Bildung usw. Ein Stein ist wohl uns allen vom Herzen gefallen, als wir hörten, daß Herr von Papen diesen Teil der Verfassung erhalten wissen wolle." Herr Professor, Ihnen scheinen Steine ziemlich leicht vom Herzen zu fallen. Wir haben noch einige darauf. Vielleicht lesen Sie einmal unsre Wochenschau des Rückschritts, um sich darüber klar zu werden, was Herr von Papen unter „Freiheit der Persönlichkeit", „Gleichheit vor dem Gesetz" und „Toleranz" versteht.

Sozialist. Das für Sie unentbehrliche „Kommunistische Manifest" von Marx und Engels ist jetzt in einer ganz billigen vollständigen Ausgabe, für zwanzig Pfennige, im Internationalen Arbeiter-Verlag erschienen.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Dauerkrise von Hanns-Erich Kaminski

Die Leser der ‚Weltbühne' werden durch den Rücktritt Papens nicht überrascht worden sein. Immer wieder wurde hier auf die optimistische Naivität und den abenteuerlichen Dilettantismus dieser Regierung hingewiesen, die durch ihr großspuriges Auftreten ihre innere Schwäche nur noch deutlicher machte. Gegen alle Realitäten der inneren und äußeren Politik kann auf die Dauer niemand regieren; jedoch das erste Präsidialkabinett wäre an seiner Unzulänglichkeit auch zugrunde gegangen, wenn es alle Realitäten für sich gehabt hätte.

Sein Wirken wird gekennzeichnet durch seinen Fall. Die Gerüchte von einem drohenden Generalstreik und von einer Abwehraktion Bayerns, das angeblich vor keiner Konsequenz zurückschrecken würde, hatten sich verdichtet, aber neue Tatsachen waren nicht eingetreten, und im Grunde war die Situation die gleiche wie seit Wochen und Monaten, vermehrt höchstens um einige weitere Mißerfolge der Regierung. Plötzlich warfen nun die Herren, die bisher ihre Einsätze immer nur verdoppelt hatten, ihre Karten auf den Tisch und erklärten, sie hätten genug. Draufgänger? Nun ja, aber neurasthenische.

Man kann eben nicht ein Kabinett zusammenstellen wie man zu einem Herrenabend einlädt, und auch die Kameraderie des göttinger Corps Saxonia genügt noch nicht, um eine „grundsätzlich neue Staatsführung" zu untermauern. Selbst in Aufsichtsräte werden im allgemeinen außer liebenswürdigen und repräsentativen Rotweintrinkern ein paar Leute aufgenommen, die sich wenigstens durch Erfahrung über den Durchschnitt erheben. In dieser Regierung wurde die politische Erfahrung durch Verwaltungspraxis und das politische Talent durch gar nichts ersetzt.

Besonders Papen selbst hielt als Reichskanzler durchaus, was er als Militärattaché versprach. Auch sonst linksgerichtete Deutsche, die sich schlecht an die Katastrophenpolitik des Kaiserreichs erinnern, begannen schon wieder zu glauben, die Kavaliere, die gelernt haben, in feudalen Kavallerieregimentern zu kommandieren und in exklusiven Studentenverbindungen sich zu benehmen, hätten die Regierungskunst als Erbteil im Blut. Papen hat für sich und seine Mitarbeiter diesen Irrtum berichtigt, und das ist immerhin etwas. Damit sind seine Leistungen freilich erschöpft. Die Vorstellung, man könnte jemals auf ihn zurückgreifen, fällt schwer. Doch möglich ist alles!

Den Einfluß der Parteien zu brechen und den Staat unabhängig zu führen, sollte der Sinn der autoritären Regierung sein, „denn jede Obrigkeit ist letzten Endes von Gott", wie Papen sagte. Mit seinem Fiasko ist auch diese Idee unheilbar kompromittiert. Kann die Autorität denn demissionieren? Kann sie die Macht der Parteien auch nur vorübergehend wiederherstellen? Kann sie ihr Gottesgnadentum pausieren lassen und dann auf einen neuen Reichskanzler übertragen?

Der Reichspräsident, der Papen berufen und so lange gehalten hat, scheint zu begreifen, daß mit dem Präsidialkabinett auch seine Theorie zerbrochen ist. Plötzlich geht es bei uns ganz konstitutionell zu, und Hindenburg empfängt die Parteiführer, hört sie an und versucht, sie auf ein Programm zu einigen, um eine Mehrheit zu bilden. Wahrhaftig, Frankreichs Staatsoberhaupt würde in einer Krise nicht anders handeln.

Man mag es drehen und deuteln wie man will, tatsächlich ist das eine Rückkehr zum parlamentarischen System. Sollte auf diese Weise eine Regierung zustande kommen, so würde es eine parlamentarische Regierung sein. Wozu brauchte sie beispielsweise Notverordnungen zu erlassen, da sie ihren Willen ja durch ordnungsmäßig beschlossene Gesetze durchführen könnte? Selbst wenn sie sich ein Ermächtigungsgesetz geben ließe und daraufhin diktatorisch regierte, wäre sie noch eine parlamentarische Regierung. Und wenn sie den Reichstag vertagte, würde sie auch nur von einem Recht Gebrauch machen, das, wenigstens nach Löbes Auffassung, der Mehrheit zusteht.

Trotzdem sind die schönen Tage von Weimar vorüber, und sie werden nicht wieder beginnen. Die Nazis sind zwar bereit, zu verhandeln und Koalitionen einzugehen, jedoch was dabei herauskommt, soll um Gotteswillen nicht nach Parlamentarismus aussehen. Beinahe noch wichtiger als die Diktatur selbst ist ihnen ihr Name. Von Hugenberg aber weiß man überhaupt noch nicht, ob und wie weit er bereit ist, sich der Demagogie Hitlers anzupassen. In jedem Fall wird er darauf bestehen, daß, wenn schon nicht die ganze Romantik der Papen und Gayl, wenigstens die Bezeichnung „Präsidialkabinett" erhalten bleibt. Die wichtigsten Partner der „Nationalen Konzentration" sind sich also mindestens darin einig, daß ihre Regierung nicht einmal den Anschein von Demokratie hervorrufen dürfte. Das Zentrum wird hierin sein erstes Zugeständnis zu machen haben.

Der Wunsch der Reaktion nach der Diktatur beruht nun selbstverständlich nicht bloß auf einer ideologischen Vorliebe. Die Demokratie setzt der Willkür gewisse Schranken, selbst wenn man die Mehrheit hat. Die Demokratie legitimiert vor allem auch die Opposition, sie gibt ihr die Möglichkeit, zu erstarken und sogar zu siegen. Die Diktatur aber macht politisch unsterblich.

So wird der Sieg des parlamentarischen Systems über Papen dem Parlament nicht die Stellung zurückgeben, die es schon unter Brüning verloren hat. Die Mittel des Parlamentarismus sollen vielmehr nur helfen, die Diktatur Papen in eine andre Diktatur umzuwandeln. Und die Schwierigkeit der gegenwärtigen Krise besteht grade in der Notwendigkeit, eine parlamentarische Majorität gleichzeitig zu schaffen und lahmzulegen, ein Koalitionskabinett in ein Präsidialkabinett zu verzaubern und aus der Demokratie die Diktatur durch Selbstzeugung entstehen zu lassen.

Erst dadurch wird das erforderliche Kompromiß zwischen den drei Parteien so kompliziert. Erst dadurch werden die personellen Fragen bedeutsamer als die sachlichen. An der Uneinigkeit über Art, Form und Umfang der Diktatur können denn auch die Verhandlungen viel leichter scheitern als an den

Zielen, die die verschiedenen Partner der Koalition stecken wollen. Ganz bestimmt werden diese Verhandlungen nicht weniger lange dauern als sonst in deutschen Regierungskrisen. Die Lösung aber, die man schließlich finden wird, kann unter allen Umständen nur eine Zwischenlösung sein.

Als Schleicher Groener stürzte, also noch bevor Brüning fiel und Papen an seine Stelle trat, schrieb ich hier: „Am 12. Mai 1932 hat ein neuer Abschnitt der deutschen Geschichte begonnen." An diesem Tag erhielt die demokratische Republik den entscheidenden Stoß. Seitdem rückt die Gegenrevolution vor, und seitdem ist Krise, Dauerkrise, Staatskrise. Auch diese Regierungskrise ist nur ein Teil davon. Die Staatskrise aber wird erst beendet sein, wenn sich ein neues System stabilisiert haben wird, sei es durch den Sieg der Rechten oder der Linken. Bis dahin muß jede Regierungsbildung den Charakter eines Provisoriums tragen.

Grundlegend hat sich durch die Demission Papens nichts geändert. Besonders für die Linke ist sie weder ein Erfolg noch ein Mißerfolg. Die Gegenrevolution tritt lediglich in eine neue Phase, man weiß noch nicht in welche, aber jedenfalls bleibt sie die Gegenrevolution.

Mit oder ohne Nazis, gegen die Linke wird auch weiterhin und vielleicht sogar noch schärfer regiert werden. Daß der Reichspräsident die Vertreter der Sozialdemokratie nicht einmal nach ihrer Meinung über die Lage fragte, ist deutlich. Und die auf das Zentrum hoffen, werden bald sehen, daß es weniger die Republik als sich selber retten will. Nichts wäre darum dümmer, als wenn manche Sozialdemokraten nun glauben wollten, sie müßten Rücksicht auf das Zentrum nehmen, um ihm seine Dompteurrolle zu erleichtern.

Bisher mußte die Haltung der Linken entweder Papen oder Hitler zugute kommen, und unleugbar haben sie, indem sie zur Beseitigung Papens beitrugen, auch dazu beigetragen, Hitler den Weg in die Regierung freizugeben. Jetzt aber ist es Hitler, der sich von zwei Übeln das kleinere aussuchen muß. Jetzt muß er sich demaskieren und erklären, ob er weiter demokratische Opposition mimen oder die Koalition mit der Partei Jakob Goldschmidts eingehen will. Die Ratschläge, die der Oberduce in Rom Goering mitgegeben hat, werden ihm diese Wahl nicht erleichtern. Die Linke hingegen kann sie in Ruhe abwarten.

Wir sollten die Bedeutung der gegenwärtigen Krise überhaupt nicht überschätzen. Ob Goerdeler oder Straßer, Geßler oder Schnee Reichskanzler wird, ob Hitler oder Hugenberg sich einigen oder ob gar Papen wieder aus der Versenkung auftaucht, das alles wird das Schicksal des Landes nicht entscheiden. Nicht in Hindenburgs Empfangszimmer und auch nicht im Reichsrat werden die Kämpfe ausgefochten, die heute Furcht und Hoffnung säen.

Die Linke ist geschlagen, doch sie ist noch nicht besiegt. Deutschland steht noch vor großen Auseinandersetzungen, und wahrscheinlich werden noch böse Tage für uns kommen. Aber nur keine Furcht! Auch die Götter sind sterblich.

Die Milizlegende von Hellmut v. Gerlach

Herriot hat sich vor seinen Ministerkollegen darüber beschwert, daß sein Abrüstungsvorschlag bei der deutschen Regierung so unfreundlich aufgenommen worden sei.

Seine Beschwerde ist begründet. Sein Plan bedeutete sehr weites Entgegenkommen in der Richtung der Schleicher-Papenschen Forderung auf Gleichberechtigung. Herriot hatte seine Forderungen nur in schwerem Kampf mit den französischen Generalen durchdrücken können. Tardieu, sein intimster politischer Gegner, hat in dem militärfrommsten Blatte Frankreichs, dem ‚Echo de Paris', einen förmlichen Feldzug gegen die Abrüstungspolitik seines Nachfolgers begonnen.

Daß französische Militaristen Herriot entgegentreten, ist selbstverständlich. Daß die deutschen es taten, ist nur aus einer bestimmten Gemütsverfassung, um nicht zu sagen Gemütsverirrung heraus zu erklären.

Ich sah einmal in einer antisemitischen Familie einen Hund. Dem konnte man das verlockendste Stück Wurst hinhalten, wenn sein Herr gleichzeitig sagte: „Vom Juden!", so blieb sein Maul geschlossen. Erst wenn das erlösende „Vom Christen!" erklang, schnappte er zu.

Was von Frankreich kommt, ist ungenießbar. Das ist Glaubenssatz jedes deutschen Nationalisten. Will man diesen Glaubenssatz einem vielleicht nicht ganz so verrannten Publikum glaubhaft machen, schreckt man vor dem tollsten Schwindel nicht zurück. Noch am 15. November schrieb die ‚Deutsche Zeitung', Herriot habe zu erwähnen vergessen, daß es in Frankreich seit 1928 eine gesetzliche militärische Jugendausbildung gäbe. Merkwürdig nur, daß von dieser von Herriot angeblich vergessenen staatlichen Militarisierung der französischen Jugend in Frankreich selbst noch niemand etwas gemerkt hat. Weil es dort nämlich eine militärische Jugendausbildung überhaupt nicht gibt.

Deutsche Militaristen müßten, wenn sie unvoreingenommen sein könnten — was allerdings ein Widerspruch in sich wäre —, den Grundgedanken Herriots begrüßen, wenn sie auch Einzelheiten seines Planes zu kritisieren hätten.

Deutsche Pazifisten aber müssen grade dem Grundgedanken des Pazifisten Herriot grundsätzlich entgegentreten.

Dieser Grundgedanke ist nämlich die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht für alle europäischen Kontinentalstaaten. Allerdings — Dienstpflicht in Form der Miliz. Aber was ist damit geholfen?

Zwischen dem Heer, wie es Deutschland bis 1918 hatte und wie es Frankreich noch heute hat, und der Miliz in der Schweiz besteht nur ein gradueller, kein grundsätzlicher Unterschied. Alle tauglichen Männer müssen dienen. Sie werden von einem langdienenden Korps von Berufsoffizieren und Berufsunteroffizieren ausgebildet. Die Ausbildungszeit in dem sogenannten stehenden Heere ist lang, die in der Miliz kurz. Dafür wird man bei dem stehenden Heer seltener als bei der Miliz zu Reserveübungen eingezogen.

Für die schweizer Miliz besonders kennzeichnend ist, daß jeder Mann sein Gewehr mit nach Haus nimmt. Die Übertragung dieser Einrichtung auf Deutschland dürfte ihre Bedenken haben. Mit den paar illegalen Waffen werden schon genug Bürgermorde erzielt. Hätte jeder Deutsche seine legale Flinte im Hause, so würde die Ankurbelung der deutschen Wirtschaft von der Seite der Patronenfabrikanten und der Totengräber her ein allzu amerikanisches Tempo annehmen.

August Bebel und Jean Jaurès haben sich mit all ihrer herrlichen Beredsamkeit für die Ablösung der stehenden Heere durch die Miliz ins Zeug gelegt. Dadurch ist die Miliz mit dem Zauber der Volkstümlichkeit umgeben worden.

Natürlich wäre es ein ungeheurer Fortschritt gewesen, wenn an Stelle des Hohenzollernheeres die Miliz getreten wäre. Natürlich bedeutet auch heute noch für Frankreich der Ersatz des stehenden Heeres durch die Miliz einen Fortschritt. Aber für Deutschland ist das Söldnerheer der Hunderttausend Mann ein unvergleichlich geringeres Übel, als wenn jeder junge Deutsche gezwungen würde, die Uniform anzuziehen und sich dem Kommando von Offizieren zu unterwerfen.

Miliz erzeugt Militarismus. Das hat ein so gründlicher Sachkenner wie Professor Leonhard Ragaz in Zürich immer wieder seinem Volke klarzumachen versucht. Das hat mit dichterischer Eindringlichkeit der Schweizer Paul Ilg in seinem unendlich eindrucksvollen Kriegsroman „Der starke Mann" auf Grund eigenster Erfahrungen dargelegt. Dem schweizer Berufsoffizier erschien als Ideal das best gedrillte Heer, das preußische. Je militaristischer die Miliz, um so mehr näherte sie sich seinem Ideal.

Die Schweiz ist ein kleines Land. Nie wird sie einen Nachbar bedrohen, selbst wenn ihre Miliz noch so viel militärischen Geist ausströmt. Ob sie nötig oder gar nützlich sei, geht nur den Schweizer selbst an.

Aber wenn man die Veröffentlichungen der schweizerischen Zentralstelle für Friedensarbeit kennt, so weiß man, welch ehrliche Besorgnis vielen guten Schweizern die durch ihre Miliz verbreitete Gesinnung einflößt. Daß sie außerdem die Ausgaben für die Miliz für ein zweckloses Opfer halten, weil im Ernstfall die Heeresmacht eines so kleinen Landes keinen wirksamen Widerstand gegen Invasionspläne mächtiger Nachbarn bieten könne, sei nur nebenbei vermerkt.

Bebel und Jaurès erwärmten sich für die Miliz, weil sie es für unmöglich hielten, daß sich dann die bewaffnete Macht für innenpolitische Zwecke mißbrauchen lasse. Die dreizehn Todesopfer von Genf — Opfer aus einer unbewaffneten Menge von Demonstranten heraus — beweisen, daß auch Milizsoldaten sich von ihren Offizieren zur Füsilierung ihrer Mitbürger im Bürgerkleid kommandieren lassen. Und das in der wahrhaftig nicht imperialistischen, sondern demokratisch-pazifistischen Schweiz!

Was aber würde eine deutsche Miliz aus dem deutschen Volke machen?

Ein ganzes Jahrhundert lang ist Preußen durch die militärische Zwangserziehung gegangen. Der Militarismus steckt

ihm noch tief im Blut. Es bedarf einer langen Entziehungskur, um allmählich immun zu werden. Gewiß ist die Reichswehr ein Übel, wie jedes Militär. Aber ein viel größeres Übel wäre es, wenn jedes Jahr viele Hunderttausende von jungen Deutschen, die heute praktisch mit dem Militär überhaupt nicht in Berührung kommen, von Offizieren und Unteroffizieren gedrillt würden.

Die Milizfreunde, die es auch heute noch auf der Linken gibt, übersehen das. Sie bedenken nicht, daß das starke Offizier- und Unteroffizierkorps, das eine deutsche Miliz erheischen würde, das aktive Zentrum eines das ganze deutsche Volk ergreifenden Militarismus sein würde. Und sie bedenken auch nicht, daß grade das deutsche Volk mit seiner langen militärischen Vergangenheit und seiner trostlosen wirtschaftlichen Gegenwart besonders willig sein würde, dem „vaterländischen Unterricht" seines fast ausnahmslos reaktionären Offizierkorps geneigtes Ohr zu leihen.

Ein Blatt der Linken war es, die ‚Vossische Zeitung', die bei einer Erörterung des Herriotschen Plans schrieb, unser Ziel müsse sein, „den Wehrgedanken wieder praktisch zu einer Sache des ganzen deutschen Volkes zu machen."

Das Gegenteil ist unser Ziel. Wir wollen den Wehrgedanken auszurotten versuchen, bei uns wie überall.

Die Miliz wird Volkssache. Das grade ist die Gefahr. Wer heute in der Schweiz gegen die Miliz auftritt, kommt in den Geruch, ein schlechter Schweizer zu sein, während er in Wahrheit nur ein besonders einsichtsvoller Schweizer ist. Haben wir erst, dank Herriot, eine deutsche Miliz, so wird die Entwaffnung der Welt, die doch das Ziel jedes Kulturmenschen sein sollte, in unendlich weite Ferne hinausgerückt. Die Reichswehr wird als Fremdkörper empfunden. Ihre allmähliche Verminderung wird von der Volkssympathie getragen werden. Die Abschaffung der Miliz, nachdem sie einmal eingeführt ist, würde als Angriff gegen die heiligsten nationalen Güter gedeutet werden.

Von allen Abrüstungsvorschlägen muß noch immer der von Hoover als der weitaus beste gelten: Kürzung der Militärausgaben zunächst einmal um 33⅓ Prozent! Das hätte Hand und Fuß, das wäre klar, das wäre praktisch, das würde von allen Steuerzahlern der Welt begrüßt werden. Das ginge dem Übel des Militarismus wirklich an die Wurzel. Entzieht man ihm den nervus rerum, stirbt er ab.

Darum sind alle Generalstäbe der Welt gegen Hoover.

Darum müßten wenigstens alle Pazifisten der Welt für seinen Plan sein.

Wer hemmt die Einheitsfront? von K. L. Gerstorff

Die Sozialdemokratie hat Papen eine scharfe Absage erteilt. Sie hat sich geweigert, Vertreter zu Verhandlungen mit ihm zu entsenden. Sie will zunächst also in ihrer Oppositionsstellung bleiben, die sie nach den Ereignissen vom 20. Juli bezogen hat. Es ist selbstverständlich und ergibt sich mit Notwendigkeit aus der politischen Arithmetik, daß mit dem Ende

der Tolerierungspolitik und mit der Entfernung sozialdemokratischer Minister und auch eines Teils sozialdemokratischer Regierungsräte die SPD stärker nach links Anschluß sucht. Daher ist es kein Zufall, wenn von führender sozialdemokratischer Seite der Gedanke der Einheitsfront mit den Kommunisten, der Gedanke einer Zusammenarbeit zwischen der 2. und der 3. Internationale wieder einmal stärker in den Vordergrund tritt. Auf dem Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie erklärte Paul Löbe:

In der deutschen Arbeiterschaft des sozialdemokratischen und kommunistischen Lagers lebt eine tiefe Sehnsucht nach der Einheitsaktion. Wenn sie trotz unserer Bereitwilligkeit bisher nicht zustande kam, so müssen wir das der Tatsache zuschreiben, daß die andere Seite einem außerhalb des Landes gelegenen Einfluß unterliegt. Je mehr aber auch bei uns die demokratischen Volksrechte bedroht erscheinen, um so unwiderstehlicher wird der Wille zur Einheit auch im deutschen Proletariat werden.

Daß Löbe hier nicht seiner persönlichen Meinung Ausdruck gegeben hat, sondern daß starke Kräfte der 2. Internationale in der gleichen Richtung tätig sind, ergibt sich aus der Rede Otto Bauers. Nach dem Bericht des ‚Vorwärts' erklärte der Führer der österreichischen Sozialdemokratie:

In allen Ländern aktuell ist die Frage der Einheitsfront. Ich möchte vor allem eins aus der Debatte ausschließen: Einheitsfrontmanöver sind kein Weg zur Einheitsfront. Es gibt nach meiner festen Überzeugung nur einen Weg zur Einheitsfront des Proletariats im internationalen Maßstab, das sind direkte Verhandlungen zwischen der sozialistischen Arbeiterinternationale und der Komintern. Nur von Internationale zu Internationale, nur zwischen Zürich und Moskau kann die Einheitsfront gegründet werden. Wir müssen uns fragen, ob der Augenblick dazu reif ist. Heute schon die Verhandlungen einzuleiten, dazu ist der Moment noch nicht da. Ich bin überzeugt, daß dieser Augenblick kommen wird, weil geschichtliche Notwendigkeiten sich durchsetzen müssen.

Zweierlei ist an diesen Ausführungen wichtig. Einmal hält Bauer es zur Zeit noch nicht für richtig, direkte Einheitsfrontverhandlungen einzuleiten; auf der andern Seite hat er eine politische Perspektive, von der er annimmt, daß sie die Einheitsfront mit geschichtlicher Notwendigkeit erzwingen werde. Diese politische Perspektive Bauers gründet sich auf die ökonomische Analyse. Was ich hier in der ‚Weltbühne' und in meinen Büchern immer wieder betont habe, daß im niedergehenden Kapitalismus die Krise das Normale, die Konjunktur die Ausnahme ist, wird auch von Bauer in der gleichen Rede betont:

Wir stehen am Beginn einer Zeit mit schweren langen Krisen, die nur von kurzen Erholungsperioden unterbrochen sein werden. Darum müssen wir die Arbeiterklasse zu der materialistischen Erkenntnis erziehen, daß der Kapitalismus naturnotwendig aus seinem eigenen Wesen heraus, nicht nur infolge der Bosheit seiner Träger, zur Verelendung der Massen führt, daß der Weg nicht zurückführen darf zur Bourgeoisiepolitik, zur Monarchie und zu Diktaturen.

Die sozialdemokratische Politik deckt sich allerdings bisher in keiner Weise mit den Erkenntnissen Otto Bauers. Wenn die Krisen immer schärfer werden, wenn sich notwendigerweise eine Verelendung der Arbeiterklasse ergibt, wenn da-

mit das Gefüge des kapitalistischen Systems bis ins Fundament erschüttert wird, dann ist es selbstverständlich, daß die herrschenden Klassen darauf politisch antworten, daß sie mit der parlamentarischen Demokratie immer mehr aufräumen und an ihre Stelle immer brutalere, diktatorischere, terroristische Methoden setzen. Ist dem aber so, dann muß die Arbeiterklasse erkennen, daß der Schwerpunkt ihrer Arbeit heute weniger denn je im Parlament liegt, sondern daß der außerparlamentarische Kampf, und nur er, die entscheidenden politischen Kräfteverschiebungen einleiten und durchsetzen kann. Dagegen wehrt sich die Sozialdemokratie, und von ihrer Haltung am 20. Juli bis zu ihrer Haltung beim berliner Verkehrsarbeiterstreik führt eine grade Linie. Wie sie am 20. Juli dem politischen Kampf auswich, so wich sie beim Verkehrsarbeiterstreik aus, immer in der Sorge, die wirtschaftlichen Kämpfe könnten in politische umschlagen.

Die Taktik der Sozialdemokratie hat ihre Folgen gehabt: Seit dem 20. Juli hat die Partei etwa 1,25 Millionen Stimmen verloren. Wenn sie nicht mehr Verluste erlitten hat, so liegt das vor allem an der falschen Taktik der KPD, die es in keiner Weise versteht, die politische Situation zu gestalten.

Die Reaktion stößt auf allen Gebieten vor, wirtschaftlich, politisch und kulturell. Die deutsche Arbeiterklasse aber ist nicht aktionsfähig, wie die Ereignisse vom 20. Juli bewiesen haben. Es wäre also von entscheidender Bedeutung, wenn man ihre Defensive mit der Sammlung aller Kräfte beenden könnte, um dann selber vorzustoßen. Die KPD aber verbreitet nur Illusionen über die politische Lage und über ihre eigne Stärke. Immer wieder, seit dem Mai 1929, erklärt sie den Arbeitern, daß revolutionäre Situationen unmittelbar bevorstünden; immer wieder verbreitet sie die tollsten Hoffnungen über ihre eigne Stärke und ihre Aktionskraft; immer wieder glaubt sie, die Aktion der gesamten Klasse durch die Aktion der eignen Partei ersetzen zu können. Und obwohl sich grade am 20. Juli gezeigt hat, daß die KPD durch ihre falsche Betriebs- und Gewerkschaftstaktik an der entscheidenden Stelle des außerparlamentarischen Kampfes, im Betrieb, fast völlig aktionsunfähig geworden ist, benutzt sie die Wahlergebnisse, um aus ihnen die Berechtigung ihrer bisherigen Taktik abzuleiten.

Dieselbe kommunistische Partei, die in ihren Aufrufen die von der Sozialdemokratie längere Zeit in der Arbeiterschaft erweckten parlamentarischen Illusionen ständig bekämpft, berauscht sich an den Zahlenergebnissen vom 6. November, berauscht sich daran, daß sie in Berlin zur stärksten Partei wurde, obwohl sie es am 20. Juli nicht vermochte, auch nur in einem einzigen berliner Großbetrieb einen Proteststreik von einer Stunde zu organisieren. Während es heute heißt, in der Defensive die Arbeiter zu sammeln, unter bestimmten politischen Parolen eine Einheitsfront gegen Reaktion und Fascismus zu schaffen — erläßt die KPD eine Proklamation über die Ergebnisse der Reichstagswahl, in der zwar mit Recht festgestellt wird, daß die kommunistischen Gewinne zum größten Teil aus dem sozialdemokratischen Lager stammen,

dann aber daraus die absurde Folgerung gezogen wird, daß der Hauptfeind die Sozialdemokratie sei und daß man sich gegen sie in der Hauptsache zu wenden habe.

Durch diese falsche Taktik der KPD, die die sozialdemokratische Führerschaft als Sozialfascisten bekämpft, die Heinz Neumann aus seiner Stellung entfernt, weil er in einem lichten Augenblick einmal für die Einheitsfront von unten bis oben eingetreten ist, wird es der sozialdemokratischen Führerschaft erleichtert, die Mauern zwischen ihren und den kommunistischen Arbeitern zu verstärken.

Natürlich ist die KPD hier vielfach Sklave ihrer bisherigen Taktik. Auf der andern Seite aber gestatten es wiederum sehr gewichtige objektive Tatbestände der kommunistischen Partei, ihren so verhängnisvollen ultralinken Kurs fortzusetzen. Auch innerhalb der KPD werden kritische Stimmen rege, die sich gegen den nationalbolschewistischen Kurs aufbäumen, eine starke innergewerkschaftliche Oppositionsarbeit verlangen, die für eine wirkliche Einheitsfront eintreten und nicht für Theateraktionen, die eine Einheitsfrontaktion vorspiegeln. Wieso setzen sich diese Kräfte bisher nur in so geringem Umfange durch? Sicher spielt dabei der Mangel jeder innerparteilichen Demokratie eine wesentliche Rolle, wie überhaupt die totale bureaukratische Entartung der KPD. Aber daneben ist ein Faktor wichtig, dessen Bedeutung meiner Ansicht nach kaum überschätzt werden kann. Das ist die soziologische Zusammensetzung der KPD. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß etwa neunzig Prozent ihrer Mitglieder heute aus Erwerbslosen bestehen. Was hat diese Übermacht der Erwerbslosen mit der ultralinken Taktik zu tun? Der Betriebsarbeiter, der im Produktionsprozeß steht, der in seiner eigentlichen Lebens- und Betriebserfahrung reale Kräfte einschätzen muß und der jede falsche Einschätzung dieser Kräfte am eignen Leibe spürt, ist ultralinken Phrasen nicht so leicht zugänglich. Der Erwerbslose dagegen, und vor allem der, der seit Jahren aus dem Produktionsprozeß ausgeschaltet ist, der keine Hoffnung mehr hat, in irgend einer absehbaren Zeit wieder zu einer Arbeit zu gelangen, ist nur zu leicht geneigt, seine eignen Wünsche und Hoffnungen für die Wirklichkeit zu halten. So glaubt er nur zu gern der KPD, wenn sie ihm wieder einmal erklärt, daß eine akute revolutionäre Situation bald bevorstünde, wenn sie ihre eignen Kräfte maßlos überschätzt und ihre Aktionen mit denen der gesamten Klasse verwechselt. Wenn aber der Erwerbslose durch seine politische Praxis einsieht, daß die KPD in ihm Illusionen über die gesamte politische Lage und über ihre eigne Stärke hervorgerufen hat, wenn er ihre Aktionsunfähigkeit begreift, dann kämpft er im allgemeinen nicht innerhalb der Partei für ihre Gesundung sondern tritt aus und wird indifferent. So ist die KPD heute nicht nur im großen und ganzen eine Erwerbslosenpartei geworden sondern auch eine Partei, die jährlich fast die Hälfte ihres Mitgliederbestandes wechselt.

Es dürften in der KPD nicht einmal mehr sechs Prozent sein, die bereits vor 1923 ihre Mitglieder waren. Mit Hilfe der im

allgemeinen erst kurze Zeit in der Partei stehenden Erwerbslosen, die, wie gesagt, die ungeheure Majorität darstellen, gelang es der Bureaukratie bisher, mit den kritischen Strömungen in der Partei leicht fertig zu werden. In nächster Zeit wird sich auch hier voraussichtlich nicht viel ändern. Die Arbeitslosigkeit ist riesenhaft groß, und selbst bürgerliche Wirtschaftspraktiker erklären, selbst wenn Papens Wirtschaftsprogramm glücke und man wieder zu einer Konjunktur komme, werde die gesamte Arbeitslosigkeit auf die Dauer doch nicht unter fünf Millionen sinken. Dieses ökonomische Fundament also, das der kommunistischen Bureaukratie die Aufrechterhaltung des ultralinken Kurses so erleichtert, wird auch in nächster Zeit bestehen bleiben.

Daneben aber muß man feststellen, daß die Erwerbslosigkeit, und grade die langdauernde Erwerbslosigkeit, nicht etwa eindeutig im revolutionierenden Sinne wirkt. Im Gegenteil: bei einem schon ziemlich beträchtlichen Teil der Erwerbslosen ist die Antwort auf ihre Situation eine konterrevolutionäre. Es ist ja aus der Geschichte bekannt, daß das Lumpenproletariat oft von der Reaktion ausgenützt wurde, und wir wissen, daß von den SA im Durchschnitt sechzig Prozent, an manchen Orten ein noch höherer Prozentsatz, aus Erwerbslosen bestehen. Ein Teil der Arbeitslosen hat sehr unklare Vorstellungen über eine deutsche sozialistische Revolution. Aber zunächst muß er einmal bis zur Revolution leben. So geht er zu Hitler. Ein andrer Teil der Erwerbslosen ist, grade weil die Arbeiterparteien in dieser Krise so aktionsunfähig sind, müde und passiv geworden. Der Schrebergarten ist ihm wichtiger als die Politik. Und nur ein wenn auch beträchtlicher Teil wurde durch die Verelendung, durch die Erwerbslosigkeit im revolutionär marxistischen Sinne politisiert. Wirkliche Aktionen können also von Erwerbslosen vielleicht begonnen, doch niemals durchgeführt werden. Zu wirklichen Aktionen ist die Einheitsfront von Erwerbslosen und Betriebsarbeitern notwendig. Sie ist nicht unmöglich. Die überwiegende Mehrheit der letzten Streiks hat bewiesen, daß es Klammern gibt, die Erwerbslose und Betriebsarbeiter zusammenschließen. Die zwischen Erwerbslosen und Betriebsarbeitern errichteten Mauern werden heute durch die politischen Parteien verstärkt. Anstatt die ultralinken Strömungen bei den Erwerbslosen zu bekämpfen, hat die KPD ihnen nachgegeben und so nicht nur die Kluft zwischen kommunistischen und sozialdemokratischen Arbeitern sondern auch die Kluft zwischen Erwerbslosen und Betriebsarbeitern vergrößert. In dieser ultralinken Taktik steckt heute das entscheidende Hemmnis für die Einheitsfront. Wird sie liquidiert, treibt die KPD eine Einheitsfront von unten und von oben, dann, und nur dann, werden sich gemeinsame Aktionen der gesamten Arbeiterklasse ergeben, dann, und nur dann, wird man es durchsetzen, daß die sozialdemokratischen Arbeiter, die ehrlich mit der Einheitsfront sympathisieren, auch den organisatorischen Bruch mit dem Reformismus vollziehen. Heute sind wir noch nicht so weit, aber die weitere Zuspitzung der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung treibt in dieser Richtung.

Gömbös und Mussolini von Béla Menczer

Anfang November war Julius Gömbös, ungarischer Ministerpräsident im Dienst und k. u. k. Generalstäbler außer Dienst, in Rom zu Besuch. In Jugoslavien finden ständig Hochverratsprozesse statt. Ende November werden nach verschiedenen Zeitungsberichten einige Tausend fascistische Milizier in Tirana landen, um sich an der Zwanzigjahrfeier der albanischen Unabhängigkeit zu beteiligen. Besteht hier ein Zusammenhang?

Häufig bestehen Zusammenhänge grade dort, wo man sie am wenigsten vermutet. Seit langer Zeit gärt etwas in Jugoslavien. Die Kroaten, aber auch unter den Serben die wahrhaft jugoslavisch Gesinnten, haben die altbalkanischen Regierungsmethoden des Hauses Karageorgewitsch satt. Breite Bauernmassen, mit einer guten Volksintelligenz an der Spitze, wollen die Abschaffung des militärisch-dynastischen Großserbiens, das Ende der Monarchie und der Herrschaft jener Militär- und Bureaukratenclique, die mit der zwar primitiven, aber politisch sich doch nach dem Vorbild der deutschen Schwerindustrie gebärdenden belgrader Industrie und mit dem Bankkapitalismus verbündet ist. Kroatiens Bauerntum, Kroatiens und Serbiens Mittelstand, ein Teil des serbischen Bauerntums und die dünne Arbeiterschicht des Landes sind in Bewegung. Keine der vielen oktroyierten Verfassungen, keine der kurzlebigen belgrader Militärdiktaturen und Parteiregierungen vermochte die große Bewegung zu besänftigen, die auf eine föderative jugoslavische Republik drängt, auf eine Regierung ohne die Großserben, diese Preußen des Südslaventums. Die Bewegung ist in der letzten Zeit besonders stark geworden. Sie hat sogar auf die Armee übergegriffen, in der die fanatischen Patrioten aus der „Schwarzen Hand" des Obersten Apis-Dimitriewitsch anscheinend nicht ganz ausgestorben sind. Die „Schwarze Hand" der antiösterreichischen Verschwörungen vor 1914 geriet schon während des Krieges in Saloniki in tödlichen Gegensatz zu Karageorgewitsch. Heute ist sie entschieden republikanisch. Neben ihr und der großen Volksbewegung gibt es in Kroatien extreme Separatisten und in Mazedonien Überbleibsel des Komitadschiwesens, recht abenteuerliche Elemente, die dauernd von Italien und von der fascistischen Tzankoff-Liaptscheffregierung in Sofia unterstützt wurden, möglicherweise auch von Ungarn. Auf sie hoffte Mussolini, auf sie baute er seine Mare Nostrum-Politik. Nun sind die Tage Karageorgewitschs vermutlich gezählt, und in Bulgarien entwickeln sich die Dinge stark nach links, in der Richtung der Bauernpartei Stamboliskijs, die einen Anschluß Bulgariens an die jugoslavische Konföderation und das Ende der bulgarischen Koburger anstrebt. Die große südslavische Einheit wird vielleicht geschaffen, aber durch die politische und soziale Revolution von der Adria bis zum Schwarzen Meer.

Um diese Revolution und das durch sie erfolgende Ende aller Mare Nostrum-Träume zu verhüten, setzt sich der Fascis-

mus in Bewegung. Er wünscht sich einen Vorwand, um die garantierten italienischen Rechte auf Zara und in Dalmatien zu schützen; kroatische Separatistenexzesse würden ihm einen solchen bieten. Er wünscht Komitadschitrubel in Mazedonien, der es Italien ermöglichen würde, im Auftrage Europas in Mazedonien die Ordnung wiederherzustellen, noch viel gründlicher, als es schon einmal am Anfang des Jahrhunderts geschehen ist. Diplomaten und Militärs siegreicher Konterrevolutionen haben eben „nichts gelernt und nichts vergessen". Oder nur wenig vergessen. So hat der k. u. k. Offizier Gömbös vergessen, daß die Italiener Katzlmacher und Treubrüchige sind. Er verehrt sie jetzt als „große Nation", genau so groß wie vor 1918 eine andre Nation war, die jetzt vielleicht wieder die große sein wird, eine Nation, deren Ministermörder Herr Gömbös zu beherbergen für gut befand und an deren Mitglieder er jetzt durch einen in Berlin eingesetzten ungarischen Bevollmächtigten nachträglich Kriegsorden in allen Preislagen von drei bis zwanzig Mark verteilen läßt (Interessenten mögen sich schriftlich oder telephonisch an den Herrn kgl. ung. Obersten a. D. von Farkas, Berlin-Wilmersdorf, Detmolder Straße 4, wenden).

Angesichts der jugoslavischen Situation hat Mussolinis Diplomatie Gömbös, den „Bauernführer" — wie er heißt, seitdem auch Ungarn die Agrarrevolution droht —, in Budapest eingesetzt wie vor ein paar Jahren den Operettenkönig Achmed Bey Zogu in Tirana. Gömbös ist ein fescher Kerl. Er hat einst die andern Feschacks, die Legitimen bei Budaörs beseitigt, seine eigne k. u. k. Herkunft vollkommen vergessend. Fesche Kerls gefallen den Göttern, das heißt Mussolini und den Presse- und Filmgewaltigen samt ihrer Herde. Catonen, denen die Opfer der feschen Kerls gefallen würden, gibt es bekanntlich nicht mehr.

Fesch und stramm ist Gömbös an die Sache gegangen. Zuerst wurden zwei Kommunisten gehängt. Versuchsgalgen waren das, potences d'essai. Die Welt hat reagiert, sogar Herriot protestierte. Mit der Neubelebung des weißen Terrors ging es nicht. Unter die italienische Fahne zu eilen, ist es noch zu früh. Aber etwas muß doch geschehen. Man gehe halt an die nationale Aufbauarbeit. Und zwar wie immer, fesch und stramm. Gömbös will den Ungarn das „Faulenzen abgewöhnen". Es gibt nämlich auch in Ungarn viele jener Faulenzer, deren Zahl in Deutschland sich auf etwa sieben Millionen und in Italien auf eine falsche Ziffer der offiziellen Statistik beläuft. Mit Ideen über die Weltwirtschaft, die eines Tertianers würdig wären, geht Gömbös an die Arbeit. Das Publikum in Ungarn klatscht. Es liebt eben auch dort die feschen Kerls und besonders den General Gömbös, der Fascist ist und zugleich Philosemit, seitdem er seine Anweisungen anscheinend nicht mehr aus dem Braunen Hause sondern ausschließlich aus dem Palazzo Chigi bezieht, wo es keinen Rassenschutz sondern sogar einige Juden gibt. Man stellt sich, so sagte Gömbös, den Ungarn mit der Pfeife im Mund als orientalischen Faulenzer vor. Hier irrt er. Man stellt sich den Ungarn, der Ufa sei Dank, als lächelnden Tanzleutnant

vor, so wie Gömbös einer ist und wie er sich selbst wiedererkannt hat, als er vor kurzem einem Großen der Nation, dem Kurfürstendammamüseur Kálmán, Rang und Würde verlieh. Gömbös trägt die Kultur. In seinem Lager ist Ungarn, besonders jenes, das der Ufa Text und Melodie liefert. Wir andern, wir stellen uns den weißen Ungarn anders vor, mit dem Blut Wehrloser an der Hand und die Hand auf der falschen Notenpresse. Und jenes Ausland, das auf uns hört, jenes Ausland, das noch nicht vergessen hat, was vor achtzehn Jahren an der blauen Donau und an der noch blaueren Adria geschah, zu einer Zeit, da das k. u. k. Reich nur erst an fortgeschrittener Verkalkung und Paralyse litt, aber noch nicht den Pestgeruch einer ausgegrabenen Leiche um sich verbreitete, wird sein Ohr auf die Chansons des gekrönten Operettentenors in Tirana schärfen und auf das Duett des feschen Julius mit dem Fremdenindustrie-Cäsar in Rom. Die traditionelle Verehrung der Ungarn für Italiens Kulturwerte hat sich einmal in der Bombardierung Venedigs durch den k. u. k. Admiral Horthy manifestiert. Der Regent Horthy hat eine solche Nostalgie nach seinem Meer! Er würde sich heute sogar mit Zara oder Ragusa begnügen, es kann ja nicht immer die Königin der Adria sein.

Notverordnung des Kammergerichts

von **Hans Litten**

Die Zeitgenossen, die inmitten der Klassenkämpfe des 20. Jahrhunderts mit dem Windmüller von Sanssouci in dem Kammergericht noch immer den Hort einer metaphysisch über den kämpfenden Klassen waltenden Gerechtigkeit erblickten, sind enttäuscht worden. Nachdem der Dritte Strafsenat des Kammergerichts den ersten Versuch des Schwurgerichts beim Landgericht III, im Felsenecke-Prozeß durch rechtswidrigen Beschluß einen unbequemen Verteidiger auszuschalten, zurückgewiesen hatte, hat jetzt der Zweite Strafsenat mit seinem Beschluß vom 28. Oktober 1932 vor dem zweiten Versuch des Schwurgerichts kapituliert.

Nachdem die Richter des alten Schwurgerichts aus Ärger darüber, daß das Kammergericht ihre Ansicht, aufklärende Fragen über das Verhalten von SA und Polizei während und nach der Tat stellten eine Sabotage des Prozesses dar, denn doch nicht gebilligt hatte, unter dem Vorwande, die Angeklagten könnten jetzt ihnen gegenüber die Besorgnis der Befangenheit haben, den Prozeß sabotiert hatten, äußerte der Staatsanwaltschaftsrat Doktor Doktor Stenig vor Zeugen, ich würde im nächsten Prozeß nach höchstens zwei Wochen wieder ausgeschlossen werden. Man war also darauf gefaßt, daß das Schwurgericht unter irgend einem Vorwand wiederum versuchen würde, die Verteidigung der kommunistischen Angeklagten durch den von ihnen gewählten Anwalt zu verhindern. Der Vorwand fand sich. Einen Tag vor Beginn der neuen Verhandlung produzierte Stenig ein Protokoll, das der nationalsozialistische Angeklagte Schwarz zwei Tage zuvor als Beschuldigter in einer andern Strafsache abgegeben hatte. Wie dieses Protokoll, dessen Inhalt mit jener andern Strafsache nicht das mindeste zu tun hatte, zustandegekommen ist, ist bis heute nicht geklärt. Schwarz behauptet darin, ich hätte während der früheren Verhandlung versucht, ihn zur wahrheitswidrigen Belastung eines andern Nationalsozialisten zu bestimmen. In Wahrheit hatte ich dem Angeklagten Schwarz bei diesem Gespräch, das auf seinen Wunsch

stattfand, lediglich zugeredet, wahrheitsgemäß alles auszusagen, was er wisse. Obwohl der Rechtsanwalt Cohn-Bendit, der bei dem Gespräch zugegen war, und ich diesen Sachverhalt zu Protokoll gaben, erklärte das Schwurgericht den Verdacht einer strafbaren Begünstigung für nicht widerlegt und verfügte meine Ausschließung. Das Kammergericht verwarf die gegen diesen Beschluß eingelegte Beschwerde. In den Gründen des Kammergerichtsbeschlusses wird gesagt, man könne zu meinen Gunsten meine eigne Darstellung als richtig unterstellen, und es könne auch dahingestellt bleiben, ob mein Verhalten als strafbare Begünstigung zu werten sei. Dann heißt es wörtlich:

„Inwieweit der Verteidiger überhaupt neben den Strafverfolgungsbehörden als ein gleichberechtigtes Organ der Rechtspflege befugt ist, eigene Ermittlungen zur Aufklärung des Sachverhalts vorzunehmen, wie dies die Beschwerde geltend macht, kann hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat im Prozeßstadium der Hauptverhandlung das Gericht allein über Art und Umfang der Ermittlungen zu bestimmen, sodaß weder die Staatsanwaltschaft noch der Verteidiger berechtigt sind, in diesem Verfahrensabschnitt ohne Einvernehmen mit dem Gericht derartige Beweiserhebungen anzustellen, geschweige denn gar von ihnen ganz nach ihrem Belieben dem Gericht jegliche Kenntnis vorzuenthalten; sie sind lediglich befugt, Beweistatsachen oder Beweismittel dem Gericht zum Befinden über deren Erheblichkeit zu unterbreiten, oder in der Hauptverhandlung in Ausübung ihrer gesetzlichen prozessualen Rechte den Angeklagten oder Zeugen die ihnen erforderlich scheinenden Vorhaltungen zu machen oder sonstige Aufklärungen herbeizuführen."

Diese Entscheidung bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß mit einem Federstrich das Institut der Verteidigung beseitigt wird. Die Auffassung ist völlig neu. Noch im Jahre 1927 hat der frühere Oberreichsanwalt Ebermayer, dem gewiß niemand übergroße Verteidigerfreundlichkeit nachsagen kann, in der ‚Deutschen Juristenzeitung' anläßlich einer Polemik gegen Wolfgang Heine ausdrücklich erklärt, das Recht auf Ermittlungen jeder Art werde „dem Verteidiger wohl von keiner Seite streitig gemacht" (‚Deutsche Juristenzeitung' 1927, S. 134 ff.). Daß die Auffassung des Kammergerichts im Gesetz keine Stütze findet, bedarf keiner Erörterung. Die Entscheidung ist eine im Wege der Rechtsprechung erlassene Notverordnung zur Abschaffung der Verteidigung.

Jeder Anwalt weiß, daß seine Tätigkeit in der Hauptverhandlung nur einen Bruchteil und sehr häufig nur den unwesentlichsten Bruchteil seiner Aufgaben umfaßt. In vielen Fällen besteht grade die Hauptaufgabe des Verteidigers darin, zugunsten des Angeklagten Ermittlungen anzustellen, die die staatlichen Untersuchungsorgane nicht anstellen konnten oder wollten. Es ist reine Willkür, das Recht zu solchen Ermittlungen auf die Zeit vor Beginn der Hauptverhandlung zu beschränken. Grade in großen Prozessen, die die Öffentlichkeit erregen und in denen vor allem die Presse bei der Wahrheitsfindung mitarbeitet, werden dem Verteidiger häufig erst während der Hauptverhandlung Zeugen und andre Beweismittel zugänglich, die das Gericht nicht kennt. Wie oft kommt es vor — und nicht nur in politischen Prozessen —, daß sich Auskunftspersonen melden, die aus irgendwelchen Gründen nicht selbst im Prozeß auftreten wollen, aber dem Verteidiger im Vertrauen auf seine berufliche Schweigepflicht Mitteilungen machen, die für seine weitere Ermittlungstätigkeit von größter Bedeutung sein können. Nach der Ansicht des Kammergerichts müßte der Verteidiger sich weigern, Mitteilungen eines solchen Besuchers entgegenzunehmen, und sich darauf beschränken, ihn dem Gericht als Zeugen zu benennen. Schon das hätte

seine großen Schwierigkeiten, da der Verteidiger, wenn er jede private Information zurückweist, ja gar nicht in der Lage wäre, ein konkretes Beweisthema anzugeben. Aber selbst wenn er das könnte, würde ein solcher Zeuge vor Gericht mit seiner Aussage so sehr zurückhalten, daß damit nichts anzufangen wäre. Auch Zeugen, die zur Aussage vor Gericht bereit sind, darf der Verteidiger, wenn er pflichtgemäß handelt, nicht einfach benennen, ohne sie vorher über ihr Wissen zu befragen. Denn es ist ja durchaus möglich, daß ein Zeuge, der dem Verteidiger benannt wird, Angaben zu machen hat, die den Angeklagten belasten. In diesem Fall darf der Verteidiger ihn nicht benennen, denn bei aller Verschiedenheit der Auffassungen vom Wesen der Verteidigung herrscht Einstimmigkeit darüber, daß der Verteidiger sich einer schweren Pflichtverletzung schuldig macht, wenn er in irgendeiner Weise zur Überführung und Verurteilung seines Mandanten beiträgt. Das Kammergericht, das den Verteidiger zwingen will, einen Zeugen zu benennen, ohne ihn vorher über sein Wissen zu befragen, mutet also dem Verteidiger eine schwere Pflichtverletzung zu. Schließlich gibt es aber auch zahlreiche Fälle — und das gilt ganz besonders für politische Prozesse —, in denen die Wahrheitsfindung einfach verhindert wird, wenn der Verteidiger Spuren, die ihm bekannt werden, sofort in Form von Beweisanträgen dem Gericht mitteilt, anstatt sie selbst vorher eingehend nachzuprüfen. Grade der Felsenecke-Prozeß ist reich an solchen Beispielen. So wäre zum Beispiel die Enthüllung, daß der Polizeiwachtmeister Oldenstädt in der Tatnacht dem SA-Sportlehrer Grewen seine Dienstpistole überlassen hat und daß er über diesen Punkt zu Beginn der Hauptverhandlung unter Eid die Unwahrheit gesagt hat, ohne die eingehende Ermittlungsarbeit der Verteidigung niemals möglich gewesen. Das hat sogar der Vorsitzende des früheren Schwurgerichts, Landgerichtsdirektor Bode, ausdrücklich anerkannt. Hätte ich, dem Ansinnen des Kammergerichts folgend, die Ehefrau des Angeklagten Schwarz einfach als Zeugin benannt, als mir bekannt wurde, daß ihr Ehemann ihr gewisse Dinge über Grewen und Oldenstädt erzählt habe, anstatt sie durch Mittelspersonen genau ausforschen und mir über das Ergebnis berichten zu lassen, so hätte Frau Schwarz vor Gericht jede Kenntnis der Vorgänge abgestritten (was ihr um so leichter gefallen wäre, als sie als Ehefrau uneidlich vernommen wurde), und der Polizeiwachtmeister Oldenstädt hätte niemals das Geständnis abgelegt, daß seine frühere eidliche Aussage falsch war.

Schwurgericht und Kammergericht halten es „im Interesse der Wahrheitsfindung" für zulässig, daß das Gericht einen Verteidiger, der sich nicht mit dem ihm vom Kammergericht zugewiesenen Schattendasein begnügen will, „nach pflichtmäßigem Ermessen" ausschließt. Diese Begründung wirkt grade im Felsenecke-Prozeß besonders aufreizend. Denn grade im Felsenecke-Prozeß ist in einem Maße wie selten in einem Strafverfahren durch die staatlichen Untersuchungsorgane die Wahrheitsfindung erschwert worden, und das wenige, was überhaupt noch ermittelt werden konnte, wurde durch die intensiven Bemühungen der Verteidigung zutage gefördert. Ich muß mich aus Raumgründen auf Andeutungen beschränken. Aber die Tatsache, daß man in der Tatnacht die vierzig festgenommenen Nationalsozialisten auf der Polizei in einem Gemeinschaftsraum unterbrachte und ihnen damit Gelegenheit gab, ihre Aussage in allen Einzelheiten zu verabreden, während man die festgenommenen Kolonisten selbstverständlich in Einzelzellen unterbrachte; daß man zwei nationalsozialistischen Angeklagten noch im Untersuchungsgefängnis Moabit Gelegenheit gab, sich stundenlang ohne Aufsicht in einer gemeinsamen Zelle zu verständigen; daß der Untersuchungsrichter den Versuch machte, meinen Mandanten zu verbieten, mir Angaben über den Tathergang zu machen; daß die Staatsanwaltschaft gegen den Sturmbannführer Werner Schulze keine Anklage erhob, obwohl er nach dem Wortlaut

der Anklageschrift der Anstiftung zum Morde schuldig ist; daß das Schwurgericht unter dem Vorwand, ein Angeklagter, der sich selbst verhandlungsfähig fühlte, sei nicht mehr verhandlungsfähig, am 2. Juni nach dem Geständnis Oldenstädts die Sitzung abbrach und damit verhinderte, daß Oldenstädt weiter befragt wurde, wobei wahrscheinlich noch mehr zu erfahren gewesen wäre; daß endlich das Schwurgericht in voller Kenntnis der Tragweite dieses Beschlusses sämtliche Fragen an die nationalsozialistischen Zeugen ablehnte, die zur Ermittlung der Wahrheit über den Anmarschweg nach der Kolonie Felsenecke hätten führen können — diese wenigen herausgegriffenen Tatsachen genügen wohl, um die Behauptung zu rechtfertigen, die ich in vollem Bewußtsein ihrer Tragweite aufstelle: Polizei, Staatsanwaltschaft, Untersuchungsrichter und Schwurgericht haben hier in zahlreichen Fällen mindestens grob fahrlässig die Wahrheitsfindung verhindert oder erschwert. Und das Kammergericht verbietet dem Verteidiger ausdrücklich, solchen Versuchen gegenüber seinerseits die Wahrheit zu erforschen.

Ein Anwaltsstand, der seine Aufgabe ernst nimmt und es nicht zulassen will, daß das Institut der Verteidigung zu einer bloßen Farce herabsinkt, kann auf diesen Beschluß des Kammergerichts nur eine Antwort geben: Er muß es zur Standespflicht erklären, daß jeder Verteidiger diesem Beschluß zuwiderhandelt, wo immer er eigne Ermittlungen im Interesse der Sache für erforderlich hält.

Das Ausland schaltet ab von Nathan Gurdus

Der deutsche Rundfunk dient dem deutschen Volke
und dem Ansehen der deutschen Kultur im Ausland...
Aus den neuen Richtlinien des Rundfunks

Man kann zu den Programmen der deutschen Rundfunksender während der „Aera Flesch" stehen, wie man will, und es läßt sich auch nicht ableugnen, daß es schon damals vieles gab, was mit Recht kritisiert wurde, aber eins muß man doch zugeben: der deutsche Rundfunk hatte sich in den langen Jahren zäher, künstlerischer Arbeit eine Position errungen, die in der ganzen Welt anerkannt wurde. Ausländische Rundfunkleute wiesen oft darauf hin, daß der Rundfunk in seiner Blütezeit dem deutschen Ansehen im Auslande gedient hat. Der scharfe aber friedliche Kampf zwischen dem englischen und deutschen Rundfunk ging nicht nur um die Erreichung der Höchstzahl von Inlandshörern sondern auch um die Hörer des Auslands. Der deutsche Rundfunk hatte die meisten Hörer in ganz Europa. Kein Programm wurde so nachdrücklich besprochen wie das der deutschen Sender. Mit größter Aufmerksamkeit verfolgte man die bahnbrechenden Versuche vieler deutscher Sender. So hörte ganz Europa den doch so kleinen Sender Breslau, weil die Hörspielversuche der dortigen Regisseure (die von Herrn Scholz kaltgestellt oder entlassen worden sind) Weltruf errungen hatten. Berlin wiederum war bekannt als Förderer der modernen Musik. Jeder deutsche Sender hatte sein Spezialgebiet, auf dem er für die ganze Welt von größter Bedeutung war.

Das alles gehört der Vergangenheit an. Heute ist der Niedergang des deutschen Rundfunks Tagesgespräch unter den Hörern Europas. Die Flucht von den deutschen Wellen hat nämlich nicht nur im Inlande sondern auch im Auslande ein-

gesetzt. Der Rundfunk des Herrn Scholz ist nicht mehr der Rundfunk mit der Weltgeltung und dem Weltansehen im Äther. Ausländische Funkblätter sagen, daß das Programm der deutschen Sender heute an die Kindertage des Rundfunks erinnere. Nicht nur sei das einseitig tendenziöse Vortragsprogramm derart, daß es sich nicht mehr lohne, um seinetwillen Deutsch zu lernen, sondern bedauerlicherweise sei auch die Kunst im deutschen Rundfunk von dieser Tendenz überwältigt worden. Die Hörspiele, die man heute von Deutschland hört, können nur den begeistern, der die akustische Kulisse der Militärmusik liebt. Ein sehr bedeutender skandinavischer Rundfunkexpert sagte kürzlich: „Das Wort Kunst ist vom Programm der deutschen Sender verschwunden. Nicht nur, daß man alles, aber auch alles, in eine unerträgliche Tendenzform bringt, auch das tut man ohne jede Begabung und ohne einen Schimmer von Rundfunkkenntnis! Wo bleiben die deutschen Rundfunkleute, die auch für uns Pioniere waren?" Nun, wo sie bleiben, wird man ja jetzt auch im Auslande wissen. Der begabte deutsche Funkregisseur Doktor Engel aus Breslau beispielsweise ist jetzt vom Radio Wien übernommen worden. Breslau hat ihn verloren.

Läse man im Auswärtigen Amt aufmerksam die ausländische Radiopresse, dann müßte man den „Scholzrundfunk" verbieten wegen „Schädigung des deutschen Ansehens im Auslande". Englands Rundfunk profitiert in der ganzen Welt durch Herrn Scholz. Noch nie wurde in Europa so viel London gehört und so wenig Berlin wie jetzt. Schon bilden sich in Skandinavien, in der Schweiz, in Holland und anderswo Hörergruppen, die Londons Sendungen abhören wollen. Im Reichspostministerium faßt man jetzt Pläne zur Verstärkung aller deutschen Sender und geht auch schon an die Arbeit. Aber die Kilowattriesen werden auch mit ihren ungeheuren Energien die Hörer nicht dazu bringen können, diese Programme zu hören. Die Auswahl ist ja heute im Äther genügend groß.

Wie weit der Scholzkurs dem Ansehen des deutschen Rundfunks im Auslande geschadet hat, zeigen außer den verschiedenen Pressestimmen des Auslandes auch folgende zwei Tatsachen. In Skandinavien war es, als die Sendungen von den deutschen Wellen noch hörenswert waren, üblich geworden, Hörergruppen zu bilden, die gemeinsam eine deutsche Sendung abhörten. Zu diesem Zweck hatten einige große Hörerverbände in Kopenhagen Unterricht in der deutschen Sprache für ihre Mitglieder eingerichtet. Besonders die Sendungen der Deutschen Welle wurden dann von Deutsch verstehenden Hörern abgehört. Man interessierte sich für die Diskussionen zwischen Vertretern verschiedener weltanschaulicher Gruppen und für die sozialen Hörspiele, die im Rahmen des Arbeiterfunks gegeben wurden. Heute hat man in Skandinavien keine Lust mehr, die nationalistisch gefärbten Programme und die einseitigen Tendenzvorträge abzuhören. Bezeichnend, daß heute in Skandinavien kein einziger Club mehr Gemeinschaftsempfang deutscher Sender vornimmt! Der deutsche Unterricht unter den Mitgliedern ist vom kopen-

hagener Hörerverband (Lytterforeningen) eingestellt worden. Auch der größte dänische Hörerverband, der ARC, hat den Gemeinschaftsempfang deutscher Sender eingestellt.

Auch die Übertragungen deutscher Sender auf ausländische werden immer seltener. Viele ausländische Sender unternehmen einige Male in der Woche sogenannte „Radioreisen", Streifzüge durch die ausländischen Rundfunkprogramme. Deutschlands Sender dominierten früher in allen diesen Übertragungen. Aber seit zwei Monaten habe ich, außer in der Wahlnacht, keine einzige Übertragung deutscher Sender gehört. Der kopenhagener Sprecher sagte einmal während einer solchen Übertragung vom französischen Rundfunk: „Einen deutschen Sender können wir leider nicht übertragen, weil das Programm nichts Interessantes bietet." Und dasselbe hört man bei jeder Übertragung fremder Sender, nicht nur von Dänemark sondern auch aus Holland, Norwegen, Schweden. Selbst Konzerte werden nicht mehr übertragen, weil man im Auslande mit Recht behauptet, daß auch das Musikprogramm der deutschen Sender unter der Diktatur stehe. Im moskauer Rundfunk teilte kürzlich der Intendant mit, daß in der kommenden Rundfunksaison von der moskauer Welle viele prominente Mitarbeiter des deutschen Rundfunks zu hören sein würden. Der neue Kurs in Deutschland, so sagte der moskauer Intendant, habe wertvolle Rundfunkkräfte entlassen, kaltgestellt und vom Rundfunk entfernt. Linke Autoren, die Hörspiele geschrieben hätten, könnten heute, nur weil sie links seien, am deutschen Rundfunk nicht mehr mitarbeiten. Es werde eine Ehre für Moskau sein, diese Kräfte zu sich herüberzuziehen und im kommenden Winter auch Hörspiele deutscher Autoren in deutscher Sprache von Moskau aus zu senden.

Deutschland hat heute knapp vier Millionen Hörer. Vor einem halben Jahr sprach man noch von fünf Millionen und von einer Überholung Englands. Dieser Tage aber hat England, wie im londoner Rundfunk angesagt wurde, die fünfte Million erreicht, während Deutschland zurückgeht, als einziges Land in Europa! Überall bringen neue Sendebauten neue Hörer. In Deutschland hat man in den letzten Monaten und Wochen den Großsender Breslau eröffnet, den Großsender Leipzig und hat andre Sender verstärkt. Die Hörerzahl aber ist auch in diesen Bezirken zurückgegangen. Die Rundfunkherren werden versuchen, das Abgleiten des Rundfunks mit der wirtschaftlichen Krise zu erklären. Das wird ihnen aber schwer gelingen, denn grade in den Ländern mit großer wirtschaftlicher Krise steigt die Zahl der Hörer, weil sich die Leute, wenn schon nichts sonst, wenigstens die Zerstreuung des Rundfunkhörens leisten. Selbst die übermäßig hohen Gebühren in Deutschland hätte man sich bei einem guten Programm vom Munde abgespart. Aber das Trompetengeschmetter lohnt nicht. „Übergangszeit, Neuorganisierung" sagen achselzuckend die Rundfunkkritiker von Rechts, denen Herr Scholz auch schon ungemütlich geworden ist. Die „Übergangszeit" hat dem deutschen Rundfunk bereits sein Weltansehen genommen. Sie wird ihm auch viele, sehr viele Hörer im Inlande nehmen.

Rapprochement in Oel von Rudolf Arnheim

Der praktische Arzt Doktor Hölderlin, edel wie der Name, haßt die Franzosen, weil sein Sohn im Kriege gefallen ist. Er lernt den Mörder seines Sohnes, einen reizenden jungen Franzosen kennen, den er für einen Studienfreund des Gefallenen hält und der sich zum Gatten für die verwitwete Schwiegertochter eignet. So wird der Haß zur Liebe. Zwischen Deutschland und Frankreich? Zwischen zwei Herren.

Ein schönes happy end: Pflaster und Wunde finden sich, und im Hintergrund bleibt der Säbel scharfgeschliffen stehen. Denn die Haßgefühle, die sich, wie Beispiel zeigt, im Einzelfall beschwichtigen lassen, sind nur Anlaß, nicht Ursache der Feindschaft und beruhen ihrerseits auf sehr unsentimentalen Wirtschaftstatsachen, die zu schildern Aufgabe eines antikriegerischen Films wäre. Gewiß liegt es im Wesen des Spielfilms, daß er Allgemeines am Schicksal Einzelner aufzeigt. Findet er aber für den Einzelfall eine Lösung, die sich auf das große Ganze nicht übertragen läßt, so treibt er Taschenspielerei. Im Hause Hölderlin und vielleicht sogar am Stammtisch mag ein gutes Herz allerhand ausrichten. In der Wilhelmstraße aber findet es, mit Recht, kein Betätigungsfeld. Und so ist der Geltungskreis einer solchen Erzählung nicht größer, als wenn sie etwa von einem Chauffeur handelte, der zwecks Sühne in das Elternhaus eines von ihm Überfahrenen pilgerte.

Das Grundmotiv dieses Lubitschfilms „Der Mann, den sein Gewissen trieb" (es läßt sich nicht verheimlichen, daß er auf amerikanisch „Broken Lullaby" heißt) trifft ein Grundproblem kriegerischer Betätigung kühn im Kernpunkt: während im Kampf der einen namenlosen Masse gegen die andre die Begriffsunterscheidung zwischen Mord und Landesverteidigung auf den ersten Blick plausibel erscheint, gerät dieser abstrakte Schutzwall gegen das schlechte Gewissen leicht ins Wanken, sowie der einzelne Soldat leibhaftig vor die Eltern des Getöteten tritt. Die Auseinandersetzung und das happy end aber, die hier möglich gewesen wären, werden vermieden: es könnte im Sprechzimmer des Arztes über die heftigen Gefühle die Einsicht siegen, daß im Kriege nicht durch die Schuld Einzelner sondern durch falschen, schädlichen Einsatz menschlicher Kräfte von oben her junges Leben sinnlos zerstört wird. Und gerade Menschen, deren Herz der Krieg tief verletzt hat, wären besonders geeignet, hellsichtig und klug zu werden und sich zusammenzuschließen zum großen Aufklärungsfeldzug gegen die wirklich Schuldigen.

Statt solcher Lösung hat, wie nicht verwunderlich, die Paramount ein junges Mädchen parat, das infolge eines auf den Hinterkopf applizierten Flechtenkranzes bis zur Penetranz das verkörperlicht, was die Franzosen „un gretchen" nennen. Der Franzose und mit ihm die amerikanische Kundschaft der Herstellerfirma findet die deutsche Familie, wie sie im Naturkundebuch steht: der Haushaltungsvorstand führt schon nach dem ersten Löffel Suppe den Maßkrug zum Munde, und auch an der Nationalität der Stammtischherren ist — in einem für

genügsame Menschen peinlichen Grade — kein Zweifel möglich. In einem scharfgeschnitzten Rahmen von Sternheimfiguren erscheint sanft schimmernd das Plüschsofa. Lubitsch betätigt sich als Chargensatiriker, um das Harmonium erschallen zu lassen, sobald es um Zentraleres geht. Deshalb wird man auch nicht recht froh, wenn in großartigen, aber durchaus nebensächlichen Bildern die Säbel aus den Kirchenbänken rasseln und in einer wundervoll bösartigen Einstellung das Lederetui des Armeerevolvers das Gesangbuch zudeckt. Denn eben diese distanzierende, königliche Einstellungskunst läßt Lubitsch vermissen, sobald die Mutter am Grabe weint oder die Eltern sich im neuen Glück sonnen. Schon an sich sind zum Himmel gereckte Bibberkinne, Zusammenbrüche mit Händen vorm Gesicht und verklärte Augenaufschläge jenseits der Grenzen des Erlaubten, aber selbst da, wo die Rührseligkeit nichts andres ist als wirklichkeitsgetreues Abbild einer Bürgersfamilie, selbst da versagt der Regisseur, indem er die Affekte in langen Szenen ausweidet. Denn es gibt einen „Kitsch der Einstellung", der sich darin kundtut, was, wielange und von woaus man etwas aufnimmt, was an sich naturgetreu und daher nicht kitschig ist. Gerührtes Elternpaar auf dem Sofa ist Natur. Dies aber aufzunehmen und zwar lange und im Glorienlicht der en face-Einstellung ist blutiger Kitsch! Denn Gefühle sind nie Gegenstand und Selbstzweck eines Kunstwerks sondern nur die Triebkräfte in dem Konflikt, auf dessen Austragung alles ankommt. In einem Film wie diesem aber erscheint das Rührende um des Rührens willen, während die eigentlich wichtigen Eckszenen der Auseinandersetzung entweder nur angedeutet werden, wie das entscheidende Gespräch zwischen dem Franzosen und dem Mädchen, oder gröblich unterschlagen, indem beispielsweise die beiden Alten gar nicht erfahren, daß sie den Mörder ihres Sohnes ins Haus nehmen.

Lubitsch darf sich Beiwerksatire leisten, weil er die tragische Spitzengruppe wie von Gott retuschiert zeigt. Er singt das Lob eines Milieus, dessen „Ausgeburten" er am Rande persifliert. Und man hat immer wieder den Eindruck, als fühle er sich förmlich erlöst, wenn er von Kriegergrab und Feierstunde weg zu den klatschenden Kleingewerbetreibenden des Städtchens flüchten kann, deren Ladenklingeln er denn auch sogleich zu einer meisterhaften Spießermusik orchestriert. Was aber wirklich anpackende Satire wäre, daran erinnert uns ein Blick auf Erich von Stroheim, dessen Filme ja denn auch im Gegensatz zu denen von Lubitsch Geld kosten statt einbringen. Stroheim versteht es als einziger, die ekelhafte Süße des Filmkitschs, so wie sie ist, als künstlerisches Gestaltungsmittel zu verwenden. Die Puderwangen der Heldin und die blinkenden Uniformen setzt er in einen grauenvollen Kontrast zu aller Grausamkeit, Unnatur, Vertiertheit der menschlichen Seele. Diese geniale Benutzung äußerer Hübschheit zur Entlarvung innerer Häßlichkeit scheint auf die Spitze getrieben in einem Film „Queen Kelly", den Stroheim mit Gloria Swanson für angeblich drei Millionen Mark gedreht hat und der nie in Amerika gezeigt worden ist. Über die Uraufführung dieses Films in einem pariser Avantgarde-Kino berichtet der Korre-

spondent des ‚Film-Kuriers' mit zitternder Feder, und was er, mit allen Zeichen des Abscheus, von dem Inhalt mitteilt, klingt so packend, daß es höchst wichtig für uns wäre, den Film kennenzulernen. Wenn er schon nicht, aus Zensur- und Geschäftsgründen, dem großen Publikum gezeigt werden kann, so sollte man ihn wenigstens in kleinem Kreise laufen lassen, so wie die Paramount dankenswerterweise die englische Originalfassung des Lubitschfilms einer geschlossenen Gesellschaft vorführte.

Lubitsch ist ein schlimmes Beispiel für die Vergeudung der Kunst in dieser Zeit. Kein Grund zu glauben, er könnte nur Operettenmätzchen machen. Allein der Einfall mit der Uhr im Zimmer des Toten, dieser pochenden Herzseele, die da ein akustisches Gespensterleben führt, zeigt, was wir ohnehin von Lubitschs stummen Filmen her wissen. Man mag nicht daran denken, was für Filme er uns schaffen würde, wenn er seine Zigarren statt in Hollywood etwa in Moskau rauchte.

Buchkritik

Der einzige freie Beruf von Annette Kolb

Die deutsche Literatur befindet sich unverkennbar im Aufschwung, und es fehlt ihr gewiß nicht an jungen und vielversprechenden Talenten. Die Buchkritik dagegen liegt wohl nirgends so sehr im Argen wie bei uns. Wie viele Besprechungen vermag der Autor, ob er sich gelobt oder getadelt sieht, gar nicht zu Ende zu lesen, so sehr öden sie ihn durch ihre völlige Belanglosigkeit an. Die vier, sagen wir die fünf, die etwas besagen und die ihn fördern können, empfindet er als frohe Überraschung und Geschenk. Das Übel kommt daher, daß bei uns die denkbar ungünstigsten Leute, Herren wie Damen, unbeanstandet Bücher begutachten dürfen. Wenn einer sonst nichts leistet, wenn er es zu gar nichts brachte und gar nichts lernte, wenn er gar nichts weiß, winkt ihm als letzte Möglichkeit die Übernahme von Rezensionen. Hier ist, wie gesagt, der einzige wirklich freie Beruf.

Infolge dieses Mißstandes ergeben sich bei jedem neuen Buch für den armen Schriftsteller dieselben Erfahrungen. Flögen ihm dabei nicht die vier bis fünf weißen Raben entgegen, so müßte er sich mutlos fragen, wozu er denn schreibt.

*

Unter aller Kritik! von Erich Kästner

Allen, also den wenigen, die sich und der deutschen Kultur wünschen, die Literatur möge jenen Einfluß nehmen, der ihr gebührt und dem sich das Volk nicht entzöge, — allen diesen, also diesen wenigen, ist klar, daß die deutsche Buchkritik zu den besonders traurigen Kapiteln gehört. Wir haben zwar Theaterkritiker, Kunstkritiker Musikkritiker und Filmkritiker, aber Literaturkritiker haben wir nicht. Und wir haben keine, weil die Buchkritik in Deutschland kein Beruf sondern ein Nebenberuf ist. Menschen, die das Bedürfnis und die Begabung zum literarischen Rezensenten haben, sind vor die Alternative gestellt: entweder zu verhungern oder keine Bücher zu besprechen. Die meisten ziehen das Letztere vor.

Nun könnte der Laie einwenden, daß doch aber, soweit er sich entsinne, in den wenigen Zeitschriften und in den vielen Zeitungen, die es gibt, Bücher besprochen würden! Ja. Nur leider nicht von

Rezensenten. Und das ist das Entscheidende. Gelegentlich schreibt ein Schriftsteller über das Buch eines andern; mitunter findet der Feuilletonredakteur Zeit, einen wichtigen Roman sachkundig und gebührend anzukündigen; aber das sind Ausnahmen. Normalerweise geschieht, vor allem in der Provinz, etwas ganz andres. Normalerweise geraten die Bücher an Leute, deren kritisches Talent kaum zum Lesen ausreicht, geschweige zur Rezension. Wie kommt schließlich auch die Frau des Sportredakteurs dazu, etwas von Literaturkritik zu verstehen! Sie liest gern, sie liest gern gratis, sie stellt das Gelesene gern in den Bücherschrank, weiter reichen ihre Fähigkeiten nicht. Drum frisiert sie den Waschzettel, manchmal vergißt sie auch noch die Frisur, und schon steht die „Buchbesprechung" im Blatt. Und erst Tage später landet sie (die Buchbesprechung) dort, wo sie hingehört.

Es ist nicht immer so schlimm. Doch auch: daß einigermaßen befähigte Mitarbeiter der Redaktionen darauf aus sind (und wegen der miserablen finanziellen Entschädigung darauf aus sein müssen), in möglichst kurzer Frist möglichst viele Bücher zu „verarzten", ist nur um weniges besser. So sind schon der Charakter und der Wert des einzelnen Referats unter aller Kritik. Völlig hoffnungslos wird aber der Betrachter, wenn er die ganzen oder halben „Literaturseiten" mustert, um zu erfahren, welche Gesinnung, welche Ordnung, welcher Kunstgeschmack wohl darin walten und darüber schweben. Es ist ein Zufall, wer schreibt. Es ist ein Zufall, was besprochen wird. Es ist ein Zufall, wie ausführlich das Einzelreferat ausgefallen ist. Ein neues Buch von André Gide wird, ein Jahr nach Erscheinen, von einem Analphabeten in zwanzig Zeilen abgewürgt. Daneben machen sich hundert Zeilen über Blumenzucht breit. Nichts ist so unvorstellbar, daß es auf der Bücherseite nicht doch geschähe. Der Unfug dieser Art von Buchkritik macht vor den berliner Zeitungen keineswegs halt. Ich erinnere mich eines Referats über einen Novellenband von Hermann Kesten; und dieses Referat stand in einem berliner Blatt von Weltruf. Der Herr Referent verglich dieses Buch angestrengt mit Kestens Gedichtbänden; er zitierte einen der Bände; der war aber von Erich Kästner. Und nun schmiß er mit wahrer Virtuosität Kestens Namen und Kästners Bücher und Kestens Romane und Kestens lyrische Qualitäten derartig durcheinander, daß Kesten, als er das Referat las, beinahe selber glaubte, meine Gedichtbände seien von ihm. Wir gingen dann, fröhlich vereint, auf die Redaktion und gaben dem Redakteur der Literaturbeilage auf diese unmißverständliche Weise zu erkennen, daß es sich um zwei Autoren handle. Er glaubte es schließlich. Und auch der Referent, den man davon in Kenntnis setzte, widersprach nicht länger.

Und solche Leute lehnen Bücher ab, empfehlen Bücher, üben Einfluß auf das Publikum aus, das sich zu informieren sucht. So kommt es, daß die deutsche Buchkritik von der Leserschaft nicht mehr ernst genommen wird. Und so kommt es, daß die deutsche Literatur ihres wichtigsten Echos beraubt wurde.

Man schaffe endlich den fest angestellten, fix bezahlten Buchkritiker, so wie es den Theater- und Filmkritiker, den Kunst- und Musikkritiker schon lange gibt! Es gibt gescheite und belesene Männer genug, die zu diesem Beruf berufen sind.

*

Buchkritik und Tageszeitung von M. M. Gehrke

Ressort- und budgetmäßig ist Buchkritik ein Stiefkind der Tageszeitungen. Kein Verleger zahlt uns die Arbeitsstunden, in denen wir einen dicken Wälzer lesen, Auszüge machen, Quellenforschung treiben. Er zahlt lediglich die Zeilen, die wir darüber schreiben und über denen in 95 Prozent die Mahnung prangt: „Bitte möglichst kurz."

Die materiell niedrige Rangordnung schlägt naturgemäß ins Ideelle um. Bedeutende Feuilletonleiter sind im Stillen der Auffassung, Buchkritik sei eine Sache für Anfänger, und die Nichtanfänger üben vielfach den Brauch, ein Buch nur durchzublättern, beziehungsweise „anzulesen" — dann wissen sie genug und kritisieren munter drauf los.

Zum Beispiel so: die Schriftleitungen müßten Lesehonorare zahlen; dann könnte der Referent nicht nur auf jeden Fall sorgfältigst arbeiten sondern würde auch davor bewahrt, Unwesentliches anzuzeigen, was er jetzt um des lieben Zeilenhonorares willen oft genug tut. (Man sollte überhaupt, außer bei Fachliteratur, nur aus einem leidenschaftlichen Dafür oder Dawider Bücher anzuzeigen brauchen!) Wenn man weiß, mit welch gläubiger Aufmerksamkeit grade das Publikum, das nie eine literarische Fachzeitschrift zur Hand nimmt, das Literaturblatt „seiner" Zeitung liest, dann erscheint einem eine solche Forderung durchaus nicht als Donquixoterie. Weitere Richtlinien: nicht immer Gleiches von Gleichen rezensieren lassen, zum Beispiel Frauenbücher von Frauen. Das Ideal wäre die Doppelkritik, bei der der (mehr oder minder) Fachmann gleichzeitig mit dem Außenseiter zu Wort käme. Also: ein bürgerlicher Literat und ein Sozialpolitiker referieren gleichzeitig über ein Arbeiterbuch, ein Laie und ein Fachmann über ein populär-wissenschaftliches Werk, ein Mann und eine Frau über einen Frauenroman und neben der Erwachsenen-Kritik eines Kinderbuches stünde das, was das Kind der Mutter oder dem Lehrer darüber sagt. Doppelkritik an sich ist übrigens nicht neu, wurde aber, soviel ich weiß, noch nicht unter dem angeregten Gesichtspunkt versucht. Ferner natürlich: nicht immer nur die Neuerscheinungen anzeigen. Viel mehr Hinweise auf „vergessene Bücher". (Die ‚Frankfurter Zeitung' machte es, jetzt macht es auch der Rundfunk.) Große Modeerfolge sollten nach zehn oder fünfundzwanzig Jahren überprüft und neu besprochen werden, von einem, der sie erst jetzt liest. Und erst recht die Werke, die keinen Modeerfolg hatten und deren Wert man durch glücklichen Zufall nachträglich entdeckt. Denn das Beste in diesem fragwürdigen Beruf ist ja nicht die Zustimmung aus Kollegen- und Publikumskreisen sondern die schönen Augenblicke, in welchen der kritisierte Autor die Berechtigung einer Ausstellung anerkennt, und noch viel mehr die ganz seltenen wunderbaren Stunden, wo man nichts mehr zu analysieren und zu kritisieren vorfindet sondern einfach einmal wie der unbefangene Leser sagen kann: wie wunderbar ist dieser Dichter...!

*

Kritik der Literaturkritik von Hermann Kesten

> Dienste! Talente! Verdienst! Geht doch, gehört zu einer Clique!
>
> *Télémaque*

Die Mängel der Literaturkritik sind unter anderen folgende:

1. Viele Redakteure haben keine literarische Meinung, oder sie nehmen keine literarische Partei. Sie treiben keine Literaturpolitik. Wer will, schreibt, was er will, über wen er will, und wo er will.

2. Literaturkritiker sind entweder Redakteure, die manchmal zu beschäftigt sind, um ein wahres Bild des literarischen Lebens zu haben und die zuweilen die Literatur nicht achten;
oder die Frauen von Redakteuren;
oder Oberlehrer;
oder Anfänger, die kein Geld haben und zu geringe Honorare erhalten, um die Bücher, über die sie schreiben, zu lesen;
oder Schriftsteller, die leider nur gelegentlich schreiben, aus Freundschaft für einen Autor, aus Haß gegen einen Autor.

3. Berufsliteraturkritiker gibt es nicht.

4. Honorare für Buchkritiken werden entweder gar nicht oder in lächerlicher Höhe gezahlt.

5. Buchkritiken stehen unter dem Strich oder auf einer im Inseratenteil versteckten Buchseite, abgetrennt vom wichtigen und eigentlichen Inhalt der Zeitungen. Das heißt, die Kritik des Geistes, die erste Angelegenheit des kulturellen Lebens, wird zu einer zweitrangigen Sache gemacht.

6. Die falschen Schlagworte, die von Jahr zu Jahr trostloser und dümmer werden.

7. Die Verachtung, die Literaten für Literaten und Literatur hegen. Literat, Literatur sind Schimpfworte geworden statt Ehrennamen.

8. Die allgemeine Verachtung der Vernunft durch angeblich denkende Menschen.

9. Der Satz, der in Literaturkritiken aller Zeitungen und Zeitschriften von links bis rechts wiederkehrt: Dieses Buch (diese Literatur!) ist keine Literatur sondern ein Stück Natur! Was geschähe mit einem Architekturkritiker, der, um ein Wohnhaus ekstatisch zu loben, schriebe: Dies Haus ist kein Haus sondern eine Tropfsteinhöhle?

10. Die weitverbreitete, selbst von angesehenen Literaten ausgesprochene Meinung, daß ein Buch, in falschem Deutsch geschrieben, trotzdem ein gutes Buch sein könne. Und daß Stil, Form und Inhalt gleichgültig sein könnten, weil nur der Mensch wichtig sei, der dahinter stehe. Ebenso wie ein Sänger, der falsch singt, kein guter Sänger sein kann, so kann kein Buch, das in falschem Deutsch geschrieben ist, ein gutes Buch sein. Eine Brücke, die einstürzt, ist nicht trotzdem eine gute Brücke sondern auf jeden Fall eine schlechte Brücke.

11. Die Cliquenangst mancher objektiver Redakteure, die das Buch eines Marxisten prinzipiell einem Nationalisten zur Besprechung geben, das Buch eines Expressionisten einem Naturalisten, das Buch eines Gottlosen einem Frommen, das Buch eines gebildeten und intelligenten Autors einem ungebildeten Dummkopf, ohne im übrigen die eine oder andre Tendenz stützen zu wollen. Grade diese Überängstlichen sind gewöhnlich die Opfer nicht nur der eignen sondern der meisten Cliquen.

12. Die Meinung, das Zusammengehörigkeitsgefühl einer literarischen Gruppe oder geistig einander nahestehender Schriftsteller sei Folge einer Korruption oder einer Clique.

13. Die allgemeine Dummheit.

14. Die deutschen Literaten haben die Rezensenten, die sie verdienen. Denn

15. die deutschen Schriftsteller sind in ihrer überwiegenden Mehrheit ohne einen literaturpolitischen Willen. Es fehlt die Überzeugung von der Schönheit und Würde und Macht des Geistes und der Literatur.

*

Sinn der Buchkritik von Alfred Polgar

Für das Buch, beziehungsweise für Autor und Verleger, hat Buchkritik vor allem den Wert einer Reklame. Diesem Zweck kann auch die abfällige Kritik dienen: etwa, wenn sie pornographische Absichten des Buches rügt, oder tadelt, daß in seinen Figuren lebende Vorbilder allzu deutlich erkennbar gespiegelt sind.

Die Annahme, daß der Schriftsteller durch die Buchkritik, von ihr auf seine Fehler und Schwächen hingewiesen, verleitet würde, in sich zu gehen, in tiefes Nachsinnen über die eigene Unzulänglichkeit zu verfallen und sich zu bessern, die Annahme also, daß Kritik einen pädagogischen Sinn für ihn haben könnte, ist lediglich eine Annahme. Solchen Glauben an die erziehende Wirkung der

Zeitung heucheln, ihren Richtern zu Gefallen, nur die Schauspieler. Wenn sie von der Presse genötigt werden, über sich und ihren Werdegang etwas auszusagen, mimen sie gern die braven Kinder, denen das Gezüchtigt-Werden zum Vorteil gediehen ist und die deshalb von Herzen dankbar sind für erhaltene Prügel. Aber natürlich hilft auch ihnen das ungerechteste Lob mehr als der gerechteste Tadel, und zwar auf dem indirekten Weg der Selbstbewußtseins-Stärkung, der Ermutigung, der gesteigerten Freude am Beruf und der gesteigerten Zuversicht in die eignen Möglichkeiten.

In ihrer saubersten und ergiebigsten Form tritt Buchkritik in Erscheinung, wenn der Besprecher mit dem Besprochenen persönlich befreundet oder verfeindet ist. Im ersten Fall wird der freundschaftlich illuminierte Geist des Kritikers nicht umhin können, das Objekt vorteilhaftest zu belichten, die ihm bekannten Werte des Verfassers an Stelle der fehlenden Werte des Buches zu setzen und durch dessen etwa geringes Können das große Wollen des Schreibers blendend durchschimmern zu lassen. Im zweiten Fall, dem der Feindschaft, muß der Beurteiler die Säure, die notwendig ist, um auch die widerstandsfähigsten Qualitäten des Buches zu zerstören, nicht erst aus dessen Lektüre gewinnen, sondern er hat sie, hochprozentig, schon in sich, und wir bekommen, dank ihr, von dem, was das Buch nicht kann und nicht ist, ein ungemein klares Bild, wie es der sogenannte objektive Kritiker niemals herzustellen vermöchte.

Gültiger noch als von sonstiger Kritik darf wohl von der Buchkritik gesagt werden, daß sie weniger die Eindrücke spiegelt, die der Betrachter vom Werk, als vielmehr jene, die das Werk vom Betrachter empfangen hat.

Für den im Irrgarten der Literatur umhertaumelnden Lese-Willigen ist sie kaum ein brauchbarer Führer, und ein ganz ohnmächtiger Helfer im Kampf gegen den Buchwurm (nicht zu verwechseln mit dem Bücherwurm: Ptilinus pecticornis L.), der sich, besonders zur Weihnachtszeit, aus hundert Verlagen bedrohlich ringelt. Selbst wenn der Leser Sowieso an gedruckte Buchkritiken wie an autoritäre Sprüche glaubte, wäre ihr Nutzen für ihn ein fragwürdiger. Wer weiß, wie sehr gerade diesem Leser das Buch, das dem Kritiker untauglich erschien, taugen könnte, wie kräftig es seinen Lebenstonus zu erhöhen, seinen Appetit zu fördern, seine besseren Gefühle wachzurufen imstande wäre! Auch dann, wenn es als Kunstwerk nichts bedeutete. Die Chemie des Gedruckten, seine umwandelnde Wirkung auf die Seele, ist eine dunkle Wissenschaft. Ein dummes Buch kann auf sehr gescheite Gedanken bringen, ein verlogenes die Wahrheit im Busen des Lesers anzünden wie die Nacht die Sterne, ein rührseliges vielleicht bewirken, daß er seiner Freundin keine herunterhaut, was zu tun er vor der Lektüre noch fest entschlossen war. Oder umgekehrt. Den Menschen geistig wie moralisch zu erhellen: dies ist doch die eigentliche Mission der schönen Literatur. Es kommt also nicht so sehr darauf an, daß ein Buch die richtigen Leser, als vielmehr darauf, daß die Leser die für sie richtigen Bücher finden. Dazu kann ihnen Buch-Kritik nicht helfen, welche naturgemäß mit literarischen Maßen mißt und nach künstlerischen Gesichtspunkten wertet.

Wichtigkeit für Viele erlangt (oder könnte erlangen) die Buchkritik dadurch, daß sie die Lektüre der Bücher, auch der angepriesenen, erspart. In diesem geist-ökonomischen Sinn käme ihr große Bedeutung zu. Leider legen aber Buchkritiker meist geringeren Wert darauf, vom Was und Wie des Buches einen Begriff zu geben, als darauf, dieses mit ihren eignen Anschauungen, Grundsätzen und Forderungen zu konfrontieren.

Und wie soll der Lesewillige, der doch nur einen bestimmten Fassungsraum hat, unter den Büchern, die ihm als wertvoll, als

notwendig, als wesentlich von der Kritik empfohlen werden, wählen? Seine Situation ist in den „Meistersingern", 2. Akt, 5. Szene, gut umschrieben: „Überall Meister . . .! — Aus allen Ecken, — Auf allen Flecken, — Seh ich zu Haufen — Meister nur laufen . . ." Bedeutung überschüttet ihn. Einen Berg von Wichtigstem müßte er durchfressen, um auch nur das Unentbehrliche in sich hinein zu kriegen. Beklommen murmelt er: „Wo faß ich dich, unendliche Literatur?" Und setzt mechanisch fort: „Euch Brüste, wo?", was ihn auf andre Gedanken bringt.

Ihren einzig unbestreitbar guten Sinn hat Buchkritik für den Buchkritiker. Sie gibt ihm Gelegenheit, durch Feststellen von Anderer Minderwertigkeiten seinen eignen Minderwertigkeits-Kummer zu besänftigen und in der Verdunklung fremden Geistes das Licht des eigenen leuchten zu lassen.

Der Herr in der Kutsche von Hans Bauer

Die gelernten Patrioten können wirklich nicht klagen.
Augenblicklich wird Vaterland sehr getragen.
Und wer Näheres darüber zu wissen begehrt,
Dem wird es als Schicksalsgemeinschaft erklärt.
So weit, so gut.

Nationalismus ist heute die große Mode,
Und die Klugen, die heulen jetzt mit den Wölfen.
Ich persönlich aber, ich kann mir nicht helfen:
Ich denke immer an eine kleine Episode
Lassen Sie sich mal erzählen:

Wir lagen in Mâsmes, dem Etappennest,
Immer fünfzehn Mann in ein Loch von Zimmer gepreßt.
Zwar kamen hier nicht die Granaten geplauzt,
Dafür wurden wir fürchterlich angeschnauzt
Und bekamen ein Schweinefutter als Fraß.
Mein Gott, wird man sagen, ein Krieg ist kein Spaß!
Sicherlich richtig.

Aber wenn wir uns nun aus den Fenstern bogen,
Wurden wir einer Kutsche zuweilen gewahr,
Die wurde von herrlichen Schimmeln gezogen
Und ein Herr saß in ihr mit silbernem Haar,
Unnahbar die Miene, das Kleid ohne Tadel,
Irgendson alter französischer Adel.
Er lebe, so hieß es, in dritter Ehe
Und bewohne ein Schloß irgendwo in der Nähe.
Und wie er dahinfuhr so an der Wiese,
Aß er morgen gewißlich kein Dörrgemüse.
Da dachten wir fronterfahrenen Krieger:
Der ist nun Besiegter! Und wir sind die Sieger!
Ausgerechnet!

Die Schicksalsgemeinschaft wird vorgeschoben.
Es gibt die unten, und es gibt die oben.
Wie immer die unten fürs Vaterland siegen:
Ihnen bleibt nur der Dreck und das blutige Getümmel.
Und selbst wenn die oben mal unterliegen:
Es ziehen sie Schimmel.

Man notiere:
Der Heldenlorbeer nur wenig nützt.
Wichtig ist, wer in der Kutsche sitzt.

Zehrer und Fried von Thomas Murner

Das Chaos ist des Deutschen Himmelreich. Das lateinische Genie mag in heller Mittagshöhe blühen, der deutsche Geist entfaltet sich am reichsten, wenn durch graue Nebelschwaden schon rot die Katastrophe leuchtet. Der wankende soziale Boden unter ihm ist gleichsam der ideale Exerzierplatz seiner Spekulationen. Neben Otto Straßer und Ernst Jünger repräsentiert der Mitarbeiterkreis der ‚Tat' heute am deutlichsten die Verwirrung liberalistischer Bürger, die sich vor dem drohenden ökonomischen Weltuntergang laut schreiend und mit ekstatischen Gebärden dem Rechtsradikalismus in die Arme werfen.

Jahrelang haben die Ullsteinredakteure Hans Zehrer und Friedrich Zimmermann in der Kochstraße gewirkt, ohne eine seherische Begabung merkbar werden zu lassen. Aber als die große Krise hereinbrach, als die Kurse stürzten, die Märkte verkrachten und das ganze Bankiergewerbe suspekt zu werden begann, da wurde den beiden apokalyptisch zu Mute. Sie hatten Gesichte und redeten in Zungen, spitze, blaue Sankt-Elms-Flämmchen über der Stirn. So zogen sie in das bekömmliche Seelenklima der Diederichsschen ‚Tat' ein, wo Zehrer eine aus reaktionären und sozialistischen Elementen gemischte romantische Staatslehre entwickelte, während Zimmermann, der sich nunmehr Ferdinand Fried nannte, die Autarkie proklamierte und sich in tiefgreifenden Wirtschaftsanalysen sachkundig über das Alter der Aufsichtsräte äußerte. Hier wurde also mit vereinten Kräften das Chaos angesagt, hier wurde Hitler überhitlert und der Nationalsozialismus in eine moderne Bildungssprache übertragen, ohne aber in dieser Verkleidung etwas von seinem natürlichen Charme einzubüßen.

In der letzten Zeit kann man nun bei den Aposteln des Chaos, das, wohlgemerkt, immer höchst gesittet ist und so, daß der deutsche Bürger sich darin am Sonntag wohlfühlt, einen offensichtlichen Umschwung wahrnehmen. Das prophetische Feuerwerk prasselt nicht mehr so dicht, eine gewisse Orientierung an politischen Fakten wird angestrebt. Die Herrschaften verfügen jetzt in der ‚Täglichen Rundschau' auch über ein in Berlin erscheinendes Journal. Vielleicht nicht ohne Rücksicht auf dessen hohe Gönnerschaften, über die sich die ‚Weltbühne' schon wiederholt geäußert hat, ist die „totale Revolution" einstweilen zurückgestellt worden. Dagegen wurde der enge Anschluß an das autoritäre Regime oder wenigstens an dessen militärische Teilhaber perfekt; nur Herr v. Papen wird, als der Gemeinde der Erleuchteten nicht würdig, abgelehnt. Zehrer propagiert jetzt den präsidialen Absolutismus: „Solange sich der Volkswille noch nicht formiert hat und solange er noch keine Einheit, Geschlossenheit und Zielsetzung besitzt, hat die Koalition zwischen auctoritas und potestas die Möglichkeit, den Volkswillen zu repräsentieren." Nicht in die Geheimlehre der ‚Tat' Eingeweihte werden damit nicht mehr anfangen können, als wenn dort statt „auctoritas" und „potestas" „Wilmersdorf" und „Friedenau" stünde. Aber Zehrer belehrt uns, daß Hindenburg die „auctoritas" verkörpert und die Reichswehr die „potestas" und daß er diese Einsichten

dem namhaften Staatsrechtler Carl Schmitt verdankt, der vor etwa zehn Jahren, als er sich noch Schmitt-Dorotič nannte, ein interessantes Buch über „Politische Romantik" geschrieben hat. Adolf Hitler, gestern noch der Hausgott der ‚Tat', wird von Zehrer kühl in die Reserve verwiesen. „Es würde eine Verkennung seiner Aufgabe sein, wollte er sich und seinen Mythos heute durch die Übernahme eines Amtes gefährden." Ordnung muß sein: der Mythos gehört in den Glasschrank.

Die „neutrale Staatsgewalt" der ‚Tat' soll aus Reichspräsident, Armee und Bureaukratie bestehen. Denn der Volkswille hat sich noch nicht kristallisiert und kann deshalb nicht berücksichtigt werden. Sollte er sich aber doch mausig machen, so gibt Zehrer für alle Fälle wertvolle Winke zu seiner Eskamotierung. Muß erst lange bewiesen werden, daß diese „Neutralität" des Staates eine Fiktion ist? Noch jede Staatsgewalt, die der Volksvertretung Rechte abringen wollte, hat sich bisher überparteilich getarnt, hat sich neutral genannt. Es ist ganz unmöglich, daß in revolutionären Phasen, wo alle sozialen Schichten zu rotieren beginnen, der Staat allein von der allgemeinen Dynamik nicht ergriffen werden sollte. Der absolute und fest in sich ruhende Staat, der einen erhabenen Bogen über das kleine Menschengewimmel wölbt, ist eine Philosophenfabel aus der Metternichzeit. Die Herren von der ‚Tat' aber packen ihrer „neutralen Staatsgewalt" die Zentnergewichte eines antikapitalistischen Reformprogramms auf: sie soll Kohle und Eisen nationalisieren, ganze Industrien in Monopole des Reichs verwandeln und überhaupt die Ablösung der Erwerbswirtschaft durch Gemeinwirtschaft vorbereiten. Nun haben die großen Sozialisten des vorigen Jahrhunderts der Arbeiterklasse den Sozialismus als historische Aufgabe gestellt, ihn damit also unabhängig gemacht von dem guten Willen der jeweils Regierenden. Ob das eine befriedigende Antwort ist oder nicht, der Sozialismus ist damit aus der Utopie in die Wissenschaft gerückt, niemand hat bisher eine bessere Antwort gegeben. Wenn Zehrer und Fried die neue Gesellschaft lieber von Hindenburg und Schleicher dekretiert wissen möchten, so braucht man nicht erst Karl Marx zu beschwören: es ist eine durchaus vormarxistische Erfahrung, daß die Weltgeschichte keine Göttergeschenke macht. Auch der Sozialismus fällt nicht wie eine goldene Herbstfrucht vom Baum, er muß mühsam erkämpft werden.

Es ist doch eine etwas naive Vorstellung, eine aus kapitalistischen, militaristischen und agrarfeudalistischen Elementen zusammengewürfelte Staatsmacht könnte jemals bereit sein, ihre eignen gesellschaftlichen Fundamente zu zerstören. Glaubt Herr Zehrer wirklich, Hindenburgs Unterschrift genügte, um den Sozialismus durch das legale Hauptportal einzulassen? Gewiß, was dem Reichspräsidenten heute von einem byzantinischen Tellerleckertum an Machtfülle zugesprochen wird, dafür gibt es überhaupt keine profane Analogie. Das erinnert an die katholische Lehre vom Gnadenschatz der Kirche, über den nur der Papst die Schlüsselgewalt besitzt, oder gleich an den Dalai Lama. Wenn aber Herr von Hindenburg wirklich den Schlüssel gebrauchen wollte, um das staatssozialistische Him-

melreich zu öffnen, so würde das höchst dramatische Folgen nach sich ziehen. Dieselbe Korona serviler Juristen, die sich in Leipzig eben noch um die Statuierung präsidialer Allmacht bemühte, würde mit der gleichen Beredsamkeit das Recht der Auflehnung gegen eine schlechte Obrigkeit begründen. „Professoren und Huren kann man immer haben", sagte der selige König von Hannover. Er hatte gewiß nicht viel Geist, aber er sprach aus der Erfahrung der Macht.

Es tut nichts zur Sache, daß Herr v. Schleicher mit den Vorstellungen des ‚Tat'-Kreises lebhaft sympathisiert und zu den führenden Herren die angenehmsten Beziehungen unterhält. Zehrer und Fried mögen sich nicht wenig geschmeichelt fühlen, daß der Reichswehrminister sich von ihnen theoretisch versorgen läßt wie Cesare Borgia von Macchiavelli, aber es spricht gegen ihre praktische Lebenserfahrung, daß sie sich dadurch zu Illusionen verleiten lassen. Es ist das Kennzeichen von Salonpolitikern und Amateuren aller Grade, der Menschheit dadurch auf die Strümpfe helfen zu wollen, daß sie für ihre Originalidee einen Millionär oder Minister zu gewinnen trachten. Jeder von uns ist schon einmal dem freundlichen Dilettanten begegnet, der nur noch die hunderttausend Mark von Rothschild braucht, um die Armut für immer aus der Welt zu schaffen. Mögen sich Staatsmänner noch so autoritär und absolut gebärden, sie vertreten niemals nur einen Einzelwillen sondern den Geist einer Klasse, der ihr Vollbringen und Gewähren abmißt und bindet. Bertha v. Suttner wollte den Weltfrieden auf den Zaren von Rußland gründen. Adolf Stöcker, der doch auch antikapitalistische Reformpläne wälzte, glaubte, auf Wilhelm II. bauen zu können, der sich damals grade als „Arbeiterkaiser" aufmachte. Coudenhove-Kalergi wirbt für sein Paneuropa jene rosigen Exzellenzen genfer Provenienz, die vor allem schuld sind, daß Europa so aussieht. Und Hans Zehrer hat sich da so etwas wie Sozialismus zurecht konstruiert und appelliert nun an Hindenburg und Schleicher, die Machtträger, als die Berufenen. Die brauchen nur ja zu sagen, und dann klappt die größte Veränderung seit tausend Jahren. Darwin hat einmal gesagt: „Wenn jemand zu mir kommt und behauptet, die Bohnen wachsen schneller, wenn er Violine spiele, so antworte ich nur: Well, machen Sie das vor!" Diese Chance hat auch Herr Zehrer noch für sich. Well, machen Sie das vor!

Was Herr Zehrer an Gründen für seinen Optimismus anführt, ist herzlich dünn: „Die deutsche Staatsgewalt hat heute diese große Chance. Sie ist einmal neutral, das heißt, den Gegensätzen der Organisationen nicht verhaftet und insofern keinem Interesse verpflichtet, und sie ist am Zuge, während die Organisationen unfähig sind, eine handlungsfähige Gewalt zustande zu bringen." Herr Zehrer spricht, mit Verlaub, aus einem hohlen Faß. Wo wäre die gegenwärtige Regierungsgewalt einheitlich und „den Gegensätzen der Organisationen nicht verhaftet"? Falls Herr Zehrer es inzwischen nicht aus der Zeitung erfahren hat, dürfte die potestas es ihm wohl persönlich zugeflüstert haben, daß in dieser Regierung sich agrarische und industrielle Interessen scharf wie Sensenklingen kreuzen und daß diese autoritäre Regierung so sehr wie keine

andre unter dem Diktat mächtiger Wirtschaftsgruppen steht. Übrigens ist es noch ein wahrer Segen, daß die Einflußsphäre der ‚Tat' sich auf die Bendlerstraße beschränkt und sich nicht auf das Finanzministerium oder gar auf die Reichsbank erstreckt. Ferdinand Fried, der Ökonomist, rührt an gefährliche Bezirke, wenn er die Behauptung aufstellt, daß es in Deutschland nicht an Kapital fehlt, wohl aber an Geldumlaufsmitteln und daraus unerbittlich folgert: „Es muß Geld geschaffen werden!" Damit wären wir wieder bei der Inflation angekommen, die ja zum eisernen Bestand aller von rechts stammenden sozialen Umbauprojekte gehört. Fried trommelt zwar in gewohnter Weise sehr heftig für die Verstaatlichung des Kredits, aber der vernünftige Gedanke wird durch Vermengung mit inflationistischen Tendenzen nur diskreditiert. Die Auffassung, wonach „die Währung unangetastet" bleiben soll, bezeichnet Fried wegwerfend als „liberal-kapitalistisch". In dem ausführlichen Sozialisierungsprogramm, das er im gleichen Zusammenhange veröffentlicht, vermissen wir den Großgrundbesitz. Der ist wohl allein nicht bresthaft sondern blühend und gesund. Oder will man das der auctoritas nicht zumuten?

Nach dem Fanfarengeschmetter, mit denen der ‚Tat'-Sozialismus vor ein paar Jahren ins Leben trat, ist das Ergebnis kümmerlich. Die Autarkie, an die Fried zunächst sein beträchtliches publizistisches Temperament setzte, ist beileibe nicht seine Erfindung sondern ein schon recht bemooster agrarischer Herzenswunsch. So bleiben also nur Zehrers Apologie der absoluten Präsidialgewalt und Frieds Begeisterung für ein bißchen Inflation. Das nennt man ein Fazit. Dennoch sei gern zugestanden, daß sich der ‚Tat'-Kreis seine Sache nicht leicht gemacht hat, daß er zu diesen Resultaten, die andern am hellen Tag zugeflogen sind, nur durch viele Ekstasen und Visionen gelangen konnte. Jetzt aber sind die Seher aus dem Hochschlaf erwacht, sie reiben sich die Augen und sind ganz zufrieden. Zehrer konstatiert, daß die 1918 begonnene Bewegung endlich zum Stillstand kommt. Wahrscheinlich hat die ‚Tat' schon genug der Taten getan. Wir machen jetzt grade „die Wende" durch: „Heute ist die Revolution des Stimmzettels beendet, die Fronten der Parteien sind abgesteckt, eine Verschiebung ist nicht mehr zu erwarten. Die Fronten erstarren jetzt langsam, Wahlen vermögen sie nicht mehr zu erschüttern." Das ist für so wortreiche Revolteure, für so heiße Agitatorenköpfe, die sich nicht beruhigen wollten, ohne die „Totalität" durchzusetzen, ein allzu bequemer Rückzug ins Privatleben. Die Herren wollen grade jetzt nach Hause gehen, wo es anfängt, interessant zu werden. Mögen die politischen Fronten auch in den letzten Monaten geronnen sein, wir wissen nicht, wie lange sie es bleiben werden. Und, was viel wichtiger ist, die sozialen Fronten sind es nicht. Die sind, im Gegenteil, wieder höchst flüssig geworden. Es ist nicht ohne Humor, daß Zehrer, der den großen Kladderadatsch unermüdlich an die Wand gemalt hat, heute, wo ein eigner Wille der Arbeiterschaft wieder manifest wird, wo diese sich zum erstenmal seit der unseligen Tolerierungsperiode wieder in sicher durchgeführten Streiks der Sozialreaktion erwehrt, die Kräfteverschie-

bung in Deutschland für beendet erklärt und hinter Präsidialgewalt und Reichswehr Deckung bezieht.

Das ist zwar ein wenig komisch, aber es ist nicht absonderlich. Mit dem Nachlassen der Depression im Klassenkampf verschwinden auch die eilfertig etablierten Zwischengruppen; die besonders aufgeregt tuenden intellektuellen Schrittmacher der Hitlerei erklären ihren Helden zum Mythos und suchen wieder solide Positionen im Schatten der reaktionären Staatsmacht. Das bedeutet durchaus nicht Verzicht auf radikalistische Phraseologie; dadurch entwickelt sich eine Phase voll ideologischen Durcheinanders, und davon profitieren auch Zehrer und Fried. Ihr Programm hat mit Sozialismus nicht das mindeste zu tun. Die Quintessenz ihrer Staatsidee ist eine Art nationalistischer Kollektivismus: die Armee dominiert, ihr Interesse steht obenan, und zu ihrer besseren Versorgung gehen ein paar Industrien in die öffentliche Hand über. Ein Militärstaat, ein Mameluckenstaat; der ganze Staat ein einziges Kriegsarsenal. Handel und Wandel reglementiert, nur die Herren Agrarier erfreuen sich einer unangetasteten peitschenknallenden Individualität. Eine sehr preußische Vision, also keine schöne. Seit Clausewitz gibt es so etwas wie eine borussische Kasinophilosophie, die dem Militarismus eine besondere volksbeglückende Mission zuspricht. Und dennoch sind die Sorgen der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' vor einem „feldgrauen Sozialismus", wie sie die Richtung Zehrer-Fried nennt, nicht am Platze. Wenn wirklich ein General daran denken sollte, Banken und Schwerindustrie zu nationalisieren, so wird sich schon ein zweiter finden, dem seine Theoretiker nachweisen, daß es sich auch hier um köstliche Erbgüter der deutschen Seele handele, die nicht von dem rohen Materialismus des Staates verschluckt werden dürfen. Und ein General kann immer von einem andern geschlagen werden, das ist das einzige wirkliche militärische Geheimnis auf der Welt. Damit eröffnen sich für die deutsche Zukunft zwar nicht die heitersten Aspekte, aber solche bolivianischen Konsequenzen sind überall da unvermeidlich, wo die natürlichen sozialen Tendenzen unter militärisches Patronat geraten.

Wochenschau des Rückschritts

— In Chemnitz wurde der kommunistische Arbeiter Ferdinand Bartel wegen Beteiligung an der Erschießung eines Nationalsozialisten zum Tode verurteilt, obwohl das Gericht festgestellt hatte, daß Bartel den Todesschuß nicht abgegeben hat. Den Verteidigern der an der bielefelder Gefängnisrevolte beteiligten Häftlinge ist der Zutritt zu der Strafanstalt untersagt worden.

— Die Universität Breslau mußte geschlossen werden, da die nationalsozialistischen Studenten den Professor Cohn an der Abhaltung seiner Vorlesung hinderten.

— Das Verbot politischer Versammlungen ist bis zum 2. Januar verlängert worden.

Wochenschau des Fortschritts

— Der spanische Justizminister hat fünfzehn höhere Justizbeamte und Staatsanwälte wegen republikfeindlicher Haltung pensionieren lassen. Im ganzen sind 130 Pensionierungen vorgesehen.

Bemerkungen

Eine verworfene Revision

Als am 23. November vor einem Jahr das Reichsgericht Carl v. Ossietzky wegen unliebsamer Kritik am Etat der Reichswehr eine achtzehnmonatige Gefängnisstrafe zudiktierte, hatte der deutsche Militarismus bereits von neuem gegen die ,Weltbühne' ausgeholt. Weil Ignaz Wrobel hier am 4. August des vorigen Jahres, im Antikriegsheft der ,Weltbühne', geschrieben hatte: „Soldaten sind Mörder", setzte der damals noch in Amt und Würden befindliche Herr Groener die Justiz erneut in Bewegung, damit sie gleich ein zweites Mal ihre ganze Strenge gegen den verantwortlichen Redakteur des verhaßten Blattes, gegen Carl v. Ossietzky, in Anwendung bringe. Diese zweite Offensive des seligen Reichswehrministers ist nun endgültig zusammengebrochen. Schon ihr Beginn gestaltete sich nicht sehr aussichtsreich, denn die mit der Anzeige befaßte Kammer lehnte die Eröffnung des Hauptverfahrens ab, weil die Voraussetzung der Anklage, nämlich eine Beleidigung der Reichswehr, nicht gegeben sei. Und als sie doch das Hauptverfahren eröffnen mußte, weil die Beschwerde des Staatsanwalts gegen den Einstellungsbeschluß Erfolg hatte, sprach sie am 1. Juli dieses Jahres Carl v. Ossietzky frei. Eine richtige preußische Staatsanwaltschaft aber weiß, was sie dem deutschen Heere schuldig ist. Obwohl das Schöffengericht Charlottenburg unter dem Vorsitz des Landgerichtsrats Thielemann Stück für Stück ihrer Argumentation zerpflückt und den Freispruch mit einem Fundament aus Eisen unterbaut hatte, wurde doch Revision eingelegt. Das Wehrministerium, das inzwischen zwar seinen Herrn aber nicht seine Gesinnung gewechselt hatte, wollte sich nicht damit zufrieden geben, daß Carl v. Ossietzky, der Widersacher der deutschen Militärpolitik, für achtzehn Monate im Gefängnis sitzt, es hätte gar zu gern gesehen, daß zu diesen achtzehn noch jene sechs Monate gekommen wären, die der Staatsanwalt mit mehr Pathos als Überzeugungskraft von den Richtern gefordert hatte. Mutig begab sich die Anklagebehörde noch einmal in die Feuerlinie und forderte in ihrer Revision Aufhebung des Urteils und Rückverweisung des Prozesses an das gleiche Gericht, das den Freispruch gefällt hatte.

Konnte der Anklagevertreter vor dem Schöffengericht, Staatsanwaltschaftsrat Herf, die juristische Unzulänglichkeit der ministeriellen Attacke wenigstens durch entrüstete Betrachtungen über die Gesinnung des Angeklagten verdecken, so standen dem Revisionsvertreter, seinem Kollegen Ebel, solche Hilfsmittel leider nicht zur Verfügung, mußte er sich doch lediglich auf das Formaljuristische beschränken. So entledigte er sich denn auch der undankbaren Aufgabe, die hartgeschmiedete Urteilsbegründung zu durchlöchern, mit bemerkenswerter Unsicherheit. Kaum einmal wandte er sich den Richtern zu sondern schien mit stierem Ernst die Maserung seines Tisches zu studieren, als er dem Senat einzureden versuchte, daß hier deswegen eine Verurteilung erfolgen müsse, weil der Ausdruck „Soldaten" einen Stand bezeichne, Beleidigung eines Standes nach der Praxis des Reichsgerichts aber strafrechtlich zu ahnden sei. Außerdem habe Ignaz Wrobel doch ganz deutlich die deutsche Reichswehr gemeint. Carl v. Ossietzkys Verteidiger, Doktor Apfel, konnte sich in seiner knappen Replik auf die Judikatur des Reichsgerichts berufen, nach der nur dann eine Beleidigung vorliegt, wenn sich eine Beziehung auf einen bestimmten Personenkreis nachweisen läßt. Dies sei in Ignaz Wrobels Glosse nicht der Fall,

der Ausdruck Soldaten sei dort als ein reines Abstraktum gebraucht.

Der Senat zieht sich zurück, und als er aus dem Beratungszimmer wiederkehrt, hat die Bendlerstraße endgültig eine Niederlage erlitten. Die Revision wird „auf Kosten der Staatskasse" verworfen, zum zweiten Mal hat ein berliner Gericht die Wehrmacht in ihre Schranken verwiesen, als sie sich von neuem durch einen Akt der Justiz an der ihr unbequemen ‚Weltbühne' und besonders an deren Herausgeber rächen wollte. Allerdings macht die am 17. November ergangene Entscheidung des Kammergerichts jenes Unrecht nicht wieder gut, das am 23. November 1931 geschah, als ein Reichsgerichtssenat zur Genugtuung des gleichen Ministeriums aus einer Etatkritik Landesverrat herauslas.

Walther Karsch

Sechstagerennen

Es gibt Sporthabitués, die einem den Sinn selbst dieses Widersinns zu erklären vermögen. Sie sagen, es sei eine Sache feinster Berechnung, an welchem Zeitpunkt ein Partner den andern mit dem bekannten freundlichen Schulterklaps ins Rennen schöbe, um selbst in den träumerischen Zuckeltrab des naturfrohen Sonntagsradlers zu verfallen; es erfordere eine enorme Gehirntätigkeit, sich im richtigen Augenblick vom Feld abzuhängen, zu spurten, zu überrunden. Und selbst wenn man — verächtlicher Seitenblick — für all das kein Verständnis habe, so bliebe doch das fabelhafte Publikum, südlich, feurig, aufgelöst wie sonst nie.

Schon das stimmt nicht. Bei einem interessanten Fußballwettspiel ist das Volk genau so südlich, feurig, aufgelöst und zahlreich wie beim Sechstagerennen; beim Boxkampf erst recht. Nun habe ich allerdings Leute getroffen, die zu keinem Boxkampf gehen, weil sie das roh und blutig finden; hingegen gehen sie mit Begeisterung zum Sechstagerennen. Es ist ihnen nicht beizubringen, daß Boxen geistvoll sein kann, daß heute fast kein Match mehr ausschließlich durch brutale Muskelüberlegenheit entschieden wird, daß gute Beinarbeit dem Tanzbezirk benachbart ist und daß bei diesem Sport das ästhetische Wertungsmoment eine Rolle spielt. Hingegen Sechstagerennen . . .?

Hat man erst einmal den Eindruck lähmender und gähnender Langeweile überwunden, der sechsmal dreiundzwanzig Stunden von den sechsmal vierundzwanzig des Unternehmens charakterisiert, so gerät man über fassungsloses Staunen weg alsbald in die tiefste Niedergeschlagenheit. Die Paare, ihre Farben und Nummern, sind rasch erkannt, auch ihre Aussichten. Und wenn die selbst undurchschaubarer wären und Hoffnung auf sensationelle Überraschungen böten — was schiert einen das? Die amorphe Masse, die da unten in grauenvoll millionenfacher Wiederholung einer immer

und ewig gleichbleibenden Bewegung durch die Kampfbahn strampelt, diese Masse ist eine Karikatur der Menschheit und weniger als das: sie ist schlechthin die Annullierung dessen, was die Menschheit aus dem sinnlosen Chaos herausgehoben hat, nämlich eben jeglichen Sinnes, jeglichen Gedankens, jeglicher Bewußtheit. Laßt Maschinen rennen — sie sind Maschinen, die der menschliche Geist erfunden hat, der menschliche Wille beschwingt. Laßt Menschen wettlaufen — es sind beseelte Körper, die Kraft und Wille voneinander verschieden machen in einem ehrlichen Kampf. In den Sechs-Tage-Radlern aber sind Menschen zu Maschinen erniedrigt, die sie nicht einmal erreichen können. Nicht mehr Menschen und noch keine Maschinen stellen sie sich als das vollkommenste Symbol unsrer heutigen Mechanisierung dar, die je ein teuflisches Gehirn ersonnen hat.

Es wäre eine dankbare Aufgabe für ein Konsortium von Philosophen, Experimentalpsychologen und Analytikern, herauszufinden, worauf die Anziehungskraft dieses „Sports" beruht, der sich sogenannte Geistige so wenig entziehen wie die breite Masse. Blutrausch kann es nicht sein; denn die Stürze sind selten, und gebrochene Beine sind weniger sensationell als Blut auf den nackten Körpern der Boxer. Kampfspannung kann es nicht sein; denn das endlose Gestrampel durch die kleine begrenzte Kampfbahn steht nicht nur hinter jedem Pferderennen sondern auch hinter dem lebhaften Hin und Her des Rugby- oder Fußballfeldes um etliche Lichtjahre zurück. Nicht einmal mehr die psychologische Spannung auf das Verhalten der Fahrer für den Fall der Rundenpreise verfängt; denn mit dem Preisstiften sieht es nicht mehr sehr üppig aus. Was also ist es?

Es kann nichts andres sein als die unterbewußte, untermenschliche, grauenhafte Freude an der Selbstzerstörung, die in diesen sechs Tagen und Nächten betrieben wird. Nicht nur etwa, daß die Fahrer das Letzte aus sich herauspumpen, mechanisch nur noch, todmüde, ohne Anteilnahme ihren Kontrakt erfüllen, ihre physische Existenz opfern bis an die Grenze des Möglichen. Nein, diese Selbstzerstörung, es wurde schon angedeutet, geht viel tiefer. Indem die Masse dem triumphalen Symbol des mechanisierenden Zeitalters zujohlt, negiert sie die Menschenwürde, verzichtet auf den letzten Widerstand, bejaht ihre eigne innere Vernichtung. Der Teufel lacht dazu.

Hans Glenk

„Wenn schon . . ."

Der Mann mit der Maske ist erschienen. Der an Sensationen reiche Prozeß Bullerjahn hat einen Höhepunkt erreicht. Gedrängt voll der Zuschauerraum, der Pressetisch besetzt. Und siehe da: Oberreichsanwalt Werner hat neben Reichsanwalt Nagel Platz genommen.

Großer Tag in Leipzig! Zeugenaufruf. Geschäftig eilt der Gerichtsdiener, um die Zeugen zu holen. Illustre Gäste: Doktor Quandt, der gegenwärtige Vorsitzende der Berlin-Karlsruher Industriewerke, und Generaldirektor Paul v. Gontard, jener über alle Zweifel erhabene und vollkommen unbeteiligte Zeuge, dem dieser Prozeß seine Größe verdankt.

Da steht ein breitschultriger Mann, der die siebzig überschritten hat, was man ihm nicht anzusehen vermag. Schon kurz nach Beginn der Vernehmung stürzt ein Diener mit einem Stuhl herbei, und der Oberreichsanwalt fordert den Gewaltigen der Rüstungsindustrie auf, Platz zu nehmen. Etwa dreißig Zeugen sind in diesem Prozeß bereits vorbeimarschiert, aber noch keinem ward solche Fürsorge zuteil. Jener alte Arbeiter Kuschmieder konnte sich nur mühsam aufrecht halten, keiner der Herren hielt es für notwendig, für einen Stuhl zu sorgen.

Herr v. Gontard sagt aus: Aus den Kreisen der englisch-amerikanischen Kolonie habe er gehört, daß ein Angestellter seines Werkes, der sich Bullerjahn nannte, bei der Interalliierten Kontrollkommission erschienen sei, um an Hand eines Situationsplanes wertvolle Waffenlager seines Werkes zu verraten. Die Verteidiger wünschen zu wissen, wer Gontard diese Mitteilung gemacht hat. „Ich weiß es nicht." „Wo ist Ihnen diese Mitteilung gemacht worden?" „Ich weiß es nicht." „War es ein Engländer oder mehrere?" „Ich glaube mehrere."

Wenn in einem der berliner Sondergerichtsprozesse ein Kommunist so zu antworten gewagt hätte, da wäre sicher der Staatsanwalt aufgesprungen: „Herr Zeuge, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie geschworen haben: nach bestem Wissen und Gewissen. Meineid wird nicht unter einem Jahr Zuchthaus bestraft!" Herr von Gontard aber durfte auf die Vorhaltung: „Herr Zeuge, es ist auffällig, daß Sie sich in wichtigen Punkten nicht mehr erinnern können," antworten: „Wenn schon!"

Ja, mag nur die Verteidigung ihn angreifen. Wenn schon. Da sitzt ja der Herr Oberreichsanwalt, der seine Anwesenheit bei diesem Prozeß nur dann für notwendig hält, wenn Herr v. Gontard am Zeugentisch steht.

Was geht diesen Zeugen das tragische Schicksal eines Angestellten an? Hier steht Paul v. Gontard, der Prototyp der herrschenden Klasse. Er ist gewiß, daß ihm kein Härchen gekrümmt wird, und über die klägliche Rolle, die er mit seinem „Ich kann mich nicht erinnern" spielt, hilft er sich mit einem „wenn schon" hinweg.

„Im Kriege gingen die Geschäfte glänzend, das wurde aber anders mit dem 9. November!" Was kümmert ihn ein in seinem Gerechtigkeitsgefühl getroffenes Volk. Seine Millionen sind in Sicherheit und damit seine Moral.

Kurt Großmann

Ludwig Hoffmann gestorben

Mit einer auffallenden Gleichgültigkeit behandelte die berliner Presse den Tod Ludwig Hoffmanns, der doch mehr in dieser Stadt gebaut hat als alle Schlüter, Eosander, Knobelsdorff, Gontard, Langhans und Schinkel zusammen. Fünfundzwanzig Jahre lang war Hoffmann Stadtbaurat von Berlin, und er hat dieses Amt zu einer unerschütterlichen Machtposition ausgebaut, zeitlich und räumlich noch über seine Amtstätigkeit hinaus. Er baute in der Zeit des größten Aufschwungs der Stadt eine unabsehbare Zahl von Schulen jeder Art, baute Krankenhäuser, Verwaltungsgebäude, Bäder und Heime, und seine große Arbeitskraft wurde noch nebenher vom Preußischen Staate in Anspruch genommen: die Erweiterung der Universität und, sein Lebenswerk abschließend, die Durchführung der Messelbauten auf der Museumsinsel gehören ihm. Das Reichsgericht in Leipzig fällt vor die berliner Zeit. Wenn also irgend einer in neuerer Zeit das Gesicht Berlins formal bestimmt hat, so Ludwig Hoffmann. Die kalte Knappheit, mit der die berliner Presse seine Bestattung hinter dem letzten Stand des Sechstage-Rennens registrierte, möchte doch etwas ungerecht und undankbar sein.

Die Mächtigkeit der Leistung ist nicht zu verkennen und auch nicht das große Können, das alle Register der Wirkung auch bei Riesen-Dimensionen altmeisterlich zu ziehen weiß. Es ist zu bewundern, daß Ludwig Hoffmann es als Chef eines riesigen städtischen Bau-Bureaus verstanden hat, ein sehr anständiges künstlerisches Niveau durch alle Jahre und in

allen vier Himmelsrichtungen der Stadt zu wahren. Einheit und Qualität durchzuhalten. Hoffmann hat ein gut Stück Erziehungsarbeit am berliner Bauhandwerk geleistet, und es wäre recht kurzsichtig, dem Ganzen dieser Baumeister-Arbeit die historische Bedeutung abzuerkennen.

Und doch war der Widerspruch, den Ludwig Hoffmann namentlich bei den Jüngeren fand, sachlich begründet.

Hoffmann war der Architekt, der alle Bauaufträge der Stadt, so wie sie kamen, mit Geschmack und Talent ausführte, wobei es in der Hauptzeit seines Wirkens auf ein paar Millionen Mark mehr oder weniger im Jahre nicht sehr ankam. Die tiefern sachlichen Voraussetzungen der Aufgabe untersuchte und kritisierte er nicht weiter. Jeder Bauauftrag war ihm recht, auch wenn die Sache selbst nicht berechtigt war. Wir denken da an eine große Reihe von Hoffmannschen Schulen, die dem Straßen-Passanten die nette behäbige Fassade eines würdigen Patrizierhauses zeigen, aber hinter der Fassade an Enge der Höfe wahre Mietskasernen sind. Gewiß trifft die Verantwortung dafür, daß Schulbauten in die zufälligen Baulücken des Viertels hineingepreßt wurden, nicht Hoffmann allein. Aber er hat kaum je gegen solche Methoden angekämpft. Er hat die vielen Schulbauten zum Anlaß genommen, reizvolle Fassaden hinzustellen, die — wer wollte es leugnen — in den Straßen Berlins oft Oasen des guten Geschmacks sind, aber er hat für die wichtige Frage des Schulbaues kaum einen sachlichen prinzipiellen Beitrag gegeben. Er steckte allzutief in dem steinernen Formenpanzer der Renaissance. Nicht einmal die Aufgabe eines Spielbrunnens für Kinder im volkstümlichen Friedrichshain ließ ihn einfach und unpathetisch werden. Wir empfinden heute die Diskrepanz zwischen der modernen Volkshaftigkeit der Aufgaben und der patrizierhaften Würde seiner Lösungen als peinlich. Da ist der Eingang zu einem Schwimmbad prächtig wie für Fürsten ausgebildet, und ein nachträgliches Plakat schreit von der pompösen Tür her: „Männer-Abteilung". Niemals und nirgends hat Ludwig Hoffmann eine „Männer-Abteilung" gebaut . . .; er baute, in der Hauptsache besorgt, die „Stadt" würdig zu repräsentieren, stets den noblen Palazzo. Er baute nicht so sehr für das Proletariat, für die Masse, die doch überall der eigentliche Inhalt seiner Häuser ist, sondern für die würdigen Senatoren des Magistrats.

Chef eines gewaltigen Bau-Kollektivs und vor Aufgaben von ausgesprochen kollektivem Charakter gestellt, blieb Ludwig Hoffmann Persönlichkeit. Gegen die Natur seiner Stellung konnte er das nur durch ein rücksichtsloses Ausspielen seiner Macht, die jeder Architekt zu spüren bekam, der nicht in der klassischen Säule das A und O der Baukunst sah. Daß Ludwig Hoffmann seinen Willen selbst gegen einen Diktator wie Wilhelm Bode bei der phantastischen Baugeschichte der Museen durchsetzte, grenzt an das Wunder.

Adolf Behne

Zschorlich hört Gieseking

Die ‚BZ' vom 26. Oktober berichtet:

„Gieseking läßt durch Anschlag bekanntmachen, daß der Verband zur Wahrung der musikalischen Autorenrechte von ihm für das Spielen je eines kurzen Stückes von Debussy und Ravel eine so hohe Tantieme verlangt habe, daß er, außerstande, sie zu zahlen, statt der anderen Werke etwas von Chopin spielen werde . . . V. Z."

‚Deutsche Zeitung' vom 8. November, Bericht über Gieseking:

„. . . Debussy und Ravel, in dessen schwieriger ‚Ondine' er wieder einmal seine ganze technische Meisterschaft zeigen konnte, sind bei ihm bis ins letzte Sechzehntel ausgehorcht. In ihrer Ausdeutung übertrifft er sogar die französischen Pianisten . . . Paul Zschorlich."

Der Mann, der solches schrieb, war also an jenem Abend gar nicht im Konzert, sonst hätte er den im Pressezimmer affichierten Anschlag lesen müssen. Zumindest kann er doch wohl Chopin von Ravel unterscheiden. Gieseking hat, wie ersichtlich, keineswegs Debussy oder Ravel gespielt, kam also gar nicht in die sicherlich beneidenswerte Lage, die Franzosen bis ins letzte Sechzehntel „auszuhorchen" (wundervolles Bild übrigens) — für die ‚Deutsche Zeitung' und ihren Bannerträger aber steht es unzweifelhaft fest: der Deutsche übertrifft die Franzosen, übertrifft sie selbst in der Ausdeutung französischer Musik, übertrifft sie darin selbst dann noch, wenn er sie gar nicht spielt...

Das dürfte ja nun wohl mit der „andern musikalischen Gesinnung" zusammenhängen, die Herr Zschorlich und die ‚Deutsche Zeitung' so beharrlich propagieren.

Epilog auf Papen

Die ‚Tägliche Rundschau' vom 18. November bringt am Tage der Demission Papens als ihre Tageslosung den nachfolgenden Bibelvers:

„Unser Herr ist groß und von großer Kraft; und ist unbegreiflich, wie er regieret." (Psalm 147,5)

Liebe Weltbühne!

Psychiater sind bekanntlich ihren Patienten bedenklich nahe.

Der Professor Wagner-Jauregg in Wien hat einmal von einem gesagt: „Ja, ja, der Soundso... Den haben wir zum Professor gemacht: das ist die mildeste Form der Internierung!"

Hinweise der Redaktion

Berlin

Diskussionsgemeinschaft parteipolitisch Andersdenkender. Dienstag 20.00. Nollendorf-Casino, Kleiststr. 41: Hat es noch Zweck, für die Republik einzutreten? Referent: Hubertus Prinz zu Löwenstein. Anschließend Diskussion.

Gesellschaft zur Förderung individualpsychologischer Arbeit. Dienstag 20.00. Neues Schöneberger Rathaus, Rudolf-Wilde-Platz: Aussprache zwischen Fachleuten und Jugendlichen zur Frage des freiwilligen Arbeitsdienstes und des Arbeitslagers.

Schutzverband deutscher Schriftsteller, Ortsgruppe Berlin. Café Wittelsbach, Bayrischer Platz. Arbeitsgemeinschaft, Dienstag 20.00: Weltanschauung und Literatur. — Donnerstag 20.00: Die Krise der gegenwärtigen deutschen Literatur. — Montag (28.) 20.00: Schriftsteller und Gewerkschaft.

Club der Geistesarbeiter. Mittwoch, 20.00. Musikersäle, Kaiser-Wilhelm-Straße 31: Die ökonomischen und geistigen Grundlagen des Sozialismus, Otto Straßer und Karl August Wittfogel.

Deutsche Liga für Menschenrechte. Mittwoch 20.30. Reichswirtschaftsrat, Bellevuestraße 15: Autarkie, Freihandel oder was sonst? Es sprechen: Georg Bernhard, Wilhelm Grotkopp, Robert Kuczynski, Walter Loeb und Rudolf Wissel.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Donnerstag 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz. Öffentliche Diskussion: 1,5 Millionen sozialistische Stimmen in USA, Gerhard Friters.

Internationaler sozialistischer Kampfbund Donnerstag 20.00. Schwedter Festsäle, Schwedter Straße 23/24: Die Lehren des Streiks der berliner Verkehrsarbeiter. Öffentliche Diskussion.

Marxistische Arbeiterschule, Schicklerstr. 6. Jeden Donnerstag 20.00: Sonderkurs der Liga gegen Imperialismus über die nationale Frage, mit besonderer Berücksichtigung der Unterdrückung der nationalen Minderheiten in Europa.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (28.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27: Der Hochstapler, A. H. Zeiz.

Hamburg

Weltbühnenleser. Donnerstag 20.30. Timpe, Grindelallee 10: Kulturreaktion in Kino und Rundfunk.

Nürnberg

Weltbühnenleser. Montag (28.) 20.30. Katharinenbau: Die soziale Situation der deutschen Bühne, H. Neuberger.

Stuttgart

Linkskartell der Geistesarbeiter und freien Berufe. Montag (28.) 20.00. Bürgermuseum: Sexuelle Menschenrechte, Heinrich Meng.

Rundfunk

Mittwoch. Berlin 20.55: Kleiner Mann — was nun? Hörspiel nach Fallada von Klaus Herrmann. - Breslau 20.55: Es geht auch so. Komödie von Walther von Hollander. — Donnerstag. München 21.10: Drei junge münchener Lyriker. — Freitag. Königswusterhausen 10.10: Pygmalion by Bernard Shaw (englischer Schulfunk). — Hamburg 18.30: Was will das Publikum für sein Geld? Jürgen Fehling und Jochen Klepper. — München 21.00: Mozarts Schauspieldirektor.

Antworten

Republikanische Beschwerdestelle. Du bist ja wieder einmal einer konzentrischen Offensive ausgesetzt. Die Deutsche Volkspartei hat ihre Restbestände im sächsischen Landtag mobilisiert, um durch eine „Anfrage" deine Tätigkeit lahmzulegen, und in Berlin rückt man deinem Geschäftsführer mit einem Zeugniszwangsverfahren zuleibe. Nur Mut, die Sache wird schon schief gehen! Unbegreiflich wäre übrigens nicht bloß uns sondern wohl jedem Unvoreingenommenen, wenn das Zeugniszwangsverfahren fortgesetzt würde, obwohl das Gericht deinem Geschäftsführer bescheinigt hat, daß er aus „anständigen Beweggründen" das Zeugnis verweigert habe. Kann ein Richter die Absicht haben, jemand einer moralischen Tortur zu unterwerfen?

Baron v. Vietinghoff-Scheel. Sie haben in einer Versammlung des Alldeutschen Verbandes in Steglitz über „Kulturordnung im völkischen Staat" gesprochen und dabei nach dem Bericht der ‚Deutschen Zeitung' ausgeführt: „Eine vollständige Neueinrichtung werde das Amt des Drosten sein, dessen Hauptaufgabe die Auslese der Minderwertigen und Begabten sei. Auf je 6500 Köpfe der Bevölkerung entfiele je ein Droste, der der gewählte Vertrauensmann seiner Gruppe sei und, unterstützt von vier Beiräten, die gemeinschädlichen Menschen seines Amtsbereiches auszusieben und in Verwahrung zu bringen habe. Diese Verwahrung sei endgültig. Keineswegs würde der völkische Staat es dulden, daß die friedliche werteschaffende Bevölkerung wie bisher der Bedrohung durch ein ruchloses Verbrechergesindel preisgegeben werde." Wir haben bisher gar nicht gewußt, daß die Alldeutschen ein so scharfes Vorgehen gegen einen wesentlichen Teil der Hitleranhänger fordern.

Kurt Hiller. Seit etwa zwei Jahren versenden Sie ziemlich häufig Exemplare der ‚Weltbühne' an reichsdeutsche Freunde in der Sowjet-Union. Bisher wurden die offenen Drucksachen auch stets befördert. Neulich aber bekamen Sie die Hefte 31, 40 und 43 dieses Jahrgangs und Ihre Broschüre „Selbstkritik links" zurück, weil laut dem aufgestempelten Vermerk ein Teil des Inhalts durch die Pressestelle beanstandet worden ist. Fürchten die Sowjets denn wirklich, daß ihre Aufbauarbeit gefährdet wird, wenn ein sich in ihren Grenzen aufhaltender Reichsdeutscher ein paar kritische Bemerkungen über Theorie und Praxis des Bolschewismus zu lesen bekommt?

Nazis in Danzig. Wie das ‚Andre Deutschland' berichtet, bezieht ihr eure Plaketten „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei" von der Firma Jablonski in Posen, Inhaber der Pole Taddäus Ratajczak und der Oesterreicher Ratz, eure Schaftstiefel von der Firma Balorient im polnischen Starograd, eure Hosen von der polnisch-jüdischen Firma Kindermann in Lodz, eure Bademäntel von der polnischen Fabrik Glawinski in Lodz. Ein Glück noch, daß ihr nicht auch die deutsche Seele und das deutsche Gemüt zu herabgesetzten Preisen aus Polen beziehen könnt!

Weltjugendliga. Ihr habt in Frankfurt am Main eine Ortsgruppe gegründet. Die Mitglieder treffen sich jeden Freitag 20.30 Uhr im Haus der Jugend, Zimmer 36.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Talmudist Hitler von Hellmut v. Gerlach

Ende Oktober erklärte der nationalsozialistische Abgeordnete Merker in Alt-Reetz in der Neumark:

Wir stehen mit einer Million Gewehre da. Wir werden nach dem 6. November eine Revolution erleben, die wir mit den Kommunisten zusammen machen.

Am 19. November schrieb der ‚Angriff' nach Bekanntgabe des verlängerten Burgfriedens:

Angesichts wichtiger bevorstehender Entscheidungen enthalten wir uns jeglicher Stellungnahme zu der Verordnung.

Am 24. November kündigte Göring namens seines Führers und seiner Partei den Kampf jedem Kabinett an, ob es nun Papen oder anders heiße. Opposition sans phrase!

Die Tage folgen einander, aber sie gleichen sich nicht, heißt es in einem französischen Sprichwort. Erst Ankündigung der Revolution, dann Verzicht auf jedes Wort der Kritik, dann wieder Ansage des Kampfes bis aufs Messer — das genügt für knapp vier Wochen.

Vor fünfzig Jahren prangte an hundert Häuserecken Berlins eine Rieseninschrift: „F. v. Schirp macht alles!"

Adolf Hitler hat die Erbschaft F. v. Schirps angetreten.

Er gehört bestimmt nicht der nordischen Edelrasse der blonden und blauäugigen Langschädel an, sondern höchstens der dinarischen Halbedelrasse. Dieser Tatsache verdankt er vielleicht seine unzweifelhaften Gaben. Für ganz kritische Augenblicke reichen diese allerdings nicht aus. Da muß er seine Zuflucht zu dem Geistesgut einer von ihm sonst so mißachteten Unedelrasse nehmen.

Die Lektüre des Hindenburg-Hitlerschen Briefwechsels ist ein intellektualistischer Festschmaus. Rabbi und Mönch disputieren: was soll es werden, ein Präsidialkabinett mit parlamentarischen Bindungen oder ein parlamentarisches Kabinett mit präsidialen Bindungen? Für eine Doktordissertation wäre es eine wundervolle Untersuchung, die Unterschiede zwischen diesen beiden Begriffen festzustellen. Der Laie allerdings könnte geneigt sein, diese Haupt- und Staatsangelegenheit mit der lässigen Geste des Zeugen von Gontard abzutun: wenn schon!

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schleuderte mein Namensvetter Ludwig v. Gerlach der preußischen Demokratie den Kampfruf entgegen: Autorität, nicht Majorität! Erfunden hatte er allerdings diese Parole nicht. Ihr Vater war der einzige große Staatsrechtslehrer, den die konservative Partei je in ihren Reihen gezählt hat, Friedrich Stahl, geb. Schlesinger.

Bei den Verhandlungen zwischen dem 21. und 24. November lautete die Frage nicht: Autorität oder Majorität, sondern: wie amalgamieren wir das autoritäre und das majoritäre Prinzip? In welchem Prozentsatz müssen autoritäre und majoritäre Elemente gemischt werden, um ein Kabinett zustande zu bringen, das gleichzeitig sich des Wohlgefallens des Reichspräsidenten und des Reichstages erfreut? Eine nicht ganz

leicht zu findende chemische Formel. Sie ist ja auch nicht gefunden worden.

Der Gedanke Hindenburgs war gar nicht schlecht. Ihm ist nicht wohl zumute bei dem Zustand des ewigen Regierens mit Notverordnungen gegen den Reichstag. Er berief Hitler als den Führer der stärksten Partei und übertrug ihm die Regierungsbildung unter der Voraussetzung, daß er eine parlamentarische Mehrheit finde. Beim Gelingen dieses Versuches mußte unter allen Umständen eine für die Linke sehr unerfreuliche Regierung herauskommen, der sie vom ersten Tage an Opposition zu machen gezwungen gewesen wäre. Aber es war wenigstens eine Regierung, die korrekt nach den Regeln des parlamentarischen Schachspiels zustande gekommen wäre.

Hitler war im ersten Augenblick durchaus willig, die Offerte des Reichspräsidenten zu akzeptieren. Sein Sehnen, endlich vom Regierungsrat zum Reichskanzler zu avancieren, ist unbeschreiblich groß. Aber er ist Führer nur unter der Voraussetzung, daß er sich von seinem Generalstab führen läßt.

Wie mag man ihn im Kaiserhof empfangen haben, als er mit der 95prozentigen Zusage an Hindenburg eintraf? Menschenskind, Führer, Held, Retter, Sie sind zwar allmächtig und unfehlbar, aber so geht das auf keinen Fall! Und dann setzte sich der Hohe Rat des Braunen Hauses zusammen und fabrizierte eine Antwort an Meißner, die der dialektischen Gerissenheit von Goebbels höchste Ehre machte.

Freilich, schon dieser erste Brief setzte allen Aussichten Hitlers auf das Kanzleramt ein Ende. Das hat er selber wohl nicht gemerkt. Sonst hätte er kaum seinen Namen unter das Schriftstück geschrieben. Aber den schlauen Verfassern des Schriftstücks muß der Endmißerfolg natürlich von Anfang an klar gewesen sein.

Alles, was an weiteren Äußerungen von beiden Seiten erfolgte, war eigentlich nur noch Drumherumgerede, um das Scheitern der Verhandlungen nicht sofort in Erscheinung treten zu lassen. Keiner glaubte mehr an den Erfolg. Jeder versuchte nur noch, dem andern vor der Öffentlichkeit die Schuld in die Schuhe zu schieben. Daß bei diesem Versuch Meißner sich nicht nur sachlich in der günstigeren Position befand, sondern auch formell Hitler und seinem Kollegium von Schriftgelehrten weit überlegen war, sei nur am Rande vermerkt.

Jüngst hat ein Biograph Hitlers, der nicht zu seiner Partei gehörige Herr Heiden, als hervorstechendste Eigenschaft seines Helden die Logik bezeichnet. Offen gestanden, Herr Heiden und ich scheinen unter Logik etwas sehr Verschiedenes zu verstehen.

In einem der von Hitler unterzeichneten Briefe an Meißner steht der Satz:

> Der Schritt von 200 Abgeordneten zu 300 wird leichter sein, als der von 50 oder 60 zu 200.

Vielleicht nennt Herr Heiden das Logik. Ich nenne es einfach Unsinn. Natürlich ist die Differenz zwischen Zweihundert und Dreihundert geringer als die zwischen Fünfzig und Dreihundert. Daß Hitler das Rechnen der Elementarschule beherrscht, hat noch niemand bezweifelt. Aber wenn der

Hauptgewinn auf 100 000 fällt, so bin ich von ihm ganz gleich weit entfernt, einerlei ob mein Los die Nummer 1 oder die Nummer 99 999 trägt. Die Frage ist nicht die: wieviel Stimmen fehlen der Hitlerpartei zur parlamentarischen Mehrheit, sondern die, ob sie auch nur die geringste Aussicht besitzt, die fehlenden Stimmen zu bekommen.

Das glaubt Hitler offenbar selbst nicht. Sonst hätte er den ihm vom Reichspräsidenten mit vollem Recht auferlegten Schritt unternommen und sich mit den andern Parteien in Verbindung gesetzt, um zu sehen, ob und unter welchen Bedingungen sie bereit seien, ein von ihm präsidiertes Kabinett zu stützen oder wenigstens zu tolerieren.

Offen gesteht Hitler:

Ich habe davon abgesehen, in diesen Tagen mit einer Partei Fühlung zu nehmen.

Hätte sich Hitler irgendwelche Hoffnungen auf Erfolg eines Schrittes bei den Parteien machen können, wäre er irrsinnig gewesen, wenn er ihn nicht unternommen hätte.

Mit dem Unterlassen dieses Schrittes hat Hitler die volle Verantwortung für das Scheitern des Versuches, ihn zum Chef einer parlamentarischen Regierung zu machen, auf seine Schultern genommen.

Am Schluß des gescheiterten Versuchs ist festzustellen, daß es sich bei den ganzen Verhandlungen viel weniger um eine Komödie der Irrungen als um eine solche der Täuschungen gehandelt hat, wenigstens auf der einen Seite.

Herr Alfred Rosenberg, Hitlers rechte Hand, hat im ‚Regime fascista' erklärt: „Hindenburg könnte, wenn Hitler Reichskanzler wäre, Reichspräsident bleiben, in Italien habe man ja auch den König und Mussolini nebeneinander."

Da der König von Italien neben dem Duce nur die Rolle einer Null und einer Nulpe spielt — seine einzige ernsthafte Tätigkeit besteht im Sammeln antiker Münzen —, so erkennt man, welche politische Stellung Hindenburg im Programm Hitlers zugedacht war.

Hitler hat den obersten politischen Grundsatz verkannt, daß man nie seinen Gegner unterschätzen dürfe. Offenbar hat er die Ratgeber Hindenburgs weit unterschätzt.

Als zweiter Sieger verläßt er den Kampfplatz. Wieder hat er eine Schlacht verloren. Aber wir würden uns seines eignen Fehlers schuldig machen, wenn wir ihn für erledigt hielten. Seine Krone verliert einen Zacken nach dem andern. Aber er ist noch immer eine sehr große Gefahr für die Republik.

Wer ist Sieger?

Hindenburg wird es ablehnen, als solcher zu gelten. Sein Wunsch war offenbar durchaus ehrlich, die Rechtsregierung mit den Notverordnungen durch eine parlamentarische Rechtsregierung abzulösen. Diesem Wunsch brachte er sogar seine persönliche Antipathie gegen Hitler zum Opfer.

Sieger ist Hugenberg. Er wollte um jeden Preis die Wiederannäherung Hindenburgs an Parlament und Parlamentarismus verhindern. Das ist ihm gelungen, weil Hitler ihm den Weg bereitete — Hitler, der so gern ein Fuchs gewesen wäre und nur ein Tapir war.

Die Regierungsbildung ist mißlungen. Dafür orakeln die Zeitungen von „Notregierung für den Winter". Ein neuer Begriff kommt in unser jetzt so strapaziertes Staatsrecht, der des Saisonkabinetts.

Sein Firmenträger steht in dem Augenblick der Niederschrift dieser Zeilen noch nicht fest. Wie er auch heißen möge, nur zwei Wege stehen ihm offen: der in die Illegalität oder der zur neuen Reichstagsauflösung.

Stalin und Trotzki von Kurt Hiller

Gewiß tritt ins Fettnäpfchen, vielmehr gleich in zweie, wer sich erdreistet, der Meinung Ausdruck zu geben, daß Stalin und Trotzki sich wechselseitig unrecht tun. Meine Meinung ists. Natürlich begeht Stalin das ärgere Unrecht. Denn während Trotzki gegen Stalin mit Argumenten kämpft (auf, wahrscheinlich, unsterbliche Art), kämpft Stalin gegen Trotzki mit Gewaltmaßnahmen, kämpft Stalin wider dessen physische Existenz, kämpft Stalin am Geiste vorbei. Dieser Mißbrauch der Macht hat für jeden Menschen gehirnlichen Anspruchs, mag er zur Sache Trotzkis stehn wie er will, etwas Verletzendes, ja Widerwärtiges.

Dabei ist noch lange nicht heraus, welcher Methodik Trotzki sich gegen Stalin bedienen würde, wenn Trotzki in der Macht säße und Stalin in der Opposition; das heißt, wenn Stalin ihm eine ebenso fundierte, blitzend-scharfe, schöpferisch-haßvolle, zähe und gefährliche Opposition bereitete, wie er heute jenem.

Daß Trotzki, dieses Genie der permanenten revolutionären Analyse und Kritik, überlebensgroßer Ungerechtigkeit fähig ist und krassester Selbstbornierung durch Haß, hat er unlängst mit seiner Äußerung über Rolland und Barbusse bewiesen. Diese sind für ihn Vertreter eines „kleinbürgerlichen Pazifismus", dessen Wesen darin bestehe, „daß er, heuchlerisch oder ehrlicherweise, Gewalt überhaupt verurteilt" — eine Behauptung, die um keinen Grad wahrer ist als die der Stalinisten, Trotzki sei konterrevolutionär und ein Agent der Bourgeoisie. Er wirft alle Richtungen des Pazifismus, „das heißt des Schein- und Wortkampfes gegen den Krieg", geflissentlich in Einen Topf; nicht im Angriff auf Völkerbündler, sondern auf offne und erbitterte Gegner der Genferei, eben auf Rolland und Barbusse, kreischt er, Schaum vor dem Munde und mit vorquellenden Augen: ihre Doktrin sei „gefährlicher als alle Sprengstoffe und Giftgase, denn Melinit und Senfgas können ihre Arbeit erfüllen nur dank dem Umstande, daß die Volksmassen in Friedenszeiten durch die pazifistischen Dünste vergiftet werden". Diese Worte, wie die vorerwähnten, stehn in jener ‚Erklärung der Bolschewiki-Leninisten' zum Amsterdamer Kongreß, die Trotzki verfaßt hat, und sie verraten Hysterie. Denn schließlich ist Trotzki kein Nobelpreisprofessor, der Kriegsgegner abweichender Richtung gemütlich schulmeistert, ohne ihre Schriften studiert zu haben; sondern er ist Leser, Kenner, Kopf; Entschluß zur Sachlichkeit, Wille zur Gerechtigkeit hätten den sonst so feinen Zerleger und so präzisen Durch-

leuchter zu einer scharfen Differentialdiagnose der Pazifismen genötigt, und er würde sich gehütet haben, einen rechtschaffenen Revolutionär wie Romain Rolland, der grade neuerdings die letzten Reste von Friedenslyrismus und bequemer Quäkerei innig-energisch von sich gestreift hat, einfach deshalb als „Salonpazifisten" zu beschimpfen, weil Stalinist Münzenberg sich mit jenem Manne vorübergehend verbunden hat — was übrigens, trotzkische Maximen zugrundegelegt, höchst verständig war. Denn sind, immer nach Trotzki, „die Kommunisten im Kampfe mit dem Faschismus verpflichtet, ein praktisches Abkommen nicht nur mit dem Teufel und dessen Großmutter zu treffen, sondern sogar mit Grzesinski" (ein durchaus intelligentes Verlangen!), dann bleiben sie doch wohl zumindest berechtigt, im Kampfe gegen den Krieg — und mögen sie auch nur den ‚imperialistischen' wider die Sowjetunion meinen — sich mit Leuten zu verbünden, die gar nicht einmal zur Verwandtschaft des Teufels, geschweige denn zur Partei Grzesinskis gehören, vielmehr den französischen Grzesinskis von links her tüchtig zusetzen. Was aus jenem Antikriegskongreß tatsächlich geworden ist, ob vielleicht Parade, Theater, Phrasenschwall, erfolgreiche Umgehung des Wesentlichen, so daß Trotzkis gepfefferte Kritik an Münzenberg ihre berechtigte Seite hätte, bleibt eine Frage für sich.

Es soll hier nicht behauptet werden, der amtliche Kommunismus stehe der Friedensbewegung prinzipiell freundlicher oder auch nur unterscheidsamer und gerechter gegenüber als der in diesem Fall fuchsteufelswilde Trotzki. Ich habe lediglich zeigen wollen, daß Trotzki imstande ist, Leute, die schließlich auch keine Spießer und auch keine Schurken sind, akkurat so zu behandeln, wie der amtliche Kommunismus ihn. Ich halte Trotzki für einen der wenigen wirklich großen Geister unsres Jahrhunderts, und meine Bereitschaft zum Geniekult geht sehr weit; ich erniedrige mich aber vor niemandem zur Kritiklosigkeit. Kritiklosigkeit gegenüber großen Männern: doch wohl kein geringeres Laster als Ehrfurchtlosigkeit gegenüber großen Männern.

Wie sehr wir aber Trotzki unter die großen Männer zu rechnen haben, erkennen wir, wenn wir uns in das Gedankengewitter seiner neuen Kampfschrift begeben: ‚Der einzige Weg' (durch Anton Grylewicz, Berlin-Neukölln, Brusendorfer Str. 23, gegen zwanzig Pfennig zu beziehen). Diese Schrift, wie die vorangegangenen, in Seinsschau, Zielsichtung und Wegweisung ein genialer Wurf; ganz große revolutionäre Literatur der Zeit. Deutung des gegenwärtigen deutschen Zustands: „Steckt man zwei Gabeln symmetrisch in einen Kork, kann dieser sich sogar auf einem Stecknadelkopf halten." „Die Daseinsquelle der Papenregierung" (für die Nachfolgerin gilt ohne Frage das Gleiche) besteht „in der Neutralisierung der unversöhnlichen Lager". „Die paralysierte Kraft des Proletariats hat die trügerische Form einer ‚Kraft' der bonapartistischen Clique angenommen. Darin liegt die politische Formel des heutigen Tages." (Die Analogie mit dem Bonapartismus wird geistreich durchgeführt; dem naheliegenden Einwand: „wo ist unser Bonaparte?" hat Trotzki in Heft 45 der ‚Weltbühne'

bedeutsame Argumente entgegengestellt. Dennoch dünkt mich: man sollte auf historische Analogien ein für allemal verzichten; sie haben meist etwas Krampfhaftes; sie vergewaltigen; Licht werfen sie auf eine Lage fast nie. Man kann aus der Geschichte nichts lernen. Selbst der Einzelne wenig aus seiner eignen. Denn keine Situation im Leben wiederholt sich. Es gibt immer nur Treppenwitz.) In der Sache ist Trotzkis Deutung prachtvoll-richtig.

Quintessenz: „Die Fraktionen der besitzenden Klasse können sich nur deshalb untereinander raufen, weil die revolutionäre Partei schwach ist. Die revolutionäre Partei könnte unermeßlich stärker werden, wenn sie die Rauferei zwischen den besitzenden Klassen richtig ausnutzen würde." Bei aller erforderlichen Kritik der sozialdemokratischen Führung: die Theorie, daß der Sozialdemokratismus ‚Sozialfaschismus' sei, „muß man endlich als untauglichen Plunder fortwerfen". Auf Einheitsfrontpolitik, proletarische, komme es an, nicht nur „von unten", sondern auch der Spitzen; und sie müsse „darauf gerichtet sein, schon in der nächsten Zukunft auf Grund der proletarisch-demokratischen Vertretung die Schaffung von Kampforganen der Klasse... zu ermöglichen". Trotzki nennt diese überparteilichen Kampforgane des Proletariats „Arbeitersowjets"; ich habe sie, als ich sie schon vor fast zwei Jahren als Dringendstes vorschlug, erst in der Antwort auf eine münzenbergische Rundfrage, dann in der ‚Weltbühne' (3. März 1931), „Rote Ausschüsse" genannt.

Sowjets sind ein russisches Wort und eine (halb) russische Sache; wir leben in Deutschland, bei andrer Schichtung. Gedankenlose Nachahmerei führt nie zum Ziel. Wir haben aus unsrer besondren Lage, aus der hiesigen und der gegenwärtigen Lagerung der Dinge (ihre Spiegelung im Bewußtsein eingeschlossen) schöpferisch herauszuholen, was zugleich ihr und dem Zielgedanken gemäß ist. Beidem ungemäß wäre, beispielsweise, die Beschränkung auf Arbeiter. Es gibt nachgrade Proletarier auch außerhalb des Arbeiterstandes, zumal in diesem Deutschland; und Sozialismus ist schließlich, seiner Idee nach, dem Proletariat gewidmet, nicht bloß einer Gruppe des Proletariats; der unterdrückten Klasse; nicht: einer Klasse dieser Klasse. Gewiß soll der Aktive sich niemals an Worten stoßen. Aber Worte sind einmal Fetische; sie haben mindestens soviel Realität und soziale Potenz wie die Begriffe, die sie decken; manchmal, wo sie falsch lauten, meinen sie richtige Begriffe — umso schlimmer dann, daß sie falsch lauten. Was für Irreführungen! Welche Mißverständnisse! Ewige, diamantene Erkenntnis des Konfuzius: „Stimmen die Worte nicht, so kommen die Werke nicht zustande."

Das Werk, das morgen in Deutschland zustandekommen muß: Daß in allen Städten Ausschüsse von Vertretern der verschiedenen Richtungen des Sozialismus zusammentreten, um durch sachliche Beratungen endlich eine Atmosphäre der Gemeinsamkeit zu erzeugen und um einheitliche Aktionen zu ermöglichen... im Geiste klassenkämpferischer Radikalität und Besonnenheit. Diese Ausschüsse müßten im Schema des Rätesystems zusammengefaßt sein: Pyramide der Roten Einheit.

(Die kleinen Gruppen, die politischen Zwischengruppen fänden hier ihre historische Mission: Bindemittel, Mörtel, Zement zwischen den großen Blöcken zu werden.)

Rote Ausschüsse, leidlich paritätisch — der Funke dieses Gedankens läßt sich nicht austreten, so redliche Mühe die rote Bureaukratie sich auch gibt. Trotzki rät dem deutschen Proletariat das Richtige, wenn er ihm „Schaffung von Kampforganen der Klasse" rät und wenn er darunter alles andre begreift als, zum xten Male, ein offiziell „überparteiliches" und in Wahrheit parteikommunistisches Institut.

Der sorgende Kopf am Bosporus fordert ferner, für die KPD, „einen außerordentlichen Parteitag", dem „selbstverständlich eine allseitige Diskussion vorausgehen" müsse; sogar die Geflogenen hätten teilzunehmen. Eine gute Forderung; nur erscheint sie mir zu eng. Die Zeit wäre reif, jawohl, für einen gesamtsozialistischen Kongreß in Deutschland. Für eine Art Parlament, eine Art Nationalversammlung des klassenbewußten, kampfgewillten Proletariats aller Richtungen.

Woran scheitert immer wieder das, was nottut und was wir alle wollen? An der Enge, an den psychologisch notwendigen Kollektiv-Egoismen der Parteien. Die Kraft der Klasse wird durch die Parteien in Gegenkräfte zerlegt, die einander aufheben. Der Riese entmannt sich durch Selbstspaltung; der Zwerg, der ihn zwackt, triumphiert.

Wie lange soll er denn noch triumphieren?

Natürlich können die Parteien nicht von heute auf morgen aufgehoben werden; noch weniger kann eine die andre im Nu verschlingen, wie die Schlange das Kaninchen. Aber ihre Kräfte, statt sie gegeneinander wirken zu lassen, zusammenlegen — das können die Proletarparteien; das könnten sie, wenn nicht die Apparate...

Sind die Partei-Apparate von Gott? —

Ein großes Glück, daß ein beglaubigter Praktiker der Bewegung wie Trotzki den grundsätzlich richtigen, den erlösenden Gedanken findet und in die Massen wirft.

Ich glaube, daß Stalin, dächte er über diese Wünsche, Kritiken, Projekte nach, gar nicht Nein dazu sagen würde. Er ist an Außerrussischem, an der Internationale, an der Weltrevolution uninteressiert, seit Jahren und auf Jahre; er ist vollkommen absorbiert von der Aufgabe der Industrialisierung Rußlands, völlig konzentriert auf den Gosplan. Das bedeutet weder „Staatskapitalismus" noch „Nationalismus", wie Meckerer und Mystiker zu versichern belieben; sondern die Industrialisierung dieser riesigen Republik, die einstweilen sozialistische Insel im kapitalistischen Weltmeer blieb, die Herstellung ihrer wirtschaftlich-technischen Unabhängigkeit von den kapitalistisch organisierten Staaten, ist, mit Stalins Augen gesehn und auch objektiv, eine unumgängliche, ja entscheidend wichtige Etappe auf dem Wege zur sozialistischen Erdgesellschaft. Das Konstruktive ist hier, seiner mittelbaren Wirkung nach, revolutionär (davon zu schweigen, daß die Destruktivität der sozialistischen Revolution in ihrer Endabsicht ohnehin konstruktiv ist).

Daß Stalin, unter dem Druck seiner gigantischen Aufgabe,

innerpolitisch lavieren muß, versteht sich. Er kann weder rein antibäuerlich verfahren, hundertprozentig im Interesse des städtischen Proletariats, dieser ja immer noch kleinen Minderheit der russischen Nation; noch kann er dem konservativen Landvolk allzuviel nachgeben. Über den realisierungspolitisch gebotenen Grad des Nachgebens und des Drucks läßt sich, von Fall zu Fall, unter Zielgenossen und Kennern streiten. Wie wenig besagen da, aus einigem Abstand gesehn, „rechte" und „linke" „Abweichungen"! Mir scheint, rein sachlich und alles in allem, daß Trotzki dem Innenpolitiker Stalin unrecht tut. Psychologisch begreifen läßt sich auch hier der Verbannte, der Verleumdete; gewiß; nicht allein von seinem Schicksal, sondern schon von seinem Charakter her, welcher sein Schicksal schließlich erzeugen half. Er: der Analytiker, der kultiviert-komplizierte Kritiker, der Zersetzer, der ewige Revolutionär, der Jude; jener: der Synthetiker, der Großlinig-Primitive, der Gestalter, der Baumeister, der Kaukasier; er: das Feuer; jener: der Schmied. Typus wider Typus.

Daß Einer Beides ist, passiert ja wohl höchstens alle tausend Jahre einmal! Obwohl, wiederum, chemisch rein beide Typen wohl genau so selten vorkommen; auch in dem Fall, von dem die Rede ist, steht ein zergliedernder Geist nicht ganz ohne bauende Kraft gegen eine bauende Kraft nicht ganz ohne zergliedernden Geist. Die Geistnaturen, die Feuernaturen werden mit Trotzki sympathisieren (soweit sie nicht Selbsthasser sind); die Kraftnaturen, die Schmiednaturen mit Stalin. Man soll aber nicht nur „sympathisieren", man soll auch gerecht sein. Je weniger Stalin das gegen Trotzki, je weniger Trotzki es gegen Stalin ist, umso mehr wollen wirs gegen beide sein. Also auch gegen den Schmied.

Was uns nicht hindern kann, die Stichflammen zu bewundern, die aus Trotzkis Prosa der Dummheit, Sturheit, Unfähigkeit, Subalternität der Kominternleiter entgegenzucken, ihrem vollkommenen Mangel an Blick für Möglichkeiten, an revolutionärer Strategie, an Verwirklichungsgeist; ... die Keulenhiebe seines in der Sache beleidigten Geistes herrlich treffend zu finden. Die deutsche KP hampelt ja leider an den Kasperlefäden der Kominternbureaukraten; der auf seine Art brave Thälmann kann einem nach der Lektüre dieser Streitschrift nur noch leid tun. Stalin trifft kaum die Schuld; er ist wesentlich russischer Internist, nicht Kominternist.

Stalin — seine klare, bedeutende Rede ‚Neue Lage, neue Aufgaben', im vorigen Sommer, schloß so:

Die Realität unsres Produktionsplanes, das sind die Millionen Werktätiger, die ein neues Leben schaffen. Die Realität unsres Programms, das sind lebendige Menschen, das sind wir alle miteinander, das ist unser Arbeitswille, unsre Bereitschaft, auf eine neue Art zu arbeiten, unsre Entschlossenheit, den Plan zu erfüllen. Haben wir diese Entschlossenheit? Ja, wir haben sie! Also kann und muß unser Produktionsplan verwirklicht werden.

Demnach: der Verwirklichungswille zielverbundener Menschen macht Geschichte. — Und Trotzki, in seiner neuen Schrift, schreibt:

Die revolutionäre Partei beginnt mit einer Idee... Nicht Kader schaffen die Idee, sondern die Idee schafft die Kader.

Schafft die Kader derer, die dann die Idee durch Einsicht, Arbeitswillen, Entschlossenheit, Tatkraft verwirklichen; (siehe Stalin).

Welch eine Übereinstimmung der Antipoden! Und: was sagen eigentlich Materialistens dazu?

Ein Arbeitsvertrag aus dem Dritten Reich

von Erich Schröter

Bedingungen für die Annahme der Holzhauer im Wirtschaftsjahr 31/32

Die Holzhauer verpflichten sich, zu den Lohnsätzen zu arbeiten, die die Forstverwaltung festsetzt. In Anbetracht der schlechten Wirtschaftslage können die Löhne keine Steigerungen für einzelne Schläge erfahren.

Die Holzhauer verpflichten sich, alle Arbeiten einschl. Schälen von Nadelholz, die von ihnen verlangt werden, auszuführen, und zwar bis zu dem Zeitpunkt, an dem sie die Forstverwaltung entläßt. Wer seine Arbeit früher verläßt, verliert den Anspruch auf Deputatholz.

Die Forstverwaltung allein bestimmt, was geschlagen werden soll. Sie kann das Hauen ohne weiteres und zu jedem Zeitpunkt beenden.

Die Forstverwaltung wird bemüht sein, die Arbeiter alle 14 Tage bis 3 Wochen zu entlohnen. Sollte die Löhnung durch irgend einen Umstand zu dem oben angeführten Zeitpunkte nicht möglich sein, haben die Holzhauer diesem Umstand Rechnung zu tragen und haben zu warten, bis die Löhnung stattfinden kann. Die Verwaltung oder den Förster mit diesbezüglichen Redensarten zu belästigen, kann nicht geduldet werden.

Die Holzhauer verpflichten sich, außer dem Deputatholz, der Forstverwaltung noch 6 rm Derbholz pro Person, Scheit und Knüppel, zur Taxe abzunehmen.

An den Treibjagden haben sich die Holzhauer als Treiber zu beteiligen und werden mit Holz entlohnt.

Lenderscheid, den 21. Oktober 1931. *gez. von Baumbach*

Dieser Arbeitsvertrag ist Gegenstand einer Klage, die unter dem Aktenzeichen A C 838 — 847/32 vor dem Arbeitsgericht in Kassel von zehn Arbeitern gegen den Diktator dieser Arbeitsbedingungen, den Herrn Baron v. Baumbach zu Lenderscheid, geführt worden ist und vor einigen Tagen mit dem Siege der Kläger geendet hat. Herr v. Baumbach muß die Differenz zwischen den gezahlten Löhnen und den Löhnen des Tarifvertrages nachzahlen.

Das Dokument hochedler sozialer Gesinnung wird hier wörtlich mitgeteilt, weil daraus ersichtlich ist, wie notwendig es ist, gewerkschaftlich organisiert zu sein. Denn abgesehen von den für allgemeinverbindlich erklärten Tarifverträgen genießt nur der organisierte Arbeiter den Vorteil der Unabdingbarkeit tariflicher Arbeitsbedingungen. Nur der organisierte Arbeiter kann im Streitfalle vor dem Arbeitsgericht den Rechtsschutz gewerkschaftlicher Vertretung beanspruchen.

Wie so oft, hatte sich auch hier der Arbeitgeber die Hilflosigkeit der nichtorganisierten Waldarbeiter zunutze gemacht. Ganz nach Belieben entlohnte Herr v. Baumbach seine Waldarbeiter. Im Durchschnitt verdienten sie an weit entlegenen schwierigen Arbeitsplätzen etwa 1,20 Mark pro Tag. Die sozialen Beiträge behielt er ein und verbrauchte sie zunächst für sich. Nur ein einziger von den zehn Arbeitern hat seine

Invalidenkarte sechs Monate nach Beendigung der Arbeit zurückerhalten. Die übrigen wurden abgewiesen mit dem Bemerken, die Karten seien noch nicht in Ordnung. Vielleicht sind sie bis heute noch nicht geklebt.

Es ist kaum glaublich aber als wahr verbürgt, daß die Arbeiter Weihnachten 1930 von diesem national gesonnenen Hauptmann und Millionär keinen Pfennig Lohn bekommen hätten, wenn nicht ein Waldarbeiter der Rotte, der Schreiner Sahl aus Lenderscheid, für seine Arbeitskollegen durch Hingabe eines Wechsels in Höhe von siebenhundertundfünfzig Mark das Geld zur Auszahlung des Lohnes beschafft hätte. Aber erst als der Kreisleiter des Deutschen Landarbeiter-Verbandes in Kassel eingriff, sind diesem gutmütigen Arbeiter fünfzehn Monate später die dadurch entstandenen Diskontverluste und Spesen in Höhe von etwa zweiundzwanzig Mark zurückvergütet worden.

Der Lohn, der von der Forstverwaltung des Herrn v. Baumbach gezahlt wurde, war um etwa fünfzig Prozent geringer als der im Staatsforst gezahlte Haulohn. Doch nicht nur einmal wurde dieser Hungerlohn nicht pünktlich ausgezahlt. Auch in diesem Jahre ist er von dem gleichen Arbeiter durch Hingabe eines Wechsels in Höhe von dreihundert Mark wiederum kreditiert worden.

Zu alledem hätten die gutmütigen Arbeiter noch geschwiegen; denn sie waren infolge ihrer Armut und Hilfsbedürftigkeit auf die Hungerpfennige angewiesen und lebten in dem guten Glauben, ihr national gesonnener Arbeitgeber werde sein Unrecht einsehen, wenn sie es ihm vorhielten, und sich dann auf gütlichem Wege zur Zahlung eines angemessenen Lohnes bereitfinden. Als er sie aber nur höhnisch auf ihre Notlage und den unterschriebenen Vertrag verwies, da riß ihnen die Geduld.

Letzten Anlaß, die Arbeitsstelle zu verlassen und sich zu organisieren, gab eine Bemerkung des Försters Stiegel, der den unter seiner Aufsicht tätigen Waldarbeitern im Anschluß an eine Diskussion über die Akkordsätze erklärte:

Euch müssen die Hunde naßseichen, wenn ihr für den Hungerlohn arbeitet, ihr dummen Säue! Als ich noch in der Zuckerfabrik in Wabern gearbeitet habe, hat man mir auch meinen Lohn nicht auszahlen wollen, damals bin ich zu den Gewerkschaften gegangen und habe schließlich auf diese Weise erreicht, daß mir mein Lohn ausbezahlt wurde.

Was wird Herr v. Baumbach dazu sagen? Aber der Förster Stiegel hatte durchaus recht, denn für die Kiefernstangen I. bis IV. Klasse, geschält und nach Stärke genau sortiert, wurden sage und schreibe zwölf, zehn, acht und sechs Pfennige bezahlt. Bei diesem Lohn sind in manchen schwierigen Schlägen häufig nur wenig mehr als die sozialen Beiträge verdient worden. Für den Meter Scheitholz gab es 1,20 Mark, für Knüppel eine Mark, für zehn Raummeter Reisig 2,50 Mark. Diese Löhne und Arbeitsbedingungen wurden den Arbeitern im Walde, sechs Kilometer von ihrem Wohnort entfernt, bekanntgegeben mit dem Bemerken, daß sie den Wald sofort zu verlassen hätten, wenn sie sich weigerten, diese Arbeitsbedingungen zu unterschreiben.

Solche „Vogel-friß-oder-stirb"-Politik müßte ebenso geahndet werden wie politischer Mord. Aber zur Erhaltung der Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit werden keine Notverordnungen erlassen. Zwar ist nach Artikel 157 Abs. 1 der Reichsverfassung die Arbeitskraft unter den besonderen Schutz des Reiches gestellt, doch hat schon Herr v. Papen in Münster erklärt, daß den Arbeitern der letzte Schutz gegen die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft, die Unabdingbarkeit des Tarifvertrages, genommen werden soll.

Romanze vom Stehkragenproleten

von M. M. Gehrke

Die Masse der Angestellten unterscheidet sich vom Arbeiterproletariat darin, daß sie geistig obdachlos ist. Zu den Genossen kann sie vorläufig nicht finden, und das Haus der bürgerlichen Begriffe und Gefühle, das sie bewohnt hat, ist eingestürzt ...

Manchmal, wenn keiner dran denkt, geschieht ein Wunder, und ein Buch wird ein Sensationserfolg. Fast nie aus formal-ästhetischen, fast stets aus inhaltlichen Gründen. Es trifft eine Bereitschaft des Publikums, von der dieses selbst nichts wußte und die nur hier und da ein kluger Lektor ahnt. Dann erscheint das Buch, hebt die Bereitschaft ins Oberbewußtsein, der Erfolg ist da.

So geschah es Hans Falladas drittem Roman „Kleiner Mann — was nun?" (erschienen bei Rowohlt, Berlin. Kartoniert 4,50; Leinen 5,50). Ein kleines Motiv und ein großer Wurf.

Seitdem man von den Helden schlechthin auf die „Helden des Alltags" gekommen ist, hat sich das Gesicht des bürgerlichen Romans beträchtlich gewandelt. Allmählich ließ man den Helden überhaupt weg und hielt sich an den Alltag und den Alltäglichen. Fontane hat das, im Rahmen des Großbürgerlichen, am Schönsten gekonnt. Später kamen wieder die Helden dran, aber die von unten, die Proleten. Und jetzt sind wir beim Kleinbürger.

Der Dichter Fallada hatte, als er ihn zu schildern unternahm, die Möglichkeit, den Zusammenprall des alltäglichen Menschen mit einem unalltäglichen Geschehnis zu schildern und daran, wie viele vor ihm, den Ablauf einer ungewöhnlichen Handlung zu schließen. Er verzichtete und beschränkte sich auf die undramatische Begegnung des alltäglichen Menschen mit dem ebenso alltäglichen Schicksal, eine Begegnung, die heutzutage zur Zerreibung zu führen pflegt. Sein kleiner Mann, Herr Johannes Pinneberg, ist Angestellter; ein Verkäufer, der aus der Konfektion in die Futtermittelbranche entgleist, aus der Küstenkleinstadt nach Berlin verschlagen wird, dort mit Hilfe sanfter Schiebung in die Konfektion zurückfindet und nach Jahr und Tag das erwähnte uninteressante und gräßliche Allgemeinschicksal erleidet: Abbau, Arbeitslosigkeit, Erwerbslosenunterstützung, Verelendung. Verheiratet ist Pinneberg mit einer Arbeitertochter und früheren Verkäuferin, einer resoluten und ungemein mütterlichen Weibsperson die nichtsdestoweniger „Lämmchen" heißt, für ihn

„das Schönste und Beste auf der Welt" bedeutet und den Hausstand durch einen „Murkel" komplettiert. Und da Pinneberg nichts hat und nichts ist und seine Qualität des guten Verkäufers dank schikanöser Schicksalsschläge nicht mehr verwerten kann, so bleibt ihm wenigstens etwas, der einzige Trost des kleinen Mannes: ein tief bruthafter Familiensinn, der vom Blut in das sehr durchschnittliche Hirn reicht und ihn aus allen Scheußlichkeiten seines Läpperlebens immer wieder hochreißt. Es gibt Leute, die das Pinneberg und seinem Dichter gewaltig übel genommen haben; von ihnen später.

Zunächst muß gesagt werden, daß die ganze Pinneberg-Lämmchen-Murkel-Geschichte bezaubernd geschrieben ist, nicht wie ein Roman, nicht wie ein Soziologiewerk, geschweige wie eine Tendenzschrift sondern eben wie eine Geschichte „aus dem Leben", der man dies zu Unrecht in Mißkredit geratene Charakteristikum getrost wieder als Lob anhängen darf. Jedes Wort, jede Zeile in dem Buch, sei sie beschreibend oder dialogisch, ist von einer verblüffenden Identität mit der Wirklichkeit, angefangen vom ersten Kapitel beim Frauenarzt über das Möblierte Zimmer-Elend und die verschiedenen Verkäuferposten weg bis zu der erschütternden Schlußszene, da Pinneberg endlich auf das letzte Requisit der gehobenen Sozialstufe, den verdreckten Stehkragen, verzichtet hat und deswegen durch einen aufmerksamen Schupo vom Fenster des Lebensmittelgeschäftes auf den Fahrdamm geschubst wird und daran ja nun doch beinahe zugrunde geht... Richtig, goldrichtig jede winzige Episodenfigur des Buches, Pinnebergs munter zweideutige Mama samt gutmütigem Liebhaber, Pinnebergs nach Klein- und Großstadt so sehr verschiedene Kollegen und Vorgesetzte, jede Geschäftsfrau, jede Krankenschwester, jeder Kneipenkellner. Da stehen Dinge, die man tausendmal gehört hat und die grade in dem Zusammenhang, in den Fallada sie setzt, zum ersten Mal ihren Sinn deutlich zu machen scheinen. „Alle Männer sind feige!" denkt Lämmchen mit Recht, aber nicht etwa, weil beispielsweise ihr Hannes sich weigert, eine Frühere abzuschütteln, sondern weil er sich nicht traut, der Vermieterin die störend laute Uhr ins eigne Zimmer zu bringen. Kaum je haben wir so gut wie hier begriffen, daß großes Glück und noch mehr großes Unglück des Lebens aus den Kleinigkeiten kommen; gesagt hat man es immer — gezeigt hat es wohl noch keiner so gut wie Fallada. Neuer Naturalismus? Gewiß. Aber Naturalismus ohne Schwarz-Weiß-Manier, ohne Tendenz, ohne in Worte gefaßte soziale Anklage. Da liegt, um es mit einem revolutionären Titel auszudrücken, der Hund begraben.

Das Buch vom kleinen Mann hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Es erschien, kaum gekürzt, im Vorabdruck in einer großbürgerlichen Zeitung und fand hymnische Zustimmung der bürgerlichen Leser. Und da wurden die Linksleute erst mißtrauisch und dann böse, sie werfen Fallada bitter vor, daß er ein Lauer sei, sogar ein Abtrünniger, der aus der Aufdeckung empörender Tatbestände nicht die einzig mögliche revolutionäre Konsequenz zöge sondern seinen unheldischen Helden der Beschwichtigung durch kitschiges, wenn auch

keineswegs sattes, kleinbürgerliches Familienglück ausgeliefert habe...

Diese Auffassung, die nichts beweist als die Existenz parteipolitischer Scheuklappen bei ihren Verfechtern, ist immerhin so häufig, daß man Fallada und seinen kleinen Mann dagegen in Schutz nehmen muß. Selbst wenn wir, im Sinn des klassenbewußten Proletariats, jede künstlerische Wertung als Gefahr eines überholten l'art pour l'art-Standpunktes ausschalten wollten, so bliebe immer noch ein soziologischer Tatsachenbericht, der einen ebenso dokumentarischen Wert hat wie die Untersuchung Kracauers, aus der das diesem Artikel vorstehende Motto entstammt. Wenn man den Versuch über die Angestellten gelesen hat und wenn man vor allem mit offenen Augen und Ohren den kleinen Leuten des eignen Alltags gegenübertritt, so weiß man sehr gut, daß es eine beträchtliche Schicht von Kleinbürgern gibt, die unter gar keinen Umständen dem Proletariat zugezählt werden wollen und sich noch aufs Verzweifeltste gegen die soziale Gleichsetzung wehren, wenn sie praktisch sie längst erlitten haben. Diese Menschen kämpfen wie Pinneberg gegen sadistische Vorgesetzte und faule Kunden, sie kämpfen mit bureaukratischen Krankenkassen und Wohlfahrtsämtern, sie sagen wie Pinneberg: Das nächste Mal wähle ich doch kommunistisch! und genau wie Pinneberg lassen sie es sein oder tun es einmal und mit schlechtem Gewissen. Die Pinnebergs haben keine Tendenz, keine Parteiinteressen und nicht so viel Sinn fürs große Ganze, daß er der Wichtigkeit ihres noch so nichtssagenden Privatlebens gleichkäme oder gar sie überträfe. Die Pinnebergs wollen, da sie das „geistige Obdach" verloren haben, wenigstens ihre Ruhe, ihre Arbeit, bescheidenes, aber sicheres Auskommen, eine ganz kleine Aufstiegsmöglichkeit, ein bißchen Natur- oder Kinoromantik, ihr Lämmchen und ihren Murkel. Die Pinnebergs sind keine klassenbewußten Proletarier und werden es auch niemals werden. Aber: sie existieren. Sie existieren genau so gut wie ihre Widersacher und sind genau so daseinsberechtigt. Sie werden nicht aussterben, da sie unsterblich sind wie der menschliche Urtrieb nach Beharrung und Sicherheit.

Wenn aber eine spätere Zeit einmal wissen will, wie diese Menschenklasse zur Zeit der Weltwirtschaftskrise um 1930 beschaffen war: dann wird sie sich Falladas „Kleinen Mann" aus der Staatsbibliothek holen.

*

Kleines Nachwort der Redaktion: Es ist anzunehmen, daß jenem nachgeborenen Besucher der Staatsbibliothek am Ausleihschalter der übliche Bescheid zukommen wird, Falladas Roman sei noch beim Buchbinder. Aber setzen wir selbst den günstigsten Fall: wäre einem solchen Wißbegierigen nicht besser mit einer gut belegten Abhandlung, mit Zahlenangaben, mit einer gänzlich undichterischen, aber von allen wirklichen Angestellten, statt von einem erfundenen handelnden Reportage gedient, da ja nun einmal Fallada nur das Wirkliche, den Tatbestand gibt und nicht das, was wohl auch noch unsre Nachfahren erwarten werden, wenn sie sich an einen Dichter statt an einen Berichterstatter wenden: Sinn, Einordnung und Schicksalsgestaltung?

Schiller über Kästner von Rudolf Arnheim

> In der Satire wird die Wirklichkeit als Mangel dem Ideal als der höchsten Realität gegenübergestellt. Es ist übrigens gar nicht nötig, daß das letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüt zu erwecken weiß; dies muß er aber schlechterdings, oder er wird gar nicht poetisch wirken. Die Wirklichkeit ist also hier ein notwendiges Objekt der Abneigung; aber, worauf hier alles ankömmt, diese Abneigung selbst muß wieder notwendig aus dem entgegenstehenden Ideal entspringen.

In seinem großartigen Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung, dem auch die obigen Sätze entstammen, sagt Schiller, die Dichter seien überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo sie das nicht ganz mehr sein könnten, da träten sie entweder als Zeugen oder als Rächer der Natur auf. „Sie werden also entweder Natur sein, oder sie werden die verlorene suchen."

Gewisse Leute, die für reichliche Schillerlektüre in den Schulen eintreten, weil sie sie aus Unbildung für ungefährlicher halten als den „zersetzenden" Geist moderner Schriftsteller, verübeln es Erich Kästner, daß er sich zum Rächer der Natur macht, statt in jenen engumzirkten Schutzparks nach ihr zu suchen, in denen sie sich noch — auf eine für die übrige Welt recht unbezeichnende Weise — unverfälscht erhalten hat. Sie verübeln ihm vor allem, daß er an diese Aufgabe mit dem Handwerkszeug des lyrischen Dichters herangeht, denn sie merken wohl, daß seine Verszeilen Schlagzeilen sind, die sich im Gedächtnis hartnäckiger einnisten als Prosa. Und sie sagen, daß er verabsäume, sich um das Gehobene und das Schöne zu bemühen, weil sie nämlich nicht wissen, daß es keine bessere Gehobenheit gibt als die allgemeingültige Einsicht und keine bessere Schönheit als die Wahrheit. Es ist eigentlich eine seltsame Zumutung, daß der Dichter das Schöne suchen solle, wo das Häßliche so nah liegt.

Bezeichnend, wie Schiller die Möglichkeit, „Zeuge" zu sein, dem Dichter nur in bezug auf die Natur, nicht aber auch in bezug auf die häßliche, unharmonische Wirklichkeit einräumt. Hier verlangt er die Konfrontation mit dem Ideal, den sentimentalischen, das heißt: den denkenden Dichter. Und so dürfen wir es Erich Kästner als Vorzug anrechnen, daß er niemals bis über den Kopf im Häßlichen versinkt. Der Kopf schaut immer heraus, und so gerät Kästner nie in die Versuchung, das zu machen, was die Revolutionäre in gerechtem Abscheu „Armeleutekunst" nennen. Er klagt weder noch schildert er. Er demonstriert Widersprüche. Davon zeugen sowohl die Themen wie der Stil seiner Gedichte.

Es ist zweckmäßig, den neuen Gedichtband „Gesang zwischen den Stühlen" (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin. Kartoniert 3,60; Leinen 5,75) rasch zu besprechen, ehe ihn eine Kästnerverehrerin auf Nimmerwiedersehen ausborgt. Kästnerbände sind untreu, und so tut man gut, diese Gedichte auswendig zu lernen, was sich bei vielen von ihnen sowieso empfiehlt und häufig auch ohne den Willen des Lesers geschieht. Denn wieder enthalten die Gedichte manche Zeile, in

der irgendein großer Widerspruch unsres Lebens in einem schlicht gesagten Paradoxon wie in einer mathematischen Formel erstarrt. Der Widerspruch zwischen Fortschritt und Rückschrittlichkeit, zwischen Liebe und Untreue, zwischen Liebe zum Kind und Abneigung gegen Ehefrauen, zwischen Kunst und Geldverdienen, zwischen Gemeinschaft und Einsamkeit, zwischen Putz und Häßlichkeit — das sind die Themen der ersten sechs Gedichte dieses Bandes, und es wäre leicht, die Formeln für die übrigen aufzuzählen. Kästner bedient sich einer geschwinden und behenden Sprache, seine Verse klappen wie Maschinenhebel, und grade daß in der Form alles so verblüffend klappt, gibt den künstlerisch fruchtbaren Gegensatz zum Inhalt dieser Gedichte, die von all dem handeln, was nicht klappt. Die Diskrepanzen fängt er gern im Wortspiel, indem er zeigt, wie ein einziges Wort — ebenso wie eine einzige Welt — Gegensätzliches nebeneinander beherbergt. „Wer zu verstehn beginnt, versteht nichts mehr." Und über einen Kurort: „Hier nehmen alle ein. Sogar die Ärzte." Fast immer geht das über den Kalauer hinaus, und wenn man die gedruckten und ungedruckten Gedichte der zahllosen Kästner-Imitatoren prüft, so merkt man sogleich, daß sie zwar die Wortspiele und das geschwinde Reimen, nicht aber die unerbittliche, auch im Allgemeinsten eigenartige Hellsichtigkeit zu kopieren verstehen.

Kästner macht die platten Attribute der Wirklichkeit zu durchsichtigen Gedankenträgern. Er erhebt sich nicht über das, was er behandeln will, sondern steht von selbst darüber. Ich hörte dieser Tage einige Vorträge von Nationalisten, die mir die Abneigung der Deutschtümler gegen Alltagswörter in schönem Lichte zeigten. Die Herren erklärten, volkhaft sei nicht populär, soldatisch sei nicht militärisch, Volk sei nicht Publikum, Wert sei nicht Preis. Sie verachteten im Fremdwort (wenn wir den Begriff einmal etwas weitherzig verwenden) das Greifbare, Irdische, Praktische und hielten sich an das feierlichere, deutsche Urwort, das keine unbequemen Erinnerungen an Nachprüfbares hervorruft. Gegenüber diesem billigen Verzicht auf das Faßliche finden wir bei Kästner eine Vorliebe für den nüchternen terminus technicus. Er scheut sich weder vor „subkutan" noch vor „Klimakterium", und von einem Unglück sagt er: „Ich konnte die Annahme schlecht verweigern", so daß das Schicksal wie ein Einschreibebrief auf Dichter und Leser niederplatzt. Richtig sicherlich, daß in der großen Kunst das Dichterwort auch ohne postalische und kommerzielle Reminiszenzen die Wirklichkeit packt, aber gegenüber der nichtssagenden Feierlichkeit der üblichen „Dichter" zeigt Kästners Sprache die mutige Absicht, sich der Welt zur Kontrolle zu stellen. In seinen Gedichten scheint der Mond, auch wenn er „im Landgericht versinkt" statt hinter malerischen Büschen, und sein Zorn wird nicht unfeierlich, wenn er ein Mädchen „ein Stück Mist" nennt.

Erstaunlich ist Kästners Blick für die tiefsinnige Anekdote. Oft wählt er wahre Geschichten, so jenen tödlich verlaufenen Handstand eines Herrn auf dem binger Loreleyfelsen — treff-

liches Symbol des Heldischen ohne Zweck, oder die Kinder, die Hinrichtung spielen. Immer findet er Vorfälle, in denen sich eine bestimmte Idee am reinsten zuspitzt oder spiegelt, und recht gern verläßt er hier die Wirklichkeit und dichtet Legenden und Märchen. Kinderspiele hat er schon immer gern erfunden, und so ist es nicht wunderbar, daß Kästner unser beliebtester neuer Kinderdichter geworden ist. Das Kind ist ihm der natürlichste, von allen Vorurteilen, Komplikationen und Denkschwierigkeiten des praktischen Betriebes unbelastete Vertreter des gesunden Menschenverstandes und der ursprünglichen Moral. Hören wir wieder Schiller: „Wenn ein Vater seinem Kinde erzählt, daß dieser oder jener Mann vor Armut verschmachte und das Kind hingeht und dem armen Mann seines Vaters Geldbörse zuträgt, so ist diese Handlung naiv; denn die gesunde Natur handelte aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die gesunde Natur herrschte, würde es vollkommen recht gehabt haben, so zu verfahren. Es sieht bloß auf das Bedürfnis und auf das nächste Mittel, es zu befriedigen; eine solche Ausdehnung des Eigentumsrechts, wobei ein Teil der Menschen zugrunde gehen kann, ist in der bloßen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes ist also eine Beschämung der wirklichen Welt, und das gesteht auch unser Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet." Diese Worte könnten als Motto über Kästners Kinderromanen stehen, deren dritter, „Der fünfunddreißigste Mai", soeben bei Williams & Co., Berlin-Grunewald, erschienen ist. (Halbleinen 2,50 Mk.) Während sich der Dichter in „Emil und die Detektive" und „Pünktchen und Anton" bei aller Lust am Fabulieren auf dem stabilen Trottoir der Großstadt hielt, schwingt er sich diesmal auf ein mit Rollschuhen bewehrtes Roß namens Negro Kaballo und reist mit dem Jungen Konrad und seinem Onkel Ringelhuth durch erstaunliche Phantasiereiche. Das Buch steht in seiner Anmut und Erfindungsfülle, in der lustigen Zuspitzung des Dialogs und in der Weisheit der Begebenheiten eigentlich noch über den beiden ersten. Die Einfälle sind übermütig, aber nie erklügelt sondern in ihrer schlichten Sinnfälligkeit ganz kindlich, so der von dem schwarz-weiß karierten Mulattenkind. Dabei phantasiert Kästner nicht ins Blaue, denn das Fesselnde dieser unwirklichen Geschichten liegt grade in der Wirklichkeit, die in ihnen steckt: das Schlaraffenland zeigt den Widersinn des Faulenzens, in der Ritterburg benehmen sich gepanzerte Feldherren von gestern, als seien sie uniformierte von heute, und in der Automatenstadt Elektropolis vollführt die allmächtige Elektrizität plötzlich einen Staatsstreich und zerstört, was sie geschaffen. Dabei ist das Lehrhafte und Moralische diesmal viel unauffälliger als in den früheren Büchern. Aber wer es nicht hören will, der wird es fühlen. Eine verkehrte Welt wird gezeigt, auch in Bildern (die dem Zeichner Walter Trier besonders gut gelungen sind), und diese verkehrte Welt ist der Versuch, die Verkehrtheiten der wirklichen ins rechte Licht zu rücken. So lebhaft, so untheoretisch, so zeitlos zu erzählen und doch so klug und zeitgemäß, das macht so leicht keiner nach.

Kästner beweist, daß er unbefangen, rechtlich und lachlustig wie ein Kind ist. Das kommt den Kindern, und das kommt seinen Gedichten zugute. Wenn er seinen Gesang zwischen den Stühlen anstimmt, so liegt das nicht an seiner Ungeschicklichkeit im Sitzen sondern an der seltsamen Konstruktion der Stühle. Er sucht einen Sitz. Schiller, der, seiner Zeit entsprechend, ein rousseauisch rückwärts gewandter Revolutionär war, meinte, der sentimentalische Dichter suche die verlorene Natur. Aber die Zukunft liegt nicht im Garten Eden. Wer heute zwischen den Stühlen sitzt, der sucht etwas, was zwar nicht Natur ist, wohl aber mit ihr eine wichtige Eigenschaft gemein hat: Sinn.

Stehgeigers Leiden von Erich Kästner

Ach, wie gern läg ich in meinem Bette!
Nacht für Nacht schläft Hildegard allein.
Wenn mein Fiedelbogen Zähne hätte,
sägte ich die Geige kurz und klein.

Keinen Abend weiß ich, was sie treibt.
Jeden Abend steh ich hier und spiele.
Ob sie, wie sie sagt, zu Hause bleibt?
Schlechte Frauen gibt es ziemlich viele.

Gräßlich haut der Krause aufs Klavier.
Wie sie staunten, wenn ich plötzlich ginge!
Keine Angst, Herr Wirt, ich bleibe hier,
geige mir den Buckel schief und singe:

„Die deutschen Mädchen sind die schönsten.
Hipp hipp hurra, hipp hipp hurra!
Denn bei den blonden deutschen Mädchen
ist alles da, ist alles da!"

Ich trau ihr nicht. Sie lügt. Ich habe Proben.
Ach, wenn sie lügt, sieht sie so ehrlich aus.
Wie im Gefängnis stehe ich hier oben.
Ich muß verdienen und darf nicht nach Haus.

Eines Tages pack ich meine Geige.
Denn sie ist mein einziges Gepäck.
Krause spielt Klavier. Ich aber steige
schnell vom Podium und laufe weg.

Und die Gäste und der Wirt und Krause
werden schweigen, bis ich draußen bin.
Und dann seh ich: sie ist nicht zu Hause!
Und wo geh ich denn dann hin?

Oper und Oratorium

Der Vorrang der Oper von Felix Stössinger

Die Oper hat in den letzten Jahren die Öffentlichkeit stark beschäftigt. Aber es war nicht die Oper als Schaffensform sondern die Oper als Theater. In diesen Auseinandersetzungen haben die Opernfreunde, da sie mit den Motiven von gestern für eine Sache von morgen kämpften, eine Schlacht verloren: die Klempereroper. Aber den Feldzug haben sie gewonnen. Obwohl Berlin nur noch über zwei Opern gegenüber 21 Sprech- und Operettenbühnen verfügt, steht die Oper unerwartet im Mittelpunkt des geistigen Lebens. Das Theater des Dramas befindet sich in einem Niedergang, den niemand mehr übersehn kann, während gleichzeitig das Theater der Oper einen Aufstieg erlebt, der, und das ist das Entscheidende, nicht bloß musikalisch sondern endlich auch geistig wesentlich ist. Während die Staatsoper noch immer ohne eine Führung ist, deren Entschlossenheit sich jedem Besucher aufzwänge, genügte bereits in der Städtischen Oper der Glücksfall, der Karl Ebert mit dem Dirigenten Stiedry zusammengeführt hat, um uns ahnen zu lassen, welcher Wirkung die Oper von gestern auf den Menschen von heute fähig ist. Und schon spürt man eine Zukunft der Musik auf der Opernbühne, die verschüttete und vergessene Welten erweckt und das Schaffen der Gegenwart zu einer Kraft macht, die über die Oper hinaus ins Allgemeinste und Gegenwärtigste eingreift.

Der Niedergang des Theaters tritt regelmäßig dann ein, wenn der Dramatiker so schwach ist, daß sich der Schauspieler sichtbar an die Rampe spielt. Die Dramatiker pflegen die Schuld des Bühnenverfalls dem Mimentheater zu geben. Und doch muß dieses zwangsläufig aufkommen, wenn das Dichtertheater versagt. Das Repertoire der dramatischen Bühne ist nun einmal hinten und vorn zusammengebrochen, das klassische Drama ist zunächst erledigt — womit ich nichts über seinen Wert aussage sondern nur über seine heutige Funktion — und das moderne Drama reicht mit seiner Wirkung seit Jahren nur in seltenen Fällen über ein Spieljahr hinaus.

Die Situation der Oper ist dagegen völlig anders. Ihre überragende Stellung gewinnt sie aus der Renaissance der alten Produktion und aus der Bedeutung der neuen. Während das Drama seine ältesten Provinzen verloren hat, hat die Oper sie wiedergewonnen oder ist auf dem Wege dazu. Und während das neue Drama auf die Dauer grade den geistigen Menschen durch seine Nichtigkeit abstößt, hat die Oper eine Reihe wesentlicher Aufgaben übernommen, vor denen der Dichter versagt hat.

Darüber hinaus füllt die Oper einen Raum im Menschen aus, der seit langem leersteht. Sie stellt ihn vor Gestalten, die groß sind durch ihre Musik, ihr Schicksal, durch die aus der Musik geborene Unbedingtheit ihrer Entscheidungen. Während die Musik als solche den Menschen über den Tag hinausführt, hat ihm grade die Oper den sozialen, den moralischen und den religiösen Inhalt seines heutigen und seines ewigen Lebens

in vielen denkwürdigen Gestaltungen geboten. Von vielen Seiten her wuchs so die alte und die neue Oper zu einer Einheit zusammen, die eine neue Ganzheit darstellt.

Das Erleben der Musik ist heute nur noch der Form nach mit dem vor oder nach dem Kriege identisch. Ein Teil der Musik, die damals für ewig galt, hat schon Patina angesetzt. Die Probleme von damals existieren nicht mehr. Eine neue Menschheit hat sich ein neues Hören geschaffen. In der Musik beherrscht wieder die melodische Linie den analytischen Aufbau. Der Mensch und die von ihm ausgedrückten Dinge, also der Gesang, stehen im Zentrum der Oper, während die Streitfragen von damals, Dissonanzen, Mißlaut, Orchesterumfang, Fragen geworden sind, die niemand mehr ernsthaft interessieren. Es kann nach der Aufhebung der Tonalität kein „Miß"klang erfunden, keine Orchesterfülle gehäuft werden, die auch nur den gewöhnlichen Dilettantenzuhörer beunruhigen könnte. Man hat gelernt, alles zu hören. Es bedurfte auch dieses Wegs durch die Auflösung der alten Klangwelt, um den Rückweg zur melodischen Linie, zur geschlossenen Form, zum Kammerorchester zu finden.

Unabhängig davon hat unter französischer Führung die Musik alle Gebiete zurückerobert, die seit dem neunzehnten Jahrhundert verloren gingen. Die gewaltige Musik des Barock ist der tägliche Umgang der ganzen Musikwelt geworden, ja sogar der Massen. In ihr erlebt der moderne Mensch den Gesang der ewigen Ordnung, den Atem und den sicheren Gang des Unendlichen. Er bedarf dieser mächtigen Versicherung, wenn er in der Oper der folgenden Jahrhunderte das Schicksal des Ganzen im Schicksal des Einzelmenschen erleben soll.

Diese Renaissance des Musikerlebens hat für die Oper Folgen gezeitigt, die noch unübersehbar sind. Nach einer Periode, die nur bei Wagner das musikalische Drama sah und in allen andern Opernschöpfern Vorläufer, also Unvollkommenes, oder Gegensätze, also Verwerfliches, steht uns jetzt eine Welt offen, so groß wie noch keiner Oper vor uns, und doch erst ein Teil dessen, was in den nächsten Jahren noch hinzukommen dürfte. Das Werk Wagners hat sich gewandelt, steht aber als Ganzes unerschüttert da. Für viele ist es geistig gewachsen, seitdem die wirklich modernen Dirigenten das Orchester zu einem geschmeidigen, bei aller Gewalt herrlich knappen Klangkörper gemeißelt haben, über dem Gestalten von oft niederschmetternder Größe ihr Schicksal wortdeutlich aussprechen. Die neue Qualitätsreihe stellt Tristan an die Spitze, ihm folgt Siegfried, Götterdämmerung, dann der Holländer. Während Verdis Werk früher für uns aus höchstens sechs Repertoireopern bestand, sind ihm allein in den letzten Jahren acht bis zehn zugewachsen. Wer darf sagen, daß die Erweckung Verdis beendet ist?

Aber wie Wagner ist auch Verdi erst heute grade durch seine geistige Einheit zu einem Erlebnis geworden, das über das musikalisch Schöne hinausweist. Sein Werk hat moralisch, national, sozial, philosophisch, religiös Ausblicke gezeigt, von

seiner Musik in eine Ferne projiziert, aus der eine tiefe Bewegung uns ergreift. Was wir an Verdi gelernt haben, beginnen wir auf andre italienische und französische Meister der melodischen Oper zu übertragen. Bald werden Donizettis Lustspiele nicht mehr um ihren Rang betteln müssen, und wenn auch sicher politische Einflüsse die begonnene Renaissance der französischen Spieloper behindert haben, so kann doch nichts mehr die Entwicklung hemmen. Wir haben uns von der Diktatur der symphonischen Musik des neunzehnten Jahrhunderts freigemacht und einen Formsinn bekommen, der allen von Wagner verdrängten Werken gerecht wird und ihm selbst auch.

Dank unsrer leidenschaftlichen Verbindung mit der Musik des Barock, harren noch weiter rückwärts neue Gebiete, der Oper erschlossen zu werden. Leider hat sich hier das neue Deutschland noch lange nicht bewährt. Diesem Versagen ist der Abbruch der Renaissance Händels zuzuschreiben, die aufhörte, kaum daß sie uns die überwältigende Schönheit einiger seiner Opern sehen ließ. Die Opernhörer sind doch noch nicht so weit wie die des Konzertsaals. Eine andre Erklärung gibt es nicht dafür, daß heute Tausende stundenlang Schütz und Bach hören können, aber das Opernwerk der Monteverdi, Händel, Rameau, Gluck, Lully für sie noch nicht existieren kann. Einer, der viel mehr mit dieser klassischen Linie zusammenhängt als Wagner, der es beanspruchte, Berlioz, mußte daran glauben, als die Wiedererweckung seiner delacroixhaften Trojaner voriges Jahr mißlang.

Das neuste Opfer dieses Unverständnisses ist der unsagbar schöne „Idomeneo" Mozarts. Er schenkt Stunden einer Erhebung, einer aristokratisch-tragischen Feierlichkeit, deren gleichen sich selbst im Werk Mozarts, wie er selbst gewußt hat, nicht wieder findet. War Klemperers „Cosi fan tutte" der Anfang eines neuen Mozartstils, der kein Biscuitrokoko mehr duldete, so war es ein Rückfall in eine Vergangenheit, die längst entschwunden sein sollte, daß man die überflüssigen und klanglich beleidigenden Zusätze von Richard Strauß zum „Idomeneo" zuließ. Und das in einer Zeit, die der alten Musik, auch Mozart, gegenüber auf den Urtext und die ursprüngliche Spielart zurückgreift! Wallersteins dramaturgische Verbesserung ist taktvoll und gut. Für „Idomeneo" und „Titus" sind die Zeiten nicht, wie man immer lesen muß, vorbei — sie kommen erst.

Wie in der Oper überhaupt, ist in der modernen Oper der soziale Gedanke und darüber hinaus die religiöse Auseinandersetzung Gegenstand der Produktion. Während bei Weill und Hindemith das Soziale um seiner selbst willen dargestellt wird, greift bei dem Krenek der „Zwingburg" das Soziale ins Religiöse, bei dem „Wozzek" von Berg ins Dämonische über. Die einzige Gleichung zwischen Dostojewski und der Bühne, so oft vom Dramatischen aus versucht, ist nur Leoš Janaček im „Totenhaus" gelungen, wo die Musik uns das Erlebnis des Mitschuldigwerdens vermittelt. Die große Synthese zwischen sozialer Anklage und religiöser Gebundenheit fand Darius Milhaud in Claudels „Columbus", zugleich eine dramatische Form des epischen Theaters wichtigster Art. Und

schließlich ist diese Mysterienoper nur eine andre Form von dem, was Strawinskij entschlossen zu seinem Opéra-Oratorio „Oedipus Rex" getrieben hat: die Überwindung des Dramas durch den Bericht und die Vision.

Wie sehr alle geistigen Probleme der Dichtung, auch die ungelösten, in die Musik eindringen, zeigt die neue Entwicklung des Chorwerks. Edmund Nick hat Gedichte von Erich Kästner, Hanns Eisler hat Texte von Brecht zu sozialen Kantaten umgewandelt. Hindemith hat aus einer philosophischen Dichtung Benns „Das Unaufhörliche" ein weltliches Oratorium geschaffen, Karl Salomon aus dem „Ton" von Arno Nadel ein religiöses. Die Aufgaben, die durch die Oper nicht mehr lösbar sind, drängen also auf andre Weise in die Musik. Programmmusik im alten Sinn ist erledigt. Eine neue Synthese der absoluten, nur Bewegungsgesetzen gehorchenden Musik mit dem Wort und dem Geist wird frisch ergriffen. Und da überall der Hang besteht, aus der nur für die Elite gemachten Musik herauszukommen, pflanzen sich alle diese Bestrebungen in Schulopern, Lehrspielen, Laienspielmusiken fort, ja sie sind mit ihnen identisch.

Die neue Oper, die neue Musik — sie ist ein ideologischer Überbau über den Kämpfen dieser Tage, überraschend reich, vielteilig, vieltönig. Und da nicht die materiellen Bedingungen die geistigen Formen und nicht die geistigen die materiellen, sondern allein ihre Wechselwirkung die Welt neu gestaltet, ist die Neugestaltung der Musik nicht nur eine Folge unsrer veränderten Welt sondern auch eins der Mittel zur Gestaltung des neuen Lebens.

*

Oratorium heute von Arnold Walter

Natürlich ist sie nicht von Bach, diese uns durch seine Handschrift überlieferte Lukaspassion, die Carl Orff in der berliner Volksbühne zum Klingen brachte; die primitive Homophonie des Choralsatzes, die konventionellen Imitationen der Turbae, die italienisierenden Arien überzeugen einen bei der Aufführung augenblicks davon; nach dem Vorbild der älteren mitteldeutschen Passionen gearbeitet, ist sie stilistisch ein Werk des ausgehenden siebzehnten Jahrhunderts, wann immer sie auch niedergeschrieben worden sein mag. Sie im Hinblick auf die spätere Entwicklung der Gattung als unvollkommen zu etikettieren und abzutun (das ganze musikhistorische Abstraktionsverfahren), sagte über das Werk selbst wenig aus. Wie jede Passion, bindet es künstlerische und außerkünstlerische Kräfte, enthält es Liturgisches und Musikalisches, Darstellungswillen und geistige Architektur, Empfindungsrealismus und ästhetische Reflexion. Gerade seine Schlichtheit aber begünstigt den Versuch, Zusammen- und Gegeneinanderwirken dieser werkgestaltenden Kräfte in der Darstellung deutlich zu machen, statt um der Musik willen alles andre völlig zu vernachlässigen. Erinnern wir uns der landläufigen Passionsaufführungen! Mag der musikalische Qualitäts- und Intensitätsunterschied noch so groß sein, darin gleichen sie sich wie ein

Ei dem andern: daß sie zum biblischen Vorwurf kein Verhältnis mehr haben, auf rein artistischer Ebene ablaufen; und daß sie sich, das ist nur eine Folge davon, der nivellierenden Konzertform unterordnen, statt eine eigne auszubilden oder zu bewahren.

Dies wird einem blitzartig deutlich, erlebt man ein Werk dieser Art außerhalb des Konzertrahmens und in lebendiger Verbindung mit der Liturgie. Was geschah denn da viel in der Volksbühne? Dunkler Zuschauerraum, schwach beleuchtete Bühne; der Evangelist an einem Kanzelpult; in einer Art Kirchen- oder Gerichtsbank Christus, Petrus, Pilatus; die Turbae hinter den Solisten, der Choralchor links und rechts, Holzschnittprojektionen — alles sicherlich mehr Andeutung und Symbol des Szenischen als Szene selber. Dem innern Sinn der Aufführung nach ging es freilich nicht so sehr um kluge Kontraste musikalischer Formen als um Wort, Bild, Gleichnis der Schrift und ihre Wirkung auf die durch den Choralchor in die Darstellung einbezogene Gemeinde. Der Evangelist, Christus — in erster Linie waren sie nicht Sänger, Tenor und Bariton mit süßer Kantilene: plastischer Berichterstatter der eine und Apologet des Worts, gleichnishaftes Altarbild der andre. Die Choräle endlich waren als starke und heftige Reaktionen einer realistischen Gemeinde begriffen.

So war die Liturgie in ihre Rechte wieder eingesetzt, das Konzert überwunden, die eigne Form bewahrt, das Epische und Dramatische plastisch unterschieden; war die Musik in funktionale Abhängigkeit verwiesen, was sie, da sie ja so entstanden war, eher stärkte als schwächte. Das Kräftespiel zwischen Liturgischem und Artistischem deutlich zu machen, eine innige Verbindung von Wort und Ton zu schaffen, der Musik den Rahmen zurückzugeben, aus dem sie zu Unrecht gelöst wurde — dies wird man bei allen Passionen beobachten können und müssen: hier liegt das Zukunftsweisende von Orffs Versuch. Nicht etwa, um nach dem Rezept dieser Aufführung zu verfahren, sondern nur, um die immer wieder verschiedenen Kräftebeziehungen zur Grundlage immer anderer Interpretationsvisionen zu machen. Das wird schon historisch richtiger sein als die einseitige Übersteigerung des Musikalischen.

Erstaunlich, ja verblüffend war die innere Verwandtschaft dieses Reproduktionsstils mit manchen fruchtbaren Strömungen unsrer Zeit: das epische Theater, der große und der kleine Chor, der Erzähler, Spiegelung der Vorgänge in anonymer Gemeinschaft, Zweckhaftigkeit der künstlerischen Mittel — wem fiele da nicht die „Bürgschaft", die „Geschichte vom Soldaten" ein! Kein Wunder, daß dies Zusammenklingen gestaltenden und nachgestaltenden Wollens nicht einem auf Stilreinheit bedachten grübelnden Historiker sondern dem erstaunlichen Instinkt eines produktiven Musikers gelang: Carl Orff, der nicht nur durch das „Schulwerk" bekannt geworden ist, das völlig neue und originelle rhythmische Erziehung versucht, ganzen Schlagzeugorchestern die faszinierendsten Wirkungen entlockt und zu Chorimprovisationen anregt; auch köstliche Chöre nach Catull, Werfel, Bert Brecht verdanken wir ihm. Hoffentlich werden auch diese in Berlin bald zu hören sein.

Geburtenregelung Mannessache!

von Walther v. Hollander

Wenn jemand etwas Neues, Radikales sagt, so soll man ihn anhören, auch wenn seine Behauptungen zunächst verblüffend und unbewiesen sind. Was Walther v. Hollander hier vertritt, wird nicht unkommentiert bleiben. Die ‚Weltbühne' will demnächst Äußerungen zum Thema von maßgebender Seite bringen.

Die Frage der Nachkommenschaft liegt genau im Schnittpunkt des Persönlichen und des Sozialen. Sie ist die einzige Frage, an der jeder Mensch mittelbar oder unmittelbar interessiert ist und zumeist sowohl unmittelbar wie mittelbar, als Individuum also und als Mitglied der Gemeinschaft.

Diese Tatsache allein erklärt es schon, daß der Kampf um den Paragraphen 218 jederzeit fähig ist, eine Volksbewegung zu entfachen, in der der Staatsbegriff, der Individualbegriff, der Kollektivbegriff und der Begriff der sozialen Verantwortung umgeschmolzen werden könnte. Sie erklärt es aber auch, daß diese Bewegung für und wider die Freiheit des Einzelnen, für und wider den Eingriff des Staates in das Leben der Familie, für und wider den Eingriff des Einzelnen in den Ablauf des Naturvorganges ist, daß sie mit so verschiedenen Zielen und von so verschiedenen Ausgangspunkten aus geführt wird. Darum können die einen in der Bewegung gegen den § 218 für die Freiheit des Einzelnen kämpfen, andre für die Befreiung einer Klasse vom sozialen Druck, die einen gegen die Überspannung des Kollektivbegriffs und die andern für die Planwirtschaft in der Menschenproduktion.

Das geht alles auf natürliche Weise in die gleiche Volksbewegung hinein. Aber es macht die Bewegung nicht klarer. Es macht sie nicht kräftiger. Es macht, daß die Wirrköpfe mitmachen können. Es macht, daß die Politiker in dieser wichtigen Sache nicht nach der Einsicht entscheiden sondern nach bestimmten Parteigesichtspunkten. Es macht, daß halbgare wissenschaftliche Begriffe wie Eugenik, Rasse, soziale Indikation von Halbwissern hin- und hergeschoben werden und daß wissenschaftlich Unabweisbares — wie die Frage, ob Schwangerschaft oder Schwangerschaftsunterbrechung, im Ganzen betrachtet, die Frau mehr schädigt, oder die Frage, ob dieses oder jenes Mittel gegen Empfängnis schädlich oder unschädlich ist — bald so, bald so wissenschaftlich entschieden wird.

Heute ist noch Ketzerei, was morgen endlich selbstverständlich sein wird: daß jede soziale Frage in eine individuelle mündet und letztlich natürlicherweise nur vom Individuum zu lösen ist (ein nicht umkehrbarer Satz; denn es gibt zahlreiche Individualfragen, die nicht im Sozialen münden). Die Verwirrung um den § 218 kann auch erst geordnet werden, wenn man zunächst die Frage von allem staatlichen und sozialen Beiwerk löst und sie auf die Ursprünge, auf die Menschen, zurückführt. Man wird sehr bald sehn, daß mit der Ordnung bei den Menschen die staatliche und soziale Ordnung sicherlich leichter durchzuführen ist als jetzt, da man beim sozialen Organismus anfängt.

Zuvor muß noch gesagt werden, daß bisher der Staat immer noch Verwirrung gestiftet hat, wenn er Dinge befohlen hat, die er weder

überwachen noch in ihren Konsequenzen verantworten kann, wenn er durch Vorschriften zu ersetzen sucht, was er an Erziehung nicht zu geben vermag. Vom Standpunkt der Staatsraison aus kann man also nur für die Abschaffung des § 218 sein. Vom Standpunkt der Bevölkerungspolitik aber, vom Standpunkt der Sozialpolitik kann man unter der Herrschaft der Maschine nur für eine Verminderung der Bevölkerung sein. Selbst vom Standpunkt der imperialistischen Machtpolitik spricht im Zeitalter des Maschinenkrieges nichts mehr für die größte Zahl von Kindern. Und die berühmte Frage nach der Qualität der Spätgeborenen, unter denen sich verständlicherweise einige Genies befunden haben, aber klarerweise auch ein Heer von unerwünschten, freudlosen, schlecht erzogenen und ernährten Kindern, diese berühmte Frage ist bis jetzt keine Frage der Wissenschaft sondern eine Frage des Glaubens. Wer glaubt, daß Genies durch Zufall in die Welt geblasen werden und unter anderm Zufallswind nicht hineingekommen wären, der muß für die paar Eventualgenies den ganzen Haufen der tatsächlichen Zufallskinder in Kauf nehmen. Der muß für die qualitätslose Zufallsproduktion von Menschen sein.

Wir andern glauben, daß durch den Glauben an den Zufall, das Beugen unter den Zufall und das Hinnehmen des Zufälligen in der Frage der Nachkommenschaft die Rasse sicher nicht verbessert wird.

Soweit das Allgemeine, aus dem der Einzelne schon genug Lehren für sich ziehn könnte. Für die einzelne Ehe liegt es nun so, daß der Mann der Suggestion der Gesetzgebung erliegt und die Sorge, ob Kinder kommen oder nicht, in der Mehrzahl der Fälle der Frau überläßt. Daher konnte es auch kommen, daß die Verhütungsmittel, die vom Mann gebraucht werden, immer mehr in den Hintergrund treten und daß die Verhütungsmittel für die Frau in der Forschung und in der chemischen Industrie die Hauptrolle spielen. So konnte es auch kommen, daß nach Versagen dieser Mittel die Frage der Abtreibung und damit der Kampf um den § 218 so in den Vordergrund treten konnte.

Die primäre Frage ist: wie bringt man dem Mann bei, daß er allein die Verantwortung hat für die Frage der Zeugung oder Nichtzeugung? Wie schiebt man also die Verantwortung dem Verantwortlichen zu?

Logisch betrachtet liegt die Sache so einfach wie möglich. Warum soll man das Übel beseitigen, wenn es schon seinen Lauf genommen hat, da man es an der Quelle beseitigen kann. Natürlich betrachtet liegt es aber so, daß die Angst aller Frauen überflüssig ist, die Sorgen aller Männer überflüssig, die chemischen Mittel überflüssig und natürlich die Abtreibung mit allem Elend ebenso überflüssig wie die ungewünschten Kinder, wenn...

Ja, wenn eine einzige winzige Sache erfüllt wird. Wenn der Mann erzogen wird. Wenn der Mann, der sich so gern als der Beschützer und der Überlegene aufspielt, endlich lernt, auf diesem einen Gebiete wenigstens der Führer zu sein, wo alles von ihm abhängt.

Wir sind nicht natürlich genug erzogen, um über diese natürlichen Dinge mit natürlichen Worten zu reden. Darum kann hier nur so viel gesagt werden, daß ein riesiges Wissensmaterial vorliegt über die Beherrschung der sexuellen Vorgänge durch den Mann. Die

Ethnologen und die Erforscher früherer Kulturen, die Kulturhistoriker der Primitivstufen berichten alle gleichmäßig, daß von den mannbaren jungen Männern in vielerlei Übungen und Erprobungen die absolute Beherrschung des Sexualvorganges verlangt wird, ehe es ihnen gestattet ist, sich der Frau zu nähern, und daß nirgends, wo die Promiskuität herrscht oder der voreheliche Geschlechtsverkehr, die Frage der unerwünschten Nachkommenschaft eine Rolle spielt.

Man weiß nicht recht, wozu unsre Ethnologen und Kulturhistoriker leben und gelebt haben, und man kriegt einen recht geringen Begriff vom Nutzen der Wissenschaft, wenn man sieht, daß die Anwendung dieses Wissens, die Anwendung aller Forscherresultate einfach fehlt, fehlt auf einem Gebiete, wo Millionen ohne dieses Wissen in die schrecklichsten Verwicklungen, in die furchtbarsten Nöte kommen. Ja, die allermeisten jungen Menschen, deren Gedanken und Wünsche vielfach ausschließlich um diese Dinge kreisen, wissen nicht einmal, daß es die Sicherheit gibt, daß sie von jedem normalsinnigen Menschen, der ein bißchen seine Kräfte und Sinne in Zucht nehmen kann, ohne weiteres erlernt werden kann, wenn er nur den Willen dazu hat.

Notwendig ist zur Erlernung dieser Beherrschung der Sexualvorgänge (die natürlich nicht nur die Frage von Kind oder „Nicht-Kind" sondern die Frage nach Befriedigung und Unbefriedigung im Geschlechtlichen mitlöst), notwendig ist zunächst ein gewisser Einblick in die allgemeinen biologischen Vorgänge und das Einfühlen in die persönliche Veranlagung. Notwendig ist das sorgfältige Selbststudium und das Training des Willens und der Gedanken. Es handelt sich darum, den Prozeß ganz und gar aus dem gewohnten Tempo, das durch Gier, Überreizung, Unsicherheit bestimmt wird, herauszulösen und in die Ruhe, in die absolute Entspanntheit, die heitere Gelassenheit und Ergriffenheit hinüberzuleiten.

Die Völker, die von Liebesdingen etwas verstehen, wissen jedenfalls, daß man zur Liebe sehr viel Zeit haben muß. Schon diese Tatsache muß die Liebesdinge aus dem Bereiche des jetzigen Barbarismus, der jetzigen Wahllosigkeit und Unbeherrschtheit herausführen, während es für jemanden, der die wahre Liebe, die wirkliche Liebeskunst einmal kennen gelernt hat, eine Rückkehr zu den heute üblichen barbarischen Formen nicht mehr geben kann. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Es handelt sich nicht um die gewaltsame Unterbrechung, vor der von den Medizinern mit Recht gewarnt wird, sondern um die Tatsache, daß die sexuellen Funktionen des Mannes zweifach und mit ganz verschiedenem Ergebnis eingeschaltet werden können:

Erstens nämlich in die Bahn des „Laisser faire, laisser aller", und dann ist man dem ausgesetzt, was „es", das heißt die Zeugungskraft mit einem macht. Das ist das Gewöhnliche, das Verhalten, zu dem es keiner Erziehung bedarf und das so außerordentlich viel Unglück über die Menschen bringt.

Zweitens aber kann der Mann es lernen, dem ersten Ansturm durch vorsichtiges Einspielen zu begegnen und kann danach dem weiteren Ablauf beliebige Dauer und beliebige Intensität geben. Man hat von einem bestimmten Augenblick an die Macht über den Ablauf.

Das Vorhandensein der zweiten Möglichkeit ist den meisten Männern in Europa unbekannt. In Amerika wird sie unter der Bezeichnung „Carezza" vielfach mißbraucht und mißverstanden (und es ist also nicht Carezza, was hier gemeint ist, sondern nur etwas im Ansatz Ähnliches, im Verlauf völlig Verschiedenes). Die genaue Analyse dieser Methode kann hier nicht gegeben werden, und da sie ohne die Selbsterprobung und Selbsterforschung vom Einzelnen her nicht benutzt werden kann, soll sie auch nicht gegeben werden. Für dieses erste Mal genügt es, zu sagen, daß ein Weg zur Beherrschung, zu einer ganz natürlichen Beherrschung existiert, und daß jeder ihn finden kann, der die nötige Selbstbeobachtung und Selbsterziehung aufwenden will.

Alle diese Tatsachen und die Tatsache dazu, daß mit dieser Art von Liebe die Unbefriedigung ebenso aus der Welt verschwindet wie die Wahllosigkeit, weil schon die Zeitdauer der Vereinigung die Wahl eines ungeliebten Partners nahezu unmöglich macht... das alles sind in unserm Zusammenhang nur unwichtige Nebendinge. Die Hauptsache bleibt, daß bei dieser Art von Vereinigung der Mann die Beherrschung der Zeugungssäfte übt und lernt. Der Liebeskünstler hat es ganz und gar in der Hand, ob er ein Kind zeugen will oder nicht.

Jeder Mann kann das lernen, und wenn man können muß, was man können kann, so muß jeder Mann das lernen. Die Medizinerschaft wird hierdurch aufgefordert, diese längst gelöste, Jahrtausende lang schon gelöste Frage in jene wissenschaftlichen Formeln einzukleiden, die dem heutigen Menschen leichter eingehn als die Tatsache, daß von vielen Menschen zu vielen Zeiten und in vielen Gegenden der Welt so gelebt wird. Es wird dann vielleicht gelingen, auch jene Worte zu finden, jene Überzeugungskraft, die es möglich macht, das Wissen von diesen wichtigsten Dingen ohne weiteres auf andre Menschen zu übertragen.

Damit wäre der Streit um den § 218 dorthin zurückgeführt, wohin er gehört: auf den Mann. Der Mann hat die Verantwortung, weil er die Möglichkeit der Beherrschung hat. Inwiefern die Frau die gleichen Möglichkeiten hat, weiß ich nicht. Manche alte Kulturen behaupten es, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Darum sollen sich die Frauen kümmern. Klar, daß in dieser Selbsterziehung ein großer Teil der Gesamterziehung enthalten ist. Klar, daß wenn man hierin das Schicksal beherrscht, man es auch anderswo besiegen kann. Klar, daß die sozialen Fragen von dieser Individualerziehung aus zu einem Teil mitgelöst sind und klar endlich, daß mit dieser Beherrschung erst der Anfang der ganzen Weisheit der Liebe und der Weisheit des Schöpferischen überhaupt gelehrt ist.

Aber es ist wenigstens ein Anfang gemacht. Eine Verantwortung eindeutig bestimmt und eine Basis geschaffen, auf der sich alle verständigen können, denen überhaupt an einer Erziehung des Menschengeschlechtes gelegen ist, in unserm Fall also Sozialisten, Kommunisten, Gläubige aller Religionen. Und die Ungläubigen können sogar auch ihr Teil lernen: nämlich, daß die Macht des Menschen weiter reicht, als er selbst ahnt.

Erklärung

Das Reichsfinanzministerium hat den Herausgeber der ‚Weltbühne', Carl v. Ossietzky, und den Schriftsteller T. H. Tetens wegen Beamtenbeleidigung verklagt. Der Anklage liegen die in den Heften 5 und 13 dieses Jahres erschienenen Artikel „System Reemtsma" und „Reemtsma kauft" zugrunde. Der für den 22. November angesetzte Verhandlungstermin wurde auf unbestimmte Zeit vertagt. Carl v. Ossietzky hat dem Gericht die nachstehende Erklärung zugestellt:

Die beiden unter Anklage stehenden Artikel der ‚Weltbühne' vom 2. Februar 1932 und 29. März 1932 beruhen auf gutgläubig entgegengenommenem Material.

Als die Richtigkeit des Materials bezweifelt wurde, habe ich noch vor der Erhebung der Anklage meinen langjährigen Verteidiger, Herrn Rechtsanwalt Doktor Apfel beauftragt, das gesamte Material durchzuprüfen. Das Ergebnis dieser vielmonatigen Prüfung liegt dem Gericht und mir vor. Das Gutachten bestätigt meines Erachtens einwandfrei, daß die Vorwürfe, die Gegenstand des Strafverfahrens bilden, unbegründet sind. Ich nehme daher die gegen das Reichsfinanzministerium und gegen die Herren Ministerialdirektor Ernst und Präsident Schröder erhobenen Vorwürfe mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück.

Berlin-Tegel, den 21. November 1932

gez. Carl v. Ossietzky

Wochenschau des Rückschritts

— Der ‚Kampfruf', das Organ der kommunistischen Arbeiter-Union, wurde auf sechs Monate; ‚Die Rote Fackel', eine Zeitschrift der KPD, auf drei Monate, alle sozialdemokratischen Organe im Rheinland und in Westfalen für fünf Tage; ‚Der Funke', die Tageszeitung des ISK, bis zum 18. Dezember; die ‚AIZ' auf zwei Wochen verboten; die Rotationsmaschine, auf der die ‚Rote Fahne' gedruckt wird, wurde nur unter der Bedingung freigegeben, daß die Druckerei ein Verzeichnis aller ihr zum Druck vorgelegten Schriften führt, es jederzeit zur Einsicht der Polizei bereithält und der Polizei von jeder Druckschrift drei Exemplare zustellt; die Klage des ‚Vorwärts'-Verlags gegen den Reichskommissar Bracht auf Zahlung der Insertionsgebühren für die Auflagenachricht zum ohlauer Reichsbannerprozeß, „wegen Mißbrauchs der öffentlichen Gewalt", ist abgelehnt worden. Seit März dieses Jahres wurden in Preußen 400 Zeitungsverbote erlassen.

— Professor Bondi, der als Gutachter in verschiedenen Prozessen vernichtende Kritik an dem Fürsorge-Erziehungssystem geübt hat, ist von der thüringischen Regierung seiner Stellung als Direktor des Jugendgefängnisses in Eisenach zum 31. Dezember enthoben worden. Landgerichtsdirektor Franke, der durch seine reformerischen Schriften auf dem gleichen Gebiete bekannt geworden ist, ist vom Jugendgericht an eine Kammer für Mietsstreitigkeiten versetzt worden.

— Egon Erwin Kisch wurde von der österreichischen Regierung die Einreiseerlaubnis verweigert. Die Aufführung von Bruckners „Krankheit der Jugend" wurde in Budapest und Prag verboten.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Des Kaisers neue Kleider

Aus unsrer Kinderzeit kennen wir das Märchen Andersens, in dem ein Schneider beauftragt wird, für den Kaiser Kleider anzufertigen. Der Schneider fertigt sie nicht an; der Kaiser bleibt unbekleidet. Als der Minister aber erklärt, wie schön des Kaisers Kleider seien, glaubt man allerseits, die Kleidung des Kaisers zu erkennen, bis ein Kind laut losschreit: „Der Kaiser ist doch nackt."

Wenige Monate sind es her, da glaubte die ehemalige Papenregierung zu erkennen, daß in der Weltwirtschaft das Tief der Krise erreicht sei und daß es nur noch notwendig sei, der deutschen Wirtschaft einen starken Stoß zu geben, damit sie im Anschluß an die Konjunkturbelebung des Weltkapitalismus selber wieder aufwärtskomme. Der größte Teil der Presse machte diesen Optimismus mit. Wenn man aber die „nackten" Tatsachen betrachtete, ergaben sie schon damals keinen Raum für Papens Optimismus. Wenn in der Weltwirtschaft das Tief der Krise bereits erreicht wäre, dann müßten Produktion und Außenhandelszahlen steigen, auf der andern Seite die Arbeitslosenzahlen zurückgehen. Aber der Weltaußenhandel verharrt auf seinem Tiefstand, die Produktionszahlen weisen hier und da mal eine leichte Belebung auf, bleiben aber im großen und ganzen so gering wie vordem, und auch die Weltarbeitslosigkeit zeigt durchaus keine Besserung. Die Hoffnungen, die man auf das zeitweilige Ansteigen der Rohstoffpreise gesetzt hat, sind auch wieder zuschanden geworden. Nach der Verkündung von Papens Wirtschaftsprogramm sind sogar zahlreiche Rohstoffpreise wieder rückläufig geworden. So sieht es im Weltkapitalismus aus, und im deutschen Kapitalismus durchaus nicht besser. 1,5 bis 2 Millionen Arbeitslose sollten nach dem Programm durch die Milliardenbeträge, die man den Unternehmern zur Verfügung stellte, wieder in den Produktionsprozeß eingestellt werden. Schon heute, nachdem immerhin ein Vierteljahr seit dieser Notverordnung vergangen ist, kann man feststellen, daß die Tatsachen diesen Teil des Programms als Illusion enthüllen.

Nach dem letzten Bericht der Reichsanstalt ist die Zahl der Arbeitslosen wiederum um reichlich 150 000 gestiegen, und wenn diese winterliche Steigerung hinter der der vergangenen Jahre zurückbleibt, so vor allem darum, weil infolge des katastrophalen Standes der gesamten Finanzen die Bautätigkeit bereits im Sommer minimal war, die Arbeitslosigkeit unter den Bauarbeitern riesengroß, so daß auf diesem Gebiet im Winter nicht mehr eine große weitere Steigerung eintreten konnte.

Das Krisentief ist weder im Weltkapitalismus noch in Deutschland erreicht. Auf der andern Seite — das ist ja nach den vielen Jahren der Krise nur zu verständlich — hat sich das Tempo in der weiteren Verschärfung der Krise etwas verlangsamt. Und es ist nicht zuletzt die Verlangsamung des wirtschaftlichen Abstiegs, die auf dem politischen Gebiet die Mächte der alten Reaktion veranlaßte, explosionsartige politische Erschütterungen möglichst zu vermeiden.

Weder ist ein schneller wirtschaftlicher Anstieg in nächster

Zeit zu erwarten noch eine steil gerichtete Abwärtskurve der Wirtschaft — sondern die Analyse der Tatsachen zeigt als wirtschaftliche Perspektive für die nächste Zeit ein Verharren auf dem bisherigen Tiefstand der Produktion bei einer weiteren Steigerung der Erwerbslosenzahlen, wie sie sich aus der Jahreszeit ergibt.

Thomas Tarn

Ist das Saargebiet deutsch?

Um es gleich vorweg zu sagen: Diese Frage soll hier von der Handwerksburschenperspektive aus beantwortet werden. Es steht jedem frei, sich darüber zu entrüsten. Sie wird gestellt, obwohl die Saarbevölkerung und die saarländische Presse sie oft genug heftig bejaht haben.

Wie steht es denn im Saargebiet mit der Fürsorge für mittellose Wanderer, wie sie von deutschen Gemeinden selbst unter größten Opfern allgemein geübt wird und bestimmt nicht das unwesentlichste Merkmal des Deutschtums ist? Soziale Großtaten haben die deutschen Städte mit dem Ausbau der Wandererfürsorge geleistet. Wenn heute mittellose Wanderer in Asylen übernachten, die, wie in Mannheim, Wiesbaden, Dresden und anderswo, an Sauberkeit und Behaglichkeit mit jedem modernen Sanatorium wetteifern können, so geschieht das gewiß nicht, um arbeitsscheuen Vagabunden das Leben zu verschönern, sondern aus der Erkenntnis, daß das gewaltige Heer der arbeitslosen Wanderer aus hilfswürdigen Volksgenossen besteht und nicht aus asozialen Elementen.

Zu dieser Erkenntnis ist die Saarbevölkerung noch nicht gelangt. Es gibt im Saargebiet fast keine Gemeinde, die Durchreisenden wenigstens für eine Nacht eine menschenwürdige Unterkunft gewährt, dem müden, hungrigen Wanderer einen Teller Suppe oder ein Stück Brot bietet. Der deutsche Handwerksbursche ist ein Fremder im Saargebiet.

Als nach der Rheinlandräumung die von Franzosen benutzten Wohnungen desinfiziert werden mußten, wurde diese Tatsache nirgends in so überheblichem Ton breitgetreten wie in der saarländischen Presse. Etwa so: „Französische Kultur!" Aber damals gab und noch heute gibt es zum Beispiel in Homburg a. Saar für mittellose Durchreisende keine andre städtische Übernachtungsgelegenheit als eine Arrestzelle bei der Polizei im Rathaus, in der das Ungeziefer auf den Holzpritschen Felddienstübungen abhält. Mit welchem Recht dünkt sich da die Kultur der Saarländer besser als die der Franzosen?

„Saarbrücken nicht vergessen", mahnt das Fremdenwerbeplakat der Landeshauptstadt. Wer einmal in ihrem Asyl hat übernachten müssen, wird diese Mahnung beherzigen. Es ist das Musterbeispiel eines Asyls, wie es nicht sein soll. Zwei mäßig große Räume mit Holzpritschen und vergitterten Fenstern. Das ist alles, was die Stadt den Heimatlosen bietet. Aber auch den Einheimi-

schen. Denn hier nächtigen mehr Saarbrücker als Handwerksburschen. Es mag für jene immerhin tröstlich sein zu wissen, daß wenigstens das Oberhaupt ihrer Vaterstadt keine Not leidet. Bezieht doch der Oberbürgermeister Saarbrückens mehr Gehalt als ein preußischer Minister. Der Mehrzahl der deutschen Städte geht es erheblich schlechter als Saarbrücken. Trotzdem geben sie nicht unerhebliche Summen für die menschenwürdige Unterbringung ihrer Obdachlosen aus.

Zu den besten Eigenschaften einer deutschen sozialen Kommunalwirtschaft aber gehört die Sorge für die Gesundheit der Bevölkerung. Die Bekämpfung ansteckender Krankheiten und der Ansteckungsgefahr. In Bous, einer auch „deutschen" Gemeinde des Saargebiets, sind im Rathauskeller zwei vor Schmutz nur so starrende Betten für Durchreisende vorhanden. Wer nur einigermaßen empfänglich ist, holt sich da jene Hautkrankheit, die unter dem schlichten Namen Krätze angeblich nur bei kulturell niedrigstehenden Völkern vorzukommen pflegt. Oben beraten die Stadtväter über das Wohlergehen der Einwohner, und unten führt der Ortspolizist ahnungslose Wanderer zum Gemeindenachtlager, wo sie höchste Gefahr laufen, sich mit dieser ansteckenden Krankheit zu infizieren. Diese Vorstellung entbehrt nicht einer bitteren Ironie. Die Krätze unter Polizeiaufsicht.

Die Verbundenheit des Saargebiets mit dem Reich ist eine schöne Phrase, die nichts kostet. Umgekehrt aber kostet dem Reich diese Verbundenheit sehr viel. Ohne die enormen Reichszuschüsse wäre zum Beispiel die Saarknappschaft gar nicht in der Lage, die Renten auszuzahlen. Tausende von Witwen und Waisen, Krüppeln und Invaliden würden ohne diese Hilfe der Wohlfahrtspflege zur Last fallen. Der Ausbau der Wandererfürsorge im Saargebiet würde nur einen Bruchteil der durch die Reichshilfe ersparten Summen erfordern. Wann wird man sich zu dieser Ausgabe entschließen? Wann wird das Saargebiet deutsch?

Artur Enskat

Saturnalien der Übermüdung

Mein langjähriger Freund, Herr Zivildompteur Hans Glenk, hat neulich an dieser Stelle den manischen Stumpfsinn und viehischen Unfug des Sechstagetretens gekennzeichnet. Und hat zugleich der gelehrten Seelenforschung die Aufgabe gestellt, herauszufinden, worauf denn eigentlich die magische Anziehungskraft dieses sogenannten Sports beruhe.

Eine authentische Erklärung haben vor kurzem die Rennfahrer selbst geliefert. Es war von der berliner Sportpresse der gemeinschaftliche Vorschlag gemacht worden, die Sechstageleute in den ohnehin toten Vormittagsstunden schlafen zu lassen, das Rennen also von 6 bis 12 regelmäßig auszusetzen. Die Berufsfahrer-Organisation hat diese vorgeschlagene Ruhepause nach manchem Hin und Her abgelehnt, mit der recht aufschlußreichen Begründung, daß doch grade die außergewöhnliche Beanspruchung und Leistung der Fahrer für das

Publikum der Sechstagerennen Voraussetzung sei. Es wolle eben sehen, wie die enorme Erschöpfung überwunden werde.

Die Akteure und Veranstalter solcher Saturnalien der Übermüdung scheinen sich wenigstens nicht darüber zu täuschen, daß sie ihre Popularität wie ihre Einkünfte der perversen Lust an einer widernatürlichen Tortur, an einer Selbstmißhandlung verdanken. Merkwürdig nur, daß man noch immer nicht dazu übergegangen ist, den höllischen Reiz dieser übernächtigen Orgie folgerichtig dadurch zu steigern, daß man die Fahrer noch weiteren und stärkeren Härten, Qualen, Zerreißproben unterwirft. Daß man also nicht endlich dazu übergegangen ist, statt Paare lieber Einzelne starten zu lassen, die nun wirklich tagelang nicht vom Rade herunterkommen. Daß man ihre sportliche Leistung nicht multipliziert, indem man sie durch ein strikte durchgeführtes Sechstagehungern ergänzt. Wenn es den Wert des Rennens und die Begeisterung der Sportfreunde minderte, daß die Fahrer ihre Körper durch Ausruhen in einen leistungsfähigeren Zustand versetzen, so muß logischerweise jede kunstvolle Zermürbung der Arenahelden die Köstlichkeit der ganzen Veranstaltung wundersam heben. Ein weites Feld für eine genießerische Phantasie!

Willi Wolfradt

Schon wieder Herr Zischka!

In Nummer 45 der ‚Weltbühne' ist über einen Herrn Zischka berichtet worden, der Larissa Reißners aus früheren Jahren stammende Reportage über Mißstände und Schwierigkeiten in Sowjetrußland zu Hetzartikeln gegen das heutige Rußland verwendete, indem er teils abschrieb, teils nacherzählte. Nun veröffentlichte die pariser Wochenschrift ‚Voilà' eine Reportagenserie „Le Diable en 1932". Diese Reportage ist keine sondern ein grobes Plagiat und stellenweise eine skrupellose Fälschung. Der Herausgeber der Zeitschrift hat, als er davon erfuhr, die Serie abgebrochen.

Verfasser? Anton E. Zischka.

„Der Teufel im Jahre 1932" behandelt Erscheinungen des Irrationalen und Wunderbaren in den verschiedenen europäischen Ländern. Zum weitaus größten Teile ist diese Reportage eine Zusammenstellung und Übersetzung wesentlicher Stellen aus der vor einigen Monaten im Ernst Rowohlt-Verlage erschienenen Sammlung „Das Wunderbare oder die Verzauberten. Propheten in deutscher Krise". Anton E. Zischkas Reportage beginnt mit Berichten über das Wunderbare in Rumänien. Von ihnen können wir nicht behaupten, daß sie Plagiate sind; aber vielleicht fehlt uns dazu nur die einschlägige Literatur. Genau dasselbe gilt für die Teile der Reportage, die England und Frankreich behandeln.

Spricht Zischka aber über das Wunderbare in Deutschland und Oesterreich, so ist das eines der dümmsten Plagiate, die man kennt. Alles was er sagt, hat er aus dem deutschen Buch zusammengeklaubt. Die Sätze wurden nicht geändert, spezifisch deutsche Witze mitübersetzt, und seitenlang wird einfach abgeschrieben. Dann kürzt er und kondensiert, flickt

zusammen und setzt von Zeit zu Zeit ein „Ich", um den Leser glauben zu machen, er selber habe das alles gesehen, und er berichte nur Selbsterlebtes.

Gleich im ersten Artikel, in dem Zischka von Weißenberg erzählt, beginnt das Plagiat. Was Zischka schreibt, kann man in dem Buch ‚Das Wunderbare' auf Seite 22 bis 34 wörtlich wiederfinden. Auf Seite 22 schreibt Rudolf Olden: „Die Predigerin heißt Grete Müller, und so sieht sie auch aus." Seelenruhig schreibt Zischka ab: „Elle s'appelle Grete Müller... et son physique correspond bien à son nom."

Am schlimmsten sieht der Artikel aus, den Zischka über Oesterreich geschrieben hat. Hier ist jeder Satz aus dem deutschen Text gestohlen. Auf Seite 99 des deutschen Buches schreibt Kalmar: „Als Adam von dem verbotenen Baum aß, hat die Menschheit das Paradies verloren. Sie mußte auf den pensionierten Postbeamten Karl Schappeller warten, damit er es ihr zurückgewinne." Zischka: „Lorsque Adam mangea le fruit défendu, l'humanité perdit le paradis terrestre et elle dut attendre l'employé retraité des postes Karl Schappeller pour qu'il le lui restitue." Und so geht das fort.

In der deutschen Sammlung berichtet A. H. Zeiz über „Die Okkultisten". Er spricht von Professor Schröder und schreibt (auf Seite 257): „Und dann erzählt Professor Schröder folgende seltsame Geschichte." Zischka berichtet ebenfalls von Professor Schröder und schreibt: „puis il me (!) raconte cette étrange histoire." Die Geschichte, die folgt, ist bei A. H. Zeiz gekneipt.

Ein letztes Beispiel. Auf Seite 264 bis 271 wird über den Hellseher Moecke gesprochen. Zischka faßt diese Seiten zusammen und überträgt die wesentlichen Stellen wortwörtlich ins Französische.

Anton E. Zischka, den ‚Voilà' bei Erscheinen dieser Reportage noch einen „großen internationalen Reporter" nannte, hat allein im letzten Halbjahr Reportagen über Südamerika, über Rußland, über Japan-China veröffentlicht. Reportagen, die alle höchstwahrscheinlich aus demselben Holz geschnitzt waren wie ‚Der Teufel im Jahre 1932', nämlich aus fremdem Holz.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Bund Geistiger Berufe. Dienstag 20.00. Café Wittelsbach, Bayrischer Platz: Weltanschauung und moderne Wissenschaft, A. Bolgar. — Freitag 20.00. Restaurant Kottler, Motzstr. 69: Theorie des Nationalsozialismus, Johann Jäger.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Donnerstag 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz (Kommandantenstr. 84). Wissenschaftlicher Ausspracheabend: Stalin und Trotzki. Diskussionsleitung: Kurt Hiller.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (5. 12.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Straße 27: Erziehung der Erzieher, Doktor Brandt.

Staatliche Kunstbibliothek, Prinz Albrechtstr.: A. Renger-Patzsch: Landschaft- und Porträtphotos.

Hamburg

Kollektiv Hamburger Schauspieler: Wir sehen hell. Donnerstag 20.00 im Colosseum Hoheluftchaussee. Freitag, Sonnabend und Sonntag 20.00 im Volksheim Barmbeck, Marschnerstr. 36.

Bücher

Axel Eggebrecht: Junge Mädchen. Dietrich Reimer, Berlin.
Else Lasker-Schüler: Arthur Aronymus. Ernst Rowohlt, Berlin.
Robert Neumann: Unter falscher Flagge. Paul Zsolnay, Wien.
Joachim Ringelnatz: Die Flasche und mit ihr auf Reisen. Ernst Rowohlt, Berlin.
Leo Trotzki: Geschichte der russischen Revolution. Oktoberrevolution. S. Fischer, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Königswusterhausen 18.30: Das heutige Rußland und die Welt, Nikolaus Feinberg. — Hamburg 21.00: Gerrit Engelke. — Mittwoch. Berlin 19.10: Martin Buber liest. — Donnerstag. Frankfurt 18.25: Film auf Papier, Rudolf Arnheim und Friedrich Raff. — Leipzig 21.10: Wedekinds König Nicolo. — Sonnabend. Königswusterhausen 18.05: Neue Schallplatten, Felix Stössinger.

Antworten

Deutsche Zeitung. Du verlangst, man solle „Hellmut v. Gerlach einsperren, bis er wenigstens die französische Gesetzgebung mit ihren Bestimmungen über die militärische Jugendausbildung auswendig weiß". Hellmut v. Gerlach ist sehr gerührt über die Milde der ihm auferlegten Strafe. Da nämlich die französische Gesetzgebung solche Bestimmungen überhaupt nicht enthält, dürfte er zum Auswendiglernen nicht allzuviel Zeit brauchen. Für deine Redaktion haben wir einen Gegenvorschlag: sie solange einzusperren, bis sie den Unterschied zwischen Gesetzesvorlage und Gesetz kapiert hat! In der Tat ist nämlich 1928 der französischen Kammer eine Vorlage über militärische Jugendausbildung zugegangen. Sie ist jedoch nie verhandelt oder gar angenommen worden sondern spurlos in der Versenkung verschwunden.

Musiker. Sie haben völlig recht, auf den bald zur Entscheidung kommenden außerordentlich wichtigen Prozeß hinzuweisen, den die Gema gegen die ‚BBZ' beziehungsweise ihren Musikreferenten einer Buchkritik wegen angestrengt hat, in der auf die Gema-Methoden der Verwertung musikalischer Aufführungsrechte in einer Weise hingewiesen wurde, durch die sie sich gekränkt glaubt. Nicht nur die Musiker selbst, die ganze Öffentlichkeit, die schließlich als Musikverbraucher die Gelder zahlen muß, die hier zur Verteilung gelangen, hat ein unzweifelhaftes Recht zu erfahren, wie es denn eigentlich mit jenem Schätzungsverfahren bestellt sei, gegen das immer und immer wieder von den verschiedensten Seiten her Stimmen laut werden; hat ein Interesse daran, daß das Gericht auf die in den Schriftsätzen niedergelegten Beweisstücke der Beklagten eingehe und sich nicht etwa mit der formaljuristischen Erwägung zufrieden gebe, ob eine Beleidigung als solche vorhanden sei oder nicht. Mehr noch: der Klägerin selbst müßte an vollkommenster Klärung des Tatbestandes liegen, denn nicht darauf kommt es an, die Presse mundtot zu machen, sondern darauf, sie in aller Öffentlichkeit zu überzeugen. Die Gesellschaft aber ist anscheinend noch weit davon entfernt, dies einzusehen: Sie leistet sich selbst einen schlechten Dienst, wenn sie — wie es in dem Prozeß gelegentlich eines Vergleichsversuchs tatsächlich der Fall war — das Ansinnen stellt, der Referent (beziehungsweise das Blatt) sollten sich verpflichten, in Zukunft alle auf die Gema bezüglichen Artikel ihrer Zensur zu unterstellen, das heißt, ihr vor der Veröffentlichung vorzulegen! Es ist nur selbstverständlich, daß diese Forderung als nicht akzeptabel zurückgewiesen wurde, daß der Vergleich scheitern mußte. Was nun aber weiter? Was nützt es, was kann es der Gema in den Augen der Öffentlichkeit nützen, wenn sie sachliche Artikel unerwidert läßt, um sich ein paar schärferen Wendungen gegenüber feierlich in Positur zu werfen? Was wäre schon damit bewiesen, wenn einer eine Sache wirklich beim (formaljuristisch) unrichtigen Namen genannt hätte? Nicht auf den Namen und Wendungen, auf die Sache kommt es an, nicht um Beleidigungen geht es hier sondern um Vertretbarkeit oder Unvertretbarkeit, Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit eines Systems.

Centralverein Deutscher Staatsbürger Jüdischen Glaubens. Rechtsanwalt Litten hat in Nummer 43 der ‚Weltbühne' über ein Telephongespräch berichtet, das er mit einem Ihrer Herren über den Röntgenstraße-Prozeß geführt hatte. Sie verwahren sich in einem Schreiben an uns gegen die Auslegung, die Hans Litten dem Gespräch in unserm Blatt gegeben hat, und stellen fest, daß lediglich in Ihrer Absicht lag zu erfahren, „ob etwa in den Schriftsätzen irgendwelche antisemitischen Momente zum Ausdruck gekommen seien", weil Sie es als Ihre Pflicht ansahen, gegen antisemitische Angriffe, die in diesem Zusammenhang hätten fallen können, da der Hauptangeklagte Calm Jude war, gewappnet zu sein. Die Bemerkung, Calm sei aus

dem Judentum ausgetreten, sei nur nebenbei gefallen, nicht aber in der Absicht, Calm vom Judentum zu distanzieren.

Berliner Theaterfreunde. Die „Mausefalle" klappt ihre Tür wieder auf. Wer von euch diese wichtige Aufführung der „Truppe 1931" nicht gesehen hat, der begebe sich stehenden Fußes ins Renaissance-Theater. Wenn eine Schauspielertruppe die Aufgabe übernimmt, neues statt populäres Theater zu machen, ist es eure Pflicht zu beweisen, daß solche Arbeit nicht ins Blaue hinein geleistet wird sondern ein Publikum hat.

Frankfurter Rezensent. Zu unsern Artikeln über Buchkritik ein schönes Beispiel: Am vorigen Sonntag erschien im Literaturblatt der ‚Frankfurter Zeitung' unter dem Motto: „Jeder kann seine eigne Meinung haben, aber manche verdient Prügel" eine ebenso ausführliche wie vernichtende Besprechung eines Kritiken-Sammelbandes von Emanuel bin Gorion. Der Kritisierte wird unbefugt, unerträglich unwissend, unverschämt, ahnungslos genannt. Schön. Aber Literaturkritiken eben dieses bin Gorion hat dieselbe ‚Frankfurter Zeitung' an ehrenvollster Stelle gebracht, ja manches aus dem, sicherlich mit Recht, geschmähten Sammelband stand zuerst in der Frankfurterin, so die ausführliche Kritik über Feuchtwangers „Erfolg" und, aus einem früheren Band, die über Ludwigs „Menschensohn". Was also liegt vor? Hat die Zeitung Ihre Meinung über Ihren Kritiker geändert? Identifiziert sie sich mit dem vernichtenden Urteil über sein Urteil? Hält sie es mit den Verrissen oder mit dem Verreißer des Herrn bin Gorion? Es wird nicht gesagt. Und den Frankfurtern bleibt nur übrig, sich zu wundern.

‚Deutscher Vorwärts.' Du hattest geschrieben, wenn Gumbel ins Amt zurückkehrte, werde „allerlei passieren". Wir hatten dich ersucht, etwas deutlicher zu werden und zu sagen, wem was passieren würde. Deine Antwort konnten wir uns vorher denken: du kneifst! Indem du schreibst, du habest keine Veranlassung, „die pazifistischen Herren aus ihrer Angst zu befreien". Armer Narr! Die „pazifistischen Herren" haben keine Angst, weil sie genau wissen, daß Leute deines Schlages keine Helden sondern nur Maulhelden sind. Wer Angst hat, das bist nur du, teutscher Vorwärts. Du hast sie vor den Gerichten. Darum wagst du nicht, deine unbestimmten Drohungen zu präzisieren.

Stahlhelm. Jetzt endlich haben wir eingesehen, daß der freiwillige Arbeitsdienst doch seine sehr gute Seite hat. Du hast deinen freiwilligen Arbeitsdienst im Schloßhof in Altenburg ein Denkmal für Herzog Ernst I. von Sachsen-Altenburg errichten lassen, offenbar, um einem tiefgefühlten Bedürfnis abzuhelfen. Wir kennen allerdings die großen Verdienste dieses Herzogs nicht. Aber welcher Monarch eines noch so kleinen Landes verdiente nicht sein Denkmal!

F. H., Charlottenburg. Sie schreiben uns: „Ein junges Paar besprach mit dem Küster einer hiesigen Kirche die Trauung. Der Küster erkundigte sich diskret, von welcher Partei der Pfarrer sein solle — man habe einen Nationalsozialisten, einen Demokraten, einen Sozialdemokraten und einen Kommunisten zur Verfügung. Das junge Paar geriet in Verlegenheit. Es war nämlich parteilos. Einen parteilosen Pfarrer aber hatte die Gemeinde nicht auf Lager."

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Militärherrschaft von Hellmut v. Gerlach

Wenn jemand, so hätte Herr v. Papen Anlaß gehabt, dem Niveau seiner Leistungen entsprechend still und leise vom Schauplatz abzutreten.

Statt dessen tritt er großspurig mit einer Kundgebung vor das Volk, um die großen und leeren Worte zu wiederholen, die den fast einzigen positiven Inhalt seiner Amtstätigkeit dargestellt haben. Er sonnt sich noch einmal in der Erinnerung an seinen Kampf um autoritäre Staatsführung gegen Parteiherrschaft.

Autoritäre Staatsführung! Was sie bedeutet, haben die letzten drei Wochen mit erfreulicher Deutlichkeit gezeigt. Die ganz auf Reaktion eingestellte ‚Deutsche Zeitung' faßte am 30. November ihr Urteil in dem einen Satz zusammen:

> Der öffentliche Zustand Deutschlands hat, seitdem das Kabinett Papen seine Entlassung eingereicht hat, eine Entwicklung genommen, die nicht anders als chaotisch bezeichnet werden kann.

Wenn die autoritäre Staatsführung zum Chaos führt — kann die Parteiherrschaft Schlimmeres bringen? Einen Komparativ von Chaos kennt wohl auch die ‚Deutsche Zeitung' nicht.

Kein Politiker hat je daran gezweifelt, daß das Kabinett Papen eigentlich ein Kabinett Schleicher war. Als die dänische Zeitung ‚Politiken' Herrn v. Schleicher nach seinem Eintritt in das Kabinett Papen interviewen ließ, sagte der dänische Journalist zu ihm: „Man sagt, Sie seien die Seele dieses Kabinetts." Worauf Schleicher:

> Die Seele? Nein! Vielleicht sein Wille!

War er in der Tat, wofür er sich selbst ansah, der Wille des Kabinetts Papen, so ist er verantwortlich für alles, was dieses Unglückskabinett gewollt und nicht gekonnt hat.

Auch einem politischen Gegner und grade ihm gegenüber soll man gerecht zu sein versuchen. So belastend für Schleicher seine Zugehörigkeit zum Kabinett Papen ist, auch er hat Anspruch darauf, nicht mit Dialektik erledigt, sondern mit fair play empfangen zu werden. Man braucht nicht in die hymnischen Töne gewisser Blätter zu verfallen, die noch vor nicht allzu langer Zeit sich demokratisch nannten. Aber eine gewisse Karenzzeit muß man jedem zubilligen, der zum erstenmal auf einen verantwortlichen politischen Posten tritt. Es könnte doch sein, daß das Amt auch einmal Einsicht gibt.

Ein ausländischer Gesandter erzählte mir:

> Man spricht so oft von Schleicher als von einer Sphinx oder gar von einer Napoleonsnatur. Neulich war ich in angeregter Gesellschaft mit ihm zusammen. Schleicher war der namentlich von den Damen umringte Mittelpunkt. Er sprühte. Von Verschlossenheit keine Spur, im Gegenteil, eine fast überwältigende Offenherzigkeit oder wenigstens scheinbare Offenherzigkeit. Was er alles gesagt hat! Eigent-

lich hätte ich gleich danach meiner Regierung tausend Worte chiffriert telegraphieren müssen. Ich habe gar nicht telegraphiert. Denn — grade bei offenherzigen oder scheinbar offenherzigen Staatsmännern weiß man nie, welche ihrer Worte von der Absicht getragen sind, zu einem bestimmten Zweck weiter verbreitet zu werden.

Politisierende Generale sind ein Malheur, politische Generale fast immer ein Unglück.

Was ist Schleicher?

Seitdem er 1919 als Major Referent für Politik im Reichswehrministerium wurde, hat er sich viel mit Politik befaßt. Manchmal sogar sehr glücklich, wenigstens für seine eigne Person. Freiherr Kurt v. Reibnitz gibt in seinem soeben veröffentlichten Buch („Im Dreieck Schleicher-Hitler-Hindenburg", Carl Reißner-Verlag) ein recht aufschlußreiches Beispiel:

Immer war es eine Forderung der Linken gewesen, zur Kontrolle der Militärpolitik des Reichswehrministeriums einen parlamentarischen Staatssekretär einzusetzen. Als die Wahlen von 1928 der Linken die Mehrheit gebracht hatten, schien die Gefahr akut, daß die alte und wahrhaftig begründete Forderung durchgesetzt werde. Für alle Offiziere war der Gedanke einer Zivilkontrolle ein Greuel. Besonders empört darüber war Herr v. Hindenburg. Die Möglichkeit einer Präsidentschaftskrise zog herauf. Da schaltete sich Schleicher ein. Er suggerierte Groener die Idee der Schaffung des „Ministeramtes", das nicht der Leitung der Reichswehr, sondern dem Minister direkt (also einem Zivilisten) unterstand. Das war natürlich nur eine Scheinkonzession an den Reichstag. Aber er gab sich damit zufrieden. Er war ja immer so bescheiden, als er noch etwas zu sagen hatte.

Chef des Ministeramtes wurde der damalige Oberst v. Schleicher. Er hatte einen gewaltigen Schritt nach vorn in seiner politischen Karriere getan. Von nun an war der Chef der Heeresleitung politisch kaltgestellt. Herr v. Schleicher aber gewann die ihm so wichtig scheinenden Beziehungen zum Reichstag und zu anderen einflußreichen Körperschaften.

Seine Beziehungen zum Reichspräsidentenpalais brauchte er nicht mehr zu verbessern. Sie waren immer glänzend gewesen. Hatte er doch seine erste Offizierszeit in demselben dritten Garderegiment zu Fuß verbracht, in dem einst Herr Paul v. Hindenburg und später dessen Sohn und Adjutant gedient hatten. Zugehörigkeit zu demselben Offizierkorps aber stellt ein mindestens ebenso enges Band her wie Zugehörigkeit zu demselben studentischen Korps.

Im Frühjahr 1932 war es so weit, daß Herr v. Schleicher seines Chefs Groener Nachfolger werden konnte. Niemand wird zu schreiben wagen, daß er ihn verdrängt habe. Wir haben eine Pressenotverordnung. Der Chronist darf nur feststellen, daß, als Groener stürzte, Schleicher ihn ersetzte.

Schon ehe Schleicher Minister war, galt er als Ministermacher. Brüning sei von ihm „erfunden" worden, hörte man oft sagen. Ende 1931 wurde im Rheinland von Personen, die sich gewisser Beziehungen zu hohen Reichswehroffizieren erfreuten, vertraulich erzählt, im Laufe von 1932 werde Papen

Reichskanzler werden. Wohlgemerkt: damals dachte kein Politiker an Herrn v. Papen, der lediglich seiner eignen Zentrumfraktion als ein nicht sehr ernst genommenes Mitglied bekannt war.

Als Reichskanzler, Wehrminister und Reichskommissar für Preußen zugleich erfreut sich jetzt Herr v. Schleicher einer Machtfülle, wie sie rechtlich in Preußen-Deutschland noch nie in einer Hand gehalten wurde, nicht einmal von Bismarck. Tatsächlich ist die Machtstellung Schleichers nur mit der Ludendorffs im letzten Abschnitt des Krieges zu vergleichen.

Ludendorff ist nicht lange seiner unerhörten Machtfülle froh geworden.

Wie einst der General, der Schleicher im Kanzleramt voranging, Leo v. Caprivi, ein Mann ohne Ar und Halm war, ist das auch Herr v. Schleicher. Mit der Schwerindustrie verbinden ihn keine Interessen. Wie sich diese Freiheit von Bindungen nach den beiden mächtigsten Interessengruppen hin innenpolitisch und sozialpolitisch auswirken wird, muß man abwarten. Überträgt man einer sogenannten Sphinx die höchste Staatsgewalt, ist die Sphinxrolle bald ausgespielt.

Mißtrauen ist die oberste Tugend der Demokratie. Das tiefe Mißtrauen, mit dem jeder Linksstehende der Kanzlerschaft Schleichers entgegensieht, wird nicht einmal dadurch abgemildert werden können, daß die ‚Deutsche Zeitung' am 30. November schrieb:

Damit ist die politische Persönlichkeit des Reichswehrministers wieder so sehr in den Vordergrund gerückt, daß man zu fragen hat ob von ihm als Reichskanzler die Rettung des Vaterlandes erwartet werden könnte. Uns will scheinen, daß niemand von einigem Verantwortlichkeitsgefühl dieser Frage ausweichen darf, und wir stehen nicht an, sie zu verneinen.

Außenpolitisch ist es eine schwere Vorausbelastung, daß zu dem Feldmarschall-Präsident ein Reichswehr-Reichskanzler getreten ist. So etwas gibt es in der ganzen Welt nicht zum zweiten Mal. Deutschland ganz und gar militarisiert! Das ist das Gefühl, das alle Völker durchdringt. Die höflich abwartenden Pressestimmen des Auslandes dürfen nicht darüber hinwegtäuschen. Das Weltmißtrauen, das uns die Regierung Papen eingetragen hat, wird, wenn nicht gesteigert — das ist kaum noch möglich —, so doch konsolidiert.

Falls Deutschland wieder Anschluß an die Abrüstungskonferenz findet, soll vielleicht der deutsche Reichswehrminister als deutscher Reichskanzler Führer der deutschen Abrüstungsdelegation werden?

Die Lebenserinnerungen des früheren englischen Kriegsministers Viscount Haldane sind von einem Neffen des Reichspräsidenten, dem Gesandten a. D. Herbert v. Hindenburg, übersetzt und herausgegeben worden. Im Vorwort findet sich folgender Satz des Herausgebers:

Es ist gut, wenn die Wehrmacht der Zivilgewalt gehorcht. Wir wissen, wohin es führt, wenn Generale und Admirale sich mit Politik befassen.

Der Herausgeber heißt nicht Paul, sondern Herbert v. Hindenburg. Immerhin...

Hitlers Angst vor der Macht von K. L. Gerstorff

Einer der entscheidenden Faktoren, die Hitler daran gehindert haben, eine Koalitionsregierung zu bilden, die sich auf eine feste parlamentarische Majorität von den Nazis über die Deutschnationalen bis zum Zentrum stützt, ist die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland. Als Papen seine Regierung bildete, verkündete er, in der gesamten Weltwirtschaft sei das Tief der Krise erreicht, das Ansteigen der Rohstoffpreise kündige unter anderm an, daß in Amerika und England ein starker Konjunkturumschwung unmittelbar bevorstünde, es sei daher an der Zeit, daß eine kühne Regierungsinitiative die Kluft zwischen der englisch-amerikanischen und der deutschen Entwicklung überbrücke. 1,5 bis 2 Millionen Arbeitslose sollten durch den Papenplan in nächster Zeit wieder in den Produktionsprozeß eingegliedert werden.

Die seither verflossenen Monate haben gezeigt, daß man sich hier gründlich getäuscht hat. Zwar hat sich das Tempo der Krisenvertiefung in letzter Zeit gemindert, aber grade die Verhältnisse in England und Amerika haben deutlich bewiesen, daß auch dort der Konjunkturumschwung noch nicht eingetreten ist, und man wird sehr froh sein, wenn er vielleicht im Frühjahr erfolgt. Das Steigen der Rohstoffpreise ist wieder von einem Fallen abgelöst worden, und weder der Außenhandel noch die Produktion noch die Zahl der beschäftigten Arbeiter in den großen angelsächsischen Ländern zeigen bisher, daß das Krisentief überwunden ist. Die grundlegende Voraussetzung für Papens Wirtschaftsplan hat sich damit als irrig erwiesen, und so nimmt es nicht wunder, daß seinen Ankurbelungsversuchen in Deutschland kein großer Erfolg beschieden ist. Auch hier hat sich zwar in letzter Zeit die Krise nicht weiter vertieft, aber nirgends ist eine auch nur geringfügige Besserung eingetreten. Die Arbeitslosenzahlen sind in der ersten Novemberhälfte wieder um 150 000 gestiegen, und wenn die amtlichen Ziffern ein verhältnismäßig etwas günstigeres Bild zeigen als im vergangenen Jahre, so spielt dabei eine sehr wesentliche Rolle, daß immer mehr Erwerbslose, heute wohl schon 2,5 Millionen, von der Statistik nicht mehr registriert werden. Die Aufstellung der Gewerkschaften über ihre arbeitslosen Mitglieder zeigt denn auch in den letzten Monaten bis Oktober nur eine minimale Verringerung. Und auch hier ist das statistische Bild noch günstiger als die Wirklichkeit. Die Gewerkschaften haben in dieser Krise einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Mitglieder verloren, und sicher sind grade die Arbeitslosen ausgetreten, während die noch beschäftigten Arbeiter so gut wie restlos bei den Gewerkschaften geblieben sind. Der Arbeitsmarkt zeigt also weiter ein völlig trostloses Bild. Und es ist nicht anzunehmen, daß hier bis zum Frühjahr ein wesentlicher Umschwung eintritt.

In einer solchen Situation wäre es für Hitler ein großes Wagnis gewesen, in eine Koalitionsregierung einzutreten. Es ist charakteristisch, daß von dem allgemeinen Stimmenrückgang der Nazis die Länder am meisten betroffen wurden, wo die Nazis in der Regierung saßen, obwohl sie angesichts der Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage immer wieder erklärten, die deutsche Wirtschaft könne natürlich nicht von Oldenburg aus gebessert werden sondern nur durch eine nationalsozialistische Wirtschaftspolitik des Reiches.

Hitler aber als Chef einer parlamentarisch gebildeten Reichsregierung in einer Zeit, wo eine gewisse Stabilisierung des wirtschaftlichen Tiefstandes eingetreten ist, in einer Zeit mit sieben bis acht Millionen Arbeitslosen, mit einer weiteren Verarmung der Mittelschichten — das hätte Millionen seiner Mitläufer bald die Augen geöffnet, daß die nationalsozialistische Demagogie nicht im mindesten imstande ist, ihren Anhängern eine Verbesserung der Lebenslage zu

schaffen. Hitler fand im Jahre 1932 eine völlig andre wirtschaftliche Situation vor als Mussolini im Oktober 1922, wo in der gesamten Weltwirtschaft und auch in Italien ein gewisser wirtschaftlicher Aufstieg festzustellen war. Mussolini konnte daher den Millionen Nachläufern des Fascismus erklären: „Ich am Ruder, und es geht euch besser." Hätte Papen mit seiner Einschätzung der wirtschaftlichen Lage recht gehabt, wären seine Ankurbelungsversuche von Erfolg gewesen, hätten wir bereits jetzt eine ins Gewicht fallende Verminderung der Arbeitslosigkeit und bestünde für Millionen die Wahrscheinlichkeit, in der nächsten Zukunft wieder in den Produktionsprozeß eingeschaltet zu werden — dann wäre für Hitler die Übernahme eines parlamentarischen Kabinetts sehr viel leichter gewesen. Er hätte wie Mussolini den Massen seiner Anhänger erklärt: „Da ich die Regierung führe, geht es euch besser." Die Stabilisierung des wirtschaftlichen Tiefstandes schloß diese Möglichkeit für ihn aus.

Auf der andern Seite aber war und ist Hitler zur Zeit für die alte Reaktion nicht so notwendig wie noch im Frühjahr dieses Jahres. Damals nahm die Verschärfung der wirtschaftlichen Lage Tag um Tag, Woche um Woche in schon fast forciertem Tempo zu. Deshalb hatten sich bereits weite Kreise, die mit dem Herrenklub Beziehungen unterhielten, damit abgefunden, Hitler die politische Macht abgeben zu müssen, um die ökonomischen Positionen zu halten.

Hier ist nun ein beträchtlicher Umschwung eingetreten. Die Stabilisierung des wirtschaftlichen Tiefstandes fällt in eine Zeit, wo von einer aufsteigenden nationalsozialistischen Welle nicht mehr die Rede ist, wo zugleich der Stimmenverlust von zwei Millionen zeigt, wie wenig festgefügt Hitlers Partei ist. Während eine starke wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung Hitler es erleichtert hätte, auch in eine parlamentarisch gebildete Regierung zu gehen, weil er dann nicht den Verlust von Millionen Anhängern befürchten mußte, so hätte andrerseits eine explosive Verschärfung der wirtschaftlichen Lage die Mächte der alten Reaktion veranlaßt, sich Hitler in die Arme zu werfen, damit er die gesteigerten sozialen Spannungen mit schärfsten terroristisch-fascistischen Methoden bekämpfte. Die Stabilisierung der Wirtschaft auf dem heutigen Tiefstand schafft die unerhörte Kompliziertheit der augenblicklichen Lage. Die Koalitionsregierung hätte für Hitler eine sehr zweischneidige Angelegenheit werden können. Bei den frühern Koalitionsverhandlungen mit dem Zentrum waren die Nazis circa zweieinhalbmal so stark wie das Zentrum. Bei einer Koalition nach den Stimmenverlusten der Reichstagswahlen, bei einer Koalition, an der sich die Deutschnationalen etcetera beteiligen sollten, hätten die Nazis nur um wenig mehr Stimmen und Mandate in die Wagschale zu werfen als ihre Koalitionsgenossen. Dazu waren sie durch die präsidialen Vorbehalte gehindert, die augenblickliche Wirtschaftspolitik in irgendeinem wesentlichen Punkte umzugestalten. Hitler wäre so nicht der Führer der Koalition gewesen sondern ihr Geführter. Und da er nach der Unterredung mit Schleicher auch noch befürchten mußte, wenn er in eine Koalitionsregierung ginge, nicht mehr über die SA verfügen zu können wie bisher, so ergab sich für ihn die Absage fast zwangsläufig.

Damit ist aber eine auch für die Kreise der alten Reaktion alles andre als erfreuliche Situation entstanden. Hitler in der Koalition, das hätte zumindest bedeutet, daß die NSDAP bei vielleicht einigen Abspaltungen der Regierung zur Verfügung gestanden hätte. Und angesichts der Radikalisierung der Arbeiterschaft, die sich nicht nur im Stimmenzuwachs der KPD sondern auch in der neuen Streikwelle zeigt, wäre diese Massenbasis für das Kabinett natürlich ein außerordentlich starker Gewinn gewesen. Wenn man Hitler dann doch nicht, nachdem er ein parlamentarisches Koalitionskabinett abgelehnt hatte, die Führung einer Präsidialregierung anbot, dann nur darum,

weil man befürchtete, daß er, grade wenn ihm die Massen nach links wegzulaufen drohten, die Arbeiterorganisationen zerschlagen würde, damit kein Auffangbecken für diese Massen vorhanden ist. Und die alte Reaktion wie das Zentrum wollen, solange es geht, diese terroristische Zerschlagung der Arbeiterorganisationen verhindern.

Doch droht ihnen jetzt von den Nationalsozialisten eine andre Gefahr. Die NSDAP hatte gespürt, daß ihr bei breiten mittelständischen Massen die Koalitionsverhandlungen mit dem Zentrum außerordentlich geschadet hatten, und ebenso die Tolerierung Papens. Und sie hatte daher in der demagogischsten Weise bereits die letzten Monate vor den Reichstagswahlen einen Kampf gegen die Herrenklubregierung geführt, bei dem sie wieder das sozialistische, das proletarische Element innerhalb der Bewegung betonte. So waren es vor allem wahltaktische Gründe, die die Nazis zu einer so prononzierten Stellung für den berliner Verkehrsstreik veranlaßten. Natürlich kann Demagogie von den Massen leicht mißverstanden werden, und es ist sicher, daß eine Unzahl Anhänger der NSDAP wirklich für den Verkehrsarbeiterstreik waren und nicht nur aus taktischen Gründen für ihn eintraten. Wenn nach der Erledigung der Kanzlerkandidatur Hitlers die Gegnerschaft der Nazis zu einer neuen Regierung so scharf wird wie beim Kabinett Papen oder vielleicht noch schärfer, dann kann sich die politische Lage unermeßlich weiter zuspitzen. Bei einer scharfen Frontstellung der NSDAP gegen die Regierung ist es durchaus möglich, daß der proletarische Flügel der Partei einen beträchtlichen Aufschwung nimmt. Die ‚DAZ' weist in jeder Nummer darauf hin, daß NSDAP, SPD und KPD etcetera sieben Zehntel der Wähler hinter sich haben, und daß es eine kaum lösbare Aufgabe sei, die Regierung zu führen, wenn diese drei Parteien in schärfster Opposition zu ihr stehen.

Nicht zufällig haben sich im preußischen Landtag die Nationalsozialisten noch einmal vor breitester Öffentlichkeit für den berliner Verkehrsarbeiterstreik erklärt. Sicher haben sie auch hier wie sonst bei Wirtschaftskämpfen ein doppeltes Spiel getrieben. Dieselben nationalsozialistischen Arbeiter verschiedener Werke, die sich auf das Geheiß ihrer Zentrale schriftlich rechtzeitig zur Arbeit meldeten, um keine Entlassungsursache zu geben, sprachen gleichzeitig in Arbeiterversammlungen für die Fortsetzung des Streiks. Und es hing sicher damit wie mit den weiteren Koalitionsbesprechungen zusammen, daß während des Verkehrsstreiks die ‚Rote Fahne' verboten wurde, weil sie für den Streik eintrat, während der ‚Angriff' trotz seiner streikfreundlichen Haltung weiter erscheinen konnte.

Je gespannter aber die politische Situation wird, desto schwerer ist es, oppositionelle Massen, die man aus taktischen Gründen nur bis zu einer gewissen Grenze einsetzen will, dann noch in der Hand zu behalten. Es besteht für Hitler durchaus die Gefahr, daß beträchtliche Massen seiner Partei proletarisch-sozialistische Lösungen ernster nehmen als die Führerschaft.

Hitler ging in keine parlamentarische Regierung, weil das wirtschaftliche Barometer nicht steil nach oben zeigt. Die Mächte der alten Reaktion wiederum wollten ihn nicht unumschränkt in einer präsidialen Regierung walten lassen, weil das wirtschaftliche Barometer nicht explosiv nach unten fällt.

Hitler aber weder in einer parlamentarischen noch in einer präsidialen Regierung sondern in der Opposition. Das muß die politische Lage weiterhin aufs äußerste zuspitzen. Dies die Hintergründe für die Versuche, zumindest für die nächsten Monate zu irgendeiner Zwischenlösung zu kommen.

Nur ein Konkordatsstreit? von R. G. Haebler

Badische Konkordate haben ihre Geschichte.

Es ist ums Jahr 1860. Vorbei sind die Tage, da Badens Großherzog bei Nacht und Nebel flüchtete, auf dem Schloß die schwarzrotgoldne Fahne wehte und Baden eine Republik ward. Die Barone sind heimgekehrt. Und die Kirche braucht für ihren Altar nicht mehr zu fürchten. Die Republikaner modern in den Festungsgräben von Rastatt oder sitzen in Bruchsal hinter Gittern. Die Zeit ist reif für ein Konkordat. Man verhandelt. Und als Oesterreich in Oberitalien verliert und aus Preußen schlechte Nachrichten kommen, drängt der Kardinalstaatssekretär Antonelli auf raschen Abschluß. Die Regierung sagt zu. Aber am 30. März 1860 sagen die beiden Kammern: Nein! Das Konkordat ist gefallen.

Wieder eine Revolution. Wieder ist Baden Republik. Seit vierzehn Jahren regieren im Musterländle (damals, 1860, bekam es diesen Namen) Zentrum und Sozialdemokratie, manchmal sind die Demokraten mit dabei, zuletzt dann die Volkspartei. Aber was der frommen Väter Schar höchster Wunsch und Sehnen war: das Konkordat, dieser Wunsch ist geblieben. Immer wieder versucht das Zentrum, es herbeizuführen.

Je weiter man sich von 1918 entfernt, um so eindringlicher werden die Wünsche, die Anregungen, die Bedingungen. 1929 steht es in der Regierungserklärung. Unterrichtsminister ist der Sozialdemokrat Remmele. An der Spitze des Zentrums steht damals noch der Prälat Schofer, ein kluger und realer Kopf, der warten kann. Er stirbt. Ihm folgt Doktor Baumgartner, der Mann, der, politisch wie beruflich, von Stufe zu Stufe gestiegen ist, unermüdlich seiner Sache dienend. Der Präsident des letzten Katholikentages. Es kommt 1930. In der Schweiz sitzt Pacelli, und der Chef des badischen Zentrums ist bei ihm. Eines Tages läutet es im Kultusministerium: Ferngespräch aus der Schweiz. Eine kleine Anfrage: Wie wäre es mit Verhandlungen? Der Ministerialdirektor erhält Weisungen von Remmele. Und kehrt zurück: An einem Konkordat, in dem keine Schulbestimmungen stehen, an einem Konkordat wie das preußische habe Rom kein Interesse. Bald darauf scheidet Remmele als Unterrichtsminister aus; an seine Stelle tritt der Zentrumsmann Doktor Baumgartner (der Gumbel seines Amtes enthoben hat). Ein neuer Entwurf wird im Ministerium fertiggestellt. Nun ist Rom bereit zu verhandeln.

Das alles weiß man seit einigen Tagen, und es ist sehr interessant, es zu wissen. Denn all die Jahre hindurch hatte eine geschäftige Geheimdiplomatie die Dinge in Händen. Nichts verlautete nach außen. Zwar las man: Baumgartner und der neue Chef des badischen Zentrums, Föhr, MdR, Priester, jung, fleißig, ehrgeizig, seien nach Rom gefahren. Und dann, Herbst 1932, hört man: im Kloster Hegne am Bodensee hat die badische Regierung den Vertrag mit Pacelli abgeschlossen. Nun muß noch der Landtag die Zustimmung geben. Ändern darf er nichts am Vertrag; es gibt nur Ja oder Nein.

Aber wochenlang umgibt man noch den Vertrag mit dem Schleier eines großen Staatsgeheimnisses. Das weckt die Neu-

gierde; das schafft Mißtrauen. Nicht immer ist die Taktik des Zentrums klug. In den Zeitungen wird es lebendig; das freiheitliche Bürgertum regt sich; die Lehrer horchen auf; in der Sozialdemokratie hebt ein Kampf an, ein Kampf, der bisher noch nie in der Partei geführt wurde: Parteivorstand gegen Fraktion. Er wird nicht nur hinter den Türen der Beratungszimmer geführt; er dringt hinaus, in die Presse, in die Versammlungen. Und als der Inhalt des Konkordats bekannt wird, sieht man erst die Gefahr genauer; Hunderttausende sind zu zahlen, und das soll für alle Zeiten bindend heute festgelegt werden, in einer Zeit, wo Hunderttausende nichts zu essen haben; in wesentlichen Punkten begibt sich der Staat seiner Schulhoheit; auf dem Umweg über den Religionsunterricht soll die Kirche über Verwendung und Anstellung der Lehrer entscheiden; die Wissenschaft wird klerikalisiert, unabänderlich, durch einen Vertrag, der einseitig bindet. Zwar zitiert man den Artikel 149 der Reichsverfassung, der die Gewissensfreiheit für Lehrer und Kind sichern soll. Aber eben diese Bestimmungen läßt man weg und nimmt heraus, was der Kirche darin genehm ist: daß der Religionsunterricht ordentliches Lehrfach und nach den Grundsätzen der Kirche zu erteilen ist. Diese Grundsätze aber sind das kanonische Recht. Die Formulierung ist so dehnbar, daß sie jeder Auslegung fähig ist. Schon jetzt widersprechen sich Föhr und Baumgartner, der Parteichef und der Minister, bei den Verhandlungen im Haushaltausschuß. Die geltenden Rechte der Kirche werden sanktioniert in einem Vertrag, der ohne Zustimmung des Partners nicht kündbar ist. Was ist nicht alles geltendes Recht der Kirche? Wie ein schwarzer Faden zieht es sich durch das Konkordat: aus Staatsrecht wird Kirchenrecht.

Eine schwere Entscheidung liegt bei der Landtagsfraktion der Sozialdemokratie. Die Mehrheit ist zuerst gewillt, zuzustimmen. Die Partei greift ein. Man entschließt sich, kurz vor dem 6. November, vor der Reichstagswahl, zu einer Resolution: „Dem Konkordat ist die Zustimmung zu versagen." Jeder denkt: das heißt ablehnen. Nach der Wahl legt die Fraktion diesen Beschluß als Stimmenthaltung aus. Das ist das schlimme Spiel der Panzerkreuzerpolitik! Aber schon sind die Massen in Bewegung. Der Parteivorstand brandmarkt das Verhalten der Fraktion als parteischädigend; ein gefährlicher Vorwurf! Im ganzen Land überfüllte Versammlungen. Die Entscheidung kann nur noch ein Parteitag bringen.

Der Parteitag hat gesprochen. Mit einer Majorität, die Einstimmigkeit bedeutet; denn die eine abweichende Stimme Remmeles war mehr diplomatische Geste als sachliche Notwendigkeit. Diese Einstimmigkeit hatte einen besonderen Grund seit vierundzwanzig Stunden. Tags zuvor hatte das Zentrum erklärt: Ablehnung der sozialdemokratischen Fraktion sei ein schwerer Verstoß gegen Treu und Glauben und politische Moral, sei Zerstörung der Koalition und Auflösung der derzeitigen Regierung. Das nennt man, dem Partner die Pistole auf die Brust setzen. Wobei freilich der Schuß nach hinten losging. Denn dieses Ultimatum, würdig einer Kriegserklärung, zwang auch die Befürworter des Konkordats zum Nein.

Die letzte Linksregierung in Deutschland ist gefallen. Soeben wurde das Konkordat in erster Lesung mit Stimmengleichheit angenommen. Damit ist die konterrevolutionäre Situation im Reich und in den Ländern ganz klar. Die Legende vom demokratischen badischen Linkszentrum ist zerstört. Baden liefert zum Vormarsch der Restauration einen neuen, ganz eindeutigen Beitrag: diese Reaktion wird nicht nur verfassungsfeindlich, nicht nur antipazifistisch sein, nicht nur politisch die Traditionen Metternichs lebendig machen; sie wird auch, und mehr und mehr, kulturelle Reaktion sein.

In dieser Situation kann es nur grundsätzliche und keinerlei taktische Entscheidungen geben; hier dürfen, hier können keine Kompromisse zugelassen werden.

Filmpleiten von A. Kraszna-Krausz

Das „Institut für Konjunkturforschung" gibt die Bruttoeinnahmen des Filmverleihs mit 55 Millionen an, den Wert der Filmherstellung mit 40 Millionen.

Es gibt auch andre Ziffern. Seit Anfang 1931 wurden im Bereich der Herstellung und des Verleihs folgende Verluste gemeldet: Hegewald 3,5 Millionen, Terra 3,5 Millionen, Emelka 3,5 Millionen, Südfilm 0,6 Millionen, Deutsches Lichtspiel-Syndikat 2,5 Millionen. Die Passiva der Meßtro, die soeben ihre Zahlungen eingestellt hat, sind noch ungeklärt. Die vielen Zusammenbrüche kleiner und kleinster Firmen können zahlenmäßig gar nicht erfaßt werden. (Sie gelangen nicht an die Öffentlichkeit, höchstens in die Arbeitsgerichtsklagen unbezahlt gebliebener Schauspieler und Stenotypistinnen.) Es ist bestimmt zu niedrig, wenn man die Verluste im Filmgeschäft der letzten zwei Jahre auf 15 Millionen schätzt. (Eine Mittagszeitung hat kürzlich die ganze Tonfilmära mit 30 verlorenen Millionen charakterisiert.)

Damit das Verhältnis des Verlustes zum Gesamtumsatz aber deutlicher wird, wollen wir statt nach Mark nach Filmen rechnen: Der deutsche Markt braucht jährlich 280 lange Spielfilme. Davon waren 1931 144 deutschen Ursprungs. Die Produktion der Firmen, deren Verluste wir angeführt haben, betrug in der gleichen Zeit 46 Filme. Von den übrigen nicht ganz 100 Filmen produziert 19 die Ufa. Außer der Ufa bleiben noch drei Firmen, die mit ihren mittelgroßen Produktionen auf insgesamt 18 Filme kommen. Die restlichen 61 deutschen Filme verteilen sich auf eine vielleicht ebenso große Zahl von Produzenten. Das sind zum größten Teil Gelegenheitsindustrielle, notgedrungen produktive Maklerfiguren — Leute, durchweg ohne Produktionsmittel, meistens ohne Produktionskapital und immer ohne Produktionserfahrung. Eine fluktuierende Masse, die man nicht recht als beständigen Teil dieser Industrie einsetzen kann. Der „beständige" Teil dieser Industrie aber ist — siehe oben — zu drei Fünfteln bankrott oder sanierungsbedürftig.

Es ist eigenartig und bezeichnend, wie wenig mit diesen Zusammenbrüchen die Auswahl der Stoffe und das Niveau der

Produktion zu tun haben. Die Süd-Film AG hatte zum Beispiel Chaplin und René Clair im Verleih. DLS und Terra bevorzugen ein in den mittleren Lagen nach oben und unten schattiertes Programm. Die Emelka oder gar Hegewald produzierten und vertrieben konsequent Marktreißer. Auch der älteste Filmhase schnuppert eben umsonst nach dem Publikumsgeschmack, wenn sein Verstand und Vermögen den grundsätzlichen Fragen der Wirtschaft nicht gewachsen sind.

Diese Fragen sind nicht allein und überwiegend aktueller Natur. Natürlich geht das allgemeine Abwärts im täglichen Leben nicht spurlos an den Kinos vorbei. Die Abwanderung des Publikums von den teuren Preiskategorien nach billigeren ist für Lichtspielhäuser und Städte aller Größenordnung ebenso eindeutig nachgewiesen wie das Sinken der Eintrittspreise überhaupt. Das neueste „Handbuch der Filmwirtschaft" errechnet einen Rückgang aller Kinoeinnahmen um 85 Millionen Mark seit 1929. Das wären 33 Prozent. Immerhin kann dieser fixe Ausfall mit Hilfe einer konsequenten Rationierung ausgeglichen werden, wie das die Ufa beweist. Ihr Aufbau — vom Atelier bis zum Lichtspielhaus — entspricht dem Querschnitt des ganzen Gewerbes genau. Während aber die übrigen Pleite machen, schließt die Ufa-Bilanz am 31. Mai 1932 mit einem Gewinn von 2 Millionen Mark und Dividenden.

Der Unterschied liegt darin, daß die Ufa ihr Arbeitsprogramm an Hand ihrer Produktionsanlagen und ihres Theaterparks bemessen kann, während die andern im luftleeren Raum wirtschaften. Läßt sich auch ein bestimmter Programmbedarf der 5000 deutschen Lichtspielhäuser errechnen, so können die notwendigen Filmmeter dennoch nicht amortisiert werden, wenn an ihnen bis zu 80 Produktionsfirmen und ebensoviel Verleihbetriebe hängen. Genau lassen sich diese Zahlen durch das unübersichtliche Netz von zentralen und provinziellen Vertriebsgeschäften, in dem ununterbrochenen Durcheinander von Neugründungen, Umgründungen und Konkursen nicht bestimmen. Dafür steht fest, daß die Hälfte des ganzen deutschen Filmgeschäftes „Betriebe" besorgen, die ein ganzes Jahr aus dem Ertrag eines Films — bestenfalls aber zweier Filme — existieren möchten. Womöglich pikfein.

Daran geht die Branche alle paar Jahre zugrunde, und nicht an den bösen Streichen jenes Prügelknaben, den sie von Pleite zu Pleite in einer andern Person, in einem andern Teilproblem entdeckt und für alles verantwortlich macht. Wahr ist allerdings, daß der letzte dieser Figuranten in dem windigen Bau des Films einen morschen Balken wirklich angesägt hat. Das hat mit seinen Patenten der Tonfilm getan.

Die Hunderte von europäischen Tonfilmpatenten, die auf die Nachricht amerikanischer Tonfilmerfolge hin einige geschickte Erfinder, Kaufleute und Spekulanten in Gestalt der Tobis zusammengetragen haben, wirkten ursprünglich als Schutzwall, der eine Invasion der Elektromächte von drüben abwehren half und hinter der der deutsche Tonfilm heranwachsen konnte. Dieser Krieg ist längst zu Ende, und im pariser Abkommen von 1930 haben sich die Heere der Patenthalter friedlich über die Landesgebiete geeinigt, die jedem von

ihnen den Sold weiterzuzahlen haben. Die Empörung und die Abwehrmaßnahmen der Filmindustrie gegen dieses System sind erstaunlich radikal. Sie scheint unverwandt zu übersehen, daß in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung Patente Besitz bedeuten, deren Entwicklungsspesen abgetragen und verzinst werden wollen. Sie ruft aufgeregt nach Sozialisierungsmaßnahmen und bejubelt jeden erfinderischen Condottiere, der die Patentwälle einzureißen verspricht. Der Staat aber hat andre Sorgen, und die kleinen Patentbelagerungen wickeln sich schematisch ab. Entweder ist der Angreifer zu schwach, und dann verschwindet er bald — oder sein Waffenbesitz an neuen Patenten erscheint wertvoll genug, um das vorhandene Arsenal zu bereichern, und dann wird er gekauft. Der Patentkreis wächst, und die Lizenzen bleiben. Die Filmproduktion rechnet bei jeder Gelegenheit vor, daß 25 Prozent ihres Aufwandes auf die Herstellung des Tons entfallen, ist aber nicht kräftig genug, günstigere Bedingungen zu schaffen, verschuldet immer mehr und wird in ihren Resten von der größten Gläubigerin, eben der Tobis, geschluckt.

Auffanggesellschaften gruppieren sich rund um die Produktionsanlagen der Tobis und wachsen offensichtlich zu dem einzigen Wirtschaftsfaktor zusammen, der neben der Ufa und gegen sie in nächster Zeit noch stehen wird. Es ist zweifelhaft und von dem Maße der bisherigen Verluste abhängig, wie lange der nun bestehen kann. Vor einigen Tagen erst hat auch die Tobis ihr Aktienkapital von 12 auf 5,4 Millionen zusammengelegt. Es bleiben wohl die Patente und die Anlagen von Johannistal. Die Emelka-Ateliers von Geiselgasteig wurden grade versteigert, und es ist nicht recht heraus, wer ihr neuer Besitzer wird. In Staaken dreht Fritz Lang seinen vielleicht letzten Film in Europa. Es gibt auch noch zwei kleinere Atelierbetriebe in Berlin, die vorläufig arbeiten. Fest aber steht nur in Neubabelsberg und Tempelhof die Ufa, mit 45 Millionen Aktienkapital und der „Spitzenorganisation der deutschen Filmindustrie".

Der Vorsitzende dieser Spio ist der Generaldirektor der Ufa, ihre Tätigkeit entspricht der Fachpolitik der Ufa. Dieser Zustand ist ebenso begründet und dauerhaft wie die Kritik an ihm begreiflich und ohnmächtig. Die Unzulänglichkeit und Abhängigkeit der Abwehr, die das übrige Filmgewerbe gegen die Übermacht der Ufa mitunter sich zu leisten traut, wird charakteristisch von der Begeisterung widergespiegelt, mit der man den neuesten Spio-Beschluß allgemein begrüßt. Dieser Beschluß kündigt die Absicht an, alle dem Film zugänglichen Kapitalquellen ausschließlich jenen Produzenten, Verleihern und Kinos nutzbar zu machen, „welche die von der Spitzenorganisation gegebenen Richtlinien und Grundsätze bezüglich Programmgestaltung und Eintrittspreisregelung und Platzangebot beachten." Das sieht theoretisch nach Planwirtschaft aus und wird praktisch zur Monopolherrschaft. Eine Diktatur über Künstlerschaft, Lichtspielhaus und Publikum. Notverordnet und verwaltet durch die Ufa. Soll man ihr Vorwürfe daraus machen, daß sie eine Macht zu nützen versteht, die ihr heute niemand streitig machen kann?

Politik und Theater von S. J.

Zum sechsten Todestage Siegfried Jacobsohns

Das wäre das natürlichste Ding von der Welt: daß jetzt eine Massenflucht in übernatürliche Regionen stattfände — in den Geist aus dem Stoff; in das Wunder aus dieser Wirklichkeit; in den bauenden Glauben aus der zerstörenden Gottlosigkeit; in den Himmel aus solcher Hölle. Offenbar aber hat uns die Hölle noch nicht genügend gebrannt. Der Aufschwung ist lahm. Auf dem Wege bleiben wir an der Erde kleben. Deren Schmutz wärmt auch, und in diesem Brodem zehrt uns die Lüge, „die verruchte Lüge", das Mark aus den Knochen, daß wir nicht einmal abwehrend mehr den Arm werden heben können, wenn uns alle die Sintflut, die Sündflut, verschlingt. Hier wird bald einmal davon zu reden sein, daß die Zeit, die nächste Gegenwart, keinen Sänger hervorgebracht hat; und vielleicht ist es gar nicht so falsch, das Sprichwort umzukehren und uns Menschen zwischen Krieg und Frieden, die wir keine Lieder haben, schlechte Menschen zu nennen, mit denen sich niemand niederlassen will. Ein Dichter ist ebenso wenig weit und breit zu erblicken. Die alte Generation gibt in Leitartikeln billige Ratschläge oder stachelt sich zu Verschwörungen an. Die haben leider, Gickstöne des bösen Gewissens, keinen Klang und sind ohne Wirkung schon deshalb, weil selbstverständlich der Hörer erst recht weiß, daß der Trompeter mitschuldig ist, wie Jeder, der hemmungslos den ganzen deutschen Kriegsschwindel mitgemacht hat. Und die neue Generation? Einst verkündete sie, daß die Poesie von der Politik befruchtet werden müsse. Heute rettet sie sich aus dem Lärm des Tages in abgelegene Gefilde. Nun, in welchem Bezirk und aus welchem Boden immer ein Kunstwerk entsteht: kein Wort dagegen, wenn es entsteht!

‚Weltbühne' 1919, Nr. 6

*

Meine Lieben: jetzt muß man wirklich Politik machen! Jetzt hat der Geist zu verhüten, daß seine Todfeinde wieder ans Ruder kommen. Schon rühren sie sich ringsum und verkünden, es sei früher schließlich gar nicht so schlimm gewesen, und man solle natürlich revoltieren, aber nicht grade bei ihnen. Aber grade bei ihnen! Was an meinem Teil liegt, so will ich, bei der grauenhaften Vergeßlichkeit des genus homo, unablässig auf die Verbrecher weisen, die uns in diesen Jammer gebracht haben, seien sie Offiziere oder Großfabrikanten, Diplomaten oder Beamte, Zeitungsschreiber oder Agrarier, Lakaien oder Blaublütler. Mit ihnen ist der laublütige Bourgeois schuldig, der sich wedelnd alles gefallen ließ. Wie ihm heut davor bangt, daß sich etwas ändert! Wie er die Entscheidung hinausgeschoben sehen will, von der Revolution bis zur Nationalversammlung, von der Konstituante bis zum Dauerparlament, vom Plenum bis zu legislatorischen Ausschüssen! Wie er feige und hinterhältig ist! Wie er gehauen zu werden verdient, daß die Wolle aus seiner Schlafmütze fliegt!

‚Weltbühne' 1919, Nr. 3

Horváth: „Kasimir und Karoline" von Alfred Polgar

Kasimir, Chauffeur und abgebaut, ist ein anständiger Mensch. Aber seine Anständigkeit nützt ihm gar nichts, Karoline verläßt ihn doch. Sie hat kein schlechtes Herz, man kann sie vielmehr einen guten Kerl nennen: nur fehlen ihr die sittlichen Grundsätze. Eine negative Eigenschaft, die sie mit sämtlichen Versuchspersonen des Horváthschen Laboratoriums teilt. Den Geschöpfen dieses scharfen Dramatikers ist das sittliche Prinzip ausgenommen worden; mit solcher Vivisektor-Geschicklichkeit allerdings, daß kein sonst wichtiger Teil ihres seelischen Or-

ganismus durch den Eingriff verletzt wurde. Sie folgen, ganz wie ganze Menschen, den Gesetzen, die in die Kreatur eingesenkt sind, meiden Schmerz, suchen Lust, sind, je nach äußerem Reiz und innerem Bedarf, gut oder böse, entwickeln Treue im Festhalten an ihrem Selbst, die sich manchmal geradezu bis zum sogenannten Charakter steigert. Nur eben das Moralische ist, bis auf ein geringes Flacker-Restchen, in ihnen erloschen, jenes wunderliche Etwas, das die Beziehungen zum eignen Ich und zum Nebenmenschen ebenso veredelt wie verfälscht. Es ist also eine lügelose Welt, die sich in solcher Horváth-Komödie offenbart, eine Welt, die ihre Niedrigkeit, Roheit und Lächerlichkeit ohne Scham zeigt; und es ist ein in jeder Hinsicht Schwindel-freier Dichter, der den Führer durch sie macht.

Dieser Dichter hat eine besondere Kunst, an seinen Gestalten das, was uns alle bindet: das Gemeine, sichtbar, beziehungsweise das, womit dieses All-Bindende zugedeckt ist, transparent zu machen. Die Menschenwürde seiner Menschen, so durchleuchtet, erscheint um diese nur noch als blasse Kontur, kaum zu merken; was aber hinter ihr steckt, Tun und Lassen eigentlich bestimmend, tritt um so klarer ins Bild. Mit besonderem Eifer ist Ödön Horváth darauf aus, zu schauen und schauen zu lassen, was die Götter gnädig bedecken mit dem Namen: Liebe. Kein Wunder also, daß den Zuschauer aus den Theaterstücken dieses glänzenden Desillusionisten das ziemlich Trostlose einer entzauberten, in ihrem schnöden Mechanismus bloßgelegten Welt kalt anweht. Zum Ersatz freilich auch die ganze Komik einer solchen. Nichts ist witziger als die Wahrheit. Und kein skurrilerer Anblick als jener, den sie bietet, wenn sie sich nackt unter die Leute mischt.

Dramatische Kraft bewährt, wie in seinen früheren Komödien, Horváth auch in „Kasimir und Karoline". Hier dient ihm die münchner Oktoberwiese zum Schauplatz vielen, äußerst geschickt ineinander verflochtnen kleinen Geschehens. Im engen Kreis des Spiels, wie er ihn betrachtet, wird es so unheimlich und doch auch possierlich lebendig, wie im Wassertropfen unterm Mikroskop. Für den Dichter und Dramatiker zeugt das Symbolhafte mancher Vorgänge und Bilder, diesen verbunden wie ein Schatten dem Körper, der ihn wirft. Es ist, zum Beispiel, mehr als nur ein, sozusagen, ausgefallener Einfall, wenn der Liliputaner dem Zeppelin huldigt, die menschliche Abnormität mit der technischen konfrontiert wird.

Der Spielleiter, Francesco v. Mendelssohn, in den bizarren Geist und Spaß des Stücks verliebt, hält dieses doch durchaus auf dem Boden der Wirklichkeit.

Fritz Kampers ist wunderbar als Strolch mit konsequenter Weltanschauung in Wort und Tat. Dem Kampers seine Erna, verfallen dem Gebieter, macht, sanft und spitz, Blandine Ebinger. Ein Lamm auf dem Strich, dem dünnen Strich, der Gut von Böse, Tugend von Laster scheidet. Reizend, wie sich im Spiel der Luise Ullrich die helle Beschränktheit, die unverlogene Verlogenheit der Karoline spiegelt, und wie gut sie die stilisierten Naturlaute trifft, in denen so gemischtes Wesen sich rechtens offenbart.

Vom Fischer und seiner Frau

Aus einem Kabarettmärchen von Rudolf Arnheim

(Ein Haus in Form eines Nachttopfs. Davor sitzt August Pißpott und hat die Schnur seiner Angel in einen Wassereimer gehängt. Frau Pißpott fährt aus dem Haus.)

Frau P: Gib mir Geld, Mann, ich muß zu Mittag einkaufen.

P: Geld? Du bist wohl närrisch. Woher soll ichs denn nehmen?

Frau P: Na, wer nicht will, der hat schon. Gibts eben wieder Kartoffeln mit Salz. Schweineschmalz, Gott erhalts. *(Fährt ins Haus.)*

P: Verfluchte Zucht. Die denkt wohl, ick angel hier Goldfische. Keine Hilfe von die Menschen, nicht mal von die eigne Frau. Die hat stattn Kopp n Kochtopp auf die Schultern zu sitzen. Kann nicht denken. Det lernt man beis Angeln. Wer stille sitzen muß, der lernt denken.

Trillerfritze (auf): Petri Heil.

P: Stille! Verjagen Sie mir nicht meine Gedanken. Petri Heil. Was ist denn das wieder forne neue Partei?

Tr: Partei, Partei. Sie als Fischereifachmann. Petri Heil. Kennen Sie nicht den Erfinder des Angelsports: Geheimrat Petri?

P: Ich fange auch ohne Geheimrat nischt.

Tr: Geheimrat Petri würde sich im Grabe umdrehen, wenn er sähe, daß Sie hier im Wassereimer angeln. Was wollen Sie denn da fangen?

P: Ick angle nich, damit ick wat fange; ick angle, damit ick wat zu angeln habe. Haben Sie neulich im Rundfunk gehört von die Danaiden?

Tr: Danaiden? Solche jüdischen Sachen sollte der Rundfunk gar nicht bringen.

P: Da hatten sie seinerzeit bei die ollen Griechen eine Herde Weiber, die schöpften täglich acht Stunden Wasser in ein Faß. Und det Faß war durchlöchert. Da drängt sich unsereinem die Frage auf: Waren die nu beschäftigt oder waren sie arbeitslos? Heutzutage würde man sagen: sie hatten Arbeit!

Tr: Ich kann Ihnen nicht ganz folgen.

P: Da müssen Sie angeln. Det schult dem Kopf. Ich habe mir in meine gelegentliche Mußestunden ein Spruch gemalt, übers Bette zu hängen. Mit Brandmalerei, wie man früher hatte. Der Spruch heißt: Man bittet, die Wirtschaft vor Gebrauch anzukurbeln.

Tr: Sie sind ein heller Kopf. Ein Mann mit Einfällen. Sie sollten ...

Frau P (fährt aus dem Haus): Komm lieber rin, Kartoffeln schälen, statt daß du da mit fremde Leute die Zeit totschlägst. *(Wieder hinein.)*

P: Det is nicht strafbar, die Zeit totzuschlagen. Son Totschlag ist die Regierung wohlgefällig.

Tr: Sie sollten Ihre Zeit nicht vergeuden. Im einfachen Volk wurzeln unsre besten Kräfte. Was Ihnen fehlt und Ihrer prächtigen Frau Gemahlin, ist der Wirkungskreis, die Umgebung, der imponierende Hintergrund. Gewiß, Sie haben es hier ganz gemütlich. Ein schmuckes Häuschen ... oder vielmehr ... o, ich sehe eben erst ..., verzeihen Sie.

P: Ihnen habe ich nischt zu verzeihen. Ihnen nich. Gestatten Sie übrigens: Pißpott. August Pißpott. Ehrenamtliches Mitglied der deutschen Republik.

Tr: Was Sie beide brauchen, ist ein Titel, eine Etagenwohnung, Eleganz. Das übrige ergibt sich dann von selbst.

P: Immer jehmse her, wennse haben.

Tr: Sie sollen alles sofort haben. Achtzimmerwohnung im alten Westen, Warmwasser, Zentralheizung, Doktortitel, Frau Doktor, Bibliothek mit fünftausend Bänden. Und das alles ...

P: Den Zauber kenn wa, und denn kann ick Raten abzahlen bis an mein selig Ende. Kommt nicht in Frage.

Tr: Keineswegs. Das kostet Sie keinen Pfennig, weder jetzt noch später. Das sind Notstandsarbeiten, die werden mit Hilfe des Freiwilligen Arbeitsdienstes kostenlos geleistet. Zur Aufmöbelung unsres gemeinsamen Vaterlandes. Passen Sie auf. Freiwillige vor. *(Er pfeift auf der Trillerpfeife. Man hört Kommandos. Die Arbeitsdienstfreiwilligen kommen in Reih und Glied und singen nach: „Das Wandern ist des Müllers Lust":)*

Der Arbeitsdienst ist unsre Lust
Der Arbeitsdienst stärkt uns die Brust
Der Arbeitsdienst
Der Landrat kennt nicht Rast noch Ruhn
Weil wirs aus freiem Willen tun
Weil wirs aus freiem Willen tun
Freiwillig — willig — freiwi-i-i-llig

(Sie bauen an die Stelle des Nachttopfs ein Haus.)

Tr: Bitte schön. Bitte Füße abtreten. Und wenn Sie mich brauchen, drücken Sie auf diesen Knopf. Direkte Leitung zu meinem Büro. *(Ab.)*

P: Junge, Junge. Na, ich habe schon im Pißpott über meine Verhältnisse gelebt. Das macht nu auch keenen Unterschied. *(Tritt sich die Füße ab.)*

Dienstmädchen: Frau Doktor Potchamberl empfangen im Salon.

P: Sie wohnen auch bei uns? Kaum hat man Platz in die Bude, denn hat man auch schon Zwangsmieter. Also: ich lasse bitten.

Frau P (auf einer Couch. Bunter, seidner Morgenrock): Leider kommst du zu früher Stunde. Ich fühle mich unpäßlich. Der Arzt vermutet eine leichte Influenza.

P: Ja, wenn mans warm hat, kann man sich leichte verkühlen.

(Die folgende Szene zeigt, daß sich die Frau auch jetzt nicht wohl fühlt. Daher macht der Trillerfritze sie auf Bitten des Mannes zur Frau Generaldirektor.)

Tr: Frau Generaldirektor? Selbstverständlich. Die Fabrik baut Ihnen unser Freiwilliger Arbeitsdienst. Vier Stockwerke, amerikanische Maschinen, zweitausend Mann Belegschaft, neuzeitlich gelüftete Räume, dazu eine Villa mit Garage, Silberfuchsfarm und Haustelephon. Freiwillige vor!

(Er trillert. Der Arbeitsdienst zieht auf und singt wie oben:)

Wir bauen dir ein neues Haus
Und gleichen auch die Klassen aus
Die Klassen aus
Wir kommen, weil die Heimat rief
Und drücken gratis den Tarif
Und drücken gratis den Tarif
Den Ta-rif, Ta-rif, den Ta-a-a-rif...

(Sie bauen einen jungen Empfangschef im schwarzen Gehrock vor die Tür.)

P: Ob der mir rinläßt?

Empfangschef: Bitte füllen Sie diesen Meldezettel aus. Name?

P: Pißpott, August.

E: O, das macht nichts. Beruf?

P: Pensionär.

E: Wohnsitz?

P: Ick verända mir momentan.

E: Wohnsitz: Zur Zeit auf Reisen. Zweck des Besuches?

P: Ich wollte nur mal meine Frau, wollte ich nur mal ...

E: Zweck des Besuches: Rücksprache zwecks ehelicher Gemeinschaft. Frau Generaldirektor Chamberpot empfangen nicht. Einen Moment. *(Ab. Sofort wieder auf.)* Frau Generaldirektor Chamberpot

bitten, sich einen Augenblick zu gedulden. *(Ab. Sofort wieder auf.)* Frau Generaldirektor Chamberpot lassen bitten.

(Frau P im Klubsessel. Tischchen mit Telephon.)

Frau P: Sawitzke, lassen Sie den Herrn Platz nehmen. Ich bin momentan verhindert. Die allgemeine Depression zwingt uns zu einer Hochkonjunktur. Die Danaiden-AG arbeitet in drei Schichten.

P: Da habt ihr woll dicke Aufträge, wa? Kommt ville Geld ein?

Frau P: Wir haben keine Aufträge, und es kommt kein Geld ein. Wir arbeiten, um unsre Arbeiter zu beschäftigen.

P: Ah, ihr seid sone Art Kindergarten für die Ollen. Damit sie nicht einrosten oder auf gute Gedanken kommen.

Frau P: Indem wir unsre Arbeiter beschäftigen und entlohnen, heben wir die Kaufkraft des Volkes.

P: Und von was bezahlt ihr die Löhne?

Frau P: Das Reich zahlt uns Zuschüsse. Die Zuschüsse des Reiches stammen aus den Steuergeldern. Die Steuergelder zahlt das Volk; aus den Löhnen, die wir ihm zahlen. Das ist der Kreislauf der Wirtschaft und ganz logisch. *(Ins Telephon:)* Ich bin nicht zu sprechen, ich spreche selbst!

P: Eine Frage: Und wer kauft eure Autos?

Frau P: Welche Autos? Es werden keine Autos fertig, denn wir haben die Maschinen stillgelegt. Maschinen schädigen den inneren Raum des deutschen Wesens. Die Maschinen sind die Ursache des Marxismus. Es lebe die deutsche Handarbeit!

P: Komme nach. Deutsch sein heißt eine Sache mit den Fingern tun.

Frau P: Unsre Karosserien werden nach dem Augenmaß gebogen. Die Sprungfedern für die Polsterung werden von jungen Mädchen gedreht. Die Zahnräder für die Kupplung werden von arbeitslosen Dentisten ausgestanzt. Die Glasscheiben für die Schiebefenster werden mit dem Handrücken glattgewalzt. Hundert Arbeiter sind auf der Insel Rügen angesiedelt worden, um eine Gummibaumplantage ins Leben zu rufen und so für unsre Pneumatiks einen handgeschöpften deutschen Gummi zu schaffen.

P: Denn kannste mir vielleicht auch verwenden. Ich habe ne starke Lunge. Ich könnte die Reifen aufpusten.

Frau P: Ich werde dir einen Laufzettel an die Personalabteilung mitgeben. Unser erstes Auto wird Ostern 33 fertig. Es dient Ausstellungszwecken. Man muß die Kauflust wecken.

P: Na, denn haste ja zu tun. Nu sage mir bloß: fühlste dir jetzt glücklich als Frau Generaldirektor Chamberpot?

Frau P: Als Kaufmann ja, als Mensch nein. Ich beschäftige zweitausend Leute, aber sie danken es mir nicht. Die Leute gehen für mich durchs Feuer, beispielsweise in der Schweißerei, aber nur weil sie müssen. Das Volk trägt mich nicht, es erträgt mich. Ich möchte ...

P: Ja, dann müßtest du ...

Frau P: Ich muß Kaiserin werden.

(Die nächste Szene zeigt die Frau als Kaiserin und endet so:)

P: Nu biste populär. Wenn du vorbeifahrst, denn jubelnse. Biste nu glücklich?

Frau P: Die Monarchin hat kein Privatleben. Wenn sie unglücklich ist, dann kommt es in die Zeitung. Daher ist sie stets zwar ernst aber heiter.

P: Unter uns, Aujuste, was paßt dir nicht?

Frau P: Ich gehöre nicht mehr mir. Meine Freistunden sind Dienst am Kunden. Sitze ich mit einem Buch am Kaminfeuer, so erschrecken mich die Blitze der Pressephotographen. Ich muß zum Sechstagerennen und ins Säuglingsheim. Man spricht nicht mit mir,

man hält mir Reden. Ich darf nie essen, ich muß stets speisen. Und mein Mundspülglas ist ein Pokal.

P: Zu ein Mundspülglas kann eben das Volk nicht beten.

Frau P: Ich sehne mich nach kleinen Räumen, nach einfachen Speisen, nach Menschen, die mir gleichgeordnet sind.

P: Gegen den Katzenjammer wird unser Trillerfritze was tun können. *(Er drückt den Knopf. Trillerfritze geschwind herein.)*

Tr: Bescheidenes Eigenheim? Gute Luft? Selbstverständlich sofort. Freiwillige vor! *(Er trillert. Chor der Arbeitsdienstfreiwilligen:)*

Es wird jetzt Zeit, daß was geschieht
Denn Deutschland hat viel Sumpfgebiet
Viel Sumpfgebiet
Wir treten an in scharfem Trab
Und graben euch das Wasser ab
Und graben euch das Wasser ab
Das Wasser, Wasser, das Wa-a-a-asser ...

(Sie bauen den Nachttopf wieder auf.)

Trillerfritze (zu Pißpott und seiner Frau im Kaisermantel): Sie sehen hier ein Eintopfhäuschen modernsten Typs. Neue Sachlichkeit. Ein flaches Dach mit kreisrundem Oberlichtfenster. Ungepolsterte Möbel. Kein Herd, da Rohkost. Keine Kinderstube, kein Mädchenzimmer. Ein einziger Raum, ohne individualistisches Nebengelaß. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen zum Einzug Salz und Brot überreiche.

Frau P: Salz und Brot. Das muß ich doch schon mal wo gegessen haben.

P: Sage mal, das ist doch ...

Frau P: Das ist doch unser Pißpott.

P: Ich habn erst gar nicht erkannt.

Frau P: Der Trillerfritze hat uns angeschmiert. *(Will den Knopf drücken.)*

P: Wie mans nimmt. Er hat dich nischt vorenthalten. Bloß glücklich bist du nicht bei geworden.

Frau P: Hier in Pißpott hamwa Sorgen, hamwa Ärger und wissen nicht, wozu wir uff die Welt sind. Aber wenn du Geld hast und wenn du was zu sagen hast, denn fühlste dir auch nicht besser.

P: Nee, mit die Sorte Karriere is nischt gefällig. Das ist wie mit die Eichhörnchen in Käfig. Loofen imma hoch und merken nicht, det sie sich im Kreise drehn. Uff die Weise kommste nich zum Glück. Uff die Weise nich.

Frau P: Da kannste umziehn, wohin du willst und wie hoch du willst: erster Stock, zweiter Stock, dritter Stock. Die Sorge sitzt vorn bein Möbelwagen uffn Kutschbock.

P: Nee, det is nich der Weg zum Glück. Seh mal, wenn einer keine Beene hat und kann nicht loofen. Ob sien da in Handwägelchen fahren, oder er hat dreiste n kleenen Ford odern Mercedes odern Rolls Royce. Wo er denn mit seine zwei Stummels drin sitzt. Oder er hatn Fluchzeuch mit Laufräder und Wasserkufen zum Abwechseln. Mach ja janz scheen sind, da drinne zu sitzen. Aba wie zwee Beene zum Loofen is det nich.

Frau P: Prothese is Prothese.

Beide: Da muß es noch ne andre Lösung geben.

Chor der Arbeitsdienstfreiwilligen (der hereingekommen ist): Da muß es noch ne andre Lösung geben. *(Singt:)*

Ob einer aufsteigt, bleibt sich gleich,
Und auch wer Geld hat, ist nicht reich
Ist heut nicht reich.
Denn sieh: ein Glück kommt nie allein
Wir müssen alle glücklich sein
Wir müssen alle glücklich sein
Wir alle, alle, wir a-a-alle!

Kinderbücher von Peter Gösing

Für wen werden eigentlich Kinderbücher geschrieben? Natürlich für Kinder; aber gekauft werden sie von Erwachsenen. Das hat gewisse Nachteile. Die meisten Erwachsenen fühlen sich verpflichtet, Kindern gegenüber ständig eine erzieherische Haltung einzunehmen, und tun das leider auch, wenn sie Bücher für ihre Kinder einkaufen. Da Waren für die Käufer gemacht werden, so stellen sich auch die Hersteller von Kinderbüchern auf ihre Käufer ein. Billig aber moralisch! Die Bücher sollen nämlich erzieherische Maßnahmen, zu denen der Erwachsene keine Zeit oder keine Lust hat, ersetzen. Um die Weihnachtszeit liegen sie dann zu Hunderten in den Buchhandlungen herum. Die Auswahl auf dem deutschen Kinderbüchermarkt ist ja recht groß. Schlägt man aber eines dieser Bücher auf, so kann man etwa ein merkwürdig lehrerinnenhaft aussehendes Känguruh sehen und liest erstaunt darunter die schönen Verse:

Dies ist das Fräulein Känguruh,
der Kinder gute „Tante Gruh";
weil sie mit Weisheit und mit Liebe
durch viel Geduld und wenig Hiebe
den Kindern für ihr junges Leben
so manches Gute weiß zu geben.

Weiß sie das wirklich? Solcher guten Tanten, die dann am Weihnachtsabend das beschenkte Kind strafend aber gütig ansehen, gibt es nämlich in den deutschen Kinderbüchern sehr viele. Gewiß, diese Tanten verhauen nur die bösen Kinder. Aber sie verhauen sie — auf irgendeine Weise. Was sagen die Kinder, die das lesen, dazu? Wieso kommen sie über einen schüchternen Protest wie den: „Wenn Kinder in einem Buch vorkommen, sollen sie nicht so viel verhauen werden!" nicht hinaus?

Kinder möchten gerne groß und gut sein. Solche „erzieherischen" Bücher bieten ihnen diese Möglichkeit auf besondre Weise. Das lesende Kind kann sich gut und artig vorkommen, weil es dem bösen Kind so schlecht geht. Es kann sich ganz warm und wohlig fühlen, aber nur dadurch, daß es schlechte Kinder gibt, die bestraft werden und über die man sehr erhaben ist. Es kann sich auf diese Weise groß und gut vorkommen und wird kaum fühlen, daß es in Wahrheit nur unsolidarisch, schadenfroh, unkameradschaftlich ist.

Erwachsene, die solche Bücher verschenken, glauben, die Kinder würden einigen moralischen Gewinn haben und im übrigen die Bücher so lesen, wie sie selber zu lesen pflegen: mit etwas Sentimentalität, einigen guten Vorsätzen, zwei Erkenntnissen, die nach drei Tagen vergessen sind und im ganzen ohne jede größere Wirkung. Aber Kinder sind beim Lesen viel ernsthafter als es Erwachsene zu sein pflegen. Kinder können kaum spüren, wie lächerlich und armselig diese Erzieherei auf Kosten der Unartigen ist, und da Bücher wirklich noch Ereignisse in ihrem Leben sind, werden sie sich nach ihnen richten und artige Zöglinge irgendeiner Tante Gruh sein wollen. Es bleibt dann nur zu hoffen, daß es ihnen nicht gelingt.

Leider werden Kinderbücher nicht nur von Erwachsenen gekauft sondern auch von Erwachsenen geschrieben. Diese Tatsache hat die „Abenteuerbücher" zur Welt gebracht. Sie gehen von einem ganz richtigen Tatbestand aus: Kinder sind klein und möchten gern groß sein. Darum lieben sie in ihren Büchern Helden der Tat: tapfere Männer, die siegen und alles überwinden müssen. Diesen natürlichen und berechtigten Kinderwunsch haben die Schriftsteller übertrieben und vergröbert, sie haben die Gelegenheit benützt, um sich all ihren ungestillten Tatendrang hemmungslos vom Herzen zu schreiben. Da werden Tomahawks geschwungen, Zähne knirschen, und auf eine Leiche mehr oder weniger kommt es nicht an. In Karl Mays berühm-

tem „Winnetou" wird der „Weiße Biber" gleich zweimal hintereinander erschossen. Der Autor hat das in der Aufregung des Schreibens übersehen, und das Kind überliest es auch. Hauptsache, er ist tot, der Schuft! Das sind dann die „Abenteuerbücher", die man zwar nicht seinen Kindern, aber seinen Neffen schenkt.

Heute wird die Sache langsam anders. Die Helden bezwingen nicht mehr durch ihre unfehlbare Überlegenheit in moralischer oder körperlicher Beziehung sondern durch ihren Humor. Der erste Held, der hier bahnbrechend gewirkt hat, war der gute Doktor Dolittle. Er kam eigentlich ganz leise, aber es zeigte sich, was ein Buch bei Kindern vermag, wenn es an ihre besten Eigenschaften rührt. Sie liebten ihn, sie wollten ihn aufgeführt sehen, ihn selber aufführen, sie rissen die Erwachsenen mit, die etwas verblüfft jedes Jahr einen neuen Band verschenken mußten. In diesem Jahr heißt er „Doktor Dolittle auf dem Mond" (Williams & Co. Verlag, Ganzleinen 4,50). Dieser Doktor Dolittle ist nämlich humorvoll gütig und ohne daß der Autor das ständig an bestraften bösen Menschen zeigen muß. Ob die Kinder den feinen Humor, der aus jeder Seite spricht, verstehen? Verstehen vielleicht nicht, aber fühlen sicherlich, und das ist ebenso richtig.

Kinderbücher können durchaus von Kindern oder Tieren handeln, aber die sollten dann auf so anständige Weise mit sich und der Welt fertig werden, wie das eben nur Kinder können. Da gibt es zum Beispiel eine Bärengeschichte, „Petra Possierlich" (Williams & Co., Halbleinen, 2,50) heißt das Buch, in der es ebenso sauber wie vergnügt zugeht. Das Kind findet sich darin, und seine Anständigkeit wird nicht erst an bösen Beispielen sichtbar; sie ist eben da und bildet den Grundton des Buches.

Auch Mut braucht sich nicht auf Blut zu reimen. Heute gibt es bereits eine Anzahl von Kinderbüchern, die vom Alltag des Kindes erzählen und doch sehr mutig sind, wie etwa Ruth Rewalds „Müllerstraße Jungens von Heute" (Verlag B. Gundert, Halbleinen 1,90). Die Eltern dieser Jungens von heute sind arbeitslos oder haben wenig Geld. Es gehört viel kindliche Tatkraft dazu — in diesem Buch ist davon die Rede —, aus einem Sommer, den man in Berlin verleben muß, trotz aller Schwierigkeiten etwas Vernünftiges zu machen. Sehr spannend kann solch eine Erzählung sein, und wie gut ist das Gefühl am Ende: Fein, die habens geschafft!

Es kann in einem solchen Buch ebenso technisch wie heldenhaft zugehen. Bekanntlich lieben ja unsere Kinder die Technik. Sie sehen gerne Bilder, auf denen „links das neueste Motorflugzeug" — so schreibt ein Kind — „und daneben das älteste und dadrunter das neueste Rennauto und die älteste Rumpelkiste" zu finden sind. Kinder lieben es, darauf hingewiesen zu werden, wie weit wirs bereits gebracht haben. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, daß sich das Kind in unsrer Welt erst einmal zurechtfinden muß. Es gibt heute bereits eine ganze Anzahl von Büchern, die diesem sehr berechtigten technischen Bedürfnis der Kinder Rechnung tragen.

Fast schien es, als wollte man das Irrationale den Tante Gruhs als Wirkungskreis überlassen. Das wäre eine gefährliche Verkennung kindlichen Wesens. Im Kinderbuch darf man Wirklichkeit und Unwirklichkeit, Lustiges und Ernstes, Technik und Phantastik bunt durcheinander mischen, wenn man versteht, das alles durch Humor zu einer festen Einheit zu verkitten. Carl Capek zum Beispiel ist das in seinem neuen Kinderbuch „Post, Polizei, Hunde und Räuberei" (Williams & Co. Verlag, Halbleinen, 2,50) besonders gut gelungen. Dieses Buch läßt die Kinder lachen und macht ihre Welt, die in vieler Hinsicht eine sehr eigenartige Welt ist, reicher; es gibt ihnen viel, ohne sie zu beschweren.

Das muß wohl überhaupt das Ziel des neuen Kinderbuches werden: Bereichern ohne zu belasten! Die Zeit der heldenhaften Helden

und der überlebensgroßen Güte ist vorbei. Die Helden der Kinderbücher werden langsam anständig und mutig, so wie Menschen von heute mutig sein müssen: mit hellen gescheiten Augen und einem Mund, der vielleicht etwas zu groß ist aber dafür gegebenenfalls tüchtig lachen kann.

Und anders geht das heute nicht. Wir haben diese Welt für unsre Kinder nicht grade sehr einladend hergerichtet. So helfen wir ihnen auf jede Weise, daß sie mit ihr fertig werden! Dazu müssen sie möglichst kräftig und möglichst unbelastet sein. Beim Kind kann ein Buch wirklich noch eine große Wirkung haben. Darum schenken wir unsern Kindern Bücher, die sie freier und stärker machen. Es gibt schon solche, obwohl es schwer ist, sie zu schreiben. Denn der Autor muß anständig und phantasievoll wie ein Kind, ehrlich wie ein Mann und humorvoll wie ein sehr kluger Greis sein. Die Bücher der moralischen kindischen Tanten aber und der blutigen Abenteurer sollten nicht mehr verschenkt werden. Zum mindesten nicht an Kinder.

Geburtenregelung auch Mannessache

von Th. H. Van de Velde

Walther von Hollander verteidigt in seinem Aufsatz „Geburtenregelung Mannessache", wenn ich ihn recht verstehe, in der Hauptsache zwei Thesen. Bei der ersten handelt es sich um eine Frage der psychologischen und physiologischen Technik des Geschlechtsverkehrs. Sie lautet: Der Mann kann und muß lernen, den Ablauf des Sexualakts so zu beherrschen, daß sich durch diese Beherrschung der Eintritt einer nicht gewünschten Schwangerschaft mit Bestimmtheit vermeiden läßt.

Die zweite These ist grundsätzlicher Art. Sie fußt auf der Annahme der in dem ersten Leitsatz angeführten Fähigkeit; setzt die Möglichkeit, diese Fähigkeit zu erwerben, als allgemeingültig voraus; und läßt sich dahin zusammenfassen, daß der Mann die Verantwortung für die Folgen der gemeinsamen geschlechtlichen Handlung trägt, weil er die Möglichkeit der Beherrschung hat.

Als ich die Aufforderung der Schriftleitung dieser Zeitschrift, zu den vorgebrachten Leitsätzen Stellung zu nehmen, mit einer sofortigen Zusage beantwortete, da war das Interesse, das ich ihnen entgegenbringe, ausschlaggebend. Bei der Ausführung meines Vorhabens sehe ich mich aber sofort vor die Schwierigkeiten gestellt, denen auch von Hollander, wie aus seinen Darlegungen zu ersehen ist, nicht entkommen konnte. Sie bestehen darin, daß es sowohl der Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes wegen als vor allem infolge der Beschränkung, die man sich in der Ausdrucksweise auferlegen muß, nicht möglich ist, die Punkte, auf die es bei der Erörterung dieser Fragen im Wesentlichen ankommt, in einer allgemeinen Zeitschrift mit der Deutlichkeit, die für ihr richtiges Verständnis notwendig wäre, herauszuheben. Grade dort, wo man das Was und Wie möglichst genau von ihm hören möchte, weil es doch grade darauf an erster Stelle ankommt, muß von Hollander sich auf Andeutungen, die verschiedene Auslegungen zulassen, beschränken. Bei der Bedeutung, die der Gesamtheit der durch diese Thesen aufgeworfenen Fragen

und der Kenntnis und Unkenntnis von den damit in Verbindung stehenden physiologischen, psychologischen und ethnologischen Tatsachen und Forschungsaufgaben zukommt, wäre es zu wünschen, daß von Hollander sich entschlösse, die ihm zur Verfügung stehenden Angaben und Erfahrungen, möglichst genau beschrieben, in einer sexualwissenschaftlichen Zeitschrift oder aber in Buch- oder Broschürenform zu veröffentlichen.

Wenn er zum Beispiel Material zur Klärung der Angaben und Tatsachen beibringen könnte, auf die er seine Hilfsthese stützt, daß nirgends, wo bei primitiven Völkern die Promiskuität herrscht oder der voreheliche Geschlechtsverkehr, die Frage der unerwünschten Nachkommenschaft eine Rolle spielt, so würden die Wissenschaftler, die sich den Kopf darüber zerbrechen, wie das zu erklären sei, ihm aufrichtig dankbar sein. Allem Anschein nach ist viel Wahres daran. Betreffs der Ursachen dieser Erscheinung tappen wir aber so ziemlich im Dunkeln.

Malinowski, der sich wohl am eingehendsten bemüht hat, das Geschlechtsleben primitiver Menschen kennen zu lernen, und dessen Beobachtungen in dieser Beziehung größtenteils mit den zerstreuten Berichten andrer Ethnologen betreffs der Zustände bei andern primitiven Völkern übereinstimmen, wird durch seine Nachforschungen bei den Trobriandern (Bronislaw Malinowski: Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien. Grethlein & Co., Leipzig) auch zu der Frage geführt: Wieso gibt es dort so wenige uneheliche Kinder? Er weiß sie, obwohl er ein paar Jahre unter diesen Menschen gelebt hat, nicht zu beantworten. Dennoch sind die Bemerkungen, die er zum Thema macht, für die Frage, die uns hier beschäftigt, wichtig, grade weil sie zeigen, daß wir nicht annehmen können, jene Erscheinung beruhe auf einer dem „Karezza"-Verfahren ähnlichen Methode, wie sie Hollander vorschwebt. Eins weiß er mit absoluter Sicherheit: Verhütungsmittel irgendwelcher Art sind unbekannt, wie auch die leiseste Vorstellung davon, daß es so etwas geben könnte. Das ist ganz natürlich. „Da die Befruchtungsfähigkeit der Samenflüssigkeit unbekannt ist, da ihr Austreten nicht nur als harmlos sondern als wohltätig angesehen wird, so besteht für die Eingeborenen kein Grund, warum sie der Samenflüssigkeit den freien Zugang zu jenen Teilen, die sie doch geschmeidig machen soll, wehren sollten." Auch die Abtreibung wird, obwohl ihr ja hier keine gesetzlichen Hindernisse entgegenstehen, wahrscheinlich durchaus nicht in großem Umfang betrieben. So bleibt das Problem ungelöst, sagt Malinowski, und er fragt sich, ob es irgend ein physiologisches Gesetz gibt, wonach Empfängnis unwahrscheinlicher wird, wenn die Frauen sehr jung mit dem Geschlechtsverkehr beginnen, ihn unermüdlich betreiben und ihre Liebhaber ausgiebig wechseln — eine Frage, die der Gynäkologe infolge gelegentlicher Beobachtungen bei der Sterilitätsbehandlung und der Biologe auf Grund seiner Untersuchungen bezüglich der Sperma-Immunität zu bejahen geneigt ist, während übrigens schon der Mann der Straße oder, besser gesagt, der vom Lande seit jeher erkannt hat, daß „auf einem vielbegangenen Pfade kein Gras wächst".

Wenn also die Hilfsthese Hollanders (bis zu einem gewissen Grade!) den Tatsachen entsprechen mag, so ist sie doch zur Unterstützung seines ersten Hauptleitsatzes unbrauchbar, weil — es sei denn, daß er unbekanntes Material dafür beibringen kann, was ja die Ethnologen und die Mediziner gleichermaßen erfreuen würde — keine Daten vorliegen, die es erlauben, dieses Ausbleiben unerwünschter Nachkommenschaft auf die Anwendung „Karezza"ähnlicher Methoden zurückzuführen.

Wenn ich ihn nun aber nicht völlig mißverstehe, so besteht doch die von ihm verteidigte „Beherrschung der Zeugungssäfte", durch welche „der Liebeskünstler es ganz und gar in der Hand hat, ob er ein Kind zeugen will oder nicht" in der Ausübung des Coitus reservatus, dessen Characteristicum auf körperlichem Gebiet in der Vermeidung des Samenergusses gesehen werden muß. Dieses Characteristicum besitzt auch die sogenannte „Karezza"-Methode, die sich im Übrigen durch ihr Streben nach möglichst weitgehender Vergeistigung der Geschlechtsgemeinschaft und durch die Betonung einiger wissenschaftlich mehr oder weniger unhaltbarer Theorien, die außer Betracht gelassen werden können, unterscheidet.

In welchen Hinsichten das von Hollander gemeinte Verfahren der „Beherrschung der Zeugungssäfte" sich nun von „Karezza" unterscheidet und ob es mehr oder weniger identisch mit dem Coitus reservatus der „Mazdaznan"-Anhänger oder mit in körperlicher Hinsicht ähnlichen Methoden andrer Ethiker ist — es wird mich sehr interessieren, das zu erfahren, aber es hat mit der Frage, die uns hier beschäftigt, nämlich ob der Coitus reservatus ein allgemein brauchbares Mittel zur Geburtenregelung sein kann, nichts zu tun. Noch weniger tut es zur Sache, daß ich in letzter Zeit durch die persönliche Aussprache mit wertvollen Männern, die den zu „Karezza" und verwandten Handlungen führenden Ideen ergeben sind, mehr als früher von der Bedeutung überzeugt worden bin, die ein derartiges Vorgehen für bestimmte Menschen oder Gruppen von Menschen im Sinne der Bereicherung haben kann.

Worauf es hier ankommt, ist, daß der Coitus reservatus weder ein genügend sicheres noch ein für die große Masse der Menschen geeignetes Mittel zur Geburtenregelung darstellt. Die ungenügende Sicherheit, die er bietet, zeigt sich praktisch durch die verhältnismäßig zahlreichen Fälle, in denen die Methode fehlschlägt. Theoretisch läßt sie sich, noch abgesehen von dem gelegentlichen Versagen der den natürlichen Ablauf der Reaktionen eindämmenden Kräfte, schon erklären durch die unter andern von Abraham Stone betonte Tatsache, daß in der, während der sogenannten Vorlust, aus der männlichen Harnröhre hervortretenden Absonderung in einem gewissen Prozentsatz der Fälle lebende Spermatozoen nachgewiesen werden können. Und die Ungeeignetheit der Methode zur allgemeinen Anwendung wird man ohne weiteres erkennen, wenn man bedenkt, daß die Willenskraft in diesem Fall dazu herhalten muß, eine mit elementarer Gewalt ablaufende Reihe von naturbedingten Vorgängen zu unterbrechen und am weiteren Ablauf zu verhindern. Zweifellos ist bei manchem Men-

schen der Geist dazu fähig; er kann sich zu noch schwereren Leistungen durchringen. Die Zahl derer aber, die zu der hier gemeinten Leistung imstande sind, ist, besonders, weil es sich nicht um eine einmalige sondern um eine immer nötige Beherrschung handelt, verhältnismäßig sehr klein. Weitaus die meisten Männer werden die Zumutung überhaupt ablehnen; viele der übrigen können ihr, auch beim besten Willen und eifrigsten Bestreben, nicht entsprechen, weil ihre psychosexuelle Konstitution es ihnen nun einmal nicht erlaubt, und bei diesen verfehlten Versuchen setzen sie sich der Gefahr psychischer Schädigung aus; andern wieder wird es gelingen, aber auf die Dauer werden auch sie an Leib (Prostata) und Seele (Neurose) gefährdet. Verhältnismäßig wenige — wenn auch an absoluter Zahl nicht allzuwenige — werden die Aufgabe ganz im Sinne der „Meister" dieser Idee bewältigen, ohne Schaden zu nehmen. Fraglich bleibt dann aber auch in diesen günstig gelegenen Fällen, wie die Frau darauf reagiert. Denn mag sie, wenn sie dieselbe Neigung zur Vergeistigung besitzt wie der Mann, in dieser Weise auch eine volle seelische Befriedigung finden, so darf man doch bei der Beurteilung des Verfahrens zwei Dinge nicht vergessen: Das erste ist, daß genitale Reize, die nicht den naturgewollten Ablauf nehmen, auf die Organe selbst und auf die Seele (wenn sie sich dessen auch nicht bewußt zu werden braucht) eine schädliche Auswirkung haben können und daß die Frau in dieser Beziehung im allgemeinen sehr empfindlich ist. Und das zweite, was nicht außer Acht gelassen werden darf, ist das Fehlen der günstigen tonisierenden Einwirkung, die sowohl die resorbierten Spermastoffe als die normale Lustlösung selbst auf den gesamten Organismus der Frau und auf ihr ganzes Befinden und Betragen ausüben.

Damit glaube ich wohl für meine Überzeugung, daß der Coitus reservatus als Methode der Geburtenregelung nicht taugt, genügende Beweisgründe beigebracht und damit die erste These Hollanders widerlegt zu haben. Und weil sein zweiter Leitsatz auf dem ersten fußt, wird dieser dadurch ebenfalls hinfällig. Wenigstens was den begründenden Teil betrifft und somit auch in bezug auf die alleinige Verantwortung des Mannes für die Folgen der gemeinsamen geschlechtlichen Handlung. Eine solche alleinige Verantwortlichkeit braucht übrigens auch nicht in jenen Fällen zu bestehen, in denen der Mann die von Hollander geforderte Beherrschungsfähigkeit besitzt. Denn auch dann kann die Frau, wenn ihr Bestreben nicht in dem gleichen Sinne gerichtet ist, ihm durch ihr Verhalten die Beherrschung glattweg unmöglich machen. Mann und Frau tragen also auch dann zusammen die Verantwortung.

Das tun sie, meiner Auffassung nach, immer. Da viele Männer diese Verantwortung immer noch nicht anerkennen sondern sich damit begnügen, die Frauen nachträglich zur Beseitigung der Folgen zu drängen, betrachte ich es als ein großes Verdienst Hollanders, durch seine weitgehende Forderung „Geburtenregelung Mannessache" immerhin den Weg mit bereitet zu haben zur allgemeinen Anerkennung des meiner Meinung nach allein richtigen Grundsatzes „Geburtenregelung auch Mannessache".

Professoren in der Politik von Hermann Budzislawski

> Mit den Krediten ist auch das wirtschaftliche Denken vereist. Darum der zeternde Protest gegen alle Experimente.
>
> *Wagemann: Was ist Geld? November 1932*

Ein Professor fand das Rezept, die kranke Wirtschaft zu kurieren. Aber der Patient hat Angst vor der Medizin, die ihm in kleinen Schlucken eingegeben werden soll; vor zehn Jahren hat er dieselbe Medizinflasche leer getrunken, fast ist er daran gestorben. Den Arzt, der seit Jahren junge Kandidaten seiner Wissenschaft schulen darf, hält er nun für einen gemeingefährlichen Kurpfuscher. Die Industriellen, die Bankiers, die Großhändler und die Sparkassen haben ihre Syndizi zur Reichsregierung geschickt und gebeten, dem Präsidenten des Statistischen Reichsamts und Direktor des Instituts für Konjunkturforschung, dem Professor Wagemann, den Mund zu schließen. Die Regierung hat die Eingabe der zuständigen Stelle zugeleitet, und das war Reichswirtschaftsminister Warmbold, Wagemanns Schwager. Der Erfolg? Eine Woche darauf erklärte Wagemann seine Pläne nochmals in aller Öffentlichkeit, ein neuer Vortrag ist auf den 5. Dezember angesetzt.

Wenn die vier mächtigsten deutschen Wirtschaftsverbände nicht einflußreich genug sind, einen deutschen Beamten zum Schweigen zu bringen, müssen hinter diesem Mann sehr bedeutende Kräfte stehen. Wer ist Wagemann?

In Canarcillo in Chile wurde er als Sohn eines deutschen Kaufmanns geboren, in Valparaiso hat er die Schule besucht. Immer blieb sein Blick auf die Welt gerichtet. Er arbeitete am Kolonialinstitut in Hamburg, reiste drei Jahre in der Welt umher und schrieb über britisch-indische Wirtschaftspolitik, über Wirtschaft in Chile, über deutsche Kolonisten in Brasilien. Beweglich, draufgängerisch wie sein Name — wozu erst wägen? Wage man! — kam er rasch vorwärts. Mit 35 Jahren Professor, wurde er im selben Alter Vortragender Rat im Reichswirtschaftsministerium, dessen Staatssekretär Julius Hirsch ihn 1923 zum Präsidenten des Statistischen Reichsamts machte. Zwei Jahre darauf wurde er auch Direktor des neugegründeten Instituts für Konjunkturforschung, das die Wirtschaftsentwicklung hinterher gut schildert und sich in letzter Zeit bemüht, den Wendepunkt der Krise, den Papen brauchte, als tatsächlich eingetreten zu beweisen.

Als Leiter der beiden wissenschaftlichen Staatsinstitute, die das Zahlenmaterial zur Rechtfertigung der Regierungspolitik herbeizuschaffen haben, entwickelte sich in Wagemann jene herzliche Zuneigung zur wissenschaftlichen Theorie, die wegen ihrer unedlen Nebenabsichten eine unglückliche Liebe werden mußte. Er verfaßte eine Geldlehre, eine Konjunkturlehre, er schrieb viel und nicht schlecht, aber unklar, und wo die ökonomische Theorie nicht reichte, um die Wirtschaftspolitik seiner mittelbaren Auftraggeber zu begründen, schreckte er auch nicht davor zurück, das Wesen der Wirtschaft im „lebendig Seelischen" zu suchen.

So denkt ein deutscher Professor der Nationalökonomie über das Wesen des Geldes nach: Das Geld ist „nicht wirtschaftlicher, sondern politischer und magisch-kultischer Her-

kunft". Gold war das Symbol der Sonne, Silber das des Mondes („Was ist Geld?", Seite 40). Weil sich die Umlaufszeiten von Sonne und Mond wie eins zu dreizehneinhalb verhalten, mußte ein Kilo Gold während vieler Jahrhunderte dreizehneinhalb Kilo Silber wert sein. Das alles und dazu die Tatsache, daß die Indianer des Missourigebietes zwei Lederzelte gegen ein Weib tauschen, muß man wissen, meint Wagemann, um dann geneigt zu sein, die Patentmedizin zur Heilung der Wirtschaftskrise zu schlucken. Die Medizin besteht aus bedrucktem Papier, aus neuen Banknoten. Noch im Januar glaubte Wagemann, daß dieser Kur nicht einmal „der Geruch des bloßen Experimentes anhaftet". Jetzt brüstet er sich schon, Experimentator zu sein, und verachtet die Kleinmütigen.

Er kämpft verbissen, aber nicht wie ein fanatischer Gelehrter, der er nicht ist, sondern wie ein Interessentenvertreter, der er ist. Der Wagemann-Plan entstand in einer Arbeitsgemeinschaft, deren wichtigster Mann Direktor Schmitz von der IG war. Schmitz war Brünings Wirtschaftsberater. Er machte Warmbold, den Direktor im Chemietrust, zum Wirtschaftsminister, er enthüllt durch Wagemann sein Wirtschaftsprogramm: „Schluß mit der Konsumfinanzierung! Beseitigung der Unterbilanz der Unternehmungen!"

Die Konsumfinanzierung erfolgte, ohne daß die Konsumenten es merkten. Im letzten Jahr, sagt Wagemann, sind etwa zwei Milliarden Mark Konsumentengeld geschaffen worden, zum großen Teil Silbergeld zur Deckung des Staatsdefizits, zur Bezahlung der Beamtengehälter. Das Konsumentengeld ist in die Kassen der Unternehmer geflossen und dort geblieben. Schluß damit! Wenn jetzt Geld geschaffen wird, dann unmittelbar für die Unternehmer, die von den Steuern und Soziallasten zu befreien sind. „In der Depression, in der es einer Entlastung der Betriebe bedarf, kann die öffentliche Hand sich meist unbedenklich verschulden, um die durch Steuersenkungen entstehenden Ausfälle zu decken". Es „ist sogar in gewissen Grenzen die Schaffung von Reichsbankgeld für diese Zwecke zu verantworten".

Und nun wird Doktor Luther böse. Er vertritt nämlich andre Interessen, seine Freunde, die Bankiers, wollen von Wagemann nichts wissen, der die Banken reglementieren will. Dafür findet Wagemann neue Bundesgenossen. Er hat vorgeschlagen, Geld gegen die Verpfändung von Getreide auszugeben, das freut die Landwirte. Darum beruft sich der Landrat Gereke Mitte November vor den Landwirten der preußischen Landgemeinden auf Wagemanns Kreditschöpfungspläne, die er in seinen eignen Arbeitsbeschaffungsplan einordnet.

Daß die Landwirte gegen Professor Warmbold, Wagemanns Stütze in den Kabinetten Brüning und Papen, Sturm laufen, während Wagemanns Feinde in Finanz und Industrie den Wirtschaftsminister Warmbold schätzen, beleuchtet die Vielfältigkeit der innerbürgerlichen Gegensätze. Warmbold, Sohn eines Landwirtes, war sieben Jahre selbst praktischer Landwirt. Nach Ansätzen, die in die Hochschullaufbahn führen sollen, wird er Sekretär landwirtschaftlicher Organisationen. Reine Forschungsarbeit liegt ihm nicht; er hat kein grund-

legendes Werk veröffentlicht, nur an einigen Broschüren mitgearbeitet. Sein Format ist klein, mit Recht trägt er den Titel Ökonomierat. Dennoch wird er im Krieg Professor und Direktor der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim. Aber dieses Amt ist nur ein Sprungbrett. Bald wird Warmbold in das Preußische Landwirtschaftsministerium geholt, 1921 ist er Landwirtschaftsminister.

Ist damit der Gipfel erreicht, der Ehrgeiz befriedigt? Keineswegs. Anfang 1922 ist er Vorstandsmitglied der Badischen Anilin- und Sodafabrik, er wird Direktor der IG, das ist mehr als preußischer Minister. Bedeutet demnach die Übernahme des Reichswirtschaftsministeriums schon einen Abstieg? Nein, denn die IG bleibt im Rücken, steift ihm den Rücken. Sie macht ihn hart gegen weichliche Sozialpolitik. Stegerwalds reformistische Arbeitsstreckungspläne treiben ihn aus dem Kabinett. Doch einen Monat später ist Warmbold wieder Minister, unter Papen sind sozialpolitische Entgleisungen nicht zu befürchten. Mit Steuergutscheinen und Lohnabbau wird der trügerische Silberstreifen an den Horizont gezaubert, Börse und Industrie sind zufrieden. Die IG erhält höhere Benzinzölle, man nennt das Protektion. Doch bei der Landwirtschaft macht der Protektionismus des früheren Landwirtes halt. Die Kontingente stören den Export. Warmbold gehört jetzt zur Industrie, die agrarische Vergangenheit ist erledigt.

Jetzt haben sie sich alle auseinandermanöveriert, Warmbold und der Freiherr von Braun, Wagemann und Luther, Industrie und Landwirtschaft und Finanz. So mußte die Kabinettskrise über 14 Tage dauern. Die Professoren mit ihren kurzbefristeten Zwecktheorien können nichts gestalten. Der Kampf der Interessenten geht weiter.

Wochenschau des Rückschritts

— Die kommissarische Preußenregierung hat weitere republikanische Beamte in den Ruhestand versetzt.

— Der nationalsozialistische Minister Freyberg hat sämtliche sozialdemokratischen Zeitungen Anhalts auf 8 Tage verboten; die ‚Rote Fahne' wurde auf drei Wochen, die kommunistische ‚Norddeutsche Zeitung' auf fünf, und die kommunistische ‚Arbeiterzeitung' Bremens auf 14 Tage verboten.

— Vor dem berliner Sondergericht wurde eine Frau zu achtzehn Monaten Zuchthaus wegen Transportgefährdung verurteilt, obwohl die belastenden Aussagen des Polizeibeamten im schärfsten Widerspruch zu den Zeugenaussagen von Privatpersonen standen. Der nationalsozialistische Bürgermeister von Dessau hatte in einer Wahlversammlung der Staatspartei gerufen: „Schmeißt die Schweine raus!" Der Oberstaatsanwalt lehnte ein Verfahren ab, obwohl er öffentliche Beleidigung als vorliegend ansah, aber Lemmer, der Redner dieser Versammlung, sei „nicht in seiner Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter angegriffen worden sondern als Politiker einer Partei".

— Minister Klagges hat alle gegen nationalsozialistische Studenten der braunschweiger Technischen Hochschule gerichteten Maßnahmen des Rektors aufgehoben und diesen verwarnt, weil er drei Studenten das Betreten der Hochschule untersagt hatte.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Der Fall Renn

Die Marxistische Arbeiterschule, unsern Behörden als geheime Bomben- und Giftgasfabrik der Kommunisten sattsam bekannt, war infolgedessen der Schauplatz einer gut durchorganisierten Polizeirazzia. Alle die jungen Leute, Burschen und Mädels, Studenten, kleinen Angestellten, die in den Unterrichtszimmern saßen und, selbstverständlich zum Schein nur, die Vorlesungen über die Geschichte der Arbeiterbewegung, über die Werttheorie von Marx, über die Geschichte der europäischen Revolutionen etcetera mitanhörten, während sie in Wirklichkeit natürlich nichts andres taten, als zu zersetzen, wurden einer hochnotpeinlichen Untersuchung unterzogen. Man ließ sich die Pässe und sonstigen Ausweise zeigen, und wer nichts dergleichen bei sich hatte, was wirklich schon sehr verdächtig ist, wo man heutzutage jede Minute verhaftet werden kann, der wurde denn auch mit aufs Polizeipräsidium genommen. Außer einigen Büchern und Notizblöcken fand die Polizei keine Waffen. Aber das genügte ja auch vollauf.

Unter denen, die vom Katheder der Marxistischen Arbeiterschule mittels Polizeiwagens ins Präsidium transportiert wurden, befand sich auch der Schriftsteller Ludwig Renn. Auf Ludwig Renn haben die Behörden schon lange ein Auge geworfen. Er ist so eine Art Scheringer, nur mit dem für die Behörden ausschlaggebenden Unterschied, daß er nicht hinter Gittern sitzt. Vielmehr: noch nicht.

Ludwig Renns sozusagen bürgerlicher Name ist höchst adlig, und im Weltkriege stand er nicht nur seinen Mann sondern sogar seinen Hauptmann. Aber danach fing er an, sich zu zersetzen. Weder trat er dem Stahlhelm bei, noch wurde er Sturmführer bei der SA, sondern er schrieb ein Buch „Krieg", das ihn mit Recht berühmt machte, er kaufte sich aber nicht, wie etwa Remarque, daraufhin Autos und Häuser in der Schweiz sondern pfiff auf alles und ging konsequent dorthin, wo er innerlich schon längst hingehörte.

Man hat seitdem in der Öffentlichkeit nicht mehr viel von Renn gehört. Er wollte kein Modeautor sein, wohl aber vertiefte er sich, eben als alter Offizier, in militärtechnische Probleme. Er schrieb in Zeitungen und Zeitschriften populärwissenschaftliche Artikel über die modernen Waffen, über die Entwicklung der Flugzeuge, über die Stärke der französischen oder japanischen Armee, über den Ausbau der amerikanischen Flottenstützpunkte im stillen Ozean. Mit Interesse und Sachkenntnis

stürzte er sich auf jede Neuerscheinung auf militärtechnischem Gebiete und klagte mir mehr als einmal vor, wie sündhaft teuer diese Fachliteratur sei. Schon im Sommer dieses Jahres hatte er den Plan gefaßt, ein großes Werk über die modernen Armeen zu schreiben und begann eifrig Material zu sammeln. Wer etwa das ‚Militärwochenblatt', das amtliche Organ der Reichswehr, regelmäßig liest, weiß, wie offenherzig die Fachleute sich hier aussprechen.

Als man Ludwig Renn aufs Präsidium brachte und seine Aktentasche durchsuchte, fand man Manuskriptfragmente für sein künftiges militärpolitisches Werk. Auszüge aus offiziellen Statistiken, die jedem zugänglich sind, der sich dafür interessiert. Daraufhin behielt man ihn gleich da und leitete die Untersuchung gegen ihn ein. Eine Durchsuchung seiner Wohnung förderte weiteres Material zutage.

Nun muß man wissen, daß Renn über militärtechnische Probleme nicht nur Artikel schrieb und ein größeres Werk vorbereitete sondern darüber auch ganz offiziell in der Marxistischen Arbeiterschule Vorlesungen hielt und mit einigen interessierten jungen Leuten Kurse veranstaltete. Alles das wird offenbar als „erschwerender" Umstand angesehen, als so erschwerend, daß die Anklage wegen nur literarischen Hochverrats vielleicht ausgedehnt wird auf Vorbereitung zum vollendeten Hochverrat.

Aus Zettel- und Manuskriptfragmenten läßt sich viel herauslesen, besonders wenn ihr Verfasser ein ehemaliger Hauptmann und jetziger Kommunist ist. Der Anwalt hat Renn bisher überhaupt noch nicht allein sprechen dürfen sondern nur in Gegenwart eines Richters. Das Material ist an die Oberreichsanwaltschaft in Leipzig gegangen, deren Vierter Strafsenat zu entscheiden hat, ob das Verfahren eröffnet wird.

Wenn sich ein deutscher Schriftsteller mit militärwissenschaftlichen Dingen ernsthaft beschäftigt, so ist das schon verdächtig, ist der betreffende Schriftsteller gar Kommunist, so ist der vollendete Hochverrat bereits so gut wie erwiesen. Umsomehr hat die Öffentlichkeit die Pflicht, im Falle Ludwig Renn alles zu tun, daß hier nicht wieder ein literarischer oder sonstiger Hochverratsprozeß exekutiert wird, der dasselbe Ergebnis hat wie Dutzende solcher Prozesse gegen linksradikale Schriftsteller und Journalisten: nämlich Festung, Gefängnis, oder Zuchthaus für mehrere Jahre.

Heinz Pol

Ostpreußisches

In der größten Buchhandlung Königsbergs sind sämtliche Ausstellungstische voll von Büchern über die polnische Gefahr, das polnische Heer, die polnische Angriffslust, den polnischen Deutschenhaß, über den nächsten Krieg mit Polen, über die Schutzlosigkeit Ostpreußens und über militärtechnische und strategische Fragen. Auch die ‚Königsberger Allgemeine Zei-

tung' hat eine wehrpolitische Beilage.

*

Der ehemalige Putschist Roßbach zieht mit seiner „Schar" durch Ostpreußen und veranstaltet überall Übungen zur Abwehr von Gasangriffen. In zahlreichen Geschäften werden Gasmasken verkauft. Die königsberger Feuerwehr macht zu mäßigen Preisen jeden Keller gas- und bombensicher. Viele Leute hüten sich, Gerümpel und besonders Makulatur auf den Hausböden aufzubewahren, weil man ihnen gesagt hat, daß beim Abwurf von Brandbomben die Feuersgefahr dadurch vergrößert werden würde. Eine Bank in Königsberg hat zwei Fuhren Kies bereitgestellt, um Brandbomben sofort ablöschen zu können.

*

Sonnabend abend in einem Hotel der Provinz. An einem Tisch sitzen mehrere junge Reichswehroffiziere in Zivil. Nach und nach kommen eine Menge Stahlhelmer und Nazis in die Gaststube, einige in Uniform, einige nur mit Abzeichen. Bevor sie Platz nehmen, reißt jeder von ihnen die Knochen vor den Offizieren zusammen und erweist ihnen die militärische Ehrenbezeugung.

*

„Ich schließe", sagt ein Redner bei einer geselligen Veranstaltung zu wohltätigem Zweck, „mit den Worten unsres Kaisers: Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur Deutsche."

Hanns-Erich Kaminski

Buchkritik? Wirtschaft, Horatio!

Die Ausführungen der fünf Autoren in der vorletzten ‚Weltbühne' über und gegen die Buchkritik in den Zeitungen erinnern ans Jo-Jo-Spiel: die Gedanken rollen glatt die Spule herab, kehren aber vor dem Ende jedesmal zurück.

Die Literaturseiten der großen berliner Blätter, auch der frankfurter und der kölnischen Zeitungen, schrumpfen immer häßlicher zusammen, werden mit immer weniger kritischem Verantwortungsbewußtsein redigiert. In den Provinzzeitungen leeren schlecht- oder gar unbezahlte Zufallsrezensenten ihre Schulbildung über die Autoren aus. „Alles ist so gut wie richtig..."

Und wer ist schuld? Die Feuilleton-Redakteure? Oder die Honorarabteilungen? Oder der Mangel an „literaturpolitischem" Willen? Aber nicht doch...

„Schuld" daran ist der privatwirtschaftliche Aufbau unsrer Zeitungen. „Schuld" daran ist das kapitalistische System. Die bürgerliche Gesellschaft hat jetzt immer weniger Muße und Sinn für die Pflege von Kulturwerten. Für die von der Krise schwer betroffenen bürgerlichen Zeitungen gilt dasselbe. Der Zeitungsverleger kann sich in dieser Zeit keine idealistischen Grillen erlauben und kein übriges Geld für Literaturpflege ausgeben, wenn seine heiligeren Güter bedroht sind.

Der Umfang und die Güte der Literaturseiten dieser Zeitungen

standen immer im proportionalen Verhältnis zur Qualität und Quantität der Buchlektüre ihrer Abonnenten und zum Preis und zum Umfang der Buchinserate. Je weniger die Buchverleger in den Zeitungen inserieren, desto weniger Interesse bringen die Zeitungsverleger ihren Produkten entgegen. Die Buchverlage gehen aber immer mehr von Zeitungsanzeigen ab, der Unkosten wegen und weil, wie ihre statistischen Erhebungen zeigen, der Nutzen der Inserate für sie verhältnismäßig gering ist. Traditionellerweise mehren sich die Inserate zu Weihnachten; dann wachsen auch die inseratenumrankten Literaturseiten, sie werden aber, wie jede Konjunkturerscheinung, in der kurzen Zeit nicht besser.

Außerdem: das unvergleichlich größere Interesse der Zeitungen am Theater und Film entspricht vollkommen ihrer unvergleichlich größern wirtschaftlichen Bedeutung. Ein Film kostet Hunderttausende, und Millionen Menschen geben Millionen Mark aus, um ihn sich anzusehn. Ein Buch wird von zwei-, drei-, günstigenfalls von zehntausend Menschen gelesen, seine Herstellung kostet ein paar tausend Mark und bringt ein paar tausend ein — also eine Lappalie im Kreislauf der modernen Wirtschaft. Erlangt ein Buch ausnahmsweise eine beachtenswerte wirtschaftliche Bedeutung, so steigt auch das Interesse der Zeitungen. (Zwei Musterbeispiele: Emil Ludwig und Remarque.) Mit einer „Literaturpolitik" hat das allerdings nichts zu tun.

Die immanenten Gesetze der Wirtschaft wirken sich in allen Spalten der bürgerlichen Zeitungen aus. Ein Buch mag als Kulturwert Aufnahme in der Zeitung finden, den Zugang regelt seine Bedeutung als Ware. Und der Zugang wird heute desto schmaler, je gehemmter der Warenumsatz ist.

Naiv zu glauben, der Feuilleton-Redakteur brauche nur literaturpolitisch zu entflammen, und neues Leben sprösse aus den Ruinen. Und abgesehen von der Frage, was denn eigentlich der altersschwache Kapitalismus, der sich nicht einmal mehr eine schöne Sterbeliteratur leisten kann, nun gar in dem neu zu eröffnenden Laden einer Literaturpolitik verkaufen sollte, — sind die Buchkritiken, als widerstandsschwächster Teil des Zeitungsorganismus, dem allgemeinen Verfall der bürgerlichen Presse vorausgeeilt.

Die Buchkritiken wären nur durch den Idealismus der Zeitungsverleger zu retten. Also sind sie nicht zu retten.

Die kommunistischen Zeitungen brauchen darüber nicht zu lachen. Sie wiederum haben noch nicht gelernt, sich ernst und würdig mit geistigen Werten auseinanderzusetzen.

Walter Abel

Nur Wirtschaft? Nur Ware?

So richtig es von Walter Abel ist, das ökonomische Moment in die Debatte zu tragen, so verkehrt ist es wiederum, ihm eine derartig ausschlaggebende Bedeutung einzuräumen. Gewiß läßt sich keine Literaturpolitik aus dem Boden stampfen, aber grade die von Abel angeführten Ausnahmebeispiele, Remarque und Emil Ludwig, zeigen, daß die ökonomischen Verhältnisse keine geheimnisvolle, unüberwindliche Macht sind, denn als die Werke der Beiden auf den Markt kamen, war das eine Ware genau wie jedes andre Buch. Daß aber diese Ware eine besondere wirtschaftliche Bedeutung für die Zeitungen gewann, lag doch neben der Bereitschaft des Publikums unstreitig auch an der

Kritik, die sich fast einhellig für diese Bücher einsetzte. Man kann zwar sagen, daß grade diese Bücher keine weltanschaulichen oder wirtschaftlichen Interessen der Verleger bedrohten, aber man sehe die Situation nicht zu grob, vergesse nicht, daß es eine ganz breite Literaturschicht gibt, innerhalb derer auch beim heutigen Zustand der Presse vieles verbessert werden kann, was jetzt schlecht ist!

Gäbe es in den Zeitungsredaktionen so etwas wie einen einheitlichen literaturpolitischen Willen (wie Kesten das hier genannt hat), dann würde für die Werke, die diese Literaturpolitik bejaht, auch ein wirtschaftliches Interesse des Zeitungsverlegers vorhanden sein, weil der Verleger der betreffenden Bücher selbstverständlich stärker in dem Blatt inserieren würde. (Musterbeispiel: Die ‚Tägliche Rundschau'!) Wäre die Kritik besser, so wäre sie einflußreicher und also auch wirtschaftlich bedeutungsvoller.

Es findet hier, wie überall, eine Wechselwirkung zwischen Geistigem und Ökonomischem statt. Die Frage nach dem Primat des einen oder des andern zu beantworten, würde zu weit vom Thema wegführen. Aber wir dürfen nicht alles von der Lösung der wirtschaftlichen Fragen abhängig machen, nur weil diese heute so im Vordergrund stehen. Nicht zuletzt wird das Ökonomische vom Zustand des geistigen Lebens, zu dem die Literaturkritik gehört, mitbestimmt, und es kann nicht unsre Aufgabe sein, auf den Spezialgebieten die Hände in den Schoß zu legen, bis die große politische Grundschwierigkeit gelöst ist.

Walther Karsch

Filmnotizen

Das wirklich große Kunstwerk ist kaum zu verstümmeln. Bleiben auch nur die rohesten Grundelemente unzerstört, so schlägt sein Zauber durch die dickste Tünche. So verhext dieser Tage die Venus von Milo als Filmplakat in der grausen Verkleidung einer Lockenperücke, eines Nuttengesichtes und schwarzer Handschuhe ein ganzes Volk durch die geniale Kontrapunktik ihrer Körperachsen, die Zickzackkurve der Kopf-, Brust-, Leib- und Schenkellinien, des Gegenspiels von Schulter- und Hüftverschiebung. Was Schönheit war, wird in der Pervertierung zum Sex appeal. Aber der Zauber bleibt.

*

Eine schöne Frau wirkt bei ernster Beschäftigung, am Kochherd, auf dem Führersitz des Autos, besonders verlockend. So wird in dem Paramount-Film „Die blonde Venus" die Mütterlichkeit der Marlene Dietrich auf eine etwas unreinliche Art zum Appetit-

bissen für die Männer; die Kindeswäsche dient als Reizwäsche; Mutterbrust und Busen in Personalunion. Andrerseits liegt eine gewisse Reinlichkeit in der Sternberg-Dietrich-Methode, Menschenschicksale kalt, schnoddrig und ohne laute Worte zu erledigen. Die Erstarrung, die bei der kaufmännischen Verarbeitung von Gefühlen notwendig eintritt, spiegelt sich in einer hochmütigen Wurschtigkeit, die zwar billig ist aber ehrlich. Nichts ist widerwärtiger als Leidenschaft auf Bestellung.

*

Die Erich Pommer-Produktion ist die kulturbolschewistische Renommierzelle der Ufa. Hier werden, wennschon kaum der Wahrheit, so doch den großstädtischen Spöttern Zugeständnisse gemacht. Deshalb zeigt der Film „Ich bei Tag und du bei Nacht" nicht den plumpen Aufstieg des Armen zum Reichtum, sondern sehr geschickt dient hier der Reichtum zwei Halbproletariern — dem Reichtum genügend benachbart, um einander irrtümlich für Lebeleute halten zu können — als eine Art Maskenverleih. Sie sind und werden nicht reich, aber sie sehen eine Weile so aus, und darauf kommts dem Kinobesitzer ja an. Das uneheliche Paar teilt zwar Tisch und Bett, als Konzession an die rauhe Wirklichkeit, aber nachts schläft sie und tags schläft er, zur Besänftigung Brachts. Es werden zwar schmelzende Schlager auf prunkvollen Freitreppen gesungen, aber diesmal in satirische Absicht und in einem der Handlung als Kitschdependance lose angegliederten Tonfilmkino. Lächerlichkeit tötet, hoffentlich jedenfalls, denn sonst wird die Ufa, wenn sie wieder einmal Freitreppen, Lakaien und prinzliche Tenöre zeigt, ein Diapositiv vorausschicken müssen: „Das Publikum wird ersucht, über die satirischen Szenen nicht zu lachen." Dank jedenfalls dafür, daß es diesmal erwünscht war, Dank für das lustige, wennschon faustdicke Spiel der Schauspieler, Dank für die Liebesszene zwischen historischen potsdamer Mobiliar, die in dem bemerkenswerten Satz gipfelte: „Wer kann schon in Sanssouci Flöte spielen?" Man besuche diesen Film in Begleitung junger Mädchen.

Rudolf Arnheim

Hinweise der Redaktion

Berlin

Bund Geistiger Berufe. Dienstag 20.00. Kurfürstendamm 50: Wie reagiert die Frau auf Wirtschafts- und Gesellschaftskrise und wie könnte sie reagieren? Elsa Gindler. — Mittwoch 20.00. Vegetarisches Speisehaus, Potsdamer Str. 27: Siedlung — ein Ausweg aus der Krise? P. Massay. – Freitag 20.00. Kottler, Motzstraße 69: Was muß man vom Nationalsozialismus wissen? Johann Jäger.

SDS. Ortsgruppe Berlin. Café Wittelsbach, Bayrischer Platz. Dienstag 20.00: Weltanschauung und Literatur. — Mittwoch 20.00: Kammersäle, Teltower Str. 1–4: Protestversammlung gegen die Verhaftung von Ludwig Renn. — Donnerstag 20.00: Die Krise der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Donnerstag 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz: Wissenschaftlicher Ausspracheabend: Proletariat, Armee und der Standpunkt der KPD, Wilhelm Prügel.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (12. 12.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Straße 27: Shakespeares Julius Caesar im Lichte der Individualpsychologie, Otto Kaus.

Kunstklub, Meineckestr. 27 (geöffnet ab 14.00): Ausstellung garantiert falscher Falschkunst aus dem Besitz eines unbekannten Runen.

Hamburg

Weltbühnenleser. Donnerstag 20.30. Timpe, Grindelallee 10: Theater unserer Zeit.

Nürnberg

Weltbühnenleser. Montag (12. 12.) 20.30. Katharinenbau, Wappensaal: Paneuropa, Helldobler.

Bücher

Arnold Zweig: De Vriendt kehrt heim. Gustav Kiepenheuer, Berlin.

Rundfunk

Mittwoch. Berlin 18.30: Junge Mädchen, Axel Eggebrecht. — **Donnerstag.** München 15.25: Ein Lebensrätsel, Erzählung von Björnstjerne Björnson. — Berlin 20.30: Der Bankrott, Schauspiel von Björnson. — Leipzig 20.30: Zum 100. Geburtstage von Björnson. — 20.45: Über unsere Kraft, II. Teil.

Antworten

Die Linkskurve. Hellmut v. Gerlach schreibt: „Die ‚Linkskurve' wünscht Aufklärung von mir darüber, wie die Tschechoslowakische Gesandtschaft Kenntnis von einer Einsendung aus der Tschechoslowakei an die ‚Weltbühne' erhalten habe. Ich kann ihre Wißbegierde befriedigen. Die ‚Weltbühne' hatte eine Glosse Bruno Heiligs gebracht, die sich — meines Erachtens mit vollem Recht — sehr erfreut über die von der prager Regierung vorgeschlagene Änderung des Abtreibungsparagraphen ausließ. Es lief daraufhin aus der Tschechoslowakei — meiner Erinnerung nach aus Reichenberg — eine mir nicht sehr sachlich erscheinende Erwiderung ein, die von mehreren Personen im Namen einer mir unbekannten Vereinigung unterzeichnet war. Weder aus den Namen dieser Vereinigung noch aus dem Inhalt der Zuschrift konnte ich erkennen, ob es sich bei den Protestierenden um Personen kommunistischer oder nationalsozialistischer Richtung handle. Zufällig traf ich in jenen Tagen auf gesellschaftlichem Boden mit einem mir befreundeten tschechoslowakischen Diplomaten zusammen. Ich sagte ihm, daß ich mit Bezug auf eine Notiz in der ‚Weltbühne' über die tschechoslowakische Abtreibungsgesetzgebung eine Zuschrift aus der Tschechoslowakei von der und der Vereinigung erhalten habe, und fragte ihn nach den Tendenzen dieser Vereinigung. Er erwiderte mir, daß er zum erstenmal von dieser Vereinigung höre. Seit diesem Gespräch ist mir bis zu der Veröffentlichung in der ‚Linkskurve' nichts weiter von der Angelegenheit zu Ohren gekommen. Natürlich würde ich außerordentlich bedauern, wenn den Einsendern irgendwelche Unannehmlichkeiten durch die tschechoslowakischen Behörden bereitet würden. Dazu hätten die Behörden nicht den geringsten Anlaß. Die Einsendung war redaktionell zu beanstanden, politisch eine vollkommen unverfängliche Sache." Und Kurt Hiller schreibt: „In der letzten ‚Linkskurve' prescht ein Jaeger vor und erbricht über meine Broschüre ‚Selbstkritik links!'. Die, um mich zu diskreditieren, dabei erfundenen Unwahrheiten aufzupieken, lohnt sich nicht. Argumente gegen meine Argumente wird man in dem Publikat vergebens suchen. Der wesentliche Einwand gegen den Inhalt der Schrift lautet, daß sie bei W. R. Lindner erschienen ist, einem Verleger, dessen Produktion auch Bücher des Otto Straßer-Kreises aufweise, woraus für anflunkerbare Leser abgeleitet wird, daß auch ich straßerisch und „gegen allen Rationalismus" sei, „mystisches Gewäsch" und „Gasnebel" liefere. Ich möchte jene klugen und loyalen Köpfe, die es in der Kommunistischen Partei zweifellos gibt, fragen: ob sie meinen, daß die Herabzerrung der Diskussion auf diese Ebene im Interesse des Proletariats liegt."

Rektor Willi Andreas in Heidelberg. Am Schwarzen Brett Ihrer Universität prangt ein Anschlag, wonach die Studenten zu ermäßigten Sätzen den Reitsport pflegen können. Sie als Rektor und anscheinend Reiter zugleich schreiben auf diesem Anschlag: „Ich be-

grüße diese Maßnahme als den ersten Schritt, dem Reiten wieder die Bedeutung zu verschaffen, die es vor dem Kriege an unsrer Universität hatte. Es wäre mir eine Freude, bald zahlreiche Kommilitonen als Reiter begrüßen zu können." Hat nicht durch den Sturz des Herrenreiters Papen die edle Reitkunst wieder etwas von ihrer akademischen Bedeutung eingebüßt?

Doktor Paul Ernst. Sie schreiben uns: „Ich bin kein Jude und habe weder von väterlicher noch von mütterlicher Seite einen jüdischen Vorfahren." Es steht also nichts im Wege, daß die ‚Kreuzzeitung' für Ihre Nobelkandidatur Propaganda macht. Denn daß Sie in jüngern Jahren Sozialdemokrat waren, stellt nur eine läßliche Sünde dar, während jeder jüdische Blutstropfen eine Todsünde bedeuten würde.

Lernbegierige. Ihr schickt uns folgendes bemerkenswerte Telegramm: „Betrifft Hollander: Wohin?" Es scheint, ihr wollt das Problem ernstlich beim Zwickel nehmen.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Ihrem in Nummer 46 der ‚Weltbühne' veröffentlichten Protest gegen die beabsichtigte Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht haben sich inzwischen noch angeschlossen: Ernst Blass, Franz Hammel, Walter Hasenclever, Georg Lichey, Ernst Toller und Bruno Vogel.

Intourist. Sie veranstalten in der nächsten Zeit wieder besondere Studienreisen für Lehrer, Ärzte, Ingenieure, Architekten, Techniker, Studenten, Arbeiter und Angestellte. Die Programme sind von Ihrem Bureau, Berlin, Unter den Linden 62/63, zu beziehen.

Bilderfälscher. Deinesgleichen hats mit den Kunstverständigen nicht leicht. In Nummer 556 des ‚Berliner Tageblatts' wird über acht neugefundene Dürerzeichnungen der wiener Albertina berichtet, deren Echtheit und Datierung mit dadurch festgelegt ist, daß sie fast alle Vorstudien zu bekannten Dürer-Gemälden sind. Unmittelbar darunter liest man in einer Notiz über den Prozeß gegen Otto Wacker: „Thormaehlen unternahm den Nachweis, worauf diese Fälschungen zurückgingen: es befände sich unter ihnen kein Bild, für das nicht in Zeichnungen van Goghs, Reproduktionen nach Bildern oder echten Bildern des Meisters eine Vorlage vorhanden sei." Über Otto Wackers Schuld braucht man sich nicht so einig zu sein, wie es nach den Presseberichten scheint — über die Kunstverständigen aber kann nur eine Meinung herrschen.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das I. Vierteljahr 1933

einzuzahlen, da am 10. Januar 1933 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.

Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.

Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.

Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Der Säbel von Hanns-Erich Kaminski

Das Parlament, mit dem die Regierung angeblich arbeiten will, ist versammelt, aber das Kabinett stellt sich ihm nicht vor. Die Regierungserklärung ist noch nicht fertig!

Die Nazis haben der Regierung „schärfsten Kampf" angesagt, aber der Kampf soll erst Mitte Januar beginnen. Bis dahin stimmen sie der Vertagung des Reichstags zu.

Diese Unehrlichkeit ist kennzeichnend für unser gesamtes öffentliches Leben. Alles tarnt sich, die Regierung wie die Parteien, und besonders von der heimlichen Liebe der Nazis zu Schleicher, einer Liebe, die sicher auf Gegenseitigkeit beruht, soll beileibe niemand nichts wissen.

Die Linke darf diesen Zustand auch nicht stillschweigend unterstützen. Ihre Aufgabe ist es, die Tolerierung des Kabinetts durch die Nazis sobald wie möglich und immer von neuem auf die Probe zu stellen, um die Uneinigkeit und Unfähigkeit der Reaktion sichtbar zu machen. Das wäre zugleich das beste Mittel, den Konflikt zwischen Hitler und Straßer zu verschärfen und seinen sozialen Gehalt bloßzulegen.

Eins der Geheimnisse der deutschen Politik besteht nämlich in der Tatsache, daß Erfolge hierzulande niemals durch die eigne Leistung sondern immer durch die Fehler der Gegenseite erzielt werden. Solange die Linke am Ruder war, hatte die Rechte Erfolg. Jetzt herrscht die Rechte, jetzt macht sie die Fehler.

Von Erfolgen der Linken kann allerdings noch nicht die Rede sein. Aber ohne Zweifel ist der Rechten so ziemlich alles, was sie unternommen hat, in den letzten Monaten schief gegangen. Zuerst wurde als Vorläuferin der Monarchie die Präsidialdiktatur inthronisiert. Der talentvolle Reitersmann, den man sich für das Experiment ausgesucht hatte, hat sehr schnell Pleite gemacht, und bei der jetzt stattfindenden Zwangsversteigerung werden die schönsten Stücke der Konkursmasse verschleudert. Arbeitsdienstpflicht, Studentenwerkjahr, Sondergerichte, Einstellungsprämien, Kontingente, alles, was Papen mit leichter Hand angekurbelt hat, zerflattert ins Nichts, selbst Neurath verhandelt schon mit den Feindmächten über die Rüstungsfrage. Sic transit gloria mundi!

Dann probierte man es mit der Nationalen Konzentration. Doch „da keiner wollte leiden, daß der andre für ihn zahle, zahlte keiner von den beiden", und die reaktionäre Verbrüderung kam nicht zustande. Ungerecht wäre es, diesen Umstand dem parlamentarischen System zur Last zu legen. Zwar wandte man es plötzlich wieder an, aber nur zu fünfzig Pro-

zent, und auch die dienten nur dazu, den Intrigen eine Form zu geben. Hätte man wirklich zum parlamentarischen System zurückkehren wollen, so hätte man, nachdem die Bildung einer Rechtsregierung mißlungen war, die Bildung einer Linksregierung versuchen müssen. Der Reichspräsident hätte also genau wie mit den Deutschnationalen und den Nationalsozialisten auch mit den Sozialdemokraten und — verzeihen Sie das harte Wort, wie Wippchen sagen würde — mit den Kommunisten verhandeln müssen. Aber an eine so frivol genaue Anwendung des Parlamentarismus hat natürlich kein Mensch gedacht. Das parlamentarische System ist bekanntlich längst begraben und verwest, und exhumiert wurde es nur, um die Diktaturwünsche Hitlers und Hugenbergs in Übereinstimmung zu bringen, was obendrein auch nicht ehrlich gemeint war.

Hitler verstand mit der Legalität ebenso wenig anzufangen wie einst mit der Illegalität. Wie manche Kokotte ihr Schlafzimmer, so möchte er ganz Deutschland mit Spiegeln ausstaffieren, durch die seine Person auf sich selbst zurückstrahlt. Mussolini hat ihn mit dem Schandmaul des Konkurrenten „keinen Politiker sondern einen Erlöser" genannt. Nun sitzt der Erlöser da und kämmt sich mit goldenem Kamme, und unten fließet die Zeit vorbei. Und während er nach dem fernen Segel Ausschau hält, das das dritte Reich bringen soll, schwimmen ihm die Felle weg, jedes Fell ein Wähler, und schon sind auch größere Felle darunter, vor allem „ein" Gregor Straßer, wie Goebbels sich bereits ausdrückt. Hitlers Bereitschaft, auch Schleicher zu bekämpfen, wird dadurch wohl noch wachsen. In jedem Fall wird die Partei für längere Zeit mit internen Auseinandersetzungen beschäftigt sein.

Hugenberg aber benimmt sich wie die bayrische Köchin, die in Münchens tollen Jahren den klassisch gewordenen Ausspruch tat: „I bin a Bolschewik, i will mein Kini wieder ham." Der Herr Geheimrat will seinen König wieder haben, alles übrige ist ihm egal. Jedoch auch ihm ist der schönste Plan zunichte geworden, Hindenburg wird durch kein politisches Testament den Kronprinzen zum Reichsverweser einsetzen können, denn die Pgs der weiland Harzburger Front haben die Fülle der hugenbergschen Gesichte gestört und bis zur Neuwahl des Reichspräsidenten den Reichsgerichtspräsidenten Bumke zum Thronfolger gemacht.

Ja, man muß zahlen, wenn man obenauf ist. Reiche Leute sind meist magenkrank, und mächtige Leute haben meist Bauchschmerzen, das ist der Lauf der Welt. Nur haben leider die Armen nichts von den Magenkrankheiten der Reichen, und die Unterdrückten haben nichts von den Bauchschmerzen der Unterdrücker, wenigstens nicht, solange sie nicht den Ablauf der Natur mit Fußtritten in besagte Bäuche unterstützen. (Was, hohe Gerichtshöfe, selbstverständlich nur bildlich gemeint ist.)

Jahrelang ist an dieser Stelle die leichtfertige Auffassung bekämpft worden, es würde der Republik nichts schaden, wenn man ihr die Füße absäge und sogar einen andern Kopf aufsetze. Jetzt ist eher Grund zum Optimismus, doch damit die Fehler und Mißerfolge der Rechten sich in Erfolge der Linken umwandeln, muß die Linke sie ausnutzen. Vor allem darf sie an dem, was nunmehr „das System" ist, nicht mitschuldig werden!

Dies System ist, auch unter Schleicher, die Reaktion, und die Deutschnationalen wie die Nazis sind die Systemparteien, mögen sie in der Regierung oder in der Opposition stehen, miteinander oder gegeneinander auftreten. Das Schicksal hat sie zusammengeschmiedet, sie sind zusammen aufgestiegen, und sie werden zusammen untergehen.

Erwiesen ist, daß keine der beiden Parteien allein ihre Herrschaft errichten kann. Erwiesen ist ferner, daß sie sich nicht zu einigen vermögen. Und wie immer in solchen Fällen hat man seine Zuflucht zum Säbel genommen. Wir wollen Schleicher nicht zu nahe treten, indem wir ihn mit einem Erbfeind wie Bonaparte vergleichen. Aber seine Regierung kann zum Bonapartismus führen, wenn die Linke das nicht verhindert.

Trotzki schrieb in Nr. 45 der ‚Weltbühne':

Grade ihn (Schleicher) muß man gegenwärtig als den Kern der bonapartistischen Kombination betrachten. Und nicht durch Zufall: indem sie sich über Parteien und Parlament erhebt, ist die Regierung auf den bureaukratischen Apparat zusammengeschrumpft. Den wirksamsten Teil des Apparates bildet unstreitig die Reichswehr. Kein Wunder, wenn hinter Hindenburgs und Papens Rücken Schleicher hervorgeht.

Der Bonapartismus steigt zwischen den Klassen auf, die sich grade im Gleichgewicht befinden. Damit er jedoch eine dritte Macht werden kann, bedarf er ihrer Zustimmung oder mindestens ihrer Duldung. Vorläufig ist Schleicher also nur für die Reaktion der Träger des Bonapartismus. Daß er es nicht für ganz Deutschland wird, hängt ausschließlich von der Linken ab.

Nun gibt es kluge Leute auf der Linken, ach, wir kennen sie gut, es sind unsre alten braven Realpolitiker, die sagen, man dürfe den Kanzler nicht der Reaktion in die Arme treiben, man müsse um ihn werben oder doch seine Taten abwarten. Und eben damit stellen sie ihn erst zwischen die Klassen. Diese in jeder Hinsicht pensionsberechtigten Greise wollen nach dem Kavalleristen Papen nun auch dem Infanteristen Schleicher seine Chance geben, nach dem Monarchismus dem Bonapartismus, und sie sehen nicht, daß sie auf diese Weise nur den Platz vernebeln, auf dem Schleicher wirklich steht, nämlich nicht zwischen den Klassen sondern zwischen den Deutschnationalen und den Nazis.

Ein General regiert mit Generalsmentalität, und die Reaktion unterstützt ihn, teils offen, teils verschleiert. Um so besser für uns, wenn sie sich mit ihm verkracht. Dem Säbel aber auch nur eine Chance geben, heißt auf die eigne Chance verzichten.

Die russische Niete von Hellmut v. Gerlach

Es wird Zeit, daß sich die deutsche Öffentlichkeit wieder einmal um die Außenpolitik kümmere. Während sich bei uns die Morgen-, Mittags- und Abendblätter nur mit der allerdings erregenden Frage befaßten, ob Papen oder Schleicher der vom Himmel vorgesehene legitime Vertreter des Autoritätsprinzips sei, hat sich nämlich außerhalb Deutschlands mancherlei ereignet, was für die Zukunft Deutschlands nicht ganz unwesentlich ist.

Rußland und Frankreich haben einen Nichtangriffspakt abgeschlossen. Das sagt sich so leicht hin und kommt doch an Bedeutung fast dem russisch-französischen Zweibunde gleich, der einst als Gegengift gegen Bismarcks Dreibund zustande kam.

Der Nichtangriffspakt ist natürlich kein Bündnisvertrag. Im Positiven besagt er nicht viel, im Negativen um so mehr. Er beraubt uns nämlich des einzigen Beinahe-Bundesgenossen, den wir bisher hatten.

Seit 1922 war die russische Freundschaft das Kernstück der deutschen Außenpolitik.

Walther Rathenau war sehr stolz auf den Rapallo-Vertrag, den er 1922 mit den Sowjets vereinbarte. Die Verhandlungen mit den Westmächten auf der Konferenz von Genua verliefen schleppend. Da fuhr Rathenau nach Rapallo, schloß mit Rußland ab und überraschte die Welt durch diesen coup de théâtre.

Der Rapallo-Vertrag hat Rußland außerordentlich genützt. Nachdem es bis dahin als internationaler Paria dagestanden hatte, erschien es plötzlich als Vertragspartner einer europäischen Großmacht. Mit einem Schlage war es aus seiner Isolierung heraus.

Rußland war der Gewinner. Seine Weltrevolutionspläne waren gescheitert. Es bereitete sich darauf vor, an dem traditionellen diplomatischen Spiel wieder teilzunehmen. Deutschland als befreundeter Mitspieler war ihm eine unbezahlbare Hilfe.

Rathenau fühlte sich als Gewinner. Zu Unrecht. Was er im Osten gewann, verlor er doppelt und dreifach im Westen. Auf Jahre hinaus wurde das Mißtrauen gegen Deutschland der ausschlaggebende Faktor. Gewiß, der Wortlaut des Rapallo-Vertrages war ziemlich harmlos. Aber gab es daneben nicht noch geheime Abmachungen, vielleicht gar ein Militärbündnis?

Jedenfalls wurde von da an das Verhältnis zwischen der Roten Armee Rußlands und der nichts weniger als roten Reichswehr sehr intim. In Deutschland sorgte der Landesver-

ratsparagraph dafür, daß von dieser Intimität nichts laut werden durfte. Aber das Ausland bemerkte das Techtelmechtel, das beinahe den Charakter eines Liebesverhältnisses (glücklicherweise ohne Folgen) anzunehmen schien. Offiziersdeputationen besuchten sich gegenseitig. Man hatte keine Geheimnisse voreinander. Man unterstützte einander werktätig bei Waffenherstellung und Waffenaustausch.

Alles das durfte man in Deutschland erst sagen, als es durch Reichstagsverhandlungen dem Oberreichsanwalt gegenüber unangreifbar geworden war. Und als man endlich darüber reden und schreiben durfte, da war es fast schon vorbei.

Seit Jahren ist das deutsch-russische Verhältnis erheblich abgekühlt. Der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund und überhaupt die ganze Politik Stresemanns war den Russen ein Strich durch ihre Rechnung. Sie hatten nur Interesse an Deutschland, solange sie glaubten, es als Sturmbock gegen Polen, Frankreich und England ausspielen zu können. Die Sympathien im Reichswehrministerium genügten ihnen nicht. Sie wollten vor allem auf das Außenministerium sich stützen können, um ihren Feldzug gegen die demokratischen Großmächte zu fundieren.

Die Sowjetdiplomatie ist nicht stur, sondern wendig. Als sie erkannte, daß Deutschland nicht willenloses Instrument der russischen Ressentimentspolitik sein wolle, stellte sie sich geräuschlos um, näherte sich dem Völkerbund und bändelte mit England wie mit Frankreich an.

Die deutschen Revanchepolitiker sind stur. Sie waren immer Todfeinde des Bolschewismus. Aber sie rechneten bestimmt darauf, daß bei dem erhofften Kriege gegen Polen gemeinsamer Haß die Russen an die Seite der Deutschen führen werde. Auf England und Italien hofften sie. Rußland schien ihnen mündelsicher.

Und nun fällt ihnen der französisch-russische Nichtangriffspakt auf den Schädel. Ein Pakt, der nicht bloß die gegenseitige Verbindlichkeit enthält, sich nicht mit Krieg zu überziehen, sondern noch allerlei darüber hinaus. Er schafft eine Verständigungskonvention, die dem Ausgleich von Differenzen aller Art dient. Er verpflichtet Rußland, auf alle Agitation in den französischen Kolonien, Protektoraten und Mandatsgebieten zu verzichten und die Grenzen dieser außereuropäischen Besitzungen anzuerkennen. Er verbietet jeden Wirtschaftskrieg und schafft die Grundlage für einen russisch-französischen Handelsvertrag.

Ein Unglück kommt nie allein. Gleichzeitig mit dem Abschluß des französisch-russischen Paktes hat Pilsudski den polnisch-russischen Nichtangriffspakt ratifiziert. Niemand sollte mehr von Todfeindschaft zwischen dem bolschewistischen Rußland und dem diktatorisch regierten Polen sprechen. Polen ist frei auf seiner Ostgrenze. Rußland verbürgt den polnischen Territorialbestand gegen jede Angriffsabsicht.

Auch die letzten Trümpfe gehen unsern Revanchepolitikern durch die Nase. Vorbei, vorbei!

Soll es bei dieser Feststellung einer Tatsache sein Bewenden haben? Das wäre das Bekenntnis zu einer Passivität, die im Leben des Privatmannes wie der Völker immer ein höchst unbefriedigender Zustand ist.

Die Außenpolitik muß aktiv sein! So haben immer die deutschen Nationalisten gefordert.

Sehr richtig! Es fragt sich nur, in welcher Richtung und mit welchem Ziele. Aktivität darf nicht verwechselt werden mit Großmäuligkeit oder gar Händelsucherei.

Stresemann war aktiv. Er brachte Deutschland in den Völkerbund und nach Locarno. Seine Aktivität trug uns als Frucht, außer manchem andren, vor allem die vorzeitige Räumung des Rheinlandes, die immerhin mehr bedeutet als irgend etwas, was uns ein nationalistischer Politiker seit der Revolution verschafft hat.

Curtius wollte aktiv sein. Er schloß die Zollunion mit Oesterreich. Seine Absicht war nicht schlecht, um so schlechter Zeitpunkt und Art seines Vorgehens. Die Folge war eine vernichtende diplomatische Niederlage Deutschlands. Die Zollunion kam nicht nur nicht zustande, Oesterreich wurde gradezu auf die andre Seite gedrängt.

Nach dem Nichtangriffspakt Rußlands mit Polen und Frankreich brauchen wir dringend außenpolitische Aktivität. Nur um Gottes willen nicht auf dem Aufrüstungsgebiet! Damit schmieden wir den uns umspannenden internationalen Reif nur noch fester.

Wie wäre es, wenn wir dem russisch-polnischen Nichtangriffspakt einen deutsch-polnischen an die Seite zu stellen versuchten? Das deutsch-polnische Problem ist volkspsychologisch am schwierigsten anzupacken. Grade darum soll man ihm nicht aus dem Wege gehen. Drückebergerei ist schlechteste Politik.

Daß nach den Pakten Rußlands mit Frankreich und Polen militärisch für uns im Osten nichts mehr zu suchen ist, sollte eigentlich der primitivste SA-Mann einsehen. Der realpolitische Engländer sagt in solchem Fall: versuchen wir, to make the best of it!

Gegen Pilsudski als Innenpolitiker mag noch so viel einzuwenden sein. Außenpolitisch ist er uns nie zu nahe getreten. Er hat, obwohl man ihn 1916—1918 in Magdeburg grundlos eingesperrt hatte, nie Ranküne empfunden. In keiner seiner Reden hat er je ein aggressives Wort gegen Deutschland gesprochen. Er hat einen Handelsvertrag mit uns abgeschlossen, den leider Deutschland nicht ratifizierte. Er hat neuerdings die chauvinistische Organisation „Lager des Großen Polen" verboten, um ihre deutschfeindliche Agitation zu unterbinden. Er wäre sicher zu einem Nichtangriffspakt als Grundlage vor allem auch zur Verbesserung der deutsch-polnischen Handelsbeziehungen mit Freuden bereit.

Wenn Deutschland die Initiative zu einem deutsch-polnischen Nichtangriffspakt ergriffe!

Allerdings, dazu gehört Zivilcourage.

Kaiser Karl — Agent Frankreichs? von * * *

Die deutsche und österreichische Öffentlichkeit kennt von Karls Großtaten eigentlich nur die Affaire des Sixtus-Briefes und hält den letzten Kaiser darum schlimmstenfalls für einen schwachen, unaufrichtigen Menschen. Daß er weit mehr gewesen ist, daß er sich während des Krieges als richtiger Spion der Entente betätigte, ihr genaue ziffernmäßige Berichte über Deutschlands Kräfteverhältnisse übermittelte und mit Frankreich Verhandlungen über ein österreichisch-französisches Bündnis sowie über die Möglichkeit einer Kooperation der österreichisch-ungarischen Armee mit Ententetruppen gegen Deutschland verhandelte — alles das wird von Karls Schwager behauptet und ist der deutschsprachigen Öffentlichkeit unbekannt. Und zwar aus folgendem Grunde:

Nach dem Kriege ließ Prinz Sixtus von Bourbon, der Bruder der Exkaiserin Zita, im Verlag Plon, Paris, in französischer Sprache ein Buch erscheinen, das den Titel trägt „L'offre de paix séparée de l'Autriche". Als Mitglied einer Familie, die auf Frankreichs Thron Anspruch erhebt, war Prinz Sixtus bestrebt, seinen Schwager Kaiser Karl den Franzosen sympathisch zu machen. Er verschwieg darum in seinem Buche keinen der vielen Dienste, die Kaiser Karl, der treue Nibelunge, den Ententemächten während des Weltkrieges geleistet hat.

Schriftstellern, die sich um die Übersetzungserlaubnis bewarben, ließ Prinz Sixtus — nachdem er in Steenokerzel an der Großjährigkeitsfeier Otto Habsburgs teilgenommen hatte — mitteilen, er könne keine Bewilligung zur Übersetzung seines Buches ins Deutsche geben.

Die Gründe sind durchsichtig: Exkaiserin Zita hat ihren Bruder anläßlich der Großjährigkeitserklärung Ottos beschworen, der deutschen Öffentlichkeit doch nicht jenes so schwer belastende Tatsachenmaterial auszuliefern, das den Thronaspirationen Ottos in Österreich und Ungarn den furchtbarsten moralischen Schaden zufügen müßte. Aber grade deshalb scheint es uns wichtig, die von Prinz Sixtus gesammelten Tatsachen in Österreich zu publizieren.

Man ist vielfach geneigt, das schändliche Verhalten Karls Deutschland gegenüber milde zu beurteilen, da ja das Streben nach einem edlen Ziele, nach dem Frieden, den Kaiser zu seinem Verrat getrieben hätte. Die dokumentarischen Veröffentlichungen Sixtus' lassen aber sein Verhalten in ganz neuem Licht erscheinen: Danach war Karl nicht Bringer sondern Vereitler des Friedens. Er ließ nämlich ein überaus günstiges geheimes Friedensangebot des italienischen Hauptquartiers, das auf Deutsch-Südtirol, auf Triest und alle adriatischen Länder feierlich Verzicht leistete, im Frühling 1918 durch imperialistische Forderungen nach afrikanischen Kolonien scheitern. An diesem anständigen Frieden, der in korrekter Weise zu schließen war, weil er von seiten Italiens gleichzeitig auch Deutschland angeboten wurde (mit der Bitte, Oesterreich zur Annahme zu bewegen), fand Karl keinen Geschmack; denn er hätte ein minimales territoriales Opfer im italienisch sprechen-

den Südtirol (Trento) erfordert. „Und das wollte Karl durch Annexion von Somaliland oder Erythrea kompensiert haben; Karl lehnte direkte Verhandlungen mit Italien rundweg ab. Vergnügen machte ihm offenbar nur die Idee eines unanständigen Friedens, über den er damals schon — hinter dem Rücken Deutschlands — mit Frankreich verhandelte.

Man mochte dem imperialistischen Kriege, den Wilhelm II. und Ludendorff zur Erkämpfung eines „Siegfriedens" führten, mit noch so berechtigtem Haß gegenüberstehen — ein einziger Mann in Europa hatte kein Recht, an diesem Kriege zum Verräter zu werden: der Habsburgerchef. Denn „um der Ehre Habsburgs willen" hatte — nach den Schüssen von Sarajevo — der Krieg begonnen.

Es ist eine flache Geschichtsklitterung, wenn Karls letzter Kabinettschef, der Graf Polzer-Hoditz, heute behauptet, die Verhandlungen, die Sixtus im Auftrage Karls führte, hätten das Ziel gehabt, auch Deutschland den Frieden zu bringen. „Was hätte das Deutsche Reich Kaiser Karl zu verdanken gehabt", schreibt Polzer-Hoditz scheinheilig, „hätte der Friedensversuch im Frühjahr 1917 den Frieden gebracht? Die Erhaltung von Hunderttausenden von Menschenleben, der Dynastie, der Armee, der Flotte, der bürgerlichen Ordnung, des Volksvermögens."

Was Deutschland dem Karl Habsburg damals in Wahrheit zu danken gehabt hätte, darüber belehrt uns das französische Buch des Prinzen Sixtus.

Die Prinzen Sixtus und Xavier von Bourbon, Brüder der Kaiserin Zita, waren noch drei Wochen nach Ausbruch des Weltkrieges dank der Intervention Karls von Wien nach Paris gefahren. Sie traten — da das Bourbonengesetz ihnen den Eintritt in die französische Armee verwehrte — in das belgische Heer ein, wurden Artilleriehauptleute und nahmen sogar noch an der Besetzung des geschlagenen Deutschland teil. In Crefeld machten sie Dienst, und in ihren Feldpostbriefen bezeichneten sie die ihrer Schwester, der Kaiserin von Oesterreich, verbündeten Deutschen grundsätzlich nur als „Boches". Was Deutschland von der Vermittlungsaktion dieser grimmigen Deutschenhasser zu erwarten gehabt hätte, ist nach diesen biographischen Notizen nicht zweifelhaft. In seinem Buche aber wird Sixtus noch deutlicher. Seine vielen Interventionen bei den Regierungen in Paris und London hatten — nach Sixtus eignem Bekenntnis — nur den einen Zweck: durch Vermittlung eines Sonderfriedens und eines Bündnisses zwischen der Entente und Oesterreich-Ungarn das Deutsche Reich seines Bundesgenossen zu berauben („priver") und dadurch rascher vollständig zu besiegen. Denn — so sagt er am 31. März 1917 zum Präsidenten der Französischen Republik, zu Poincaré, „il ne peut s'agir de paix avec l'Allemagne avant son écrasement" („es könne von einem Frieden mit Deutschland keine Rede sein vor Deutschlands völliger Zermalmung"). Sollte das Deutsche Reich von den geheimen Friedensverhandlungen Karls mit Frankreich erfahren und versuchen, daran teilzunehmen, dann — so sagt Prinz Sixtus am 12. April 1917 zu Poincaré — „wäre dies der Augenblick, den germanischen Block

zu spalten (‚scinder'), indem man jede Verhandlung mit Deutschland zurückweist, während man die mit Oesterreich fortsetzt!"

Was das deutsche Volk dem Kaiser Karl im Falle des Gelingens seiner Friedensaktion zu „verdanken" gehabt hätte, drückt der hier einzig kompetente Mann, Prinz Sixtus, also etwas anders aus als Polzer-Hoditz: „Die Zermalmung!" Und die wäre noch weit gründlicher ausgefallen, als sie im Jahre 1918 dann erfolgte. Denn Habsburg sollte für seinen Verrat auf Kosten Deutschlands ein Lohn zugeschanzt werden, der — wie Foch in einer Geheimnote vom 4. August 1917 vorschlug — aus folgenden „Kleinigkeiten" bestehen sollte: Schlesien mit Breslau, Bayern mit München und Polen in den Grenzen von 1772 inklusive Danzig!

Die Tatsache der beiden Besuche, die Sixtus und Xavier, von der französischen Front kommend, beim Kaiser in Wien machten — am 20. März und am 5. Mai 1917 — ist der Öffentlichkeit bekannt. Aus Prinz Sixtus' Buch aber erfahren wir zum ersten Male den genauen Wortlaut der damals auf Schloß Laxenburg geführten Unterredungen. Ihre Wiedergabe und die wörtliche Übersetzung der Nachrichten über Deutschland, die Kaiser Karl am 12. Mai 1917 durch seinen Vertrauensmann den Vertretern der Entente-Armeen in Neuchâtel übermitteln ließ, enthüllen vollends seine Rolle als Hochverräter und Spion im Dienste Frankreichs.

In Laxenburg erklärt Prinz Sixtus, seiner eignen Darstellung gemäß, er könne nur für „einen französischen Frieden eintreten, der Frankreich, das das Höchstmaß an Opfern gebracht habe, auch das Höchstmaß an Entschädigungen sichert. Der Kaiser erwidert, dies alles entspreche vollkommen auch seinen eignen Wünschen. Österreich würde später mit Frankreich, durch dieses mit England und vielleicht auch mit Amerika ein Bündnis schließen, um sowohl seine Unabhängigkeit wie den Weltfrieden zu sichern ... Österreich werde die französische Vorherrschaft im Orient unterstützen gegen entsprechende wirtschaftliche Hilfe von seiten Frankreichs." Der Kaiser sagte weiter, „er kenne genau die französischen Gefühle bezüglich Elsaß-Lothringens und anerkenne die absolute Notwendigkeit für Frankreich, die verlorenen Länder zurückzuholen."

Er kenne aber auch die Gefühle der Elsässer und Lothringer selbst und sei an der Erfüllung ihrer Wünsche nach Rückkehr zu Frankreich „als Chef des Hauses Lothringen und Abkömmling der Grafen von Elsaß" besonders interessiert.

Bei seinem zweiten Besuche von der französischen Front in Wien war der Prinz durch Kaiser Karls Haßausbrüche gegen Deutschland und durch seine Freundschaftsbeteuerungen für Frankreich bereits hinreichend ermutigt, von seinem Schwager einige sehr wichtige Auskünfte über die nächsten Absichten Deutschlands zu erbitten, — Ansichten, die Kaiser Wilhelm seinem „Verbündeten" Karl kurz zuvor, anläßlich einer vertraulichen Zusammenkunft in Homburg, entwickelt hatte. Die pariser Regierung interessierte sich damals mächtig dafür, was Wilhelm in Homburg angekündigt habe. Der Prinz hatte freilich selbst das Gefühl, derartige Auskünfte Karls bedeuteten Landesverrat, denn er sagte dem Kaiser, er habe nun eine „vielleicht ein wenig indiskrete Frage" an ihn zu richten. Und nun bat er Karl um Auskunft über den Inhalt seiner mit Wil-

helm geführten homburger Besprechungen. „Man hat bei uns (in Frankreich) — sagt der Prinz — die Idee verbreitet, Kaiser Wilhelm habe in Homburg mit Oesterreich eine neue politische und militärische Offensive gegen die Entente heimlich verabredet" („comploté") ... Es sei besonders die politische Offensive, die den Prinzen bekümmere. „Denn wenn sie existiert, erweckt sie den Anschein, Oesterreich sei nur das Instrument Deutschlands. Ein Friedensvorschlag Oesterreichs wäre dann also in Wirklichkeit nur ein versteckter Friedensvorschlag Deutschlands."

Darauf erwidert Kaiser Karl, „derlei zu glauben wäre völliger Irrtum". Er wahre sich das Recht, selbständig Frieden zu machen. Sollte es aber dabei zu einem Bruch zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland kommen, dann, so erklärt Kaiser Karl, „müsse er in der Lage sein, auf die Hilfe der Entente rechnen zu können". Der Prinz hat denn auch dem Kaiser wiederholt die Hilfe von Ententetruppen gegen Deutschland zugesichert, und zwar werde die Entente im Falle einer militärischen Aktion Deutschlands gegen Oesterreich-Ungarn diesem, „mit all seinen Kräften helfen, den unerwarteten Angriff zurückzustoßen".

Sein Meisterstück als richtiger Spion im Dienste Frankreichs vollbrachte Kaiser Karl aber — wenn, woran wir nicht zweifeln, Prinz Sixtus' Angaben der Wahrheit entsprechen — am 12. Mai 1917. Zu Neuchâtel in der Schweiz hatten sich an diesem Tage ein hoher Offizier des französischen Generalstabs und die beiden bourbonischen Prinzen als Vertreter der belgischen Armee eingefunden. Von österreichisch-ungarischer Seite war des Kaisers engster Vertrauensmann, Graf Tamas Erdödy, nach Neuchâtel entsandt worden, der den genannten Vertretern der Ententearmeen folgende Nachrichten Kaiser Karls über Deutschland übermittelte. Sie sind so unfaßbar, daß es nötig ist, sie im Wortlaut zu übersetzen:

„Was das Getreide betrifft" — läßt Karl sagen — „so habe Deutschland in Rumänien etwas mehr gesät als Österreich. Die in der Türkei gemachte Saat sei von geringerer Bedeutung. Der Kaiser wisse nicht die genaue Menge, doch sei es ihm ein leichtes, diese Daten zu verschaffen. Die Schwierigkeiten des Transportes stünden jedoch im Vordergrunde, so sehr, daß Deutschland gegenwärtig noch nicht einmal die ganze rumänische Ernte vom vergangenen Jahr abtransportiert habe und daß es seine Rekruten nach Südungarn gesandt habe, damit diese an Ort und Stelle die Ernte verzehren könnten. Graf Erdödy erklärt, daß die Menge rumänischen Getreides nicht genügen würde, um den Mangel in Deutschland zu lindern. Unter der früheren Regierung habe Ungarn ungeheure Mengen Getreides nach Deutschland geliefert. Das rumänische Getreide allein, ohne ungarische und österreichische Unterstützung (die, wie der Kaiser betonen will, im Falle eines Sonderfriedens ausbleiben würde; der Verfasser) sei vollkommen unzureichend für Deutschland. Was Deutschland vor allem fehle, sei Fett und zwar sowohl für die Nahrung wie für die Maschinen ... In Deutschland (so läßt Karl den Vertretern der Entente weiter berichten) sei es kürzlich zu sehr ernsten Aufständen gekommen, verursacht durch Hunger ... Waggons mit Rüben, die, von Holland und Norddeutschland kommend, für Süddeutschland bestimmt waren, wurden kürzlich unterwegs aufgehalten, durch die deutschen Militärbehörden requiriert und von diesen eilends nach Essen dirigiert, um die dortigen Arbeiter zu beruhigen.

Allgemein wachse die Verstimmung zwischen Deutschland und Österreich, dadurch verursacht, daß die Österreicher besser genährt seien als die Deutschen."

Am Ende läßt Karl den Entente-Vertretern die Eröffnung machen, er würde den Deutschen ihre Flottenbasis in der Adria entziehen, so daß die Ententemächte im Mittelmeere von deutschen U-Booten nichts mehr zu fürchten hätten, wenn erst der Sondervertrag mit Oesterreich geschlossen sei.

Daß die wirtschaftlichen, politischen und militärischen Nachrichten über Deutschland, die Kaiser Karl da eineinhalb Jahre vor Kriegsende den feindlichen Mächten übermitteln ließ, den Tatbestand der einfachen Spionage begründen, wird kein Jurist der Welt leugnen können.

Nur allzu begreiflich, daß Zita und Otto Habsburg alles daran setzen, dem deutschen Publikum jene Dokumente habsburgischer Schande vorzuenthalten.

Die Lehren des Falles Bullerjahn

von Kurt Rosenfeld

Mit dem Freispruch Bullerjahns hat ein Wiederaufnahmeverfahren seinen Abschluß gefunden, das die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in hohem Maße erregt hat.

Nicht der Prozeßstoff gab Anlaß, daß schließlich so viele Menschen sich mit dieser Sache beschäftigten. Weder spannende politische noch aufregende sexuelle Konflikte waren Gegenstand des Verfahrens. Was in diesem Prozeß alarmierte, das war das Geheimnisvolle, das über dem ganzen, mit der Verurteilung des Angeklagten abgeschlossenen Verfahren lag: Die Durchführung des Prozesses unter vollem Ausschluß der Öffentlichkeit und die Benutzung der Aussage eines geheim gebliebenen Zeugen, der sogar dem Gericht unsichtbar blieb. Was mit Recht als etwas vollkommen Neues in der deutschen Justiz empfunden wurde. Das Rechtsgefühl des Volkes war dadurch verletzt. Und als es dann der Presse, die sich ebenso wie die Liga für Menschenrechte in dieser Sache so viele Verdienste erworben hat, gelang, den großen Unbekannten in der Person des Generaldirektors v. Gontard zu ermitteln, da war die Öffentlichkeit für die Wiederaufnahme des Verfahrens gewonnen.

Aber noch nicht das Reichsgericht!

Es bedurfte eines dreijährigen Kampfes, um die Wiederaufrollung des ganzen Prozesses zu erzwingen.

Einer der schwersten Mängel in den gesetzlichen Bestimmungen über die Wiederaufnahme eines rechtskräftig erledigten Strafverfahrens besteht darin, daß dasselbe Gericht, das verurteilt hat, zur Entscheidung darüber berufen ist, ob ein Wiederaufnahmegesuch zugelassen werden soll. Nur bei fast übermenschlicher Unparteilichkeit ist vorstellbar, daß ein Richter ohne innere Hemmungen sein eignes Urteil aufheben wird. Da aber noch hinzu kommt, daß die Strafprozeßordnung nur, wenn ganz bestimmte Gründe vorliegen, eine Wiederaufnahme für zulässig erklärt, so kann man sich denken, wie schwer eine Wiederaufnahme durchzusetzen ist. Die Entschei-

dung über die Zulassung eines Wiederaufnahmegesuchs muß den Richtern genommen werden, die den Angeklagten verurteilt haben.

Nach Zulassung eines Wiederaufnahmegesuchs darf auch nicht dasselbe Gericht zur Fällung des neuen Urteils berufen sein, das die erste Entscheidung getroffen hat. Gewiß hat der Vierte Strafsenat des Reichsgerichts in vorbildlicher Gründlichkeit den ganzen Prozeßstoff geprüft, und gewiß hat der Senat keinerlei Befangenheit erkennen lassen; aber doch ist kein Zweifel, daß bei einem andern Ausgang des Prozesses sofort der Verdacht entstanden wäre, daß das Gericht befangen war. Im Interesse des Ansehens der Rechtspflege muß deshalb, um jeden Zweifel an der Uninteressiertheit des Gerichts auszuschließen, gefordert werden, daß auch die Fällung des zweiten Urteils nicht den Richtern überlassen bleiben darf, die im ersten Verfahren die Schuld eines Angeklagten festgestellt haben.

Ganz allgemein ergibt sich aus dem Prozeß Bullerjahn für jedes Strafverfahren die Lehre, daß die Öffentlichkeit, eine der wichtigsten Rechtsgarantien der Angeklagten, nicht ohne ganz zwingende Gründe ausgeschlossen werden sollte. Der jetzt durchgeführte Prozeß konnte sich fast vollständig im Lichte der Öffentlichkeit und damit unter der heilsamen Kontrolle des Volkes und seiner Presse abspielen. So hätte auch der erste Prozeß geführt werden können. Dann wäre es sicherlich nicht zur Verurteilung des Angeklagten gekommen, da die Geheimhaltung eines Zeugen und die Verwendung seiner Aussage, ohne daß er vor Gericht erschien, nur durch die hermetische Ausschließung der Öffentlichkeit möglich war. Diese Zeugenvernehmungsmethode verstieß außerdem gegen die Strafprozeßordnung, mindestens gegen ihren Geist.

Gontard hatte bei Einleitung des Verfahrens gegen Bullerjahn dem ihn vernehmenden Kriminalkommissar erklärt, daß er nur aussagen wolle, wenn sein Name geheim bliebe. Und diese Erklärung wurde beachtet! Beachtet bis zum Reichsgericht! Was würde aus der Rechtspflege werden, wenn jedem Zeugen, dem seine Vernehmung unbequem ist, Derartiges gestattet würde. Auch zwei Untersuchungsrichter, die Gontard dann vernahmen, ließen seine Aussage so protokollieren, daß entgegen den Bestimmungen der Strafprozeßordnung sein Name nicht genannt wurde. Und das Reichsgericht begnügte sich in der (allerdings geheimen!) Hauptverhandlung damit, die drei Beamten zu vernehmen, die ihn gehört hatten. Ein glatter Verstoß gegen den Grundsatz des Gesetzes, daß der Richter die Zeugen unmittelbar hören, sich also nicht damit begnügen soll, Beamte zu vernehmen, die nur wiedergeben, was der Zeuge ihnen gegenüber bekundet hat. Der Grundsatz der Unmittelbarkeit der Zeugenvernehmung muß gesetzlich so festgelegt werden, daß keine Ausnahme mehr möglich ist.

Die Benutzung der Aussage Gontards verstieß aber auch insofern gegen wichtigste Grundsätze einer Zeugenvernehmung, als er aus eignem Wissen gar nichts sagen, vielmehr nur wiedergeben konnte, was er von dritten, vierten oder fünften Personen gehört haben will. Solche „Zeugen vom Hörensagen" sollten aus allen Prozessen verschwinden!

Wie gefährlich es war, daß das Reichsgericht sich in seinem den Angeklagten verurteilenden Erkenntnis auf diese Aussage stützte, ergab sich im Verlaufe des Wiederaufnahmeverfahrens mit größter Deutlichkeit. Schwerste Bedenken stellten sich gegen die Persönlichkeit des Zeugen, ja sogar gegen seine Glaubwürdigkeit heraus. Wie stark hatte es bis zum ersten Urteil auf manche Prozeßbeteiligten gewirkt, daß es sich um einen Mann von „Ansehen" handelte. In der Gerichtsverhandlung zeigte er sich nackt, und sein Anblick war ganz gewiß nicht erfreulich. Mit der ganzen Überheblichkeit eines Mannes vom Herrenklub sprach er von dem Angeklagten als von einem ehemaligen Unteroffizier. Er bereicherte den deutschen Sprachschatz um das Wort „Kriegsrisiko", worunter er aber nicht das Risiko der Millionen verstand, die ihr Leben im Felde aufs Spiel setzten, sondern das Risiko, das die Kriegsindustriellen im Falle des plötzlichen Kriegsendes trügen und das daher in die Preise für Waffen und Munition einkalkuliert werden müßte. Auch das Reichsgericht mußte erkennen, daß seine Aussage, schon weil er keine bestimmten Bekundungen machen konnte, als einwandfreie Grundlage für eine Entscheidung nicht zu verwenden war.

In dem ganzen Verfahren zeigte sich weiter als ein großer Mangel des Gesetzes, daß der Prozeß vor dem Reichsgericht verhandelt wurde, also vor einem Gericht, dessen Aufgabe im allgemeinen nicht in der Feststellung von Tatsachen sondern in der Überwachung der Gesetzesauslegung besteht, vor einem Gericht, gegen dessen Urteile es keine Rechtsmittel, weder Berufung noch Revision, gibt. Hätte der erste Prozeß alsbald nach der Verurteilung des Angeklagten in einer Berufungsinstanz nachgeprüft werden können, so hätte sich schon damals vieles von dem, was das Reichsgericht glaubte feststellen zu können, als unrichtig herausgestellt, und Bullerjahn hätte nicht so viele Jahre auf den Tag seiner Befreiung zu warten brauchen. (Übrigens ebenso wie viele von denen, über deren Schicksal jetzt Sondergerichte in erster und letzter Instanz entscheiden und die nicht unter die Amnestie fallen.)

Das erste Urteil hätte einer sorgfältigen Nachprüfung in einer Berufungsinstanz um so weniger standgehalten, als es auf Indizien beruhte, die immer ein sehr zweifelhaftes Urteilsfundament bilden und die in diesem Falle völlig unzureichend waren. Zwölf Indizien zählte das verurteilende Erkenntnis auf. Ihrer sieben mußte sogar der Reichsanwalt in der zweiten Verhandlung fallen lassen. Von den übrigen fünf lehnte das Reichsgericht zwei weitere ab und erklärte die drei (nach Ansicht des Gerichts) verbliebenen für Anzeichen, die nicht ausreichen, eine Schuldfeststellung gegen den Angeklagten zu begründen.

Diesem Spiel mit den Indizien entspricht das Spiel mit den gegen den Angeklagten beantragten und festgesetzten Strafen: Am 11. Dezember 1925 wegen Landesverrats zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt; Aufhebung dieses Urteils im Wiederaufnahmeverfahren; am 26. November 1932 vom Reichsanwalt wegen Landesverrats angeklagt mit dem Antrag auf Verurteilung zu 12 Jahren Zuchthaus; am 3. Dezember 1932 freigesprochen! So ward ein Mensch zum Spielball der Justiz.

Als Indiz mußte unter anderm herhalten, daß der Angeklagte sich auffällig benommen hatte. Er war in den Verdacht geraten, Verräter zu sein. Was er auch getan hätte, alles, aber auch alles konnte leicht so ausgelegt werden, als ob es Anzeichen der Schuld wären. Das eine Mal fiel auf, daß er sich für die Waffenkontrolle nicht interessierte, die von der Interalliierten Militär- und Kontrollkommission in den ihm unterstellten Lagern vorgenommen wurde, das andre Mal, daß er sich eifrig erkundigte, was die Kommission gefunden habe. Mangelndes Interesse und ebenso starkes Interesse wurden gegen ihn verwandt. Er soll verdächtig weggesehen haben, als er zur Durchsuchung hinzugerufen wurde, die die fremden Offiziere vornahmen. Hätte er sie angesehen, wäre es auch aufgefallen. Einer der fremden Offiziere soll ihn scharf angeschaut haben. Hätte er weggesehen, so wäre es noch verdächtiger gewesen.

Solche und ähnliche, manchmal gradezu lächerlichen Indizien spielten in dem ersten Prozeß eine Rolle. Damals war die Ruhrbesetzung noch nicht vergessen. Übelste nationalistische Verhetzung wirkte noch nach. Und in solcher Atmosphäre wurde leicht zum Landesverräter gestempelt, auch wer weit davon entfernt war, wirklichen Landesverrat begangen zu haben.

Die Waffenfunde in Wittenau erregten die Öffentlichkeit. Bullerjahn geriet in den Verdacht, der Verräter zu sein. Die Erregung wandte sich gegen ihn. Eine Bullerjahn-Psychose brach aus. Sie wirkte auf die Angestellten des Werks, auf die Polizei und schließlich bis ins Reichsgericht hinein. Das war Rachejustiz, Tendenz-Justiz. In dem jetzt durchgeführten Verfahren wurde der Tatbestand ruhig und sachlich geprüft. Und dieser Prüfung hielt das Urteil nicht stand.

Erfreulicherweise war es schließlich nur die Reichsanwaltschaft, die das erste Urteil noch als richtig ansah. Auf Grund einiger Indizien beantragte die Reichsanwaltschaft die Verurteilung Bullerjahns, und zwar zu nichts weniger als zwölf Jahren Zuchthaus. Die Reichsanwaltschaft wahrte die Kontinuität der Rechtsprechung. Die Reichsanwaltschaft allein hielt durch. Ihr imponierte nicht einmal, daß dasselbe Auswärtige Amt, das vor sieben Jahren die Nichträumung der Rheinlande als Folge der Auffindung von Waffen in den wittenauer Werken bezeichnet hatte, jetzt zugeben mußte, daß die Aufrechterhaltung der Besatzung lange vor diesen Funden beschlossen war. Die Reichsanwaltschaft hat mit allen Mitteln, über die sie verfügt, die abermalige Verurteilung Bullerjahns betrieben.

Die Reichsanwaltschaft hat sich selbst um das höchste Verdienst gebracht, das eine Behörde, die objektiv sein will und soll, sich erwerben kann: um das Verdienst, Fehler zuzugeben, die vorgekommen sind, und ein unhaltbar gewordenes Urteil nicht mehr zu verteidigen.

Das Reichsgericht hat sich als objektiver erwiesen.

Das Reichsgericht hat sein eignes Urteil aufgehoben.

Das Reichsgericht hat seinen Irrtum offen eingestanden.

Das Reichsgericht hat dadurch moralische Eroberungen gemacht.

Trotzdem, so erfreulich der Freispruch, ganz befriedigt das Urteil nicht. Wenn das Gericht schon nicht mit der Verteidigung die Überzeugung von der Unschuld Bullerjahns erlangte, so hätte es doch mindestens den begründeten Tatverdacht von ihm nehmen und ihm damit einen Schadenersatzanspruch zusprechen sollen. So bleibt die Tatsache: Ein Mann, dem die Schuld nicht nachgewiesen werden konnte, hat sechs Jahre drei Monate achtzehn Tage im Zuchthaus gesessen, hat Schaden genommen an Leib und Seele, und der Staat, der ihm diesen Schaden zugefügt hat, ersetzt ihm nicht einmal die vermögensrechtlichen Folgen des ersten Urteilsspruchs. Ganz zu schweigen von dem moralischen Schaden, von dem Makel, mit dem jeder „Zuchthäusler" behaftet ist. Es muß endlich Gesetz in Deutschland werden: Wer durch eine Behörde auch nur einen Tag seiner Freiheit beraubt war, hat Anspruch auf volle Entschädigung, wenn ihm seine Schuld nicht nachgewiesen werden kann. Eine solche Schadenersatzpflicht würde auch erzieherisch auf Polizei, Staatsanwaltschaft und Gericht wirken. Wenn der Staat zahlen muß, sieht sich jeder Beamte vor, ob er eine Festnahme vornehmen soll. Wenn der Staat zahlen muß, wird er auch dafür sorgen, daß die gesetzlichen Bestimmungen so gefaßt werden, daß ungerechtfertigte Verhaftungen nicht so leicht vorkommen. Die jetzt geltenden Bestimmungen schützen die Freiheit der Staatsbürger nicht ausreichend.

Hauptlehre aus dem Prozeß Bullerjahn: Mehr Rechtsgarantien für die Freiheit der Person!

Nationalistische Splitter von Gregor Berthold

Neben der NSDAP existiert etwa ein Dutzend Gruppierungen verschiedener Größe, Organisationsform und ideologisch-politischer Färbung. Als soziale Basis weisen diese Gruppen fast durchweg Schichten auf, die in der Vergangenheit verwurzelt sind und vom modernen Kapitalismus bedrängt werden: deklassierte Mittelständler, ehemalige Offiziere, unter Steuerlasten seufzende Bauern, „Jugendbewegte", einige Arbeiter und Angestellte. Wegen der Kleinheit dieser Gruppen und ihres geringen Einflusses fehlen Karrieristen und gewerbliche Unternehmer. Aus der Tatsache, daß diese Gruppen „Außenseiter" der Politik sind, ergibt sich im Vergleich zur NSDAP, daß bei ihnen romantische Vorstellungen stärker vorwiegen als realpolitische Erwägungen. Gemeinsam ist der Ideologie all dieser Kreise die Betonung des „Nationalen", das immer antikapitalistisch gefaßt wird; die Entwertung des Verstandes, gegen den „irrationale Kräfte": Blut, Scholle, Mythos etcetera, ausgespielt werden; der Kampf gegen die Entzauberung der Welt mittels einer Anbetung des „Heroischen"; die Feindschaft gegen Individualismus, Liberalismus und Humanität und die Vergötterung von Staat, Volk und andern übergreifenden „Ganzheitsgebilden". In der Ahnengalerie der Ideologen findet man Adam Müller, Moeller v. d. Bruck, Spengler, Spann und, bei den radikaleren Richtungen, Spuren von Marx und Lenin. Da ausgearbeitete Programme zum Teil ganz feh-

len, zum Teil nur gering bewertet werden, ist eine politische Systematisierung dieser Gebilde nur sehr schwer durchzuführen. Immerhin lassen sich — wenn auch mit Vorbehalt — die Gruppen in „rechte" und „linke" einteilen; bei jenen überwiegt das nationalistisch-reaktionäre, sie sind mehr oder weniger fascistisch; bei diesen das sozialistisch-revolutionäre Moment, sie sind mehr oder weniger „national-bolschewistisch". Mannigfaltig sind auch die Organisationsprinzipien. Man findet „bündische" Gebilde neben parteimäßigen, und wieder kleinste Kreise, die doch entweder ideologisch großen Einfluß ausüben können oder ihre geheimen Verbindungsleute in andern Organisationen haben. Mitgliederzahl und realer Einfluß entsprechen einander jedenfalls keineswegs. (Die angegebenen Zahlen beruhen auf Schätzungen informierter Personen.)

Als stärkste Organisation auf der rechten Seite dieser Gruppen wäre der Tannenbergbund Ludendorffs zu nennen (Organ ‚Ludendorffs Volkswarte'). Man könnte diesen Bund am besten mit der Terminologie einer „politischen Neurosenlehre" charakterisieren: alles Böse kommt von den „überstaatlichen" Mächten der Juden, Freimaurer und Jesuiten, die geheimnisvoll die Welt beherrschen; das Christentum ist eine jüdische Erfindung, der man sich zu entledigen hat; Kommunisten, Sozialdemokraten, Demokraten sind Gestaltungen des Judentums; das Zentrum — eine Einrichtung der Jesuiten, bei den Nationalsozialisten entscheiden jesuitische und freimaurerische Einflüsse etcetera. Durch diese Wahnvorstellungen und die mythische Person Ludendorffs zusammengehalten, zählt der Bund immerhin an die 35- bis 40 000 Mitglieder, von denen ein nicht unbeträchtlicher Prozentsatz auf hysterische Frauen entfällt.

Die „Deutsch-Völkische Freiheitsbewegung" (Wulle) mit den Organen ‚Deutsche Nachrichten' und ‚Mecklenburgische Warte' zählt 3- bis 4000 organisierte Anhänger, die zum großen Teil in Mecklenburg beheimatet sind. Im Gegensatz zu Ludendorff wird das protestantische Christentum stärker betont und — im Gegensatz zu fast allen andern Gruppen — der monarchische Gedanke.

Zur „Rechten" ist wohl auch die letzte Abspaltung von der Hitlerpartei, die „Deutsche Sozialistische Arbeiterpartei", geführt von Klute und Arno Franke, zu zählen. In ihrem Organ ‚Der deutsche Weg' werden absolut fascistische Gedanken vertreten. Die Gruppe hat sich von der Hitlerpartei getrennt, weil sie den Glauben an deren revolutionäre Kraft verloren hat. An der Spitze stehen langjährige Funktionäre der NSDAP und SA-Leute. In Berlin und in Sachsen ist einiger Anhang vorhanden. Doch dürfte die Mitgliederzahl dieser (allerdings noch im Aufbau befindlichen) Gruppe 1500 bis 2000 nicht überschreiten. Vermutlich ist auch das noch zu hoch gegriffen.

In dem schon zur Mittelgruppe gehörigen „Wehrwolf" (Organ ‚Wehrwolf', Bundesleiter Kloppe, Sitz der Leitung Halle an der Saale) herrscht keine einheitliche Meinung vor. Ein Teil neigt mehr zu Hitler, ein andrer zu Otto Straßer, daneben findet man noch radikalere Auffassungen. Nach offi-

ziellen Angaben zählt der Bund über 8000, in Wirklichkeit wohl nicht mehr als höchstens 4- bis 5000 Mitglieder. Er hat in seinen Reihen verhältnismäßig viele Arbeiter und wird durch gemeinsame Tradition, „Treue" sowie eine äußerst unklare Ideologie, die den schönen Namen „Possedismus" führt, zusammengehalten. Seinem Wesen nach stellt er eine soldatische Wehrorganisation dar und übt daher einigen Einfluß auf SA-Kreise aus.

Die „Schwarze Front" Otto Straßers ist eine Sammelorganisation mehrerer Gruppen. Wenn sie auch in letzter Zeit gewachsen ist, dürfte sie doch nicht mehr als etwa 5000 Mitglieder im Reich umfassen. Diese außenpolitisch entschieden östlich orientierte Gruppe hat wichtige Verbindungen nach mehreren Seiten. Sie hat über nicht unbeträchtliche Gelder verfügt, deren Quelle in den engsten Kreisen der ehemaligen offiziellen Reichs- und Staatsstellen vermutet wird. Heute unterhalten einige prominente Mitglieder enge Verbindung mit leitenden Personen der NSDAP und zugleich — über die ‚Tat' — mit Kreisen um Schleicher. Unter ihrer Führung stehen einige revolutionäre Landvolkgruppen, für die der ehemalige Sekretär Straßers, Richard Schapke, die in Liegnitz erscheinende ‚Schwarze Fahne' herausgibt. Zu den Prominenten zählen neben Straßer der Organisationsleiter Kübler, der vom Küstriner Putsch her bekannte Major Buchrucker (der mit der Bildung der „Schwarzen Garde" betraut ist) und der Schriftsteller Herbert Blank, der unter dem Pseudonym Weigand v. Miltenberg das Buch „Adolf Hitler — Wilhelm III." geschrieben hat. Straßer eng verbunden ist auch Klaus Mehnert, der Verfasser des Buches „Jugend in Sowjetrußland" und Mitherausgeber der Zeitschrift ‚Osteuropa'. Straßer hat auch einige Verbindungsleute innerhalb der KPD und unterhält Fühlung mit dem sogenannten Scheringer-Kreis (Organ ‚Aufbruch'). Die Beziehung zu Kapitänleutnant Ehrhardt (via Stennes) ist inzwischen gelöst. Ehrhardt hat noch eine Landsknecht-Gefolgschaft (einige Gruppen in Thüringen), Verbindungsleute in ein paar Organisationen und ein „Bureau" in Berlin. Hier sitzt sein engster Mitarbeiter Hartmuth Plaas, der auch ‚Die Ehrhardtzeitung' herausgibt. Ehrhardt war auch der Geldgeber des inzwischen eingegangenen ‚Nationalsozialistischen Montagsblattes', das durch seine gute (also teuere) Aufmachung und durch den pro-französischen und „bürgerlichen" Kurs Erstaunen hervorrief. Gut informierte Leute berichten von Verbindungen mit wichtigen französischen Stellen in der engsten Umgebung Tardieus. Zugleich aber wurden seiner Zeit offiziöse deutsche Stellen genannt.

Der ehemalige Schriftleiter von Ehrhardts ‚Vormarsch', Friedrich Hielscher, hat sich mit einem engern Kreis (zu dem die bekanntesten Vertreter der nationalistischen Intelligenz: Jünger, Schauwecker, E. v. Salomon zählten) schon seit langem von Ehrhardt abgewandt und gibt in Berlin eine hektographierte, ungemein gut unterrichtete Zeitschrift ‚Das Reich' heraus. Dieser Kreis verfügt über gute Gewährsleute und weist eine ernste ideologische Plattform auf.

Die ‚Tat'-Kreise stellen eine über das ganze Reich verbreitete, sehr lose „Organisation" dar, die politisch durchaus nicht homogen ist. So wurden entschiedene Stimmen gegen die papenfreundliche Haltung der Führenden laut. Zur internen Information dienen die ‚Tat-Kreisbriefe', die äußeren Organe sind die ‚Tat' (Auflage etwa 25 000) und die ‚Tägliche Rundschau'. Die führenden Leute kommen zum Teil aus dem Sozialwissenschaftlichen Institut der heidelberger Universität: Giselher Wirsing, „Leopold Dingräve" (Eschmann); zum Teil aus den Redaktionsstuben des Ullsteinhauses: „Ferdinand Fried" (Zimmermann), Hans Zehrer und W. F. v. Oertzen, der als direkter Verbindungsmann Schleichers anzusehen ist. In der gut informierten berliner Privatkorrespondenz, ‚Deutsche Führerbriefe', wurde behauptet, Schleicher sei mit einem nicht unerheblichen Betrage an der Finanzierung der ‚Täglichen Rundschau' beteiligt. Von hier aus gehen auch Fäden zu den christlichen Gewerkschaften, vor allem zum DHV und seiner Hanseatischen Verlagsanstalt, deren Ideologe Wilhelm Stapel (‚Deutsches Volkstum') ist.

Auf der „Linken" nimmt die „Widerstandsbewegung" des ehemaligen Räterevolutionärs, späteren SPD- und ASPD-Mannes Ernst Niekisch (Organ ‚Widerstand') für sich „in Anspruch, Träger des Selbstbehauptungswillens, des Freiheitswillens und des Geschichtswillens des deutschen Volkes zu sein". Gegen den westlerischen Geist, dessen Ausdruck der Kapitalismus ist, predigt sie die Revolution für den preußischen Sozialismus in Anlehnung an Rußland. Sie ist für Abschaffung des Privateigentums und war für unbedingte Autarkie und Entstädterung. Das scheint sich gewandelt zu haben, seit Niekisch in Rußland war, wo er angeblich auch eine längere Unterhaltung mit Radek hatte. Jetzt schwärmt Niekisch für Kollektivisierung und Technik, beruft sich gleichzeitig auf Moeller v. d. Bruck, Radek und Ernst Jüngers letztes Buch und hofft, einmal eine nationalkommunistische Partei auf die Beine stellen zu können. (Frühere Unterredungen mit dem hamburger ehemaligen KAP-Führer Wolfheim zeitigten kein Resultat.) Ein paar hundert Leute sind mit dem neuen Kurs nicht recht einverstanden, was sich bei der Septembertagung auf der Schwarzburg zeigte (wo unter anderm der Schriftsteller und Drehbuch-Autor Reck-Malleczewen sprach). Es bestanden bisher Verbindungen zu einigen Teilen des Landbundes. Seit Oktober erscheint ein neues Organ ‚Entscheidung'.

Im engern Sinne „national-bolschewistisch" sind drei Gruppierungen, die miteinander in Fühlung stehen und zusammen vielleicht 2000 bis 2500 Leute zählen. Von diesen entfällt das Gros auf die Eidgenossen unter der Führung von Werner Lass, mit dem Organ ‚Umsturz'. Es handelt sich hier vor allem um Leute, die aus der Jugendbewegung kommen, und um eine Anzahl ehemaliger SA-Männer. Die zweite Gruppe ist der „Vorkämpferkreis" um Ebeling, der in Westdeutschland Anhänger hat. Hier ist vor allem der geistige Einfluß des gießener Professors Lenz groß, der um eine Synthese von Marxismus und Nationalismus bemüht ist. Lenz hat eine wissenschaftliche „Arbeitsgemeinschaft zum Studium der russi-

schen „Planwirtschaft" ins Leben gerufen. Als dritte Gruppierung wäre hier noch die zahlenmäßig sehr kleine „Gruppe sozial-revolutionärer Nationalisten" zu nennen. Ihr Führer ist Karl O. Paetel, der ehemalige Schriftleiter des Jugendbewegungsorgans ‚Die Kommenden', aus dem er in der Hauptsache wegen einer zu klaren revolutionären Haltung vertrieben wurde. Paetel gibt jetzt ein kleines Organ ‚Sozialistische Nation' in Berlin heraus.

Genannt werden müssen noch der Kreis um das „Geistchristentum" Arthur Dinters; die einen sehr bescheidenen Mitgliederbestand mit einem höchst unbescheidenen Namen verbindende „Deutsch-Sozialistische Kampfbewegung" (Schild-Oldenburg); eine von der NSDAP abgespaltene Gruppe in Hamburg unter Krebs, die mit Franzen und Groh in Braunschweig in Verbindung steht; eine kleine oldenburger Gruppe mit dem feierlichen Namen „Nationalsozialistische deutschrevolutionäre Kampfbewegung Großdeutschlands", die sich freilich vorläufig auf vielleicht hundert bis zweihundert Leute in Oldenburg beschränken muß.

All diese Gruppen und Grüppchen zählen zusammen etwa 60- bis 70 000 Mitglieder, vermehren sich durch Spaltung und leiden meist an krankhafter Selbstüberschätzung, an jenem weitverbreiteten Laster von Sekten, sich selbst als Mittelpunkt des Weltalls und den eignen Willen als Triebfeder der Geschichte zu betrachten. Immerhin haben einige von ihnen eine nicht zu unterschätzende ideologische Bedeutung, die sich bei einer Krise der NSDAP auswirken dürfte.

Kurzbericht über Rußlandbücher von F. C. Weißkopf

Peter Panter schrieb einmal an dieser Stelle, er wünsche sich nach den vielen Büchern für oder gegen endlich einmal ein Buch über die Sowjetunion. Ich weiß nicht, ob man diesen Wunsch wörtlich nehmen, also unter einem Buch „über" die Sowjetunion ein „objektives" Rußlandbuch verstehen soll. Wäre dem so, dann wird, fürchte ich, dieser Wunsch unerfüllt und unerfüllbar bleiben, es sei denn, daß wir ein ohne Autor, gewissermaßen auf dem Wege der Selbstzeugung, entstandenes Rußlandbuch präsentiert bekommen; denn nur ein solches Buch könnte objektiv über ein Thema berichten, dem heute schon jeder Leser, von den Autoren gar nicht zu reden, „unobjektiv", das heißt mit mehr oder weniger bestimmter Abneigung oder Zuneigung, mit Mißtrauen, Abscheu oder Begeisterung, jedenfalls aber nicht mit völliger Unbefangenheit gegenübersteht. Man wird sich, wohl oder übel, damit abfinden müssen, daß jedes Buch über zugleich ein Buch für oder gegen, in manchen Fällen vielleicht auch für und gegen, die Sowjetunion ist. Objektivität wird man von den Verfassern von Rußlandbüchern billigerweise nicht fordern können; wohl aber darf man von ihnen verlangen, daß sie den eignen Standpunkt unzweideutig kennzeichnen, daß sie die Unmöglichkeit einer objektiven Berichterstattung nicht zum Anlaß nehmen, um zu entstellen und zu frisieren.

Soviel als Vorbemerkung zu einem kurzen Bericht über eine Handvoll neuer Rußlandbücher.

*

Für jeden, der sich über die Sowjetunion im allgemeinen und über den Fünfjahrplan im besondern wirklich unterrichten will; für jeden, der umfassendes Zahlen- und Dokumentenmaterial sucht, ist das zweibändige Werk „Die Sowjetunion" von Hermann Remmele, einem ebenso überzeugten Anhänger wie genauen Kenner des Sozialistischen Aufbaus unentbehrlich. (Erschienen im Verlag Carl Hoym, Hamburg — Berlin; gebunden pro Band 2,85.) Julius Hajdu gibt in seinem Buch „Rußland 1932" (Phaidon-Verlag, Wien-Berlin, Leinen 5,50) einen durchaus positiv gehaltenen Überblick über alle wichtigen Gebiete des Sowjetlebens im vierten Planjahr. Manchmal läßt er seiner Phantasie freien Lauf, so wenn er von Lenins „Träumereien" spricht oder die hundert Millionen Bauern und Arbeiter des alten Rußland in lauter romantische Oblomows verwandelt, — aber wenn er, statt zu dichten, berichtet, vermittelt er dem Leser eine Menge wertvoller Erkenntnisse. Der moskauer Ingenieur M. Iljin, selbst aktiv an der Erfüllung des Fünfjahrplans beteiligt, hat für Kinder, nein überhaupt für alle, in denen das planwirtschaftliche Riesenprojekt der Sowjets keine oder nur eine sehr blasse Vorstellung erweckt, eine „Erzählung vom Großen Plan" geschrieben: „Fünf Jahre, die die Welt verändern" (Malik Verlag, Berlin; kart. 2,85, Leinen 3,75). Iljin erzählt wirklich; er berichtet nicht nur von Dingen und Vorgängen, er läßt sie vor dem Leser entstehen und sich ereignen. Zahlen, Pläne, Beschreibungen technologischer und wirtschaftlicher Prozesse werden bei Iljin zu anschaulichen, lebendigen Geschehnissen eines leibhaftigen „Märchens der Wirklichkeit".

Iljin behandelt den Fünfjahrplan als Ganzes, Sergej Tretjakow gibt in seinen „Feld-Herren" (Malik-Verlag; kart. 2,85, Leinen 4,80) einen Ausschnitt: das landwirtschaftliche Plansegment, die „Kollektivierung". Wie Iljin ist auch Tretjakow Augenzeuge und aktiver Mitarbeiter des Fünfjahrplans. Er reportiert nicht nur, er erstattet auch, als Mitglied eines Dorfrats, als Vertrauensmann und Berichterstatter einer Kollektivwirtschaft, als „operierender Schriftsteller" Rapport über die Schwierigkeiten und Erfolge einer Aufbauarbeit, in deren Verlauf aus Muschiks Menschen, aus verlotterten, rückständigen Dörfern sozialistische Agrarkommunen werden sollen. Bei dieser Gelegenheit sei auf zwei Romane hingewiesen, die die Kollektivierung der Landwirtschaft behandeln: Konstantin Fins im Agis-Verlag, Berlin, erschienene „Dritte Geschwindigkeit" (geb. 3,75, kart. 2,85) und Fedor Gladkows vom Verlag für Literatur und Politik, Berlin, herausgegebene „Neue Erde" (brosch. 2,85, geb. 3,75).

Einen Ausschnitt andrer Art, einen geographischen, gibt Egon Erwin Kisch in einem Buch, dessen Waschzettel nicht flunkert, wenn er von „atemraubender Spannung" und „erschütterndem Geschehen" spricht. „Asien gründlich verändert" (Erich Reiß-Verlag, Berlin; kart. 3,80, Leinen 4,80) ist

das erste Buch, das dem ausländischen Leser ein lebendiges Bild des neuen Asien vermittelt, weil es Dinge und Menschen im Fluß, in ihrer Entstehung und Entwicklung, weil es den Sprung aus der mittelalterlichen Welt der „Tausend und einen Nacht" in die Epoche der sozialistischen Planwirtschaft, in seiner ganzen Größe mit allen Widersprüchen und Anachronismen zeigt. Eine Geburt wird geschildert, mit tiefer Freude über das, was geboren wird, doch ohne daß dabei die Schmerzen vergessen werden, die zu jeder Geburt gehören. Kisch berichtet über Usbekistan und Tadschikistan, die russische Ärztin L. Argutinskaja über Kasakstan. Ihre Aufzeichnungen „Eine Seite aus einem großen Buch" (Verlag für Literatur und Politik, Berlin, brosch. 1,—, geb. 1,75) ein sehr aufschlußreicher Rechenschaftsbericht über ein Jahr „gesellschaftlicher Arbeit" in den Auls der halbnomadischen Kasaken (Kirgisen): Streitigkeiten mit den reichen Beys; Kampf gegen Unsauberkeit, Aberglauben und Kurpfuscherei; Agitation für die rechtzeitige Getreideablieferung; große Schwierigkeiten und der große Triumph: „Der Plan ist zu 106 Prozent erfüllt!"

Wenn man sich über die Frauenfrage in der Sowjetunion informieren will, darf man an Fannina W. Halles umfangreichen Werk: „Die Frau in Sowjetrußland" (Verlag Paul Zsolnay, Wien-Berlin; brosch. 9 Mark, Leinen 14 Mark) nicht vorbeigehen. Durchdrungen von der „Überzeugung, daß sich im neuen Rußland ein Schöpfungsprozeß von ungeheurer Tragweite, im gewissen Sinne ein Prozeß der Vermenschlichung vieler Millionen" vollzieht, geht Fannina Halle mit großer Sympathie für die Arbeit der Sowjets, aber durchaus nicht unkritisch an die Aufgabe heran, den Leser mit der Lage der Frau im alten Rußland, mit der durch die Oktoberrevolution neu geschaffenen Situation und mit den bisherigen Stadien der Emanzipation oder, wie sie sagt, der „Menschwerdung der russischen Frau" bekannt zu machen. Ihr Buch ist ein Standardwerk.

Kein Standardwerk ist hingegen, obwohl das fettgedruckt auf dem Umschlag steht, der von Gerhard Dobbert herausgegebene Sammelband „Die Rote Wirtschaft" (Ost-Europa-Verlag, Königsberg und Berlin; brosch. 6,40). Gewiß, einige Beiträge, so der des Herausgebers, sind von hoher Qualität, aber daneben gibt es ahnungslose Plaudereien und stümperhafte Schreibübungen. Wenn man schon „zum größten Teil das ‚kapitalistisch' gesinnte Europa und Amerika über die sozialistische Wirtschaft" urteilen lassen wollte — ein interessanter und nützlicher Versuch — warum hat man dann nicht statt des ahnungslosen Plauderers Pöppelmann beispielsweise Artur Feiler oder Louis Fischer über „Wirtschaftsführer" und statt des von begreiflichen Ressentiments erfüllten fascistischen Journalisten Sessa den moskauer Korrespondenten der ‚New York Times' Duranty über die „Soziale Lage" schreiben lassen?

„Der Nationalismus in der Sowjetunion" nennt Hans Kohn eine Untersuchung, die „aus theoretischem Studium und aus der lebensmäßigen Berührung mit der neuen Atmosphäre Rußlands während einer im Sommer 1931 im Auftrage der ‚Frankfurter Zeitung' unternommenen Reise" entstand. (Sozietätsverlag, Frankfurt am Main; kart. 2,70.) Der Titel ist vielleicht

irreführend. Da sich das Buch in der Hauptsache mit der Lösung der nationalen Frage, mit der Nationalitätenpolitik der Sowjets beschäftigt, wäre ein Titel wie „Die nationale Frage in der Sowjetunion" wohl besser am Platz gewesen. Hans Kohn beherrscht die Materie. Seine Darstellung ist klar und überzeugend . . . allerdings nur so lange er sich an die Materie hält; wenn er jedoch, was ab und zu geschieht, von der Untersuchung und Darstellung der Tatsachen zu philosophischen Betrachtungen hinüberwechselt, gehen Klarheit und Überzeugungskraft leider verloren.

*

Die Redaktion hat mich gebeten, auch mein eignes Buch „Zukunft im Rohbau" (Malik-Verlag, Berlin; kart. 2,85; Leinen 4,25) hier anzuzeigen. Ich möchte diese einzigartige Gelegenheit, eine „Bombenkritik" zu bekommen, nicht benutzen sondern mich auf ein paar Zitate aus dem Vorwort des Buches beschränken. Hier sind sie:

Wir sahen die Opfergeräte schamanischer Priester und Bloomings aus USA; wir lauschten oirotischen Märchenerzählern und hörten die Rede des Roten Direktors von Magnitogorsk, als der zweite Hochofen angeblasen wurde . . . Wir schliefen unter den Zedern des Hohen Altai und an den Lagerfeuern einheimischer Jäger und Hirten; wir ließen uns von kleinen, kräftigen Pferden über wilde Flüsse tragen und folgten in den Ajilen nomadisierender Kolchose den Diskussionen über den Fünfjahrplan.

Mein Bericht erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder Unparteilichkeit. Zwei Augenpaare können ein Sechstel der Welt nicht überblicken, und zu dem großen Geschehen im Osten keine Stellung zu nehmen, sei objektiven Subjekten überlassen. Aber ich habe mich bemüht, auch das zu sehen und zu hören, was mir nicht gefiel, und auch davon zu berichten . . .

Es gilt als Tugend des Schriftstellers, zu zeigen und zu sagen, was ist. Aber mit dieser Tugend allein kommt man in der Sowjetunion nicht weit; denn charakteristisch für diese neue Welt ist nicht das Sein, sondern das Werden. Wer nur Zustände sieht, sieht das Wichtigste nicht: den Prozeß des Entstehens einer Wirtschaftsreform, der die Zukunft gehört und die aus Mushiks und Nomaden neue Menschen gemacht hat. Der neue sozialistische Mensch ist gewiß noch nicht fertig, er ist, wie sein Werk, noch im Rohbau. Aber in einer Gesellschaft, in der Ausbeutung ächtet und Arbeit ehrt, statt wie sonst auf der Welt bestenfalls nicht zu schänden . . . sind alle Voraussetzungen dafür gegeben, daß der Bau einer besseren Zukunft auch gelingt.

Falsch links — falsch rechts von Herbert Ihering

In der ganzen Welt kann man vom Theater die Haltung oder die Interessen eines Volkes ablesen, und seien es auch nur die Haltung und die Interessen, die es nicht hat. Mögen die Bühnen in New York, in London und Paris noch so sehr das Unterhaltungsstück pflegen, so erfährt man eben daraus, wie man sich in New York, in London und Paris unterhält. Man erfährt, daß das Theater eben nur zu den Menschen spricht, die sich ablenken wollen, daß das Theater nur für bestimmte Schichten da ist und daß die Schichten noch stark genug sind, die Zuschauerräume zu füllen. Man erfährt vom russischen

Theater, was alle erfüllt, welche Losung ausgegeben ist, welche Generallinie geistig und künstlerisch eingehalten werden soll. Das Theater der ganzen Welt unterrichtet, mag es Vorstadttheater oder mondäne Boulevardbühne, Volkstheater oder Frackbühne sein, über das, was die Nationen in ihren Klassen und Schichten bewegt oder nicht bewegt.

In Deutschland, in dem sich die Meinungsbildungen und politischen Wandlungen leidenschaftlicher ankündigen als irgendwo sonst in Europa, merkt man auf dem Theater davon nichts. Man erfährt nicht einmal, wie sich das Publikum unterhält. Man könnte sich vorstellen, daß die Erregungen des Tages den Leuten im Theater den Geschmack an wesentlichen Fragen, an tragischen Erschütterungen oder denkerischen Aufgaben verleiden. Man könnte annehmen, daß das Publikum sich von der Not des Lebens in den Wirbel der Revueen oder vornehmer Unterhaltungsstücke stürzen möchte. Nicht einmal das ist richtig. Nicht einmal die Revuen, nicht einmal die Operetten, nicht einmal die Salonkomödien stimmen. Die Berliner wollen nicht den „Studentenprinzen", wollen nicht Molnars „Harmonie", wollen nicht „Das Märchen vom Wolf". Die Konzessionen werden einem Publikum gemacht, das es nicht mehr gibt.

Also wird es Bühnen geben, die der „völkischen Bewegung" durch Aufführungen zum Durchbruch verhelfen? Also werden auf dem ernsten Theater sogenannte Linksstücke durch sogenannte Rechtsstücke abgelöst? Auch das ist nur zum Teil richtig. Gewiß, man sieht einige brave patriotisch wallende Uniformstücke, aber es ist der Patriotismus der Vorkriegszeit. Man sieht wackere, gemütvolle Philisterstücke. Aber grade das, was große Menschengruppen erfüllt, grade die „rechte" Lebensauffassung, grade der Drang aus der Zivilisation auf das Land, von der Großstadt zur Erde, grade die neuen Gruppenbildungen, grade die bündische Bewegung finden in den Stücken, die auf die Bühne gelassen werden, keinen Ausdruck. So paradox es klingt, so wahr ist es: die wirklichen, die echten Rechtsstücke, wurden nur aufgeführt, als das Theater von einer Linksbewegung getragen wurde. Ich denke an die Werke von Barlach. Niemals wurde Barlach weniger aufgeführt als heute. Ich denke an die „Michael Kohlhaas"-Bearbeitung von Arnolt Bronnen.

So ist es nicht verwunderlich, daß überall wieder falsche Begriffsbildungen Platz greifen. Die Worte „rechts" und „links" richten von neuem Verwirrung an. Wie die Theaterdirektoren im Banne des Wortes „rechts" die ödesten patriotischen Schinken aufführen, so ist das andre Mißverständnis noch größer. Solange die repräsentativen Bühnen, die freizügigen, liberalen, modern genannten Theater das übliche Luxusrepertoire geben, solange eine ziellose Ironie, eine spielerische, nirgends verwurzelte, aber überall sich tummelnde Witzelei bevorzugt wird, solange ist es nicht verwunderlich, daß die nationalistische Polemik diese Kunst im Ernst für links hält. Die äußerste Programmlosigkeit wird programmatisch genommen, die letzte Verlegenheit für planvoll gehalten, der kläglichsten Hilflosig-

keit eine Absicht unterschoben. Molnar avanciert zum Kulturbolschewisten und Frantisek Langer wird zu einer wichtigen Figur.

Dabei entspricht die Haltung links genau der Haltung rechts. Wenn rechts patriotische Phrasen der Ersatz für Kraft sind, so ist links die Ironie, die in der Luft hängt, der Ersatz für Geist. Wenn rechts schon das kriegerische Kleid oder der Säbel symbolischen Wert erhalten, so bekommt links eine menschliche oder humane Bemerkung bereits den Rang des Dichterischen. Ersatzkunst überall, Talmipoesie, Talmigeist. Haargenau in der Mitte steht ein Stück wie Frantisek Langers Legende „Engel unter uns", das deshalb charakteristisch für die Mißverständnisse auf beiden Seiten ist. Hier stammt, auf eine banale Formel gebracht, die falsche Poesie von rechts, die falsche Ironie von links. Engel werden auf die Erde gesandt und leben in Menschengestalt ein zweites oder drittes Dasein. Engel — ein Arzt, der unheilbar Kranke vom Leben erlöst. Engel — auch der Schuhfabrikant Bata, der die „Sendung" hat, die Menschheit mit Schuhen zu versorgen. Engel — ein Schutzmann, ein Straßenbahnschaffner, ein Schuhmachermeister. An die Stelle der Solidarität der Klassen- oder Volksgenossen tritt die Solidarität der Engel (tatsächlich). Poesie des Optimismus, Poesie der Ankurbelung. Das snobistische Theaterpublikum, das verzückt an Dichtung glaubt, wenn es himmlische Posaunen vom Schnürboden vernimmt, darf aber nicht zu lange in diesen poetischen Gefühlen gelassen werden. Es könnte sonst doch anfangen, selbständig zu denken und die Kontrolle zu übernehmen. Also schlägt die blaßfarbige Poesie in ebenso blasse Ironie um, die den Dichter und den Zuschauer aus der Verantwortung löst. Sanft erhoben und sanft gefrozzelt — es ist dasselbe. Die Einen glauben an eine Dichtung, die Andern an eine Veräppelung. Die Mischung des Stückes ist natürlich keine Absicht, schon deshalb nicht, weil Frantisek Langer das deutsche Publikum kaum kennt. Aber sie trifft die deutsche Theatersituation, das Halb und Halb, die Ersatzkunst.

Es gibt kein linkes Theater in Berlin, obwohl es rechts behauptet wird. Es gibt kein rechtes Theater in Berlin, obwohl es links behauptet wird. Auf der einen Seite läßt man sich lieber die abgedroschenste „vaterländische" Phraseologie gefallen als daß man Barlach aufführt (für den erst jetzt die Zeit gekommen sein müßte). Auf der andern Seite hat man lieber mit Molnar sichere Mißerfolge als daß man mit Brechts „Heiliger Johanna der Schlachthöfe", dem bedeutendsten Drama des letzten Jahrzehnts, die Unsicherheit eines Erfolgs auf sich nimmt. In einer haltlosen Zeit will der Zuschauer auf der Bühne wenigstens Halt finden. Er findet ihn nicht. Was gespielt wird und für wen gespielt wird, ist das Theater jener „hauchdünnne Schicht", die keine Bewegung mehr tragen kann. Selbst Bernard Shaw spricht in seinem letzten Stück die Erkenntnis aus, daß der Geist wurzellos geworden ist und aus seiner Isolierung heraus muß. Man kann es dem Fünfundsiebzigjährigen nicht verdenken, wenn er in dieser tragischen Situation nicht weiß, wo er Anschluß suchen soll. Die Theaterdirektoren haben alle seine Werke aufgeführt. Seine Fragen aber haben sie sich niemals gestellt.

Das Neue Paradies von Alfred Polgar

Eine vieraktige Komödie von Julius Hay (dessen starkes und interessantes Schauspiel „Sigismund" demnächst in Berlin zu sehen sein wird). Volksbühne.

Der paradiesische Zustand, da Lamm und Löwe friedevoll nebeneinander weiden, wird hergestellt sein, wenn dem Löwen die Krallen ausgefallen oder dem Lamm welche gewachsen sein werden. Hays Komödie entscheidet sich, als für die einzig mögliche, für die zweite Variante.

Das Stück spielt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in Amerika. Ein junger Mann, Schüler Robert Owens, will die Welt von ihren sozialen Übeln auf sanfte Art befreien. Er verwirft jede Gewalt. Er gründet eine Siedlung, in der alle gleiche Rechte und Pflichten haben, gemeinschaftlich für ihre gemeinschaftlichen Interessen arbeiten und wie Brüder lieblich nebeneinander leben sollen. Eine steinreiche lustige Witwe, die der Zufall dem Schwärmer in den Weg führt, begeistert sich für seine Ideen. Das heißt: die Ideen sagt, aber den Idealisten meint sie. Jedenfalls gibt sie das Kapital her für die antikapitalistische Unternehmung. Das wird im ersten, quicklebendigen, Akt heiter und anregend exponiert. Im Geflecht der vielen, kräftig pulsierenden, Äderchen des Dialogs ist der Interessen-Kreislauf bürgerlicher Welt (wie sie damals war und, um ein paar Schraubenwindungen höher, heute noch ist) erkennbar. Die Figuren sind spaßig übertrieben, aber nicht mehr, als den Lichtbrechungs-Gesetzen komödischer Luft gemäß. Nachher ändert sich das gewaltig.

Akt zwei und drei zeigen die Siedlung im Betrieb. Von Gleichheit keine Spur, die Gemeinschaft zerfällt, kaum, daß sie sich gebildet hat, in Ausbeuter und Ausgebeutete, die Idee stirbt an dem Leben, zu dem sie erweckt wurde, und die Komödie fällt senkrecht ab in die Posse. Es ist die Schwäche des Stücks, daß es sofort ins Absurde setzt, was doch erst ad absurdum geführt werden sollte. Es wird nicht gezeigt, wie der Versuch, auf friedlichem Wege die Menschen von Habgier und Eigennutz zu erlösen, mit Notwendigkeit scheitern muß, sondern es wird ein so lächerlicher Versuch dieser Art gezeigt, daß sein Scheitern nicht die Spur von Beweiskraft hat. Die Satire des Spiels, beziehungsweise des Beispiels, das dieses gibt, läuft leer, weil ihr das Objekt, dem sie gilt, gar keinen ernsten Widerstand entgegensetzt, sozusagen schon tot ist, ehe sie es erschlägt.

Im Schlußakt erscheint das Paradies liquidiert. Ein geschäftstüchtiges Mitglied der neuen Gemeinschaft hat es verstanden, sie kapitalistischen Zwecken dienst- und nutzbar zu machen. Der Weg, auf dem der Tüchtige zu seinem Ziel gelangte, bleibt unklar, und noch unklarer bleibt, warum die Paradiesvereinler ihm auf solchem Weg geduldig und gehorsam folgten. Wie vom geplatzten Himmel heruntergefallen, ist plötzlich eine Schlußsituation da, in welcher der Kapitalist sich ins Fäustchen lacht, der Prolet dieses ballt, und der Autor dort steht, wo er hinaus will. Damit wir dies deutlich merken, wird der Geschichte, aus welcher sie nicht zwingend folgte,

die Moral der Geschichte, in Rede und Gegenrede, angehängt: daß nämlich eine bessere Ordnung der Welt nicht den herrschenden Gewalten abgeschmeichelt sondern erkämpft sein will.

Gewissermaßen: die starke Lehre muß das schwache Beispiel, aus dem sie gezogen ist, rechtfertigen.

Unter Hilperts Regie blüht das Stück in lebhaften Farben. Manchmal in peinlich grellen, etwa wenn ein Jude, in den der Handelsgeist gefahren ist, von dem Darsteller Trenk-Trebitsch im budapester Orpheumstil überjüdelt wird. Adolf Wohlbrück mimt den Edelkommunisten. Man kann keine Sekunde glauben, daß die Ideen, als deren Verkünder er auftritt, ihm wirklich in Herz und Hirn sitzen; er ist nur wie parfümiert mit ihnen. Ton und Haltung beglaubigen Paul Verhoeven als Wortführer der Proletarier, die des rechten Wegs bewußt sind; in Spiel und Rede dieses eigentlich zarten Schauspielers schwingt Geistiges, schallverstärkend, mit. Paul Dahlke spielt mit überzeugender Temperatur den Mann, der vom kalten Fieber des Geschäfts geschüttelt wird, und als mulattisches Naturwesen ist Brigitte Horney mit Leib und Seele elementar. Die schauspielerische Überraschung des Abends bringt Gerda Maurus. So frei und sicher hat man sie auf der Bühne noch nicht gesehen. In der richtigsten Dosierung gibt und mischt ihr Spiel das Kindliche, Pretiöse, Ahnungslose der Dame, die nicht aufhören kann, eine zu sein, und es ist reizend, wie sie die überscharfe Lächerlichkeit der Figur durch einen feinen Schleier von Selbstironie zu mildern weiß.

Gustav Meyrink †

Eine Montage aus seinen Geschichten

Wie es sich für einen Schriftsteller deutscher Nation geziemt, bin auch ich kürzlich — Sie werden es wohl in den münchner Zeitungen in der Rubrik für „Kunst", knapp unter den üblichen Leitartikeln: „Maul- und Klauenseuche in Bayern", gelesen haben — eines unnatürlichen Todes gestorben. Müde, dem unabwendbaren Dichterschicksal: dereinst im Golde qualvoll ersticken zu müssen, von früh bis spät ins Auge zu sehen, beschloß ich, schnellerhand meinem Leiden ein Ende zu bereiten ... Doktor Schmuser, der unverbesserliche Gewohnheitsprophet und Gründer der theosophisch-anthroposophisch-rosicruci-pneumatotherapeutischen Gesellschaft wandelte in den Wolken, mit der einen Hand einen Bürstenabzug der ihm vom Werkmeister des Weltalls anvertrauten Akashachronik korrigierend, mit der andern die Götter rastlos grüßend, und hinter ihm als Ehrengarde: zwölf ausgewählt vermögende alte Damen ... Als ich schließlich ihre Seele vom Körper losgetrennt und in der großen Glasflasche isoliert hielt, ließ mich eines Tages ein unerklärlicher Geruch nach Ziegenmilch Böses ahnen, und ehe ich noch den Hertzschen Oszillator, der offenbar einen Augenblick versagt hatte, wieder in Ordnung bringen konnte, war das Unglück bereits geschehen und die anima pastoris ♀ unwiederbringlich entwichen. Augenblicklich wandte ich wohl die stärksten Lockmittel an, legte ein Paar Frauenunterhosen aus rosa Barchent (Schutz-

marke ‚Lama') aufs Fensterbrett, einen elfenbeinernen Rückenkratzer, ja ein Poesiealbum aus giftblauem Sammet mit goldenen Geschwüren — aber alles umsonst! ... „Wird auf den Wesenskern der Pastorenweibse ein Reiz ausgeübt, — welcher immer — so — häkelt sie, — und bleibt er ungereizt —", des Meisters Stimme wurde leise und unirdisch, „— so — so vermehrt sie sich — bloß." Tot sank der Adept zurück ... Und dann wurde Hilligenlei öffentlich auf dem Gänsemarkt vorgelesen — von Frau Oberkonsistorialrat Suschen Thaden — und das dauerte nu vier Tage. Und während diese Zeit blieb nu die Sonne sstarr am Himmel sstehen, und hie und da hörte man n doll unterirdisch Tosen. Als ob die Erde laut gähne. S war überhaupt, als sei die ganze Natur eingeschlafen ... Jetzt lag Zavadil nackt — die letzten Fetzen hatte der Wasserstrahl fortgerissen — auf dem Vorhofe des Missionsgebäudes, dampfte wie ein Bügeleisen und schämte sich seiner Blöße. Ein findiger Jesuitenpater warf ihm einen alten Asbestanzug, der einmal einem Lavaarbeiter gehört hatte, vom Balkon zu, in den sich Zavadil unter Dankesworten hüllte ... Wir haben uns ebenfalls das Gesäß mit Flitter geschmückt, und wenn wir beim Herannahen der Tiere nur jede Intelligenzäußerung scharf unterdrücken, so werden wir für Offiziere gehalten und hoch geachtet und sind vollkommen sicher. Du wirst vielleicht sagen, es sei das charakterlos von mir, aber ich bitte dich, was muß man nicht alles tun, wenn man nun schon einmal unter Orang-Utangs leben muß. Jetzt aber heißt es hastig schließen, draußen — ganz nahe schon — höre ich das schneidige „Gwääh — Gwegg; — Gwääh — Gwegg" der Vaterlandsaffen. Herzlichst grüßt dich daher in Eile dein alter Egon Ipse.

Queen Kelly von Rudolf Leonhard

In den Zeitungen steht als Neustes aus Hollywood: „Erich von Stroheim dreht seit acht Wochen seinen Film Broadway-Spaziergang. Nichts, was er zu brauchen glaubt, wird ihm im Atelier verweigert; aber es ist dies die große Prüfung in seinem Regisseurleben. Gelingt der Film, so wird Stroheim den Platz einnehmen, der ihm von Rechts wegen in Hollywood zukommt; fällt er durch, so wird er sich trotz seines unbestreitbaren Talents damit abfinden müssen, in Hollywood nur noch als Schauspieler zu wirken."

Wer ist dieser Stroheim, der nach einem und trotz einem halben Dutzend wenig bekannter, aber doch weltberühmter Filme von den strengen Amerikanern noch einmal in ein für alle Beteiligten kostspieliges und gefährliches Examen genommen wird?

Ich sah ihn zum erstenmal in einem riesigen und, wenn ich mich recht erinnere, wenig belangvollen Film. Stroheim spielte einen österreichischen Offizier. Dieser Offizier zog sich einmal die Handschuhe an. Die Bewegung dauerte fünf, zehn, zwanzig, hundert Meter, eine Ewigkeit lang; er zog die Handschuhe auf und strich sie fest, Finger für Finger, und über diesen im weißen Leder prallen Fingern lächelte ein knochiges, rundes, mit straffer Haut fest bespanntes, breites, kurzes, hartnüstriges, knappes und kaltes Junkergesicht. Ich sprang vom Sitz auf: diese Geste, dies ekelhafte unaufhörliche Plattstreichen des längst festsitzenden Leders — so widerlich

ist ja die Uniform, ist ja der Militarismus; und diese Szene, dies leicht grinsende Knochengesicht — dieser Mann ist ja, was er spielt, und haßt ja, was er ist!

Im Werk Stroheims, dessen spätere Filme diesen ersten Eindruck erweitert und bereichert, aber immer bestätigt und befestigt haben, wird ein Haß, ein höllischer, ein allgemeiner und keine Ausnahme kennender Haß schöpferisch, ein Haß vor allem auch gegen seinen Träger und sich selbst.

Erinnert man sich des Anfangs vom „Hochzeitsmarsch"? Wo die Freuden des Ehestandes in der ausführlichen Abwicklung des normalen Morgendialogs zwischen zwei alten fürstlichen wiener Ehegatten gezeigt wird; wo zwei würdige Väter die Verlobung ihrer Kinder im Bordell besprechen; wo der Held mit seiner Geliebten, vollkommenste, süßeste Liebesszene, starren Gesichts und mit geblockten Kiefern unter einem Blütenbaume sitzt, und es fallen so viele Blüten auf das Paar herab, wie es in der ganzen Welt auf einmal nicht geben kann; und fallen so hart, als wollten sie das Paar erschlagen!

Diese Süßigkeit in Stroheims Filmen, die „kitschig" erscheint, ist oft nicht verstanden worden. Auch sie, auch ihre teuflische Übertreibung kommt aus dem Haß; ihr wollt Süße? Hier habt ihr dicken, geronnenen Zucker, kiloweise, und klebrig. Ersticken sollt ihr drin!

Genau so ist der Reichtum, die Dekorationsfülle, die Verschwendung in Stroheims Filmen nicht die sonst in Hollywood übliche, kalt kalkulierte, demonstrative Protzerei. Er erzielt, indirekt, eine negative Wirkung: Ihr liebt den Pomp, ihr laßt euch gern bluffen? Hier, ihr sollt damit erschlagen, zugedeckt, darin vergraben werden. Die zwei kurzen Szenen des Verlobungsmahls in „Queen Kelly" müssen allein Millionen gekostet haben; aber ihr Detail überwächst und erdrückt das Spiel, sie benehmen dem Zuschauer den Atem.

„Queen Kelly" ist ein stummer Film Stroheims, zu sehen in einem kleinen pariser Kino, in Amerika ist er, obwohl mehr als zwanzig Millionen Franken Kosten zu amortisieren sind, nicht gezeigt worden. Denn es ist ein echter Stroheimfilm.

Die Handlung ist belanglos. Wieder liebt ein Prinz, der morgen die halb verrückte Königin heiraten soll, eine Klosterschülerin, die er grade heute kennen gelernt hat; er entführt sie, indem er die Klostergänge mit Rauch füllt, einen Brand vortäuscht und das ohnmächtige Mädchen auffängt; er macht sie für eine Nacht zu seiner Königin — das kommt nicht recht heraus, von allem Königlichen kriegt die Ärmste nur ein fürstliches Abendessen; am nächsten Morgen wird sie, die nur ein Hemd trägt, von der Königin, die mit einem Pelz bekleidet ist, aus dem Schlosse gepeitscht; sie springt ins Wasser; der Prinz ertrotzt die Heiratserlaubnis und findet eine Leiche, neben der er gegen sich den Degen zieht.

Das alles wäre nichts; aber die Königin ist ein Tier, dem keine Grenzen gezogen sind; der Prinz ist ein schon nicht mehr leichtsinniger sondern schwachsinniger Bursche, der grade wegen dieses verantwortungslosen Schwachsinns geliebt wird; die Liebende ist ein hilfloses Geschöpf mit verzerrten Augen; Soldaten sind Maschinentiere, die erst dann eine eigne und zwar eine freudige Regung zeigen, wenn ihr Klassengenosse vor ihnen halb tot geprügelt wird. Einmal taucht ein Menschengesicht auf, in der Großaufnahme der Oberin, die Kelly bestrafen muß; wie dies alte, schwere, gütige Gesicht das Lächeln verhält und dann doch straft, diese eine Großaufnahme ist allein schon eine ganze Tragödie.

Der Regisseur Stroheim beherrscht die filmischen Ausdrucksmittel in einem ganz ungewöhnlichen Maße. Fast unmerklich, wie

der Zug der Klosterschülerinnen und die Reiterschwadron in springenden Bildern dieselben Wendungen und Umkehrungen ausführen, in einer lieblichen Landschaft, die sie zerreißen; aber das nähert die Liebenden einander unentrinnbar, und ihr Kreis verengert sich. Die Gefangenschaft des Prinzen wird ganz fühlbar, weil vor seinem Fenster der brennende schräge Strich eines belichteten Bajonetts hin und her gleitet. Wir fühlen, nachdem wir wissen, was wir am Sprechfilm gewonnen haben, wieder einmal, was wir am stummen Film verloren haben. Wie der Prinz seiner Geliebten mit einigen Hand- und Kopfbewegungen die Brandstiftung schildert (und wie er sich dabei charakterisiert), ist ein Meisterstück des Filmausdrucks.

Ein Meisterwerk des Films. Das Werk eines brennenden, engen, besessenen Gehirns und eines kranken Gemüts. Ein Hassender, der im Hasse und vor lauter Haß genial ist; das ist der Stroheim, den Amerikas Filmwelt heute noch zu fürchten Recht und Grund hat und den sie morgen vielleicht verbannt.

Gereke und sein Plan von Hermann Budzislawski

Eine Firma ging zugrunde, weil die Inhaber verschiedene Interessen hatten. Innerlich uneinig, konnte sie sich in aufgeregter Zeit nicht gegen die Konkurrenten im Kundenfang behaupten. Nun wurde das bankrotte Unternehmen umgegründet. Hat der Seniorchef den Großagrarier oder den Großindustriellen ausgeschifft, weil sie sich nicht vertragen konnten? Nein, er hat die frühere Konkurrenz, soweit sie sich zugänglich zeigte, in die Firma aufgenommen; nun ist, so denkt er, von außen weniger zu fürchten. Im Chefkabinett der Firma haben sich freilich die Gegensätze vermehrt. Dem Großgrundbesitzer ist der Großbauer gegenübergetreten. Aber alle versichern, daß sie keine eignen Interessen vertreten; nur dem Nutzen der Gesamtfirma wollen sie dienen. Man wird ja sehen!

Der Großbauer heißt Günther Gereke. Er ist neununddreißig Jahre alt und bewirtschaftete bis jetzt ein Gut von ungefähr fünfhundert Morgen leichten Bodens in der Nähe von Torgau. Auf einem schmächtigen Körper thront ein ausdrucksvoller Kopf mit überhoher Stirn. Gereke gilt als schöner Mann. Als Kriegsfreiwilliger wird er torgauer Husar. Wird rasch hintereinander mehrmals schwer verwundet und darauf aus dem Heer entlassen. Den Referendar und doppelten Doktor Gereke macht die potsdamer Regierung — es ist Krieg, Männer sind knapp — zum kommissarischen Bürgermeister des brandenburgischen Landstädtchens Meyenburg, und die braven Meyenburger ernennen den Zweiundzwanzigjährigen zum Ehrenbürger der Stadt! Das muß gewaltiges Selbstbewußtsein und ungezügelten Ehrgeiz wecken.

Eine glänzende Laufbahn tut sich vor Gereke auf. Mit fünfundzwanzig Jahren ist er Landrat seines Heimatkreises Torgau. Er gehört dem Stahlhelm an, er führt im Werwolf. Der völkische Landrat behagt der sozialdemokratischen Regierung nicht, die ihn nach Hannover versetzt. Gereke läßt sich nichts gefallen; er nimmt seinen Abschied, bewirtschaftet sein Gut Pressel bei Torgau. Von dort aus dringt er in die landwirtschaftlichen Organisationen ein, zunächst in den Landbund der

Provinz Sachsen. Gleichzeitig arbeitet er am Zusammenschluß aller preußischen Landgemeinden. Den beiden Städteorganisationen tritt eine kommunale Interessenvertretung des flachen Landes entgegen. Am 28. Oktober 1922 wird der Verband der Preußischen Landgemeinden gegründet, dann folgt der Zusammenschluß über Preußen hinaus zum Deutschen Landgemeindetag. Jetzt ist Gereke Präsident beider Körperschaften. Er hat sich selbst die Waffe geschmiedet, mit der er auf politischem Kampffeld antreten kann.

Auch auf parlamentarischem Boden versucht er sich. Von 1924 bis 1928 gehört er zu Hugenbergs Getreuen im Reichstag. Bald spinnt er jedoch Fäden, an denen er später aus dem deutschnationalen Lager herausgezogen werden soll. Am 12. November 1926 erscheint neben dem Professor Popitz, der jetzt als Reichsminister zu Wagemann und Gereke hält, auch der zu jener Zeit wenig bekannte Zentrumsabgeordnete Brüning auf der Haupttagung der preußischen Landgemeinden. 1929 trennt sich Gereke von Hugenberg, den er nun an der Spitze der Landvolkbewegung bekämpft. Doch Brünings zähe Arbeit, linke Gruppen von Hugenberg abzusprengen, bringt einen Mißerfolg. Nur Parlamentarier kommen, die Massen gehen nach rechts, zu den Nationalsozialisten. Dennoch trennt sich Gereke nicht von Brüning, dem er oft die zur Mehrheit fehlenden Stimmen heranschafft. Im Frühjahr 1932 benutzt Brüning Gerekes weitreichende Beziehungen und sein unbestreitbares Organisationstalent, um die Hindenburgwahl durchzuführen. Nun erfreut sich der Landrat a. D. auch großer Sympathien an allerhöchster Stelle.

Als Vorsitzender der Hindenburgausschüsse beweist Gereke seine Fähigkeit, politische Angelegenheiten unpolitisch aufzuziehen und zur Sache des ganzen Volkes zu stempeln. Nach den Präsidentenwahlen erweitert er seine Beziehungen nach rechts und nach links, zu den Nationalsozialisten, dem Reichsbanner und den Gewerkschaften. In der Kulisse der Kommunalpolitik sammelt er die Mannschaften, die den Kampf für die Rettung des Staates und der Gesellschaft ausfechten sollen. Er erzählt den Truppen, er könne Arbeit und damit den Wohlstand bringen. Die neue Illusion ist nötig, denn Gereke sieht dunkle Gewitterwolken über seinem Acker heraufziehen. Ja, die Gesellschaft ist gefährdet, schon „ist zu beachten, daß in zahlreichen Gemeinden ... die ... in ihren Unterstützungs- und Rentenbezügen gekürzten Personen in radikaler Weise zur Selbsthilfe greifen und die Lebensmittel vom Felde wegholen. Der Zusammenbruch der staatlichen Ordnung ist also in allerbedenklichste Nähe gerückt". Nicht minder bedrohlich erscheinen ihm die erfolgreichen Streiks gegen die Tariflockerung.

Arbeit gibt es in Fülle, das sieht Gereke. Den Boden könnte man verbessern, neue Straßen wären von Gutshof zu Gutshof zu ziehen, Schnellbahnen müßten den Landmann in die Städte bringen. Der Acker ist unersättlich, mit Schweiß will er gedüngt werden. Doch warum läßt man die Menschen

in den Städten versumpfen, warum sind sie arbeitslos? Gereke glaubt, gerecht zu sein, wenn er nicht borniert trompetet: Verlorner Krieg! Reparationen! Goldmangel! Das auch, gewiß. Aber der Deutsche soll in sich gehen und nicht alles auf die Weltwirtschaftskrise schieben. Schuld am Unglück, so meinen die Wortführer der Landgemeinden, ist nicht zuletzt die „Strukturwandlung der deutschen Bevölkerung", nämlich der Geburtenrückgang. Gesunde Bauern haben viele Kinder, Städter sind dekadent und sterben aus. Eigentlich wäre das zu begrüßen, weil dann weniger Arbeitskräfte nachwachsen? Weit gefehlt! „Der Hauptantrieb für die Entfaltung einer Wirtschaft ist das natürliche Wachstum der Bevölkerung. Läßt die innere Spannkraft der Bevölkerung nach", wird es schlimm, denn „fehlende Kinder sind fehlende Nur-Konsumenten". Als ob es heute an Menschen fehlte, die den Bauern Butter und Eier abkaufen möchten! Als ob die Arbeiterkinder in den Großstädten, diese erwünschten Nur-Konsumenten, konsumieren dürften! Aber dieser Unsinn paßt in die reaktionär-bäurische Gedankenwelt, erklärt sich durch die Verachtung der Städter, nährt Stolz auf das gesunde Land mit seinem Kinderreichtum — durch den der Bauer fremde Arbeitskräfte spart.

Diese seltsame Krisentheorie ist in der Programmschrift der Landgemeinden scharfsinnig und unsinnig ausgebaut worden. Wo viele Kinder sind, braucht man als wichtigste Güter Nahrung und Kleidung. Was verlangen aber die Erwachsenen? Bier, Tabak, Auto, Radio, Film, Reise, Vergnügen, Sport. Zur Erzeugung von Nahrung braucht man viele Arbeiter — wenigstens in der rückständigen deutschen Landwirtschaft, die durch Schutzzölle vor der Anwendung amerikanischer Mähdrescher bewahrt worden ist. Die Freuden des erwachsenen Großstädters, die er sich längst nicht mehr leisten kann, entstehen dagegen, soweit sie überhaupt noch entstehen, in maschinenreichen Betrieben. Und die Moral dieser Moralpredigt gegen die sündige Stadt: Je weniger Kinder, desto geringer die Nachfrage nach Arbeitskräften. Je mehr Erwachsene, desto größeres Angebot an Arbeitskräften.

Wohnten in Berlin kinderreiche Bauern, wäre offenbar alles gut. So aber gibt es nur eine Rettung: „Rückentwicklung zum platten Land!" Vor allem die Grenzlande müssen besiedelt werden. Nicht nur in diesem völkischen Gedanken stimmt Gereke mit den Nationalsozialisten überein. Mißtrauen gegen die Privatinitiative zwingt zur Arbeitsbeschaffung durch die öffentliche Hand. Reformistischer Sozialismus? Nein, denn die Aufträge sollen an die mittleren und kleinen Unternehmer vergeben, keineswegs in eigner Regie durchgeführt werden. Auch Siedlungsbolschewismus liegt Gereke fern. Selbstverständlich ist „an eine völlige Aufteilung des Großgrundbesitzes ... gar nicht zu denken, die Landgemeinden verwahren sich gegen eine „revolutionäre Änderung des Charakters unsrer Landwirtschaft". In zehn Jahren sind 180 000 Siedlerstellen zu schaffen. Weit mehr Kräfte sind bei der Melioration von 13 Millionen Hektar Boden einzusetzen, was zehn Milliarden Mark kosten würde. Neue Flugplätze braucht

Deutschland, aber keine Badeanstalten und Stadien, für die rote Stadtverwaltungen das Geld verschwendet haben.

Niemand hat bishen daran gezweifelt, daß die Kommunen Geld auszugeben und dabei Menschen zu beschäftigen verstehen. Haben Sie das Geld? Bekanntlich nicht; dagegen sind sie sehr verschuldet. Doch die Finanzierung bereitet keine Schwierigkeiten. Wozu haben wir das „Hoheitsrecht der öffentlichen Hand"? Natürlich zur Kreditschöpfung! Inflationsgefahr soll nicht bestehen, falls für das neue Geld — Buchgeld, Giralgeld — neue Werte geschaffen werden. Zu Unrecht beruft sich Gereke dabei auf Wagemann. Ganz so konfus ist der doch nicht. Gottfried Feder hat unverkennbar Pate gestanden, als dieses „Wertgeld" aus dem Nichts gezaubert wurde.

Die Übereinstimmung mit dem nationalsozialistischen Wirtschaftsprogramm geht noch weiter. Stammt nicht von Feder die „Brechung der Zinsknechtschaft"? Auch die Anleihen, die Gereke bei den öffentlich-rechtlichen Kreditanstalten aufnehmen will, sollten nach der ersten Fassung des Plans nicht verzinst werden. Warum wurden denn die Arbeiten, die Gereke nun beschaffen will, nicht schon längst von privaten Unternehmern in Angriff genommen? Weil sie keine Zinsen abgeworfen hätten. Mit andern Worten: Gereke fordert, kapitalistisch gesprochen, einige Milliarden für Fehlinvestitionen.

Nie wird der Kapitalismus diese Milliarden den Bauern zur Erfüllung ihrer Wünsche bewilligen. Mögen Zweihunderttausend für ein Butterbrot Wege schippen, wenn sie sich beschäftigen wollen. Der Arbeitsminister Syrup ist Präsident des Freiwilligen Arbeitsdienstes geblieben, weil er eine so erzieherische Sache nicht einem Illusionisten wie Gereke ausliefern wollte. Weder er noch Warmbold noch Luther denken daran, dem neuen Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung viele Milliarden in die Hand zu geben. Eine Abschlagszahlung vielleicht. Sie glauben noch nicht an die Gewalt der Massen, vor denen Gereke ebenso zittert wie die Bureaukratie der Bünde, Gewerkschaften und Parteien, die sich für seinen zusammengestoppelten Plan einsetzen, weil der Druck von unten wächst. Sie glauben, mit Taktik darum herumzukommen, die Rechnung zu bezahlen, die ihnen eines Tages vorgelegt werden wird.

Wochenschau des Rückschritts

— Der Bezirksparteitag der KPD in Nürnberg wurde wegen „hochverräterischen Charakters" verboten; die Protestversammlung der berliner Ortsgruppe des SDS gegen die Verhaftung Ludwig Renns wurde ebenfalls verboten.

— Die Beschwerde gegen das Verbot des ‚Anderen Deutschland' wurde zurückgewiesen.

— Der Devisenschieber Geheimrat Tillich, der mit verschiedenen Nazis zusammengearbeitet hatte, wurde gegen Kaution aus der Haft entlassen.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Reservations auch für Anwälte?

Der deutsche Anwaltverein, privilegierter Hüter idealistisch gefärbter Standesvorurteile, hat sich in die Niederungen grob materialistischer Berufsauffassung begeben. Seine letzte Abgeordnetenversammlung in der vorigen Woche forderte die sofortige Sperre der Zulassung zur Rechtsanwaltschaft und im Anschluß daran die Einführung des „numerus clausus". Begründung: „Proletarisierung und Verelendung eines Standes hat den Verlust seiner Zuverlässigkeit und Lauterkeit zur zwingengen Folge." Man muß Doktor Dix, dem Präsidenten des Deutschen Anwaltvereins, gradezu dankbar sein, daß er mit so bewundernswerter Offenheit für seine Berufskollegen die gleichen Erfahrungsgrundsätze gelten läßt wie für gewöhnliche Sterbliche. Allerdings folgt dem ehrlichen Bekenntnis die weniger ehrliche Verkoppelung von Standesinteresse und Staatsinteresse; es soll dem Staat eingeredet werden, daß er um seiner selbst willen den Anwaltsstand vor weiteren Entgleisungen bewahren müsse. Er soll den Anwälten die Konkurrenz vom Halse halten, damit nicht allzuviele unter ihnen vom „Organ der Rechtspflege" zu einem „Objekt der Rechtspflege" degradiert werden.

Es ist ziemlich kurios, wenn ein Stand mit ausgesprochen hypertrophischen Vorstellungen von der ethischen Mission seiner Mitglieder die ganze Ethik für bankrott erklärt, weil er das ökonomische Schicksal eines ganzen Volkes teilen muß. Selbst die ältesten und liberalsten Vorkämpfer der freien Advokatur haben jetzt ihre Prinzipien geopfert und sich bereit gezeigt, ihren Stand als mittelalterliche Zunft zu etablieren. Sie haben sich nicht daran gestoßen, dabei mit jenen Mächten zu paktieren, die voraussichtlich Mittel und Wege finden würden, vor allen Dingen den politisch unliebsamen Nachwuchs vom Beruf fernzuhalten.

Von dem Beschluß des Deutschen Anwaltvereins bis zur Durchführung ist zum Glück noch ein weiter Weg. Der Reichsjustizminister Gürtner hat als Gast der Anwälte keineswegs seine Zustimmung in Aussicht gestellt. Eine große Anzahl bürgerlicher Zeitungen hat energisch gewarnt.

Sie haben die unverantwortliche Rücksichtslosigkeit gegenüber der Jugend gegeißelt und teils politische, teils praktische Bedenken geäußert. Man hat sich auch gar nicht geniert, den Herren deutlich unter die Nase zu reiben, daß die übelsten Korruptionserscheinungen nicht in den Bureaus der jüngsten oder der besonders notleidenden Anwälte gewachsen sind.

Es lohnt sich bei dieser Gelegenheit, an die Urteile zu er-

innern, die der Ehrengerichtshof für deutsche Anwälte als Berufungsinstanz für die Ehrengerichte der Anwaltschaft im Laufe des letzten Jahrs gefällt hat. Dort sind die offiziellen Auffassungen von der „Würde des Standes" und von dem „hohen Beruf" niedergelegt; sie vertragen sich keineswegs mit der jetzt geforderten brutalen Beseitigung drohender Konkurrenz.

Für standeswidriges Werben um Praxis gab es in einem Fall Geldstrafe, in einem andern Fall einen Verweis. Der eine Anwalt hatte einem „Zutreiber" Prozente versprochen und nicht bezahlt, der andre die Justizbeamten um bevorzugte Zuweisung von Armensachen gebeten. Beide Strafen sind allerdings nicht sehr hart; sie interessieren nur im Vergleich zu den weit großzügiger angelegten Methoden bedeutenderer Kollegen, die nicht so leicht vor das Forum des Ehrengerichts gebracht werden. Das gleiche gilt von der unzulässigen Reklame durch die Presse. 4 von 118 Entscheidungen beschäftigen sich mit diesem weit verbreiteten Delikt. „Dem Angeklagten ist zur Last gelegt, durch Fahrlässigkeit die Veröffentlichung eines marktschreierischen Zeitungsberichts nebst seiner Photographie ermöglicht zu haben." Nachdem eingehend geschildert wird, daß der Anlaß zu der Veröffentlichung viel zu geringfügig gewesen sei, um die große Aufmachung in dem Lokalblatt zu rechtfertigen, wird ein sehr komischer Milderungsgrund bewilligt: „Strafmildernd ist berücksichtigt worden, daß der Angeklagte immerhin den Lockungen des Berichterstatters erlegen ist und offensichtlich in einem falschen Ehrgeiz gehandelt hat."

Die Lockungen des Berichterstatters, ein herrliches Bild. Man sollte die in Moabit tätigen Journalisten einmal vor den Ehrengerichtshof laden und sich von ihnen schildern lassen, welche Lockungen sie aufbieten müssen, um von den Anwälten die Erlaubnis zur Namensnennung zu erschleichen. Dabei würde allerdings nur das kleine und relativ bescheidene Kapitel der Prozeßberichterstattung geklärt werden. Die ganz große Pressereklame mit allen Schikanen wird ja nicht einmal in den Gerichtssälen abgeschlossen. Sie spielt sich in Sphären ab, in denen ein paar hundert Mark Geldstrafe nichts ausmachen; vor allem aber in Formen, die kaum jemals zu einer hochnotpeinlichen Untersuchung führen dürften.

Man kann aus den Entscheidungen, in denen selbstverständlich die Angeklagten nicht genannt sind, nicht ohne weiteres ersehen, ob es sich hier um einen „Großen" oder um einen „Kleinen" gehandelt hat. Man hat nur allzu oft den Eindruck, daß eine große Reihe der Strafurteile in dieser Form und mit dieser Begründung bestimmt nicht gegen die ganz Prominenten erlassen worden wäre, auch wenn sie die gleichen „Verbrechen" gegen den heiligen Geist der Standesvorurteile begangen hätten.

Nun soll also der Staat helfen, daß die sorgsam gepflegte, kostbare Standesehre nicht ganz vor die Hunde geht. Die Anwälte liefern ihm die moralische Ausrede dafür gratis und franko, sie haben ja genügend historische und zeitgenössische Vorbilder an andern bürgerlichen und feudalen Schichten; alle wollen ja bekanntlich nur die Nation, das Volk, das Recht oder die Religion retten, wenn sie Staatshilfe zur Bekämpfung der Konkurrenz anfordern. Warum sollen also nicht auch die Anwälte „Christus" sagen, wenn sie „Kattun" meinen?

Hilde Walter

Corydon

heißt ein gelehrtes, präzises, zartes und wunderbar mutiges Buch von André Gide, das, auf 215 Seiten, einem einzigen Gegenstande gewidmet ist: dem Androtropismus des Mannes, der Liebe zu Jünglingen, demnach der gesellschaftlich bedeutsamsten Erscheinung im Bereich der leider so genannten Homosexualität. Das Buch besteht aus vier „sokratischen Dialogen" und bringt biologische, ästhetische, geschichtliche, philosophisch-pädagogische Argumente für eine These, die ja der juridischen Wendung in Frankreich entraten kann (seit dem Code Napoléon). Gide übertrifft die Ärzte, die über diese Frage schrieben, selbst die wissendsten wie Hirschfeld, an Weisheit; Leute wie Blüher an kritischer Klarheit; er begnügt sich weder mit Kompilation äußerer Tatsachen, noch gestattet er sich Mystik; Kenntnisreichtum und Erlebnistiefe vereinigen sich, wahrhaft schöpferisch, in diesem vorbildlich ordnenden Kopf. Der intellektuelle Hauptreiz des Werkes beruht auf dem Umstand, daß alle typischen, alle zu erwartenden Einwände gegen Ansichten, die das Buch vorträgt, darin selbst schon geltendgemacht werden (und, versteht sich, widerlegt werden); einer der beiden Gesprächspartner erhebt sie, und zwar der, den der Autor als „ich" einführt. Die Gidismen legt Gide seinem Widersacher in den Mund. Das gibt dem Ganzen nicht nur jenen Charme, den alles Indirekte und Achtel-Ironische hat, sondern auch einen Zug von Diskretion. Nirgends bekennt der Bekenner Gide bekennerischer als grade in diesen Dialogen: in denen er als sein eigner Gegner auftritt. Ein Kunstgriff? Gewiß. Aber ein Kunstgriff des Takts! Der Verfasser distanziert sich von sich und damit auch die Leser von einem den meisten peinlichen Stoff, den sie nun freier betrachten können. Reineres als die Luft dieses Buchs, Gesünderes, Trockneres als sein Klima ist unvorstellbar — und wenn Horden Farbenblinder Farbe

und Malerei umgrunzen! „Warum wollen Sie nicht zugeben, daß auch diese Form der Liebe, wie jede andere, der Selbstverleugnung, der Aufopferung und manchmal sogar der Keuschheit fähig ist?" äußert Corydon; die Gesinnung des Satzes durchdringt das ganze Werk. Man atmet den Ozon der Höhen Griechenlands; wenn über den Eros jemals in der Nachfolge Platons philosophiert ward, dann hier. Aus einer Sphäre, die das Sinnliche, ohne es etwa schlechtzumachen oder auch nur von ihm abzusehen, tief unter sich läßt.

‚Corydon' erschien zuerst 1911, „in zwölf Exemplaren, die in einem Schubfach untergebracht wurden". In der Vorrede zur zweiten Auflage (1920) heißt es: „... kam ich jedoch zu der Überzeugung, daß dies Büchlein, so umstürzlerisch es sich auch ausnehmen möge, schließlich nichts anderes bekämpft als die Lüge, und daß es ... für den Einzelnen wie für die Gesellschaft nichts Ungesunderes gibt als eine beglaubigte Lüge." Sie blieb unterdes fast in der ganzen Welt beglaubigt, die Lüge von der „Widernatürlichkeit" (jene Heilige Schar der Thebaner eine Rotte von Monstren! Michelangelo eine Mißgeburt!); und darum ist es eine tapfre Tat der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin, den Band ‚Corydon' ihrer Gesamtausgabe der Werke Gides eingefügt zu haben. Er wurde soeben ausgegeben, in einer unauffällig-ordentlichen Übersetzung von Joachim Moras. (Leinen 5,50).

Zeitungsnotiz zwischen Niederschrift und Drucklegung: „Der deutsche Geschäftsträger, Botschaftsrat Doktor Forster, hat im Namen des Reichspräsidenten dem Schriftsteller André Gide die Goethe-Medaille überreicht."

Kurt Hiller

Palucca

Schon häufig ist hier — in Konkurrenz mit Fräulein Rau, die es hinter der Bühne zu tun pflegt — zu Paluccas Tänzen das Schlagzeug gerührt worden. Denn Palucca ist eine Tänzerin, die nicht nur ohne den Aufwand der Kostüme sondern auch ohne den falscher Gefühle auskommt. Nichts von der Wichtigtuerei, die sich gern einstellt, wenn Mädchen Kunst machen. (Diese Schwierigkeit hat ja der Tanz gegenüber andern Künsten: daß zum klugen begabten Kopf ein schöner, kluger und geschmeidiger Körper sich gesellen muß — zwei Gaben, die ungern zugleich auftreten. Schöne Menschen als Künstler, eine Seltenheit in einem Zeitalter, das Schönheit gern mit Dummheit paart!)

Mit dem menschlichen Körper läßt sichs leichter wagnerisch als bachisch musizieren. Seine natürliche Äußerung ist ja die Ausdrucksbewegung, und so wird er eher noch als Musikinstrumente dazu bereit sein, statt der künstlerischen Formen die bloß seelischen zu bieten, statt des Schnell und Langsam, Auf und Ab, Rund und Eckig die bloße Freude, Trauer, Hingabe, Wut. Von solchem Überwuchern des Ausdrucks hält Palucca sich fern. Ihr Tanz wurzelt fest in der Tonleiter der gymnastischen Urformen, immer ist sein Ausdruck zugleich einfach beschreibbare Gliederbewegung; sie erfindet aus Tangoschritten ein Zögern, ein lahmes Zurückfallen, findet in einem schlichten Auf- und Abspringen den Glanz der Freude, in einem Rumpfkreisen die richtungslose Unruhe der Sehnsucht. Die schönsten Tänze enthalten kaum mehr als ein einziges, einfaches Grundmotiv, so im „Fernen Schwingen" das Vor- und Zurückwiegen der Schritte, ergreifend und schlicht

wie die Bewegung eines Kornfeldes im Wind.

Mit einem erstaunlich sicheren Gefühl für den Bereich ihres Erlebens hält sie sich an Übermut und Anmut, an Schmiegsamkeit und Zärtlichkeit und an den kindlichen Affekt des panischen Schreckens. Niemals paradieren die Glieder mit ungelebtem Pathos, mit Ballerinen-Charme (bis auf die überflüssige Konzession eines neckischen Straußwalzers mit Fuchtelarmen und kleiner Impekoven-Anleihe). Klug und witzig deutet sie die großspurige Florettgrandezza eines spanischen Tanzes, die Wendigkeit eines Haendel-Andantinos nur an. Immer ist der Aufwand im richtigen Verhältnis zum Gegenstand, und dennoch ist fast jeder dieser bescheiden dargebotenen Tänze mit so verblüffender Erfindung ausgestattet, mit so viel Geschmack aufgebaut, daß man jedem, den die Stückhaftigkeit, Ratlosigkeit und Unreinheit der heutigen Kunst erschreckt, raten darf, sich die Erholung dieses Anblicks zu gönnen.

Rudolf Arnheim

Das gibt es noch

Reichsbund der Oesterreicher, Bezirksgruppe 4, Ruf U 40-606 im Rahmen des eisernen Ringes.

Ehrenkarte, gültig für Herrn... für das mit allerhöchster Genehmigung und unter dem Protektorat Sr. Durchlaucht des Prinzen Johannes von und zu Lichtenstein anläßlich des 20. Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs Otto stattfindende Huldigungsspiel „Austrias Verjüngung" von M. Womaczka.

Zeit: 10. Dezember.

Ort: Saal des mil. wiss. Kasinovereins Wien I, Schwarzenbergplatz 1.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Bund Geistiger Berufe. Arbeitsgemeinschaften. Dienstag 20.00. Kurfürstendamm 50: Wie reagiert die Frau auf die Wirtschaftskrise? — Mittwoch 20.00: Siedlung — ein Ausweg aus der Krise? Vegetarisches Speisehaus, Potsdamer Str. 22. — Freitag 20.00. Kleist-Restaurant, Kleiststr. 32: Was muß man vom Nationalsozialismus wissen?
Deutsche Liga für Menschenrechte. Dienstag 20.30. Langenbeck-Virchow-Haus, Luisenstraße 58: Der Prozeß Bullerjahn und seine Lehren. Es sprechen: Walter Bullerjahn, Kurt Großmann und Kurt Rosenfeld.
Anti-Kriegsmuseum. Freitag 20.00. Parochialstraße 29: Weihnachtsfeier.
Gilde freiheitlicher Bücherfreunde. Freitag 19.30. Oberrealschule Weinmeisterstr. 15. Vierter Gildenabend: Rudolf Rocker, Gustav Urban, K. E. Klossi, Gildenkollektiv.
Aktuelle Bücherschau: Die Welt von Heute und Morgen. Leipziger Str. 54/56.

Hamburg

Kollektiv Hamburger Schauspieler. Sonntag (18.) Oper im Schillertheater. 11.00: Dem Nagel auf den Kopf.

Bücher

Paul Cohen-Portheim: Die Entdeckung Europas. Paul Neff, Berlin.
Ruth Fischer und Franz Heimann: Deutsche Kinderfibel. Ernst Rowohlt, Berlin.
Kurt Heuser: Abenteuer in Vineta. S. Fischer, Berlin.
Käthe Kollwitz: Das neue Kollwitz-Werk. Carl Reißner, Dresden.
Roda Roda: Ausgewählte Werke in 2 Bänden. Paul Zsolnay, Wien.
Roda Roda: Roda Roda und die vierzig Schurken. Paul Zsolnay, Wien.
Carlo Sforza: Die feindlichen Brüder. S. Fischer, Berlin.

Rundfunk

Dienstag. Königswusterhausen 18.00: Neue Musikpädagogik, Carl Orff. — 19.00: Nietzsche vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, A. Dietrich. — Königsberg 19.25: Klaviersuite von Bach. — Frankfurt 21.00: Maria Tudor von Victor Hugo. — Berlin 21.25: Zeitgenössische Musik (Fortulo und Hindemith). — Mittwoch. Frankfurt 15.05: Herrn Direktors Zigaretten (aus Schkid, die Republik der Strolche). — Königswusterhausen 18.00. Finnische Musik. — Berlin 20.05: Bachs Aria mit 30 Veränderungen. — 21.05: Goethes Stella. — Donnerstag. München 19.05: Theater ohne Geld, Hermann Poersgen. — Hamburg 19.30: Walther Victor liest. — Breslau 20.00: Shakespeares Romeo und Julia. — Berlin 20.45: Scherze mit Schallplatten, Walter Gronostay. — Stuttgart 22.00: Alfons Paquet liest.

Antworten

Alle Leser. Das Gesetz über die Amnestie ist beschlossen. Es enthält einen Absatz, der auch für Landesverrat Straffreiheit festlegt, wenn dieser nicht aus Eigennutz begangen worden ist. Wir rechnen mit aller Bestimmtheit darauf, daß Carl v. Ossietzky in wenigen Tagen seine Freiheit wiedererlangt haben wird.

Herbert v. Hindenburg. Auf Ihren Wunsch geben wir das Zitat aus Ihrem Buch, von dem in unsrer letzten Nummer nur die beiden ersten Sätze angeführt waren, vollständig wieder: „Es ist gut, wenn die Wehrmacht der Zivilgewalt gehorcht. Wir wissen, wohin es führt, wenn Generäle und Admiräle sich mit Politik befassen. Aber wer befiehlt, ist verantwortlich. Von der Verantwortung, die französischen Revancheideen und den russischen Eroberungsdrang ermuntert zu haben, wird die Geschichte das Kabinett Asquith und das so einflußreiche ‚Komitee für die Reichsverteidigung', das Haldane oft erwähnt, nicht freisprechen."

Weihnachtsmann. Sie erbitten Tips für den Einkauf von Schallplatten. Warten Sie noch: in der nächsten Nummer werden wir Ihnen einen kleinen Sack voll auftischen.

Naphtali. In der ‚Weltbühne' stand der Satz: „Die Erwägungen, bei Herrn v. Papen koalitionsfähig zu werden, stellen wohl (trotz der recht naiven Bestrebungen Naphtalis) die wenigsten Führer ernstlich an." Sie schreiben uns, daß durch die Klammer offenbar der Eindruck erweckt werden sollte, als ob Sie Förderer irgendwelcher Bestrebungen wären, die Gewerkschaften oder die Sozialdemokratie bei Herrn v. Papen koalitionsfähig zu machen. Sie würden solche Bestrebungen nicht für naiv sondern für im höchsten Grade politisch verderblich halten. Da weder Ihr literarisches noch Ihr sonstiges Wirken auch nur den geringsten Anhaltspunkt für derartige Bestrebungen biete, empfinden Sie den versteckten Vorwurf als eine Verdächtigung, die Sie mit Entrüstung zurückweisen. Wir bedauern sehr, daß unser Mitarbeiter Sie in einen vollkommen unbegründeten Verdacht gebracht hat.

Frau Freund-Hoppe, Dresden. Sie teilen uns mit, daß bei Ihnen bereits zweimal das Stück „Übermorgen" der Frau Käthe Meißner mit großem Erfolg (sogar Kassenerfolg!) aufgeführt worden ist. In seinem Mittelpunkt stehen die Schrecken des künftigen Gaskrieges. Die Wichtigkeit des jetzt von so vielen Seiten, insbesondere natürlich von Seiten der Interessenten, propagierten „zivilen Luftschutzes" wird durch das Stück in das hellste Licht gesetzt. Wir pflichten Ihnen durchaus bei, wenn Sie meinen, daß es dem von den Fabrikanten der Gasmasken so intensiv bearbeiteten Publikum sehr nützlich wäre, wenn es Gelegenheit bekäme, auch in andern Städten sich von „Übermorgen" aufklären zu lassen.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das I. Vierteljahr 1933

einzuzahlen, da am 10. Januar 1933 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.

Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.

Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.

Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Die Stimme des Generals

von Hanns-Erich Kaminski

Und ich sah einen andern starken Engel vom Himmel herabkommen; der war mit einer Wolke bekleidet, und ein Regenbogen auf seinem Haupt und sein Antlitz wie die Sonne und seine Füße wie Feuersäulen. Und er hatte in seiner Hand ein Büchlein aufgetan, und er setzte seinen rechten Fuß auf das Meer und den linken auf die Erde. Und er schrie mit großer Stimme, wie ein Löwe brüllt; und da er schrie, redeten sieben Donner ihre Stimmen.

Offenbarung Johannis 10, 1—3

Der Reichskanzler v. Schleicher ist mit einer feldgrauen Uniform statt mit einer Wolke bekleidet, und der Regenbogen auf seinem Haupt wird durch Raupen, Spiegel, Biesen und andre farbige Attribute ersetzt. Aber er tritt durchaus biblisch auf und variiert das Wort Jesu: „Ich bin nicht gekommen, das Schwert zu bringen sondern den Frieden", und durch das Mikrophon mit Lautverstärker klingt seine Stimme wie sieben Donner. Nur die Grammatik des Büchleins, das er aufgetan hat, ist nicht in Ordnung; die Nebensätze hören nimmer auf, und vor die Wahl zwischen Indikativ und Konjunktiv gestellt, greift der Verfasser blind zu, wobei das Glück ihm selten hold ist. Man hört, wie der Vorleser die Blätter des Büchleins umwendet, vor schwierigen Wörtern macht er eine Pause, um einen Anlauf zu nehmen, und nach einer Viertelstunde wird der Donner erstickt durch so viel Papier. Er erhebt sich erst wieder zur vollen Stärke, wenn das Auge auf gewohnte Dinge fällt, auf militärische Fragen und auf Drohungen gegen die Kommunisten und die böse Presse.

Der General v. Schleicher, der eigentlich ein Hauptmann a. D. ist, denn seit seiner Hauptmannszeit hat er keine Truppe mehr geführt und sich weniger mit militärischen als politischen Angelegenheiten beschäftigt, hat trotzdem nicht die Kunst erlernt, Gedanken in Worte zu fassen und diese Worte von sich zu geben. Die Stabsquartiere sind ihm vertrauter als die Kasernen und die Vorzimmer vertrauter als die Versammlungssäle. Seine Tribüne ist der Feldherrnhügel. Da gibt es keine Debatten, da macht niemand Zwischenrufe, da geht es ganz ähnlich zu wie vor dem Mikrophon.

Mancher Hörer wird nach dem bald ermüdeten und ermüdenden Vortrag dieser Regierungserklärung gedacht haben: „Nein, ein Bonaparte ist er nicht!" Der neue Diktator ist einfach durch die Rangliste aufgestiegen, von Beruf aber ist er Reichswehrminister. Und wie viele Leute zu sagen pflegen: „Ich, als alter Gewerkschaftler" oder: „Ich, als alter Beamter", so sagt Schleicher gern: „Ich, als Reichswehrminister", obgleich er diesen Beruf erst seit einem halben Jahr ausübt.

Seinem Beruf entspricht sein Gesichtskreis. Mussolini verdient Dank, weil er das Gewehr für das Symbol des freien Deutschen erklärt hat. Traditionsgemäß besteht zwischen den Soldaten und der landwirtschaftlichen Bevölkerung ein ganz

besondres Verhältnis. In Ostelbien muß gesiedelt werden, weil ein gesunder Bauernstamm den besten Grenzschutz darstellt.

Förmlich genial aber wird Schleicher, wenn er von Wirtschaftsfragen spricht. „Die Arbeitslosigkeit kann auf die Dauer nur durch die Wiederbelebung der Wirtschaft bekämpft werden." Und an andrer Stelle: „Die Arbeitslosigkeit kann auf die Dauer nur vermindert werden, wenn es gelingt, den Umfang der gewerblichen und industriellen Tätigkeit erheblich zu verbreitern." Ja, man höre und staune: die Arbeitslosigkeit kommt von dem Mangel an Arbeit wie die Armut von der Powertee. Um zu Arbeit und Wohlstand zu gelangen, gibt es da nur zwei Mittel. Erstens muß der Reichskommissar für Arbeitsbeschaffung „jeder Arbeitsmöglichkeit nachspüren" und zweitens soll man „in der Wirtschaft das tun, was im gegebenen Moment vernünftig ist und aller Wahrscheinlichkeit nach zu den besten Resultaten für Volk und Land führt". Wenn das nicht hilft, hilft gar nichts mehr.

Interessengegensätze? Kleinigkeit! Man sperre die Interessenvertreter zusammen in ein Zimmer, wie es der Reichskanzler mit dem Reichsernährungsminister und dem Reichswirtschaftsminister getan hat. „Aus der Tatsache, daß die beiden Herren heute friedlich und arbeitstreu im Kabinett zusammensitzen, können Sie den Erfolg dieses Verfahrens ersehen." Schade, daß Schleicher nicht schon bei Erschaffung der Welt Reichskanzler war. Hätte er seine Methode schon am achten Schöpfungstag anwenden können, die Geschichte der Menschheit wäre harmonischer verlaufen.

Nun, das Glück kehrt nie zu spät ein. Nachdem Jahrtausende lang die Menschen in Unkenntnis solcher Regierungskunst nie „die richtige Mittellinie" ihrer Interessen gefunden haben, wird jetzt wenigstens der Gegensatz zwischen Kapitalismus und Sozialismus aufhören. „Ganz einfach, weil es diese Begriffe in absoluter Reinheit im Wirtschaftsleben gar nicht mehr gibt, auch gar nicht mehr geben kann." Warum nicht, hat Schleicher verheimlicht. Wahrscheinlich meint er, die beiden Wirtschaftsformen gingen bereits ineinander über.

Leute, die ihre Vorstellung vom Sozialismus nicht bei der Reichswehr erworben haben, werden verwundert fragen, was in unserm Vaterland eigentlich sozialistisch sei. Jedoch der vielbesungene Sozialismus des Reichskanzlers ist über derartige Zweifel erhaben. Sein Sozialismus hat allerdings nichts mit Karl Marx zu tun, es ist vielmehr der Sozialismus der preußischen Könige und der allgemeinen Wehrpflicht. Und das ist in der Tat ein Sozialismus, der sich ausgezeichnet mit dem Kapitalismus verträgt.

Die preußischen Könige, die der Überzeugung waren: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten", werden sich freilich im Grabe herumdrehen, wenn sie erfahren, ein General habe sie des Sozialismus verdächtigt. Und was sagen eigentlich die Süddeutschen dazu, daß man ihnen statt ihrer eignen Landesväter immer wieder Friedrich den Großen und nun auch noch Friedrich Wilhelm I. als Vorbild hinstellt?

Was aber den Sozialismus der allgemeinen Wehrpflicht und gar des deutschen Heeres im Weltkrieg anbelangt, so sei

hier nur ein Satz des doch wohl einigermaßen kompetenten Ludendorff angeführt. Als der in einer Kabinettssitzung im Oktober 1918, also schon mitten im Zusammenbruch, gefragt wurde, ob sich nicht die ungleiche Lebensweise von Offizieren und Mannschaften beseitigen ließe, antwortete er, dem amtlichen Protokoll zufolge, wörtlich:

Im Schützengraben essen ja Mann und Offizier aus derselben Feldküche. Daß der Stab sich die Sachen besser zubereiten läßt, ist doch zu verstehen, man wird uns nicht zumuten, aus der Feldküche zu essen.

Jedenfalls wissen wir jetzt, was Schleicher unter Sozialismus versteht. Und wenn er davor warnt, das Intellektuelle zu überschätzen, ist er durchaus folgerichtig. Sein Ideal der Volksgemeinschaft kann in der Tat nur ohne das Intellektuelle „neu erlebt werden", besonders ohne den intellektuellen Wunsch, daß auch die Stäbe aus der gleichen Küche essen sollen.

Gegenüber den allgemeinen Ideen, die der Kanzler zum Besten gab oder die man aus seinen Worten heraushören konnte, trat sein konkretes Programm zurück. Bisher ist die zweite Präsidialregierung eigentlich nur den Weisungen des Reichstags gefolgt, der ja im Negativen einig ist. Auf den Wunsch des Reichstags und nicht dank einer Initiative der Regierung sind insbesondre die schlimmsten Notverordnungen Papens aufgehoben oder gemildert worden. Der Schutthaufen der Papen-Experimente müßte freilich von jeder Regierung weggeräumt werden. Darum war es auch unvermeidlich, daß der Reichskanzler in der Außenpolitik, statt „in groben Militärstiefeln" einherzuschreiten, zunächst einmal auf Socken den Rückzug zur Abrüstungskonferenz antrat.

Darüber hinaus hat Schleicher sich mit dem vagen Versprechen begnügt, Arbeit zu suchen und weder neue Steuern auszuschreiben noch weitere Abbaumaßnahmen vorzunehmen. Man kann also sagen, das Programm Papens, „dieses Ritters ohne Furcht und Tadel", sei halbiert wie sein Werkjahr, das zu einem Werkhalbjahr geworden ist. In seinen Grundzügen aber bleibt Papens Programm, das dem Kapitalismus seine letzte Chance geben sollte, unverändert. Auch Schleichers Fürsorge gilt in erster Linie der Landwirtschaft, selbst die Frage der Kontingente ist noch nicht endgültig geklärt, obgleich er Herrn Krupp v. Bohlen und Halbach mit beflissener Zustimmung zitierte. Unverändert bleiben vor allem die Verhältnisse, die Papen in Preußen geschaffen hat, und daß Schleicher bereit ist, unter Umständen auch dem Reichstag gegenüber in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten, beweisen die Warnungen und Mahnungen, die er an die Adresse des Parlaments richtete.

Trotzdem ist nicht nur der größte Teil der Rechten sondern auch die gemäßigte Linke mit diesem Regierungsprogramm ziemlich einverstanden. Ihrem guten Willen erscheint die Banalität als gesunder Menschenverstand, die Oberflächlichkeit als Raffinement, die Jovialität als Vorurteilslosigkeit und die Verschwommenheit als Idealismus. Diese Leute haben für ihre Haltung eine wunderbare Phrase gefunden, sie lautet: Wachsamkeit, und vor lauter Wachsamkeit sehen sie gar nichts.

Sie klammern sich an den Buchstaben, der allerhand Deutungen ermöglichen mag, und sie spüren nicht den Geist, der der unverfälschte Ungeist des preußischen Militarismus ist.

Die Wahrheit über das Programm Schleichers hat unmittelbar nach seiner Vorlesung ein Unachtsamer gesagt, nämlich der Ansager des Rundfunks, der vergaß, daß Schleicher jetzt Reichskanzler ist, und die Sendung mit den Worten schloß: „Es sprach General v. Schleicher."

Das arme Amerika von F. Pitcairn

Die Vorstellung, die man sich heute in den europäischen Schuldnerstaaten allgemein über den Gläubiger Amerika macht, ist erstens die, daß die amerikanische Regierung und besonders der amerikanische Kongreß weit dümmer und geiziger sei als die entsprechenden Körperschaften in andern Ländern, und zweitens, daß die Amerikaner bei nur etwas gutem Willen und nur einem wenig Verständnis für die Sachlage die ganze Schuldenfrage leicht in einer für alle Beteiligten erfreulichen Weise lösen könnten. Diese Vorstellung ist falsch. Zum Teil werden diese Gedankengänge durchaus planmäßig und vorbedacht von gewissen Finanzgruppen und Industriekonzernen in die Welt gesetzt und verbreitet. An der Spitze dieser Drahtzieher der öffentlichen Meinung stehen insbesondere die internationalen Bankiers in New York und Boston, die wiederholt versucht haben, ihre privaten Auslandsdarlehen durch Beeinflussung des amerikanischen Kongresses zur Generalabschreibung aller zwischenstaatlichen Kriegsschulden zu retten. Sie haben sich dabei ebenso gewissenlos aufgeführt wie die bigottesten Gegner der Schuldentilgung im Kongreß. Sie haben es verstanden, die Lage der Dinge so zu entstellen, daß für Millionen Europäer der amerikanische Kongreß und die Regierungspolitik der USA mit Wall Street verschmilzt.

Derartige Bilder von der Lage sind grade durch ihre scheinbare Einfachheit gefährlich: sie bestehen aus nationalistischer Gefühlsduselei und falschem Optimismus hinsichtlich des wahren Ursprungs der ökonomischen Krise. Die eine Vorstellung erweist sich so als ein Versuch, sich die amerikanischen Volksvertreter als außergewöhnlich dumm und geizig vorzustellen, um auf diese Weise einen Sündenbock für die Vergehen des ganzen Wirtschaftssystems zu haben, und die andre als eine krampfhafte Bemühung, die Last der Kriegsschulden als den wichtigsten Faktor, wenn schon nicht als den Urgrund der Krise, aufzuzeigen, die heute durch die ganze kapitalistische Welt geht. So kann natürlich vermieden werden, zuzugeben, daß die „Depression" eine Folgeerscheinung von Faktoren ist, die in der Natur des Kapitalismus liegen und von denen die Kriegsschuldenfrage nur ein kleiner Teil ist.

In den Debatten der Parlamente und in der Presse der Schuldnerstaaten haben sich diese nationalistisch-gefühlvollen, aber gänzlich unwissenschaftlichen Ansichten über die Frage der Kriegsschulden durch ihre vorherrschende Heftigkeit aus-

gezeichnet. Grade in dieser Atmosphäre von absichtlichem Nichtverstehenwollen und Mißverständnis aus Unwissen ist es wichtig, die wirklichen Gründe und die wahren Faktoren, die hinter den Dingen stehen, zu erkennen.

Die wichtigste Tatsache in diesem Zusammenhang ist die derzeitige Lage der Vereinigten Staaten, die sich nicht etwa nur in einer temporären Krise, einer kleinen Abweichung von der breiten Straße der „Amerikanischen Prosperität" befinden, die sie zehn Jahre lang gegangen sind, sondern offenbar schon mitten in einem Zustand, den man als ökonomische Revolution ansprechen darf. Es wird in USA schon zugegeben, daß, selbst wenn die „Prosperität" wiederkehren sollte, doch noch eine Armee von 6 000 000 Arbeitslosen ständig unbeschäftigt bleiben müßte. Die Lage der landwirtschaftlichen Bevölkerung hat sich so weit zugespitzt, daß man wohl sagen kann, selbst ein plötzliches und erhebliches Steigen der Marktpreise für landwirtschaftliche Produkte würde keineswegs ausreichen, den Farmern die Tilgung ihrer gewaltigen Schuldenlasten zu ermöglichen. Diese Schulden vernichten mit beispielloser Geschwindigkeit den unabhängigen Farmbesitzer und verwandeln ihn in einen landlosen Landarbeiter. In diesem Zusammenhang muß dem europäischen Leser die Tatsache ins Gedächtnis zurückgerufen werden, daß die Gesamtlast der landwirtschaftlichen Hypotheken in den Vereinigten Staaten heute ungefähr gleich ist der Gesamtsumme aller Kriegsschulden an Amerika (ohne die Zinsen). Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die Aktionen für ein rasches Einschlagen einer sozialreformistischen Richtung als einziges Mittel zur Verhinderung der sozialen Revolution so stark geworden sind, wie es sich noch vor drei Jahren kein Mensch in Amerika hätte träumen lassen können. Die Kosten einer selbst nur minimalen Hilfeleistung für die 13 000 000 Arbeitslosen der Vereinigten Staaten werden eine ungeheure Last für das Schatzamt sein und unter den Steuerzahlern eine Panikstimmung hervorrufen. Gleichzeitig wird sich die Bundesregierung genötigt sehen, einen fast unberechenbar kostspieligen Hilfs- und Unterstützungsplan für die Farmer auszuarbeiten.

Die schreiende Notwendigkeit und die überwältigende politische Bedeutung der Hilfeleistung für den amerikanischen Farmer kann nicht begriffen werden, wenn man nicht versteht, daß der Ausdruck „Farmer" keineswegs gleichbedeutend ist mit „Bauer". Die überwiegende Mehrzahl der amerikanischen Farmer hat keine Möglichkeit, je eine autarke Wirtschaftsform für sich zu erreichen. Die Bodenbeschaffenheit und das Klima haben, zusammen mit der Kreditpolitik der Banken, die Farmer gezwungen, ausschließlich mit einer einzigen Frucht eine sofort verkäufliche Ernte zu produzieren, sei es nun Weizen, Mais oder Baumwolle. Als ein besonders krasses Beispiel für die Dimensionen, die dieser Brauch angenommen hat, sei erwähnt, daß überall in den großen, Weizen oder Baumwolle bauenden Staaten Amerikas die Farmer hauptsächlich von Konserven leben, die sie in den Lebensmittelgeschäften der größeren Städte bestellen müssen. Wenn dann die Preise der einzigen Frucht, die die Farmer angebaut haben, so fallen, wie

sie in den letzten drei Jahren gefallen sind, dann sind die Farmer nicht nur außerstande, ihre Hypotheken abzuzahlen, die Zinsen der Bankschulden und die Raten für ihre landwirtschaftlichen Maschinen und Geräte, sondern sie sind fast ebenso unmittelbar in Gefahr, buchstäblich zu verhungern wie der städtische Arbeiter, der seinen „job" verloren hat.

Schon im jetzigen Kongreß sind in den letzten zwei Jahren deutliche Zeichen der Bildung eines sozialreformistischen Blocks in Erscheinung getreten, der sich aus Mitgliedern beider Parteien zusammensetzt. Im neuen Kongreß, der im März nächsten Jahres zusammentritt, wird dieser Block noch viel größere Bedeutung haben.

Schon haben mehrere, zum Teil blutige, Aufstände der Farmer in der Union den Ernst der Situation erkennen lassen, zum Teil haben sie auf größere Gebiete übergegriffen. In allen diesen aufrührerischen Bewegungen ist der bedeutungsvolle Schlachtruf: „Warum ein Moratorium für Europa und kein Moratorium für uns?" angestimmt worden. Vor diesen Forderungen nach kostspieliger sozialer Gesetzgebung, mit einem riesigen Defizit in den Bundeskassen und einem unausgeglichenen Budget, ist der amerikanische Steuerzahler heute viel ängstlicher und besorgter bei der Aussicht, die Kriegsschuldenzahlungen zu verlieren, als vor zwei oder drei Jahren — besonders seit das Hoover-Moratorium so vollständig versagt hat in der „Wiederherstellung der Prosperität", die die Bankiers so marktschreierisch in Aussicht gestellt hatten.

Ein großer Teil der amerikanischen Steuerzahler ist sich wohl bewußt, daß die Streichung der Kriegsschulden ein notwendiger Schritt zur Wiederherstellung der Weltwirtschaft ist und damit auch der amerikanischen business. Andrerseits befinden sie sich selbst in einer so mißlichen Lage, daß sie mit Besorgnis einer Periode entgegensehen müssen, in der die wohltätigen Folgen der Kriegsschuldenstreichung sich noch nicht fühlbar gemacht haben würden, in der sie selbst aber eine außerordentlich hohe Besteuerung auf sich zu nehmen haben würden. Daher sind sie vorderhand geneigt, einer Politik des Von-Heute-auf-Morgen den Vorzug zu geben. Obschon sie wissen, daß die Streichung der Kriegsschulden schließlich nicht nur unausbleiblich sondern sogar wünschenswert ist, sind sie doch ängstlich darauf bedacht, keine Gelegenheit zu verpassen, noch einzukassieren, was immer sich für die Bundesfinanzen eintreiben lassen könnte.

Weder unter denen, die bereit sind, die Schuldenstreichung resigniert anzunehmen, noch unter denjenigen, die — wie die großen Exportindustrien — sie offen und aktiv befürworten, findet sich irgendjemand, der dazu zu haben wäre, einfach zu „streichen" und die Frage der Kompensation dem blinden Zufall zu überlassen. Alle so wie jeder einzelne, und mehr als alle andern Roosevelt, der kommende Präsident, sind überzeugt, daß eine derartige Kompensation festgelegt werden muß. Diese Kompensation soll eine Erhöhung der Absorptionskraft der europäischen Märkte sein. In Europa nimmt man

an, daß die Streichung der Kriegsschulden automatisch diesen Erfolg haben würde. Die amerikanischen Geschäftsleute sind aber nicht so naiv, dies für gegeben anzunehmen, ohne Schritte zu unternehmen, nicht nur die europäische Kaufkraft an und für sich zu steigern sondern auch Sicherheiten dafür zu schaffen, daß diese erhöhte Kaufkraft zum Ankauf amerikanischer Waren verwendet werden wird. Dies ist der Punkt, um den sich der eigentliche Kampf um die Kriegsschulden entspinnen wird. Er beginnt schon jetzt, sich bemerkbar zu machen, und wird auf der Weltwirtschaftskonferenz noch Stürme entfesseln.

Die Weltwirtschaftskonferenz wird einen neuen Abschnitt des Eindringens der Vereinigten Staaten in den Konkurrenzkampf der Welt bezeichnen, und die Schuldenfrage wird eine der Hauptwaffen Amerikas im internationalen Kampf um die Weltmärkte darstellen, der sich dort abspielen wird. Obwohl im Augenblick die Spannung zwischen Frankreich und Amerika die größte Aufmerksamkeit auf sich lenkt und die Stimmung in USA und die öffentliche Meinung England gegenüber eine unvergleichlich bessere ist als gegenüber Frankreich, wird sich der Hauptstreit in den kommenden Monaten und auf der Weltwirtschaftskonferenz doch zwischen den Interessengruppen des Britischen Empire, das seine Kräfte erst kürzlich in Ottawa gegen die Welt gesammelt hat, und denen der Vereinigten Staaten abspielen.

Sammlung für Hindenburg

Ludendorffs ‚Volkswarte' veröffentlichte am 27. November folgenden Brief:

Dr. Bernhard Grund
Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages
Persönlich und vertraulich.

Breslau 1, 15. Oktober 1932
Schließfach 230

Sehr geehrter Herr Kollege!

Wie Ihnen wohl bekannt ist, wurde aus den Kreisen der Deutschen Wirtschaft dem Herrn Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg zu seinem 80. Geburtstag das Stammgut Neudeck im Kreise Rosenberg und seiner Familie geschenkt. Zu diesem Zweck vereinigten sich damals unter Führung von Herrn Geheimrat Dr. Duisberg die großen Verbände der Deutschen Wirtschaft, und zwar auf Seite von Industrie und Handel die auf freiwilligem Zusammenschluß beruhenden fachlichen Organisationen. In der Folge erwies sich, daß die Gebäude zum großen Teil wegen Baufälligkeit eingerissen und völlig erneuert werden mußten. Der Kostenvoranschlag wurde hierdurch sehr erheblich überschritten. Obwohl zur Deckung weitere sehr erhebliche Mittel aufgebracht wurden, fehlt noch eine Schlußsumme von 450 000 Mark. Wie dringend zu wünschen ist, daß diese Summe nun aufgebracht und damit die Schenkungsabsicht voll erfüllt wird, brauche ich nicht näher darzulegen. Die Dringlichkeit dieses Wunsches wird dadurch gewiß nicht vermindert, daß der Herr Reichspräsident selbst auf die Angelegenheit niemals zurückgekommen ist.

Als jüngst die Frage im Kreise der Präsidenten der Spitzenverbände der gewerblichen Wirtschaft und der Landwirtschaft erörtert wurde, ergab sich der einmütige Wunsch der Präsidenten der übrigen Spitzenverbände, daß ich es übernehmen möge, meine Kollegen von

den Handelskammern für die Angelegenheit persönlich zu interessieren. Das Vorgehen ist in der Weise gedacht, daß von einer entsprechenden Zahl von Persönlichkeiten je ein Betrag von 500 Mark aufgebracht werden sollte, wobei selbstverständlich je nach Sachlage die Zeichnung höherer Beträge dringend erwünscht ist; ausnahmsweise wird man auch an den Zusammentritt mehrerer Persönlichkeiten zur gemeinsamen Zeichnung des Betrages denken können. Daneben können natürlich entsprechende Beträge auch von Körperschaften gezeichnet werden. Es kann sich hierbei natürlich nur um eine durchaus freiwillige und persönliche außeramtliche Aktion handeln. In diesem Sinne aber glaube ich nach dem Ergebnis der Besprechung und insbesondere auch unter Billigung meiner Kollegen vom Vorstand des Deutschen Industrie- und Handelstages, mit denen ich vor wenigen Tagen die Sache besprochen habe, Sie bitten zu dürfen, sich zu dem dargelegten Zwecke an Persönlichkeiten Ihres Bezirkes, die in der Lage sind, unbeschadet der Erfüllung der uns allen obliegenden sozialen Pflichten sich an dem gewiß uns allen am Herzen liegenden persönlichen Zweck dieser Aktion zu beteiligen, wie allenfalls auch an geeignete Körperschaften mit der Einladung zu wenden, einen entsprechenden Betrag zu überweisen. Wichtig ist dabei der persönliche, durchaus freiwillige Charakter der Aktion und ihre Beschränkung auf einen nicht zu großen Kreis der Angegangenen.

Gezeichnete Beträge bitte ich an die Dresdner Bank, Depositenkasse B, Berlin W 9, Potsdamer Straße 20, unter Hindenburgdank zu überweisen. Zur Benachrichtigung des Herrn leitenden Geschäftsführers der Kammer, an den ich hiermit ebenfalls die Bitte um Förderung dieses Anliegens richte, gestatte ich mir einen Abdruck dieses Schreibens beizulegen.

In vorzüglicher Hochachtung bin ich Ihr sehr ergebener

gez. *Grund*

Professoren-Aufruhr gegen Klagges

von Alfred Ander

Der jüngste Konflikt an der braunschweiger Technischen Hochschule hat gegenüber allen bisherigen den besonderen Reiz des Bruderstreites für sich. Grade hatten interfraktionelle Besprechungen die Differenzen zwischen dem deutschnationalen Finanzminister und dem nationalsozialistischen Minister für Alles beigelegt, als der deutschnationale Rektor Gaßner den Zorn von Klagges heraufbeschwor, indem er gegen das Treiben der Nazistudenten Front machte. Der Konflikt ist mehr als ein Kompetenzstreit über das Recht zu Disziplinarmaßnahmen. Es handelt sich um den Ruf der Hochschule, der durch die nationalistische Atmosphäre ernstlich gefährdet ist. Selbst in den nationalen Professoren regt sich der Professor. Zweifellos ist dabei die Sorge um den Ruf der Hochschule mehr eine Sorge um den Ruf des Standes.

Anfang des Jahres sollte Adolf Hitler Professor an der Technischen Hochschule in Braunschweig werden und den freien Lehrstuhl für Pädagogik an der Kulturabteilung einnehmen. Die geheimen Verhandlungen platzten an einer vorzeitigen Pressemeldung und an dem Widerspruch des deutschnationalen Ministers Küchenthal, der — selber Akademiker — die Unmöglichkeit der Situation begriff, die sich durch diese Maßnahme ergeben hätte. Schließlich fand sich für Hitler die

freie Stelle eines Regierungsrates für das Kanalisationswesen, die stillschweigend in eine Dienststelle zur „Kanalisierung" der Wirtschaft des Landes Braunschweig verwandelt wurde. Dieser Ausweg hat unter der Professorenschaft die anfängliche Erregung nur noch gesteigert, da ihnen die ganze Angelegenheit nunmehr noch beschämender vorkam.

Die wüste Hetze gegen Paulsen und Jenssen, zwei umstrittene sozialdemokratische Pädagogen an der Kulturabteilung, bekam durch die beabsichtigte Professur Hitlers einen üblen Beigeschmack. Nachdem Klagges diese beiden in den Ruhestand versetzt hatte, wurde Ewald Banse berufen, der bisher nur als bescheidener Schriftsteller gewirkt hatte. Die Professur Banse — „gestaltende Geographie" — ist rund heraus gesagt eine Ungeheuerlichkeit. Diese Maßnahme steigerte die Erregung der durchaus rechtsstehenden Professoren immer mehr.

Hier kommt noch die Maßregelung des gleichfalls rechtsstehenden Professors Schmitz hinzu. Der Prozeß gegen ihn wurde vor dem Disziplinargericht geheim geführt, denn neben andern Ursachen wirkte die Tätigkeit von Schmitz für Sowjetrußland mit, an der das Reichswirtschaftsministerium ebenso wie das Reichswehrministerium interessiert gewesen sein dürfte. Die geheime Verhandlung macht eine Erörterung über das interessante Material leider unmöglich. Für die Situation an der braunschweiger Hochschule ist der gegen Schmitz erhobene Vorwurf von besonderem Interesse, er habe gegen die Berufung eines nationalsozialistischen Professors durch Mißbrauch von Amtskenntnissen gewirkt. Es handelt sich dabei um den Nazi-Pädagogen Ernst Kriegk, über dessen wissenschaftliche Leistungen nicht grade die besten Urteile vorlagen. Wieder ist es also die Berufung eines nationalsozialistischen Professors, die Konfliktstoff schafft. Die Vorgänge nehmen allmählich klare Formen an. Sieht man sich nun die Professur Ewald Banses an, so bleiben keine Unklarheiten mehr.

Banse ist Verfasser mäßiger geographischer Bücher und Nationalsozialist. Daß dieser Professor vor wenigen Tagen in der braunschweiger „Nationalsozialistischen Kulturvereinigung" während eines Vortrags über das germanische Rassenproblem als der Typus eines reinrassischen „dalischen" Menschen im Lichtbild gezeigt wurde, erhöht gewiß nur den Reiz, sich mit ihm zu beschäftigen. Da im Deutschland der Gegenwart sachliche Untersuchungen nicht mehr ganz ungefährlich sind, muß es unterbleiben, bei Banse und seiner Professur nach irgendwelchen Zusammenhängen zu forschen. Erlaubt bleibt dagegen, eine Tatsache neben ein Zitat Banses zu stellen.

Kurz nach seiner Berufung stellte der „Asta", der gleiche Ausschuß, der vor wenigen Tagen in der Studenten-Vollversammlung eine vernichtende Niederlage hinnehmen mußte, bei Klagges den Antrag, an der Technischen Hochschule einen Lehrstuhl für „Wehrwissenschaft" zu errichten mit obligatorischen Vorlesungen für alle Studenten. Als Erläuterung dieser Forderung erschienen in der braunschweigischen Rechtspresse gleichzeitig einige Artikel von Professor Ewald Banse. Banse sollte also der Professor für „Wehrwissenschaft" werden,

daran bestanden kaum noch Zweifel. Vollends bestätigte das ein Parteierlaß aus dem „Braunen Haus":

Wehrpolitisches Amt der NSDAP, Verfügung (Nr. 201/32). Zum Referenten II c (Wehrwissenschaft) ernenne ich mit sofortiger Wirkung den Pg. Ewald Banse, Professor an der Technischen Hochschule zu Braunschweig. München, den 25. Oktober 1932. gez. v. Epp.

Die mit dieser Verfügung aufgedeckten Zusammenhänge haben unter der Professorenschaft helles Entsetzen ausgelöst. Nunmehr erlangten auch die zu Unrecht unbeachtet gebliebenen Artikel Banses über die „Wehrwissenschaft" Interesse. Wer sie liest, faßt sich an den Kopf. Das ist hysterischer Nationalismus, der nach dem Kriege schreit. Von Wissenschaftlichkeit keine Spur. Den reaktionärsten Professor mußte das in den Harnisch bringen. So plump, so ungeschickt, so geistlos zu poltern, das können sich selbst Professoren nicht leisten. Minister Klagges hat den Lehrstuhl für „Wehrwissenschaft" nicht errichtet. Einige Zitate von Banse aber zeigen, wie sich hinter der „gestaltenden Geographie" des Professors die „Wehrwissenschaft" des Parteireferenten II c auch ohne offizielle Professur austoben kann.

Professor Banse definiert die von ihm „auf den Lehren des Weltkrieges aufgebaute Wehrwissenschaft" als „die Lehre von den Völkern und Ländern, von ihrer Räumlichkeit und Wirtschaftsleitung, von ihrer Verkehrskraft und ihrer Psychologie zum Zwecke der Erzeugung möglichst günstiger Vorbedingungen zukünftiger, um das Dasein des eignen Volkes zu führender Kriege". Von eben dieser Lehre fordert er, daß sie „zur obersten Wissenschaft und Nationalphilosophie" erhoben werde. Um wehrwissenschaftliches Denken und Fühlen in das ganze Volk zu tragen, müsse die „Wehrwissenschaft" in das Bildungswesen eingebaut und „obligatorischer Unterrichtsgegenstand der Volks- und höheren Schulen, Universitäten und Hochschulen werden". Banse betrachtet es als seine Lebensaufgabe, alle mit dem Kriege zusammenhängenden Fragen in ein „lehrbares System" zu bringen, „damit der nächste Krieg uns besser gerüstet findet als der letzte."

Banse will die „Völkerpsychologie als Kriegswaffe" benutzt wissen, wobei die „angewandte Kenntnis der Völkerseele" darin besteht, „das Feindvolk seelisch am wunden Punkt zu packen, seinen inneren Widerstand zu unterhöhlen, zu zermürben, zu brechen", dagegen das „eigne Volk für die in Frage stehende Kriegsidee mitzureißen; es mit Zorn und Haß auf den Feind zu erfüllen, ihm unzerbrechbaren Kriegswillen einzuflößen, kurz alles zu tun, es mit dem leidenschaftlichen Vorsatz zu erfüllen, den Krieg nur mit der Niederringung des Gegners zu beenden." Mit diesem Ziel „ist Wehrwissenschaft Begriffsbildung des heldischen Empfindens, die große militärgeistige Zielsetzung des Seelischen einer Volkheit, die sich nicht unterkriegen lassen will." Dieser Unsinn hat Methode, die sich am klarsten in der verheißungsvollen Auslegung der bekannten Worte von Clausewitz zeigt, daß der Krieg die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln sei. Dieser Ausspruch „soll offenbar heißen, daß das Schwert zu vollenden hat, was die Feder vorbereitet"

Nationalsozialistische Geschichtsauffassung

von Walther Karsch

Anfang 1931 schrieb sich bei Ernst Rowohlt ein Parteigänger Otto Straßers unter dem Pseudonym Weigand v. Miltenberg seine Wut gegen den braunen Charlatan „Adolf Hitler — Wilhelm III." von der Seele. Herbert Blank, wie sein richtiger Name lautet, fuhr dort mit einem bis dato unbekannten Material auf, das seine Broschüre auch für den wertvoll machte, dem die theoretischen Ausführungen höchst zuwider waren. Wer nun Miltenbergs neustes Elaborat „Schleicher, Hitler? — Cromwell!" in die Hand nimmt — das für 1,80 Mark bei Wolfgang Richard Lindner in Leipzig herausgekommen ist — wird enttäuscht sein, wenn er glaubt, neues Material über Hitler und Enthüllungen über Schleicher zu finden. Der Titel ist, vornehm gesagt: eine Metapher; weniger vornehm ausgedrückt: eine Irreführung. Eher sagt schon der Untertitel „Der Rhythmus in der Geschichte", was zur Debatte steht: eine neue Geschichtsdeutung, für die der — ebenfalls bei Wolfgang Richard Lindner, für 2,20 Mark, in zweiter Auflage erschienene — „Weichensteller Mensch" die praktischen Beweise liefern soll.

Dem aufmerksamen Leser des Feuilletons der Rechtsblätter wird nicht entgangen sein, daß sich dort eine neue Ideologie herausbildet, die alle Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens unter einer bestimmten Perspektive vereinigen will. Was dort meist noch sehr vieldeutig und unklar ist und wie aufgeklebt wirkt, konkretisiert sich bei Miltenberg-Blank, der diese Verwandtschaft sicher entrüstet bestreiten wird, weil er sich für einen ehrlichen Revolutionär hält. Doch hier sind die Quellen, aus denen diese Ideologie stammt, wenn sie natürlich auch bei jenen Blättern stark mit den noch immer wirksamen Tendenzen einer zusammenstürzenden Epoche vermischt ist.

Otto Straßer und Blank bauen da weiter, wo Spenglers Konstruktion abschließt. „Spenglers organisches Gesetz vom Kreislauf der Kulturen wird ... ergänzt durch die Lehre vom bipolaren Rhythmus innerhalb eines Ablaufs solcher Kultur." Nach Spengler gibt es keine Fortentwicklung, sondern das Leben eines Volkes geht, wie das des Menschen, von der Geburt über die Jugend, das Mannesalter, das Greisenalter bis zum Tod. Spenglers blutleeres Geschwätz steigerte sich schließlich zu der Prophetie vom „Untergang des Abendlandes", die nichts weiter als eine Verabsolutierung von Analogien ist. Da für Blank aber grade in unsrer Zeit Deutschlands Wandlung zur „Nation" beginnt, was schlecht zu einem Untergangsgemälde paßt, biegt er an dieser Stelle ab und schiebt den von Spengler für die nächste Zukunft geweissagten Tod um einige Jahrhunderte hinaus.

Im Ablauf der abendländischen Kultur sei nun ein „bipolarer Rhythmus" erkennbar, der einen Wechsel von „Konservativismus" und „Liberalismus" bewirke, deren Herrschaft jedesmal 150 Jahre währe. In der „liberalistischen", der „Ich"-Epoche sei die Wirtschaft ungebunden, der Staat stehe „unter

dem Zeichen des Individualismus" („das heißt der möglichst großen Geltendmachung des ‚Ich' in Bezug auf die staatlichen und gesellschaftlichen Formen"), und die Kultur sei „rationalistisch"; in der „konservativen", der „Wir"-Epoche dagegen gehe die Wirtschaft vom Gemeinschaftsgedanken aus und werde vom „Sozialismus" getragen, der Staat vom „Nationalismus" und die Kultur „von der Schicksalsidee, der Mystik und dem Idealismus". Genau an der Wende zwischen dem verdämmernden Liberalismus und dem heraufdämmernden Konservativismus stünden wir nun.

So weit das alles auch von Hitler und vom Herrenclub entfernt ist: mit diesen Phraseologien liefert Blank den „autoritären" Herren von heute die ideologische Sauce, mit der sie ihre politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Maßnahmen schmackhaft machen können. Der Unterschied ist nur ein terminologischer. Mag Blank Autarkie, Staatsmonopolismus und Ständestaat Sozialismus nennen, es ist genau das gleiche, was die Regierenden heute bereits mit liebenswerter Offenherzigkeit durchzuführen beginnen. Wie nah sich die scheinbar so Entfernten sind, zeigt eine Fußnote im „Weichensteller Mensch", in der Blank sagt, „daß die Reichsreform unter Beseitigung des liberalistischen Ministerialsystems und der Hardenbergschen Präfektur auf die konservativ-organische Regierungseinheit unter Friedrich Wilhelm II." zurückgehe — woraus sich ergibt, daß der Rausschmiß der hundertvierzig preußischen Ministerialräte nichts mit ihrer republikanischen Gesinnung zu tun hat sondern allein dem Pendelausschlag der Geschichte zuzuschreiben ist.

Um der Gefahr zu entgehen, daß der Glaube an die Gesetzmäßigkeit des historischen Ablaufes als Schicksalsgläubigkeit ausgelegt wird, definiert Otto Straßer im Vorwort zum Miltenberg das Schicksal als „die Bestimmung des Lehnsvertrages, innerhalb dessen unsre eigne Verantwortlichkeit ungemindert besteht". So ein Lehnsvertrag zwischen Gott — „Herzog und Kamerad", wie Blank sagt — und dem Menschen verliert doch aber völlig seinen Sinn, wenn nichts gegen das einmal statuierte Gesetz geschehen kann. Mit der Weichenstellertätigkeit des großen Mannes ist es dann nicht sehr weit her. Am Schluß jedes Versuches, aus der Geschichte Gesetzmäßigkeiten herauszulesen, steht die Prädestination, der Fatalismus — ganz gleich, ob sich das nun „Gesetz der dreieinigen Bipolarität" oder „Ökonomik" nennt, wobei allerdings dieser der Vorzug vor jenem zu geben ist, weil der Materialismus sich doch wenigstens noch an die Realitäten hält, während das andre Spekulation bleibt.

Nicht bestritten soll werden, daß die ungebundene Wirtschaft schließlich zum Kapitalismus geführt hat. Komisch wirkt aber, was Blank dem Zeitalter des „Liberalismus", der — nebenbei — niemals geherrscht hat, noch alles anhängt. Kann man denn wirklich guten Glaubens sagen, eine Staatsauffassung sei individualistisch, wenn zu gleicher Zeit die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wird, das Anti-Individualistischste, was sich denken läßt? Und von einer Herrschaft

der Vernunft kann nun schon gar nicht die Rede sein. Oder ist, Sie Weiser des Dritten Reiches, eine Welt vielleicht vernünftig, die am Überfluß erstickt und Millionen hungern läßt, die erdballumspannende Erfindungen zeitigt und die Menschheit durch Kriege auseinanderreißt?

Man kann sich denken, was bei solchen Perspektiven herauskommt: eine neue Vergewaltigung der Geschichte. Gewiß, Blanks historische Portraits sind manchmal recht pittoresk, wohltuend lebendig gegenüber der Seziertätigkeit unsrer Seminare, aber seine Auslegungen sind von einer so unüberbietbaren Subjektivität, daß sich gegen jede These ein Schock dokumentarisch belegter Tatsachen anführen läßt, von den Widersprüchen ganz zu schweigen.

Doch diese Unwahrheiten, Halbwahrheiten und Schiefheiten sind gar nicht mehr verwunderlich, wenn man erkannt hat, daß die ganze Spekulation an einem Widerspruch elementarer Natur krankt. Wenn nämlich das „organische" Weltbild das richtige ist, muß das „liberalistische" mit seinem Fortschritts- und Entwicklungsglauben das falsche sein. Und doch ist auch dieser Geschichtsabschnitt „organisch", sonst wäre er ja nicht. Logischerweise müßten dann auch die Kinder dieser Epoche mit allen ihren Anschauungen durchaus im Recht sein, also auch mit ihrem Fortschritts- und Entwicklungsglauben. Wenn Blank nun sagen wollte: jawohl, in diesen hundertfünfzig Jahren ist das richtig, in den nächsten hundertfünfzig dieses, so wäre das zwar nicht weniger unsinnig, aber immerhin konsequent. Doch beide Geschichtsauffassungen als den richtigen organischen Ausdruck zweier konträrer Epochen innerhalb eines Weltbildes gelten zu lassen, das nur die eine als richtig statuiert, oder weniger kompliziert ausgedrückt, zu lehren: A hat recht, B hat aber auch recht, weil in der Ansicht von A vorgesehen ist, daß B recht hat, dies dürfte wohl doch nichts andres als krasse Denkunfähigkeit sein.

Es ist bedauerlich zu sehen, wie hier ein Kreis, der sich gewiß ehrlich bemüht, im Wirrwarr dieser Zeit einen Kompaß der Orientierung zusammenzusetzen, aus purem Minderwertigkeitsgefühl gegenüber allem Geistigen eine Orgie von Irrationalismus, Mystik, Metaphysik und Schwammigkeit aufführt. Es wird für die Herren ein schreckliches Erwachen geben, wenn sie einst merken werden, daß sie durch die Vernebelung des Bodens, den die Philosophie der letzten Jahrhunderte glücklich entsumpft hat, durch die Statuierung der Staatsallmacht als rocher de bronze, durch die Herabdrückung des Individuums zu einem Werkzeug dieser Staatsallmacht der Reaktion Handlangerdienste geleistet haben. Denn die wird es bestimmt nicht versäumen, sich hier die ideologische Rechtfertigung ihrer Politik zu holen.

* * *

In eine theoretische Auseinandersetzung gehört nur Sachliches. Darum das Folgende separat:

1928 nennt Blank in der Erstausgabe seines Weichenstellers „Emil Ludwig-Cohn" einen „Skribenten", der ein Buch über Bismarck „dahingeschmiert" habe; Anfang 1931 wird

dieser Skribent auf einmal, richtig, Emil Ludwig genannt und avanciert zum „Künder" Wilhelms II.; 1932 aber schimpft ihn derselbe Verfasser wieder einen Skribenten, seine historischen Anschauungen „Hirnakrobatik, plattesten Materialismus".

Als Herr v. Miltenberg Ludwig einen Künder nannte, tat er das in einem Buch, das der gleichen Verlagsproduktion angehörte wie, damals noch, die Werke desselben Emil Ludwig.

Weihnachts-Tips für Nazis

Achtung Parteigenossen!

Sie helfen Parteigenossen des Thüringer Waldes, wenn sie sofort ein prachtvolles Sortiment Hakenkreuz-Christbaumschmuck, enthaltend Kugeln, Glocken, Spitzen usw., und außerdem ein feines Hakenkreuzgeduldsspiel „Pädagogi" für nur RM. 4,75 franko Nachnahme bestellen bei Pg. Max Meusel jr., Steinheid/Thr. Postfach 2.

*

Horridoh Lützow! Der neue Roman von Rudolf Herzog.

Deutschlands meistgelesener Dichter, der mit warmem Herzen für die nationalsozialistische Bewegung eintritt, steigert in diesem großen vaterländischen Roman durch die Schilderung der Freiheitskriege im Volke den Ruf nach dem „Führer". Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. K. F. Koehler Verlag, Leipzig.

*

Das passende Weihnachtsgeschenk: SA- und SS-Puppe (ges. gesch.)

ca. 30 cm hoch, vorschriftsmäßig gekleidet. Das Entzücken des nationalsozialistischen Kindes, SA oder SS pro Stück RM. 2,30. Versand gegen Nachnahme. Porto und Verpackung 60 Pfg. Umtausch und Zurücknahme innerhalb 5 Tagen Pg. Hümöller & Co., Frankfurt a. M., Mainzerlandstraße 84.

*

Nationalsozialistische Bühne!

Zugkräftige Werbestücke für die Hitler-Bewegung! Prologe und Festgedichte! Aufführungsmaterial für Deutsche Abende. Auswahlsendungen bereitwilligst! Hauptkatalog Z. kostenfrei! G. Danner, Mühlhausen i. Thüringen. Theaterbuchhandlung, Abzeichenfabrik, Fest- und Vereinsbedarf.

*

Formen

zum Gießen von NSDAP-, SA-, SS-Männern, Standarten und Fahnenträgern usw., sowie Bleisoldaten, Indianer, Tiere usw. Unterhaltend für die ganze Familie. Verlangen Sie sofort Katalog kostenlos ohne jeden Kaufzwang. Gebr. Schneider, Gießformen-Fabrik, Leipzig N 22, Hallische Straße 121/A

*

Wie Friedrich der Große sich morgens waschen mußte

bestimmte sein Vater genau. Diese erziehlichen Bestimmungen des Soldatenkönigs können Sie einmal in meinem kostenlosen Wäschekatalog nachlesen. Dort finden Sie diese und viele andere hochinteressanten Mitteilungen über alles, was mit Wäsche und Waschen zu tun hat, außerdem meine ganz unwahrscheinlich niedrigen Wäschepreise. — Hensel liefert ja direkt und bietet Ihnen mancherlei Vorteile. Verlangen Sie also auf einer Postkarte den interessanten kostenlosen Wäschekatalog von Wilhelm Hensel, Webwarenversandhaus, Görlitz 42, Friedrich-Wilhelm-Straße 1/2.

*

Deutsche Führer
taten sich nicht nur auf politischem sondern auch auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete hervor. Die Schöpfer der Salem-Zigaretten verdienen wahrhaftig ein Denkmal im Herzen der Raucher, denn sie schenkten dem deutschen Volke seine Nationalzigarette. Die milde Salem mit Gold-Filmbildern in natürlicher Farbwiedergabe.

*

„Ja, Herzchen, jetzt bleiben wir immer blond."

Sonnig goldenes Lockenköpfchen .... entzückendes Blondhaar. Mutter und Tochter bleiben zusammen jung — dank Nurblond. Dies einzige Spezial-Shampoo zur Pflege der feinen empfindlichen Struktur blonden Haares verhindert nicht nur das Nachdunkeln sondern gibt auch bereits nachgedunkeltem oder farblos gewordenem Blondhaar seinen ursprünglichen Goldton zurück, das Haar wird seidenweich. Nurblond enthält keine Färbemittel, keine Henna und ist frei von Soda und allen schädlichen Bestandteilen. Auch das Blondhaar Ihres kleinen Lieblings verlangt nach Nurblond. Überall erhältlich. Nurblond Laboratorien, Berlin W 62.

‚Illustrierter Beobachter'

Gustav Meyrink und das deutsche Prag

von Anton Kuh

Am 28. Oktober 1918 geschah in den Speisezimmern der deutschen Wohnungen Prags etwas, wovon man sonst bei Erdstößen zu lesen pflegt: die Uhren blieben plötzlich stehen. Zwar wurden sie sofort wieder aufgezogen und auf tschechische Staatszeit gestellt. Aber sie erholten sich von dem Chok nicht mehr; fortan gingen sie um ein paar Minuten nach. Und dabei hatte es am Geburtstag der tschechoslowakischen Republik nicht einmal ein richtiges Erdbeben gegeben.

Vor dem Haus „zur letzten Laterne" am Starnberger See saß um dieselbe Zeit ein schlanker, wettergebräunter Mann von fünfzig Jahren in seinem Ruderboot, las die Zeitung und hielt inne. Also hatte die Weltgeschichte für ihn Vergeltung geübt! Zwei Feinde lagen unter dem gleichen Schlag hingemäht: das k. u. k. Oesterreich und Golems, des Familienschirmers und Rachegespenstes, Machtreich; beide einander ähnlich durch ihren Reichtum an Schlupfwinkeln und Sackgassen und ihre Mischung aus Gemütlichkeit und Furchtbarkeit. Dabei hatte er der Schreckerinnerung, die ihn mit jenen beiden verband, dankbar zu sein. Ohne sie säße er nicht hier im Kahn sondern wie vor zwanzig Jahren im Schachzimmer des „Continental". Und wäre noch immer der Herr Meyer aus dem gleichnamigen kleinen Bankgeschäft am Wenzelsplatz.

Der Mann mit dem unauffälligen Namen und dem noch unauffälligeren Beruf hatte damals im Widerspruch dazu eine Eigenschaft gehabt, die ein Polizeistaat nie und das Ghetto nur seinen echtblütigen Sprossen verzeiht: Auffälligkeit. Er war keiner von den Musterknaben — wie sie die Leumundsnote liebt — die beim ersten Anruf „auseinandergehen", Beleidigungen ruhig einstecken, mit gesenkten Augen einherwandeln, kurz: im weitesten Umfang des Wortes kein Ärgernis bieten. Vielmehr war schon seine Erscheinung (hochgewachsen, sport-

lich, souverän — und doch kein Offizier!) unter den stiefmütterlicher Bedachten dieser Stadt ein Ärgernis. Noch mehr der blanke, niemandem ausweichende Blick in die Welt, der den vermeintlich Bevorrechteten sowohl wie den Brillengeduckten ja bereits als Provokation gilt. Am meisten aber seine Unnahbarkeit gegenüber Cliquen und Klüngeln und deren kläglichen Belangen. In der Kleinstadt nennt man einen Mann, der sich so verhält, einen Sonderling.

Zündstoff war hierdurch bereits bis zum Explodieren angehäuft. Es bedurfte noch eines Anlasses. Man fand ihn in der Gestalt eines deutschböhmischen Oberleutnants, der ihn einmal mit „Hehe" oder „Psst, psst" anrief. Die Folge war ein Wortwechsel. Daran schloß sich eine Duellforderung auf schwere Säbel. Aber zu dem Duell kam es nicht. Dieser Bankier Meyer, der den Offizier gefordert hatte, war nämlich als Fechtkünstler bekannt; sich mit ihm schlagen hieß von ihm geschlagen werden. Der Oberleutnant beriet mit seinem Anwalt Lederer und den andern Freunden, was zu tun sei. Man sagte ihm: Stecken Sie sich hinter das Korpskommando! Der Rat wird angenommen. Das Korpskommando, um Beistand ersucht, ruft die Polizei an: Da ist ein Bankier Meyer — könnte man den nicht im Handumdrehen satisfaktionsunfähig machen? Olic, der gefürchtete Geheimchef, antwortet: Verhaften! — das andre wird sich finden. „Z'erscht verhaften" — Weisheit des alten und des neuen Oesterreich.

Gesagt, getan. Man verhaftet den Bankier, sperrt ihm das Geschäft. „Was hab ich denn verbrochen?" — „Das werden Sie schon erfahren."

Man wird es selber erst erfahren. Bei kleinen Bankiers ist das ja nicht allzu schwierig. Immer gibt es ein paar nörgelsüchtige, querulantische Kunden, die sich im Börsenspiel übervorteilt glauben. Sie erstatten eine vorschnelle Anzeige und ziehen sie beim nächsten Gewinn zurück. Gibt es keine solche Anzeige gegen Gustav Meyer? Ja, sie ist vier Jahre alt und längst abgelegt. Die Untersuchung wurde damals gar nicht eingeleitet. Heute ist es etwas andres. (Die Lederers sind kluge Köpfe.) Gegen Bankier Meyer läuft das Betrugsverfahren.

Nicht lange. Nach einer Woche bricht bei ihm von der Furchtbarkeit des Erlebnisses ein altes Rückenmarksleiden aus, er verliert die Fähigkeit, sich auf seinen Beinen fortzubewegen, kommt ins Inquisitenspital. Da er inzwischen nicht bloß zum Krüppel sondern auch zum Bettler geworden ist (das ‚Prager Tageblatt' hat seinen Klienten die Augen geöffnet, wem da Papiere anvertraut wurden), kann man Milde walten lassen. Gustav Meyer verläßt zwei Monate später als unschuldig in Haft Gesetzter auf zwei Krücken das Spital.

Und verschwindet aus Prag.

Ein paar Wochen später erscheint in Hardens ‚Zukunft' ein satirischer Aufsatz, der wie eine Bombe in Prag einschlägt. Die alten Kommerzialräte und die jungen Intellektuellen, die grade bei Rilkes Silberschalen und opalenen Glänzen halten, stehen auf dem Graben zusammen und lassen das kleine, hell-

braune Heft mit dem Aufsatz „Prag" von Hand zu Hand gehen. Da ist ja alles mit vollem Namen der Wirklichkeit entnommen: der Doktor Lederer, der Garderobier Hahn, der kaiserliche Rat Sonnenschein. Und wo ein fingierter Name den eigentlichen vertritt, findet erst recht das prager Lieblingsspiel Stoff: „Wer ist damit gemeint?" Sie ärgern sich, aber sie lachen. (Denn vor dem äußern Feind haben sie Achtung.) Doch vor allem: sie staunen über die Informiertheit. Wer mag es nur sein, der diese Bosheit ausgeheckt hat — wer ist dieser Gustav Meyrink?

Sie erfahren es, als seine nächsten Satiren in die Welt fliegen und das alte Motiv Prag darin unendlich abgewandelt erscheint: Meyrink ist Meyer. Er ist wieder zum Vollbesitz seiner graden Glieder gekommen — wie er beschwört: durch Spiritismus und den Umgang mit Yoghis, doch die Psychoanalytiker sagen: nur deshalb, weil er jetzt fühlte, es „gehe wieder mit ihm", während er vordem überzeugt war, „es gehe nicht weiter" —; hat sich eine Weile als Vertreter einer Sektfirma betätigt (ungefähr zur selben Zeit, als Wedekind in Suppenwürfeln reiste); und beginnt jetzt — an der Vierziger-Schwelle — sein Dasein als Schriftsteller. Hier hat sich (von Courteline, dem entlassenen Marine-Beamten abgesehen) der einzigartige Fall begeben, daß jemanden die persönliche Notwehr in die Literatur drängte; daß er seine Kunst zunächst nur als Rache treibt, in ihr aber eine Kraft entwickelt, die ihn an die Spitze der deutschen Satiriker stellt. Mit andern Worten: daß Michael Kohlhaas sein eigner Kleist wird. Denn wenn auch nicht der Haß, so doch der Albdruck bleibt ihm lebenslänglich. Kein Nobelpreis der Erde könnte ihn davon befreien. Er ist seinen Feinden in den Weltruhm entwischt, gleichsam heimlich aus der Ghetto-Tür ausgebrochen. Bleibt die Stadt, die er im Rücken ließ, nicht trotzdem unverändert, ein hunderttürmiges Gespenst der Rachsucht?

Er sitzt am klaren Starnberger See, angelt nach Blaufelchen. Da tanzen Geister ums Boot: Lederer, der Oberleutnant, die Heuschreckfigur des Bettlers Haschileh, ein Reigen Mißwachsener, Schiefschultriger, durch Brillen Grinsender. Er wehrt ihnen mit der Angelstange — aber sie sehen ihn plötzlich ganz demütig und traurig an und sagen: Wir sind doch Prager, Herr Meyer! Da wird ihm ganz seltsam. Er sieht die schöne, lebensvolle Stadt vor sich, mit ihren Heimlichkeiten und Unheimlichkeiten, die beiden Adels-Ghettos links und rechts der Moldau steigen vor ihm auf, von denen das eine, mit seinen verwaisten Palais der Waldsteins, Rohans, Kinskys, Bouquoys sich bis zu den luxemburgischen Kaisern zurückschreibt, und das andre, mit seinen Durchhäusern, Fenstergängen, Winkelgassen bis zum hohen Rabbi Löw, er nimmt im Geist unter gemütlichen Tschechen am Tisch einer Soldatenkneipe Platz und freut sich an Qualm, Tratsch und Würstelgeschmack. Es erscheinen ihm die alten Handelsräte, brave, biedere, über dem Durchschnitt gebildete Menschen, die am Abend im Kasino gern die Belange des Fortschritts und Deutschtums vertreten; ihre Söhne, seltsamerweise vom Geist des Familientums unschöner gezeichnet als jene (wahrscheinlich grade, weil sie dagegen rebellieren), schwach von Statur

doch stark in der Debatte, nach jedem Schlupfloch spähend, das sie aus der Enge über Berlin und Wien direkt zu den Gipfeln der deutschen Literatur entführen könnte; er sieht sie mit ihren verkindlichten Großmamagesichtern am Stammtisch über Gott, Kierkegaard und den Sozialismus disputieren, hört ihre weibischen Gellstimmen und wünscht ihnen Glück auf den unausbleiblichen Ruhmesweg. Was können sie, Alte wie Junge, dafür, daß sie auf einer Insel leben — einer zumal, die der deutschen Kultur viel Gutes und Großes gegeben hat —, daß sie ein Volk ohne Volk sind, sozusagen: drei Orchesterreihen Bourgeoisie ohne Galerie und Stehparterre? In einem solchen Pferch gibt es nur Ehrgeiz und Eitelkeit. Und die wechselseitige Beäugung, die davon bleibt, reicht über den Heimatsort hinaus, sie verfolgen den Gleichentstammten über alle Wege und Stege Europas, voll Bosheit und doch zuletzt voll freudigem Stolz. Denn das ist das heilige und unbeugsame Gesetz der Ghetto-Städte: wer hier durch Geburt und Leib für das Böse mitgehaftet hat, dem wird es am Richttag vergeben — das „Mitgefangen, mitgehangen" entsühnt ihn. Doch wer aus der Fremde herkam, unverantwortlich und unbelastet, der —

Hilfe! — schon greifen die Gespenster wie zuvor nach dem Einsiedler am Starnberger See. Er versteht jetzt, was sie im Guten wie im Schlimmen damit meinten: Wir sind doch Prager! ... Es hieß: Wir sind die Lieblingsgestalten deiner Welt! — aber auch: Du gehörst nicht zu uns, denk an das Inquisitenspital und wie wir das ärarische Oesterreich gegen dich zu Hilfe riefen! Der Schriftsteller Meyrink wird bis an sein Lebensende nicht damit fertig, was dem Bankier Meyer passierte. Immer wieder formt er, zwischen Verachtung und Liebe, zwischen Mitleid und Angst entzweigeteilt, dessen Erlebnis um. Nennt es einmal den „Golem" (man erinnere sich aus diesem Roman des Kampfes zwischen dem Vergessen-Wollen und dem Wissen-Wollen), ein andres Mal das „Grüne Gesicht" und kann es nie zu Ende schreiben. Denn er weiß: unverändert bleibt die Stadt.

Sie ist bis heute unverändert geblieben. Die Uhren im Speisezimmer sind neu aufgezogen worden, aber das Kalenderblatt des deutschen Pragers zeigt den 28. Oktober 1918, man hat es abzureißen vergessen. Zwar führen mehr Türen nach Europa; auch hat die Anpassung an den neuen Staat die Alten weltklug gemacht, sie sind jetzt weniger bildungserpicht, doch freier. Aber immer noch spuken die Gespenster von damals, sitzen die selben Bürgersöhne um die selben Dispute und Idole versammelt, dem Beschauer den vorzeitlichen Anblick eines Menschenschlags gewährend, der im übrigen Europa bereits ausgestorben ist: des Intellektuellen. Freilich, ihr Dreß hat sich ein wenig verändert. Sie bevorzugen (in der Meinung, auch die Umwelt halte noch bei 1918) die gemäßigt-soziale Windjacke — doppelt sonderbar in einer Stadt, deren deutschsprachige Proletarier man an den Fingern abzählen kann! Der Kenner läßt sich nicht täuschen. Er weiß, daß sich der Fall Meyrink heute so gut wie damals ereignen kann. Nur würde der Doktor Lederer gegen seinen Verewiger heute vermutlich an Stelle des k. u. k. Aerars eine Partei um Hilfe rufen.

Eine bunte Schüssel Schallplatten

von Felix Stössinger

Erklärung der Abkürzungen: B = Brunswick. C = Columbia. E = Electrola. G = Grammophon, die Stimme seines Herrn. H = Homocord. K = Kantorei. O = Odeon. T = Telefunken.

Zu Weihnachten werden wieder viele Schallplatten in bunten Schüsseln liegen. Wie werden sie ausgesucht? Es gibt in Deutschland drei bis vier Geschäfte, die Bescheid wissen. Die andern verkaufen ihr Lager nach Bestellnummern, meist unter Berücksichtigung bestimmter Fabrikate. Kataloge über die Gesamtheit der Platten, über die bisher erschienenen etwa 400 000 Titel, gibt es nicht. Die Schätzung eines bestimmten Künstlers sagt für den Wert seiner Platten noch gar nichts aus. Einmal weil Konzert- und Mikrophonwert nicht identisch sind, zum andern, weil es keine Aufnahmetechnik gibt, die auch nur die Zuverlässigkeit einer Filmkamera hätte. Und schließlich gibt es nicht, wie bei Büchern, literarische, will sagen musikalische Erfolge, die wegweisend sind. Die großen Plattenerfolge beziehen sich fast ausnahmslos auf leichte Musik, auf Qualitäten des Apparats, etwa auf das Orchester, das Stokowski berühmt gemacht hat, ohne daß es ihn zu einem großen Dirigenten gemacht hätte, oder auf einzelne Stimmen. Die Kenntnis der guten Platten ist also eine Wissenschaft geworden, freilich eine fröhliche.

Klassische Musik ist auf Schallplatten nicht so überwältigend vertreten wie Gesang und Oper, das Repertoire wird aber, trotz der schlechten Plattenzeiten, konsequent aufgebaut. Bach, Mozart, Beethoven, zum Teil Haydn, sind erstrangig zu haben, was dazwischen liegt, unvollkommen. Bachs Orchester strahlt in den Suiten und Brandenburgischen Konzerten, von denen das sechste vom pariser Kammerorchester der école normale unter Leitung Alfred Cortots (E) alles, was es sonst an Bachorchesterplatten gibt, durch Reinheit des Stils und Wärme der Soli übertrifft. Im Wert folgt die Suite H-moll (zum Teil fälschlich G-moll etikettiert), deren Flötensolo aus dem Orchester Mengelbergs (C) ungewöhnlich kraftvoll aufführt. Das fünfte Brandenburgische liegt fragmentarisch unter der Cembaloführung von Alice Ehlers vor (H), die sich als die beste Rhythmikerin ihres Instruments bewährt. Violinwerke fehlen in letzter Vollendung, weil keins von Hubermann vorliegt. Menuhin war für die Sonate C-dur (E) noch zu jung, man merkt das erst auf der Platte, aber immerhin tonlich ist vieles erstrangig. Die Partita D-moll mit der großen Chaconne trägt Adolf Busch magistral vor (E). Hier wie in der tief versponnenen, vor einigen Jahren entdeckten G-dur-Sonate, die er mit Serkin nachdichtet (E), wächst Busch durch seine gefühlszarte Geistigkeit über die Materie hinaus, die bei keinem deutschen Geiger die Leuchtkraft der wirklich großen Geiger hat. Die C-moll-Sonate, die Licco Amar mit Günther Ramin am Cembalo spielt (G), die von Georg Walter selbst im Mühsamen innig gläubig gesungenen Tenorarien (K), die langsamen Sätze in Cellotransskriptionen, die Casals mit ätherischer Noblesse spielt (E), und schließlich die große Orgelkunst von Edouard Commette, dem Meister der lyoner Kathedrale (C), sind die Grundlage jeder Bachsammlung. Ein Wunsch: daß die überwältigenden Chöre der Hohen Messe, die noch nie so groß gesungen wurden wie am 5. Dezember unter Klemperer, auf Schallplatten verewigt werden.

Mozarts Universalität, die unsre Zeit erst ganz begreifen und gestalten wird, kommt in vielen Schöpfungsformen auf Platten zum Ausdruck. Enttäuschungen habe ich nur mit seinen Opernplatten, freilich den meisten, erlebt. Aber grade in der Oper gibt es Ausnahmen. Die größte: die von Schaljapin gemimte, gefeixte, gestikulierte und trotzdem großartig gesungene Registerarie (E), den von mir verehrten Vortrag der Ouvertüren unter Pfitzner (G), die Ottaviokavatine Roßwaenges (G). Den Rest stellt Italien: Battistini (E) und Mariano Stabile

(C) als Don Juan, die schmetternde und doch tiefblau getönte Königin der Nacht der Guglielmetti (C). Von der Kammermusik hat das Klarinettenquintett (G) monatelang meine Abende beschlossen. Solange es keine bessere Aufführung als die des Wendlingquartetts gibt, mag jeder auch in dieser Fassung die Melodie der Klarinette als Talisman für sein Leben empfangen. Die Symphonie erhält einen großen Stil durch Toscanini (E). Blech und Kleiber sind nicht im Ganzen als Persönlichkeiten aber in Einzelfällen, wenn ihre Begeisterung sie fortreißt, Interpreten der Verve der letzten Sätze, die wohl niemand mehr zierlich tuend zu nehmen wagt. Violinkonzerte spielen Kreisler und Menuhin (E), Klavierkonzerte Dohnányi (C) und Rubinstein (E).

Von Beethoven gibt es auf Schallplatten mehr oder weniger alles, aber man trifft auf die größten Diskrepanzen zwischen Künstlerrang und Plattenwert. Klemperers Symphonie-Platten sind offenbar uralt und schlecht (G). Mengelberg ist immer gut (E und C), nur die dritte Leonore hat einige Aufnahmefehler (C). Pfitzner ist als Beethovendirigent etwas trocken (G), aber es sind doch Interpretationen, die tiefen und getreuen Eindruck machen. Das wirklich vergeistigte Beethovenerlebnis vermittelt das Klavierwerk, das vollständig Artur Schnabel nachschaffen wird. Die bisher erschienenen Sonaten und das Konzert Es-dur (E) bereiten auf eine Schöpfung vor, in der der Klavierklang die feinnervigste Bebung hat, die es heute gibt. Besitzt man dann noch die Kreutzersonate Hubermanns (C), die Fidelioarie von Lotte Lehmann (C), die Cellosonate von Casals (E), die Violinsonate in G-dur mit Rachmaninow und Kreisler (E), die Klaviersonate D-moll um des letzten Satzes willen in Giesekings gespenstischer Romantik (C), dann ist Beethoven zur Genüge besetzt. (Seine Quartette so summarisch aufzuzählen, ist unmöglich.)

Lied und Gesang sollen uns zur Oper leiten, über Schumanns Frauenliebe, die Lotte Lehmann (O) mit ihrer fraulichsten Wärme singt. Die Übertragung des Klaviersatzes auf Streichquartett gibt Schumanns Melos eine Farbe, die man nicht mehr missen möchte. Mahlerlieder höre ich vor allem um der Lieder willen an, obwohl Schlusnus für das Rheinlegendchen nicht genug Humor, für den Tambourmajor nicht genug Dämonie hat. Aber hier ist auf einer Platte der ganze Mahler (G). Der biblische Ernst eines Mussorgskij, mit dem die moderne Musik beginnt, ohne daß sie und er es wußten, erfaßt uns in den Todesliedern, von denen Schaljapin leider nur eines singt (E), unheimlich, wie seinen Boris Godunow (E) und seinen weniger bekannten sterbenden Müller der Oper Russalka von Dargomiszkij (E). Der Ausklang dieser Platte mit dem Tenor Pozemkowskij ergreift wie eine Passion.

Es gibt nicht viel von dem Ernst Mussorgskijs, der ja über Theater, über Kunst hinausgeht. In gleichem Maße ergreift in der Welt der Oper die klagende Konfession Tristans von seinem Schicksal als trauriger Weise (die es aber auf Platten nicht gibt) und dann der Monolog Othellos, den der größte Tragöde der italienischen Oper, Renato Zanelli, aufwühlend singt (E). Zanelli verwendet den bel canto im Dienst einer Menschengestaltung, die auf der Opernbühne ohnegleichen ist. Seine Othelloplatten, ergänzt durch den André Chenier von Giordano (E), versichern, daß dieser größte Tristan der italienischen Bühne auch der größte der deutschen wäre. Im Ausdruck ist Zanelli selbst einem Caruso überlegen, wie ein Vergleich beider Othelloplatten zeigt. Unter den älteren Carusoplatten (E) sollten Nina von Pergolese, die Garibaldihymne, das ewig schöne O sole mio, Bois épais von Lully in keiner Carusosammlung fehlen. Sein Addio aber, eine nach seinem Tod erst erschienene, schon moderne Aufnahme gehört zum Ergreifendsten, was es überhaupt auf Platten gibt.

Und die Oper? Da sind Ensemblesätze wie das Sextett aus Lucia mit Gigli, Galli-Curci, Homer (E), das „unvergleichliche" Rigoletto-

quartett auf der Platte des kompletten Rigoletto (C), das Quintett des Barbiers von Rossini (C), dessen Sprachbrio als Ensembleleistung phänomenal ist, aber das largo al factotum singt Tita Ruffo (G) noch schneller, im unglaubhaftesten Tempo mit letzter Deutlichkeit. Große Sänger der italienischen Oper (all E und C) sind, ohne Punktwertung, Cortis, Borgioli, Martinelli, Pertile, Gigli, Schipa, Merli, Granforte, de Muro Lomanto, Volpi, Solari, Inghilleri, Stracciari. Von Frauen: bedingungslos die erste ist Toti dal Monte, dann, in Zufallsfolge, Capsir, Galli-Curci, Besanzoni, Guglielmetti, nur in gewissen Rollen Giannini, Carena, Sanchioni. Zwei Platten, die man übersehn könnte, hebe ich besonders hervor, den Monolog des Philipp aus Verdis Don Carlos, den Nazareno de Angelis mit einer Größe singt (C), nicht allzuweit von einem Schaljapin, und das aufwühlende „A, Manon, mi tradisce", gesungen von Pertile (E), für mich das schönste von Puccini überhaupt.

Moderne französische Musik hört man am besten von den Franzosen selbst, etwa Débussy unter Straram (C), Ravels Boléro in seiner eigenen Interpretation (G), Poulenc als Begleiter seines wundervollen Liederzyklus Le bestiaire (C), Miniaturgebilde von höchster Intensität. Der Zauberlehrling von Dukas lebt durch Toscanini auf (E), Mussorgskijs Nuit sur le mont chauve — die Kleiber wieder einmal spielen sollte — wird von den pariser Philharmonikern (O) mit modernster Farbigkeit dargestellt.

Und nun, da über Chansons noch eine besondre Anmerkung folgt, nur einige Varietäten: Die Arbeitersongs von Eisler singt Ernst Busch (H). Ich habe sie schon Tausenden von Arbeitern vorgeführt, stets wurde das Lied der Arbeitslosen da capo verlangt. Der unverblühten Dreigroschenoper sei, so populär sie ist, gedacht (T). Unter neuen Tanzplatten fand ich nur eine, sagen wir, weniger alltägliche: das Quartett der Mills Brothers (B). Bei Duke Ellington (B) ist das Klavier oft hervorragend. Negerjazz ist das alles nicht. Dafür kann man die Neger des Urwalds im Chor trommeln und singen hören, auf der Platte, die dem „Schrei der Steppe" von Lutz Heck (Verlag Knorr & Hirth, München) beiliegt. Diese erste Verbindung von Buch und Schallplatte ist völlig gelungen. Der Kommentar auf der Plattentüte ermöglicht auch ohne Aufsuchen der Bezugsstellen im Buch, das Abendlied des Glanzstars vom Gezänk der Mantelpaviane auf den Schlafplätzen, das Elefantentrompeten vom Löwenbrüllen zu unterscheiden. Die Synthese von Buch und Kulturtonfilm bedeutet eine Revolte im vergreisten Buchgeschäft, deren Auswirkung der nächste Weihnachtsmarkt spüren wird. Nicht: Buch „oder" Schallplatte sondern das Buch „mit" Schallplatte füllt die bunten Schüsseln der Zukunft.

Kurbeln und Knipsen von Rudolf Arnheim

Das Kino spielt heute eine große, das Theater eine kleine Rolle. Wer aber daraus schließt, der Geist des modernen Menschen sei theaterfeindlich, sieht oberflächlich oder durch Brillen. Beide Künste kranken heute am Mangel an Aufgaben. Der Film darf die nützliche Aufklärungsarbeit, die er zu leisten hätte, nicht leisten; er betätigt sich betäubend und zerstreuend und findet dafür ein dankbares Massenpublikum. Das Theater versucht, mit Ehekomödien, Volksstücken, Operetten und Klassikern, das gleiche, aber sein Publikum ist nicht anspruchslos genug, um sich die Schreckensjahre des Zusammenbruchs überklimpern lassen zu können, und findet andrerseits, während Firma, Religion und Staat verkrachen, nicht mehr die Ruhe, sich in die Seelennöte der Rose Bernd und des Geheimrats Clausen zu vertiefen. So verkümmert das Theater, während

der Film mit dem Vertrieb von Rauschgiften anrüchige, aber große Geschäfte macht. Heißt das: Tod des Theaters, Sieg des Films? Fedor Stepun, russischer Emigrant, behauptet es in seinem Buch „Theater und Kino" (Bühnenvolksbund-Verlag, Berlin; kart. 2,70, Leinen 3,20). Er fällt auf den Scheinverfall der einen, das Scheinleben der andern Kunst herein und begründet tiefsinnig, was sich durch äußerlichere Motive richtiger erklären läßt. „Und das ist es, was den Kampf gegen das Kino für Menschen, die um die religiös-metaphysische Wurzel des Theaters wissen, zur inneren Pflicht macht." Stepun gehört, wie man sieht, zu dem gesprächigen Geheimbund derer, „die um die Wurzel wissen" — wir kennen die Melodie. Er ist religiös, glaubt also, daß mit dem lieben Gott aller Glaube überhaupt sterbe; er sieht in den Leninbüsten, roten Fahnen, in Pudowkins Muttergestalt keinen Glauben, weil er so etwas — im Gegensatz zu Weihrauch und Marienbildern — lieber Fanatismus nennt. Und so begründet er den angeblichen Tod des Theaters damit, daß dessen religiös-metaphysische Wurzel keine Nahrung mehr finde. Er spricht vom säkularisierten Theater und liefert schöne Beispiele für das Prinzip der „Metaphysik als Ausrede", wie es von denen, die um die Wurzel wissen, gern verwendet wird: „Sie haben die große Tragödie des Krieges und der Revolution aus dem Metaphysischen ins Sozial-Politische übersetzt und sie dadurch schöpferisch unfruchtbar gemacht." Und: „. . . die Herabwürdigung der metaphysischen Problematik zu einer bloß soziologischen." Metaphysik als Ausrede für die Rückschrittler.

Verständlich, daß Stepun das neue „Podiumtheater" der revolutionären Lehrstücke und Schulopern gar nicht bemerkt, obwohl hier der von ihm geforderte „Erlebnisdialog zwischen Schauspieler und Zuschauerensemble" seit Jahrhunderten zum ersten Mal wieder verwirklicht wird. Sehr richtig sagt er, daß die Gleichsetzung von reinem Sprechfilm und Sprechtheater, die sich in meinem Buch „Film als Kunst" findet, nur für das heutige Rampentheater gelte, nur fällt ihm nicht auf, daß die Rampe inzwischen ins Wanken geraten ist. Freilich nicht in den Kellern einer „intensiven Katakombenkultur", wie sie Stepun zur Erziehung eines künstlerisch aktiven Zuschauer-Ensembles herbeiwünscht, sondern oben an der frischen Luft.

Stepun spricht viel vom Geist des Films und wenig von der Technik, die er ganz offensichtlich nur vom Hörensagen kennt. Und so verfällt er auch in den beliebten und gefährlichen Irrtum, zu glauben, nur der Spielfilm könne Kunst sein. Dies auch für den „wissenschaftlichen, bildnerischen, publizistischen Film" zu beanspruchen, sei gänzlich unsinnig. In Wirklichkeit macht es keinen grundsätzlichen Unterschied, ob man die richtige Einstellung für ein Kulturfilmkaninchen oder eine Liebesszene der Greta Garbo sucht. Die künstlerischen Formprinzipien gelten für jeden Wochenschaustreifen. Und für jeden Amateurfilm. Klebt der Amateurfilmer seine Schmalfilmmeter wahllos hintereinander, so ist sein Film nicht ungeschnitten und jenseits der Kunst sondern schlecht geschnitten, schlechte Kunst! Wie man einen Amateurfilm „gestaltet", davon erzählen zwei kleine Bücher, das eine — „So wollen

wir filmen" von A. Stüler (Frankhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart; kartoniert 3,20 Mark, Ganzleinen 4 Mark) — mehr lehrhaft und tabellarisch, das andre — „Kind und Kegel vor der Kamera" von Alex Strasser (Verlag Wilhelm Knapp, Halle; kartoniert 4,20 Mark) — in der Einkleidung einer mit bezauberndem Humor durchgeführten „Spielhandlung". Beide Bücher bemühen sich, dem Schmalfilmer die Spielfilm-Ambitionen auszutreiben und ihm dafür auf das unblutige Jägerhandwerk des Pirschens und Belauschens Lust zu machen. Es gilt, die ungestellte Wirklichkeit in kurzen, charakteristischen Einstellungen zu erhaschen. Das Leben führt Regie, und so können die sehr zahlreichen, detaillierten Manuskriptentwürfe, die zumal Stüler bringt, nur ungefähre Hinweise auf bestimmte Stoffgebiete geben. Gewiß können solche Lehrbücher nicht konkret und beispielsreich genug sein, aber vielleicht sollte man doch, statt den Schüler vor das fait accompli von Miniatur-Drehbüchern zu stellen, lieber grundsätzlicher diskutieren, welches die Funktion der Großaufnahme ist, wie man ein unübersichtliches Gebilde, etwa eine Stadt, in Einzelausschnitten schildert, wie man mit der perspektivischen Überschneidung, der charakterisierenden Beleuchtung und Einstellung arbeitet. Dies geschieht in beiden Büchern nur gelegentlich und unsystematisch, und das hübsche Bildermaterial dient weniger zum Experimentieren als zur Illustration. Strasser verlegt das Grundsätzliche fast völlig in die lustigen Vorträge des Herrn Blix, statt an den praktischen Filmversuchen, die er beschreibt, die Stadien der Entwicklung, das „Warum so und nicht anders" in Wort und Bild aufzuzeigen. Dennoch bleibt genug Praktikerweisheit, genug Warnung und Anregung. Mancher, der sich bisher damit begnügte, die Familienmitglieder in wechselndem Kostüm und vor wechselndem Hintergrund ins Objektiv lächeln zu lassen, wird sich, besonders durch Strassers Buch, zu kunstvollerer Handhabung des kleinen Zauberapparats veranlaßt fühlen.

Kunst der Formgebung, nicht Stilisierung des Modells, heißt es für den Amateurfilmer, aber eines schickt sich nicht für alle. Beschaut man die Photographien, die Hoyningen-Huené von Badenden und Skifahrern gemacht hat („Meisterbildnisse", Verlag Dietrich Reimer, Berlin; Ganzleinen 4,80), so wird man vielleicht erschrecken vor den abgezirkelten Stellungen, den kalt aufgesetzten Scheinwerferschatten, der Luftleere dieser Bilder. Aber das Erschrecken ist ungerecht, denn nicht die Welt des unvollkommenen, mannigfach getrübten Zufallslebens ist der Bereich dieses Photographen sondern die gepflegte, überwirkliche Atelierschönheit der grande dame. Stört in seinen Sportbildern der Gegensatz von Inhalt und Form, so findet derselbe Photograph für das Mode-Porträt unübertreffliche Lösungen. Man folgt ihm in den gewiß engen Bezirk des Künstlichen und Geschminkten und staunt über die verblüffende Sicherheit, mit der das Licht über Stoffe spielt, Kontraste herausarbeitet, seltsame Schatten wirft. Folgerichtig ist die Wirklichkeit auch aus dem Hintergrund verbannt: aus der leeren Samtschwärze oder einem glatten Grau arbeitet sich die Figur heraus; ohne Zwang und doch zwingend wird das Rechteck in

Schwarz-, Grau- und Weißkomplexe aufgeteilt. Ganz frei vom belebenden Reiz des Wirklichen sind die Bilder, aber noch selten wurde diese Freiheit so meisterlich zur graphisch-kunstgewerblichen Gestaltung des Blattes verwendet. Damit sind die Vorzüge, aber zugleich auch die Grenzen Hoyningen-Huenés angegeben. Der Herausgeber des appetitlich ausgestatteten Sammelbändchens, H. K. Frenzel, hebt mit Recht den Wert solcher Photographien für das Kunstgewerbe, für Reklame und Mode, hervor: hier wäre in der Tat ein Weg, uns von dem heulenden Elend zu heilen, das uns vor den heutigen Modekatalogen und Plakaten ergreift. Aber grade deshalb sollte der Herausgeber nicht andrerseits seinen Schützling in ein Licht setzen, das er nicht verträgt, ihn nicht mit Kokoschka vergleichen und die Maßstäbe wirklicher Kunst lieber aus dem Spiel lassen. Hoyningen-Huené kann zwar Josephine Baker wie ein schleichendes Raubtier im Urwald über einen Divan kriechen lassen, zuckende Kaminfeuerlichter auf dem geölten Negerhaar, er kann das Seidene, Artistische eines Jean Cocteau bis in die gespreizten Finger hinein trefflich porträtieren, aber nicht umsonst deckt auf seinem schönsten Photo der leuchtendweiße Handschuh das Gesicht der Porträtierten zu. Einen Künstler, der seine Grenzen so geschmackvoll zu wahren weiß, soll man nicht aus der Enge seines parfümierten Meisterstudios in die rauhe Luft der Kunst hetzen.

Landarbeiter von Gabriele Tergit

Die Grenze zwischen Europa und Asien verläuft an der Elbe, und wenn man hundert Kilometer von Berlin nach Osten fährt, so kommt man ebenso viele Jahre zurück. Das Land ist flach und grau, und es liegen dort die großen Rittergüter, eine Welt für sich. Das ist die soziale Stufenleiter: der Gutsherr, der Herr Inspektor, die Gutssekretärin, die Handwerker: der Stellmacher — der Treckerführer — der Schmied — der Monteur, da sind die Mamsell und der Kutscher oder Chauffeur, da kommen zuletzt die Arbeiter, die auf so einem Gute wohnen, und es gibt Freundschaften und Zankereien. Auf Ritthagen in der Uckermark hat zum Beispiel der Obermelker zum Pferdepfleger gesagt: „Die Pferdepfleger sind alle Hornochsen, fehlen ihnen bloß noch die Hörner", weil der den Dung immer an eine falsche Stelle tat. Seitdem hat der Pferdepfleger nicht mehr mit dem Obermelker gesprochen. Dann gab es einen Streit zwischen dem Obermelker und dem Stellmacher wegen des Radios. Der Obermelker ging immer zum Stellmacher, um Radio zu hören. Als einmal Brüning sprach, machte der Obermelker, der Nazi ist, immer Bemerkungen dazwischen, was den Stellmacher ärgerte und störte, und er verbot ihm, weiter bei ihm Radio zu hören. Und dann war da noch die Sache mit dem Schrott und den Brettern. Auf allen Gütern wird geklaut. Sogar mächtig geklaut. Es liegt alles herum, und das meiste ist eßbar. Wenn die Gutsbesitzer mit den Gewerkschaftsführern wegen der Lohntarife verhandeln, dann sagen sie: „Wozu Lohnerhöhung? Was zu wenig gezahlt wird, wird ja doch geklaut." Vor kurzem wurde in Prenzlau ein Vorschnitter verurteilt, weil er achtunddreißig Ferkel im Laufe der Zeit, sagen wir, requiriert hatte. Auf Ritthagen warf der Obermelker dem Stellmacher vor, daß er Holz gestohlen, zwölf Rodelschlitten gebaut und in Prenzlau verkauft habe. Der Stellmacher konnte den Kauf des Holzes nachweisen und warf daraufhin dem Obermelker vor, daß er massenweise Schrott stehle, was dieser nicht ableugnen konnte und weshalb er angezeigt wurde.

Diese ganzen Streitigkeiten und den Ärger fraßen die Betroffenen still in sich hinein. Sie schwiegen, wie man schweigt in der großen Tiefebene, die sich bis zum Ural hinzieht. Erst wenn sie Alkohol getrunken haben, dann fallen die Hemmungen. Auf dem Erntefest, das der Besitzer den Leuten gab — mit Fleischverteilung, Tanzerei, Freibier und Keilerei — fielen die Hemmungen. Die Keilerei war infolge einer Zigarette entstanden, dem einen war sie runtergefallen, der andre wollte sie haben. Sie hatte sich so fortgesetzt, daß der Stellmacher am Auge getroffen wurde, daß ihm das Blut herunterlief, daß ein großer Knäuel entstand, daß den Schemeln die Beine ausgerissen wurden, daß der Pferdepfleger, die Wut über den Hornochsen noch im Leibe, den Melker schlug, daß der Melker Steine sammelte, daß ein Alter am Kopf getroffen wurde, daß der Pferdepfleger wirklich roh die harmlose Frau des Melkers mit dem Schemelbein über die Nase schlug. Nach dieser Keilerei sagte der Besitzer, sie sollten doch weiter tanzen und vor allem das Freibier austrinken. Und dann kam auch noch die schwere Stunde für eine Kuh, aber leider waren die Schweizer so betrunken, daß der Gutsherr selber das Kälbchen rausziehen mußte, damit das Tier nicht einging. Das war ein Erntefest, wie es üblich ist.

An diese Sache geriet ein nationalsozialistischer und noch dazu ehrgeiziger Oberleutnant der Landjägerei, welcher keinen Sinn dafür hatte, daß zu einem Erntefest auch eine Keilerei gehört. Er sah in dieser harmlosen Rauferei sofort den feigen Überfall marxistischer Arbeiter auf Andersdenkende. Er brachte die Unbescholtenen, die übrigens keineswegs marxistisch waren, in die Gefahr, auf ein bis zehn Jahre ins Zuchthaus zu kommen, indem er in seinem ersten Polizeibericht die harmlose Schlägerei als eine Sache aufzog, auf die die Terror-Notverordnung Anwendung finden mußte, alles nur deshalb, weil er die Arbeiter für links hielt.

Vor Gericht erschienen der Stellmachermeister, der eine schwere Giftgasvergiftung im Kriege erlitten hatte, fünfzig Prozent erwerbsunfähig ist und, wie ein weiterer Angeklagter, der demokratischen Gewerkschaft der deutschen Landarbeiter angehört. Ein dritter Angeklagter war Mitglied des Stahlhelms, ein Vierter völlig unpolitisch. Ein Fünfter hat einen Onkel, der der KPD angehört. Das alles hat genügt, damit der Landjägeroberleutnant von „marxistisch" eingestellten Arbeitern schrieb, die „der linksstehenden Partei" angehören. Es ergab sich sofort nach der Vernehmung der Angeklagten, daß von Politik keine Rede sein konnte.

Wie unpolitisch es in Ritthagen war, zeigten auch die Betriebsratswahlen, für die zwei Listen, eine sogenannte linke und eine nationalsozialistische, aufgestellt waren. Einer der Betriebsräte wurde vor Gericht gefragt, wie er „eingestellt" sei. Sozial sagte er, womit er offenbar die SPD meinte. „Sie sind doch aber auf der Liste der Nationalsozialisten aufgestellt worden?" — „Ich kenn mich in der Politik nicht so aus", meinte er darauf verlegen.

Der verprügelte Obermelker ist tatsächlich Nazi, „darum hassen ihn die marxistisch eingestellten Arbeiter", schrieb der Oberleutnant in seinem Bericht, aus dem der ganze Prozeß entstand. Aus Haß offenbar spielte den ganzen Abend einer der marxistischen Angeklagten auf der Ziehharmonika, die ihm der Nazi geliehen, und aus Haß brachte er ihm seit Wochen Lebensmittel aus der Stadt. Hier auf kleinem Fleck war die politische Differenz schon deshalb nur mikroskopisch vorhanden, weil eigentlich keiner wußte, worin sich der Nationalsozialist von „den Linken" unterscheidet. Der Hauptteil der Zeugen wußte von gar nichts: „Dazu war ich zu besoffen." Und das drückt offenbar die Gefühle, aus denen die Prügelei entstand, am richtigsten aus. Der Angeklagte, der durch einen Onkel in der Stadt, der noch dazu der KPD angehörte, schwer kompromittiert erschien, hat seit elf Jahren schmerzhaftes Eiterlaufen aus dem Ohr. Trotz-

dem er seit sechs Jahren in der Krankenkasse ist, war er noch nie beim Arzt. Jetzt im Gefängnis hat er zum erstenmal überhaupt vom Institut des Arztes erfahren, als der ihm Watte verordnete. Im „Segen der Erde" schildert der große Konservative Hamsun, wie das Gefängnis die Menschen die Zivilisation kennen lehrt und so für das einfache Landleben verdirbt, in Norwegen ist es die Nähmaschine, in der Uckermark der Arzt.

Dann aber erschien die bewaffnete Macht, die schimmernde Wehr, zwar nicht die Armee selber sondern nur die Landjägerei. Aber welch ein Glanz! Hier in dem barbarisch bunt angestrichenen Raum eines preußischen Gerichts, vor der strengen Kargheit der übrigen Beamten, erschien der Leutnant in einer Extrauniform von dem Glanz der alten Garderegimenter, mit so viel hellem Leder um den Leib wie ein Tscherkesse, mit geputztem Metall, mit langem, klirrenden Schleppsäbel, eine bedrohliche Erscheinung! Er unterschied klar: „Die nationalgesinnten Arbeiter", sagte er, und warf damit die andern, „die den linken radikalen Parteien angehören", in den Abgrund der Verachtung. Er stand da, die objektive Behörde, die Staatsgewalt selber, als verkörpertes Parteiinstitut, kein Zweifel, er wollte ein Exempel statuieren und die Arbeiter auf Grund der Terror-Notverordnung ins Zuchthaus bringen, was ihm gelungen wäre, wäre nicht alles zu grotesk gewesen. Das, was der Oberleutnant mit „die nationalgesinnte Arbeiterschaft" bezeichnete, hatte nämlich schwarzes und lockiges Haupthaar, hieß zum Beispiel Jersinska und sprach schlecht deutsch und war zwar kriegerisch, aber aus Polen. Auf der Anklagebank hingegen saß das, was sich die Nazis unter der germanischen Rasse vorstellen. Blonde Leute, die deutsche Namen trugen und im Felde für ihr Vaterland gelitten hatten.

So weit geht die Verwirrung. In Ostpreußen sollen die polnischen Schnitter geschlossen Hitler gewählt haben und einem Mann der preußischen Polizei, einem Anhänger des Überdeutschen Hitler, kommen Polen, die Hitler wählen, deutscher vor als Deutsche, die teils dem Stahlhelm, teils einem Berufsverband angehören, und er hetzt die Staatsmacht auf sie. Der Reaktionär alter Schule, freundlicher ausgedrückt, der konservative Richter, sah von Anfang an die Lächerlichkeit dieser Anklage. Er sah auch die Hemmungslosigkeit dieses Reaktionärs neuer Schule. „Was verstehen Sie unter den radikalen linken Parteien?" fragte der Verteidiger Olden den Oberleutnant. Bevor er antworten konnte, verhinderte das Gericht diese peinliche Frage. Der Richter erklärte nach zwölfstündiger Verhandlung, daß ein politisches Vergehen nicht in Frage komme, und so wurden die Raufenden mit zwei Monaten und Bewährungsfrist bestraft.

Man sollte nun annehmen, daß die Polizei das Urteil des Gerichts beherrscht hinnehmen würde. Nein, keineswegs. Der Oberleutnant gab seine Verachtung dieses Urteils mit hemmungslosem Gesichtsausdruck kund. Offenbar nannte er den Richter innerlich einen Schlappschwanz, der keinen Sinn dafür hatte, daß man eine andere politische Gesinnung selbst dort noch bestrafen muß, und zwar mit Zuchthaus, wo sie sich auf ein innerliches Räsonieren beschränkt.

Krisenwende? von Thomas Tarn

Warum halten die meisten Prophezeiungen über die weitere Entwicklung der Krise einer gründlichen Kritik nicht stand? Weil immer noch, obwohl die Krise nun über drei Jahre dauert, mit Analogievorstellungen aus dem Verlauf der Vorkriegskrisen gearbeitet wird. Aber grade die nähere Analyse zeigt, daß diese Krise in ihrem Ablauf wesensverschieden von frühern Krisen ist und so die Analogievorstellungen versagen müssen. Das haben auch allmählich die Bearbeiter der ‚Vierteljahrshefte zur Konjunkturforschung' erkannt. Nachdem sich ihre Prognosen immer wieder als falsch herausgestellt

haben, suchen sie sich im letzten Bericht ein Alibi zu schaffen. In der Untersuchung über Deutschland findet sich ein Abschnitt mit der schönen Überschrift: „Phasenschematismus?" Es heißt da: „Zunächst kann keine Rede davon sein, daß die Feststellung der Position, die eine Volkswirtschaft im Konjunkturzyklus erreicht hat, ausreichend ist für die Kennzeichnung auch der künftigen Entwicklung. Zu viele außerökonomische Einflüsse sind wirksam, um den Konjunkturverlauf als Ausfluß einer strikten Periodizität des Wirtschaftslebens betrachten zu können. An sich ist es daher nicht ausgeschlossen, daß ein Rückfall in eine vorangegangene Konjunkturetappe erfolgt, oder daß sich der Übergang zur nächsten Etappe ohne eigentlichen Übergang vollzieht."

Nun hat man, was man braucht. Wenn die Besserung der Konjunktur prophezeit wurde und sie tritt ein, dann hat man recht gehabt. Ergibt sich aber eine weitere Verschärfung der wirtschaftlichen Spannungen, dann hat man das auch vorausgesagt. Denn man hat ja ausführlich erklärt, daß „ein Rückfall in eine vorangegangene Konjunkturetappe" erfolgen kann. Mit dieser Art „Wissenschaftlichkeit" kann alles bewiesen werden — und wird heute alles bewiesen. Halten wir uns daher lieber an die konkreten, realen Tatbestände.

Wie spielte sich früher der Umschwung von dem Tiefstand der Krise zu einer gewissen Ankurbelung der Produktion ab? In der Krise wurden die unmodernen, schlechten, zu wenig rationalisierten Betriebe abgesägt. Nur die modernsten, lebensfähigsten blieben übrig. Produktion und Absatz gingen zurück; die Betriebe, die noch in Gang waren, machten Profit; das Kapital, das sich aus dem Profit bildete, wurde zunächst nicht angelegt, weil man noch nicht genügend Vertrauen zur Wiederankurbelung der Wirtschaft hatte. Infolgedessen ergab sich nach einiger Zeit eine immer stärkere Geldflüssigkeit. Die Zinssätze für kurzfristiges Kapital gingen immer mehr zurück. Und wenn diese Entwicklung ein gewisses Ausmaß erreicht hatte, dann waren es diese geringen Zinssätze, die es den Unternehmerkreisen nahelegten, größere Kapitalien neu in den Betrieben zu investieren, da infolge der billigen Zinssätze die Rentabilität immer größer wurde. Neue Investitionen der Unternehmer führten zu einer stärkeren Beschäftigung der Arbeiterschaft, erweiterten so den Konsum. Und da der Umschwung nicht auf ein einzelnes Land beschränkt blieb sondern allmählich die gesamte Weltwirtschaft umfaßte, stieg nicht nur der Absatz der Produktionsindustrien infolge der Investitionen der Unternehmer, stieg nicht nur der Absatz der Konsumindustrien infolge der wachsenden Beschäftigungszahl der Arbeiterschaft, sondern stieg auch die Produktion der Exportindustrien, da im Anschluß an die Aufwärtsentwicklung auf den Weltmärkten der Außenhandel zunahm.

Wie steht es heute? Fraglos ist auf den Geld- und Kapitalmärkten eine gewisse Entspannung eingetreten. Die Betriebe, die noch arbeiten, machen auch heute noch Profit, und da das Kapital bisher nur in einem verschwindenden Umfange zu Neuinvestitionen verwandt wird, herrscht eine starke Geldflüssigkeit; die Zinssätze für tägliches Geld sinken immer stärker, und wenn man den Krisenablauf analog dem Ablauf früherer Krisen beurteilt, ergibt sich aus der Betrachtung der Geld- und Kapitalmärkte, daß der Tiefpunkt der Krise bereits eingetreten ist. Aber die Unternehmer glauben nicht daran. Sie investieren nicht. Das gilt nicht etwa nur für Deutschland sondern ebenso für die Vereinigten Staaten.

Ein Teil der Ökonomen, der sich vor dieser Tatsache nicht verschließen kann, macht sich die Erklärung sehr leicht. Wenn der Krisenablauf nicht dem üblichen Schema entspricht, müssen eben „außerökonomische" Faktoren wirksam sein, die die Ankurbelung so erschweren. Dieser Erklärungsversuch ist denn doch etwas zu billig.

Die Unternehmer wollen nicht investieren. Daran ist Papens Wirtschaftsplan völlig gescheitert. 700 Millionen wollte Papen neben

den Steueranrechnungsscheinen den Unternehmern zur Verfügung stellen, wenn sie in entsprechendem Umfange Arbeiter neu einstellten. Reichlich 600 000 Arbeiter sollten bis heute neu eingestellt werden. 40 000 sind es ungefähr geworden. Und die Unternehmer haben von den 700 Millionen, die Papen ihnen zur Verfügung stellen wollte, nur etwa 100 Millionen in Anspruch genommen. Warum? Weil sie das Risiko der Erweiterung ihrer Betriebe für so groß ansahen, daß sie trotz der staatlichen Prämie nicht glaubten, dabei mit Profit arbeiten zu können. Es ist eben das Charakteristische an dieser Krise, daß nicht nur sie sondern auch die vorangegangene Konjunkturepoche als Epochen des niedergehenden Kapitalismus wesensverschieden von den Epochen im aufsteigenden, im Vorkriegskapitalismus sind. Damals wurden in der Konjunktur die Betriebe voll ausgenutzt. Und wenn in der Krise die unmodernsten Werke ausgemerzt waren, konnte man ohne allzu großes Risiko neu investieren. In der letzten Konjunktur aber sind die Betriebe schon nicht mehr voll ausgenutzt worden, hatten wir Industrien, in denen der Ausnützungsgrad kaum jemals zwei Drittel überstieg, hatten wir bereits große Arbeitslosenarmeen. Und wenn heute in vielen Gebieten der Produktionsmittelindustrien die Kapazität der Werke nur mit einem Fünftel bis höchstens einem Drittel ausgenutzt wird — dann reichen die bisherigen Konkurse, die bisherigen Zusammenbrüche nach der Ansicht der Unternehmer nicht aus, um größere Investitionen für Neu-Anlagen rentabel erscheinen zu lassen. (Wo in den Produktionsindustrien eine geringfügige Verstärkung der Produktion festzustellen ist, hängt sie im großen und ganzen damit zusammen, daß man den Produktionsapparat schlecht und recht reparierte, um ihn weiter in Gang zu halten.) Wenn die Unternehmer aber in den Produktionsindustrien nicht investieren, verringern sich die Arbeitslosenarmeen nicht, sodaß der Absatz von der Wiederbelebung des Konsums keine starke Anregung bekommt.

Woher kommt dann aber die Erhöhung der industriellen Produktion, die wir im Weltmaßstab in den letzten Monaten festzustellen haben? Die Vierteljahrshefte berichten darüber: „Auf der Güterseite hat im Anschluß an die Preis- und Kurssteigerungen der Sommermonate eine bis in die letzten Wochen anhaltende Belebung von Produktion und Umsatz eingesetzt. In der Hauptsache handelt es sich dabei um die Wiederanpassung der Produktion an den laufenden Bedarf, zum Teil auch um Lagerauffüllungen ... Den Beginn einer neuen konjunkturellen Aufwärtsbewegung bildet sie aber nicht: Eine Erhöhung der Investitionstätigkeit, die gewöhnlich den Anstoß zum Aufschwung gibt, ist in Anbetracht der zumeist noch prohibitiven Höhe der Kapitalzinsen aus der Dynamik der Märkte heraus vorerst nicht zu erwarten. Ebenso macht die gegenwärtige Einkommensentwicklung eine vom Konsum ausgehende Belebung der Weltwirtschaft unwahrscheinlich, zumal die Aufnahmefähigkeit der Weltagrarwirtschaft nach wie vor außerordentlich gering ist."

Hier können wir im großen und ganzen beipflichten. Die Verstärkung der industriellen Produktion beruht nicht auf verstärkten Investitionen der Unternehmer, beruht nicht auf einer Erhöhung des Konsums der breiten Massen sondern im wesentlichen auf der Lagerauffüllung des Handels. Im ersten Halbjahr 1932 hat der Handel vielfach von der Industrie nicht einmal das gekauft, was er verkaufte, weil er mit aller Macht darauf lossteuerte, seine Vorräte möglichst gering zu halten, um sein Risiko zu verkleinern. In letzter Zeit aber hatten sich die Vorräte beim Handel außerordentlich stark gelichtet, und die starke Unsicherheit der Preisentwicklung, vor allem auf den Rohstoffmärkten, veranlaßte die Handelskreise, ihre Lager in gewissem Umfange wieder aufzufüllen. Die Steigerung der Industrie-Produktion bedeutet also lediglich eine Verschiebung zum Handel hin. Sie beruht nicht auf dem steigenden Konsum, der steigenden Kaufkraft der Massen. Und so sind auch die Vierteljahrshefte gezwungen,

zuzugeben: „Einen eigentlichen Konjunkturaufschwung vermögen derartige aus Lagereindeckungen entstehende Belebungen von sich aus jedoch nicht herbeizuführen. Sie erschöpfen sich spätestens in dem Augenblick, in dem eine weitere Auffüllung der Lagerbestände nicht mehr ratsam erscheint. So scheint auch gegenwärtig die Belebung der Verbrauchsgüterindustrien sich nicht fortzusetzen."

Auch die andern objektiven Faktorenreihen wirken nicht in der Richtung, den Absatz zu steigern; alle Hoffnungen, daß die Weltagrarkrise sich allmählich totlaufen und damit die Kaufkraft der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung wachsen werde, haben sich als trügerisch erwiesen. Die Not der Bauern — das gilt ganz international — ist heute mindestens so groß wie um die Mitte des Jahres.

Von der Entwicklung der Weltwirtschaft ist ebenso wenig eine Belebung zu erwarten. Während im 2. Vierteljahresheft 1932 bei einem weitern Rückgang der industriellen Produktion die Weltaußenhandelszahlen stabil blieben und man vielfach von dieser Entwicklung her einen neuen ökonomischen Silberstreifen konstruierte, ist in den letzten Monaten der Welthandel nicht nur wert- sondern auch mengenmäßig wieder weiter zurückgegangen. Von England hatten die Vierteljahrsberichte lange angenommen, daß es die neue Konjunktur einleiten werde. Aber grade England zeigt sich durch die weitere Pfundentwertung und die ständigen Pfundschwankungen als ein Faktor, der die Unsicherheit auf den Weltmärkten noch verstärkt. Dazu kommt, daß der Schuldenkampf zwischen den Vereinigten Staaten einerseits, England und Frankreich andrerseits sicherlich nicht dazu angetan ist, belebend auf den gesamten Welthandel zu wirken.

Fassen wir zusammen: Die verstärkte Flüssigkeit auf dem Geldmarkt mit ihren geringen Zinssätzen wird zur Zeit begleitet von einem mangelnden Investierungswillen infolge der außerordentlichen Überkapazität der Produktionsanlagen; von bestenfalls einer Stabilisierung im Konsum der breiten städtischen Massen, in vielen Fällen von einem weiteren Rückgang; von einer außerordentlichen Not der Bauernmassen der Welt und von einem weiteren Rückgang im Welthandel.

Das sind die Ursachen, warum die Krise so anders verläuft und jeder Versuch, ihren Ablauf analog den frühern Krisen abzuleiten, von vornherein zum Scheitern verurteilt ist.

Wochenschau des Rückschritts

— In Preußen wurden weitere republikanische Beamte ihrer Ämter enthoben.

— Der Parteitag der KPD, Bezirk Ruhrgebiet, wurde wegen „dringenden Verdachtes der Vorbereitung illegaler Handlungen" polizeilich aufgelöst; die Teilnehmer des pommerschen Bezirksparteitages der KPD wurden polizeilich untersucht, dem Hauptreferenten wurde die Erstattung seines Referats verboten, da schon „die Themenstellung Vorbereitung zum Hochverrat" sei.

— In den letzten sechs Monaten wurden 45 Verbote gegen sozialdemokratische Blätter ausgesprochen; die gesamte kommunistische Presse des Rhein-Ruhrgebietes wurde bis zum 31. Dezember verboten, die Veröffentlichung der Verbotsgründe ist untersagt.

— Gegen einige thüringische Studienräte, die sich geweigert hatten, die Verordnung des Volksbildungsministeriums zu erfüllen, nach der mit den Schülern eine Protestformel gegen den Versailler Vertrag geübt werden soll, sind mit gleichzeitiger Dienstentsetzung Disziplinarverfahren eingeleitet worden.

Wochenschau des Fortschritts

— Direktor Brolat von der Berliner Verkehrs-Gesellschaft ist auf Beschluß des Aufsichtsrates entlassen worden.

Bemerkungen

Außenpolitik des Als-ob

Freude herrschte in den deutschen Pressehallen, als aus Genf die Kunde kam, Deutschland habe sich mit den vier andern Großmächten geeinigt auf eine Formel, die den Deutschen die Gleichberechtigung in der Rüstungsfrage zuerkenne und ihnen damit die Rückkehr zur Abrüstungskonferenz ermögliche. Nun mußte sich alles, alles wenden. Baron Neurath hatte für sich und sein Kabinett einen Erfolg zu buchen. Das deutsche Prestige war gerettet. Germania triumphatrix!

Die entscheidende Nummer Eins des Abkommens lautet:

Die Regierungen des Vereinigten Königreichs, Frankreichs und Italiens haben erklärt, daß einer der Grundsätze, die die Konferenz leiten sollen, darin bestehen muß, Deutschland und den anderen durch Vertrag abgerüsteten Staaten die Gleichberechtigung zu gewähren in einem System, das allen Nationen Sicherheit bietet, und daß dieser Grundsatz in dem Abkommen, das die Beschlüsse der Abrüstungskonferenz enthält, verkörpert werden soll.

Diese Erklärung schließt in sich, daß die Rüstungsbeschränkungen für alle Staaten in dem in Aussicht genommenen Abrüstungsabkommen enthalten sein müssen. Es besteht Einigkeit darüber, das die Art und Weise der Anwendung dieser Gleichberechtigung auf der Konferenz erörtert werden soll.

Auf Grund dieser Abmachung ist das noch immer so glaubensstarke deutsche Volk in den Wahn gewiegt worden, die deutsche Gleichberechtigung in der Rüstungsfrage sei eine abgemachte Sache.

Wer den Text auch nur ein wenig kritisch mustert, kommt zu einem ganz andern Ergebnis. Nichts ist abgemacht, alles ist nach wie vor in der Schwebe. Gewiß, einer der leitenden Grundsätze der Konferenz soll die Gleichberechtigung Deutschlands sein, aber nur „in einem System, das allen Nationen Sicherheit bietet" Also Gleichberechtigung unter der Voraussetzung, daß gleichzeitig die französische These von der Sicherheit ihre Verwirklichung findet. Mit andern Worten: stimmt Deutschland nicht den französischen Sicherheitsforderungen zu, wird seiner eignen Gleichberechtigung der Boden unter den Füßen fortgezogen. Zudem soll erst auf der Konferenz selbst „die Art und Weise der Anwendung der Gleichberechtigung erörtert werden". Auf die Anwendung aber grade kommt es an, nicht auf das Prinzip. Die Anwendung ist die Realität, das Prinzip eine leere Prestigephrase.

Übrigens — was heißt in der Praxis „Gleichberechtigung"? Doktordissertanten an die Front! Es dürfte leichter sein, eine deutsch - französische Zollunion zustande zu bringen als eine Einigung der deutschen und französischen Rechtsgelehrten über Auslegung und Auswirkung des Begriffs „Gleichberechtigung".

Schon jetzt hat die offiziöse Agence Havas eine Auslassung veröffentlicht, die sich gegen die „zumindest tendenziösen" Auslegungen der Einigungsformel in der deutschen Presse wendet.

Ein Mißbrauch der Gutgläubigkeit des deutschen Volkes ist es, wenn man ihm vorredet, in der Hauptsache sei bereits die Einigung Deutschlands und Frankreichs über die Rüstung erzielt und damit den deutschen Forderungen Rechnung getragen. Die Bibel spricht von übertünchten Gräbern. Die sogenannte Einigungsformel ist eine übertünchte Kluft. Der deutsch-französische Abrüstungs- oder Aufrüstungsstreit ist nicht am Ende, er wird mit verdoppelter Heftigkeit in Form eines Interpretationskampfes anheben. Grade an der Einigungsformel muß sich tiefste Uneinigkeit entzünden.

In der Außenpolitik haben die Deutschen eine besondere Gabe, Illusionen für Realitäten zu nehmen. Sie glaubten vor dem Weltkrieg, daß wir im Kriegsfall auf unsere Bundesgenossen Italien und Rumänien zählen könnten, sie glaubten während des Weltkrieges, daß die Proklamierung des Heiligen Krieges uns alle Mohammedaner der Erde zu Kampfgenossen machen werde, sie glaubten

nach dem Weltkrieg, daß man vier Jahre Krieg führen und ihn verlieren könne, ohne eine entsprechende Kostenrechnung zugestellt zu erhalten. Und sie glauben jetzt, daß eine Einigungsformel, die von Heraklit dem Dunklen verfaßt sein könnte, Einigung bedeute.

Sie glauben vielleicht sogar, daß es für uns von Nutzen sei, wenn sich Frankreich und Amerika wegen der Schuldenfrage in die Haare geraten. Wenigstens leuchtet aus einem großen Teil der deutschen Presse eine gewisse Schadenfreude heraus, wenn der bittre Ton in dem französisch-amerikanischen Zeitungskriege kommentiert wird.

Schadenfreude ist so ziemlich das Dümmste, was es in der Außenpolitik überhaupt gibt. Denken denn die Herren, die jetzt Amerika gegen Frankreich und Frankreich gegen Amerika scharf zu machen versuchen, gar nicht daran, daß wir bei der Geschichte per Saldo als der tertius plangens dastehen könnten? Frankreich will nicht an Amerika zahlen, weil wir nicht mehr an Frankreich zahlen. Eine Verständigung auf unserem Rücken wäre die einfachste Lösung für beide.

Noch ist nämlich Lausanne nicht ratifiziert. Deutschland, das das Hauptinteresse an der Ratifikation hatte, hat nichts zu ihrer Herbeiführung getan — aus Angst vor den Nationalsozialisten. Aber es hat gehandelt, als ob das lausanner Abkommen schon unter Dach und Fach wäre. Das kann sich jetzt bitter rächen.

Die Philosophie des Als-ob ist eine geniale Sache. Die Politik des Als-ob ist Scharlatanerie.

Hellmut v. Gerlach

Die deutsche Musikbühne

hat als erster Versuch einer Opernwanderbühne und wegen ihrer bemerkenswerten künstlerischen Leistungen von sich reden gemacht. Erst dieser Tage wieder brachte sie in Berlin eine ausgezeichnete Figaro-Aufführung. Was ist die deutsche Musikbühne? Sie bedeutet:

Für das Publikum: Das Erlebnis einer jungen, ungewöhnlich charmanten und von starker künstlerischer Vitalität getragenen Wanderoper, deren Leistungen sich durch Gesinnung und Sauberkeit von dem Durchschnitt der landläufigen Betriebs-Aufführungen unterscheiden.

Für den Theaterfachmann: Den seit Jahren herbeigesehnten Beweis dafür, daß man mit einem Minimum an Geld und Apparat, mit einem äußerst beschränkten, dafür mit letzter Sorgfalt eingeübten Repertoire und mit einem Kreis von jungen, begabten Sängern und Musikern ein erfolgreiches, starkes und freies Opernkollektiv ins Leben rufen und am Leben erhalten kann.

Für den Mitarbeiter: Die Bestätigung einer menschlich-künstlerischen Gemeinschafts-Idee, die — unentwegt verfolgt,

selbstkritisch aufrechterhalten und kompromißlos gesteigert — allmählich einmalige Meisterschaft herauskristallisieren könnte. Eine Gemeinschaft mit unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten, für deren Verwirklichung und Gestaltung jeder Einzelne mitverantwortlich ist.

Das kurze Leben dieser Wanderbühne bildet eine ununterbrochene Kette von Kämpfen und dramatischen Ereignissen. Als sie vor kaum einem Jahr unter unermeßlichen Schwierigkeiten sozusagen dem Nichts abgerungen wurde, wurzelte der Optimismus ihrer Gründer und Führer in einer damals berechtigten Hoffnung auf regelmäßige Staatszuschüsse, die den weitern Aufbau in ruhiger Entwicklung und auf lange Sicht ermöglichen sollten. Unter dieser Voraussetzung probierten alle Mitglieder monatelang ohne Gagen, unter dieser Voraussetzung wurde die erste Reise angetreten, die den interessierten Ministerien als Visitenkarte dienen und die Lebensberechtigung des neuen Unternehmens beweisen sollte.

Obwohl aber der Monats-Etat dieser Reise nicht wesentlich höher war als der Tages-Etat eines großen Staats-Theaters, obwohl die Reise selbst einem Triumphzug glich, gelang es nicht, eine feste ökonomische Basis, einen Normal-Etat für die kommende Spielzeit zu erringen. Die maßgebenden Stellen waren durch die allgemeine wirtschaftliche Not zu schwer belastet, um neue Verpflichtungen auf sich nehmen zu können.

Somit stand die Musikbühne Mitte August vor der Alternative: Auflösen — oder auf eignes Risiko weitermachen. Ohne Zögern und einstimmig entschloß sich das Ensemble für das letztere. Die Mitglieder entwarfen selbst — in geradezu selbstmörderischer Opferbereitschaft — einen Not-Etat, dessen Einzelposten weit unter dem Existenzminimum lagen; ein Mindestbetrag zur Vollendung der Probenzeit und zur Anschaffung der primitivsten Ausstattung wurde durch einen interessierten und aktiven Freundeskreis aufgebracht, und nach schwierigen Wochen in Berlin, deren Durchführung zu den größten inneren Erfolgen der Gemeinschaft gehören, konnte die Spielzeit am 25. September mit „Hänsel und Gretel" in Gera eröffnet werden. Die Kostüme waren von den Damen des Ensembles verfertigt worden.

Seitdem fährt die Deutsche Musikbühne — nur von ihren Erfolgen getragen — durch das Land. Sie hat eine mitteldeutsche, eine schlesische und eine westdeutsche Tournee hinter sich, gastierte mit großem Erfolg bei der Festspielwoche in Trier und wurde von der luxemburgischen Presse als Propaganda-Instrument für die internationale Verständigung begrüßt. Zur Zeit spielt das Ensemble in Berlin, im Januar geht es nach Norddeutschland und wieder nach Schlesien.

Nur diejenigen, die, wie ich, in das alltägliche Kampfleben dieses Theaters Einblick gewonnen haben, wissen, welche Summe an Geduld, Zuversicht und Opfern die Einzelnen aufbringen mußten, um diese Bühne bis auf den heutigen Tag zu erhalten.

Erwin R. Bergh

Ein Hörer in Holland

Sehr geehrte Redaktion,

Mit grosser Einstimmung las ich den Artikel Ihres Mitarbeiters Gurdus im heft No. 47 der Weltbühne. Das ausland schaltet tatsächlich ab. Wir in Holland sind ohne Ausnahme der Meinung, daß

es mit der deutschen Rundfunk in letzter Zeit ganz schlimm ist. Es wird hier nur geschimpft auf diesen verfluchten Deutschen, die mit ihrem bloeden und überlautem Gerede leider verschiedenen guten französischen, englischen und polnischen Stationen stören. Dieses Gezeter ueber Deutschtum, das man fast tagtäglich zu hören bekommt, dieses stinkende Eigenlob macht uns unpäßlich. Die Herren vom Rundfunk machen es genau so wie die berüchtichten Deutschen im Ausland vorm Krieg, die man in der ganzen Welt scheute oder bestens auslachte.

Und auch die deutsche Funkmusik ist unbeliebt. Am meisten hoert man eine Art Bier- und Wirtschaftsmusik zweiter oder vierter Guete. Sind die Deutschen wesentlich unmusikalisch? Lieben sie nur den musikalischen Lärm? Ich habe mir das früher auch schon mal gedacht wenn ich in Deutschland musikalische Veranstaltungen mitmachte und spürte mit wie ganz wenig das Publikum schon zufrieden war.

Aber eins ist sicher: die deutschen Funkhörer sind ganz anspruchslose Leute, wenn sie sich bieten lassen was heute durch das Radio gebracht wird. Es ist alles so erbärmlich Klein- und spießbürgerlich so richtig fuers Ledersofa beim Kartoffelsalat oder Hering met Pellkartoffeln. Habt Ihr denn nichts wie Schlager und Kaffeehausmusik?

Wir moechten die deutschen Stationen ganz abschirmen, damit nur kein Laut durchkommt. Es ist alles so zu sagen „Nur fuer Unteroffiziere". Diese Barbarei gefaellt uns nicht. Wenn wir a tout prix Deutsch hoeren wollen schalten wir den Zweizerischen Landessender ein oder auch einmal Strassburg. Die deutschen Sender ergehen sich in eine Art Kultur-inflation und von deutschen Inflationen welcher Art auch hat das Ausland, d. h. die zivilisierte Welt die Nase voll.

Inzwischen können Sie froh sein, daß der Aether frei ist und Sie hoeren koennen was Sie wollen. Ich glaube, diese Freiheit ist die einzige die Sie noch besitzen . . . wenn jedenfalls schließlich das Hören vom Französischen oder Polnischen Funk nicht bald zum „Landesverrat" wird, und mit Gefängniss oder Zuchthaus bestraft. Man kann nie wissen.

Seien Sie weiter glücklich mit Ihrem Rundfunk. Wir schalten ab.

Mit vorzueglicher hochachtung

Dr. J. de Kruijff

Medizinisches

Soll der Arzt die Wahrheit sagen?

In Linz an der Donau — Doktor Toff zu einer Patientin:

„Gnädigste, hören Sie es mutig an: machen Sie sich auf Ihr Ende gefaßt." Er glaubte nämlich, es sei ein bösartiges Neugebilde; es war aber nur ein Wespenstich. Vor Schrecken kriegte die Frau die Herzneurose und starb nach ein paar Tagen.

So hat Doktor Toff im Grunde doch recht behalten.

Oft erörtert man die Frage: „Soll der Arzt die Wahrheit sagen?"

Ich meine: Ja. Aber nur: wenn er sie weiß.

Roda Roda

Helden

Eigentlich —
bin auch ich ein Held,
gefallen am 1. IV. 1930
auf dem Felde der Arbeit
fürs Vaterland.

Aber —
uns errichtet man kein Denkmal,
unsere Namen
glänzen nicht, in Goldschrift gemeißelt,
in vaterländischem Granit.

Eigentlich —
trage auch ich — ausgefranste Hose,
abgelatschte Schuh —
einen Ehrenrock,
gleich jenen Helden in Feldgrau.

Aber —
wer ehrt dich,
Mensch in Ziehharmonikahose,
mit dem wuchernden Christusbart
ums Kinn?

Merke:
Du bist unbequem, weil du noch lebst.
Jene anderen Helden
fordern nicht mehr,
sind stumm und zufrieden
für immer.

Lägst du erst verendet
im Massengrab der Arbeitslosigkeit,
wärst auch du ein Held;
denn Phrasen sind billig,
werden kostenlos nachgeliefert ins Jenseits.

So aber
bist du verdächtig,
Unruheherd, und lediglich Gegenstand
erhöhter Aufmerksamkeit
einer hohen Polizei.

Karl Pax

Wenn das nicht hilft!

Bei der Eröffnung der Sitzung des amerikanischen Parlaments sprach der Hauskaplan ein Gebet, in dem er die Wiederkehr der Prosperität erflehte.

United Preß

Schon wieder unmodern?

Unter Bezugnahme auf § 1 Absatz 5 des mit Ihnen abgeschlossenen Vertrages teilen wir Ihnen höflichst mit, daß wir an Stelle des Films „Deutschland, du kannst nicht untergehen" den Fritz Servos-Film

„Der verliebte Blasekopp"

herausbringen. Der Film ist fertiggestellt und ab 25. 12. 32 lieferbar. Wir bitten Sie höflichst, den Film zu diesem Termin einzuteilen. Anbei eine Terminkarte zur gefälligen Bedienung. Wir begrüßen Sie und zeichnen hochachtungsvoll Albö-Film GmbH.

Liebe Weltbühne!

Der Berliner im Bett: Au verflucht, Schwester, mir schmerzt aber det Kreuz.

Die fromme Schwester (sanft verweisend): Wir tragen unser Kreuz woanders!

Der Berliner im Bett: Ach wat, Sie haben Ihren Hintern auch nicht ann Bindfaden zu hängen.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte, Monbijouplatz 10. Eing. IV/III. Montag 20.00. Polizeioberst Lange: Gibt es einen Giftgasschutz? — Dienstag 20.00. Otto Lehmann-Russbüldt: Die Abrüstungskonferenz wird zur Aufrüstungskonferenz.

Arbeitsgemeinschaft für Industrieform. Mittwoch 20.00. Roteskreuzhaus, Fasanenstr. 23: Industrielle Binnenwanderung und ländliche Siedlung als entwicklungsbedingte Erscheinungen, Gustav Bronner.

Hamburg

Friedenskartell und Weltbühnenleser. Dienstag 20.00. Hamburger Hof, Jungfernstieg 26: Anti-Kriegs-Kabarett des Kollektivs Hamburger Schauspieler.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Mittwoch 20.00. Heimstätte, Nagelsweg 10: Warum kommen wir nicht zur Einheitsfront?

Freireligiöse Gemeinde. Montag (26.) 16.00: Gemeindeabend. Hotel zu den drei Ringen.

Mannheim

Städtische Kunsthalle. Ausstellung: Gestalt und Gestaltung.

Bücher

Kurt Caro und Walter Oehme: Schleichers Aufstieg. Ernst Rowohlt, Berlin.
Ilja Ehrenburg: Moskau glaubt nicht an Tränen. Malik-Verlag, Berlin.
Upton Sinclair: Alkohol. Malik-Verlag, Berlin.
Dreißig neue Erzähler des neuen Deutschland. Malik-Verlag, Berlin.

Rundfunk

Dienstag: Frankfurt 18.50: Serben und Deutsche, Hermann Wendel. — Hamburg 21.10: Etagenhaus, Hörspiel von O. A. Palitzsch. — **Mittwoch:** Frankfurt 21.00: Shakespeares Timon v. Athen. — **Freitag.** Leipzig 17.30: Stunde mit Büchern, Erich Kästner. — Moskau (Komintern): Dezemberaufstand von 1905. — **Sonnabend:** Moskau (Komintern): Marxismus — Leninismus.

Antworten

Amnestierter. Sie warten auf Ihre Befreiung. Der Reichsrat, dessen Genehmigung notwendig ist, damit die Amnestie Gesetz wird, hat seine Stellungnahme um fast eine Woche hinausgeschoben. Wir erwarten, daß es dann keine weitere Verzögerung gibt. Denn wenn der Reichsrat nicht will, daß die mit der Amnestie angestrebte Beruhigung in das grade Gegenteil umschlage, muß er das Seine tun, damit Carl v. Ossietzky und mit ihm die große Zahl der andern Amnestierten noch vor Weihnachten ihre Freiheit wiedererlangen. Unerträglich ist der Gedanke, daß kleinlicher Partikularismus diesen Akt der Menschlichkeit behindern könnte.

Weltfriedensbund der Mütter und Erzieherinnen. Sie senden uns nachstehenden Aufruf: „Der Weltfriedensbund der Mütter und Erzieherinnen tritt in eine große Aktion gegen die Militarisierung der deutschen Jugend ein und bittet um Unterzeichnung und Einsendung der diesem Heft beiliegenden Karte. Der Weltfriedensbund der Mütter und Erzieherinnen ist vor drei Jahren in Frankreich durch Frau Eidenschenk-Patin gegründet worden, die eine leitende Stelle im französischen Unterrichtsministerium viele Jahre lang innehatte. Der Bund zählt heute in Frankreich über 62 000 Mitglieder und wächst täglich. Die deutsche Sektion des Weltfriedensbundes der Mütter und Erzieherinnen, die von Constanze Hallgarten, München, geleitet wird, hat in anderthalbjähriger Werbearbeit 10 000 Mitglieder gewonnen. Die im Weltfriedensbund der Mütter und Erzieherinnen vereinigten Frauen glauben an die Möglichkeit eines dauernden Weltfriedens durch ihren gemeinsamen Willen. Sie sehen ihre Hauptaufgabe in der Verbreitung dieses Glaubens und der Stärkung dieses Willens unter allen Frauen der Welt und in der Erziehung ihrer Kinder im Geiste der Gewaltlosigkeit. Für den Weltfriedensbund der Mütter und Erzieherinnen setzten sich eine ganze Anzahl in der Öffentlichkeit bekannter Persönlichkeiten ein. Wir werben in allen Ländern. Keine Frau darf fehlen! Wo wir viele sind, wird kein Krieg mehr sein. Tretet uns bei! Anmeldung an die Zentrale München, Schönfeldstraße 28/0. Aufnahmegebühr 20 Pfennig, Jahresbeitrag 60 Pfennig in Briefmarken oder auf das Postscheckkonto 198 79 München."

Wilhelm II. Wir kondolieren! Aber von vornherein war anzunehmen, daß nur ein Verrückter auf den Gedanken eines Attentates gegen Sie kommen könne.

Otto Merker, M. d. L. Sie schicken uns die nachstehende Berichtigung: Es ist nicht wahr, daß der nationalsozialistische Landtagsabgeordnete Merker in Alt-Reetz in der Neumark die Äußerung getan hat: „Wir stehen mit einer Million Gewehre da. Wir werden nach dem 6. November eine Revolution erleben, die wir mit den Kommunisten zusammen machen." Wahr ist vielmehr, daß der Landtagsabgeordnete Merker noch niemals in Alt-Reetz gewesen ist und auch nie die erwähnte Äußerung getan hat.

Bauhäusler. In Nummer 29 der ‚Weltbühne' ist über die seltsame Schreckensherrschaft im dessauer Bauhaus berichtet worden. Auch der Umzug nach Berlin scheint hier keinen Wandel geschaffen zu haben. Direktor Mies van der Rohe führt nach wie vor ein rauhes Regiment. Mies van der Rohe hatte als „letzter" Direktor laut Vertrag das Recht, den Namen Bauhaus mitzunehmen. Aus dem Bauhaus Dessau ist nunmehr ein „Unternehmen" des Herrn Mies van der Rohe geworden, das zwar aus spekulativen Gründen den Namen Bauhaus führt, von dem Geist dieser Schule aber nichts mehr spüren läßt. Das einzige Recht, das den Studierenden an dieser einstmals freien Schule geblieben ist, besteht darin, daß sie jährlich 300 bis 600 Mark an das Institut abzuführen haben. Alle bisherigen Rechte

der Studierenden, Koalitionsrecht, Studierenden-Vertretung, Selbstbestimmungsrecht und freie Meinungsäußerung hat der Direktor gestrichen. Studierende, die in einer Studierendenversammlung gegen die Maßnahmen des Diktators Mies van der Rohe protestierten, wurden ohne jedes Rechtsverfahren aus der Schule ausgeschlossen. Als die Reklameklasse des Bauhauses kürzlich für ihre Schulgeldleistung durch ihren Obmann eine Lehrkraft forderte, wurde dieser ohne die Möglichkeit einer Rechtfertigung aus dem Hause gewiesen. Das Bauhaus galt bisher als die fortschrittlichste Kunstschule der Welt. Das Bauhaus ist tot. Der größte Teil der Kunstschulen in Deutschland ist heute bereits fortschrittlicher als das Unternehmen Mies van der Rohes in Steglitz.

E. K. Höller, Dortmund. Sie lassen uns einen „Appell an Alle" zugehen, in dem Sie an die Eltern die dringende Bitte richten, ihren Kindern zu Weihnachten keinerlei militärisches Spielzeug zu schenken, und ebenso keine Bilderbücher, Gesellschaftsspiele und Unterhaltungsliteratur, in denen das Soldatenhandwerk verherrlicht, entschuldigt und begehrenswert gemacht wird. Wir schließen uns Ihrer Bitte an, denn leider trifft man auf der Linken ziemlich häufig gegenüber diesen Dingen jene Gedankenlosigkeit an, die derartiges „Spielzeug" als harmlos ansieht und nicht merkt, daß es die Kinder zum Militarismus erziehen hilft.

Arnold Bauer. Sie haben, auf einen Beschwerdebrief hin, mit dem neuen Leiter der Vortragsabteilung am berliner Rundfunk, Herrn Doktor Harald Braun, eine Auseinandersetzung gehabt, über die Sie uns einiges verraten Doktor Braun bestritt, daß der neue Kurs des Funkprogramms im Gegensatz zu der Gesinnung der berliner Hörermassen stände. Die Proteste seien eine „Massenpsychose", geschürt durch die „Taktik der Presse". Die kontradiktorischen Thesen-Diskussionen seien gestrichen worden, weil sie unfunkisch seien und bei solchem Aneinandervorbeireden nichts Produktives herauskomme. „Die Möglichkeit zu innerer Freude trotz äußerer Bedrängnis" solle betont werden. Studentendiskussionen sollten vorläufig nicht mehr stattfinden, weil die Jugend ihre weltanschaulichen Gegensätze besser abends in der Stube bei Lampenschimmer und im kleinen Kreise austrage statt vor der Öffentlichkeit. Doktor Braun übersieht offenbar, daß die Mehrzahl dessen, was der Rundfunk unter dem neuen Kurs bringt, förmlich danach schreit, nicht vor der Öffentlichkeit sondern in kleinstem Kreise und bei möglichst viel Lampenschimmer vorgetragen zu werden.

Dresdner. Falls Sie Interesse an regelmäßigen Zusammenkünften der Weltbühnenleser Ihrer Stadt haben, geben Sie bitte Ihre Adresse an unter Dresden Hauptpostlagernd 6100.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das I. Vierteljahr 1933

einzuzahlen, da am 10. Januar 1933 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne. Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Rückkehr von Carl v. Ossietzky

Im Gefängnis gewesen sein, das ist ein großes Erlebnis, das kein politischer Mensch aus seinem Dasein streichen kann.

Es ist die Berührung mit einer abgesonderten Welt, die eingemauert zwischen uns ragt und von der wir weniger wissen als von Tibet oder der Osterinsel. Das Gefängnis, das heute in Deutschland nicht mehr strafen sondern bessern und erziehen soll, ist damit sozusagen zum Lazarett der bürgerlichen Ordnung avanciert. Ich habe das Gefängnis nicht als ein Haus der gewollten Härte und der traditionellen Quälereien kennen gelernt, aber auch so bleibt es ein Haus des Jammers, in dem hinter jeder Eisentür ein andrer trauriger Globus kreist, durch schicksalsmäßige Verstrickung in dieser Bahn gehalten. Schuld —? In diesem Hause fällt das Wort nicht, hier gibt es nur Opfer. Als ich zwei Tage vor Weihnachten hinausging, hatte ich ein Würgen im Halse, das so etwas wie schlechtes Gewissen war, weil ich heimkehren durfte und die Andern blieben.

Ich nehme nicht für mich in Anspruch, daß dieses Gefühl etwas Apartes ist. Unzählige haben so empfunden, und ganz frei davon scheint nur eine Kategorie zu sein, nämlich der Richterstand. Wenn der Rechtsprecher nur endlich einmal mit dem Geheimnis der Zellenhaft vertraut würde, wie anders müßten selbst die Urteile der bürgerlichen Justiz aussehen! Bei der Amnestiedebatte im Reichstag hat ein deutschnationaler Abgeordneter die Meinung vertreten, durch häufige Straferlasse werde die Berufsfreudigkeit der Richter gelähmt. Ein sehr strammer Herr, dieser Deputierte. Aber was für eine Auffassung von richterlicher Tätigkeit!

Über manches Gesehene soll noch gesprochen werden, wenn die Eindrücke wirklich verarbeitet worden sind. Heute sei mir nur das Schlußwort zu einem gewissen Kapitel gestattet.

Es ist in der ‚Weltbühne' in der letzten Zeit von mir etwas zu viel die Rede gewesen. Zeitungsmenschen soll man nur hören aber nicht sehen. Ich beklage aufrichtig, daß dieser kleine Stilfehler vermerkt werden muß, und ich schreibe die Verantwortung dafür Umständen zu, die keiner der freundlichen Schreiber verschuldet hat. Jetzt, wo ich in die Redaktion zurückkehre, ist es mir ein Herzensbedürfnis, allen, die meine Freilassung durch Wort und Schrift, durch öffentliche Zustimmung und politische Handlung unterstützt haben, allen, die Zeichen von Sympathie in meine Zelle gelangen ließen, meinen Dank auszusprechen. Es ist selbstverständlich, daß ein beträchtlicher Teil davon der Sache und nicht der Person galt. Der Kampf um die Amnestie ging diesmal nicht um den Einzelnen, wie etwa noch im Falle Max Hölz. Es ist ja bekannt, daß schließlich die sozialdemokratische Fraktion den Ausschlag gab, indem sie darauf beharrte: wenn der Landesverräter nicht freigegeben wird, so fällt das Ganze ins Wasser! Als dann später die erforderliche Zweidrittelmehrheit zustande kam, be-

merkte ein sozialdemokratischer Abgeordneter resigniert: So, jetzt kann er wieder auf uns schimpfen! Hm.

Die 'Weltbühne' hat ein kampfreiches halbes Jahr hinter sich, und sie hat Geist und Bestand gewahrt. Das leipziger Urteil vom 23. November 1931 hat sich als Blindgänger erwiesen. Das ist das Verdienst der Mitarbeiterschaft mit Hellmut v. Gerlach an der Spitze. Wir wollen uns nicht gegenseitig feiern und für große Männer erklären, denn wir sind, wenn man will, eine Verschwörung, jedenfalls kein Verein. Wenn auch getrennt, haben wir gemeinsam eine dramatische Zeit durchschritten, und das bindet mehr als Statuten oder ein Zeremoniell.

Die Sitzung geht weiter.

Die Neudecker Luft von Hellmut v. Gerlach

Es gibt einen Ausspruch Wilhelms II., der ihm zur Ehre gereicht: „Man darf mir nicht zumuten, Brotwucher zu treiben." Oft in seinem spätern Leben hat er ihm zuwider gehandelt. Aber als er ihn Anfang der neunziger Jahre tat, stand er unter dem Einfluß Leo v. Caprivis, der sich bemühte, mit Oesterreich und Rußland Handelsverträge abzuschließen, wobei Voraussetzung die Ermäßigung der deutschen Getreidezölle von 5,— Mark für den Doppelzentner auf 3,50 Mark war.

Bismarck hatte immer Agrarpolitik zugunsten des Großgrundbesitzes getrieben. Er selbst war Latifundienbesitzer. Ihm gehörten drei Herrschaften: Varzin, Schönhausen, Friedrichsruh. Die immer erhöhten Zölle, die er seit 1879 durchgedrückt hatte, steigerten seine eignen Einnahmen sehr beträchtlich.

Sein Nachfolger, Caprivi, war General, und nichts wie General. Die angesessenen Junker Ostelbiens verhöhnten ihn als den Mann ohne Ar und Halm. Sie führten eine Campagne voll Gift und Galle gegen ihn. Für sie handelte es sich darum, keinen Präzedenzfall entstehen zu lassen: ein Kanzler, der die Wirtschaft nicht nach den engen Interessen der zwanzigtausend Rittergutsbesitzer, sondern nach den weiten Interessen der Allgemeinheit behandelte. Der Kaiser, der zuerst ganz auf Seiten Caprivis stand, wich vor der Fronde der „Stützen des Thrones" zurück. Nach wenigen Jahren war Caprivi ein erledigter Mann.

Nie wieder seitdem ist auch nur der Versuch gemacht worden, die Agrarinteressen der kleinen Minderheit den Gesamtinteressen unterzuordnen.

Als Hindenburg Reichspräsident wurde, war er, wie Caprivi ein General ohne Ar und Halm. Das mußte natürlich in den Augen der Ostelbier als ein Mangel erscheinen. Hindenburg stand ihnen nach Abstammung und Gesinnung sehr nah. Aber interessenmäßig war er nicht mit ihnen verbunden.

Der weitaus schlaueste aller preußischen Junker ist der alte Herr Elard v. Oldenburg, Großgrundbesitzer auf Januschau in dem ostpreußischen Kreise Rosenberg. Seit seinem berühmten Ausspruch über den Leutnant mit den zehn Mann schätzt ihn das große Publikum als brutalen Polterer ein. In

Wirklichkeit ist er jedoch ein feiner Fuchs. Alles, was das preußische Junkertum so gefährlich macht, findet sich in ihm konzentriert und in gewissem Sinne sogar sublimiert.

Mit Herrn v. Hindenburg verbinden den Januschauer engste Freundschaftsbande.

Als der achtzigste Geburtstag Hindenburgs herannahte, hatte der schlaue Elard den schlauesten Gedanken seines Lebens. Er veranlaßte die deutsche Großindustrie, die damals noch recht potent war, zu einer umfassenden Geldsammlung. Mit diesem Gelde wurde das Gut Neudeck erworben. Es hat sehr mäßigen Boden und war zudem total heruntergewirtschaftet. Aber es gehörte Verwandten Hindenburgs und lag in der Nähe der oldenburgischen Herrschaft.

Zum achtzigsten Geburtstag überreichte Herr v. Oldenburg Neudeck als Geburtstagsangebinde seinem alten Freunde. Das Geschenk war in der Hauptsache gestiftet von der Industrie. Aber durch die Person des Überbringers mußte es fast wie eine Gabe der Agrarier erscheinen. Übrigens wurde es im Grundbuch nicht auf den Namen des alten Herrn, sondern auf den seines Sohnes eingetragen.

Seitdem verbringt Hindenburg seine Ferien nicht mehr unter den bayrischen Bauern Dietramszells, sondern unter den Granden Ostpreußens. Der ihm seelisch so nah stehende Januschauer ist ihm auch räumlich besonders nahe gerückt. Sieht Hindenburg aus dem Fenster seines Schlosses, so schweift sein Blick nach dem einst deutschen Korridor, was kaum dazu angetan sein dürfte, besonders freundliche Gefühle gegenüber Polen aufkommen zu lassen. Sieht er sich die Gutsrechnungen an, so bekommt er einen erschreckenden Einblick in die Not der Landwirtschaft. Bei einem devastierten Gut von schlechter Bodenqualität muß sie sich natürlich besonders bemerkbar machen. Auch hat weder Hindenburg sen. noch Hindenburg jr. Landwirtschaft studiert. Keiner von Beiden kann sich also mit Sachkunde um die Verwaltung kümmern, selbst wenn ihm sein Amt die Zeit dazu ließe.

In wie schlechtem Zustand Neudeck an den damit Beschenkten gelangt ist, geht aus dem Rundschreiben hervor, das die ‚Weltbühne' in ihrer letzten Nummer veröffentlicht hat. In diesem Schreiben setzt Doktor Bernhard Grund, Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages, auseinander, daß nach der Übergabe des Geschenkes zwar noch „weitere sehr erhebliche Mittel" aufgebracht worden seien, trotzdem aber noch 450 000 Mark fehlten, um das Loch ganz zu stopfen. Er appelliert an seine Berufsgenossen, diese gewaltige Summe durch Spenden à fünfhundert Mark aufzubringen.

Es gibt im Osten eine ganze Anzahl von Großgütern, die immer nur ein fressendes Kapital dargestellt haben. Sie sind Musterbeispiele für den sanierungsunfähigen Großgrundbesitz. Nach dem Rundschreiben des Präsidenten Bernhard Grund scheint Neudeck typisch für diese Abart des Großbetriebes zu sein.

Natürlich kann auch ein Besitz wie Neudeck erhalten bleiben. Aber das ist dann ein Kunstprodukt, nicht das Ergebnis einer rationellen Wirtschaft. Mit Volkswirtschaft hat eine

solche Operation — ständige Hineinstopfung von Kapital von außen her — nicht das Mindeste zu tun. Volkswirtschaftliche Schlüsse aus den Ertragsergebnissen eines Besitzes wie Neudeck zu ziehen, wäre grober wirtschaftlicher Unfug.

Im Frühjahr hatte Minister Schlange-Schöningen einen Plan ausgearbeitet, um die sanierungsunfähigen Güter des Ostens in Siedlungsland zu verwandeln. Herr Schlange ist ein konservativer Mann, allerdings ein moderner Konservativer. Er bewirtschaftet selbst mit Erfolg ein Mustergut in Pommern, scheint also von Landwirtschaft etwas zu verstehen. Sein Plan war keineswegs grundstürzender Natur. Er wollte nur an Stelle lebensunfähigen Großgrundbesitzes lebensfähigen Klein- und Mittelbesitz setzen. Schlange-Schöningen hielt es eben für unmöglich, immer weiter jedes Jahr Hunderte und Aberhunderte von Millionen aus der Reichskasse den großen Gütern zu opfern, ohne etwas andres zu erreichen, als ihr Sterben zu verlangsamen.

Hindenburg verbrachte einen kurzen Ferienaufenthalt in Neudeck. Die ostpreußischen Magnaten beschuldigten Schlange-Schöningen des Agrarbolschewismus. Er mußte gehen. Ernährungsminister wurde Freiherr v. Braun, der des Agrarbolschewismus nicht verdächtig ist.

Die Osthilfe wurde weiter zwecklos ausgegeben. Zu welchen Absurditäten sie führt, das beleuchtete sehr aufschlußreich eine Zeitungspolemik, die sich in den Spalten des ‚Seelower Tageblattes' zwischen Nazis und Deutschnationalen abspielte. Im Laufe dieser Polemik kam nämlich unter anderm zu Tage, daß der größte Besitzer des Kreises Lebus, Graf Hardenberg auf Neuhardenberg, auch von der Osthilfe profitiert hat. Dabei verfügt dieser Herr über dreißigtausend Morgen Besitz. Ihm mußten die überlasteten Steuerzahler des Reiches einen Zuschuß leisten. Muß nicht jeder Arbeiter, jeder Bauer, jeder Beamte sagen: Zum Teufel, warum sollen wir zahlen, damit dieser Graf seine dreißigtausend Morgen behält? Warum müssen wir ihn sanieren, wenn er sich selber so leicht dadurch sanieren könnte, daß er von seinem Riesenbesitz die Hälfte verkaufte? Mit fünfzehntausend Morgen stände er noch immer ganz anständig da.

Freiherr v. Braun fügte der Osthilfe und den Zöllen den Kontingentierungsplan hinzu, dessen bloße Bekanntgabe der deutschen Industrie unabsehbaren Schaden gebracht hat. Sogar sein Kollege Warmbold rebellierte dagegen. Zwischen der relativen Wirtschaftsvernunft Warmbolds und der absoluten Wirtschaftsunvernunft des Freiherrn v. Braun schien kein Ausgleich möglich.

Doch siehe da: Herr v. Schleicher nahm sie beide in sein Ministerium auf. Sie haben, wie es nach den letzten Kabinettsberatungen scheint, ihren Frieden miteinander gemacht, auf dem Rücken der deutschen Verbraucherschaft und des deutschen Exports. Von Kontingenten ist es allerdings still oder wenigstens stiller geworden. Dafür aber soll das arme Volk durch Verteuerung oder Verschlechterung der Margarine büßen, dafür soll die deutsche Handelsvertragspolitik durch eine Unmenge neuer Agrarzollerhöhungen gezüchtigt werden.

Der Wille der Agrarier war Trumpf unter Papen (übrigens, wie um der Gerechtigkeit willen hinzugefügt werden muß, schon unter den republikanischen Regierungen vorher). Der Wille der Agrarier bleibt Trumpf unter Schleicher.

Neudeck wirft seine Schatten über ganz Deutschland.

Wenn die Sammlung des Herrn Doktor Grund den erstrebten Erfolg hat, wird Neudeck bald in Glanz erstrahlen.

In der deutschen Wirtschaft wird erst dann eine Wendung zum Bessern eintreten, wenn der Agrarpolitik von Januschau und Neudeck das Kommando zugerufen wird: Das Ganze halt!

Wer regiert in China? von Asiaticus

In Nanking, in der sogenannten Nationalregierung, herrscht der allchinesische Generalissimus Marschall Tschiang Kai-Schek. Diese Regierung ist zwar international anerkannt, nicht aber national. Kiangsu, wo Nanking, die Reichshauptstadt, und Schanghai, das größte chinesische Handels- und Industriezentrum und zugleich der wichtigste Platz der ausländischen Interessen in China, liegen, und einige Nachbarprovinzen hören auf ihn; doch trifft auch dies nur cum grano salis zu. In den nordchinesischen Provinzen mit Peiping als Hauptquartier regiert Marschall Tschang Hsue-Liang. In der Mandschurei hat er ausgespielt, konnte seine Truppen aber, da er sie dort nicht gegen Japan hatte kämpfen lassen, größtenteils behalten und regiert nun mit ihnen in Nordchina. Er wird in Nanking anerkannt, da er Tschiang Kai-Scheks Gegner, Jen Schi-San und Feng Ju-Hsiang, in Schach hält; er bekleidet deshalb auch den Rang eines stellvertretenden Generalissimus und erhält bedeutende finanzielle Zuwendungen zur Erhaltung seiner Truppenmacht. Die Nationalregierung hat aber in seinem Machtbereich nichts zu bestimmen. In Kanton regiert jetzt der General Tschen Tschi-Tang, ohne die Anerkennung Nankings. Dann existiert ein sogenannter Südwestlicher Politischer Rat, eine Art Zentralregierung für Südchina, die ihre Aufgabe darin sieht, die südlichen Provinzen bis an die westlichen Grenzen unabhängig von Nanking zu vereinigen, sie von der Allianz Tschiang Kai-Scheks und Tschang Hsue-Liangs zu separieren.

Die nun schon über zwei Jahrzehnte, seit dem Niederbruch des Kaiserreichs, anhaltende Generalsherrschaft ist sicherlich der tragischste Abschnitt der chinesischen Gesellschaftskämpfe. Während ein wichtiger Teil des Reiches wegoperiert wird, regieren die Generale das übrige China offensichtlich in den Abgrund, reißen es immer mehr auseinander. Die Gefahr, daß China in mehrere große Bürgerkriegslager zerfalle, war noch nie so groß wie jetzt, wo der japanische Eroberungskrieg doch das genaue Gegenteil bewirken müßte. Die Generalsherrschaft knebelt die Kräfte des nationalen Widerstands, verschlingt den Löwenanteil aller öffentlichen Einnahmen, steht der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung im Wege und verhindert durch die Konzentrierung ihrer militärischen Kräfte auf den Bürgerkrieg nicht nur die gewaltsame Auseinandersetzung mit dem auswärtigen Eroberer sondern forciert noch den Zerfall des Riesenreiches. Das gilt sowohl für die etwas fortschrittlicheren Generale Kantons oder Nankings als auch für die rückständigeren Nordchinas. Mögen sie subjektiv auch andre Ziele haben, ihre Handlungen gehen alle in dieser destruktiven Richtung.

Die Generalsherrschaft ist die Spitze einer Pyramide, deren Fundament die Hunderte von Millionen unter barbarischen Ausbeutungsverhältnissen darbender Bauern bilden. Seit ihre Produkte auf dem Weltmarkt verhandelt werden, sind ihre Lebens- und Arbeits-

verhältnisse noch viel schlechter geworden. Der Grundherr, der Wucherer, der Kaufmann, der Bankier alten und neuen Stils, der Industrielle, der ausländische Exporteur zehren an seinem Produkt, der ihm verbleibende Rest wird immer kleiner und kleiner, während seine Landwirtschaft verfällt. Die Generalsherrschaft aber wacht darüber, daß diese „Ruhe und Ordnung" nicht gefährdet oder, wo das der Fall ist, wieder hergestellt wird. Die Massen der entwurzelten Bauern verwandeln sich teils in marodierende Banden, teils in Landsknechte eines Generals, der über sie ganz selbstherrlich verfügt. Je größer eine solche Armee ist, um so größer ist auch der Machtbereich und die durch sie erpreßten Einnahmen des Generals. Von diesen Marschällen zu erwarten, sie sollten die von den Städten und dem Land geforderten Freiheiten und wirtschaftlichen Erleichterungen gewähren und eine großzügige Reform der gesellschaftlichen Verhältnisse verfügen, ist gleichbedeutend mit der Forderung, sie sollten ihrer Herrschaft ein Ende bereiten.

Die im Allgemeinen noch geringe Industrialisierung der Städte ermöglicht es der Generalsherrschaft, von der kommerziellen und industriellen Bourgeoisie besondre Tribute dafür zu verlangen, daß sie den Zufluß der Rohstoffe vom Lande sichert, die Wege schützt und das Banditentum niederhält, worunter sie nicht nur marodierende Banden sondern natürlich auch die Auflehnung der Bevölkerung versteht. Die Städte sind für die Generale konzentrierte Einnahmequellen. Nach diesem Gesichtspunkt behandelt die Nationale Regierung die Provinzgenerale. Die zivilen Verwaltungen sind meist nur Attrappen des Provinz- oder Stadtgenerals. Forderungen nach auch nur halbwegs demokratischen Stadtverwaltungen, die öffentlicher Kontrolle unterstehen, werden zwar manchmal akzeptiert, aber nirgends durchgeführt.

Die republikanische Staatsreform, die das Kaiserreich abgelöst hat, ist nur eine leere Hülle geblieben. Mit dem Schwinden der Zentralgewalt, die in der Niedergangsperiode der letzten Dynastie ohnehin nur sehr kümmerlich war, wurde das provinzielle Söldnertum der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Nach der Niederwerfung der großen Taipingerhebung und des Boxeraufstandes ging der Kurs scharf in dieser dezentralisierenden Richtung. Das Kaiserreich verlor den letzten Halt, und die zunächst um seine Vizekönige sich bildenden provinziellen Generalsmächte verselbständigten sich immer mehr. 1911 schwenkten sie zum größten Teil, sich den allgemeinen Haß gegen die verendende Mandschudynastie zunutze machend, zu der durch Sun Yat-Sen in Nanking proklamierten Republik über, jagten die Vizekönige davon und gaben dem Kaiserreich den Rest. Nun kam ihre Blütezeit und mit ihr die Aera der ständigen Bürgerkriege; große Generalscliquen mit ihren Marschällen bildeten sich direkt oder indirekt, begünstigt durch die verschiedenen imperialistischen Interessensphären.

Die Kuomintang verdankte dem wachsenden Haß gegen dieses System ihren Aufschwung zu einer großen bürgerlich-revolutionären Volkspartei, die mit Unterstützung der russischen Revolution zum gefährlichsten Gegner der Generalsherrschaft wurde. Unter der Fahne der Befreiung vom Imperialismus und Militarismus, unterstützt von den Arbeitern und Bauern, fegte sie 1926/27 mit ihrer verhältnismäßig kleinen Truppenmacht über den Süden und Norden hinweg. Aber diese Maienblüte der chinesischen Bourgeoisie war nur sehr kurz. Der rasche Aufschwung der Arbeiterbewegung unter kommunistischer Führung bedrohte ihre Interessen. Aber fast noch mehr beunruhigte sie das stürmische Erwachen des Dorfes, die Forderungen der Bauernschaft nach Befreiung aus den verschlimmerten altchinesischen Ausbeutungsverhältnissen. Da sie auf ihren Anteil an der Versklavung der Bauernschaft nicht verzichten konnte, suchte sie schon

während der Entfaltung des Kampfes in Südchina, unter Führung Tschiang Kai-Scheks, nach Verbündeten gegen die Arbeiter- und Bauernmassen, deren Unterstützung sie andrerseits noch nicht entbehren konnte. Sie brauchte nicht lange zu suchen. Da die Kuomintang gegen die Arbeiter- und Bauernmassen Front machen wollten, war das ausländische Kapital zur Anerkennung ihrer Macht bereit. Die alten Generale aber, erschreckt von der Wucht der Bewegung, hatten schon vorher, wie einst den Vizekönigen und dem Kaiser, jetzt ihren Marschällen die Gefolgschaft versagt und waren mit fliegenden Fahnen — natürlich unter guten Bedingungen — zur Militärmacht der Kuomintang übergelaufen. Nachdem Tschiang Kai-Schek seinen Einzug in Nanking und Schanghai mit dem Terror gegen die Verbündeten von gestern gefeiert hatte, waren schließlich auch die Marschälle, soweit sie noch nicht geschlagen waren, zu Verhandlungen bereit. Bald waren sie alle, neue und alte Marschälle, im militärischen Rat der Nankingregierung vereint, und auch der verhaßte Mandschu-Militarismus unter Tschang Hsue-Liang schloß sich schließlich dem Reigen an. Was von der Kuomintang übrig geblieben war, wurde von der aufpolierten Generalsherrschaft mit Haut und Haaren gefressen.

Die Niederlage der Revolution war eine sehr schwere und für lange Jahre besiegelt. Auf dieser Grundlage konnte sich die Konterrevolution wieder stabilisieren. Die Aufstände der Bauernschaft in einzelnen Teilen Süd- und Mittelchinas mit ihren roten Armeen und Sowjetlosungen sind nur sporadische Ausbrüche, von der arbeitenden und kleinbürgerlichen Masse der Städte meist teilnahmslos hingenommen. Diese sehr heroische und fanatische Kampfbewegung zeugt davon, daß die Verhältnisse auf dem Lande für die Bauernschaft immer unerträglicher werden, daß das Agrarproblem immer dringender eine Lösung verlangt. Die brutalen Strafexpeditionen der Generale mit ihren massenhaften Hinrichtungen und der Konfiszierung des Landes zeigen, daß die gegenwärtige Generalsherrschaft sich von der frühern nicht im Geringsten unterscheidet.

Die Kuomintang ist in mehrere Richtungen, meist nach den einzelnen Machtbereichen der Generalscliquen, gespalten, und jede von ihnen hat ihre Generale, oder besser: die Generale haben sie. Sie hat sich inzwischen eine solche Reputation erworben, daß ausgerechnet die Generale sie öffentlich einer korrupten Politik bezichtigen können. Das stimmt zwar, doch was sie zusammenraffen, macht nur einen Bruchteil dessen aus, was sich die Generale aneignen.

Das ist das Gesicht der chinesischen Generalsherrschaft von heute. Die Verwendbarkeit ihrer Truppen gegen auswärtige, moderne militärische Gegner ist darum naturgemäß sehr gering; gar nicht zu sprechen von der Ausrüstung, der Schulung und Kampfmoral der Soldaten. Der größte Teil unterscheidet sich überhaupt kaum von marodierenden Banden und wechselt oft auch hin und her. Eine Ausnahme bilden ganz wenige kleinere Armeen, die aber, teils in der Hand der südlichen, teils in der der nördlichen Generalsmacht, meist gegeneinander operieren. So hat sich die 19. Armee, die jetzt in Fukien für die kantoner Militärmacht Bürgerkrieg führt, in Schanghai sehr gut gegen die an Zahl und Ausrüstung viel stärkere japanische Armee gehalten, allerdings mit aktivster Teilnahme der Bevölkerung. Da sie aber zur südlichen Armee gehört, hat ihr der allchinesische Generalissimus auch während der Kämpfe die Besoldung verweigert. Nur der Ruhm, den sie sich in Schanghai erworben hat, soll sie davor bewahrt haben, daß Tschiang Kai-Schek sie nicht entwaffnen ließ, weil sie ursprünglich mit feindlichen Absichten gegen ihn nach dem Norden gekommen war. Ebenso ist es mit der Flotte. Die eine Hälfte davon gehört dem kantoner General, ein andrer Teil wiederum Tschang Hsue-Liang und ein dritter, der kleinste übrigens, Nanking, wo das Ministerium der Flotte seinen Sitz hat.

SA — kehrt marsch! von Erich Peter Neumann

Es ist anzunehmen, daß Hitler die Treueschwüre seiner Amtswalter richtig zu bewerten weiß. Wenn er beim Antritt seiner letzten Deutschlandreise noch geglaubt hatte, alle Straßer-Elemente seiner Partei und alle oppositionellen Mitglieder der SA allein durch seinen schönen Anblick besänftigen zu können, dann dürfte ihn sein hallenser Debut eines Bessern belehrt haben. Dort verprügelten in den festlich geschmückten Versammlungssaal eindringende SA-Leute die den Osaf bewachende SS. Beinahe hätte Hitler seine Rede nicht zu Ende führen können.

Wer heute von einer Gärung in den Reihen der SA spricht, drischt keine Phrase mehr. Der Stürme hat sich eine flaue Stimmung bemächtigt, die nicht allein durch Straßers Bestrafung erzeugt wurde. Sie bestand bereits vor dem Führerkonflikt. Die zahlreichen Meutereien und die auf der ganzen Linie anhaltende Inaktivität der SA wurzeln tiefer, als daß sie durch einen Krach zweier Führer hervorgerufen sein könnten. Das, was den kleinen SA-Mann vor den Kopf gestoßen hat, was seinen Glauben an das Dritte Reich erschüttert und was ihn zu Aufsässigkeiten gegen die Funktionäre vom Sturmbannführer aufwärts verleitet hat, ist der „neue Kurs", der zu München in kopfschmerzreichen Beratungen ausgeknobelt und dessen Durchführung den Unterhäuptlingen als vorweihnachtliche Überraschung anbefohlen wurde.

Worum es sich handelt, ist aus einem vorsichtig andeutenden Interview zu erfahren, das der Stabsleiter der SA-Gruppe Berlin-Brandenburg, Major v. Arnim, dem ‚Angriff' gegeben hat. Am 28. November konnte man in dem Goebbels-Blatt lesen, es sei geplant, „die SA mehr aus dem rein politischen Dienst, wie Saalschutz, Propaganda etcetera, herauszunehmen, um sie desto mehr im Wehr- und Geländesport einzusetzen". Wenn ein nationalsozialistisches Parteiorgan soviel zugibt, steckt ein Vielfaches dahinter. Und in der Tat verbirgt Arnims Ausspruch den Beschluß der obersten SA-Führung, die braune Armee zu entpolitisieren, das heißt aus ihr eine Rekrutentruppe zu machen, die Soldaten spielen darf — aber nur spielen. Die Ausführungsbestimmungen der Verfügung sind kurz und bündig. Bei Zusammenkünften in den Sturmlokalen darf höchstens eine halbe Stunde über politische Geschehnisse gesprochen werden. Dafür hat man den Manöverdienst verstärkt. Dafür müssen die erwerbslosen SA-Leute mit Sammelbüchsen auf die Straßen gehen, um die ramponierte Parteikasse füllen zu helfen. 2800 SA-Männer wurden zu diesem Zweck am Silbernen Sonntag in den Straßen Berlins eingesetzt.

Als diese „neue Linie" stückweise verkündet wurde, ging ein Entrüstungssturm durch die SA. Heftige und erbitterte Diskussionen setzten ein — sie wurden verboten. Aber die — gleichfalls verstimmten — Sturmführer bissen auf Granit, zum ersten Male ließen sich die Hitlersoldaten nicht den Mund verschließen. In dem berlin-friedenauer Sturmlokal „Ameise" ist es zu ernsthaften Schlägereien gekommen, als ein Sturmführer allzu energisch wurde.

Die Masse der SA-Leute hatte die richtige Witterung, als sie erklärte, daß die neue Linie von unverfälschter Kasernenhofluft begleitet werde. Ein beträchtlicher Prozentsatz der SA-Leute hat darüber hinaus eingesehen, daß die durch Herrn Röhm verkündete Entpolitisierung hauptsächlich das Ziel verfolgt, die politische Indifferenz der einfachen SA-Mitglieder zu festigen. In dem berliner Sturm 9, Sturmbann III/2, haben sich etwa zwanzig langjährige SA-Leute zusammengeschlossen, um eine Oppositionsgruppe aufzuziehen, „weil sie endlich mal feststellen wollen, was Nationalsozialismus richtig ist"; und ihre Meinung, daß alle neuen SA-Mitglieder keine Ahnung vom Programm der Partei haben, ist keinesfalls falsch. Ihr Vorgehen hat bei den andern berliner Stürmen starke Sympathie gefunden. Und man erwägt ähnliche Vorstöße. Vorerst aber bildet sich eine weiteste Kreise umfassende innerparteiliche Opposition.

Dieses Echo hat man in München nicht erwartet. In der Post des Herrn Röhm befand sich mancher Brief, der respektvolle, aber entschiedene Beschwerden von Sturmführern über die neue Linie enthielt. Aber so sehr man auch Meutereien wie die in der kasseler SA fürchtet, so sehr man über die Rebellionen im hamburger „Marinesturm" entsetzt ist, — so wenig beabsichtigt man, den Kurs abzubiegen.

Das ist in den Ursachen der Reform begründet, und um sie zu begreifen, muß man kurz repetieren: durch die Befehlsgewalt über die SA war Hitler zu einem möglicherweise gefährlichen und darum begehrenswerten innenpolitischen Faktor geworden. Die Existenz der SA beschwerte und beschwert alle Regierungsverhandlungen, denn Herr Schleicher würde keinen Kollegen dulden, der eine Privatarmee unterhält. Und Hitler konnte die SA nicht, mit bestem Dank dafür, daß sie ihm in den Kanzlersessel verholfen habe, nach Hause schicken.

Über einen Wehrsportverein SA hätte man mit sich reden lassen. Die Verfügung der neuen Linie war darum ein Versuch der Naziführer, wieder einmal den sehr abgewetzten Boden der Tatsachen zu strapazieren. Beim Wehr- und Geländesport wäre den SA-Leuten der große Traum vom Dritten Reich langsam ausgetrieben worden... Gewissermaßen als „Abfindung" wollten die Osafs die berühmte Forderung durchsetzen: „Drei Tage Straße frei für die SA!"

Die Regierungsverhandlungen Hitlers sind inzwischen zum zweiten Male gescheitert, aber er dürfte Gründe dafür haben, die strikte Durchführung des einmal erlassenen Entpolitisierungs-Befehls zu fordern. Vielleicht ist man im Braunen Haus nicht vom Ernst der Situation überzeugt. Größere Konflikte will man durch neue Köder vermeiden. Die illegale Arbeit der SA, die Zahl der geheimen Ausbildungskurse ist verdoppelt worden, und allerorts finden Instruktionsstunden an Geräten statt, die man für längere Zeit in diverse Kisten und Schränke verpackt hatte. Die mißtrauischen SA-Leute sollen in dem Glauben bestärkt werden, daß die NSDAP eine revolutionäre Partei ist. Aber die Köder genügen nicht, der Besuch der Kurse ist schwach, die Klagen der Sturmbannführer häufen sich.

Die Zersetzung der SA ist intensiver denn je. Der dünne Kitt des Volksgemeinschaftsmärchens, der die Klassenunterschiede kurzfristig verwischen konnte, platzt. Die Stürme haben den Elan verloren. Die proletarischen Elemente der SA haben aus den Diskussionen, in die sie die kommunistischen Arbeiter systematisch und massenhaft hereingezogen haben, wenigstens soviel gelernt, daß sie ihren Führern nicht über jeden Weg trauen dürfen. Der wirklich sozialistische Flügel der Mitgliederschaft ist am bittersten enttäuscht.

Die Landsknechtsnaturen, diejenigen, die bisher Rollkommandos gegen Antifascisten organisierten, beginnen jetzt, die „Linientreuen" zu verprügeln, weil ihr politisches Ideal, die Laternenpfähle so zu garnieren, wie sie es möchten, durch den neuen Kurs ebenfalls der Verwirklichungsmöglichkeit entrückt.

Es ist natürlich falsch, zu glauben, daß die SA in die Brüche geht. Aber sie macht eine schwere, vielleicht ihre schwerste Krise durch. Nicht nur die berliner Stürme rebellieren, in allen Teilen der Provinz sieht es ebenso aus. Wie rasch diese bei der sozialen Struktur des SA-Körpers früher oder später zwangsläufige Entwicklung sich durchsetzen wird, kann man nicht prophezeien. Fest steht, daß die SA keine Beförderungschancen mehr sieht, und daß sie sich darum nicht widerstandslos dirigieren lassen wird. Das Kommando, das einer politisch interessierten SA „Kehrt — marsch!" befiehlt, hat die „Schlagkraft der Bewegung" nicht erhöht, wie es Hitlers neue Anordnungen im Parteiapparat erreichen wollen. Daß sie verlieren, wenn sie ihre politische Rolle gegen Sammelbüchse und lediglich körperstählenden Manöverdienst eintauschen — das haben sogar die fanatisierten SA-Leute eingesehen. Trotz der zwanzig Prozent, die ihnen von dem Ergebnis der „Winterhilfs-Sammlungen" zufließen...

Deutsche Besprisornis von Gabriele Tergit

Durch die berliner Presse ging vor kurzem folgende Polizeinachricht: „In der nördlichen Gegend Berlins hat die Unsicherheit für das Eigentum der Anwohner Formen angenommen, die für den Winter das schlimmste befürchten lassen. Die Einbrüche und Diebstähle, die von zumeist jugendlichen Banden in Scheunen und Bauernhäuser und Sommervillen ausgeführt werden, nehmen von Tag zu Tag zu. In den allermeisten Fällen handelt es sich um Diebstähle von Nahrungsmitteln, also Kartoffeln und Rüben, die gleich mietenweise geplündert werden. Die Anwohner und Landjäger sind dem Treiben gegenüber so gut wie machtlos. In einigen Ortschaften ist man im Begriff, freiwillige Wachen zu bilden, um so das Eigentum der Kleinbauern und Siedler, von denen viele kaum selbst das Notdürftigste zum Leben haben, zu schützen. Mehrere Verhaftungen, die in letzter Zeit vorgenommen wurden, haben die erschreckende Tatsache ergeben, daß die Täter meist jugendliche Arbeitslose aus Berlin sind. Die weiteren Feststellungen der Polizei ließen erkennen, daß die Festgenommenen tatsächlich aus bitterer Not zum Verbrechen getrieben worden sind. Nur in den wenigsten Fällen ist die Beute in Berlin weiterverkauft worden, vielmehr haben die Diebe sie untereinander geteilt, um so für den schweren Winter vorzusorgen."

Ihre Geburt fiel in die Zeit des Kriegs. Ihre Mütter drehten Granaten. Ihre Nahrung waren Kohlrüben. Später gingen sie rudel-

weise auf Raub aus. Sie wurden, wie wir alle, die wir versuchten, hintenherum etwas Magenfüllendes zu bekommen, findige Raubtiere, um Kartoffeln, ein Stück Fleisch oder einen Salzhering. Als sie vierzehn waren, begann die Krise. Nie haben sie gearbeitet. Aus Fürsorgeanstalten brachen sie aus. Kamen nach Berlin. Ohne Nahrung, ohne Obdach. Wo bleiben sie? Die ganze Nacht hindurch rumlaufen, immer hin- und hertippeln, in Schneematsch und Strippenregen, mal auf Böden, mal in leeren Kellern. Woher das Essen nehmen? Man kann ein Kleiderstück für ein paar Pfennig verkaufen in der großen Wärmehalle. Hier fragt keiner, woher und wohin. Der Topf Kaffee kostet fünf Pfennig. Dort ist der große Handelsplatz. Erbettelte Stullen und schlechte Zigaretten und Westen und Jacken werden verschärft. Vom Leib weg für fünfunddreißig Pfennig. Gute Schuhe werden für eine Mark hergegeben. So ungeheuer viel wert ist hier das Bargeld, denn damit kann man sich für vierzig Pfennig eine Matratze für eine Nacht in irgendeinem Keller mieten, wo nicht nach der Anmeldung gefragt wird. Mit dem Geld kann man den ganzen Tag bei einer Molle in den paar Lokalen sitzen, zwischen Bülowplatz und Münze, wo diese ganze Jugend immer wieder herumkriecht. In diesen fürchterlichen, schmutzigen, schmierigen Lokalen, in denen ein ewiges Bockbierfest herrscht und ein ewiger Katzenjammer. Papiergirlanden und Lautsprechergebrüll, oder falsche Exotik mit Lampions und schwüler Musik, von morgens um sechs bis morgens um drei Uhr. Wo die Luft der Hölle herrscht von Körpern, die den ganzen Winter nicht baden, von uralten Lumpen, von undurchdringlichem Zigarettenqualm, von Fusel und schlechten Fetten. Wo sich fünfzehnjährige Jungen wie Mädchen anbieten. Als vielbenutzte Nachmittagswärmehalle hat der Obdachlose noch die gepflegte saubere schöne Stadtbibliothek, aber die wird um neun Uhr geschlossen. Wo soll man bis früh um sechs Uhr bleiben, bis die Lokale mit Lautsprechergedröhn und Grammophon wieder anfangen? Bis acht Uhr, wo in Arbeitsämtern oder sonstigen Wartehallen einige Sitzgelegenheit zu finden ist, vor klebrigen Mauern, was bleibt als Schlafstätte wieder andres als Hausboden oder Keller oder eine eisige leere Laube draußen im Laubengelände?

In diesem Elend, wo der Handel mit alten Sachen, die einzige mit winzigem Kapital mögliche Erwerbsquelle ist, wo es vielleicht noch einen Zufallsverdienst an der Markthalle gibt, oder ein, zwei Tage Schnee schippen, da schließt man sich an andre an. Fünf bis zehn Jungen tun sich zusammen und bilden eine Clique. Führer ist der Überlegendste an Körperkraft und Intelligenz, der Cliquenbulle. Sie bilden eine Blutsbrüderschaft. Aufgenommen wird jeder nur nach einem Paradestück sexueller Hypertrophie. Dann halten sie zusammen. Wofür? Wozu? Eine Weile findet der oder jener eine Arbeitsgelegenheit. In diesen Cliquen findet sich nicht nur das Elend zusammen, nicht nur der entlaufene Fürsorgezögling ohne Papiere sondern Asoziale aller Gesellschaftsschichten. Sehr bald werden Diebesbanden gebildet, auf Märkten, Markthallen und dichtgefüllten Bahnen werden den Arbeiterfrauen ihre paar Groschen entwendet. Homosexuelle Beziehungen werden zum Erpressen ausgenutzt. Die Anständigen oder die Schwachen oder die weniger Verbitterten müssen mitmachen. Nichtmitmachen heißt Verrat. Auf Verrat steht die grausamste Eigenjustiz. Die Roheit siegt. Wer aus der Clique herauswill, kann nur fliehen, und zwar genügt schon die Flucht von der Münze bis Neukölln. Meist endet das alles im Gefängnis.

Es ist ein fast zu spannendes Buch, ein ungewöhnlicher Bericht aus intimer Kenntnis der Verhältnisse, der dieses Leben der berliner Besprisornis zeigt, der letzten, der ärmsten Opfer des Krieges und der ersten ärmsten Opfer der Krise: Ernst Haffner „Jugend auf der Landstraße Berlin" (Verlag Bruno Cassirer; 4,50 und 3,80).

Landstraße Berlin! Denn das ist es. Alle Landstraßen Deutschlands führen nach Berlin. Hier auf der Münze ist für zehntausende arbeits- und obdachloser Jugend der Rendezvousplatz. Aus allen Fürsorgeanstalten, aus allen Gefängnissen, vom Lande, von zu schwerer Landarbeit, tippeln sie straßauf, straßab nach Berlin, sie fahren als blinde Passagiere nach Berlin, sie fahren mit ordentlichen Billetts nach Berlin, immer nach Berlin. Landstraße Berlin ist die Münz- bis Linienstraße. Diese Welt schildert, von der andern Seite gesehen, auch das sehr wichtige Buch von Justus Ehrhardt „Straßen ohne Ende" (Agis-Verlag; 3,75 und 2,85). Erhardt ist Fürsorger am Jugendamt Berlin, und das Buch ist vor allem durch den charaktervollen, seltnen Mut ausgezeichnet, die Fürsorgeerziehung, diese Abteilung der Jugendfürsorge, ja den ganzen behördlichen Apparat derart anzugreifen. Der Apparat tötet die Menschen, treibt den, der guten Willens ist, dem Verbrechen in die Arme. Das ist das vollkommen eindeutige Urteil. Die einmal eingeleitete Fürsorgeerziehung wird auch dann aus Bureaukratie aufrechterhalten, wenn man erkennt, daß sie ungeeignet ist und sehr anständige Eltern ihr einmal kriminell gewordenes Kind wieder nach Haus nehmen wollen. Ein fürchterlicher Mißstand, der wieder Tausende zu Besprisornis macht, zu Landstreichern auf den Landstraße Berlin.

Es ist ein wunderbarer Mann, der sich mit Tolstoischer Menschenliebe einer etwas höhern Schicht dieser Jugend annahm: Albert Lamm. Er hat ein ergreifendes, stilles, kunstloses Buch über diese Jugend geschrieben, „Betrogene Jugend" (Bruno Cassirer; 4,50 und 3,80). Es sind nichts als Aufzeichnungen von Erlebnissen mit jugendlichen Arbeitslosen in einem Tagesheim der Stadt Berlin, wo Lamm Zeichenunterricht gibt. Zuerst ein schweres Zusammenleben. Diese Jugendlichen erkennen nichts an. Mutwillig wird das gemeinschaftliche wie das private Eigentum gestohlen und zerstört, keine Zeichnung ist sicher, keine Jacke, keine Mütze, aber auch nicht die gemeinsame Einrichtung des Heims. Die Lichtleitungen werden herausgerissen, die Wände beschmiert, die geringe Ordnung in so einem Heim, der Arbeitszwang von einer Stunde wird nur höchst widerwillig ertragen. von Solidarität ist keine Spur. Langsam wird die Schale gelöst, die eine Abwehrschale ist, geformt von Not, Hunger und vielen Prügeln. Lamm tastet, findet auf vielen Wegen das Einfache, daß die Unruhe und Sehnsucht dieser armen Menschen ins Leere stößt, ins Nichts. Lamm weiß, daß unter den Heimbesuchern regelrechte Bandendiebe sind. Der Polizei anzeigen kann er keinen, denn das würde den Charakter des ganzen Heims zerstören. Was tun? An welche sittliche Weltordnung, die ihre Triebe bändigt, sollen sie glauben? Und Lamm stellt die Dostojewski-Frage: Warum ist das Kindlein arm?

Die Sehnsucht der Jungen ist eng begrenzt, eine Zigarette und ein Kino für vierzig Pfennig erscheint die ergreifend geringe Erfüllung. Er meint, sie hätten ein sittliches Ideal, das Ideal des „anständigen Menschen", der nichts mit dem moralischen Menschen zu tun hat. Er findet bei ihnen eine mystische Hingabe an die Natur, eine neue Metaphysik. Er bekommt es fertig, ihnen zu beweisen, was Solidarität bedeutet. Daß der Mensch es ist, der seinem Nebenmenschen das Wichtigste zu geben und leisten hat. Hier wurde ein Heim geschaffen, das eine wirkliche Hilfe war, auch für jene vollkommen Vereinsamten, die vom Leiden schon so kaputt gemacht sind, daß sie nichts weiter wollen, als Andre leiden machen. Man sollte meinen, dieses Heim von Lamm für jene Jungen, die oft genug auf der Straße hungern und frieren, müßte sich des äußersten Wohlwollens der Behörde erfreuen. Aber nein! Dieses Heim, in dem die Jungen jahrelang blieben, wurde durch einen unbegreiflichen Beschluß einer ehrenamtlich wirkenden Kommission aufgelöst. Lamm schreibt, der Beweggrund zu solcher Auflösung sei politisch gewesen, „in der

traurigsten Verirrung politischen Denkens, man will mit diesen Verordnungen eine möglichst große Zahl erwerbsloser Jugendlicher erfassen. Das erreicht man, indem man bei großer Beschränkung der Ausgaben für Heime und Personal recht viele Jugendliche durch diese Heime marschieren läßt und keinen längeren Aufenthalt als ein Vierteljahr erlaubt. Wenn die Alten zu mir kommen, weil sie Hunger haben, weil sie auf der Straße liegen und nicht wissen, wo sie bleiben sollen, weil sie nur einmal wieder zusammen sein wollen, muß ich sie fortschicken, weil sie schon vor einem Vierteljahr hier waren. Dazu müssen die ohnedies überlasteten Beamten des Arbeitsnachweises nebenbei statistische Arbeiten über Zu- und Abgang der Jugendlichen führen, die nur den einen Zweck haben, Zahlen für politische Bierreden zu gewinnen, ein wie hoher Prozentsatz von erwerbslosen Jugendlichen durch diese Arbeitskurse erfaßt werden. Sogar Kurse für den Bau von Segelflugzeugen sind eingerichtet, dafür weiß man die Mittel zu schaffen. Aber das gibt schöne Photographien für die Spießerfeigheit, die beim Kaffee im Morgenblättchen gern liest, wie herrlich alles eingerichtet wird. Daß mit all dem Unsinn das Gegenteil einer sozialen Fürsorge erreicht wird, erfährt ja kein Mensch. Es gibt Heimbesucher, die lieber nach Hause gehen, weil ihnen das Essen zu Hause besser mundet."

Liest man diese Bücher, so hält man es nicht für möglich, mit wieviel Torheit auch in den einfachsten Sachen verfahren wird. Es wird genau das Falsche getan. Alle sind sich einig über die Mängel bei den ungemein hohen Kosten der Fürsorgeerziehung. Es geschieht nichts. Und hier hilft man, statt Wenigen wirklich, Vielen, aber denen gar nicht.

In diesen Büchern aber weht auch der Sturm jener gärenden, begabten, brodelnden neuen Jugend, der jugendlichen Erwerbslosen von Berlin, in denen die Zukunft ruht und von denen jetzt nur die Polizeiberichte melden.

Kille mit Schmus! von Walter Mehring

> Anstatt einer literarischen Vorbemerkung folgen einige persönliche Daten, die meine Berechtigung zur Niederschrift der beiden Bände „Die Nation greift an" und „Front des Nationalismus" dartun: Mit 16 Jahren Kriegsfreiwilliger im Garde-Füsilierregiment. Mit 18 Jahren aktiver Leutnant im Infanterieregiment 46. Somme, Flandern, Tankschlacht, Märzoffensive, Abwehrschlachten, Grenzschutz, Ehrhardtbrigade, Kapp-Putsch, Oberschlesien, Schwarze Reichswehr, Ruhrkrieg, Feldherrnhalle. Viermal verwundet. Schwerkriegsbeschädigt. Sechsmal verhaftet. Vierzehn Gefängnisse des Staates von Weimar kennen gelernt. Nicht vorbestraft.

So beginnt der ehemalige Stahlhelmredakteur, spätere Naziführer, seit 1929 „keiner Bewegung mehr angehörende" Friedrich Wilhelm Heinz eine Niederschrift, die anders, als er es glaubt, ein Krankheitsbild aus dieser Zeit geworden ist. Wie er aus Lebensdaten die Berechtigung zum Schreiben ableitet, so sucht er aus einem nur medizinisch kommentierbaren Wust von Blutrausch, Lyrik, gefälschter Historie, verirrter Grübelei das Recht zum Menschentöten zu erweisen. Was er an Scheußlichkeiten aufzählt — die stets heldisch sind, wenn sie von seinesgleichen verübt werden, viehisch, wenn sie der Gegenseite angeschrieben werden — das erzählt er kollektiv. Stellt aber als literarischen Aktivposten eine Bilanz seiner Privatleiden voran: das habe ich durchgemacht! Denn nur er

und seinesgleichen hat gelitten. Juden, Polen, Gegner überhaupt leiden nie.

Am 1. und 2. Mai machte nach kurzem blutigen Kampf der konzentrische Einmarsch norddeutscher, bayerischer und württembergischer Freikorps dem münchener Blutrausch entsprungener Tollhäusler, ungewaschener Literaten und syphilitischer Sadisten ein Ende. Die bestialischsten der Geiselmörder wurden standrechtlich erschossen. Ernst Toller, der sich mit roter Perücke und in Frauenkleidern in einen verschwiegenen und sonst nur „Für Frauen" bestimmten Ort zurückgezogen hatte, blieb der Literatur erhalten.

Toller hat alle Kriegsgreuel erlebt. Das zählt nicht. Toller hat fünf Jahre gesessen. Das verschweigt der deutsche Mann. Hingegen:

Die feinnervigen Gesichter der Balten des Major Fletscher zuckten auf unter den Peitschenhieben der Gerüchte, die wie schwarze Todesvögel schaurig das Land durchflatterten.

Diese Führernaturen sind furchtbar feinnervig; sie reiten immer gen Ost, brandschatzen die Logik, requirieren das Gemüt in weitem Umkreis, nähren sich von den Lesefrüchten deutscher Klassenaufsätze und waten bis an den Nabel in metaphorischem Blut. Blut wird in allen Spielarten verschwendet, weil wirs ja dazu haben; der deutsche Nationalismus ist eine Einheit von Glauben, Blut und Geschichte; Blut wird von Quellen aus Dom und Dorf, aus Wald und Lied gespeist, und blutmäßiger Judenhaß lodert auf; die Wesensgeschlossenheit des Führers reißt in blutiger Strenge die Beherzten fort; beim Spartakusaufstand gibt es viehische Blutorgien, bei denen sich entmenschte Weiber besonders auszeichnen; und Blut in feinsten Qualitäten: Auswanderung leitet wagemutiges Blut nach Amerika ab, das dort versickert, und Hekatomben besten Blutes werden für Kurlands Freiheit geopfert. Was nicht blutig ist, ist mindestens deutsch; die Definition ist einfach — undeutsch sind alle andern:

Die sogenannte Novemberrevolution führte alle diejenigen Kräfte und Elemente zur Alleinmacht, die von der nationalistischen Front als undeutsch erkannt worden waren...

Polen und Franzosen begehen Meuchelmorde, hingegen:

Die „Fememorde", die nicht das mindeste mit „Morden" zu tun hatten, sondern gewissenhaft vollzogene Akte staatlicher Notwehr darstellten, bildeten die Voraussetzung für den Erfolg des Freiheitskampfes.

Befreien ist überhaupt die Lieblingsbeschäftigung des Friedrich Wilhelm Heinz. Befreit wird das Baltikum vom Bolschewismus mit dem Endergebnis, daß „das rotleuchtende Fanal blutiger Raserei den Rückzug sichert". Befreit wird Deutschland von den Westmächten durch ein Bündnis mit Rußland, die Welt vom Marxismus, das Volk sowohl von der Allmacht des Geldes wie von materialistischer Klassenwertung. „Von jener überwältigenden Offenbarung der deutschen Innerlichkeit in Mozart und Beethoven, Goethe und Schiller, Kant, Fichte und Hegel" — welche Liste sich mühelos durch Schmeling und Hanns Heinz Ewers, Otto Gebühr, Goebbels und Hjalmar Schacht ergänzen ließe — springt er über zur „Gnadenlosigkeit, wie sie dem Bürgerkrieg zwischen Brüdern des gleichen Volkes anhaftet" und sich so auswirkt:

Oberleutnant Marloh nahm in der Französischen Straße 29 Mann der Volksmarinedivision gefangen und ließ sie durch rasch herumgeworfene Maschinengewehre zusammenschießen. In Lichtenberg schlachteten die Aufständischen blaue Schutzleute, die kaum am Kampfe teilgenommen hatten, ab. Die Härten des Kampfes hielten sich die Wage, Scheußlichkeiten wurden jedoch weniger von der Truppe, dafür aber um so mehr vom Mob verübt.

Was in diesen wenigen Sätzen sich mengt, läßt sich kaum noch erläutern. Mit dem Begriff: Gnadenlosigkeit soll alles veredelt werden. Aber gleich wendet er sich mit deutlichem Schmiß zu rasch herumgeworfenen Maschinengewehren. Und gleich bereut er wieder und flicht die berüchtigte Lüge von Lichtenberg ein. Und gleich schrickt er zurück und will gerecht erscheinen: Die Härten des Kampfes hielten sich die Wage. Und dann ist es aus; nichts mehr von Gnadenlosigkeit und Brüdern des gleichen Volkes; „Scheußlichkeiten wurden .. um so mehr vom Mob verübt". Angst vor dem Herrentum; Angst vor der Nivellierung in der Masse; Angst vor dem Leben; und selbst Angst vor dem Tode. Daher diese Flucht in den Fatalismus: „So kehrte die übriggebliebene Auslese der Nation heim."

Die Auslese: wagt er nicht zu schreiben. Und schränkt ein zum Widersinn: übriggebliebene Auslese. Die grauenhafte Unsicherheit führt zu Denkexzessen, die in einem Katzenjammer aus Nietzsche, Marx und Kasernenhof enden:

Aktivismus der Tat!

Magie des politischen Mordes.

Alle Entscheidungen von geschichtlichem Rang fallen im Seelischen und Geistigen, ehe sie sichtbar und verwirklicht werden. Der Mensch ist immer nur Werkzeug und Vollstrecker jener Gottesurteile, die er hinterher Vorsehung nennt. Die Kugeln der Mörder und die Todeskeime der Seuchen, die Geschosse der Schlacht und die tödlichen „Zufälle" des Alltags sind nur denen gefährlich, deren große oder kleine Aufgabe erfüllt ist. Wer in der Wirksamkeit seines Amtes den Spruch der göttlichen Macht vollzieht, in deren Dienst und Schutz er steht, ist gefeit. Wer fällt, ist zu schwach für das Werk, und die Idee wird nicht von seinem Tode betroffen... Der Fatalismus ist die dem Nationalismus am meisten entgegengesetzte Haltung.

Und man fragt sich, wo man diese Art zu philosophieren schon mal gelesen hat? Wo war das bloß? Ach, richtig:

Wie de Wäld endschdandn iss? Nu, das iss ganz eefach. Da machj gar kee Geheimnis draus. De Wäld iss uff de nadierlichsde Weise dr Wäld endschdandn.

Bei Hans Reimann! Und dann ist einem wieder wohler. Unn middr Historje da isses ähmd ganz genau so. Versailles:

Tödliches Schweigen der ordensbunten Versammlung, über welcher der Parfümduft der wie zu einem Schauspiel herbeigeeilten „interalliierten" Damen lag, nahm diese Kampfansage des deutschen Aristokraten entgegen.

Oder:

Als es möglich war, im Jahre 1905 die Umstände zu beseitigen durch einen Angriffskrieg gegen das schwache Frankreich oder das in Ostasien geschlagene Rußland, wurde der Augenblick verpaßt.

So etwas spricht zu andern Menschen. So etwas geht sogar wahrscheinlich in kritiklose Hirne ein. Solcher Wahnwitz erhält die verführerische Bestätigung durch Drucklegung:

Die Vision steht nicht minder erhaben und beschämend am Himmel der verpaßten weltgeschichtlichen Möglichkeiten . . .: Ablehnung des Friedens, Fortführung des Krieges als Volksrevolution, Hineinwachsen der Volksrevolution in die proletarische Klassenfront, die damit zur Front der proletarischen Nation geworden wäre, Überrennung Polens und der Tschechei, Ausblutung Frankreichs und Englands in der östlichen Weite, zwangsläufiges Bündnis mit Rußland, damit aber ein frühes und für die Entscheidungen rechtzeitiges Bewußtmachen des russischen Nationalgefühls.

Dieses Programm ist aber keineswegs erhaben sondern ein Plagiat an bolschewistischer Revolutionstaktik, vermehrt um eine Oberlehrervision. Das Pathos des neurasthenischen Helden reicht von Kosmos bis Klosett:

Die Antike kennt den Begriff der Schicksalsherausforderung und nennt ihn Hybris . . . Der Jude Walther Rathenau auf dem Platz, der einst das Vorrecht Bismarcks gewesen . . . verletzte die geheimen und ungeschriebenen Gesetze des Reiches zu sehr, als daß der Mythos des Reiches es auf die Dauer hätte ertragen und hinnehmen können.

Auf gut deutsch aber heißt das: Kille mit Bildung! Kein Ereignis, das nicht den Wissensschatz der Denker und Dichter bereichert:

Schulz und Tillessen entkamen ins Ausland, nicht ohne vorher die bald darauf beschlagnahmten Akten durch den Entwurf einer „Vernichtungsordnung für verfängliche Dokumente" bereichert zu haben, deren wichtigster Satz lautet: „Ohne Zeugen persönlich verbrennen, Asche dreimal umrühren, in die W. C.-Schüssel werfen, Wasser ziehen" . . .

„Die Glaubenstiefe Ekkehards . . . die unpersönliche Pflichtversunkenheit Friedrichs, die Allverbundenheit Goethes und die eiskalte Methodik Hegels" haben bei dieser Erkenntnis wahrscheinlich Pate gestanden. Aber das wahre Ideal sieht ganz anders aus. Nämlich so:

Der Krieger, der das Leben ebenso liebt, wie er den Tod verachtet, vermag in keinem Falle dem Leben einen Eigenwert zuzusprechen . . . In friedlichen und gesicherten Zeiten mag es dem Krieger verstattet sein, mit gelassener Nachsicht auf das verächtliche Gewimmel derer herabzusehen, denen das Leben zum Selbstzweck geworden ist.

Höchstes Glück dieses Erdenkindes: als Lieutenant die Linden lang flanieren, voll „blutmäßigem Judenhaß" und mit gelassener Nachsicht für das verächtliche Gewimmel des eignen Mobs sowie der gesamten übrigen Welt. Ganz folgerichtig erwählt er sich drei Vorbilder: Bismarck, Brockdorff-Rantzau und Noske:

Noske war nie Soldat gewesen. Aber er hatte den klaren und gesunden Sinn des einfachen Mannes, dem die marxistische Theorie niemals den Blick für die Erfordernisse einer Lage trüben konnte.

Das ist so wahr, daß man es auf den Grabstein dieses Sozialdemokraten setzen sollte. Noske kann stolz auf solches Urteil sein, denn sein Bewunderer ist so streng, daß er selbst Hindenburgs Schicksal bemäkelt:

Hindenburg . . . hatte drei Kaisern gehorcht und war in Krieg und Revolution zur bewahrenden Kraft geworden für alle mythisch-volkhaften Bestandteile der deutschen Seele. Sein Wesen strahlt Ehrfurcht aus. Sein Untergang im Kampf hätte ihn unter die großen Heroen der Geschichte gesetzt.

Ein wirklich kühner Konjunktiv!

Und so — um mit der ‚BZ' zu sprechen — „gibt Friedrich Wilhelm Heinz aus einer Distanz heraus, die er in den letzten Jahren gewonnen hat, eine schon historische Übersicht" — die sich wohl in seiner Feststellung zeigt: Die demokratische Presse der Ullstein und Mosse habe den Beweis erbracht, „daß ihren Verfertigern die kotige Sprache des rattenhaft emportauchenden Untermenschentums innig vertraut war". Und steht am Schluß vor diesen zwei kümmerlichen Notwendigkeiten:

Die Wiederherstellung des karolingischen Zustandes vor der Teilung von Verdun im Jahr 843, das heißt unter den heutigen Umständen das bedingungslose Aufgehen Deutschlands im großfranzösischen Paneuropablock zwischen den Pripjetsümpfen und den Pyrenäen oder den deutschen Kampf bis zur völligen Vernichtung Frankreichs einschließlich seines polnischen Vasallen. Die nächsten Jahrzehnte werden im Zeichen dieses Vernichtungskampfes stehen.

Der Verlag: Das Reich beehrt sich vorzuführen: eine aufbauwillige Kraft!

Zu Joseph Roths „Radetzkymarsch"

von Alfred Polgar

Der Roman Joseph Roths: „Radetzkymarsch" (Verlag Kiepenheuer; brosch. 5,20; geb. 6,80), viel gelesen und viel gerühmt, an Ehren und Auflagen reich, kurz, mit dem Odium des allseitigen Erfolgs belastet, ist dennoch ein bezwingendes Buch, ein mit großer künstlerischer Präzision geformter, geistdurchhellter Bau aus Worten, in dem ein ganzes Reich und seine besondre Ideologie, verkörpert in Menschen und Menschen-Schicksalen, Unterkunft gefunden hat.

Die Monarchie Franz Josephs lebt in diesem Roman ihr letztes Leben. Noch geht alles seinen altgewohnten, in Jahrhunderten eingewerkelten, Gang und Müßiggang, noch tun der Mechanismus und die Menschen, die ihn bedienen, als hätte die hymnische Liedzeile „Oesterreich wird ewig stehn" die Gültigkeit eines Weltgesetzes. Aber es mischen sich in dieses Konzert des unbeirrten Nur-so-weiter-Machens Stimmen aus dem Dunkel, Klopftöne der Geister, die den nahen Untergang ankündigen, das Tacken des Totenwurms im Hause, im Haus Oesterreich, das ferne Sausen des Finsternis-Windes, der große Beben zu begleiten pflegt. Diese macabren Geräusche verdichtet Joseph Roth, ein Moll-Töner ersten Ranges, zur schwermütigen Musik und verwebt sie in seine alt-österreichische Partitur (so wie sie sich las, als Lemberg noch ganz fest in unserem Besitz war).

Er nimmt an und erzählt, daß in der Donau-Monarchie schon lange vor 1914 ein großes Ahnen umging von kommender Auflösung und Zerstörung des wunderlich-unnatürlichen, wunderlich-reizvollen Mosaiks aus Völkern und Nationen, die sowohl eng beieinander wohnten wie sich hart im Raume stießen. Hier wäre vielleicht skeptisch anzumerken, daß aus dem, was eingetroffen ist, Ahnungen, dieses Eingetroffene werde eintreffen, leicht nach vorne zu datieren sind, daß, vom Endpunkt ihres Ablaufs betrachtet, eine Entwicklung schon in ihren Anfängen als auf diesen Endpunkt hinstrebend sich er-

kennen läßt. 1918 stellten Historiker fest, bereits die Staatengründung Rudolphs von Habsburg sei faul gewesen und habe den Keim des Verfalls in sich getragen. Wie recht hatten sie! Knapp sechshundert Jahre später — und schon war auch der Krach unabwendbar da.

In typischen Figuren, als deren typischste Franz Joseph gezeichnet ist, spiegelt Roth die besondere Denk-, Gefühls- und Wesensart des österreichischen Menschen, von dem es hieß, er sei schwarz-gelb bis in die Knochen, und dessen Sendung es war, dort, wo die Farbe nicht so tief ging, sie mindestens als äußeren Anstrich unversehrt zu erhalten. Das große Wetter wusch sie dann rasch genug herunter. Bewundernswert, wie die Kunst des Erzählers Roth das private und symbolische Dasein des alten Kaisers in eins verknüpft, den Menschen und den Mythos, die wechselseitig voneinander lebten. Klein erscheint die Gestalt, aber riesengroß der Schatten, den sie wirft. Die Schilderung dieser Mittelpunktfigur, auf welche alles Tun der, die eigentliche Romanhandlung uns vorhandelnden, Hauptpersonen des Buchs geheimnisvoll bezogen ist (alt-österreichische Gravitation!), wirkt vollkommen überzeugend, sie ist sozusagen von größter seherischer Intimität. Roth war, im Arbeits- und Sterbezimmer des Kaisers, dabei, obwohl er ja bestimmt nicht dabei war, und was er erzählt, hat seine Wirklichkeit, wenn es auch in Wirklichkeit ganz anders gewesen sein mag, als er es erzählt. Wahrheit, obschon Dichtung. Man könnte auch sagen: Wahrheit, weil Dichtung.

Weniger überzeugend ist Joseph Roth, wo er, in seiner Freude an motivischen Beziehungen und Verknüpfungen, in das Seelenleben seiner Gestalten hineinsetzt, was er aus solchen Beziehungs- (und vielleicht auch Stimmungs-) Gründen dort braucht. Wenn etwa der Leutnant Trotta, in einem schicksalhaften Augenblick, unwillkürlich an den langbärtigen rabbinischen Großvater des toten Regimentsarztes denken muß, so können wir das glauben oder auch nicht. Ich glaube es. Aber zwingend ist es keineswegs. Was für ein Schriftsteller, dem man nichts Schlimmeres vorzuwerfen hat, als einen Überschuß an psychologischer Phantasie!

Auf ziemlich einsamer Höhe steht die Sprachkultur dieses „Radetzkymarsch". An seinen Verben sollt ihr den großen Prosaisten erkennen. Sie sind das eigentlich lebentragende, Reiz und Spannung vermittelnde Nervengeflecht der Sprache. Ich bewundere Roths Zeitwörter sehr. So gesättigt sind sie mit Inhalt, so viel Besonderes des Tuns und Leidens, das sie ausdrücken, geben sie wieder, so viel adjektivische Farbe ist in sie eingeflossen. Bau-meisterlich ist der ganze Roman gefügt und gegliedert, musikalisch ausgewogen jeder Satz, unübertrefflich gut die Akustik des Gedankens in diesem so stark wie schön gefügten Sprach-Bau.

Eine sonderbare Caprice Roths ist es, daß er nicht „Pferde" schreibt, auch nicht „Rosse", sondern stets: „Rösser". Nach allgemeinem Sprachgebrauch wird diese Vulgärform selten angewandt, wenn von Pferden, meistens nur, wenn von Menschen die Rede ist.

Jagd auf Greta Garbo von Berthold Viertel

Greta Garbo in Europa? In London? In Paris? In Budapest? In Wien?

Greta Garbo entdeckt, verfolgt, gestellt, entwischt?

Ich sehe folgendes Bild: Reporter und Verehrer stürzen sich auf eine Frau, umringen sie, umdrängen sie, betasten sie, reißen ihr eine schwarze Brille von der Nase, starren in ein Gesicht, in das sie ihren Atem hauchen. Der Atem ist nahe, der Atem ist schlecht. Das Gesicht ist erblaßt, die Lippen zittern. Diese Lippen versuchen Worte zu bilden, es klingt wie: „Ich bin nicht Greta Garbo." Die Frau bittet, sie ihres Weges gehen zu lassen.

Ich habe Szenen dieser Art in New York als Augenzeuge miterlebt. Damals war Greta Garbo dort unter einem Decknamen in einem großen Hotel abgestiegen. Der gefürchtetste Sensationsreporter von New York, der Mann, der im Auftrag einer Zigarettenfirma allabendlich die Privatgeheimnisse der Prominenten „an die Luft" bringt — jede Eheschwankung auf Radio-Wellen über den ganzen Kontinent, vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, verbreitet, dieser wahrhaft rasende Reporter, dieser Conferencier des Skandals, der ein Ruhm ist, und des Ruhms, der ein Skandal ist, hatte zuerst eine Annäherung mit einem Huldigungsgedicht versucht. Nicht beachtet, trachtete er, die Polizei auf die Künstlerin zu hetzen, unter dem Vorwande, es handle sich um eine Hochstaplerin, die sich wie Greta Garbo gebärde. Dieser Despot der indiskreten Lüfte war mit großem demokratischen Pathos über die Unnahbarkeit eines öffentlichen Objekts entrüstet, denn er sah sich in einem hohen Zweck durchkreuzt. Er hatte vor, am Heiligen Abend dem amerikanischen Volke zugleich mit der Verkündigung der Zigarettenmarke die Radiogrüße Greta Garbos zu „senden", zu Ehren Gottes im Himmel und der Zigarettenfirma auf Erden. Weigerte sich die Garbo, so handelte sie gegen die Interessen zweier großer Industrien, der Presse und der Zigarettenerzeugung, zugleich aber auch gegen die Herzensbedürfnisse des amerikanischen Volkes, und das am Heiligen Abend, in der Stunde der Liebe, der elektrisch beleuchteten Christbäume und der Weihnachtsnummern der Skandalblätter! Würde die vergötterte Ausländerin hier ein Nein wagen? Aber sie hörte den Versucher gar nicht an. So konnte er senden, was er wollte. Der Glaube fehlt nicht, und die Liebe war gerettet. Ebenso das Ansehen eines Gewaltherrschers über alle Gerüchte. Wenn er die Künstlerin später ein wenig verunglimpfte, so rächte er nicht nur die Bedrohung seiner eignen Macht und Autorität sondern auch seine schwächern Kollegen, die mit Blitzlicht und Büchse — man nennt eine photographische Aufnahme in Amerika mit Recht einen Schuß — die Hotelhalle besetzt hielten und doch nur Bilder zustande brachten, auf denen eine laufende Frau die Hände vors Gesicht hielt wie eine Indianerin, die den bösen Geist der Kamera fürchtet — oder wie ein Verbrecher, der sich auf dem Wege ins Gefängnis seiner Identität schämt, statt auf die so teuer erworbene publicity eitel zu sein! Und dabei standen die armen Reporter nicht nur Tage lang, Nächte lang vergeblich herum sondern auch dicht vor dem Hinauswurf, wenn sie dem Chef nicht das authentische Wort- und Bildmaterial heimbrachten, das die Leserschaft wünscht — die tägliche Sensation, die so manchem Arbeitslosen heute statt des täglichen Brotes gereicht wird. Und um sein tägliches Brot brächte die renitente Schwedin, wenn sie sich nicht ergäbe, so manchen braven amerikanischen Journalisten — in der Zeit der großen Not, in der schrecklichen Krisenzeit. Aber auch dieses Argument, das ihr aus heisern, im Eifer der Verfolgung ausgetrockneten Kehlen von Herren und Damen der Presse zugeschrien wurde — die Amazonen eifervoller noch als ihre männlichen Kollegen —, nahm sich die Garbo nicht zu Herzen, sie hörte es wohl gar nicht. Denn sie ist kaum im-

stande, zu vernehmen, was auf sie eingeredet wird, während sie flieht und ihre Bedränger sich ihr teils in den Weg stellen, teils mit ihr Schritt zu halten suchen. Und die Verfolgung wurde zur Hetzjagd. Sie war deutlich Sport und Manie und gestaltete sich überaus aufregend. Das Hotel wurde zur Hölle. Die Halle, alle Ausgänge, die umliegenden Straßen zu jeder Tages- und Nachtstunde von Stoß- und Sturmtrupps — Verehrern und Reportern — besetzt, die der Künstlerin, in bereitstehenden Autos, überall hin nachjagten, ins Restaurant, ins Theater. Zwischen den Tischen der Essenden, zwischen den Sitzreihen des Zuschauerraums, rasten die Trupps herein, das Blitzlicht flammte auf, eine Explosion — ein Nervenchoc! Der Bissen blieb einem im Halse stecken. Wortwechsel mit dem Manager, mit dem Oberkellner, die den Gast zu schützen versuchten, Drohungen im Namen einer rächenden, strafenden Allmacht, der Presse im Dienste des Kunden. Und das Publikum, das verblüfft war, beunruhigt die Hälse drehte, aber sich völlig gesittet benahm. Das Publikum mag eine Bestie sein, eine beutelüsterne, wenn es das noch rauchende Morgenblatt verschlingt. Zwischen den Mahlzeiten ist es zahm und brav — wenigstens in New York. Ich erinnere mich des alten Herrn, der drei Akte einer Vorstellung lang neben der Künstlerin saß, ohne auch nur nach ihr hinzuschielen — und knapp vor dem letzten Vorhang leise riet, nunmehr den Augenblick wahrzunehmen, wenn ein Verlassen des Theaters ohne weitere Belästigungen erwünscht sei. Es fehlte nicht an nobel diskreten Zeichen der Sympathie, nicht an ritterlichen Helfern. Auch nicht unter dem Hotelpersonal, obwohl sie alle — Liftboys, Zeitungsverkäufer, Blumenhändler, Theaterkartenversorger, Zimmerkellner und Telephonfräuleins mit hohen Trinkgeldern zu Privatdetektivdiensten gedungen waren.

Unmöglich, die tolle Affäre leicht oder mit Humor zu nehmen. Unmöglich zu vermitteln, zu besänftigen. Es blieb nur eines übrig: die Flucht über Hals und Kopf, durch geheime Gänge, über Hintertreppen, durch Seitentüren, wie in einem Schauerroman, in einem Detektivstück. Diese Art der Popularität ist eine Nervenfolter, wirkt wie eine schwere Strafe. Sie ist Freiheitsberaubung, Verhinderung jeder unbefangenen Bewegung, jedes Spaziergangs, jedes Einkaufs, ja jedes ruhigen Verweilens in einem Hotelzimmer, da Telegramme und Telephonanrufe, unter der Türe durchgeschobene Zettel, vor der Türe promenierende Treiber und Jäger das Wild auch noch aus diesem Schlupfwinkel aufstören. Daß sich so die Huldigung vor der Schönheit, der Dank für künstlerische Gaben äußern soll, ist nicht zu fassen. Es blieb die Hoffnung, daß in Europa, in jeder Stadt Europas jeder Mensch auch fürderhin seine volle Bewegungsfreiheit haben würde — jeder Mensch, sogar Greta Garbo.

Die phantastischen Vorfälle in Wien jedoch machen diese Hoffnung zunichte. Wien gebärdete sich „amerikanischer" als New York. In New York hatten nur die „Tabloids" — die populäre Bilderpresse, die den Skandal monopolisiert hat — ihre Treiber entsendet, nur sie brachten täglich aufregende Bulletins über die Ergebnisse der Jagd. Die großen Tageszeitungen, die Blätter von Ansehen, nahmen von den Vorfällen keine Notiz. In Wien erstreckte sich der Rummel fast über die ganze bürgerliche Presse.

Ein Mittagsblatt läßt die Nachricht von der Ankunft der Garbo aufflattern, serviert sie — wie eine andre Zeitung sagt — als ein „gepfeffertes Gabelfrühstück". Und sofort wird „das Hotel derartig belagert, daß die Polizei einschreiten mußte". Die ‚Wiener Allgemeine Zeitung' bekennt sich zu dem Triumph darüber, daß der Garbo „der große Vermummungsbluff, den sie in jeder europäischen Stadt durchgeführt hat, mißlungen ist". Und bekennt weiter: „Man verzeichnet diese Wahrscheinlichkeit mit ebensoviel journalistischer Befriedigung als menschlicher Anteilnahme." Unwahr! Die Be-

friedigung ist weit größer als die Anteilnahme, auch wenn das Blatt die Garbo vor dem „bekanntlich ganz besonders sadistischen Enthusiasmus der Wiener" warnt, dem sie sich „wohl nur durch eine schleunige Flucht entziehen" könnte. Denn gleichzeitig sendet das Blatt, in gewaltiger Schlagzeile, einen Steckbrief hinter der Flüchtenden her: „Achtung, hellbrauner Pelzmantel!" und macht das Publikum aufmerksam, daß die Garbo, „falls man sie auf der Gasse anspricht, glatt leugnen würde, die Garbo zu sein". Also sich durch Leugnen nur nicht abschrecken lassen. So setzte denn auch richtig auf der Kärntnerstraße „ein größerer Korso" ein. Welche Chance für hellbraune Pelzmäntel, die angesprochen werden wollen.

Aber das Hotel dementiert: eine Personenverwechslung! Keine Greta Garbo, keine Greta Gustafson — nur eine Schauspielerin Erna Kaiser ist aus Paris angelangt, eine Wienerin. Ungläubige Gesichter derer, die das Hotel belagern, um „Autogramme, Kinofreikarten, Protektionen oder Darlehen" und Interviews zu ergattern. Es folgt nun der „Sturm auf den Kontrollzettel des Hotels", es folgt die gröbliche Belästigung der als Garbo verfolgten Dame, von der berichtet wird, daß sie „höchst indigniert" war, daß sie „schrie und wetterte, zahlte — und fort war sie..." Und zwar durch den Hinterausgang, ganz wie die richtige Garbo, sonst wäre sie nicht „ohne hundert Autogramme, beschädigten Pelzmantel und Auflauf" — von den hundert Manuskripten ganz zu schweigen — davon gekommen, obwohl sie niemand anders war als Erna Kaiser.

Rückblickend: ein „Greta-Garbo-Rummel ohne Greta Garbo." Nur Wiener unter sich. Trotzdem nimmt man der Garbo, die nicht dabei war, den Vorfall bitter übel.

Die Presse handelt — wahrhaft großzügig und international gesinnt — solidarisch mit der amerikanischen Skandalpresse und gebraucht leider auch dieselbe Methoden, übernimmt deren Fiktionen. Dort, wenn die abgewiesene Bewunderung in Beschimpfung der Bewunderten umschlug, deutete man die Reklameflucht als besonders schlaue Reklamesucht, als einen Trick, den die Garbo ihrer Firma oder die Firma ihrer Garbo eingeflüstert habe. Wie wäre denn sonst das regelwidrige Benehmen eines Stars erklärlich? Außer etwa noch mit der Unfähigkeit der Garbo, Rede und Antwort zu stehen, mit ihrer Dummheit, welche die Firma zu vertuschen genötigt sei. Offenbar besitze sie weder Geist noch Geistesgegenwart genug, um im rechten Moment das rechte Wort zu finden: etwa auszusagen, daß sie gern im Meer schwimme, daß Amerika ein großes Land oder das Land der Jugend und New York die modernste, Wien die gemütlichste Stadt der Welt sei.

Reklametrick! Managerschlauheit! Eine andre Erklärung ist diesen trickreichen und schlauen Gehirnen nicht möglich.

Diese Leute sehen wohl, daß Greta Garbos Verhalten im Leben in einem ganz gewissen Sinne ihre schauspielerische Linie fortsetzt — aber grade deshalb glauben sie, die Arrangeure, an ein Arrangement, und zwar an eines, das sich gegen sie richtet.

Was ist es denn eigentlich, das Geheimnis der Garbo, durch das sie verlockt — und das sie nicht ausliefern will? Sie hat die nordische Seele der Ibsen-Frauen, der Hamsun-Mädchen im Film durchgesetzt und setzt sie auch noch gegen die miserabelsten Manuskripte durch. Ihre wahrhaft internationale Popularität ist nicht nur ein Sieg der edlen Form, die von der bewegten Photographie aufgefangen und verklärt wird, sondern die Wirkung eben dieser Garbo-Seele. In einem Augenaufschlag, einem Senken der Wimpern, einem Lächeln und dem Schatten über einem Lächeln gibt sie diese Seele kund, offenbart sie sie an dem vergänglichen und verfänglichen Stoff von Lesebuchgeschichten. Sie bewahrt sich dabei eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit. Sie bleibt, im Film und Leben, die Einzelne, die Fremde, die das Interesse der Menschen anzieht und davon un-

berührt scheint, die sich huldvoll dem gemeinen Leben neigt oder sich peinvoll daran vergibt, verliert, sich wegwerfend bis zur Selbstzerstörung, um sich wiederzugewinnen und, fremd geblieben, erst recht fremd geworden, weiterzuwandern, in die unaufholbare Distanz der zur Einsamkeit Verdammten. Darin besteht ihr Geheimnis und das ihrer Wirkung: daß sie keine Konzessionen macht, wo es um dieses ihr innerstes Wesen geht. Und deshalb soll sie zu jener Konzession gezwungen werden, die ihr am unerträglichsten scheint?

Sollte nicht vielmehr ihre nun seit Jahren durchgehaltene Auffassung, daß sie alles, was sie zu geben habe, als Schauspielerin zu geben trachte — und daß der Rest ihr Privateigentum sei, ihr Privatleben, auf das keiner ein Recht besitze, dem sie nicht selber dieses Recht einräume: sollte dieser ungewohnte Standpunkt einer Filmschauspielerin nicht sogar an sich Kulturwert haben? Wäre es nicht die Aufgabe der Presse, das Publikum — oder den hysterischen Teil des Publikums — über die tiefe Berechtigung dieser Anschauung, die so unerbittlich streng zwischen der öffentlichen und privaten Sphäre scheidet, aufzuklären? Mindestens die Aufgabe einer Presse, die sich für europäisch hält und sich selbst einen Rest von offizieller Würde, von privatem Stolz gewahrt hat.

Unheimlicher Treppenwitz von Alice Ekert-Rothholz

Herr Kuhmilch stieg totenblaß aus der Untergrundbahn.
Man hatte ihn frisch entlassen.
Die Bureauhöllen schwankten im Fieberwahn.
Doch Herr Kuhmilch sah bloß seine Kündigung an...
Was interessierten ihn Straßen?
Haha.

Herr Kuhmilch betrat sein Treppenhaus.
Seine Frau wartete oben... die Gute!
Er ging langsam ans Treppensteigen ran.
Er sah sich wie durch die Zeitlupe an...
Die Kündigung stak ihm am Hute.
Haha.

Herr Kuhmilch starrte die Treppe an.
Doch was dieselbe betrifft
so wuchs sie plötzlich um zehntausend Stufen.
Herr Kuhmilch begann um Hilfe zu rufen
sowie nach einem Lift.
Haha.

Er sah hinab in das stockfinstre Treppengrab.
Es war ihm, als tanzten die Treppen.
Wann würde er diese hopsenden Berge ersteigen?
Wann seiner Frau die Kündigung zeigen?
Wie hoch sollte er sie noch schleppen?
Haha.

Die Kündigung wog schwerer als Marmorstein.
Kuhmilch rief hilflose Hilferufe.
Die Treppe wuchs längst durchs Dach. Kuhmilch stieg eiliger.
Schließlich stand er als Treppenheiliger
auf der fünfhundertsechzigsten Stufe.
Haha.

Frau Kuhmilch war tot. Herr Kuhmilch bevölkerte weiter das Treppenhaus.
Hob noch immer ein Bein wie ein forscher Wanderer.
Manchmal riefen Kinder: „Mutter, der steinerne Mann steht wieder da!"
Doch das war ein Treppenwitz — — Hahaha.
Denn der Mann war immer ein andrer...

Baltikumer

Die „christliche Rücksichtslosigkeit"

Das Komitee des deutschen Theatervereins hat es gewagt, den Deutschen Rigas das Stück „Revolte im Erziehungshaus" vorführen zu lassen, bei dessen Lesen oder Hören jedem sittlich denkenden Menschen die Schamröte ins Gesicht steigt. Es wimmelt von Schmutz und Perversitäten und verherrlicht den mit der Gottlosigkeit untrennbar verbundenen Bolschewismus. Wir unterzeichneten Pastore ermahnen unsre Gemeindemitglieder, das Stück nicht zu besuchen, und durch ihr Fernbleiben von den Aufführungen zum Ausdruck zu bringen, daß unser Volkstum nicht gewillt ist, sich alles bieten zu lassen. Wir erwarten, daß der Theaterverein sich ein Komitee wählt, das ein Verstehen dafür aufbringt, was niederreißt und was aufbaut. Stücke dieser Art drohen zu zerstören, was uns Balten heilig und wert, wofür wir gelitten und gestritten. Darum fort mit solchem Schmutz von unsrer einzigen deutschen Bühne. Der Märtyrer Pastor Aug. Eckhardt sagte in seinem Testamente: „Es kann nicht besser werden, solange die, welche sich Christen nennen, so entsetzlich nachgiebig sind und sich jeder Richtung beugen, die rücksichtslos ihr Ziel verfolgt. Wir wollen eine christliche Rücksichtslosigkeit dem entgegensetzen."

Propst Burchard, Pastor A. Brusdeylins, Pastor Aug. Czernay, Pastor A. Dobbert, Pastor E. Geiersberg, Oberpastor lic. V. Grüner, Pastor Dr. H. Girgensohn, Pastor J. Kirschfeld, Pastor A. Meyer, Pastor Hermann Poelchau, Pastor E. Savary, Pastor D. O. Schabert, Pastor Arn. Schabert, Pastor M. Stender, Pastor Th. Taube.

Erklärung der deutschen Schauspielleitung

Die für Donnerstag, den 15. Dezember, angesagte Abonnement-B-Vorstellung „Die Revolte im Erziehungshaus" von Peter Martin Lampel, wurde vom Spielplan abgesetzt, weil bei der Leitung des Theaters sehr große Demonstrationen gegen das Werk angekündigt waren. Da einem solchen Unternehmen nur durch Einsetzen eines größeren Polizeiaufgebots energisch begegnet werden könnte, aber die deutsche Leitung des Deutschen Schauspiels nicht wünscht, daß Arrest- oder Ordnungsstrafen gegen Angehörige der deutschen Bevölkerung angewendet werden, so zog sie es vor, diese offene Vorstellung abzusagen.

Es finden dagegen einige geschlossene Aufführungen für Interessenten an diesem Stück unter gewissen Bedingungen statt, an denen selbstverständlich auf Wunsch auch die Abonnements B und C teilnehmen können. Die erste dieser geschlossenen Vorstellungen ist für Sonntag, den 18. Dezember, 8 Uhr abends, geplant. Interessenten erhalten Karten gegen eine entsprechende schriftliche Verpflichtung in der Kanzlei des Deutschen Schauspiels. Weitere Vorstellungen sind für Dienstag, den 20. Dezember, Abonnement C, und für Donnerstag, den 22. Dezember, Abonnement B, in Aussicht genommen.

Die Corps an den Theaterdirektor

Sehr geehrter Herr Direktor!

Angesichts dessen, daß die Direktion des Deutschen Schauspiels in Riga es für möglich befunden hat, ein Stück wie „Die Revolte im Erziehungshaus" von P. M. Lampel auf die Bühne zu bringen, sehen sich die Convente der unterzeichneten deutschen Corps genötigt, schärfsten Protest gegen die Aufführung dieses Stückes einzulegen. Es erscheint ihnen untragbar, daß das Ansehen des hiesigen Deutschtums vor den eignen Volksgenossen in der Heimat und im Reich, sowie auch vor den Angehörigen andrer Nationalitäten durch die Aufführung eines solchen Stückes in diesem gefährlichen Maße beeinträchtigt wird. Ein Stück dieser Art gehört nach Inhalt und Form

nicht auf die einzige und daher repräsentative deutsche Bühne des Ostens.

Die Direktion des Deutschen Schauspiels hat bisher grade die deutsche studentische Jugend aufgefordert, durch möglichst regen Besuch des Theaters zur Förderung und Erhaltung deutscher Kultur beizutragen. Dieser kulturelle Wert des Deutschen Schauspiels ist nun durch die Aufführung dieses nicht nur aus ethischen und künstlerischen Gründen sondern auch vom weltanschaulich-politischen Gesichtspunkt aus zu verurteilenden Stückes aufs stärkste in Frage gestellt. Die unterzeichneten deutschen Convente sehen sich daher, solange ein derartiges Stück zur Aufführung gelangt und gelangen kann, nicht in der Lage, ihren Gliedern den Besuch des Deutschen Schauspiels weiter zu empfehlen, im Gegenteil werden sie sich veranlaßt sehen, sie vor diesem Besuch zu warnen und ihnen jede Möglichkeit des Ausdrucks ihrer Mißbilligung solcher Stücke zu gestatten.

Die Convente der unterzeichneten deutschen Corps richten an die Direktion des Deutschen Schauspiels die Bitte, das Stück von P. M. Lampel „Revolte im Erziehungshaus" noch heute vom Spielplan zu nehmen.

Hochachtungsvoll

Für den C! der Curonia: gez. Th. v. Boetticher Cur.
Für den C! der Fraternitas Rigensis: gez. Manfred Pabst fr. Rig.
Für den C! der Fraternitas Baltica: gez. G. Rosenpflanzer frat. Balt.
Für den C! der Concordia Rigensis: gez. H. Dauge frat. Conc. Rig.
Für den C! der Rubonia: gez. Henrik Fischer Rub.
Für den C! der Gotonia: gez. H. Janson, Got.

Schärfster Protest, aber schließlich...

Anläßlich der in der ‚Rigaschen Rundschau' Nr. 285 vom 16. Dezember a. c. veröffentlichten Kundgebung der rigaschen Pastorenschaft, ersucht das Theater-Komitee die Redaktion, folgende Erklärung zu veröffentlichen:

Das Theater-Komitee stellt fest:

1. daß das Stück von Peter Lampel „Revolte im Erziehungshaus" im Verlage Kiepenheuer in Potsdam verlegt ist, in Berlin im Lessing-Theater und sodann von der „Gruppe junger Schauspieler", die das Stück in Berlin im Theater am Schiffbauerdamm spielten, in den meisten Städten Deutschlands aufgeführt worden ist. Dem Theater-Komitee ist nicht bekannt, daß, außer bei der Premiere, an irgendeiner deutschen Bühne anläßlich der Aufführung des genannten Stückes ein Theaterskandal stattgefunden hat. Desgleichen ist dem Theater-Komitee nicht bekannt, daß in irgendeiner Stadt Deutschlands Proteste seitens der Kirche oder andrer Organisationen gegen dieses Stück stattgefunden haben. Das Theater-Komitee hat es daher, nach reiflicher Überlegung und mehrfacher Besprechung, für möglich erachtet, das genannte Stück auch an unserer Bühne aufzuführen, und dies um so mehr, als

2. das Theater-Komitee nach wie vor, im Gegensatz zur Anschauung der Pastorenschaft, der deutschen Studentenschaft und des Landeswehr-Vereins, der Überzeugung ist, daß das genannte Stück nicht das geringste mit irgendwelchen bolschewistischen Tendenzen und einer damit verbundenen Gottlosigkeit zu tun hat. Das Komitee ist vielmehr der Ansicht, daß „Die Revolte im Erziehungshaus" in politisch völlig tendenzloser Weise schwerste Mißstände und schwerste Not schildert und in krasser und darum eindringlichster Art das Problem der Erziehung verbrecherisch veranlagter Jugendlicher aufrollt, ohne zu einem abschließenden Urteil und zu einer abschließenden Kritik der bisherigen Erziehungsmethoden zu kommen.

Das Theater-Komitee hält sich daher für berechtigt, die offenen und versteckten Unterstellungen und Vorwürfe, die in der Kund-

gebung der deutschen Pastorenschaft enthalten sind, auf das schärfste zurückzuweisen.

Das Komitee des Deutschen Theatervereins.

*

Das Theater-Komitee teilt mit, daß infolge vielfacher Proteste, im Einvernehmen mit dem Vorsitzenden der deutschen Volksgemeinschaft und der Theaterleitung, das Stück „Revolte im Erziehungshaus" vom Spielplan endgültig abgesetzt ist.

Vorsitzender des Theater-Komitees:
W. Sadowsky.

Der soziale Syrup von Hermann Budzislawski

„Honig für Alle," schrieen die Arbeitsbienen, „und wenn es im Winter nicht reicht — fort mit den Drohnen, den unnützen Fressern!" Die wohlgenährten Drohnen fanden die Lage gefährlich. Sollten sie sich allein auf die Stacheln der Leibgarde verlassen? Die Leibgarde bestand aus Arbeitsbienen. An sie hielt die klügste der Drohnen eine Ansprache: „Volksgenossen, wir alle bilden eine Bienenvolksgemeinschaft. Wenn der Honig, den wir Drohnen, eure Väter, übrig lassen, im arbeitslosen Winter nicht für euch genügt, so helfen wir euch mit bestem sozialen Sirup. Niemand soll hungern!" Im Brockhaus lasen die Arbeitsbienen: „Sirup — eine gesättigte, dickflüssige Auflösung von Zucker, die je nach ihrer Abstammung auch mehr oder weniger fremde Bestandteile gelöst enthält." Manche gaben sich mit diesem kümmerlichen Ersatz zufrieden. Hier endet die Fabel. Ob schon einmal durch sozialen Sirup die Drohnenschlacht vermieden wurde — darüber sollte man sich nicht bei Fabulanten sondern in wissenschaftlichen Büchern unterrichten.

Wer andern den innern Frieden bringen will, muß ihn, um überzeugend zu wirken, in sich selbst haben. Der Reichsarbeitsminister Friedrich Syrup hat ihn. Er ist der Typ des jovialen Mannes, der mit Leidenschaft gut ißt und gut trinkt, der eine gute Zigarre schätzt und sich durch nichts aus der Ruhe bringen läßt. Ein Arbeitspferd, das viel Futter verlangt und dem es schmeckt. Zäh hat er sich emporgearbeitet, seine wachsende Macht bereitete ihm Freude. In der Metallindustrie fing er an. Dann studierte er Maschinenbau, anschließend Jura. Mit sechsundzwanzig Jahren trat er in den Staatsdienst. In der Gewerbeinspektion stieg er auf, wurde Gewerberat und Regierungsrat. Seine Aufgabe war es, die Arbeiter in den Fabriken vor Unfällen zu schützen und für ordentliche Arbeitsbedingungen in den Betrieben zu sorgen, ohne dem Unternehmer durch große Forderungen wehe zu tun, Gegensätze auszugleichen, Arbeiter und Chef an einen Tisch zu bringen, das lernte er schon damals.

1918 sitzt Syrup im preußischen Handelsministerium. Der Krieg ist aus, die Truppen kehren heim. Wichtigste Aufgabe, damals wie heute: Arbeit schaffen. Syrup kommt in das Demobilmachungsamt, soll aus entlassenen Soldaten wieder Arbeiter machen. Erst tragen sie zerschlissene feldgraue Röcke,

dann geflickte Joppen; erst liegen die Älteren auf der Straße, dann auch die jungen Burschen. So oder so: das Gespenst der Arbeitslosigkeit bleibt, wird in Deutschland zur Dauererscheinung. Um es zu bannen, wird eine Behörde geschaffen: die Reichsarbeitsverwaltung. Syrup wird ihr Präsident und bleibt es, bis er 1927 an die Spitze der neugegründeten Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung tritt.

Es ist die Zeit scheinbarer wirtschaftlicher Stabilisierung. Aus der Erwerbslosenunterstützung wird die Versicherung der Arbeiter gegen Arbeitslosigkeit. Unterstützung — das war Almosen, war entwürdigend; Versicherung aber ist Anspruch, gutes Recht. Von entwürdigenden wirtschaftlichen Verhältnissen, die ein Recht auf Arbeit nicht zulassen, ist nicht die Rede. Was bedeutet aber die Umwandlung der Unterstützung in die Versicherung, die Syrup durchführt, nun wirklich? Staat und Gemeinden werden entlastet, Arbeitgeber und Arbeitnehmer sollen gemeinsam für die Zeit der Arbeitslosigkeit vorsorgen. Die Illusion der Wirtschaftsfamilie, zu der alle gehören, Arbeiter, Angestellter und Unternehmer, wird vom Zentrum ausgesprochen, von den Gewerkschaften nicht bekämpft, und findet ihre Stütze im damals ausgebauten Schlichtungswesen. Der klassenkämpferische Streik wird überflüssig; wenn die Familienmitglieder um den Suppentopf streiten, bringt Vater Staat durch den Schlichter Frieden.

Aber Arbeitslosenversicherung und Schlichtungswesen haben noch eine andre Seite. Den Erwerbslosen wurde von den Kommunen geholfen, die Unterstützung war dezentralisiert. In den Großstädten haben oft Sozialdemokraten und Kommunisten die Majorität; das war günstig für die Erwerbslosen. In der Reichsanstalt herrscht die staatliche Bureaukratie. Syrup hat einen mächtigen Apparat aufgebaut, der mit seinen dreizehn Landesarbeitsämtern, deren Wirkungsbereiche nicht mit den Grenzen der Länder zusammenfallen, nach dem Wunsch des Schöpfers das Gerippe für die künftige Reichsreform abgeben soll. Zweiundzwanzigtausend Beamte unterstehen ihm; nun können die Arbeitslosen im ganzen Reich nach seinen Anweisungen regiert werden, während der Einfluß der roten Stadtverwaltungen geschwächt wird. Und man muß ihm noch dankbar sein, daß er auch in der Krise den „Kern der Versicherung" erhalten will. Niemand soll verhungern, wenn auch der Riemen immer enger geschnallt wird.

Solange der Tisch der Wirtschaftsfamilie reichlich gedeckt ist, kann Vater Staat leicht Ordnung halten. Wenn es aber knapp wird? Auf den Konferenzen der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber, bei denen Syrup den Vorsitz führt, wenn es um Unterstützung geht, oder der Schlichter, wenn über Löhne gestritten wird, wird immer dieselbe Taktik verfolgt. Die Parteien reden sich heiser, der Vorsitzende läßt sie toben. Aber dann spricht Syrup, der die Verhandlungstechnik meisterhaft beherrscht, spricht der Schlichter das entscheidende Wort. Dabei darf den Unternehmern nichts Unmögliches zugemutet werden.

Man muß die Menschen zu nehmen verstehen. Syrup ist die Bonhomie selbst. Mit den Gewerkschaftsführern kommt

er gut aus. Persönlich bleibt er bescheiden; sein Häuschen in Zehlendorf wirkt von innen und außen kleinbürgerlich. Wo er politisch steht? Aber er ist doch ein unpolitischer Beamter, der die ‚DAZ' liest, seit einem halben Jahr auch den ‚Ring', die Zeitschrift des Herrn von Gleichen. Ja, er steht über den Parteien, verkehrt im Herrenklub, steht gut mit Luther und ist schon lange mit Schleicher befreundet. Schlecht sind nur die Beziehungen zu den Nationalsozialisten, obwohl sein Sohn, der noch studiert, Nazi ist; das hat dem Vater schon Scherereien gemacht.

Die Nationalsozialisten waren Syrup zu aufgeregt, zu verhetzt, er würde wohl sagen: zu revolutionär. Wie Brüning, wollte ihnen auch Syrup den Wind aus den Segeln nehmen. Jahrelang hatten sie nach der Arbeitsdienstpflicht geschrien; im August vorigen Jahres schuf Syrup den Freiwilligen Arbeitsdienst, den FAD. Vorsichtig ging er ans Werk. Mit hundert Arbeitsfreiwilligen wurde begonnen, im Dezember waren es dann siebentausend. Aber im Juli dieses Jahres waren fast hunderttausend im FAD vereinigt, Stahlhelmer, Jungdeutsche, Reichsbannerarbeiter, Gewerkschaftler und SA-Leute. Die Nationalsozialisten treten hier unter neuer Firma auf, sie nennen sich Verein zur Umschulung freiwilliger Arbeitskräfte. Damit war es Syrup als erstem geglückt, „unpolitisch" Kräfte vom Reichsbanner bis zur SA zusammenzufassen; Gereke mit seiner Einheitsfront für Arbeitsbeschaffung und General von Stülpnagel mit dem Reichskuratorium für Jugendertüchtigung haben erst von ihm gelernt. Auch das jetzt geschaffene „Notwerk für die deutsche Jugend" steht auf der gleichen Linie. Zum Dank wurde Syrup zum Reichskommissar für den Freiwilligen Arbeitsdienst ernannt und hat dieses Amt auch behalten, als er jetzt Reichsarbeitsminister wurde.

Hier entwickelt sich eine Volksgemeinschaft nach Schleichers Herzen. Da können ruhig ein paar Millionen für die hungernden Erwerbslosen aufgewandt werden; solche Großzügigkeit wird sich noch bezahlt machen! Besondere Sorgfalt wird auf die Schulung der Führer von Arbeitslagern verwandt. Da im Monat durchschnittlich Zweihunderttausend im FAD beschäftigt sein sollen und da zu dreißig bis vierzig Mann immer ein Führer gehört, brauchte man etwa sechstausend Führer, die jetzt vorhanden sein mögen. Sie sollen den Geist der Kameradschaft pflegen, in der freien Zeit Geländesport treiben und überhaupt für die innere Durchbildung der Truppe sorgen. Der Truppe? In seiner Rundfunkrede hat Schleicher gesagt: „Eine Frage, die dem Wehrminister besonders am Herzen liegen muß, ist die körperliche und geistige Ertüchtigung der Jugend... Das ist auch ein Hauptgrund, warum ich mich wieder und wieder für die allgemeine Wehrpflicht im Rahmen einer Miliz einsetze. Solange das Diktat von Versailles uns diese wirkliche Lösung unmöglich machte, mußten andre Mittel gefunden werden. Das Kuratorium für Jugendertüchtigung und die Organisation des Freiwilligen Arbeitsdienstes sind neben den staatlich unterstützten Sportvereinen aller Art die Früchte dieser Bemühungen."

Die drei Organisationen Syrups, Gerekes und Stülpnagels, die im Grunde dasselbe Ziel verfolgen, betrachten sich gegenseitig mit Mißbehagen. Das sind Eifersüchteleien und Ressortstreitigkeiten des bureaukratischen Apparats, weiter nichts. Das Ziel ist, der isolierten Bourgeoisie wieder Hilfsmannschaften zuzuführen. Dabei wird eine Aushöhlung der Bünde und Vereine versucht. Meist sind in einem Lager nur Mitglieder desselben Bundes vereinigt. Neuerdings werden aber auch Stahlhelmer, Reichsbannerarbeiter, Jungdeutsche und Nazis in Gemeinschaftslagern zusammengefaßt. Die ersten Versuche dieser Art sind geglückt. Die Verbände, die ursprünglich den FAD in die Hände bekommen wollten, aber durch Syrups geschickte Taktik daran gehindert wurden, erhalten ihre Mitglieder nicht in derselben geistigen Verfassung zurück, wie sie sie hineingesteckt haben. Den Arbeitsfreiwilligen, denen man erlaubt, umsonst Wege zu bauen, und die nur ein Taschengeld bekommen, geht es so immer noch besser, als wenn sie auf der Straße lägen. Das merken sie, wenn sie nach vier bis acht Wochen das Lager verlassen müssen. Der Staat hat ihnen geholfen, sie halfen dafür am Aufbau Deutschlands — diese Gesinnung sollen sie mit nach Hause nehmen.

Aber es hat schon Rebellionen in den Lagern gegeben. Es wurde schon gestreikt, auch in Nazilagern. Das Taschengeld war zu knapp, das Essen nicht gut genug, der Zucker schmeckte nicht. Darum fordern die Scharfmacher, so der nicht sehr bekannte, aber an zuständiger Stelle wohl beachtete Hugo Pieper, den Übergang zur Arbeitsdienstpflicht. Ob Syrup diesen Erwägungen nicht fern steht? Ob er glaubt, dann die Mannschaften der Verbände besser auf die Linie des Staates, der Bourgeoisie bringen zu können? Es ist wahrscheinlich.

Ein wenig Entgegenkommen an die Arbeitsbienen — damit will man es schaffen.

Wochenschau des Rückschritts

— Der kommunistische Reichstagsabgeordnete Scheer wurde unter Bruch der Immunität verhaftet.

— Der Kraftfahrer Jäger wurde vom Reichsgericht wegen Kriegsverrats zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt, obwohl dadurch, daß er den Franzosen den ersten geplanten Gasangriff verraten hatte, nachweislich kein Schaden entstanden war.

— Die halberstädter Große Strafkammer hat einen Tag vor Verkündung des Amnestiegesetzes einen Arbeiter wegen Holzdiebstahls zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt.

— Der für die berliner Buchausstellung „Die Welt von heute und morgen" geplante Vortrag des japanischen Gewerkschaftsführers Sen Katayama wurde verboten.

— Rektor und Senat der Universität Breslau haben sich dem Terror der antisemitischen Studenten gebeugt und Professor Ernst Cohn fallen lassen.

— In Thüringen wurde die Schlachtsteuer eingeführt.

— Die breslauer Postverwaltung lehnte einen Antrag auf Einrichtung einer Radio-Empfangsanlage ab, weil der Antragsteller staatenlos war.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Ein staatliches Ueberschuß-unternehmen

In seiner Rundfunkrede erklärte der Reichskanzler, die gesamte Politik seines Kabinetts solle unter der Devise stehen: Arbeit zu beschaffen. Seitdem ist eine weitere Steigerung der offiziell registrierten Arbeitslosen um eine Viertelmillion festzustellen, so daß wir zur Zeit 5,6 Millionen registrierte Arbeitslose haben und 2 bis 2,5 nicht registrierte. Selbst wenn die Arbeitsbeschaffungspläne der Regierung zu einem Teil sofort in Angriff genommen werden, könnten sie im besten Fall die Wirkung haben, das winterliche Steigen der Arbeitslosigkeit etwas zu verringern. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß im vergangenen Jahr allein in der zweiten Hälfte des Dezembers ein neues Ansteigen der Arbeitslosigkeit um 300 000 festzustellen war. Die winterliche Arbeitslosigkeit wird also kaum unter acht Millionen liegen. Daher ist neben den Fragen der Arbeitsbeschaffung die Unterstützung der Arbeitslosen selbst eine der entscheidenden Fragen. Die Papenregierung hatte ihnen 500 Millionen genommen. Sie hatte die Unterstützungssätze aller Erwerbslosen abgebaut, ob sie nun in der Arbeitslosenversicherung oder in der Krise oder in der Wohlfahrt standen, sie hatte weiterhin die Prüfung der Hilfsbedürftigkeit außerordentlich verschärft. Der damals dekretierte Abbau der Arbeitslosenunterstützung hat jetzt zu Konsequenzen geführt, die, wenn sie nicht so schaurig wären, nur grotesk zu nennen wären.

Es ist selbstverständlich, daß im Kapitalismus in der Krise die besitzenden Klassen die Lasten der Krise möglichst auf die breiten Massen abzuwälzen versuchen. Und es ist daher klar, daß mit der Dauer der Krise die Unterstützungssätze für den einzelnen Arbeitslosen immer mehr abgenommen haben. Bis zum Jahre 1932 reichten die Einnahmen der Arbeitslosenversicherung zur Deckung ihrer Ausgaben infolge der steigenden Arbeitslosenzahlen nicht aus, und das Reich mußte daher erhebliche Zuschüsse leisten. Seit dem Sommer dieses Jahres haben sich die Verhältnisse umgekehrt. Infolge der verschärften sozialpolitischen Bestimmungen wird nur noch ein verschwindend geringer Prozentsatz der Erwerbslosen von der Arbeitslosenversicherung unterstützt. Von den sieben bis acht Millionen Arbeitslosen, die wir augenblicklich haben, sind es nur etwa zehn Prozent. Die Einnahmen für die Arbeitslosenversicherung betragen monatlich etwa 80 Millionen. Nach Berechnungen der Gewerkschaftspresse stellten sich in der letzten Zeit die Ausgaben für die Arbeitslosenversicherung, selbst wenn man die gesamten Verwaltungsausgaben etcetera hinzurechnet, auf nur knapp 40 Millionen. Das heißt: die Arbeitslosenversicherung ist zur Zeit ein Überschußunternehmen, das nur die Hälfte der zur Verfügung stehenden Gelder für die Arbeitslosen verwendet. Wohin der übrige Teil fließt, ist nicht klar ersichtlich. Ein Teil ist bisher direkt in die Staatskasse gegangen. Auch der Überschuß, den man in den letzten Monaten gemacht hat, soll zum größten Teil in die Staatskasse gehen; man beabsichtigt aber auch, eventuell damit zum Teil den freiwilligen Arbeitsdienst zu finanzieren, obwohl neben allen andern Gründen, die dagegen sprechen, noch hinzukommt, daß beim freiwilligen Arbeitsdienst Studenten, Handwerker und Beamtensöhne etcetera verwendet werden, das heißt Schichten, die mit den Arbeitslosenbeiträgen nicht das mindeste zu tun haben. Die Papenregierung hat die Großkapitalisten- und Junkerkreise in riesenhaftem Umfange subventioniert. Sie hat mit ihren Steuerscheinen und Neueinstellungsprämien wiederum dem Großkapital Millionenbeträge zugeschanzt. Bei der Winterhilfe dagegen hat man das Parlament

darauf aufmerksam gemacht, daß für jeden seiner Anträge Deckung vorhanden sein müsse. Für die Winterhilfe ist zum größten Teil keine Deckung — die Bezüge der Arbeitslosen bleiben unerhört niedrig und auf der andern Seite werden die Überschüsse der Arbeitslosenversicherung dazu verwandt, einen Teil des Staatsdefizits zu decken, das im wesentlichen durch die Subventionen an das Großkapital und die Junker entstanden ist.

K. L. Gerstorff

Ein Weißrusse

Die ‚Weltbühne' gehört zu den wenigen Blättern in Deutschland, die eine Politik der Verständigung nicht nur mit unserm westlichen sondern auch mit unserm östlichen Nachbarn verlangen. Und weil wir wissen, daß Verständigung nicht möglich ist ohne Verständnis, haben wir uns stets bemüht, auch den polnischen Interessen gerecht zu werden. Aber so wenig wir jemals die Hetze gegen Polen mitgemacht haben oder mitmachen werden, so wenig wollen wir zu den Exzessen des polnischen Nationalismus schweigen.

Ein solcher Fall ist die Verurteilung des Professors Bronislaw Taraszkiewics zu acht Jahren Kerker. Das ist ein Terrorurteil schlimmster Art, das Polen entehrt und den Protest aller anständigen Menschen herausfordert. Denn hier ist ein Mann zum Opfer seiner Überzeugung geworden, dessen ganzes Verbrechen darin besteht, für die nationale und soziale Freiheit seines Volkes einzutreten.

Taraszkiewicz ist Weißrusse. Er gehört also einem Volk an, das im russischen Föderativstaat eine autonome Republik bildet. Im Nordosten Polens hingegen, wo mehr als fünfzig Prozent der Bevölkerung Weißrussen sind, wird ihre Existenz einfach ignoriert. Da es sich hauptsächlich um arme analphabetische Arbeiter und Bauern handelt, geht das verhältnismäßig leicht.

Taraszkiewicz, der vor dem Krieg Professor in Leningrad war, hat sich die Erweckung dieser Menschen zum Ziel gesetzt. Er versuchte es zunächst im Rahmen und mit Hilfe des polnischen Staats. Sehr bald wurde er jedoch in die Opposition gedrängt. Die „Hromada", die Organisation der Weißrussen, deren Gründer und Führer er war, wurde verboten, ihre Mitglieder, einschließlich ihrer Abgeordneten, wurden eingesperrt und vor einigen Jahren wurde das polnische Weißrußland mit denselben berüchtigten Methoden „befriedet" wie die polnische Ukraine. Taraszkiewicz selbst ist nicht weniger als fünfmal verurteilt worden, darunter einmal zu zwölf Jahren Kerker, von denen er anderthalb Jahre absitzen mußte.

Daß seine Amnestierung seine Überzeugung nicht änderte, ist selbstverständlich. Die Antwort der polnischen Diktatur darauf ist diese neue Zuchthausstrafe. Den Gegenstand der Anklage bildete ein Flugblatt, in dem Taraszkiewicz bei den letzten Wahlen das Selbstbestimmungsrecht für Weißrußland forderte. Daß er in dem Prozeß, der vor vier Wochen in Wilna stattfand, erklärte, er trete für die Loslösung der Weißrussen ein, da er das Vertrauen verloren habe, Polen werde ihnen Autonomie gewähren, war vielleicht nicht sehr geschickt; in jedem Fall beweist es nicht nur seinen Mut sondern auch die Reinheit einer Gesinnung, die an die eigne Person zu allerletzt denkt.

Wir wollen uns gar nicht aufspielen. Leider können wir die Zustände, die bei uns herrschen, dem Reich Pilsudskis nicht als Beispiel hinstellen. Aber grade weil wir jedes Unrecht im eignen Land brandmarken und bekämpfen, haben wir das moralische Recht, auch gegen das Zuchthausurteil von Wilna zu protestieren und die Befreiung Taraszkiewiczs zu einer Sache des europäischen Gewissens zu machen.

Hanns-Erich Kaminski

Simultanfilm

Der Film verfügt über reiche künstlerische Mittel. Die Produzenten bedienen sich ihrer, um dem Zuschauer die sinnlosesten und dümmsten Geschichten so zu präsentieren, daß sie seine „Erlebnisse" werden. Der Filmschnitt beispielsweise hat sich als rythmisches Ausdrucksmittel ungeheuer verbreitet, weil er den Filmen auf ungefährliche Art den Anschein hoher künstlerischer Qualität verleiht. Die „Montage" dagegen — wie die Russen den Filmschnitt in einem engern Sinne nennen — wurde bis jetzt nur von wenigen Regisseuren richtig verwendet, denn diese Methode hemmt, ja verhindert sogar das Produzieren von Unterhaltungsware. Montage ist die bewußte Herstellung von Zusammenhängen auf andrer als rein handlungsmäßiger Basis. Selbst dann, wenn auf solche Sinngebung gar nicht ausgegangen wird, also beim einfachen Aneinanderkleben von Vorgängen entsteht häufig ungewollte, zufällige Montage, und da werden dann oft die unangenehmsten Wahrheiten sichtbar. So wenn zum Beispiel in einer Wochenschau erst die Bekämpfung eines Hungermarsches durch die londoner Polizei gezeigt wird und dann unmittelbar dahinter die Fütterung eines Raubtiers im Zoo. Bei der Überprüfung eines andern Wochenschaustreifens ereignete sich folgendes: An Bilder aus der japanischen Invasion in China waren Bilder geklebt, die ein Tanzturnier in Europa zeigten. Die Leitung erschrak ehrlich bei dem Gedanken, die Zuschauer könnten in dieser Reihenfolge einen Sinn erblicken. Die beiden Sachen, die so garnicht aneinander paßten, und die beiden Aufnahmen wurden schleunigst wieder getrennt. Der Zuschauer darf nicht nachdenklich werden, vor oder bei Filmen, die vielmehr dazu geeignet sein sollen, den Menschen in einen Zustand zu bringen, der ihm die Erfüllung seiner staatsbürgerlichen und ehelichen Pflichten erleichtert. Also weg mit der Montage!

Dasselbe gilt für die vielen Experimente zur Entwicklung der Filmtechnik, die gemacht oder verhindert worden sind. Der praktische Erfolg eines Experiments hängt heute davon ab, ob es den Tendenzen unsrer Filmproduktion dienlich ist, und man glaube nicht, daß sich diese Tendenzen nur im Inhaltlichen ausdrücken. Da hat beispielsweise der junge pariser Regisseur Lara einen Film gedreht, der auf dem Prinzip der Simultaneität beruht. Mit Hilfe einer besondern Optik für die Aufnahme und auch für die Vorführung kann man auf zwei Leinwänden, übereinander oder nebeneinander, mehrere Vorgänge, die gleichzeitig spielen, aufeinander wirken oder in sonst einem geistigen Zusammenhang stehen, zugleich zeigen. Laras Film zeigt, wie ein Mensch aus einer änderbaren Situation durch falsches Verhalten allmählich in eine unveränderliche kommt. Nicht das Schicksal ist es, das ihn in diesen ausweglosen Zustand treibt sondern seine Handlungsweise, die wiederum durch die Lage, in der er sich befindet, bestimmt wird. Dem Zuschauer wird der psychische Zustand des Helden nicht zum Zwecke des Miterlebens nähergebracht, sondern es wird ihm sichtbar gemacht, wie ein Individuum den Kampf aus seiner Situation heraus führt und welches die Ursachen dafür sind, daß es diesen Kampf verliert. Dadurch bekommt die Kunst eine neue Funktion. Die Tragödie beispielsweise wird untragisch. Der Zuschauer, Betrachter eines Kampfes, verläßt nachdenkend, anstatt menschlich erschüttert, den Zuschauerraum. (Ähnliche Ver-

suche machte Bert Brecht auf dem Gebiete des Theaters.)

Der Simultanfilm, ein neues technisches Mittel, stellt den Autor, den Regisseur, den Schauspieler, aber auch den Zuschauer vor neue geistige Aufgaben. Der Autor hat nicht mehr einfach die Fabel dramatisch zu steigern, er muß die für die weitere Entwicklung wichtigsten, in den Vorgängen enthaltenen Widersprüche aufzeigen. Diese Widersprüche sind nämlich von unserm heutigen Standpunkt aus die Hauptsache. Regisseur und Schauspieler sollen die Antinomien berücksichtigen. Und der Zuschauer soll nicht mehr nur „erleben" sondern Widersprüche begreifen, etwa den zwischen einer Völkerbundskonferenz und dem Krieg zwischen Japan und China.

Die Möglichkeiten, dies Prinzip der Simultaneität auch für den Spielfilm zu verwenden, sind noch größer, wenn auch schwieriger. Lara hat es versucht. (Die drei Leinwände in dem Napoleonfilm von Abel Gance haben mit diesem Experiment wenig zu tun, denn Gance wollte nichts als den Schauplatz für die geschichtlichen Ereignisse vergrößern, um eine prächtigere, monumentale Wirkung zu erreichen.) Das Manuskript von Lara ist nach einer Jack-London-Novelle geschrieben und handelt im Schlußteil von einem Goldgräber, dem, auf den Höhen von Alaska, der Fuß naß geworden und erfroren ist, so daß er sein Dorf nicht mehr erreichen kann. Die Kälte ist so groß, daß er, wenn er oben übernachtete, ganz erfrieren würde. Nun wird gezeigt, was dieser Mensch unternimmt, um sich zu retten. Er macht Feuer unter einer Tanne, die mit Schnee bedeckt ist. Der Schnee fällt wegen der aufsteigenden Wärme von den Zweigen und verschüttet das Feuer. Der Goldgräber versucht nun mit seinem letzten Streichholz, anderswo Feuer zu machen. Da auch seine Hände erfroren sind, nimmt er das Streichholz in den Mund. Beim Anzünden reizen ihn die sich dabei entwikkelnden Gase zum Niesen, und so löscht er sein letztes Streichholz aus. Er macht noch ein paar ergebnislose Versuche, um sich zu retten, dann stirbt er vor Kälte. Bei jedem dieser Vorgänge legt der Regisseur den Hauptakzent auf die Änderbarkeit der Situation und das falsche Verhalten! Während der Goldgräber das Feuer anzündet, kontrastiert der Regisseur gleichzeitig das Feuer mit dem Schnee. Würde man denselben Vorgang sukzessiv darstellen, so müßte der Zuschauer, während er den Schnee sieht, an das Feuer denken, das heißt: jenen Prozeß selber vollziehen, den ihm der Simultanfilm zeigt. Da aber der Zuschauer diesen Denkprozeß, wegen der Eindringlichkeit des einen Bildes vor seinen Augen, kaum vollzieht, wird in ihm nichts als die Illusion des Dabeiseins erweckt. Der Simultanfilm hingegen kann dem Zuschauer Zustände bewußt machen, in die der Mensch entscheidend verändernd eingreifen kann. Nicht der unveränderliche Mensch und sein unabänderliches Schicksal sondern der veränderliche Mensch und die von ihm zu ändernden Zustände können gezeigt werden.

Die künstlerische Methode des Simultanfilms, die noch entwikkelt und ausprobiert werden muß, bietet die Möglichkeit, neue, für den bisherigen Film undarstellbare Prozesse, die in den heutigen Menschen und in der heutigen Gesellschaft stattfinden, zu schildern. Sicher ist diese Methode nicht für alle gesellschaftlichen Funktionen des Films brauchbar, aber ebenso sicher ist, daß man mit dem Simultanfilm Vorgänge zeigen kann, die man mit den bisherigen Mitteln nicht in so prägnanter Weise oder überhaupt nicht darstellen kann. Die Filmindustrie allerdings hat kein Interesse daran, diese Versuche zu fördern, denn dem Unterhaltungsfilm können sie nichts nützen. Trotzdem müßte man dieses wichtige Experiment auch in Berlin, zumindest vor einem dafür interessierten Publikum, zeigen.

S. Th. Dudow

Nationalisierte Wissenschaft

In der polnischen Zeitschrift ‚Wiadomsci Literackie‘ hat der bekannte Kritiker Boy-Zelenski mit seiner vor kurzem eröffneten Polemik über den Tod des großen polnischen Dichters Adam Mickiewicz eine Frage zur Debatte gestellt, die zweifellos etwas mittelalterlich anmutet, die aber leider nicht nur in Polen am Platze ist. Allerdings ist am Beispiel Polens, wo die nationalen Interessen noch immer als besonders brennend empfunden werden, am leichtesten zu zeigen, welche Folgen sich für die Wissenschaft ergeben, wenn der „nationale Gedanke" entscheidenden Einfluß auf ihre Zielsetzungen und Methoden gewinnt. Mickiewicz ein unruhiger Geist, ein Dichter von elementarer Gewalt, von wenigen geliebt und wie kein andrer von bestimmten Kreisen seiner Volksgenossen angefeindet, nach seinem Tode plötzlich zum Volksheros erhoben und zum starren „bronzenen" Mann der vielen Denkmäler zurechtgeglättet —, ist unter merkwürdigen und nie ganz geklärten Umständen gestorben.

Die offizielle Version aller polnischen Lehrbücher und Literaturgeschichten besagt, Mickiewicz sei in Konstantinopel an der Cholera verschieden. Indessen, diese offizielle Angabe scheint auf recht schwacher Grundlage zu ruhen, denn Boy-Zelenski konnte den Beweis erbringen, daß sie, wenn nicht wissentlich falsch, so doch zum mindesten sehr anfechtbar ist und daß sich eine Reihe von Tatsachen nicht in den Rahmen der amtlichen Lesart einfügen lassen, ja gradezu dafür sprechen, daß Mickiewicz im Auftrage einer prominenten Persönlichkeit der damaligen polnischen Emigration vergiftet worden ist.

Zelenski führt eine Reihe seltsamer und anders schwer deutbarer Stellen aus authentischen Berichten an und bringt den Tod Mickiewiczs mit dessen enger Beziehung zu dem damals schon sehr angefeindeten, zum mohammedanischen Glauben übergetretenen Michael Czaykowski, Sadyk-Pascha, in Zusammenhang, vor allem aber mit seinem leidenschaftlichen Eintreten für die Schaffung jüdischer Legionen in polnischem Dienst, — eine heiß verfochtene Lieblingsidee des Dichters, die zur hellen Erbitterung der national-klerikalen polnischen Kreise beinahe Wirklichkeit geworden wäre, als die ganze Bewegung mit dem plötzlichen Tode Mickiewiczs zusammenbrach...

Nicht der schreckliche Gedanke, daß der größte Dichter der Nation als Opfer einer läppischen Intrige elend verendet sei, läßt die Gemüter der Gegner Boy-Zelenskis erzittern sondern die Angst vor einer nationalen Blamage. Nicht der Wunsch, die Wahrheit zu erfahren, ist der Grund des Aufruhrs in der einflußreichen rechtsstehenden Presse; eine Flut von Vorwürfen und Verdächtigungen schmutzigster Art trifft Boy-Zelenski, weil er es gewagt hat, eine prominente Persönlich-

keit der polnischen Emigration — das will sagen: einen Kämpfer für die Freiheit des Vaterlandes, einen Helden, einen Patrioten — eines Verbrechens zu verdächtigen. Wie kann ein Pole gegen einen Polen... Skandal... und außerdem Lüge: weil — mit Morgenstern zu sprechen — nicht sein kann, was nicht sein darf, nicht wahr sein kann, was unter der Perspektive nationaler Ehre einfach nicht gewesen sein darf.

Und die Historiker, die Geschichtswissenschaft des Landes, die berufene Stelle zur Klärung solcher Fragen? Sie schweigt — offiziell. Sie flüstert — inoffiziell. Zwar tuschelten einzelne Gelehrte ihren Freunden ins Ohr, daß die Vergiftung Mickiewiczs in den einschlägigen Kreisen schon längst alle Spatzen von den Dächern pfiffen... aber still! Man kann sich doch nicht — ich zitiere wörtlich — wegen einer Zweitagesensation die ganze Laufbahn verderben. Denn: die Dokumente, die unzähligen Unterlagen historischer Forschung sind hier nicht in staatlichen Instituten gesammelt und öffentlich registriert sondern befinden sich zum großen Teil noch immer im Besitz der alten Adelsgeschlechter, in den privaten Bibliotheken der Czartoryski, der Radziwill etcetera — und welche unter diesen Sammlungen sollte nicht Geheimfächer haben, die unliebsamen Gelehrten als höchst private Familienarchive ohne weiteres unzugänglich gemacht werden können? Wehe jenem Forscher, der versuchen wollte, den national-patriotischen Glanz, die sture, unwandelbare, in Gold verfertigte Glorie offiziöser Überlieferung zugunsten der Wahrheit auch nur im geringsten zu trüben! Seine Laufbahn wäre so gut wie beendet.

Boy-Zelenski behauptet, es gebe in bestimmten Bibliotheken Dokumente, die den unnatürlichen Tod Mickiewiczs beweisen, die aber nicht bekanntgegeben werden und nur durch Zufall dem einen oder dem andern jungen Forscher bei seinen Studien in die Hände geraten. Die aber hüteten sich wohl, die Sache an die große Glocke zu hängen. Diese Behauptung, es gebe also in Polen neben der offiziellen, gedruckten, noch eine „geheime", ungedruckte Wissenschaft, versetzt die Gegner Boy-Zelenskis in den gleichen Wutparoxysmus wie die „nationale Schmach", die dieser Unerschrockene durch die Aufrollung des ganzen Fragenkomplexes auf das Haupt Polens gebracht haben soll. Indessen, die vielen Hinweise Boy-Zelenskis, die zu einer ehrlichen Deutung des tragischen Lebens und des tragischen Todes Mickiewiczs sehr dienlich wären, verhallten ins Leere, und es scheint, als müsse dieser zerrissene, problematische Dichter, dessen Nachlaß sein eigner Sohn der allerseits angestrebten Idealisierung entsprechend „verwaltet", für ewig der glatte und tote „bronzene" Mann auf dem marmornen Sockel bleiben...

Noemi Eskul

Hitler in Jerusalem

Jerusalem ist rund sechsunddreißigmal erobert worden. Jebusiter, Israeliter, Kreuzfahrer, Türken, und noch ein Dutzend Völker, alle möglichen Leute schlugen sich um den Besitz dieser Stadt. Seit fünfzehn Jahren, seit dem Tag, da die Türken sie den Engländern übergeben haben, ist aber Ruhe. Das heißt: war Ruhe. Im Oktober 1932 nämlich schickte sich Hitler, oder besser die Vogtländische Kunststickerei Karl Leihkamm an, „die Mitte der Welt" zu erobern. In diesem Monat traf in Jerusalem, und zwar bei einem jüdischen Kommissionär, eine Ansichtskarte ein. Papier sehr mäßig, Druck noch mäßiger. Auf der Textseite in einem Rechteck: ein kleines gefiedertes, nach rechts schauendes Tierchen, eine Art Pleitegeier, in etwas wie einem bayrischen Knödel, der vermutlich die Sonne darstellen soll, da er nach allen Seiten wildbewegte Strahlen verschießt. Dieses wahrhaft originelle Arrangement balanziert auf einem Miniaturknödel, der eine blutrote und eine weiße Schichte erkennen läßt, welch letztere von

einem Hakenkreuz besetzt ist. Das Ganze steht auf einem, von symmetrisch angeordneten Gemüsen grün umkränzten Oval von etwa sieben Zentimeter Höhe, das mit einem Stück Leinen beklebt ist. In diesem Leinen aber — bitte, sich zu erheben — ist der Kopf Hitlers eingewebt. In Blau auf Weiß, wahrscheinlich, um der jüdischen Nationalfahne entgegenzukommen. Damit keinerlei Verwechslung vorkomme, ist der Name Hitler gleich miteingewebt, und überdies steht unter dem Oval, mit Rufzeichen versehen, eine in Jerusalem zwar nicht ganz verständliche, aber immerhin beherzigenswerte Aufforderung an Deutschland: zu erwachen. Auf der Adressenseite aber ist zu lesen (in Maschinenschrift): „Offeriere als besondere Neuheit! 1000 Stück M. 8,00. Karl Leihkamm, Auerbach i. V." Darunter, gedruckt: „D.R.G.M. Nr. 1 220 393 Vogtländische Kunststickerei. Bildnis waschecht, zum Abnehmen und Einnähen in Wäsche, Kleidungsstücke usw."

Dies ist das neue, waschechte Mittel zur Eroberung Jerusalems. Für etwa einen Pfennig kann jeder Einwohner dieses arabisch-jüdischen Landes seine Unterwäsche, die sich infolge des warmen Klimas zumeist nur auf eine Unterhose reduziert, mit einem Hitlerbild versehen. Können wir noch glücklicher sein?

Diese Art deutscher Kulturpropaganda wird, besonders in den Fellachendörfern, wo man in künstlerischen Dingen noch nicht so verderbt ist, sicherlich guten Eindruck machen. Bei den andern besteht allerdings die Gefahr, daß die vogtländische Offensive nicht gelingt. Ihnen wird es zu umständlich sein, immer wieder die Beinkleider hinunterzulassen, um die hitlerbildgeschmückte Unterhose als Erkennungszeichen der Ideengemeinschaft vorzuweisen. Außerdem: bei uns heißen die Deutschen im Volksmund „die Jêken" (mit langem ê). Da kann leicht aus dem „Juda verrecke" ein „Juda verjêke" werden, was dem Plan des vogtländischen Kulturpioniers im hebräischen Palästina schaden könnte.

Bei dieser Gelegenheit sei auf zwei Tatsachen verwiesen, die wohl nicht allbekannt sind. Das Hakenkreuz war bei uns in Palästina bereits zu einer Zeit heimisch, als es im Vogtland sicherlich noch keine Leihkammanstalten gab und Braunau kaum am Inn, geschweige denn in der Historie lag. Auf dem Ruinenfeld der Synagoge von Kapernaum in Galilaea fand ich einen sehr gut erhaltenen Fries mit Hakenkreuzen. Ich weiß nicht, ob der Kreishauptmann von Kapernaum dem Verein Nationaldeutscher Juden des Herrn Naumann angehörte, und, vor rund zweitausend Jahren, aus Demonstrationsgründen die Hakenkreuze an der Synagoge anbringen ließ — aber wie dem auch sei: sie sind da. Und dann konnte ich bei der Bearbeitung des Forschungsmaterials über ein im Aussterben begriffenes mongolisches Urvolk in der südöstlichen Tayga, an der Grenze der Mandschurei also,

mit Vergnügen feststellen, daß diese paläo-asiatischen Gentlemen seit jeher ihre Dachpfosten mit Hakenkreuzen schmücken. Doch das nur nebenbei.

Ein furchtbares Bild steigt vor meinem Auge empor: Ich sehe die Legionen des Löwenherz Hitler und des Balduin Leihkamm gegen „die Hochgebaute" heraufziehen, die erzenen Legionsadler stehen auf einem bayrischen Knödel, ein Wald von grünem Gemüse umgibt sie, in der Mitte der Vogtländer-Legion reitet, auf einem mit Seidenpapier umwickelten Leihkamm anfeuernde Lieder spielend, Hitler in eigner Person, und durch die Wüste Juda rast der Schlachtruf: „Juda verjêke!"

M. Y. Ben-Gavriël

Bayern und die Amnestie

Auf dem hamburger Hauptbahnhof wird ein Zug gereinigt. Da Hamburg, falls dies kein Verrat militärischer Geheimnisse ist, in Deutschland liegt, so reinigen den Zug ein Oberputzer und ein Hilfsputzer.

Als der Hilfsputzer mit einem Abteil fertig ist, ruft er: „Fertig!" (sprich: „Fettich!").

Da fährt ihn aber der entrüstete Oberputzer an. „Was?" sagt er. „Wer ruft hier Fettich? Kain ain ruft hier Fettich! Wenn es fettich ist, dann rufe bloß ich Fettich! — Fettich!"

Siehe die Überschrift.

Wilhelm II. ein Jude?

Der „Semi-Imperator", eine genealogische Abhandlung, die sich mit dem letzten Kaiserhaus befaßt, weist nach, daß Wilhelm II. mütterlicherseits jüdischer Mischling ist. Er stammt von dem letzten jüdischen König Zedekias ab. Auch das Haus Koburg ist in diesem Zusammenhang hebräisch belastet.

Falls sich August Wilhelm und der Herzog von Koburg dafür interessieren sollten, das aufschlußreiche Büchlein ist 1919 im Verlag Franz Eher, München, erschienen.

Deutschland 1932

Ich sah im Traum von Militärflugzeugen ein dickes Gewimmel.
Sie stiegen auf, mehr, mehr, immer mehr,
Sie verfinsterten Sonne und Himmel.

Sie führten mit sich, in meinem Traum,
Giftbomben und ähnlichen Segen.
Mit denen wollten im feindlichen Raum
Sie eine Großstadt belegen.

Sie ordneten sich, die todbringende Schar,
In schwierigstem Wenden und Drehen.
Der Giftangriff sollte offenbar
In kunstvollster Form geschehen.

Und sieh, als endlich die ganze Wehr
Aufstieg zur Abendröte,
Erschien, gebildet aus Militärflugzeugen, am Himmel Goethe.

Lion Feuchtwanger

Hinweise der Redaktion

Berlin

Club der Geistesarbeiter. Sonnabend 21.00. Sylvesterfeier in den Bismarcksälen, Neue Grünstr. 28, am Spittelmarkt. Es wirken mit: Erich Kästner, Walter Mehring, Julia Marcus, Dodo von Doeren, Franz Leschnitzer, Alexander Granach und andere.

Bücher

Alfred Polgar: Ansichten. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin.
Leo Trotzki: Ueber Lenin. Verlag Oeffentliches Leben, Berlin.

Rundfunk

Mittwoch: Breslau 16.00: Hans Reimann über Griechenland. — Freitag: Leipzig 14.30: Zwei politische Sendschreiben Dantes. — Moskau (Komintern) 20.00: 10 Jahre Kampf für die Abrüstung. Stuttgart 21.00 Lessings Emilia Galotti. - Sonnabend: Hamburg 18.30: Was will das Publikum für sein Geld? Jochen Klepper und Jürgen Fehling.

Antworten

Deutscher Ausschuß für Abrüstungspropaganda. Sie übersenden uns die nachstehende Erklärung: „Die Hauptaufgabe der Abrüstungskonferenz ist, die Grundlage für die Organisierung des Friedens zu schaffen. Neuerdings ist in die Abrüstungsverhandlungen der Gedanke geworfen worden, den Staaten, denen durch die Friedensverträge die Abschaffung der Dienstpflicht auferlegt worden ist, die Wiedereinführung zu gestatten. Dieser Vorschlag ist von französischer Seite als Entgegenkommen gegenüber Deutschland gedacht. Der Deutsche Ausschuß für Abrüstungspropaganda, dem 16 pazifistische und freiheitliche Organisationen angehören, warnt dringend vor der Einführung der Dienstpflicht in irgendwelcher Form, selbst wenn versucht werden sollte, sie als Miliz dem Volke schmackhaft zu machen. Die Dienstpflicht würde in Deutschland zu einer verhängnisvollen Militarisierung des ganzen Volkes führen, den inneren Frieden bedrohen und keinen Schritt zur Weltabrüstung bedeuten sondern vielmehr die Verewigung der nationalen Rüstungen und damit der internationalen Unsicherheit."

Otto Lehmann-Rußbüldt. Ihren 60. Geburtstag müssen Sie am 1. Januar in der teuren Heimat begehen, da Ihnen die deutsche Regierung fürsorglich und vorsorglich den Paß abgenommen hat. Glücklicherweise bedürfen Ihre Bücher keines Passes und keines Visums, um in alle Teile der Welt zu gelangen. Soeben hat der Fackelreiter-Verlag eine vollständig umgearbeitete Neuauflage Ihrer „Blutigen Internationale" (die bereits in zehn Sprachen übersetzt ist) herausgebracht. David Lehmann gegen Goliath Rüstungsindustrie! Wenn Ihnen ein Freund wünschte, daß Sie Ihre Kampfeslust in der zweiten Hälfte Ihres Lebens behalten möchten, würden Sie wahrscheinlich nur erwidern: Das sowieso. Darum unser Wunsch einfach: von Auflage zu Auflage!

Der Rote Aufbau. Du schreibst in deinem Heft vom 15. Dezember: „Der ‚Weltbühne' und ihrem derzeitigen Leiter, dem berüchtigten Antisowjethetzer Hellmut von Gerlach, bleibt es vorbehalten, die Nichtangriffspakte der Sowjetunion mit Frankreich und Polen als angebliche geheime Militärbündnisse gegen Deutschland nach dem Muster des alten russisch-französischen Zweibundes zwischen dem Zaren und Poincaré zu denunzieren. Wir begnügen uns damit, diese alberne und dumme Verleumdung niedriger zu hängen." Wenn du von „Verleumdungen" sprechen willst, mußt du die Adresse ändern. In dem Artikel „Die russische Niete" in Nr. 50 der ‚Weltbühne', auf den sich deine Bemerkung bezieht, hat Hellmut v. Gerlach selbstverständlich mit keinem Wort davon gesprochen, daß die russischen Nichtangriffspakte irgend etwas mit geheimen Militärbündnissen zu tun hätten.

Briefschreiber. Sie warten auf ein Schlußwort Walther von Hollanders zu seinem Aufsatz „Geburtenregelung — Mannessache". Es wird, zusammen mit zwei weiteren Äußerungen zum Thema, in der nächsten Nummer erscheinen.

Generalleutnant a. D. Ernst Kabisch. In der ‚Kölnischen Zeitung' haben Sie kürzlich einen Beitrag zur Nährung der Dolchstoßlegende veröffentlicht. Nach einer phantastischen Schilderung der angeblich durch Propaganda erzeugten Stimmung gegen den Krieg schreiben Sie wörtlich: „Jener Propaganda standen außer der tätigen und geldlichen Mitwirkung berliner Kreise um Witting, den Bruder Maximilian Hardens, Millionen Pfund, Franken, Dollar zur Verfügung, um in Millionen von Hetzschriften und Flugblättern ihr Gift in Volk und Heer zu verbreiten." Sie beschuldigen also gewisse Kreise um Witting und damit auch in erster Linie Witting selbst, während des Krieges Geld für die Verbreitung von Hetzschriften in Heer und Volk gegeben

zu haben. Wollen Sie nicht gefälligst mit Ihren Beweisen herausrücken? Richard Witting war ein prachtvoll tapferer Kriegsgegner. Aber jeder, der ihm nahe gestanden hat, weiß, daß er seine Kriegsgegnerschaft auf ganz andre Weise zum Ausdruck brachte als durch die Finanzierung von Meutererliteratur für das Heer. Gewiß, historische Wahrheit über alles! Haben Sie Belastungsmaterial gegen Witting, bitte, heraus damit! Andernfalls setzen Sie sich dem Vorwurf aus, einen Toten leichtfertig verdächtigt zu haben.

‚Kölnische Volkszeitung'. Unter der Spitzmarke „Millionäre als Bettler" berichtest du über eine Schöffengerichtsverhandlung in Siegen. Drei Industrielle hatten die von ihren Arbeitern eingezogenen Beiträge für die Sozialversicherung unterschlagen, der eine 4400, der andre 4300, der dritte 3900 Mark. In Anbetracht ihrer „Notlage" erkannte das Gericht auf die Mindeststrafe von je 100 Mark. Offenbar huldigt dies Gericht nicht der Abschreckungstheorie, wenigstens nicht gegenüber Arbeitgebern.

Major a. D. Moll in Rendsburg. Mit wahrem Vergnügen haben wir die Kritik gelesen, die Sie zu der Aufführung der „Endlosen Straße" in der ‚Schleswig-Holsteinischen Landeszeitung' vorgenommen haben. Sie beanstanden, daß der Leutnant den Hauptmann einfach siezt, daß der Fähnrich redet, ohne gefragt zu sein, daß der Leutnant eine zu lange Mähne trägt, daß der Feldwebel kein dickes Notizbuch zwischen dem ersten und dritten Knopf, im Dienst nicht umgeschnallt und außerdem die Mütze schief aufgesetzt hat, daß die Kopfhaltung des Gefreiten nicht die eines Gefreiten sondern eines Rekruten gewesen sei, daß die Musketiere beim Alarm nicht sorgfältig genug umgeschnallt hätten. Sie ziehen aus dem Ganzen den Schluß, daß der Regisseur gut getan hätte, vor der Aufführung den Rat eines alten aktiven Offiziers einzuholen. Wir ziehen aus der Sache den Schluß, daß die Redaktionen gut tun würden, die Kritik an Stücken, in denen Militärpersonen vorkommen, alten Offizieren zu übertragen. Da käme dann wenigstens an Stück und Aufführung das Wesentliche bei der Besprechung zu seinem Recht.

Volksspende „Niobe". Ihr habt ein Buch von Korvettenkapitän a. D. Busch herausgebracht und vertreibt es für 2,25 Mark. In euren Reklamezetteln heißt es, daß der Ertrag den „Grundstock für den Neubau eines Schulschiffs" bilden solle. Ist der Bau eines Schulschiffs nicht eigentlich Sache der Admiralität und der Reichskasse? Diese Kasse ist allerdings ziemlich leer. Dafür aber haben wir noch eine Auswahl von recht überflüssigen ältern Kriegsschiffen. Aus denen könnte doch recht gut eins als Schulschiff bereitet werden. Das scheint uns zweckmäßiger, als wenn das Geld, das jemand für Bücher parat hat, in die „Niobe" des Korvettenkapitäns statt in ein literarisch wertvolles Erzeugnis investiert wird.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das I. Vierteljahr 1933

einzuzahlen, da am 10. Januar 1933 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.